ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND GUSTAV ROETHE

VIERUNDVIERZIGSTER BAND

DER NEUEN FOLGE ZWEIUNDDREISSIGSTER BAND

BERLIN
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
1900.

INHALT.

MITTELHOCHDEUTSCHE STUDIEN.

1. ADV. *GÂR*

MIT LANGEM STAMMVOCAL BEI GOTFRID VON STRASSBURG.

Moriz Haupt hat zu Er.[2] 325 zuerst darauf hingewiesen, dass das adv. *garwe*, *begarwe* neben *gar* nicht allen dichtern und nicht allen dichtern zu jeder zeit gleich geläufig war. Hartm. kennt es im Büchl., Er. und Greg.[1], im aH. und Iw. enthält er sich dieser form (s. auch meine Beobachtungen zum reimgebr. Hartm.s und Wolfr.s, Abhandlungen zur germ. philol. 1898 s. 452 anm.), Wirnt und Gotfr. reimen *garwe*, Wolfr. bleibt die form fremd. ich merke noch an, dass die zweisilbige adverbialform auch von Konr. vWürzb. (s. bes. Wolff zur Halben bir v. 5), Konr. Fleck (178. 1971. 2747. 6022. 6825), dem dichter der gFrau (1610, s. la., 2512. 2817), Hugo vLangenstein (Mart. 30, 89. 55, 13. 70, 85 usf., 17 mal), Konr. vStoffeln (Gaur. 2766) und noch vom Büheler (zb. Diocl. 5037), ferner in der Krone (120. 6495. 8211. 14341. 20136. 21132. 23178) und im Wigam. (zb. 1020),

[1] auch Greg. 2373 ist, wie ich jetzt einsehe (anders Zs. 37, 395 und 209 anm. 2), *Diu schœne garwe erblichen* und nicht mit Paul *Diu schœne varwe erblichen* zu lesen, also *garwe* im versinnern zu conjicieren, wo es ja auch im Er. von Haupt einige male erst hergestellt werden muste. v. 2371 ff lauten bei Paul: *Ir hiufeln was vor leide Diu rôsenvarwe entwichen, Diu schœne varwe erblichen : Sus vant er sî tôtvar.* ich kenne sonst bei Hartm. kein beispiel einer so ungeschickten widerholung wie die des *rôsenvarwe — schœne varwe — tôtvar* an unsrer stelle. ferner bieten diese lesung zwar die hss. ABEK (nur *Ir* für *Diu* K, *liehte* für *schœne* E), aber G weist doch mit seinem *Und ouch vil gar erblichen* und das mit G nicht verwante I mit *Und gar und ganz verblichen* deutlich genug nach dem auch sonst von den schreibern, wo es der reim nicht schützte, arg verfolgten *garwe*, welches in parallelstellen, wie Greg. 3678 *Daz ir der lîp vor leide Entwichen was begarwe An krefte und an varwe* uä., tatsächlich erscheint. dass aber A und die gruppe BEK unabhängig von einander mit dem gleichen fehler *varwe* für *garwe* bringen, kann nicht auffallen. denn für überliefertes *garwe* bot sich das *varwe* der vorangehnden zeile um so eher an, als in dem *Diu schœne garwe* '*schœne*' leicht vom copisten als adj. verstanden und '*garwe*' dann als ein schreibfehler der vorlage gefasst werden konnte.

uzw. ohne wahrnehmbaren zwang und ohne einschränkung, aber immer neben häufigerem *gar*, im reim verwendet wird. einmal nur steht *a[l]begarwe* im Bit. (8132). auch im Mor. vCraun findet sich blofs ein *garwe* (1649) neben vier adverbialen *gar* (529. 699. 1043. 1727), und vereinzelt bleiben die *garwe* bei Stricker, dessen heimat von der des dichters des Mor. vCraun kaum weit entfernt gelegen haben wird: es steht blofs Karl 7793, Frauenehre D 443, Hahn III 111. XI 25, Ges. ab. 45, 185 und fehlt zb. im Dan. gänzlich, während *gar* überall zu Strickers häufigsten reimworten gehört[1]. — sowie nun aber Wolfr. es nicht kennt und Hartm. im

[1] Wb. und Hwb. (Lexer) bringen aufserdem noch beispiele aus der Warn. (442. 2125) und aus Ernst D (2030). in der Krone 4255 (s. Hwb. I 741), wo *garwe* im innern des verses stehn soll, ligt ein unsinniger fehler der hs. vor, dem Singer Zs. 38, 250 und Ehrismann Beitr. 20, 60 mit besserungsvorschlägen beizukommen trachten. im jTit., bei Hadamar und in der Titurelstrophe MSH. III 432[b] kann *garwe* dem bedürfnis nach klingenden reimen, im Reinfrit (und in der Martina) der nachahmung Konr.s ebenso leicht seine existenz verdanken, als dem dialekt der verfasser. dagegen kennen dieses *garwe* sehr viele gedichte des 12 jhs. und die meisten mitteldeutschen dichter (die wbb. belegen Albr., Herb., Eracl., Pass., Elisab.; s. auch Germ. 7, 18), uzw. ist seine verwendung bei den dichtern des 12 jhs., und bes. den rheinischen, viel ausgedehnter, als die wbb. erkennen lassen, wo nur Credo 2430, gr. Rud. 13, 21, WGen. und jJud. verzeichnet werden. aber es ist wichtig, dass zb. im Credo das adv. lediglich *garwe* (im reim 303. 863, im innern 2585), *al-. begarwe* (1463) und *begerwe* (2430) heifst, niemals *gare*, das als präd. adj. 3030 (denn nach *gare* hat vdLeyen den beistrich wol nur vergessen) auf *scare* reimt. auch im Alex. herscht *garwe* vor. es steht da im Strafsburger text 3560. 5304. 5955. 6139, also nur in der fortsetzung und nicht in der Strafsb. bearbeitung des Vor. Alex., wie auch nicht im Vor. Alex. selbst. weil aber auch dort kein *gare* als adv. vorkommt (*gare* als adj. Strafsb. bearb. 1183 attributiv und Strafsb. fortsetz. 2245 prädicativ), so wird sich hierin der dialekt des bearbeiters und fortsetzers von dem des dichters des Vor. Alex. kaum unterschieden haben. Str. Alex. 6515 lesen wir übrigens *si gare* im text, worin ich *gare* ebenso als adv. fasse als in wendungen wie *diu massenîe gar, die ritter gar* und dem bes. in Strickers Daniel so beliebten *alle gar* (*alle garwe* Mor. vCraun 1649!) und dieses *gar* einem *gelîche* oder *über al*, mit denen es ja vicariiert (s. *die ritter gelîche, alle gelîche, si . . gelîche, diu massenîe über al*), gleich setze. im Roth. findet sich kein *garwe*, sowol das adj. (präd. 665. 2637, attrib. 3410. 4084) als das adv. (1355. 1661. 2738) heifst *gare*. im Rol. reimt nur 11, 31 *al[le] garwe* (119, 7. 204, 1. 203, 2 ist *garwe* und *garwen* flect. adj.), das adv. *gar* ligt wol vor in *alle gar* 90, 17. *si gar* 137, 7. 248, 11, ferner 157, 17. 202, 14. sehr häufig ist das adj.: präd. 61, 13. 87, 26. 139, 4. 142, 19. 154, 11. 168, 12. 273, 25. 340, 10 (wol auch 188, 12) und attrib. 93, 15.

aH. und Iw. es meidet, so fehlt *garwe* auch bei Ulr. vZatzikh., Rud., Ulr. vTürh., in der Virginal, bei Reinbot, Servat. Zs. 5, Konr. vFussesbr., Konr. vHeimesf., in der Klage, Bit., Gudr. und Ernst B, welche ich daraufhin untersucht habe, ferner, wie die gedruckten reimwbb. lehren, bei Freid. und Walther[1].

Für Wirnt verweist Haupt auf Wig. 224 und 899. es sind dies in der tat die zwei einzigen belege in diesem, etwa 12000 verse begreifenden epos. da beide belege im ersten zwölftel des gedichts stehn, da wir in Hartm. einen dichter kennen, der die in betracht kommende form in frühern perioden seines dichtens anwendet und in spätern meidet, so können wir wol auch Wirnt zu den dichtern zählen, denen *garwe* nicht durchaus genehm war. wahrscheinlich steht aber das verschwinden der form bei Wirnt und bei Hartm. unter verschiedenen voraussetzungen. Hartm., der *garwe* und *begarwe* in seinen ältern werken ziemlich häufig gebraucht — ich find es 14 mal im reim —, hatte diese form wol neben der einsilbigen in seinem dialekt, sowie auch andre Alemannen: Gotfr., Konr. vWürzb., Fleck, der dichter der gFrau, Hugo vLangenstein und er mied sie im aH. und Iw. blofs als dialektische, seinem wissen nach nicht allgemein übliche doppelform zu *gar*. Wirnts reimgebrauch aber wird, wollen wir aus ihm des dichters sprachgebrauch abstrahieren, immer am besten an der sprache Wolfr.s gemessen, der nicht nur neben Hartm. Wirnts vorbild, sondern auch unter allen dichtern der zeit Wirnts nächster nachbar war, und der trotz mancher schwankungen im grofsen und ganzen doch seine sprache reimt, während der copist sich bemüht, wie Hartm. oder wie Wolfr. zu reimen. da nun der sprache Wolfr.s

157, 23. 274, 8. 224, 29. — Heinr. vVeldeke kennt *garwe*. während aber die wbb. aus den wenigen liedern den beleg MFr. 59, 19 bringen können, steht es in der En., wie ich von Kraus höre, nur einmal: 9835. vielleicht gehörte es also zu jenen worten, von deren dialektischer begrenzung Heinr. kunde hatte und die er im epos viel ängstlicher mied als in den liedern.

[1] die Nib. kommen ihrer ausschliefslich stumpfen reime halber nicht in betracht. auch im versinnern oder der cäsur überliefern die hss. kein *garwe*. — für Ulr. vTürh. hab ich aufser dem Trist. auch alle gedruckten bruchstücke und proben aus dem Rennew. (zusammen fast 7000 verse) herangezogen. ebenso das kleine fragm. des Cliges (Zs. 32), das ich mit gröfserer sicherheit als Steinmeyer aao. dem Türheimer zusprechen wollte. für Rud. must ich mich auf die vollständig gedruckten gedichte beschränken. das gesagte gilt von allen teilen dieser studien.

die form *garwe* ganz unbekannt ist, so mein ich, dass auch die beiden fälle der verwendung von *garwe* ganz zu anfang des Wig., eines erstlingswerkes, nur der sclavischen nachahmung von Hartm.s gebrauch zuzuschreiben sind und dass sie verschwinden, sobald der dichter über die ärgsten unfreiheiten hinausgewachsen war oder bemerkt hatte, dass *garwe*, die ihm fremde und nur auf die autorität des musters hin eingeführte form, im Iw., dem am höchsten geschätzten epos Hartm.s, auch dieses dichters gebrauch nicht mehr war.

Für *garwe* bei Gotfr. bringt Haupt aao. nur einen beleg: *albegarwe* Trist. 7773. es gibt aber deren vier, die CKraus in den Abhandlungen zur germ. phil. s. 167 verzeichnet : 1297. 7773. 8143. 9093. in der ganzen zweiten hälfte des gedichts, 10950 versen, fehlt *garwe*. ob darin absicht des dichters zu erblicken oder es dem zufall zuzuschreiben hier das wahrscheinlichere sei, lass ich dahingestellt. wichtiger ist, was Kraus aao. hervorhebt, dass sowie der sprache Wolfr.s das adj. *gar* und das adv. *garwe*, so der sprache Gotfr.s das adv. *gar* fehlt, während sich bei ihm das adj. *gar* (prädicativ im reim auf *dar* 5956. 12639 und *schar* 8737) und das adv. *garwe* belegen lassen. während nämlich Hartm. einige 70 male, Wolfr. 124 mal das adv. *gar* in den reim setzen, wird dasselbe bei Gotfr. nur einmal, uzw. Trist. 854 (also, wie ich nun ganz besonders betonen möchte, ganz zu anfang des langen gedichts) mit *dar* im reim gebunden. das ist sicher ein litterarischer reim gleich dem *von: ungewon*, das der Trist. v. 949, also ebenfalls zu anfang des werkes, überliefert, obwol der dichter sonst die ihm wol allein geläufige form des präpositionaladverbs : *van* — noch heute wird im Münstertal *fa* gesprochen, sonst aber *o* für mhd. *o*, s. WMankel Strafsb. stud. (1883) 2, 117 —, uzw. 47 mal in den reim setzt[1].

[1] die form *van*, und das ist wol für die beurteilung des sachverhalts nicht gleichgiltig, wird übrigens im verlauf des gedichts als reimwort immer häufiger. v. 1—4000 steht es 5 mal im reim, v. 4—8000 : 8 mal, v. 8—12000 : 12 mal, v. 12—16000 : 9 mal, v. 16000 bis schluss : 12 mal. die bindung mit *Tristan* prävaliert keineswegs, weder in der ersten hälfte des gedichts (18 *van*, darunter 3 mal im reim zu *Tristan*), noch in der zweiten (29 *van*, 5 mal *van : Tristan*). wir sehen, Gotfr. wird also immer zuversichtlicher in der anwendung dieser leicht reimbaren form seines dialekts, obwol er wissen muste, dass Hartm. und die andern nicht so reimen. die bindung *von : gewon*, resp. *ungewon* finden wir aufser 949 nur noch 2 mal im Trist. : 11655

aber die paarung *von : wol gewon* und *ungewon* war durch den gebrauch Hartm.s (s. Kraus aao. 161) die classische geworden, und Gotfr. folgt hier zu beginn der arbeit, seiner eigenen, abweichenden form noch nicht ganz sicher, den spuren seines berühmten und gepriesenen vorgängers.

und 13630, an welch letzterer stelle der dichter mit *von* und *van* spielt. Gotfr. reimt zwar gewis der hauptsache nach seine eigene sprache, mit der durch die rücksicht auf die allgemeine dichtersprache bedingten enthaltsamkeit natürlich; er schreckt aber vor der anwendung litterarischer reime und dem gebrauch litterarischer formen dort, wo sie ihm für seine stilabsichten tauglich, bequem oder nötig erscheinen, durchaus nicht zurück. bei ihm können wir selten von einem 'niemals' sprechen, sondern zumeist nur von einem 'fast niemals', vide *gar* und *von*. man darf nicht sagen, dass die bindung *von : gewon* viel schwerer sei als die von *van : man, an, dan* usw., sodass sich das verhältnis 3 *von* : 47 *van* daraus allein zur genüge erkläre, Gotfr. also möglicherweise *von* genau so geläufig gewesen sei als *van*, und dass er jenes blofs seltner habe passend binden können als dieses. denn dichter, die *von : gewon* überhaupt reimen, vor allem also alle, die wie Gotfr. im bannkreis Hartm.s stehn, haben diese bindung stets als bequem und leicht erachtet und sie jeden augenblick herangezogen. Hartm. selbst zeigt sie: Er. 5606; Greg. 259. 621. 1291. 2273. 3385; Iw. 169. 2641. 3031. 5789. 6311. 7797, also im ganzen 12mal. im Er. freilich hat er noch nicht viel geschmack an dem reim gefunden, der ja auch den gedichten des 12 jhs. nicht ganz fremd ist, aber seit dem Greg. wird der reim ein lieblingsreim Hartm.s und ist in seiner häufigkeit charakteristisch auch für seine nachahmer. Wolfr. sagt nur *von*, aber er reimt es zu *wone*, subst. (Wh. 284, 27. 287, 29), nie zu *gewon*. dieses war seiner sprache wol ebenso fremd als andre gleich gebildete adj., etwa *gehaz, gerüm, gezan, geherze, gevriunt*, die bei Hartm. im Iw. meist häufiger und kühner sind als im Er. und in denen (die gewöhnliche entwicklung!) dann Gotfr. schwelgt. um so näher hätte Gotfr. der reim *von : gewon* gelegen. — die form *van* für *von* erscheint bei hochd. dichtern der guten zeit aufser Gotfr. nur bei Fleck Flore 239 ganz vereinzelt neben regelmäfsigem *von*, sicher ein litterarischer, aus Gotfr. geholter reim. zu Gotfr. stellen sich mit *van* nur spätere Alemannen (zt. auch Elsässer), so Peter Stauffenb., Kunz Kistener, Bübeler, Walth. vRheinau. über *van* bei spätern Österreichern (Konr. vHaslau, Helbl., Ottokar, Gundak. vJudenb., Teichner) s. Hwb. III 456 und Weinhold Bair. gramm. § 5. das vereinzelte beispiel für *van* aus der Krone: v. 16347, das Weinhold und Lexer beibringen, ist zu streichen, *dâ van : sô getân* ist sicher mit Singer Zs. 38, 262 in *dâ von : sô gedon* zu bessern. die la. der hs. ist unsinn. Heinr. vTürl. kennt also noch kein *van*. der Hesse Herbort, der in seinen reimen sufs oberd. vielfach rücksicht nimmt, wagt sein *van* auch erst 17475, ganz gegen schluss, zu reimen. *von* reimt er nie, obwol er nicht nur *gewon* und eine grofse anzahl von namen in *-on* kennt, sondern auch *son* für hd. *sun* spricht und reimt.

Das interessanteste moment aber in Gotfr.s einschlägigem reimgebrauch ist Kraus, ich weifs nicht durch welchen zufall oder unfall, entgangen. Gotfr. kennt zwar bis auf die eine genannte ausnahme kein kurzsilbiges adv. *gar* neben *garwe*, wol aber ein langsilbiges *gâr*. dieses reimt nicht weniger als 6 mal auf langes *-âr* : 795 (: *gebâr*, subst.), 4001 (: *hâr*), 6265 (: *wâr*), 10134 (: *gebâr*, subst.), 18709 (: *jâr*), 19283 (: *wâr*). es ist häufiger als *garwe* und verteilt sich gleichmäfsig über Gotfr.s ganzes werk, war also wol des dichters eigentliche sprachform, der sich hierin genau so wie durch seine reimform *van* statt *von* der übrigen (s. die voranstehende anm.) von allen andern hochd. dichtern der blütezeit unterscheidet. als adv. ist also in einer kritischen ausgabe des Trist. langes *gâr* ausnahmslos anzusetzen, auch an den stellen, wo es (wie etwa 18087) im versinnern erscheint.

Die sache ist ja ziemlich merkwürdig. das adj. reimt stets mit kürze (s. oben s. 4), lautete also *găr*, resp. *gărę*, das adv. aber lautete entweder zweisilbig *gărwe* oder einsilbig, uzw. da apokope auch hinter *r* bei Gotfr. nach länge natürlich nie statt hat, streng einsilbig *gâr*. aber an der tatsache ist nicht zu zweifeln und an eine bindung von *a : â* ist nicht zu denken. Gotfr. kennt als Elsässer, dessen aussprache des langen *â* sich wol schon damals zu *ô* hin färbte, sowie übrigens die meisten Alemannen der guten zeit, sowie Hartm. (über *ich hăn* s. Kraus aao. s. 156), Ulr. vZatzikh., Fleck, Ulr. vTürh., Rud., gFrau, Wetzel (gleichfalls *ich hăn* 674); im gegensatz zu den Baiern und Ostfranken, die *a : â* binden, sowie Wolfr., Wirnt, Freid., Konr. vFussesbr., Heinr. und Ulr. vTürheim, Ulr. vLichtenst., die Nib., Gudr., Bit. usw.[1], — Gotfr. also kennt keinen einzigen reim von lang auf kurz *a*, weder vor *r* noch vor einem andern consonanten, ja er reimt auch alle andern vocale nur mit identischer quantität. er kann also unmöglich nur *găr* und gerade *găr* bis auf die eine ausnahme zu anfang des gedichts nie anders als unrein auf *-âr* gereimt haben, ohne jemals *bar* adj. (reimt 4007. 15667 uö.), *bar* prät. (9763. 17637. 19417), *harnschar* (13177), *var* subst. (11651), *var, gevar, ervar* verb (1529. 3180. 3421. 4443. 5039. 5119. 5795. 7472. 8181. 10445. 11309. 12762. 13844. 14209. 14426. 14827. 14900), *var, gevar* und comp.,

[1] s. den excurs unten s. 9.

adj. (4007. 4679. 4845. 6591. 7551. 9349. 9995. 10367. 11695. 11909. 12749. 15205), *bewar* verb (8879. 14210. 14499), *eteswar* (12761) und vor allem *dar* und (*wart*) *gewar* und (*nam*) *war* und *schar*, worte allerhäufigsten vorkommens, für die ich mir wol belege sparen darf, die zusammen vielleicht 200mal im reim stehn, auf *-âr* zu reimen und ohne jemals auch, von den reimen mit *gar* abgesehen, *jâr clâr gebâr hâr wâr* anders als untereinander zu binden. dabei möge man auch noch in betracht ziehn, erstens dass es der reimmöglichkeiten auf lang *-âr* um sehr viel weniger gibt als solcher auf kurz *-ar*, sich also für ein kurzes *gar*, auch wenn Gotfr.s reime in bezug auf die quantität der vocale ganz unempfindlich wären, doch noch immer eher die bindung zu *-ăr* als zu *-âr* hätte einstellen müssen, und zweitens dass wir bei Gotfr., der, ich widerhole, niemals und nirgend länge mit kürze bindet, nicht den geringsten widerstand gegen den reim *gâr*, adv.: *-âr* bemerken : *gâr* ist unter den reimworten seines typus, *gebâr clâr hâr jâr wâr*, mit ausnahme des letztgenannten sogar das häufigste.

Wie dieses phänomen, dass Gotfr. ganz consequent das adj. *gar* und das adv. *gâr* unterscheidet, zu erklären ist, weifs ich nicht. *gâr* ist streng einsilbig, das *e*, altes *o* resp. *w*, oder auch, wenn wir von *garwe* ausgehn, die silbe *-we* hinter dem *r* wurde also ohne lautlichen rückstaud apokopiert. trat dafür ersatzdehnung ein und ist für *gâr* eine erklärung in der art zu suchen, wie Wrede Zs. 39, 257 ff die bair. gunierung mit der bair. apokope und synkope der endsilbenvocale in verbindung bringt?

Sehen wir uns nach analogien um, so find ich weder ein *vâr* für *varwe* noch ein *swâl* für *swalwe* udglm. *var*, subst. (neben *varwe*) reimt zwar Er. 9882, aber es reimt kurz, ebenso reimt *swal* bei Morungen MFr. 127, 36 auf kürze, und beim Winsb. 27, 7 finden wir es zwar im reim mit *stâl, sunder twâl* und *mâl*; 61, 2 reimt aber auch *spitâl : über al* und *val*. freilich steht eine derartige lautveränderung bei dem selten den satzton tragenden adv. unter andern bedingungen als beim nomen. bem. auch *gar*, prädicatives adj., neben *gâr*, adv.!

Dagegen ist es immerhin bemerkenswert, dass im Reinh., sowol im fragm. des originals als in der bearbeitung, *gar* im reim fehlt. die hd. bearbeitung ist ja gewis nicht notwendig elsässisch, wenn sie auch nicht wegen der *sân*, wie vBahder

Beitr. 16, 51 auf die autorität Pfeiffers (Germ. 6, 242 = Freie forsch. 107) bin vermutet, gerade bairisch sein muss[1]. aber wenn wir in der bearbeitung kein *gar* finden, so ist das im verein mit der gleichen erscheinung im fragm. doch immerhin ein anzeichen, dass im original auch dort, wo uns das fragm. im stich lässt, kein *gar* reimte. dieses fehlen von reimen : *gar* weist darauf hin, dass *garwe* die alleinherschende form war, denn es stehn wol für *gar* eine grofse anzahl leicht verwendbarer reimworte zur verfügung, *garwe* aber kann nur dort reimen, wo es mit *varwe* gebunden zu werden vermag. und im innern finden wir im fragm. tatsächlich *garwe* (bei Reifsenberger s. 60, la. zu v. 815 der bearbeitung) überliefert. die bearbeitung schreibt hier *gar* für *garwe*, hat also vielleicht auch an andern stellen, wo die controle uns nicht möglich ist, *garwe* in *gar* gebessert. — aber deshalb fehlt doch für ein adverbiales *gâr* auch hier jeder anhaltspunct.

Bei den spätern elsässischen dichtern des mittelalters find ich ebenfalls keine spur dieses *gâr*. bei Konr. vDangkrotzheim reimt *gar* überhaupt nicht, in der elsäss. fortsetzung des Parz. reimt *gar* ungemein häufig, meist auf kürze, hie und da auch auf länge; aber auch *dar*, *wart gewar* usf. reimen hier auf *-âr*, gewis litterarische reime, da wir mit sicherheit entnehmen können, dass die fortsetzer *jôr hôr wôr* usf. sprachen und nicht *jâr hâr wâr*, s. Haendke Die mundartlichen elemente der elsäss. urkunden, Strafsburg 1894, s. 7. beweisend für *gâr* wäre ein reim zu *-ôr* oder auch *-or*; einen solchen hab ich nicht bemerkt, jedoch nur stichproben vorgenommen. meister Altswert und sein kreis,

[1] denn die 'beobachtung' Pfeiffers, dass *sân* sich blofs bei md. 'häufig und mit vorliebe' und nur 'zuweilen' bei Baiern, 'kaum jemals' aber bei Alemannen fände, ist eine beobachtung nach gefühl und erinnerung. bei Ulr. vZatzikh. ist *sân* die herschende form dieser partikel in reimstellung, dh. in stellung in pausa (s. Beobachtungen s. 442, *sâ* und *iesâ* im innern Lanz. 1734. 2018. 6485. 6874. 7577. 7911), wir finden *sân : getân hân* usf. Lanz. 2427. 3055. 5257. 5811, *sâ* reimt nur einmal, 7989, uzw. auf einen eigennamen. auch der Türheimer kennt *sân* schon im Trist. (502, 3. 562, 4) neben *sâ* (528, 3. 545, 8. 546, 26. 581, 1. 583, 4) und *iesâ* (536, 5), während im Rennew., wie es scheint, *sân* allein berscht (s. zb. Zs. 34, 1, fragm. v. 85 oder Germ. 16, 2, 47) und *sâ* in den von mir eingesehenen partien (s. oben s. 3 anm.) fehlt. dies ist kaum einfluss Wolfr.s, der doch im Wh. *sân* fast durchaus meidet. eher sind die *sâ* und *iesâ* in Ulr. Trist. auf Gotfr., zu dessen häufigsten reimworten sie gehören, zurückzuführen.

der Peter Stauffenberg, Kunz, Kistener und der Büheler kennen gewis nur kurzes *gar*. einige von diesen auch *garwe*.

Ich glaubte einige zeit durch das Wb. der elsäss. mdaa. von Martin und Lienhart einen schritt weiter gekommen zu sein. s. 228 erfahren wir nämlich dort, dass im Zorntal und im Kochersberg das mhd. adv. *gar* (das adj. ist, wie mir Martin gütigst mitteilte, kaum mehr zu belegen) heute *kǒr* lautet, sonst *kdr*. *ó* ist sonst im elsässischen blofs die entsprechung für mhd. langes *â* (s. *hór jór wór kfór*), während mhd. *ă* vor einfacher consonanz durch elsäss. *â* repräsentiert wird (also *i fâr*). aber ich sehe, dass Kochersberg und Zorntal in dieser beziehung innerhalb der elsäss. mdaa. ihren eigenen weg gehn: Martin-Lienhart geben s.126 s. v. *fahren* an '*fârə* allgem. bis auf K(ochersberg) . . . . ., wo *fórə*, so auch Weyrsh(eim, kreis Strafsburg)' und durch Lienhart Die mda. des mittlern Zorntals lexicalisch dargestellt, Jahrb. f. gesch., spr. u. litt. Elsass-Lothringens 1886—88 weifs ich, dass man im Zorntal *fótə* 'faden' (II 122), *khóri* 'karg' (II 136), *zón* 'zahn' (IV 42) usf. usf. sagt, während diese worte im Münstertal (s. WMankel Strafsb. stud. 2, 119) stets mit *â* gesprochen werden.

Nur eins möcht ich noch zum schluss erwähnen. der einzige reim von *a : â* bei Reimar, ich sage hier absichtlich von Hagenau, ist der von *gar* (elsäss. *gâr*?) : *hâr* MFr. 161, 3, da die strophe 189, 5 ff (*lân : an* 189, 9) als unecht erkannt ist. freilich reimt Reimar *gar* auch kurz: 157, 19. 179, 7. 181, 33. 190, 4[1].

[1] kein gewicht leg ich auf die bindung *offenbâr : gar* Parton. 8398, wenn auch an *offenbâr* als composition mit *bar* 'nudus' kaum (mit Schmeller und WGrimm) zu denken ist und Konr. *offenbâr* oft genug in den reim setzt. aber Parton. 14665 ist *wunnebar : dar* überliefert, und Hugo vLangenst., der die quantitäten noch ziemlich genau scheidet, gebraucht *offenbar* und *sunderbar* (sowie das fremde *clar*) als anceps. — auch Konr. kennt übrigens sonst keine einzige bindung von *a : â*. statt *ân aller sünden ahte : brâhte* gSchm. 1285 ist natürlich *ân aller sünden âhte* zu lesen, sowie es steht: Parton. 18695. Troj. 24039. 25643. 34995. *Joboal*, *Lateran*, *Annan* usw. (Silv. 3989. 4083; 2004; 2751) können nach dem unten s. 10 gesagten ebenso gut kurz als lang gereimt werden. merkwürdig bleibt *hât : rôsenblat* Part. 20729, wo Bartsch eine unmögliche besserung in den text setzt. kannte Konr. neben *er hât* ein *er hat*, sowie Hartm. ein *ich hân* und *dû hâst* (s. Kraus aao. s. 156 und Iw. 2667), die Martins ein *hăn* (auch inf.) und *hăt*, der Büheler ein *hăt* neben *hân* und *hât*? Konr. könnte sein *hăt* auch aus Franken haben, s. zb. über *hăn* und *hăt* beim König vom Odenwald vBahder Germ. 23, 196.

Excurs. Ulr. vZatzikh. und Fleck haben beide nur einmal, uzw. beide ganz zu anfang ihres werkes *-an : -ân* gereimt: Lanz. 387 *man : wol getân*, Flore 519 *nieman : verstân*. der Flore zeigt bes. häufig zu anfang ihm fremde oder später vom dichter gemiedene sprachformen im reim. so findet sich 382. 427 *mohte* im reim, die 'litterarische' form; von da an stets, uzw. 17 mal, *mahte* und conj. *mähte* (s. Sommer zu Flore 382). auch das gotfriedsche *van*, von dem schon die rede war, reimt im Flore einmal und nur einmal, uzw. v. 239, später (zb. 791. 1068. 3428. 5636. 5888) heifst es stets nur *von* (s. Summer zu Flore 239). für den Lanz. darf der reim *mâc : Lac* 5577 nicht als unrein in anspruch genommen werden. ähnlich wie bei Wolfr. zeigen auch bei Ulr. die fremden namen im reim sehr oft wechselnde quantität. dass *Lac* so häufig auf *-ac* und nur dies eine mal auf *-âc* reimt, kann nicht in anschlag kommen, da der reimgelegenheiten auf *-ac* sehr viel sind, vgl. *lac phlac tac mac* usf., für den reimtypus *-âc* aber der wortschatz des Lanz. nur dieses eine, noch dazu recht unbequeme *mâc* zur verfügung stellt. aus gleichem grund auch ist im Lanz. *Artus : sus* 6725 kein unreiner reim und wol auch keine entlehnung aus Eilhart (s. Singer Abhandlungen zur germ. philol. s. 435), sondern es wechselt *Artûs* und *Artûs*, welch letzteres nur des bequemeren, in fester litterarischer formel überlieferten reims zu *hûs* (s. Singer aao.) halber viel häufiger ist als jenes, genau so wie Lanz. 8155 *Giôten : boten*, subst., neben Lanz. 8221. 8237 *Giôt : bôt*, prät., und *Iblis : gewis* (5783. 8687 uö.) neben *Iblîs : ze der wîs* (8517 uö.) steht udglm. auch Wolfr. steht, wie schon gesagt, auf diesem standpunct. so reimt auch er *Artûs : hûs* und daneben *Artus : sus* Parz. 320, 21. 610, 13, worin also Singer s. 435 anm. 4 zu berichtigen ist, ferner *Saturnus : sus* Parz. 492, 25, aber *Saturnûs : hûs* 489, 23 und *Liddamus : sus* Paz. 416, 19. 418, 27. 425, 15 uö., aber *Liddamûs : hûs* 417, 1 und wol auch : *Artûs* 421, 13. dabei steht die quantität des *u* stets fest, da Wolfr. bekanntlich aus naheliegenden gründen *i* und *u* nicht, sowie *a*, *e* und o, mit ungleicher quantität bindet (s. JWimmer S. J. Jahresber. des privatgymn. zu Kalksburg 1894/5). wahrscheinlich meinte Wolfr. auch den namen seines helden zuerst mit kürze, *Parzivâl*, dann erst entschied er sich für die länge der letzten silbe, s. Beobachtungen s. 469 anm. die beispiele liefsen sich für diesen dichter häufen, aber selbst Hartm. steht im Er. für einzelne namen noch auf diesem standpunct (*Keiin* neben *Keiîn*, *Imain* neben *Imaîn*), davon noch später. in Ulr.s Trist. heifst der held bald *Tristan*, so 499, 10. 502, 15 usf., bald *Tristân* 502, 3. 503, 25 usf. Mafsmann schreibt, weil Gotfr. nur diese eine form kennt, stets *Tristan* und erhält dadurch eine ganze reihe von reimen *-an : -ân*, bei denen aber immer nur *Tristan* das eine reimwort wäre. diese doppelheit *-an* und *-ân* setzt sich auch in den flect. casusformen fort: acc. *Tristanen* 501, 6 (Gotfr. sagt nur *Tristanden*), dat. *Tristâne* (neben Gotfr.s *Tristande*, nur Gotfr. Trist. 18333 *Tristane : ich mane*) 505, 19. 517, 31.

536, 31 usf. ebenso *Litân* (Trist. 549, 30 uö.) neben *Litan*, und *Johân* im Rennew. — ob Singer aao. s. 410f recht hat, ein allgemein mhd. paradigma : *Adam Adâmes Adâme Adâmen* aufzustellen, bezweifle ich sehr. diese dinge lassen sich für das ganze sprachgebiet nicht einheitlich entscheiden, sondern es muss der gebrauch jedes einzelnen dichters untersucht werden. man muss zb. wissen, ob ein dichter den reim *a : â* zulässt oder nicht und auch, ob er gleichen namen hie und da verschiedene reimform gibt oder für einen und denselben namen immer auch nur eine und dieselbe form gestattet. gegensätze wären hier Hartm. und Wolfr. Hartm. reimt niemals *a : â* und er gebraucht, im lw. wenigstens, bei namen keine doppelformen mehr. ein **Adam : nam* wäre also bei ihm für kürze des vocals direct beweisend und anderseits würde *Adâm* bewiesen sein, wenn er diesen namen öfter als Greg. 27[a] anlass hätte zu gebrauchen, ihn aber immer nur in flectierter form zu *nâmen, kâmen* udgl. reimte, in unflectierter form aber im reim miede. denn auf *-âm* fehlt es an bequemen reimen. umgekehrt beweist die bindung *Adam : nam* (Parz. 464, 15. 518, 1; s. Singer aao. s. 410) gar nichts für kürze der reimsilbe, denn erstens reimt Wolfr. auch *krâm* und *râm* zu *nam* (Parz. 663, 15; Wh. 248, 7. 279, 21) und zweitens gebraucht Wolfr. die geschlossenen endsilben fremder namen oft lang und kurz im wechsel. und ebensowenig zb. beweist auch *Adam : nam* in Konrads Silv. (3509. 3729) irgend etwas für ausschliefsliche kürze der unflectierten form, denn Konr. reimt zwar nie *a : â*, aber er wechselt gerade im Silv. zuweilen die quantität der reimsilben der namen (s. zb. *Zeleon : gewon* 2765, *Zeleôn : vrôn* 4299). ich möchte noch einmal auf die möglichkeit hinweisen, aus dem fehlen der reimbelege des unflectierten namens neben relativer häufigkeit der flectierten form die quantität *Adâm* zu erschliefsen, wie ich es oben für Hartm. unter nicht gegebenen voraussetzungen postuliert habe. die voraussetzungen scheinen gegeben in der Martina. hier reimt nach Singer : *Adâmes* 117, 77. 200, 81, *Adâme* 214, 27, *Adâmen* 220, 6. 266, 71; der nominativ aber — also, so schliefse ich, *Adâm* — wird von Singer nicht belegt. für Rudolf (*Adâmen* Barl. 84, 39) brächte wol die Weltchron. gewissheit. — zum schlusse dieses etwas lang geratenen excurses möcht ich noch darauf hinweisen, dass viel eher als *a : â* von rein reimenden Alemannen *i : î* vor *n* und vor allem. o : ô vor *rt* zugelassen wird: *hin : schîn* gGerh. 4931, *in : keiserîn* (*î* sicher!) 161 und *hôrten: worten* Barl. 253, 17 sind in den gedruckten gedichten Rudolfs die einzigen ungenauen reime. dieses selbe *worten : hôrten* steht auch im Lanz. 5759, in der Mart. 141, 99. 153, 31 uö. und *porte : hôrte* Mart. 139, 19 uö., Ulr. Trist. 565. 29, *wort : gehôrt* im Rennew. Zs. 38, 63 (daneben bei Ulr. nur noch *wert*, adj. *: verkêrt* Trist. 562. 35 und *värten*, di. prät. von *värwen : lêrten* Rennew. Pfeiffers üb. 47, 513). dagegen finde ich *in* 'eum' *: în* adv. (bei Konr. lautet das adv. sonst stets mit länge) Parton. 17619 und *in* 'eum' *: dîn* (l. *disen sin*? *der künste sin*?) Pantal. 1653 als die einzigen vocalisch ungenauen reime Konr.s

vWürzb., und *magedîn : hin* als den einzigen derartigen reim bei Wetzel (835), da in *hân : kan* 385, *: niuwan* 674 für Wetzel wol kurzes *han* anzusetzen sein wird, sowie für Hartm. (s. oben u. Kraus aao.). diese spärlichen *i : î* und *o : ô* in den bestimmten stellungen neben dem vollkommenen mangel der *a : â* sind für den alem. dichter älterer zeit charakteristisch. dagegen scheiden auch die sonst rein reimenden Baiern (Nib., Gudr. und die übrigen österr. volksepen, Konr. vFussesbr., Servatius Zs. 5, Ernst B, Heinr. vTürl., MHelmbr., Neidh. usf.) und ein teil der Franken (Wirnt, Freidank, später Ulr. vEschenb., Ernst D, aber auch Wolfr., Alberts Ulrich, Ortn. und Wolfd. A stell ich hierher) die quantitäten bestimmter lautgruppen nicht (bes. bei *a* vor *n*, *ch*, *ht* und *e* vor *r*), während die meisten Rhein- und Südfranken die quantitäten wider fast genau so gut auseinanderhalten wie die Alemannen (zb. Stricker, der hierher gehört, Otte, MHimmelf. Zs. 5, Erlös., Elisab. und zt. auch Herbort). aus Baiern (resp. Ostfranken, dh. der Oberpfalz) kenn ich nur éinen dichter, der die quantitäten genau scheidet, das ist Reinbot.

2. PRÄT. *AZ* MIT LANGEM ODER KURZEM *A* BEI MHD. EPIKERN.

In der ansetzung der quantität des prät. sing. von *ezzen* und *vrezzen* steht die heutige grammatik und die übung der herausgeber mhd. texte, auch der neuesten, auf verschiedenem standpunct. die grammatik setzt die betreffende form ganz allgemein als *âz* an, so heifst es zb. bei Paul Mhd. gramm.[4] § 162 anm. 3 schlankweg: 'zu *ëzzen, vrezzen* lautet der sing. des prät. *âz, vrâz*'; in unsern mhd. texten aber lesen wir stets *az* und wo dieses auf länge reimt, statuieren die editoren sogar oft einen unreinen reim von *a : â*. beides ist gleich falsch. neben der historisch richtigen form mit langem *â* hat sich schon früh durch anlehnung an *vergaz, maz, saz* usw. mit einer analogie, deren ausbleiben uns ja eigentlich nur wundern müste, eine form mit kurzem *a* herausgebildet, die nun bei einzelnen mhd. dichtern die herschende wird, während andre dichter nur die alte form mit länge des *â* im sing. zulassen. es wird vielleicht nicht unerwünscht sein, wenn ich im folgenden festzustellen versuche, welcher von den höf. epikern diesen, welcher jenen gebrauch aufweist. bei vielen, wenn auch nicht bei allen, lässt sich da eine sichre entscheidung fällen, wobei es natürlich unerlässliche vorbedingung der untersuchung ist, dass man wisse, ob oder unter welchen bedingungen der jeweilig in frage stehnde autor reime von sicherem *a* zu *â* zulässt.

Bevor ich zur behandlung der einzelnen mhd. epiker über-

geh, seien noch einige worte über die im ahd. geltende form unseres prät. gestattet. auch im ahd. galt m. e. nämlich schon nicht mehr *dz* allein und allgemein, sondern jedes denkmal müste hier gesondert untersucht werden. Braunes ausdrucksweise Ahd. gramm.[2] § 343 anm. 5 : '*ëzzan* (essen) und sein compos. *frëzzan* haben im sing. prät. nicht *a*, sondern *â* : *âz*, *frâz*, wie die circumflexe bei N beweisen (auch T 56, 3. 68, 3 *âz*; Denkm. 91, 83 *âz*)' scheint mir viel zu kategorisch. für Tatian und vor allem für Notker mag ja die länge feststehn, ebenso fest steht die kürze bei Otfrid. bei Otfr. bringt nämlich die beobachtung seines reimgebrauchs in der frage nach kürze oder länge des gereimten wortes, soweit stumpf reimende stammsilben in betracht kommen, so ziemlich volle sicherheit. es ist unrichtig, wenn noch Kögel Litteraturgesch. I 2, 26 im anschluss an Zarncke trotz Wilmanns Zs. 16, 124 meint, dass bei gleichheit der vocale in Otfr.s reimen die quantität keine rolle spielt. Otfr.s reime beachten die quantität fast ebenso genau, wie die reime irgend eines dichters der mhd. blütezeit; nur müssen wir in betracht ziehen, dass die flexions- und ableitungssilben, ob sie nun nach alter kürze oder nach alter länge weisen, stets anceps sind. auch endsilbenvocale, die so sicher kurz sind wie die von *-an*, inf. st. verba oder part. prät., oder die von *-ar* in *suntar, wuntar, hungar* usf. können in Otfr.s reim sowol lang als kurz und umgekehrt auch etwa das *-ot* der flexion der schw. verba der *ô*-classe sowol kurz als lang, ohne jegliche einschränkung, gebraucht werden, ob sie nun wider mit endsilben gebunden seien oder ob sie auf stammsilben reimen[1]. aber dort, wo stammsilben untereinander gepaart sind, beachtet Otfr. die quantität der vocale auf das peinlichste, und die gelinden schwankungen, die sich constatieren lassen, sind bei ihm nicht viel bedeutender als bei einem Alemannen des 13 jhs. und weitaus, ja unvergleichlich geringer als etwa bei Wolfr. oder Wirnt.

Nun reimt aber Otfr. *az* : *gisaz* III 6, 35 und V 14, 24 und damit ist für ihn die kürze des sing. prät. bewiesen. man sage nicht, er habe für *âz* keinen andern reim gehabt als den auf *-az*, und sei daher hier von seiner sonstigen gewohnheit abgewichen. Otfr. standen für den reim zu *âz* ja nicht nur reine reime, sondern auch bindungen wie : *hiaz* (*hiaz* : *allaz* IV 16, 50

[1] ich fasse den sachverhalt also wesentlich anders als Wilmanns Zs. 16, 124 ff.

vgl. auch *hiar* : *swâr* III 5, 21, : *wakar* IV 7, 83, : *wâr* IV 2, 34. V 4, 45. 25, 87 uä.), ferner *blîas* und *nâh* und *slâf* udglm., und schliefslich vor allem ganz rein : *allaz*, *thînaz*, *sînaz* usf. zur verfügung, in denen die endsilben, wie gesagt, für den reim als anceps galten (bem. *hiaz* : *allaz* IV 16, 50; nie aber *hiaz* : *thaz*, *saz* usf.). aber der Elsässer Otfr. hält unter den vocalen ungleicher quantität keine so streng auseinander als gerade *a* und *â*, obwol er auch bei den andern vocalen die quantität genau unterscheidet oder zu unterscheiden sucht. ohne dies bis in alle einzelheiten darlegen zu wollen, will ich doch den beweis für die behauptung nicht schuldig bleiben[1]. s. übrigens auch Wilmanns aao.

Innerhalb des typus -*ar* (-*ăr* und -*âr* zusammengefasst) reimt Otfr. *swâr*, *jâr*, *wâr*, *alawâr*, *sâr* und *thâr* immer nur untereinander, auf *hiar*, auf die endsilbe -*ar* (*meistar*, *wakar*, *jâmar*, *wuntar*, *wazar*, *lastar*, *hungar*, *dûfar*, *altar*, *swangar*, *untar*, *suntar*) oder auf *gidân* (II 9, 82), *wân* (IV 21, 9), schliefslich auf *diufal* (IV 11, 2), uzw. sind diese reime äufserst häufig und füllen c. 230 verspaare; dagegen reimt *gidar* nur zu *al* (S 33), *bar* prät. nur zu *wuntar* (II 3, 7) und *gibar* prät. nur zu *al* (I 25, 18. II 1, 10). wir sehen also, dass Otfr. einen consonantisch ungenauen reim *r* : *l* einem mit ungleicher quantität des stammvocals bei weitem vorzieht. eine längung vor *r*, wie Wilmanns Zs. 16, 119 sie annimmt, findet in der stammsilbe also nicht statt.

Dasselbe verhältnis zeigt der typus -*at*. -*at* : -*ad* (resp. -*ât*: -*âd*) ist ausgeschlossen, da Otfr. *d* nach vocal und *r* auch im auslaut noch spirantisch sprach, was wir aus dem fehlen der reime von *d* : *t*, ferner *t* : *f*, *h*, *s* einerseits und der häufigkeit der reime von *d* : *f* und *h* (s. zb. *quad* : *sprah* II 6, 4. IV 16, 36, : *drûtscaf* L 85. IV 9, 30, : *hêrscaf* IV 4, 56, : *ungimah* I 1, 57. IV 22, 33, *ward* : *tharf* I 17, 5) anderseits schliefsen können. so gab es für Otfr. innerhalb des typus -*at* viel weniger reimmöglichkeiten auf -*at* als auf -*ât*. dem entspricht es, wenn bei ihm der reime von *dât* : *gidât* : *stât* : *gât* : *rât* : *wât* mehr sind (Ingenbleek verzeichnet s. 88 : II 6, 47. III 26, 6. IV 4, 15. 11, 43. V 12, 18. 41, dazu noch *zîgât* : *scalt* IV 7, 8) als der auf die prät. *bat* und *drat*, das subst. *stat* und das adj. *glat*. aber auch diese reimen nur unter-

[1] ich benutze im folgenden widerholt das reimverzeichnis in Ingenbleeks buch Über den einfluss des reims auf die sprache Otfrids, QF. 37.

einander (*bat : stat* III 20, 24) oder auf *maht* und *naht* (*drat : maht* III 7, 19; *glat : naht* II 1, 13) und nie zu *-dt* oder *-alt*. wider also zieht Otfr. den consonantisch ungenauen reim *t : ht* dem vocalisch unreinen *a : â* vor. deutlich zeigt sich diese abneigung Otfr.s gegen die bindung zweier *a* ungleicher quantität in der bindung von *stat*. *stat* = *stât* 'steht' reimt alle 3 male auf *-ât:* III 26, 6. V 12, 18. 41; *stat* = *stăt* 'stätte' aber nur auf *bat* 'bat'.

Vor *n* und *m* gibt es bei Otfr. einige vereinzelte paarungen von *a* zu *â*, wie ja vor *n* diese reimungenauigkeit auch bei den mhd. dichtern des 13 jhs. am häufigsten vorkommt. aber auch hier ist die tendenz Otfr.s, nur reine bindungen zu suchen, doch leicht sicher zu stellen und tritt stärker hervor, als etwa bei Wirnt, den Nib., Gudr., Bit., Klage usw., von Wolfr. ganz zu geschweigen. sicher unrein reimt nur *man : firdân* IV 22, 6 und *binam : gân* IV 3, 16. dagegen reimt *firdân, indân, gidân* sonst stets nur auf langes *-ân* (*gân, stân, wân, Jordân*) und *-âr* (*thâr*) oder auf die endsilben *-an* und *-ar*, die, wie gesagt, stets anceps sind, uzw. I 1, 48. 2, 21. 8, 6. II 2, 19. 7, 72. 8, 40. 9, 82. 12, 96. III 12, 39. 15, 9. 16, 37. 18, 36. 22, 67. IV 34, 11. V 4, 20. 11, 21. 12, 8; II 1, 48. 9, 39, ebenso *gân* sonst nur auf *-ân* oder die endsilbe *-an* I 1, 48. II 7, 72. 23, 21. V 6, 28; I 25, 11; *man* mit seinen compositis jedoch und das prät. *nam* mit seinen compositis stets auf *-ăn* (bald stamm-, bald endsilbe; die beispiele sind zu zahlreich, um alle aufgeführt zu werden) oder *-ăm* (*man : nam* II 6, 24. III 4, 34. IV 3, 23. 16, 11. V 21, 14, *: quam* I 22, 41. III 4, 43. 20, 105, *: fram* I 7, 27. 32. 17, 51. II 5, 2. 9, 67. 14, 87. 19, 27. III 13, 31. 20, 71. 107. IV 4, 61. 20, 4. 10. 23, 9, *: zam* IV 5, 56. 35, 1; *gomman : zam* II 14, 51; *iaman : zam* III 17, 55; *nam : bigan* IV 11, 6), auf *-ăl* (*nioman : scal* III 15, 23) und auf *-ar* (*man : wuntar* III 20, 145). im ganzen wird so mehr als 100 mal bei *man* und *nam ă* zu *ă* rein gebunden. und in gleicher weise reimen auch *fram, quam, gizam*, die adj. auf *-sam, bigan, biklan*, die prät. *wan, giwan, ubarwan* usw. nur untereinander oder auf *-ăl* und *-ăr* (die endsilben stets als anceps genommen) einerseits, und anderseits *wân, stân, gân, gidân* ebenfalls nur untereinander oder auf *-âr*. schlagen wir unter den von Ingenbleek auf s. 70 verzeichneten reimen zu *wan* die belege nach, so finden wir, dass dort, wo *wan* auf kürze reimt, es stets das prät. von *winnan* ist (so L 51 : *bigan*, IV 24, 33

: man), dort, wo es auf *-ân* reimt, stets das subst. *wân* (14 mal). unter allen belegen fällt hier nur einer aus dem schema heraus: *Anna hiaz thar ein man, Kaiphases suéhur, wan* IV 17, 31. es ist zugleich das einzige unbestrittene beispiel, wo aus *wânu* apokopiertes *wan*, wie es ohne einfluss auf die construction in den satz eingeschoben wird, im reim steht. da nun auch II 11, 29 *In imo sáhun se odo wan Gótes kraft scînan* ein vielleicht gleiches *wan* im reim auf die infinitivendung sicher ebenfalls als kurz gefasst werden darf (wenn auch nicht muss), so hat Otfr. dieses *wan* aus *wânu*, wo es ohne personalpronomen erscheint, wol überhaupt schon kurz gesprochen. es galt dann natürlich nur mehr als partikel[1]. das wäre nicht unwichtig fürs mhd., wo derartig eingeflochtene *wan* ja ziemlich häufig sind, aber naturgemäſs selten im reim zu finden sind. auch sie wären vielleicht stets besser mit kürze anzusetzen.

Auf ähnliche weise kann man darlegen, dass Otfr. (entgegen der annahme der herausgeber, Kelle Gloss. s. 298 und Piper Gloss. s. 221, s. aber Wilmanns aao. 123) das präpositionaladv. als *ĭn*, schon in der weise also wie etwa Hartm., nicht als *în* gesprochen habe. obwol bei Otfr. bindungen von *ĭn* auf *în* häufiger sind als bindungen von *an* auf *ân*, oder gar *at* auf *ât*, *ar* auf *âr* usw. (auch hierin vergleicht sich sein gebrauch dem gebrauch rein reimender Alemannen des 13 jhs., s. oben s. 12), so ist doch die tendenz, nur gleiche quantitäten zu paaren, bei ihm auch hier nicht zu verkennen. ich will das zunächst in ähnlicher weise exemplificieren, wie oben die scheidung von *wan*, prät., und *wân*, subst. wenn wir die belege nachschlagen, die Ingenbleek s. 74 f für *min* im reim, di. *mîn*, poss. und gen. des personalpron., und *mĭn*, comparativ (*thes thiu min* uä.) beibringt, so finden wir, dass dort, wo *min* auf kurzes *-in* (*in* pron., *ih bin*) reimt, *min* 10 mal (I 22, 57. II 13, 6. III 8, 47. 16, 65. 22, 47. IV 2, 32. V 4, 61. 11, 5. 17, 30. 32, 152) der comparativ *min* ist und nur 3 mal (I 5, 35. III 22, 24. V 4, 64) das possessiv *mîn*, dagegen dort, wo *min* auf langes *-în* oder endsilben-*în* reimt (60 mal), immer und ausnahmslos das possessiv oder der genet. *mîn*. das zeigt doch deutlich, dass Otfr. *mĭn* und *mîn* im reime schied. ebenso reimen die nomina *wîn*

[1] wodurch der streit, ob in *odowan* (bei Tatian zur übersetzung von *fortasse* gebraucht) partikel oder apokopiertes *wânu* anzusetzen sei, gegenstandslos wird.

und *scîn*, die pronomina *thîn* und *sîn* nie auf *-ĭn*[1], sondern nur, uzw. sehr häufig, auf *-în* (oder die endsilbe *-în*). dagegen reimt also der comparativ *mîn* fast stets auf kürze. zu den oben gegebenen zehn beispielen kommen nun noch drei, wo *mîn* auf *tharin* reimt : v 5, 7. 6, 25. 7, 12, die ich oben als unsicher zunächst übergangen habe. aber das präpositionaladv. wird bei Otfr. 12mal (: *in*, pron. II 14, 86. III 10, 23. 23, 28. IV 16, 10. 19, 9. 23, 30. 34, 6. 35, 5, : *bin* IV 11, 29, dazu die drei angeführten belege für *min : in*) auf kürze, 1 mal auf *druhtin* (III 24, 41, die unbetonte silbe ist anceps) und nur 2mal (: *sîn*, inf. I 23, 9, s. die voranstehnde anm., : *mîn*, poss. II 14, 27) auf länge gereimt. da kann nach allem, was wir bis nun gehört haben, kein zweifel bleiben, dass für *in*, *tharin*, *hera in* kurzes *i* anzusetzen ist.

Auch *o* und *ô* wird von Otfr. geschieden, aber auch dieses (vgl. wider die übung der Alemannen des 13 jhs. oben s. 12) nicht ganz so streng als *a* und *â*. ich merke nur an (s. auch Wilmanns aao. 118. 125) : die prät. *bôt*, *gibôt* und *firbôt* reimen stets auf *nôt*, *brôt*, die endsilbe *-ot* und *widarort*, ich zähle etwa 30 fälle (s. Ingenbleek s. 91 f), aber *gibot* subst. und *imbot* reimen nur auf *got* und *wort* (I 12, 9. 13, 2. 6. III 20, 61). als einzigen reim von *-ot* : *-ôt* in stammsilben hab ich *got* : *nôt* IV 30, 31 bemerkt. unter diesen umständen beweisen die zahlreichen reime von *got* zu *-ot*, der endung der schw. verba II (s. Ingenbleek aao.), dass auch diese endsilbe Otfr.s reimgebrauch als anceps galt.

Für die scheidung von *u* und *û* bei Otfr. führ ich an, dass *hûs* nur consonantisch ungenau zu *ûz* reimt, uzw. 16 mal, dagegen *sus* nur zu *akus* (I 23, 63) und *Petrus* (III 14, 31. V 15, 3). und da kann ich von dieser langen digression zu *az* bei Otfr. zurücklenken. wenn Otfr. niemals *hûs* : *sus* und niemals *sus* : *ûz* reimte, so wird er vor *z* auch *a* : *â* kaum gereimt haben, nachdem wir ja sahen, dass er in bezug auf die quantität bei *a* noch feinhöriger ist als bei andern vocalen. so beweisen die reime *az* : *gisaz* III 6, 35. V 14, 24 für Otfr. die kürze des vocals im sing. prät. von *ezzen*.

[1] nur *sîn* inf. ist des öftern mit *in* pron. gereimt (I 28, 19. II 7, 16. IV 7, 44. 14, 15. V 20, 67). dazu kommt noch *sîn* : *in* adv. I 23, 9. *sîn* : *-în* ist aber auch hier die regel. *in* adv. fasst Wilmanns als anceps, aber es reimt nicht öfter auf *-în* als etwa *min* 'minus', s. oben.

Was nun die mhd. epiker der blütezeit angeht, so ist leicht festzustellen, dass Rud. und Reinbot ausschliefslich die alte form mit länge gebrauchen. da beide dichter niemals *a* und *â* miteinander binden, so ist durch den reim *âz : aplâz* Barl. 173, 31, *: underlâz* Weltchr. Zs. des Ferdinandeum III 42, 3 und *âz : wâz* Geo. 4797 die länge des sing. prät. für diese beiden dichter bewiesen. eine weitere erwägung lehrt, dass bei ihnen nur diese form mit länge galt, und nicht etwa daneben auch kurzes *az*. wenn Rudolf in den 23000 versen seines gGerh. und Barl. den sing. *az* nie in den reim setzt, sondern ihn nur im innern des verses verwendet (s. Barl. 107, 32. 173, 21. 249, 8. 362, 18. 377, 20), dagegen den plur. *gâzen* gGerh. 717, den conj. *æze* Barl. 52, 25 und den inf. *ezzen* Barl. 29, 19. 104, 39. 234, 21. 249, 31 ungescheut reimt, so beweist das, dass er den sing. des prät. nur in einer schwer reimbaren form gekannt hat, die er an den versschluss zu setzen blofs einmal zu stande brachte. und das ist *âz*. hier reimen aufser *aplâz* und *wâz* nur *gelâz, antlâz, ân underlâz, gâz* und *vrâz* [1], worte, die im zusammenhang nur selten möglich sind. deshalb wär es auch, wenn Rud. die form *az* neben *âz* gekannt hätte, ein unglaublicher zufall, dass das einzige mal, wo der dichter den sing. prät. reimt, er *âz* reimte und nicht *az*, für das sich ja so viele und so bequeme reimworte (bem. *daz, baz, etewaz, vürbaz, saz, vergaz, haz* usf.) anboten. dasselbe gilt von Reinbot; *gâzen : gesâzen* Geo. 2519.

Auch Fleck kannte nur langes *â* in der fraglichen form, denn er reimt zwar des öftern den plur. *gâzen*, Flore 771. 3011. 3471. 3921, ferner formen wie *æze* 1849 und *ezzen* 3415. 7567, aber den sing. *âz* verweist er ins versinnere: 3013. 3945 (hier in unmittelbarer nähe eines reimpaares *vergaz : gesaz*). 3953. nur einmal reimt er die singularform, uzw. zu dem namen *Gûraz* 1431. Fleck sagt *Claris* (5665. 5629 usf.), er reimt 1371 das flectierte *Gurâze* zu *mâze*, während die unflectierte form des namens sonst nicht im reime steht, also wol genau so schwer wie *âz* zu reimen war — es kann also kein zweifel sein, dass

[1] davon kommen *gâz* und *vrâz* für Rud. nicht in betracht. denn sie hätten ihm als unerlaubt rührende reime zu *âz* gegolten, s. darüber unten nr 11, den abschnitt über den rührenden reim. von den übrigen worten des reimtypus *-âz* sind die meisten (*gelâz, abelâz, antlâz, underlâz, wâz*) nur den wenigsten dichtern geläufig.

Fleck 1431 *âz : Gûrâz*, nicht *az : Gûraz* meint[1], und dass ihm eine form *ăz* überhaupt fremd war. dass Fleck *a : â* nicht bindet, wurde schon oben im excurs s. 10 ausgeführt.

Ähnlich, wenn auch schon etwas complicierter, liegen die verhältnisse im M. Helmbr. in diesem gedicht ist ja von essen und trinken viel die rede, daher stehn formen des verbums *ezzen* widerholt im reim : *âzen* 899. 1469. 1573, *âzet* 1749, *æze* 1561, *ezzen* 1240. 1535. 1607. der sing. prät. aber reimt nur einmal (1547), und da auf *Küefrâz*, also auf länge. es ist daher im höchsten grade wahrscheinlich, dass der dichter lediglich *âz* sprach. der fall ist aber deshalb complicierter als bei Rud., Reinbot und Fleck, weil Wernher auch oft *a* zu *â* reimt; jedoch nur vor *n* (*man : gân* 585, *: hân* 743, *: getân* 1129. 1141. 1797; *an : gân* 851; *compân : gewan* 1215) und *r* (*gar : jâr* 255), nie vor andern consonanten, also wol auch nicht vor *z*, wo freilich der möglichkeiten *-az : -âz* zu binden nicht viele sind.

Ähnlicher beurteilung unterligt der reim *vrâz* prät. *: ân underlâz* im oberpfälzischen Serv. Zs. 5, 2955 (*ăz* fehlt), der gleichfalls für ausschliefsliches *âz* zeugt. — in Alemannien reimt noch im gedicht Von den zwei Johansen 28 *strâz : âz* prät. *: hâz* 'vestis'.

Hartm. gestattet lediglich einen schluss auf *âz* ex absentia von *az*. aber ich halte auch diesen für genügend sicher, denn das fehlen eines positiven beweises für *âz* durch einen reim von *âz : -âz* kann bei Hartm., der aufser *vrâz* (Greg. 2618. 2637. 2756 persönlich, Er. 2130. 8647 abstract) und *ungâz* (Greg. 2598. 2699), von denen das zweite wenigstens, mit *âz* gebunden, rührenden reim ergäbe, kein reimwort auf *âz* in seinem sprachschatz hat, nicht in betracht kommen. der reimtypus *-âz* fehlt bei Hartm. daher auch gänzlich. dagegen hätte dieser dichter, wäre ihm die form *az* mit kürze geläufig gewesen, sie des öftern gereimt und hätte das so leicht und gefällig zu bindende wort (*niht vergaz . . . az*, *gesaz Unde . . . az* sind häufige formeln, die auch Hartm. nicht unbekannt waren) nicht ins innere der zeile verbannt. im Iw. zb. steht *az*, wie Beneckes wb. ausweist, viermal im versinnern : 1224. 3310. 3906. 3910, nie im reim,

[1] dass *Gûraz*, dat. *Gûrâze* möglich wäre (s. Sommer zu Fl. 1372), gebe ich selbstverständlich zu. notwendig ist eine derartige unterscheidung aber natürlich nicht.

der plur. *âzen* aber steht im Iw. wie in den andern werken stets im reim : Iw. 369. 6569; Er. 3556. 3732. 4614. 9488; Greg. 1169 (*vrâzen*), nie im innern, und ebenso *æze* im reim : Er. 3748. 6382. die sachlage wird noch deutlicher, wenn wir nun einen dichter zur vergleichung heranziehen, der kurzes *az* reimt. Wolfr.s Parz. bietet sich da ungezwungen an. hier steht *az* und *gaz* 27 mal im reim : 132, 1. 169, 23. 217, 11. 218, 15. 233, 23. 244, 23. 274, 27. 279, 15. 309, 7. 29. 314, 17. 452, 16. 485, 14. 23. 524, 17. 552, 3. 581, 25. 636, 23. 652, 9. 676, 9. 697, 27. 762, 11. 763, 1. 764, 7. 775, 9. 784, 23. 813, 17, der plur. *âzen* dagegen nur 3 mal : 273, 27. 279, 17. 777, 25, und der conj. *æze* 4 mal : 166, 3. 550, 17. 572, 9. 582, 27. wenn auch ein teil des plus im Parz. gegenüber Hartm. auf rechnung des realistischeren tones seines dichters kommen mag, so kann auf diese weise noch immer nicht die totale umkehrung des verhältnisses von *az* im reim und von *âzen*, *æze* im reim hier und dort erklärt werden : bei Hartm. *az* 0, *âzen*, *æze* 9, im Parz. *az* 27, *âzen*, *æze* 7. — Hartm. hat also nur *âz* gesprochen und diese form ist in den kritischen ausgaben seiner werke, sowie der Rud.s, Reinbots und Flecks, des MHelmbr. und des Serv., auch im innern des verses stets mit dem längezeichen zu versehen.

Anders, wie wir bereits bemerkten, verhält sich der Parz. man darf nicht sagen, dass im Parz. bei den bindungen von *az* auf *daz, baz, gesaz* usf. auch unreiner reim von *a* : *â* vorliegen könne, da Wolfr. ja die verschiedenen quantitäten dieses vocals so oft mit einander paare. denn Wolfr. reimt *a* : *â* durchaus nicht in allen stellungen gleich unterschiedslos. ganz identisch klingen ihm die beiden laute nur vor *n*, *m*, *ch* und *ht* in einsilbigen worten[1], da halten die reinen den unreinen bindungen vollkommen die wage. vor *r* bindet Wolfr. zwar sehr oft *a* : *â*, aber *-âr* : *-âr* (60 paare) und *-ar* : *-ar* (312 paare) prävalieren

[1] schon nicht mehr in zweisilbigen. *gedâht* und *brâht* reimt im Parz. und Wh. widerholt auf *-aht* (Schulz Reimregister s. 33 zählt 32 belege), *brâhte* und *ahte* reimen aber nur Wh. 245, 7. 246, 5, welches gedicht in bezug auf die scheidung der quantitäten, wie wir gleich sehen werden, viel sorgloser ist als der Parz. — *gâch* und *nâch* reimen im Parz. und Wh. 39 mal auf *ach*, nie aber reimen *machen*, *wachen*, *lachen* usf. : *râchen*, *sprâchen*, *brâchen*.

so stark über *-ár : -ar* (16 paare)[1], dass man zugeben wird, dass hier die unreine bindung ausnahme ist, Wolfr. also die quantität von *a* vor *r* auseinandergehalten hat, wenn auch unvollkommen. besser gelingt ihm die scheidung vor *t*. hier sind reimworte häufigsten vorkommens dicht gesät: einerseits die prät. *bat, trat*, die subst. *phat, bat, stat* (dieses allein reimt schon 74mal), ferner *mat* und das adj. *sat*, anderseits *hât, lât* und *tât, getât, missetât, wât, sât, rât* (mehr als 200 reine reime); aber nur einmal, Parz. 368, 1, reimt *bat* zu *lât*! über *a : â* vor *l* s. Beobachtungen s. 469 anm. vor *z* nun, sowie vor *k* (*c*), findet sich im Parz. in einsilbig stumpfem reim[2] keine bindung von *a : â*. zieben wir noch in betracht, dass Parz. 639, 1 *gâz*, adj. *: vrâz*, subst. und 238, 27 *agrâz : vrâz*, subst. rein gebunden erscheinen, wir aber, setzen wir den sing. prät. für Wolfr. als *âz* an, den 27 unreinen bindungen dieses wortes dann keine einzige reine entgegenstellen könnten, so dürfen wir wol behaupten, dass *ăz* für Wolfr.s sprache feststeht. für seine sprache; für seinen reimgebrauch aber nur, soweit der Parz. in betracht kommt. den 27 *ăz* im Parz. entsprechen im Wh. nur 2 statt 15, die zu erwarten wären: 176, 1. 266, 7, dazu kommt noch *az er : wazzer* Wb. 276, 9. trägt da blofs der anders geartete inhalt des gedichts die schuld? ich glaube kaum. *âzen* und *æze* ist im Wb. gerade nicht seltener als im Parz. (Wh. 175, 27. 275, 7; 265, 3, im Parz. 7 beispiele, s. oben)[3]. dazu kommt nun noch, dass Wolfr. im Wb. spora-

[1] im Parz. sind nur die reime von *clâr* auf *-ar* häufig (6 fälle), sonst reimt blofs *jâr* 2mal und *wâr* 1mal auf *gar*. das ist bezeichnend. in dem fremden, aus der litteratur der Rheinlande entlehnten wort schwankte die quantität mehr als bei den andern. ähnlich gebraucht die Mart. *clâr* im reim als anceps. wider zeigt erst der Wh. auch vier bindungen von *-ar* auf *hâr*.

[2] anders *hazen : mâzen* Parz. 427, 29, *sâzen : goltvazen* Parz. 809, 21. auch hier wurde also die quantität vor spirans anders behandelt in einsilbigem als in zweisilbigem wort (von offener und geschlossener silbe kann man ja doch hier nicht sprechen), sowie wir es oben bei *a* und *â* vor *ch* und *ht* bemerkten. nur liegen hier die verhältnisse umgekehrt. — *agraz* Parz. 238, 27 hat wol langes *â* in der reimsilbe: die kürze kann wenigstens durch nichts bewiesen werden.

[3] freilich erscheint *âzen* und *æze* immer nur begleitet von einem *az* im reim, vgl. *âzen* 175, 17 *: az* 176, 1; *âzen* 275, 7 *: az er* 276, 9; *æze* 265, 3 *: az* 266, 7, was darauf hinwiese, dass das vorkommen des wortes im reime vom inhalt so stark beschränkt wurde. um also sicherheit zu er-

dische reime von *-az : -âz* aufweist (*gâz* adj. : *saz* Wh. 277, 11; *wâz : saz* 144, 5; *geldz : baz* 224, 29. 249, 3, dgl. fehlt im Parz.[1]), sodass *âz* im Wh. auch in den zwei bindungen mit *saz* und *haz* vorliegen kann. vielleicht also, ich betone das vielleicht bes. mit rücksicht auf anm. 1, hat Wolfr. die ihm geläufige form des sing. prät. mit kürze im Wh. aufgegeben, dem gebrauch andrer dichter und derjenigen leser zu liebe, die *âz* und nicht *az* sagten.

Kurzes *ăz* ist sowie Wolfr.s auch Wirnts form, des fränkischen nachbars und nachahmers des Parzivaldichters. Wirnt reimt *az:saz* Wig. 1718, *:maz* subst. 4477, *:vergaz* 9455. im innern steht *az* nur 711 und 718, *âzen* reimt seltener als *az* : 1724. 4290, ebenso *ezzen* nur 3182. 3469. auch Wirnt reimt zwar *a : â*, aber nur vor *n* (51. 56. 207. 322. 361. 443. 569. 578. 588. 609. 975 usf. usf.) und vor *r* (*klâr : -var* adj. 877. 895. 4631; *jâr : dar* 1053. 1130, *: gebar* 11626, *: gar* 1190. 3402. 4316. 4819. 6082. 7789. 8322. 9333. 10265, *: schar* subst. 1216, *: nam war* 1320; *hâr : gar* 2414. 4693. 7992, *: geschar* verb 10177. 10320, *: viuwervar* 2841; *wâr : dar* 3584. 11237, *: gar* 2529. 4130. 4777. 5668. 5837. 6755, *: schar* subst. 2858, *: nam war* 7454, vgl. auch *hinvart : beswârt : bespart* 3232) unterschiedslos. vor *ch* erscheint *a : â* im ersten teil, wo Wirnt Hartm. folgt, blofs einmal (*gâch : ersach* 1518), hier herscht *gâch : nâch* (1844. 1884. 2185. 4490. 4589. 4985. 5145), im zweiten teil, wo der dichter unter Wolfr.s einfluss steht, überwiegen aber die bin-

langen, müste man jedesfalls noch das verhältnis der im versinnern erscheinenden *az* für Wh. und Parz. untersuchen.

[1] der Wh. geht in bindungen von kürze und länge viel weiter als der Parz., was wir schon oben s. 20 anm. 1 für *-âhte : -ahte* und s. 21 anm. 1 für *-âr : -ar* constatieren musten. der Parz. begnügt sich ferner für *mâc* mit dem unbequemen reim auf *bâc* (156, 3. 324, 11. 412, 21. 419, 27. 520, 3), wenn er es nicht fertig bringt *mâc* auf *wâc* zu reimen (434, 13). der Wh. aber, dem reine reime auf *mâc* und *wâc* fehlen, weil er das wort *bâc*, sowie *bâgen* (Parz. 150, 19. 430, 27. 500, 1; 80, 23. 453, 1), welche übrigens auch schon in den letzten 6 büchern des Parz. gemieden werden, nicht kennt (nur *bâgen* Wh. 145, 1 ist ein rückfall), reimt nun unbedenklich *mâc : lac* und *slac* (68, 1. 393, 5. 412, 1. 441, 23. 448, 27. 455, 13) und *wâc : lac* (411, 7. 435, 15). wir bemerken übrigens, dass diese unreinen bindungen sich in den letzten 2000 versen des Wh. zusammendrängen (dort 7, früher nur 68, 1), dagegen Wh. 41, 7 *mâc* und *wâc* untereinander gebunden werden. — desgleichen ist *-ot : -ôt* in Wh. viel häufiger (15 mal) als im Parz. (11 mal, statt 25 mal). *lêhn : zehn* Wh. 372, 7 hat im Parz. nicht seinesgleichen usf.

dungen von *-âch : -ach* (*nâch : sach* 6255. 6724. 7311. 7319. 7426. 8865. 9592) weit über die von *gâch : nâch* (8206. 10929. 11550). vor *ht* zeigt Wirnt, im gegensatz zu Wolfr., keine der so bequemen paarungen von *brâht, bedâht* mit *maht, naht, vaht* usf., ebenso fehlt *a : â* vor *l, k, t* und, was uns bes. angeht, vor *z*. die dreimalige bindung des sing. prät. von *ezzen* auf kürze beweist bei Wirnt also kurzes *ăz*.

Ganz sicher ist ferner dieses kurze *ăz* bei Gotfr. vStrafsb., der wider (s. oben s. 6) *a* und *â* überhaupt niemals bindet. er reimt das prät. *gaz* zwar nur einmal mit *daz*, Trist. 17963, aber man darf aus der seltenheit seiner verwendung im reim für Gotfr. nicht auf ein meiden schliefsen, sodass er etwa nur einmal ihm sonst fremdes *ăz* zugelassen hätte, um es eben reimen zu können. denn im Trist. ist von essen und trinken überhaupt viel weniger die rede, als in irgend einem andern höfischen roman. der plur. *âzen* und der conj. *æze* stehn, und das ist entscheidend, gar nicht im reim, der inf. *ezzen* nur 13162. 13179, das part. *vrezzen* 9243. im innern findet sich *az* nur 4105. 13181. 18168, *âzen* 16823.

Ebenso wie für Gotfr. steht *ăz* für den dichter der gFrau fest. kurzes *ăz* wird durch den reim *gaz : saz* 2323 (*gâzen* 815. 2655. 2739, *æzen* 2645, *ezzen* 1301. 2735) bewiesen, da auch in der gFrau niemals *a : â* gebunden und kein *âz* durch den reim belegt erscheint.

Viel häufiger als der Trist. und die gFrau bringt Konr. vWürzb. den reim *az : -ăz* (Silv. 698. 3153, Engelb. 437. 1311. 2643, Parton. 2232. 1017. 14007, Herzm. 437, Troj. 17642) und *vraz : -ăz* (Parton. 7165, Troj. 24202). auch für Konr. ist damit kurzes *ăz* bewiesen, da ein reim *a : â* bei ihm unerhört ist (s. oben s. 9 anm.). ob dieser liebhaber von doppelformen nicht daneben auch *âz* reimte, ist nicht ausgeschlossen. wir finden *âz : ân underlâz* Silv. 3527. es ist freilich nicht unmöglich, dass hier ein fehler der überlieferung vorligt und an der betreffenden stelle statt *Rehte als Adam den aphel âz* (*: ân underlâz*) nach mafsgabe der bei Konr. nicht seltenen bindungen von *hete gâz : ân underlâz* (s. zb. Herzm. 465. 487, Troj. 24221) zu lesen ist *Als Adam het den aphel gâz*. jedesfalls bleibt das *âz* im Silv. vereinzelt.

Wechsel zwischen *az* und *âz* belegt auch der Stricker. in

seinem ältesten werke, dem Daniel, wird 2565 *gaz* mit *saz* gereimt. dieser reim beweist kurzes *az*, denn die bindung *a : â* ist diesem dichter durchaus zuwider. aber in den vielen tausenden von versen seiner spätern gedichte findet sich, soweit sie gedruckt sind, dieses leicht reimbare *az* nie mehr. dagegen steht *verezzen* part. Karl 2513, *ezzen* Pf. Üb. 2, 58, ReinhF. p. 322, Hahn IV 101. 177, *âzen* ReinhF. p. 323, *æze* HGerm. 8, 300, 231, Hahn XIII 19, *îzzet* HGerm. 8, 301, 285 im reim, anderseits *vrâz* subst. *: het gâz* WLeseb.[5] 800, 23. 807, 26, *: antlâz* Am. 1011, und schliefslich reimt tatsächlich prät. *âz : vrâz* subst. WLeseb.[5] 808, 18 (= HGerm. 2, 82), welches stück ich blofs dieses reimes halber dem Stricker nicht absprechen wollte. denn das fehlen der bindungen des kurzen *ăz* seit dem Dan. im zusammenhange mit dem *âz* im beispiele *Ein vrâz der was sô gar ein vrâz* könnte vielleicht darauf hinweisen, dass das *ăz* des Dan. nur der nachahmung Wolfr.s, dessen einfluss ja gerade in diesem erstlingswerk, denn das ist m. e. der Dan., bedeutend hervortritt, zu danken ist.

Dagegen steht kurzes *ăz* bei den hessischen dichtern durchaus fest, bei Herb. beweisen es die reime 6645. 8048. 17658, beim verfasser von Erlös. und Elisab. : Erlös. 5387. Germ. 3, 472, 87; Elisab. 239. 1750. in Erlös. und Elisab. reimt *a : â* niemals, bei Herb. nur unter hier nicht gegebenen bedingungen.

Der Lanz., die Kindh. Jesu, Mar. himmelf., Urst., Mor. vCr., und die gedruckten stücke Ulr.s vTürh. geben in der frage, ob *ăz* oder *âz*, keine entscheidung. das fehlen von *az* im reim in den beiden erstgenannten gedichten neben häufigeren reimen zu *âzen* (Lanz. 3687. 8595. 8605, Kindh. 1455. 2417) und *ezzen* (Lanz. 143. 3949, Kindh. 921. 1799. 1850) weist eher nach *âz* als nach *az*.

Von den volkstümlichen epen bringen Nib., Klage und Gudr. keinen anhaltspunct. denn auch das fehlen von *az* im reim beweist hier nichts für *âz*, da das verbum *ezzen* zb. im alten text der Nib. überhaupt nur 3mal vorkommt, darunter nur 1mal im ind. prät. (*az* 1012, 2), s. Bartschs wb. s. v. *ezzen*.

Andre dichter als die genannten hab ich nicht untersucht. man kann *ăz* wol am ehesten für fränkische gegenden beanspruchen : Wolfr.s sprache zeigt zahlreiche spuren fränkischen elements, die im lauf dieser studien noch oft blofsgelegt werden

sollen, Gotfr. und gFrau fallen in grenzgebiete Niederalemanniens und Frankens, ebenso weist Konr. vWürzb.s sprache vielfach noch nach seiner heimat, und auch der Stricker war ein Südfranke. dazu kommt noch *ăz* in Herb.s Troj., in Erlös. und Elisab. dagegen sagen in Alemannien Hartm., Ulr. vZatzikh., Fleck, Rud. und noch pseudo-Heinzelin, in Baiern MHelmbr. und Serv. Zs. 5 *âz*, nie *ăz*. zu diesen stellt sich Reinbot.

Zum schluss noch eine einschränkende bemerkung! man kann niemals mit sicherheit sagen, dass die dichter, welche *ăz*, wenn auch noch so oft, reimen, nur diese, die jüngere form, gekannt haben. da kurzes *ăz* ja viel leichter reimbar ist als langes *âz*, hätten selbst solche dichter, die auch die alte form neben der analogiebildung in ihrem formenvorrat hatten, zu reimzwecken doch immer eher zu dem bequemeren *az* als zu *âz* gegriffen. bei Stricker und Konr. vWürzburg konnten wir ja würklich beide formen im reim belegen.

3. *GEGEN* UND *WIDER* MIT DEM GENETIV DES PERSONALPRONOMENS IM NIBELUNGENLIED.

Nib. 2230 (ich citiere den strophenbestand von A) wird Wolfhart, der sich durch die Burgunden mit schwertstreichen eine gasse haut und so fortwährend den saal (ich lese *sal*, nicht *wal*) hin und wider abschreitet, bei der *driten kêre* von Giselher angerufen *Owê daz ich sô grimmen vient ie gewan. Edel ritter küene, nû wendet gegen in. Ich wil ez helfen enden: ez mac niht anders gesîn.* darauf heifst es 2231, 1 : *Ze Giselhere kêrte Wolfhart in den strît.* der angerufene hat also Giselhers worte so verstanden, dass es diesen verlangte, sich mit ihm zu messen, und dass er sich gegen Giselher kehren sollte. *gegen in*, so überliefert ABD, ist unsinnig, denn dass Wolfhart sich gegen die Burgunden wende, braucht Giselher den helden nicht erst zu bitten, er wütet ja bereits unter ihnen; gerade das gegenteil davon, der wunsch, ihn von den übrigen abzuziehen, ist die absicht des anrufs, der ja auch solchen erfolg hat. dass *gegen in* bedeuten könnte, von ihnen weg, in der ihnen entgegengesetzten richtung, wird niemand behaupten. man sollte also erwarten *gegen mir*. dieses wird von I und *C (das ist classe C), von jedem selbständig, auch hergestellt. den gestörten reim bringen beide dann auf ihre weise wider in ordnung : *C ändert

das überlieferte *Ich wil ez helfen enden: ez mak niht anders gesîn* in Si kômen zuo einander *sît mit ellenthafter gir* (: *mir*) und Ih reimt *gen mir her* auf *Ich wil ez helfen enden: ez mac anders sîn niht mêr*. beide vierten verse sind reimerein, die das zeichen der schreibermache auf der stirn tragen.

Aber nicht nur der mangelhafte sinn, auch der mangelhafte reim der stelle macht bedenken, da die bindung *-în* : *-în* den Nib., wie wir weiter unten noch sehen werden, nicht geläufig ist. Lachmann suchte beiden bedenken abzuhelfen, indem er *nû wendet gegen în* accentuierte. das sollte natürlich bedeuten : nun wendet (mir) entgegen, (in den saal) hinein. aber man kann Bartsch (Unters. 176) kaum einen vorwurf daraus machen, dass er Lachmanns meinung offenbar nicht capiert hat, denn an parallelen wird es einer derartigen verbindung wie *gegen în wenden* = entgegen hinein kehrt machen, wol ebensogut fehlen, wie einem *în* für *în* = 'iis', das Bartsch dort Lachmann zutraut.

Lachmanns textconstruction geht von der voraussetzung aus, dass die änderungen der hss. I und *C auf die la. ABD zurückgehn, in die sie den von ihnen erwarteten sinn der stelle hineinzubessern suchten. ich glaube aber nicht, dass diese auffassung der überlieferung richtig ist, sondern halte die la., die uns hier zufällig allein die junge hs. b überliefert, für die genuine, die sowol von ABD, als auch von *C und von I, usw. da sonst b ja mit D zu einer engern gruppe gehört, von jeder der 5 hss. (*C und Ih als je eine hs. gerechnet) selbständig geändert wurde, wobei ABD nur zufällig alle drei auf eine und dieselbe besserung verfielen. b list z. 3[b] : *nû wendet gegen mîn* (: *gesîn*) für *gegen în* ABD, *gegen mir her* Ih und *gegen mir* *C. der anlass zur änderung lag in der vulgär-dialektischen construction von *gegen* mit dem gen. des personalpron.s. A, B und D vereinigten sich in der gleichen besserung, die nicht nur graphisch nahe lag (auch einfache verlesung des ungewohnten wortbildes ist in der einen oder andern nicht ausgeschlossen), sondern auch den einzig möglichen reim gab, wenn *gegen* + pron. beibehalten werden, also so conservativ als möglich verfahren werden sollte, oder mit andern worten, wenn sich die schreiber die besserung tunlichst leicht gemacht haben. sie begnügten sich alle drei, wie die besserer aus ihrer gilde so oft, mit der gedankenlosigkeit einer 'construction für den moment'. zufälliges zusammentreffen

in dieser wird uns nicht wundern, wenn wir bedenken, dass die schreiber *gegen mîn* wahrscheinlich gar nicht verstanden, da es als ein völliges novum ihrer praxis hier entgegentrat, sie also das überlieferte selbst für einen schreibfehler ihrer vorlage halten musten und nun *gegen mîn* in *gegen în* änderten, indem sie calculierten : *gegen mîn* ist nichts, auf *gesîn* muss gereimt werden, es kann nur der dat. eines personalpron.s sein (man verzeihe die grammatischen termini), folglich : *gegen în*.

gegen wird im groben bair.-österr. dialekt, sowie so ziemlich jede andre präpos., mit dem gen. des personalpron.s construiert, s. darüber Schmeller Bair. wb.[2] I 678 s. v. ('[*gegen*] im dialekt gewöhnlich vor dem persönlichen pron. mit dem gen. construiert'), ferner etwa noch Schöpf-Hofer Tirol. idiotikon s. 182 ('auch mit dem gen. vor persönlichen fürwörtern'). auch mir sind die 'gegen meiner', 'nach seiner', 'ohne deiner' aus der umgangssprache des kleinen mannes in Wien wol bekannt.

Die la. h — denn man bemerke wol, dass *gegen mîn* hier überliefert ist — hat schon Holtzmann (Unters. 53) verteidigt, ihm schloss sich Bartsch (Unters. 43) an und Bartsch setzte dieses *gegen mîn* dann auch in den text seiner grofsen ausgabe (B 2293, 3). ich bin freilich weit davon entfernt, das verhältnis der hier gegebenen überlieferungen so aufzufassen wie Bartsch Unters. 43 dies tut[1], wo er aus dem *gegen în* der la. *B und dem *gegen mir* der la. *C ein *gegen mîn* als la. seines alten originals entwickelt. demgemäfs sucht er dort auch dieses *gegen mîn* in einem text des 12 jhs. nachzuweisen und meint es Roth. 4617 (vBahder 4624) gefunden zu haben. dort reimt *Constantîn : intgegin die*, Bartsch meint *dîn*, es wird aber wol *dî*, der mfr. dat., nicht ein gen. sein[2]. ich fasse die la. von b für geradlinig aus dem original, dh. dem archetypus unsers textes, geflossen und die laa. der übrigen hss., jeder einzelnen für sich, als verderbnisse dieser überlieferung.

[1] wol nicht mehr in der ausg., da er *gegen mîn* sonst nicht in den text von B hätte aufnehmen können, sondern es unter den strich hätte verweisen müssen.

[2] auch Roediger Anz. XI 115 fordert unter verweisung auf ein (übrigens conjiciertes) *ineben sîn* Roth. 1328 *dîn* für unsre stelle. ich glaube mit unrecht, übrigens ist *intgegin dîn*, für das man auf ein *ineben sîn* verweist, und *gegen dîn* durchaus nicht dasselbe.

Trotzdem verhehl ich mir nicht, dass diese reception der la. von h, deren autorität nur durch das schwanken der ihr entgegenstehnden laa. der ältern hss. einigermaſsen gehoben wird, nicht viel mehr beglaubignng hat als eine conjectur. diese conjectur setzt ein in der mhd. litteratur des 13 jhs. ziemlich vereinzelt stehndes *gegen mîn* (doch vgl. s. 29 anm. 2) in den echten text der Nib., und ich hätte es nicht gewagt, dieselbe bloſs auf die oben mitgeteilten erwägungen hin zu befürworten, wäre ich nicht im stande, ihr weitere, m. e. sehr feste stützen zu geben.

Nib. 1191, 4 überliefert A : *Ze hove kom dô Rüedegêr. Die helde reiten wider in* (: *sîn* inf.), *Daz man* usw. und auch die hss. der classen B und I[1] weisen nach dieser lesung, welche daraufhin nicht nur Lachmann, sondern auch Bartsch (B 1251, 4) in den text setzt. die hss. Bd geben den sinnlosen schreib- oder lesefehler *under in* für *wider in*, die hss. Ihbg nehmen an dem reim *in : sîn* anstoſs oder es wurde diese bindung (und das seltenere *reiten* für *redeten*) für sie der anstoſs, *in* als präpositionaladv. zu fassen und dann, wir dürfen wol schon sagen, zu 'conjicieren' *Die helde riten wider în* (*ein* bh), eine conjectur, deren mache sehr geschickt wäre, wenn wir wüsten, wo hinein und zurück die Hunnenkrieger hier eigentlich reiten sollen. deshalb kann sich auch Lachmann hier nicht entschlieſsen, dem *wider în* der hss. Ihg (b konnte von ihm ja noch nicht eingesehen werden, was auch für die beurteilung seiner recension der vorher hesprochenen strophe zu beachten ist) auf seine textgestaltung einfluss zu gewähren, obwol ich die vermutung nicht von mir weisen kann, dass die schreiberconjectur von Ihg an unsrer stelle seine auffassung des *gegen in* (: *gesîn*) 2230, 3 als *gegen în* angeregt habe. Lachmann sagt daher in der anm. zu 1191, 3 : '*wider în* (wie 2230, 3) ist mir hier bedenklich[2], man kann wol zugeben, dass der accusativus *in* auf *sîn* gereimt sei, weil wenigstens der dichter der Kl. und des Bit. den dativus *in* (*hinder in*, *under in*, *gegen in*) mit *sîn Blœdelîn sîdîn wîn*

[1] *C ändert hier so radical (vielleicht wegen des reimes *i : î*, den es freilich an andern stellen selbst in den text schmuggelt, vielleicht weil es noch die von mir oben im text verteidigte lesung *wider sîn* in seiner *B-vorlage fand), dass der änderung auch die beiden folgenden strophen zum opfer fielen.

[2] man sieht nicht, meint Lachmann *riten wider în*, oder denkt er an ein *reiten wider în*?

bindet, Kl. 1354. 1893, Bit. 5393. 5803. 8263. 11857. 12121. 12281'[1]. es waren zwei erwägungen, die Lachmann bestimmten hier den reim *wider in : sîn* zu dulden, dort *gegen in* zu wagen. vor allem doch, dass 2230, 3 *gegen in* nonsens bietet, während *wider in* an unsrer stelle dem sinn nach glatt und gut ist, ein dem *gegen in* gleichbedeutendes *wider in* aber schwer zu interpretieren wäre; dann aber wol auch, weil er str. 1191 für interpoliert hält und dem interpolator eher als einem der dichter einen reim von *i* auf *î* zutraut. Bartsch (Unters. 176) versteht Lachmanns '*wider in* (wie 2230, 3) ist mir hier bedenklich' falsch und bemerkt dazu : 'aber warum? beide fälle sind ganz gleich, ein grund verschiedener behandlung nicht abzusehen, auch von Lachmann nicht angegeben'. auch meine ansicht ist es, dass die beiden fälle ganz gleich sind, nur möcht ich dann consequenter sein als Bartsch, und, da ich Bartschs lesung *gegen mîn* 2230, 3 acceptiere, auch hier conjicieren : *die helde reiten wider sîn.*

Für die frage, ob 1191, 4 *wider sîn* und 2230, 3 *gegen mîn* nach mafsgabe einer nur aus späterer periode bekannten dialektsyntax[2] dem Nibelungentexte eingefügt werden dürfen oder, worauf es doch allein ankommt, müssen, ist es von allergröster wichtigkeit, darüber schlüssig zu werden, ob wir den Nib. einen reim *-in : -în* zutrauen dürfen oder nicht[3].

Zunächst ist es notwendig, sich über die quantität jener reimsilben klar zu werden, in denen im mhd. *i* und *î* zulässig ist, dh. in denen bei verschiedenen mhd. dichtern bald *î* bald *i*, bald wechsel zwischen *i* und *î* im gebrauch ist. es sind dies *gelîch*, *ieslîch*, die adjectivableitung *-lîch*, *-rîch* als zweiter compositionsteil deutscher namen, das femininsuffix *-în*, der dat. des num. *drîn* (in den Nib. aber ohne reimbeleg) und schliefslich das präpositionaladv. *în*, *darîn*.

[1] man kann noch hinzusetzen *gegen in : sîn* Kl. 1460 und *sîn : gegen in* Bit. 3073, *: hinder in* 3161, *: under in* 5163. 9449. — für den Bit. hab ich statt Lachmanns seitenzahlen der hs. die verszahlen des DHB. eingesetzt.

[2] ich kenne in österr. gedichten des 13 jhs. sonst nur die Gramm. IV (neudr.) 930 angeführten *vor sîn* im Bit. (879. 3646). aao. auch beispiele für *vor* und *nâch* c. gen. hauptsächlich d. personalpron., beim Teichner (Ls. III 276. 280) und Ottokar. kein *gegen* und *wider* c. gen.

[3] vgl. zum folgenden Bartsch Unters. s. 176f. ferner wurde hier und in nr 5 u. 6 häufig Pressels Reimbuch zu den Nib. (Tüb. 1853) benutzt, dessen ansätze aber überall durch eigne sammlung ergänzt und berichtigt.

gelich (*ungelich, ieslich*) lautet nur lang, die kürze, sowie sie zb. Konrad Fleck, der Stricker, der dichter des Mor. vCraun uaa. belegen, fehlt gänzlich. es reimt bloſs auf *rich* (2143, 3), dh. sicher langes *-ich*, oder auf silben, die im Nib. auch lang sein können, auf *Amelrich* (1496, 1) und *lobelich* (304, 1. 2150, 4).

Anders *-lich* in adjectivableitungen. dieses reimt nicht nur lang (*: rich* 517, 1. 1634, 1; 4, 2. 440, 2. 548, 2. 577, 2. 616, 2. 758, 2. 1179, 2; 1093, 2; 1624, 2; 1729, 2; 670, 2 und *: gelich, ieslich* 304, 1. 2150, 4), sondern auch kurz (*: mich* und *sich* 887, 3. 1837, 1). unentschieden bleibt *-lich : Dietrich* 1287, 2. 1996, 1. 2257, 2. 2294, 2. 2302, 2; 2264, 2; 2173, 2, denn die eigennamen auf *-rich*, die übrigens fast bei allen dichtern in bezug auf die quantität ihrer reimsilbe mit den adjectivbildungen auf *-lich* zusammenstehn, wechseln in den Nib., da *-lich* neben *-lich* steht, ebenfalls zwischen *-rich* und *-rich*. *Dietrich* reimt auf *rich* (1292, 2. 1667, 2. 1686, 1. 1690, 2. 1838, 1. 2250, 1. 2256, 1. 2266, 1; ebenso *Alberich : rich* 355, 3, *Amelrich : ungelich* 1496, 1), *Dietrich* reimt auf *mich, dich, sich* (1664, 3. 1921, 1. 2276, 1. 2297, 3). dieser wechsel zwischen *-lich* und *-lich, -rich* und *-rich* hat durchaus nichts auffallendes, wir werden ihn nr 10 bei vielen andern dichtern auch constatieren können, ich nenne hier nur Wolfr. und Wirnt. es ist also weder dort, wo *-lich* und *-rich* auf länge, noch dort, wo es auf kürze reimt, ein ungenauer reim, sondern nur die doppelform zu constatieren, ein ungenauer reim von *i : i* müste durch sicher ungenaue bindungen, wie *rich : sich, dich* usf., bewiesen werden.

Selten nur, ich verweise wider auf nr 10 dieser studien, wechseln bei einem und demselben dichter formen des präpositionaladv. *in* mit länge und kürze. im Nib. lautet *in* stets kurz, es reimt *dar in : hin* 740, 3. 2148, 1, *: gewin* 1910, 1, *: sin* 2145, 1 und schlieſslich *: künegin* 656, 3. das femininsuffix *-in* zeigt nämlich im Nib., sowie *-lich* und *-rich*, wechselnde quantität, was in mhd. dichtwerken widerum sehr häufig ist. zumeist ist das suffix lang, aber durch 558, 1 (*: hin*) und 352, 3. 1170, 1 (*: sin*) ist die kürze bewiesen. wir können also auch für *dar in: künegin* 656, 3 mit beruhigung die kürze ansetzen, so lange *in* nicht durch sichre bindungen mit länge (*: -lin, sin* inf. und pron., *min, din* usf.) bewiesen ist. schon aus diesem grunde bietet Lachm.s textgestaltung 2230 (*gegen in : gesin*) keinen rechten vor-

teil in der richtung, in der Lachmann ihn sucht. denn auch das präpositionaladv. *în* gäbe zu *gesîn* für die Nib. einen unreinen reim von kürze auf länge oder eine sonst unerhörte form. Lachmann schreibt zwar 602, 1 *ze der kemendten în* (: *mîn*), aber dieses *în* ist wider conjectur, es steht in keiner hs., auch nicht in A, das vielmehr ein sinnloses *ze der kemendten sîn* schreibt, während, wie schon Bartsch hervorhob, die classe B mit ihrem *ze der kemendten dîn* jedesfalls das echte erhalten hat.

Setzen wir also für die Nib. an : *gelîch* und *ieslîch* lang, *-lîch* anceps, *-rîch* anceps, *-în* anceps, adv. *în* kurz, so bleibt, wenn wir von den in verbandlung stehnden *wider în* und *gegen în : sîn* absehen, nur noch éine stelle übrig, deren reim von einigen für eine bindung von *î : i* im Nib. in anspruch genommen worden ist. es sind die oft besprochenen verse 1494, 1 f aus Lachmanns XIV lied. da heifst es von dem fährmann, der von Hagen ans andre ufer herübergelockt und dann im streit erschlagen wird, worauf Hagen in dessen schiff allein über die Donau setzt, nach Lachmanns text : *Ouch was der selbe schifman niulîch gehît. Diu gir nâch grôzem guote vil bœsez ende gît.* Hagen hatte den fährmann ua. dadurch, dass er ihm eine goldene armspange als lohn für seine dienste versprochen hatte, bewogen, mit seinem kahn zu ihm herüber, in sein verderben, zu rudern. darauf bezieht sich die zweite zeile der strophe, die erste aber bliebe uns, da von der frau des fährmanns sonst nirgends die rede ist, ein rätsel, erzählte uns nicht die Þidresksaga cap. 365, dass der fährmann eine junge, geliebte frau gehabt habe und für diese das gold gewinnen wollte. schon WGrimm in der Heldensage s. 128 und darnach Lachmann zu 1495 verwiesen für die in den text gesetzte la. auf die Þidrekssaga, s. auch Döring Zs. f. d. ph. 2, 25. 72. 272, Raszmann Niflungasaga s. 27 und 140. aber *niulîch gehît* steht nur in einer hs. des gemeinen textes, in der hs. B, während Dbl und auch A, sowie *C, dafür *müelich* oder *vil müelich gesit* schreiben, mit einem unreinen reim von *i* auf *î* vor *t*. Bartsch, der in der übereinstimmung von *C mit mehreren hss. der Vulgata das alte original zu erkennen glaubte und nach unreinen reimen im Nib. ohnedies hungerte, liefs sich dieses *müelîch gesite* > *gît* natürlich nicht entgehn : er verteidigte es in den Unters. aao. und nahm es in seiner ausgabe in den text von B und C auf (B 1554, 1). andre verteidiger dieser lesung

kann ich füglich übergehn. schärferer blick und feineres verständnis bewahrte Lachmann vor dem gleichen fehler, denn auch ihm hätte bei blofs mechanischer anwendung seines textkritischen princips es nahe liegen müssen, wie Bartsch zu lesen, da die von ihm zu grunde gelegte recension A, aus der seines erachtens der text aller andern Nib.-hss. abzweigte, ebenfalls die von Bartsch verteidigte la. bot und sie noch dazu mit den meisten andern mss. teilte. aber welcher schreiber — und es handelt sich hier tatsächlich um einen simplen schreiber, da die classe B ja sowie die classe C das angeblich richtige *vil müelich gesit*[1] bringen — welcher schreiber hat je um einen unreinen reim zu beseitigen, wie zb. Raszmann klipp und klar behauptete, aus verlorener volksüberlieferung ein altes motiv neu aufgegriffen, in den richtigen zusammenhang (vor die erwähnung der habgier, deren erklärung es bringt) gestellt, dabei keinen vers und keinen reim hinzugetan noch entfernt und dazu noch den sprunghaften, blofs andeutenden ton gerade dieser, von sage und volksüberlieferung reich durchtränkten partie seiner 'vorlage' (s. Henning Nib.-stud. s. 125 f) so verständnisvoll nachgeahmt? wenn wir die beiden laa. : *Ouch was der selbe verge (vil) müelich gesit* und *Ouch was der selbe verge niulich gehît* neben einander legen und betonen, dass eine derselben schreibermache sein muss, so gibt es keine wahl : *niulich gehît* muss echt sein, und unsre auffassung der überlieferung hat sich damit abzufinden. da auch ich in A eine classe sehe, die *B gegenüber vor allem im strophenbestand das ursprünglichere bewahrt hat, so bleibt mir nichts andres übrig, als zufällige übereinstimmung mehrerer hss. anzunehmen. der text *C mag auf eine hs. von *B zurückgehn, die schon die falsche la. zeigte, jedesfalls aber ist das zusammentreffen von *A und Dbl ein zufälliges — denn dass wir in A eine mischhs. zu sehen haben, müste erst vollständige und eingehnde unter-

[1] derartige adjectivbildungen wie *gesite*, welches zu der zeit in bd. gegend zu den kühneren seiner art gehörte, liebt der stil der Nib. ebensowenig wie Wolfr. (s. oben s. 5) : *gesite* ist nur bei Gotfr. und Konr. ein lieblingswort, im Nib. find ich aufser den allgemeinen *gemuot* und *gevar*, die auch bei Wolfr. natürlich nicht fehlen, nur *gehaz*, *getriuwe* (auch Wolfr.) und *gevriunt*, welche drei zusammen eine art gruppe bilden und der sprache der lyrik entnommen sind, von der, wie wir heute hauptsächlich durch Kettner wissen, die sprache der Nib. ja stark beeinflusst wurde.

suchung erweisen[1]. hier scheint mir zufälliges zusammentreffen im gleichen fehler sehr gut möglich. der anlass zur änderung der schreiber ist ja klar: die ihnen ganz unverständliche, versprengt und unpassend scheinende andeutung über des fährmanns junges weib, vielleicht auch der schon alternde ausdruck *gehit*[2]. wollten aber die schreiber ändern, wie konnten sie anders vorgehn, als sie taten? sie suchten es sich ja doch immer möglichst leicht zu machen, recht viel von dem in der vorlage gegebenen abzuschreiben und mühelos dem zerstörten reim aufzuhelfen, ohne genötigt zu sein, auch den zweiten vers neu zu reimen. *niulich* und *müelich* geben genau dasselbe schriftbild, darüber ist kein wort zu verlieren; das adv. und das verbum subst., das ihm vorangeht, verlangt für das zu ändernde reimwort ein adj. oder ein particip, etwas andres ist unmöglich, uzw. ein adj. oder ein particip, das auf *gît* reimt, gut oder schlecht, rein oder unrein. es gibt kein andres wort, das diesen bedingungen entspräche, als *gesit*, selbst abgesehen davon, dass das gesuchte reimwort ja auch noch einen halbwegs anständigen sinn geben sollte. so kamen von den Nib.-hss. mehrere zu dem gleichen fehler, nur d, das eine syntaktische und reimtechnische unmöglichkeit nicht scheut, weicht in seiner änderung ab, weist aber eben mit ihr noch deutlich auf das echte. d schreibt *Ich weiz der selbe verge niulich geschiht*, die genuine la. hat nur B erhalten.

Es bleiben also im ganzen Nib. nur die beiden *in* ('eum' und 'iis') *: sîn*, von denen wir ausgiengen, als die einzigen bindungen von lang auf kurz *i*. Lachm. hat zur stütze des einen beispiels, wie wir hörten, ähnliche reime aus Kl. und Bit. herangezogen. aber diese beiden gedichte weichen in ihrer reimtechnik von den Nib. durchaus ab; sie zeigen vor allem auch andre *i : î* als die im reim auf pron. *in* (zb. *sin* subst. *: mîn* Bit. 6909, s. Jänicke s. VIII), können also zur stütze eines verdächtigen reims

[1] womit ich nicht sagen will, dass mich dieser erweis besonders überraschen würde.

[2] ESchröder macht mich jetzt darauf aufmerksam, dass *gehît* frühzeitig (noch früher als *minne*) einen obscönen sinn bekam und von schreibern daher oft ausgemerzt wurde. er verweist mich auf die laa. zur Kchr. 1178. 9688. 11375 und auf das DWb. s.v. *geheien*. ich bemerke noch, dass auch das wort *hîrât* im Greg., so oft es vorkommt, von den hss. IK geändert wird.

der Nib. nicht verwendet werden[1]. es werden aber vielleicht viele ein bedenken gegen zwei reime von *i* auf *î* vor *n* in einer dichtung, die in hunderten von fällen *-an* : *-ân* bindet, gering anschlagen und es als verdachtsmoment gegen die dahingehnde überlieferung nicht gelten lassen wollen. sie täten unrecht, ein solches verdachtsmoment zu unterschätzen. wir wissen heute, dass Wolfr., da das *i* fremder namen nicht mitzählt, niemals *i* auf *î* oder *u* auf *û* gereimt hat, obwol er noch viel öfter und sorgloser als die Nib. es tun *a* mit *â*, *e* mit *ê* gebunden hat. und ebenso liegen die verhältnisse bei Wirnt (s. oben s. 22), bei dem das einzige *zobelîn* : *under in* 7430, wo das *î* in einer ableitungssilbe, die sich später oder in andern gegenden zu *e* schwächte, steht, kaum eine ausnahme constatieren lässt. auch die Kindh. Jesu und noch der MHelmbr. zeigen neben vielen *a* : *â* kein einziges *i* : *î*, ebenso Krone, Ortn., Wolfd. AB, DFl., Rabenschl. und Renner. auch das gedicht, das wir wol vor allen zur vergleichung heranziehen werden, die Gudrun, lässt dieselbe scheu erkennen: *-an* : *-ân* ist in der Gudr. so häufig als im Nib. (s. Gudr. 87, 1. 123, 1. 140, 1. 151, 1. 177, 1. 211, 1. 225, 1. 292, 1 usf.), sie reimt sogar *dar* : *jâr* (1090, 1), was im Nib. nicht vorkommt, aber niemals reimt sie *i* : *î*. der grund, der sorgfältige bair.-österr. und ostfränk. dichter gerade von dieser bindung zurückhielt, braucht ja nicht erst auseinandergesetzt zu werden.

wider in und *gegen in* : *sîn* stünden aber auch noch in andrer hinsicht im Nib. ganz vereinzelt da. und hier komm ich zum hauptpunct dieser meiner ausführungen. es wäre nämlich nicht nur auffällig, dass pronominales *in* 2 mal auf *sîn* reimte, sondern dass dieses *in* n u r auf *sîn* reimte. im ganzen Nib. nämlich findet sich sonst kein *in*, sei es 'eum' oder 'iis', noch *im* gereimt. und sehen wir weiter zu, so finden wir auch kein *er*, kein *si*, weder 'ea' noch 'eam, ii, eos, eas', kein *ich* und kein *ir*, sei es sing., sei es plur., endlich auch, was allein zufall sein kann, kein *dû* und *wir* gereimt, von *ez* und *es*, die ja in der gesamten litteratur des 13 jhs. nie im stumpfen reim erscheinen, ganz abgesehen. nur *mîn mir mich, dîn dir dich, sîn sich* werden als reimworte verwendet. wir brauchen uns um die ursache dieser erscheinung und den zweck dieser übung zunächst gar

[1] in Kl. und Bit. auch *-ar* : *-âr*, *-ort* : *-ôrt*, *-agen* : *-aben* (Kl. 1667, s. la., Bit. 8567), *ê* : *e* vor *t* usf., was alles den Nib. A und B fremd bleibt.

nicht zu kümmern. abläugnen wird man sie nicht können und auch von 'zufall' zu sprechen wird sich verbieten. reimnot wurde von Bartsch für das fehlen der reime auf *si* als ursache behauptet, der aus diesem fehlen auf *sĭ* mit kürze schloss, als auf die dann freilich nicht reimbare form des pron. aber wir werden *si* nicht von *er* trennen können und *er* nicht von *in* und *im*, und *ich* nicht von *ir* und *wir*. und wer *ger sper her* reimen konnte, konnte auch *er* reimen, wer *sin hin bin gewin* reimen konnte, konnte auch *in* reimen, und auf *ich* und *ir* gab es nicht weniger reime als auf *mich dich* und *mir dir*. dass die erscheinungen zusammenhängen, zeigt auch folgende erwägung: Kl. und Bit. zeigen *in* sehr oft im reim (s. oben s. 28 u. 29 anm. 1, dazu noch *in : -în* Kl. 1072. 1471. 1511. 1999. 2068), aber dann auch *ich* (Kl. 391), *ir* (Kl. 1729), *im* (Kl. 25) und *sie* (Kl. 438. 623, beispiele für den Bit. s. Jänicke s. XII). die Nib. weisen viel mehr stumpfe reime auf als Hartm.s Iw., aber dort finden wir *ich* 31 mal, *wir* 1 mal, *dû* 2 mal, *ir* 17 mal, *er* 12 mal, *si* 10 mal und *in* sogar 52 mal gereimt, also im ganzen 125 solche reimende pron., von denen das Nib. nur zwei aufweist, zwei *in*, die, bei schwankender überlieferung, zu gleicher zeit beidemal die vereinzelt bleibende bindung von *i : î* ergeben und von denen eins (2230, 3), behalten wir es bei, uns directen unsinn zu lesen gibt!

Vergleichen wir aber nicht den Iw., sondern die Gudr. und den Alphart mit dem Nib., so finden wir dort genau dieselben verhältnisse wie hier. unter den ca. 3400 stumpfen reimen der Gudr. findet sich kein einziges *in*, sowie kein *er*, *si*, *ich*, *dû*, *ir*, *wir* oder *im*, ebenso keins im Alph. das ist doch ein deutliches zeichen, dass nicht der blinde zufall waltet, sondern die gesetze des stils oder der metrik dieser strophischen gedichte, ein ganz bestimmtes grundprincip. die existenz eines solchen lässt sich auch anderwärts erkennen, und von dieser seite will ich es zunächst beleuchten.

Es ist m. w. noch nicht bemerkt worden, dass *er* und *si* in Hartm.s Greg. und *er* auch im aH. nicht reimen, während sowol der Er. als der Iw. zahlreiche reime mit diesen pronominibus bilden. *er* reimt im Iw. 12 mal, im Er. 18 mal, *si* reimt im Iw. 10 mal, im Er. 11 mal und éinmal im aH. dass hier blofs der zufall seine hand im spiele hat, halt ich für ausgeschlossen, da erstens das fehlen von *er* im reim gleichzeitig von dem fehlen des correlaten *si* im reim begleitet wird und weil zweitens *er*

und *sî* sehr leicht reimbare, in den zusammenhang sich überall leicht einfügende worte sind. nun geht dieses fehlen von *er* und *sî* hand in hand mit einer andern erscheinung, die ebenfalls, ich halte natürlich an der chronologie Er. Greg. aH. Iw. fest, jene wellenförmige linie vom Er. herab zum Greg. und vom Greg. wider aufwärts zum Iw. erkennen lässt.

Saran hat in seiner dissertation Hartmann von Aue als lyriker s. 46ff (vgl. auch Beitr. 24, 44ff) darauf aufmerksam gemacht, dass in bezug auf die verwendung von beschwerten hebungen Er. und Iw. näher zusammenstehn, während Greg. und aH. sich von der übung in diesen beiden epen wesentlich unterscheiden. im Er. finden sich die meisten beschwerten hebungen, im Iw. etwas weniger als im Er., im Greg. und aH. aber die wenigsten. inwieweit diese beobachtung zu specialisieren und einzuschränken ist und weshalb ich sie zur aufstellung einer chronologischen reihenfolge Er. Iw. Greg. aH. für gänzlich ungeeignet halte, ja wie sie mir zu stützen scheint, was Saran durch sie als falsch erweisen will, darüber werd ich in nr 13 dieser studien rechenschaft geben. jedesfalls aber ist die tatsache, die ich bis ins einzelne nachgeprüft habe, nicht zu läugnen. die rhythmik des Greg. und des aH. zeigt also mit ihrem regelmäfsigeren wechsel von hebung und senkung eine annäherung an die rhythmik der lyrischen strophe — so fass ich die erscheinung —, die im Er. noch nicht statt hat, im Iw. aber wider aufgegeben wird. wichtig ist mir, dass schon der schluss des Er. und noch der anfang des Iw. ungefähr auf dem standpunct des Greg. und aH. stehn und dass die beiden letztgenannten gedichte widerum in ihrem spätern verlaufe dem rhythmischen princip, das die auf ein einsilbiges wort oder auf die letzte silbe eines mehrsilbigen fallende beschwerte hebung zu meiden trachtet und das zu anfang des Greg. seinen höhepunct erreicht, allmählich den rücken wenden, eine abkehr, die sich erst im Iw. vollständig durchsetzt.

Eine ähnliche beobachtung lässt sich machen, wenn wir das verhältnis klingender und stumpfer versschlüsse in den verschiedenen gedichten Hartm.s ins auge fassen. Kochendörffer gibt Zs. 35, 291 als procentzahlen der klingenden reime an : Er. 31, Greg. 36, aH. 33, Iw. 27. die zahl für den Er. ist zu rectificieren. hier hat uns Kochendörffer zu sagen vergessen, dass er vom Er. nur die ersten 5000 verse durchgezählt und das resultat

dann auf das ganze gedicht übertragen hat. für die ersten 5000 verse ist die procentzahl in der tat ca. 31 (dh. 30,82), für v. 5—10135 aber stellt sie sich beträchtlich höher, auf 35,1. das ergibt fürs ganze epos etwa 33 %. jenes anwachsen klingender schlüsse, das der Greg. zeigt, macht sich also schon im verlauf des Er. bemerkbar und die zweite hälfte des Er. steht so ziemlich genau auf derselben stufe als der Greg. dies geht soweit, dass die letzten tausend verse des Er. und die ersten tausend des Greg. die höchste procentzahl klingender reime zeigen: Er. 9135—10135 finden sich deren 390, Greg. 1—1000 (kleine ausg. Pauls) 396. Greg. 1000—2000 zeigt dann nur mehr 332, Greg. 2000—3000 330 und Greg. 3000—3984 [1] wider 380, ein anschwellen, das die ziffer der ersten tausend verse nicht erreicht und das zufall sein mag, da das abschwellen sich im aH. (33%) fortsetzt und im Iw., innerhalb dessen die klingenden reime sich fast ganz gleichmäfsig verteilen, bis zu 27 % fortschreitet. das sind also ganz genau die gleichen zahlenverhältnisse, wie ich sie aus den procenten für beschwerte hebungen unten nr 13 aus Sarans eigenen tabellen exemplificieren werde, nur dass dort der höhestand des Er. im Iw. nicht mehr ganz erreicht wird, während hier der tiefstand des Er. vom Iw. dann noch übertroffen erscheint. aber der schluss des Er. steht hier wie dort mit dem anfang des Greg. zusammen und der aH. lässt gleichfalls schon deutlich die abkehr von der technik des Greg. und der letzten partien des Er. erkennen, wie sie im Iw. dann am deutlichsten ist.

Und nun lassen sich ähnliche beobachtungen auch für die verteilung von *er* und *si* auf die reime der verschiedenen epen Hartm.s machen. erstens : *si* erscheint bereits im aH. 325 wider im reim, nachdem sich der dichter dieses wortes im Greg. an dieser stelle ganz enthalten hatte. also die abkehr von dem princip, das Hartmann im Greg. befolgt, nimmt s c h o n v o r dem Iw. ihren anfang. das ist von bedeutung, da es den schluss auf die chronologie Iw. Greg. verbietet, denn Gott sei dank hat wenigstens den aH. noch niemand vor den Greg. angesetzt. zweitens : *er* verschwindet bereits aus den letzten dreitausend versen des Er. bis auf einen rückfall. bis v. 5000 des Er. haben wir

[1] es ligt mir natürlich ferne, so wie Saran in seinen tabellen (Beitr. 24, 46), die schreiberverse von E hinter 1149 und 3431 mit in die berechnung zu ziehn und den Greg. mit 4006 versen anzusetzen.

11 *er* im reim (1178. 2332. 2508. 2652. 2694. 3080. 3874. 3920. 4106. 4654. .4629[25]), im sechsten und siebenten tausend noch 6 (5382. 5502. 6404. 6704. 6864. 6892), das macht 17 *er* für 7000 verse. wir sollten also bei gleichmäfsiger verteilung, wie sie in diesen versen des Er. doch ziemlich deutlich hervortritt, dann für v. 7000—10135 mindestens 7 *er* erwarten, anstatt dessen finden wir éins : 8962, was also der sachlage im Greg. 0 : 3984 schon sehr nahe kommt[1]. drittens : dieses selbe *er* wird nicht wie *sî* schon im aH. wider zu gnaden aufgenommen, sondern es fehlt noch im aH., es fehlt aber auch noch in den reimen der ersten ca. 2000 verse des Iw. das erste beispiel im Iw. steht 1937, das zweite bald darauf 2035, diese zwei beispiele bleiben in der ganzen ersten hälfte des Iw. noch vereinzelt und erst in der zweiten hälfte des gedichts, von v. 4000 ab herscht *er* wider unbeschränkt und verteilt sich gleichmäfsig über die reime : 4021. 4179. 4485. 4697. 5025. 5321. 5947. 6333. 6367. 7763. nachdem also im Greg. und aH. (zusammen ca. 5500 verse) *er* aus den reimen ganz verschwunden war, zeigt die erste hälfte des chronologisch zunächst folgenden werkes, des Iw., 2, die zweite 10 reimende *er*. viertens : sowie der Iw. trotz seiner merkbaren reaction gegen die übung des Greg. nicht mehr die höchststufe an beschwerten hebungen der art, die Saran mit W bezeichnet[2], erreicht, wie sie im Er. vorligt, so erhebt sich auch der Iw. nicht mehr zu jener vorliebe für *er* als reimwort, wie sie Er. 1—7000 aufweist. dort sind unter 20 reimpaaren auf *-ër* 17 mit *er* gebildet, also 85 %, hier v. 1—4000 nur 2 unter 10, also 1/5, v. 4—8156 10 unter 18, also wenig mehr als die hälfte. dies tritt um so deutlicher hervor, als formwörter, darunter vor allem die persönlichen, unpersönlichen und demonstrativen pronomina, im Iw. (und aH.) viel häufiger in den reim gesetzt

[1] die gleichung wird noch deutlicher, wenn wir in betracht ziehen, dass Er. 1—7000 17 unter 20 reimpaaren des typus *-ër* mit dem pron. *er* gebildet sind, während 7000 bis schluss nur éin reim mit *er* auf 4 reimpaare seines typus kommt. dies zeigt auch, dass das fehlen des *er* im reim nicht auf den mangel an reimworten zurückzuführen ist. in dieser hinsicht ist es auch interessant, dass im Greg. 5 reimpaare des typus *-ër* vorhanden sind, darunter 2 mit *der*, das nun das verpönte *er* einigermafsen ersetzen soll und das im Er. fehlt.

[2] dh. die beiden aneinanderstofsenden hebungen sind nicht zwei silben éines wortes (S), sondern zwei verschiedene worte.

werden als im Er. (und zt. im Greg.). wir finden *ich* im Er. 16, im Iw. 31 mal, *mich dich sich* im Er. 42, im Iw. 69 mal, *wir* im Er. 0, im Iw. 1 mal, *dû* im Er. 0, im Iw. 2 mal, *dir mir* im Er. 17, im Iw. 28 mal, *ir* im Er. 10, im Iw. 17 mal, *in* im Er. 17, im Iw. 52 mal, im ganzen also diese pron. im Er. 102 mal; doppelt so oft, 200 mal, im Iw., uzw. absolut doppelt so oft, was relativ für den weniger umfangreichen Iw. noch viel mehr bedeutet. ich glaube in dieser fortschreitenden bevorzugung von partikeln und pronominibus im reim eine bestimmte entwicklung der höfischen reimtechnik wahrzunehmen [1]; um so bedeutungsvoller erscheint es uns dann, wenn *er* und *si* aus dieser entwicklung herausfallen. *er* und *si* sind die zwei einzigen pron., deren reimbelege für den Iw. kleinere zahlen zeigen als für den Er.: *er* Er. 18, Iw. 12; *si* Er. 11, Iw. 10.

Eine ähnliche abneigung gegen *er* und *si*, wie im Greg., lässt sich auch im Trist. erkennen. Gotfr., der, wie die obige anm. erkennen lässt, die vorliebe für reime auf *ir* und *in*, *mir* und *mich* usf. noch viel weiter treibt als Hartm., setzt *si* nur 3 mal in den reim (1 mal, 12172 den asf. als *sie*, ein andres mal, 17417 *enzwischen si* apln. *: si* usf. in rührendem reim) und *er*, das in vier fünfteln seines gedichts ungemein häufig und ganz gleichmäfsig verteilt ist, schwindet aus den letzten 6000 versen fast gänzlich. *er* reimt : 451. 589. 1103. 1355. 1985. 2101. 2117. 2577. 2895. 2909. 3705. 3801. 4261. 5891. 6237. 6759. 7315. 7675. 8349. 8383. 8523. 8934. 9211. 9225. 9325. 9799. 10137. 10667. 11133. 11753. 12005. 13123. 13395. 13535. 13587 (man sieht, es ist kein tausend verse mit einer null ver-

[1] ich habe auf diese erscheinung, die sich auch bei Wolfr. widerholt, schon Beobachtungen s. 440 hingewiesen und dort geltend gemacht, dass diese manier, den reim durch formworte tragen zu lassen, in der technik des 13 jhs. als besondre feinheit gegolten habe, 'je weniger gesucht das wort war, welches reimte, desto weniger gesucht klang auch der reim'. dieser 'fortschritt' der reimtechnik, wie er sich vom Er. über Greg. zu aH. und Iw. erkennen lässt, setzt sich dann bei Gotfr. fort. im Trist. nehmen die reime auf pron. einen noch viel gröfseren raum ein als im Iw., bis die sache schliefslich von den nachahmern Gotfr.s übertrieben und verdorben wird: bei Rud. vEms machen die reime auf pron. person., imperson. und possess. fast ein viertel aller reime aus, was auf uns als peinlichste reimarmut wirkt.

[2] an reimworten hätte es nicht gefehlt. es reimt da *her* 14705. 16043. 16049. 16141. 18277. 18871, *der* 14705. 16841. 16295, *sper* 16043. 16049. 16141. 18871, *ger*, subst. 16841, *wer*, verb 18277, *enber* 18587.

treten), dann nur mehr 16295. 18587. also v. 1—5000 : 13, v. 5—10000 ganz genau 13, v. 10—13587 : 10, v. 13588—19552 (ca. 6000 verse!) : 2[1].

Warum aber wurde *er* und *si* von Hartm. und Gotfr. anders behandelt als *ir* und *in*, *ich* und *mich*, *dû* und *dich* usf.? für *si* könnte man daran denken, dass dem dichter bekannt geworden war, dass hier doppelformen bestanden, sogar bei manchen dichtern verschiedene formen für verschiedene casus[2], und dass er

[1] im Wig. fehlt *si* im reim, *er* ist häufig : 309. 412. 519. 1415. 1872. 2292. 3907. 5033. 5069. 6249. 6424. 6595. 6621. 6700. 6861. 7350. 8516. 10498. 11073. 11120. 11239. 11325. dagegen ist *er* im vergleich zu den vielen reimmöglichkeiten und zu *sie* und *in* im reim ganz auffallend selten bei Wolfr. (6mal im Parz., 1mal im Wh.), bei Reinbot (nur Geo. 6273); in der Kindh. Jesu fehlt es im reim, die deshalb schon nicht vom selben verfasser sein könnte als Himmelf. oder Urst., wo *er* sehr häufig reimt.

[2] nur die wenigsten dichter kennen, so wie Hartm., *sî* als form für alle casus und genera des pron. (nsf. Iw. 341. Er. 5754, asf. Iw. 107. 1425. 2053. 5183. 5887. 7953. Er. 8262. 9568. aH. 327. Büchl. 131. 615. 1521. 1545, nplm. Er. 2092. 3186. 7102, aplm. Iw. 103. Er. 2670. 5024. 6616. 8154, napln. Iw. 4857. Er. 7116). von den von mir daraufhin untersuchten dichtern des 13 jhs. kein einziger. bei Freid. findet sich zwar nie *sie* und nur *sî*, das pron. ist aber nur 1mal für nsf. belegt (100, 8), ebenso in d. Minnelehre nur nsf. *sî* 1171. 2177. *sie* für alle formen, die sie belegen, zeigen Wolfr. (asf. Parz. 104, 25. 272, 27. 329, 15. 403, 1. 438, 19. 504, 29. 522, 15. 640, 21. 672, 27. 698, 3. 713, 29. 724, 17. 814, 13. 818, 7. Wh. 153, 25. 159, 17. Lied 8, 13, nplm. Parz. 353, 11. 502, 29. 676, 17. 681, 1. 740, 25. Wh. 278, 9. 297, 3. 396, 9. 421, 13. aplm. Parz. 99, 5. 769, 29. 798, 17. Wh. 15, 19. 37, 27. 130, 49. 180, 27. 250, 21. 269, 11. 286, 25. 307, 29. 321, 7. 328, 3. 337, 29, aplf. Parz. 282, 15. 641, 3, napln. Parz. 344, 7. 679, 23. 786, 29. der nsf. und nplf. ist unbelegt. ersterer doch wol nicht nur zufällig), Ulr. vTürh. (asf. Trist. 534, 7. 541, 7. 565, 1. 568, 27, nplm. Trist. 525, 1. Rennew. Pf. üb. 43, 118, aplm. Trist. 586, 13, der nsf. ist auch hier, soweit Ulr.s werke gedruckt sind, nicht belegt), Kindh. Jesu (asf. 311. 552, *sî* 897 ist unecht, nplm. 1272. 2272. 2880), Urst. (nplm. 105, 31. 119, 34, aplm. 108, 40. 115, 43. 121, 77), MHimmelf. (asf. 503. 647, nplm. 770), Geo. (asf. 2555. 4237), Klage (aplm. 438. 623), Bit. s. Jänicke s. xii, Mor. vCr. (asf. 1213. 1521. 1735, aplm. 921. 1057), gFrau (asf. 246. 414. 1992), Herb. (asf. 2529. 8427. 17656, aplm. 14701). die dichter mit wechselnden formen wurden von Sommer zu Flore 49 besprochen: Fleck selbst belegt *sî* für den nom. und auch für den acc. sing. fem. (die beispiele s. bei Sommer aao.), Wetzel *sie* nsf. 1099, *sî* asf. 220. 937, pluralformen sind unbelegt, Rud. *sî* im asf. (gGerh. 3313. 4699. 5009. Barl. 149, 5), der nsf. ist wol zufällig, denn im Barl. wenigstens spielen frauen nur eine kleine rolle, in den gedruckten gedichten unbelegt, *sie* im plur. (nplm. gGerh. 3429. Barl. 115, 1. 244, 1. 270, 27. 285, 5, nplf.

aus diesem grunde es später mied, seine form dieses pron.s zu reimen. noch später wäre Hartm. dann, sowie für *mac*, s. Kraus Abhandlungen zur germ. phil. s. 151, wider von diesem bedenken abgekommen. aber da Hartm. zugleich mit *si* auch *er* im Greg. meidet und dann wider aufnimmt, können wir doch beide erscheinungen nicht trennen, und für *er* träfe die obige erklärung nicht zu, denn auf nd. formen scheinen die hd. dichter nirgend rücksicht genommen zu haben. dies gilt auch für Gotfr., bei dem das zurückweichen des *er* in den letzten 6000 versen des Trist. doch kaum eine bewuste oder unbewuste laune gewesen sein wird.

Die frage bleibt also : warum wurde *er* und *si* von Hartm. und Gotfr. anders behandelt als *ir* und *in*, *ich* und *mich*, *dû* und *dich* usf.? ich erinnere daran, dass es seit Lachmanns einschlägiger observation bekannt ist, dass kein mhd. dichter des 13 jhs. *ez* und *es* (: *des*, *wes*, *-es*!) in den reim setzt und dass Lachmann dies dem umstand zuschrieb, dass der vocal dieser beiden partikeln dem endsilben-*e* zu nahe stand, nicht für voll genug galt, um für den stumpfen reim auszureichen. in Hartm.s Greg. und exceptis excipiendis im Trist. wurden *si* und *er* dem *ez* und *es* zugesellt; in den strophen des Nib., der Gudr. und des Alph. aber reicht auch der ton von *ich ir in im*, den pronominibus mit, wie Lachmann sich ausdrückt, schwachem vocalanlaut, nicht aus, den reim zu tragen. die genet. *mîn* (Nib. 1296, 2. 1232, 2. 2026, 3. 2127, 3. 2308, 3, Gudr. 259, 2. 363, 1. 1432, 2) und *sîn* (Nib. 759, 2), die acc. *mich* (Nib. 159, 3. 797, 3. 1837, 2. 1921, 2. 1960, 4. 2276, 2, Gudr. 1278, 1), *dich* (Nib. 159, 3. 797, 3. 1664, 3. 1960, 3, Gudr. 1278, 1, Alph. 203, 2) und *sich* (Nib. 887, 4. 2297, 4), die dat. *mir* und *dir* (Nib. 844, 1. 2095, 1, Gudr. 1381, 1. 1619, 1) reichten für den reim aus.

Barl. 90, 3, aplm. gGerh. 1785. 2795. 4263. 4879. 4961. 5703. 6223. Barl. 58, 5. 109, 19. 262, 29. 265, 31. 401, 19), Stricker und Ulr. vZatzikh. sagen *siu* im nsf. (Dan. 8304. GA. 46, 157; Lanz. 6653), *sie* in den übrigen fällen, nur ist der asf. im Lanz. unbelegt (asf. Dan. 1977, nplm. Dan. 2633. 4765. 5445. Karl 203. 767. 6005. 6473. GA. 52, 35. Hahn xII 611; Lanz. 847. 3610. 3819. 5509. 7479. 9059. 9225, aplm. Dan. 257. 2453. 4983. Karl 625. 4073. 4817. 5949. 6301. 6831. 6959. 7515. 9773. Am. 878. 1191. Pf. üb. 2, 50; Lanz. 4503. 5913. 6715. 6913). in der Krone reimt *sî*, asf. 5072. 7791. 23027, *sie*, ebenfalls asf. 20986, *sie*, aplm. 12382. 18877. im Wig. fehlt *si* im reim. für Gotfr. s. oben im text.

Dass es dasselbe princip ist, welches hier im Greg. und am schluss des Trist. und in den Nib.- und Gudr.-strophen waltet, machen mir folgende beobachtungen wahrscheinlich : *er*, das im stumpfen reim im Greg. und aH. durchaus, sichtlich aber auch in den letzten 6000 versen des Trist. und zu anfang des Iw. gemieden wird, weil meiner ansicht nach seine vocalqualität nicht für ausreichend galt, findet sich in diesen selben gedichten und partien ohne scheu in der enklise gereimt : *bater : vater* Greg. 2115, aH. 567. 641. 961, *mohter : tohter* Greg. 909, aH. 591, ebenso Trist. 15704 und *vander : ander* Trist. 14353. 18199. 18881. auch *ez* und *es*, die niemals reimenden, sowie *ir*, *in* und *si*, die nur in den strophischen Nib., Gudr. und Alph. nicht reimen, kommen bekanntlich in- und aufserhalb des reims nach dem verb und nach pron. in enklise vor (*huote ir : muoter* Er. 10118, *muoz : tuoz* Trist. 1505, *entwæten* inf. : *entnæte in* Trist. 8271, *geslahen : sah in* Trist. 10257, *brusten : kuste in* Er. 9112, Trist. 14160, *bereiten* inf. : *seite in* Trist. 13437, *mirz : irz* Iw. 8013, *hirz : mirz* Trist. 2811. 2819, vgl. auch *mirs : dirs* für *mir si* oder *mir es* udglm.) und wurden deshalb, wie ich glaube, in gewissen rhythmischen systemen als für den stumpfen reim ungeeignet erachtet[1]. *mîn mir mich* usw. werden niemals incliniert, sie werden auch nirgend im stumpfen reim gemieden. und jetzt wird man auch einsehen, warum ich darauf gewicht legte, dass die verschiedene bewertung von *er* und *si* für die reimstellung bei Hartm., allmählich auftauchend und allmählich verschwindend, mit einer schwenkung seines rhythmischen princips hand in hand geht: mehr klingende schlüsse, strenger durchgeführter wechsel zwischen hebung und senkung, vor allem einschränkung der W Sarans, mit einem worte gröfserer singsang. letzteres moment nähert die rhythmik des Greg. der rhythmik der lieder und strophen. und in den in einer lyrischen strophe abgefassten, nicht nur metrisch, sondern auch in stil und formel der ältern lyrik nahestehnden hauptgedichten unsrer mhd. volksepik sehen wir, nur noch durch-

[1] nun wird es sich leichter begreifen, dass es bestimmte gedichte gibt (zb. Bit. und Kl.), in denen diese wörter im reim nur in präpositionalverbindungen, nie aber als obj. oder subj. hinter dem präd. resp. hinter dem pron. erscheinen. hinter der präp. haben sie mehr ton und werden nie incliniert. ich verweise auch auf die belege für *in* aus Roth. und Rol. in der folgenden anm.

greifender und consequenter, dieselbe abneigung erscheinen, schwachvocalische, ev. inclinierbare pronomina stumpf zu reimen, die bei Hartm. die bestimmte wendung seiner rhythmik begleitet[1]. hier ist auch der ort darauf aufmerksam zu machen, dass im Nib. die zahl der fälle, wo zwei aneinanderstofsende hebungen ins selbe wort fallen (Sarans S) und die zahl der fälle, wo diese hebungen sich auf zwei worte verteilen (Sarans W), in schreiendem misverhältnis zu einander stehn. wie zb. schon eine flüchtige durchsicht der bekannten ausführungen Bartschs über den bau der achten halbzeile (Unters. s. 142ff, die auf s. 107 verzeichneten fälle von W sind aufserdem noch alle höchst unsicher) lehrt, ist W ganz ungemein viel seltener als S im Nib., und es ist ja gerade die geringe anzahl dieser art von beschwerten hebungen, W, für die rhythmik des Greg. und aH. charakteristisch.

Hartm.s lieder stehn auf der stufe des Greg. sie zeigen kein *er* und kein *sî* im reim, auch kein 'ea' und 'eam', sofern man bei ihrem geringen umfang dem würklich bedeutung zuschreiben darf. aber unerwähnt wollt ich es nicht lassen.

Dagegen steht die ältere lyrik auf der stufe der Nib. ausschliefslich nur *mîn mir mich* usf. zeigen die lieder Kürenbergers, des burggrafen von Regensburg und Rietenburg, Dietmars von Eist (l, echtes und unechtes), Fenis und Albr. vJohannsd. (s. MFr. 10, 2. 18, 16. 19, 17. 38, 30. 84, 11. 88, 19). bei dem Spervogel und bei Meinloh zeigt sich kein *mîn mir mich* usf., wol aber *under in* (MFr. 13, 19. 24, 13. 29), uzw. nur dieses, nie *in*

[1] man darf nicht glauben, dass es blofs eine altertümlichkeit der technik sei, wenn Nib. und Gudr. diese pron. nicht reimen, sondern den reim für volltönendere worte reservieren, denn in Roth. Rol. Alex. usf. reimen viel mehr pron. als in den Nib. wir finden im Roth. *under iu* 61. 581. 730. 1109, *mitsam in* 399, *Her ginôzte sich in* 1327; im Rol. *er* 1, 11. 18, 13. 29, 14. 75, 7. 175, 22. 226, 15. 257, 34. 279, 18. 307, 7, *iu* 8, 34. 137, 3, *under in* 20, 24. 49, 14. 72, 9. 124, 21. 173, 25. 205, 27. 234, 7. 15. 18. 264, 32. 281, 16. 292, 27, *von in* 234, 18, *über in* (asm.) 293, 19, *sî* (immer: *Monsoy*, das beweist für *sie*, s. *Monsoy : viel* 188, 19, *: hie* 160, 4. 278, 5, *: die* 150, 21, nie *Monsoy : sî* 'sit', *bî*, *frî*!); im Alex. *mit ime* Str. 2331, *in*, dpl. Str. 4601. 4659. 4817, *mit ir* Str. 6399, *sî* Str. 5525. — ferner mach ich darauf aufmerksam, dass es für meine auffassung der sachlage spricht, dass an den einzigen stellen, wo im Trist. *si* im reim steht, beidemal auf dem *si* der gröste nachdruck des satztons ruht: 12172 *Und gap in ir, im sîe Ein ander ze arzatîe* und 17417 *Sîn swert lac enzwischen si; Hin dan lac er, her dan lac si.*

nach verb oder pron., wozu ich auf die beiden vorangehnden anmm. verweise. doch sind freilich auch die lieder dieser dichter so wenig umfangreich, dass wir auf diese übereinstimmung wenig gewicht legen können : es muss uns genügen, dass sie nicht widersprechen. Friedr. vHausen zeigt schon aufser *mîn mich* (42, 8. 23. 46, 15) auch zwei *ir* (43, 8. 46, 15). später werden diese pron. immer häufiger, jedoch *er* und auch *sî* (!) bleiben grofse seltenheiten.

Und in diesem zusammenhang kann ich noch eine weitere beobachtung über den reimgebrauch von Nib. und Gudr. mitteilen, die, wenn nicht der schein trügt, auch im Greg., und unter den werken Hartm.s nur im Greg. ihre parallele findet. Nib. und Gudr. lassen nämlich gewisse ableitungssilben entweder gar nicht oder nur unter bestimmten bedingungen im reim zu. dazu gehört vor allem die subst.-ableitung *-heit* und die adj.-ableitung *-lich*. *-heit* findet sich in der Gudr. überhaupt nie im stumpfen reim, in den Nib. nur 3mal : 946, 1 und 1242, 3 reimt *gewoneheit*, 130, 1 *hôfscheit*[1]. in Hartm.s Iw. findet sich an derartigen subst. gereimt : *hôfscheit*, *unhôfscheit*, *karkheit*, *kintheit*, *kündekheit*, *verlegenheit*, *manheit*, *unmanheit*, *miltekeit*, *müezekheit*, *unmüezekheit*, *rîcheit*, *unsælekheit*, *schalkheit*, *gesellekheit*, *sicherheit*, *unstætekheit*, *trâkheit*, *tumpheit*, *valscheit*, *vrümekheit*, *wârheit*, *gewarheit*, *unwerdekeit*, *gewonheit*, *ungewizzenheit*, *zageheit*, sie reimen 95mal. der unterschied springt wol in die augen. sowie Hartm. verhält sich auch Wolfr. man könnte sagen, dass die bildungen auf *-heit* zum höfischen stil gehörten — dafür spräche, dass sie im Er. etwas seltener sind als im Iw. — während sie dem stil der volksepik nicht congruent wären. aber auch *vrümekheit* (Nib. 1478, 4), *wârheit* (Nib. 84, 4. 231, 2. 412, 4. 984, 4. 1901, 4), *sicherheit* (Nib. 314, 4) uam.? man müste übrigens dann wol noch specieller sagen, dem stile der ältern strophischen volksepik, denn in Kl. und Bit. fehlen sie durchaus nicht (s. zb. Kl. 2024 *tumpheit*, 1367. 1398. 1409 *gewonheit*, 887. 911. 981. 1474. 1564 *wârheit*, 1743 *gewarheit*, 321 *unbescheidenheit*), sondern ge-

[1] daher ist *kuonheit* 1, 1, wofür B *arebeit* list, sicher falsche la. der hs. A, wenn str. 1—12 überhaupt zum alten bestande des Nib.-textes (sowie er uns in A vorligt, ohne annahme weiterer interpolationen) gehören soll. dass diese worte auch im innern der Nib.-verse nicht allzu dicht gesät sind, kann nicht wundern : die subst. auf *-heit* sind reimworte *κατ' ἐξοχήν* und wo sie dafür nicht taugen, dort verschwinden sie auch aus dem text.

hören mit zu den häufigsten reimworten. man wird daher wol besser tun anzunehmen, dass sie in Nib. und Gudr. an andre versstellen als den stumpfen reim, vor allem in die cäsur und, zur füllung der 2 und 3 hebung, in den achten halbvers gestellt werden. — die adj. auf *-lich* stehn, sowol im Nib. als in der Gudr., des öftern im reim. wir finden *lobelich* Nib. 4, 2. 304, 1. 440, 2. 517, 1. 548, 2. 577, 2. 616, 2. 758, 2. 887, 3. 1179, 2. 1287, 2. 1634, 1. 1837, 1. 1996, 1. 2150, 4. 2257, 2. 2294, 2. 2302, 2, *unlobelich* Nib. 1093, 2, *gremelich* Nib. 2264, 2, *gewonlich* Nib. 1624, 2, *schedelich* Nib. 1729, 2, *unmügelich* Nib. 670, 2. 2173, 2. wir sehen, diese adj. auf *-lich* sind alles worte der metrischen gestalt : ⏑́ ⏑ ⏓̀, die haupttonsilbe ist kurz und von einem unbetonten *e* gefolgt (1624,2 dürfen wir wol *gewonelich* schreiben), die hebung vor dem im reim stehenden *-lich* also verschleifbar. nie stehn *hêrlich*, *zierlich*, *vreislich*, *wætlich* uam. im reim [1], adjectiva, die im Nib. doch so ziemlich beliebt sind, nie *wunderlich*, nie *jæmerlich*, nie *sicherlich* usf. am besten werden wir hier unser Nib. gleich wider mit der Klage vergleichen. dort reimt *lobelich* 373. 616. 675. 2125, *werlich* 161, *klegelich* 380, *tugentlich* 712, *gremelich* 1932, aber auch *wizzenlich* 19, *jæmerlich* 742, *rœtlich* 1250, *unfriuntlich* 1330, *ungelouplich* 1664, *vreislich* 1941. und nun finden wir dieselbe beschränkung, wie im Nib., auch in der Gudr. auch hier im stumpfen reim nur adj.-bildungen auf *-lich* der gestalt ⏑́ ⏑ ⏓̀ : *anelich* Gudr. 101, 1. 1239, 2. 1241, 2, *lobelich* 473, 1. 1241, 1; *allertegelich* 473, 2 gehört natürlich unter denselben gesichtswinkel. nur *minneclich* 1239, 1 fällt aus dem schema. dagegen finden wir in den klingenden schlüssen der dritten und vierten zeilen die adv. *grimmecliche* 934, 3, *vrœlichen: trûreclichen* 974, 1, *vlîzeclichen* 8, 4, *sûberlichen* 41, 4 usf. usf. genau so wie hier auch *mit gezogenheite* 1315, 3 udglm. oft zu finden ist, während *-heit* unter den stumpfen reimen fehlt. und sehen wir uns schliefslich die wenigen subst. auf *-heit* an, die im Nib. reimen, so sind es wider lediglich bildungen des schemas ⏑́ ⏑ ⏓̀ : *gewoneheit* und *hôvescheit*, wozu noch die wenigen reime auf *arebeit* (136, 3. 1296, 3. 2268, 1) treten [2]. den grund dieser

[1] nur *îslich* 304, 1 : aber man sprach da wol *ieslich*, nicht *íeslich*, wie manche mhd. autoren ausschliefslich betonen.

[2] ich halte dafür, dass nur aus ähnlichem grunde *wîgant* nicht, sowie *helt*, *degen* und *recke*, zum wortschatz des Nib. gehört. über zweimaliges

erscheinung weifs ich nicht. die Sieversschen typen können nicht helfen. wir könnten denken, dass eine alte tradition des A-typus nur hei diesen worten fortwürkte, aher *wârheit* ist ebenso ausgeschlossen wie *sicherheit* und *vreislich* ehenso wie *jæmerlich*. die tatsache jedoch hleibt doch wol hestehn, trotz der éinen ausnahme in der Gudr. übrigens sei noch bemerkt, dass auch in den Kürenherger liedern *schedelich* MFr. 7, 2. 8, 30 und *lobelich* MFr. 7, 4 reimen, sonst keine adj. auf *-lich*.

Im Greg. nun scheinen sich, zwar nicht die suhst. auf *-heit*, aber die adj. auf *-lich* demselhen gesetz zu fügen. wir lesen im Iw. *eislich* 427, *mislich* 615. 2579. 5133. 6525, *wünneclich* 1683, *billich* 5243. 5729, *unbillich* 3169, *wunderlich* 8075, *ungnædeclich* 179, *unwîplich* 2299, *jæmerlich* 4949, *kumberlich* 5573, *untrœstlich* 6121, *angestlich* 6419 neben *tägelich* 753, *mügelich* 1945. 2659. 4031. 7015, *ungewärlich* 1631, *gemelich* 2503, *gewonelich* 8103, ebenso im Er. *verlâzenlich* 534, *hêrlich* 288. 3198, *bliuclich* 1322, *manlich* 844, *wætlich* 1852 usf. usf., im Greg. aber nur das einzige *gast oder heimlich* 1741, sonst hlofs *schädelich* 1100, *allertägelich* 1799 und *unmügelich* 2465. 2961[1]. —

Kehren wir nun zu unsern heiden Nib.-stellen zurück. *wider în* 1191, 4 und *gegen in* 2230, 3 sind die einzigen fälle, wo im Nib. ein auch der enklise fähiges pron. im reim steht. auch in der Gudr. und im Alph. ist derartiges unerhört. beide male reimen die dort üherlieferten *în* auf langes *sîn* inf., ein reim, der wider sowol im Nib. als in der Gudr. seinesgleichen nicht hat. an einer der beiden stellen giht das üherlieferte *în* ahsolut keinen sinn und es muss da (2230, 3) jedesfalls conjiciert werden. an derselben stelle üherliefert eine, wenngleich junge hs. *gegen mîn* statt *gegen în* der haupthss., und mhd. '*gegen mir*' wäre die dem sinn nach

sporadisches vorkommen s. Bartsch Wb. s. v. in der Kl. steht *wîgant* 45. 353. 422. 597. 610. 621. 655. 699. 731. 830. 841. 852. 876. 893. 1248. 1372. 1496. 1650. 1685. 1957. 2030. *wîgant* war ein streng auf stellung im reim beschränktes wort und konnte ua. nicht mit einem postpositiven reimenden attribut gebraucht werden. galt für die reimbarkeit der silbe *-ant* im Nib. (*wîgant*, auch *vîant* — Kl. 614. 625 — fehlt im reim) dieselbe bedingung wie für *-heit* und *-lîch*, so war dadurch *wîgant* aus dem formelvorrat dieses gedichts ausgeschlossen.

[1] dagegen im klingenden reim die adv. : *wünneclîche* Greg. 33, *bescheidenlîche* 1719, *êweclîche* 1889, *wærlîche* 2841, *offenlîche* 3159, *kärclîche* 1933. 3657, und blofs *ungezogenlîchen* 3069.

einzig und allein zu erwartende lesung. da nun die präp. *gegen*, und in älterer zeit wol auch das heute im dialekt grösstenteils verlorene *wider*, in der bair.-österr. mda. mit dem gen. construiert werden, so halt ich die lesungen *wider sîn* 1191, 4 und *gegen mîn* 2230, 3 für gesichert. die gen. *sîn* und *mîn* entsprechen an beiden stellen dem verlangten sinn, sie stehn in Nib. und Gudr. öfter als reimworte (s. s. 41) und sie ergeben einen reinen reim (der rührende reim *sîn* poss. : *sîn* inf. erscheint zb. auch Nib. 965, 3).

Ist aber an zwei stellen der Nib. im archetypus des uns vorliegenden textes *gegen*, resp. *wider* mit dem gen. des personalpron.s überliefert gewesen, so gibt dies zu mancherlei erwägungen anlass. jedesfalls war diese construction, sowie sie es heute noch ist, eine vulgäre, grob dialektische. diese syntaktische erscheinung vergleicht sich etwa auf dem gebiete der formenlehre dem bair. *enk* und *ez*, die in ähnlicher weise in der ganzen mhd. zeit auch bei solchen dichtern nicht zu erscheinen pflegen, deren sprache sonst stark durch den dialekt beeinflusst wird. auch bei spätern schriftstellern finden wir dies *gegen meiner* nur, wenn sie mit absicht vulgär sein wollten : bei Abraham a Sta Clara zb. auf jeder seite. das beweist doch zweierlei. erstens dass in den Nib., sowie sie auf uns gekommen sind, lieder fahrender sänger mindester sorte benutzt sind, die im ton auf die sprache und den geschmack des gemeinen volkes herabgestimmt waren, und zweitens (da wir ja nicht erwarten können, dass unser Nibelungendichter selbst, der keinesfalls unter den bänkelsängern, sondern unter den vornehmen zu suchen wäre, so vulgäre formen seinen quellen nachgebildet habe), dass sich an einigen stellen der alte text der als quelle dienenden, im ton aber viel ordinäreren lieder in unserm Nibelungentext noch erhalten hat. diese lieder waren bair.-österr., wenigstens im zweiten teil des gedichts, denn beide stellen mit *gegen* c. gen., 1191, 4 und 2230, 3 fallen in die partie nach Sigfrieds tod und bestattung.

4. DAS ENDUNGS-*E* NACH *M* UND *N* KURZER STAMMSILBEN.

Paul polemisiert Beitr. 1, 297 gegen die ansetzung zweisilbiger pronominalformen, wie *ime* und *deme*, im text des Iw., wie Lachmann ihn constituiert hat; er meint, dass die setzung des *-e* meist unnötig und dem oberdeutschen autor auf grund der

niederdeutschen überlieferung von hs. A sprachwidrig octroyiert worden sei. und er fährt fort : 'man darf auch nicht den reim *deme : neme* Iw. 5207 zum beweise der erhaltung des *e* bei Hartm. in anspruch nehmen. es ist hier vielmehr die kürzung *nem* anzusetzen, welche durch das vollständig analoge *nam* (nomen) : *zam* Er. 8912 gesichert ist'. das ist unrichtig. weder ist an der betreffenden stelle des Iw. *nem* anzusetzen auch nur erlaubt, geschweige denn geboten, noch ist die parallele aus dem Er. vollständig analog, da Er. und Iw. in bezug auf mehr als éin detail der reimübung ganz verschiedene grundsätze befolgen. wir können im gegenteil klarlegen, dass durch die in frage stehnde reimbindung ein zweisilbiges *deme* vollkommen ausreichend bewiesen ist, dass also Hartm. die zweisilbige form dieses dativs gekannt hat, wenn auch nicht, dass seiner sprache etwa nur diese zweisilbige form allzeit zukäme.

Viel vorsichtiger und um ebensoviel zutreffender spricht sich Lachmann zu Iw. 11 aus. hier überliefert, obwol die gekürzte form die hebung beschwert, die hs. B ihr gewohntes *nam* (nomen), andre hss. geben das richtige *name*. Lachmann bemerkt : 'die form *nam* reimt im Er. 8912 auf das adj. *zam*. die verkürzung ist also dem dichter nicht gerade zuwider gewesen, so wenig als *alsam* Er. 1441. 2013. 2022. 7321 oder *der swan* Er. 329 : aber mit B sie ihm überall, auch wo wie z. 11 die vollständige form der aussprache bequemer ist, zuzumuten, und noch dazu die feminina *scham* 18. 756 und *ram* 6199, dazu sehe ich keinen grund, zumal da der schreiber von B in unzähligen fällen das stumme *e* wider des dichters reime und versbau weglässt'.

Ich lege zunächst das in betracht kommende material vor. im Er. Greg. und aH. reimt *alsam* stets auf streng einsilbiges *-am*, auf die präterita *kam nam vernam zam* und *gezam*, uzw. Er. 810. 1442. 1952. 2014. 2022. 7322, Greg. 1423, aH. 523, im Iw. aber reimt es an der einzigen stelle, wo es in den versschluss gestellt wird, auf das subst. *schame* 755. und während dem *name : zam* adj. Er. 8912 in den ältern werken des dichters nur éin rein gebundenes *name : schame* Büchl. 1315 gegenübersteht, wir also hier würklich kaum entscheiden könnten, ob Hartm. die apokopierte form blofs nicht widerstrebt habe, wie Lachmann meint, oder ob sie die ihm allein geläufige gewesen sei, reimen im Iw. die subst. *name schame rame*, ferner *alsame*, nur unter-

einander : 17. 755. 6199, und bleiben streng geschieden von den einsilbigen reimworten auf *-am*, den reimen auf die präteritalformen *nam vernam* und *gezam* und das adj. *zam*, welche worte ebenfalls nur unter sich gebunden werden.

Wem die drei reimpaare des Iw., in denen *-ame* mit *-ame* gebunden werden, nicht imponieren wollen, dem geb ich zu bedenken, dass auf gekürztes *-am* nicht dreimal widerum gekürztes *-am* reimen könnte, ohne dass nur éinmal einsilbiges *nam vernam gezam* sich als reimwort eingestellt hat, wenn nicht die bindung von *-amę* und *-am* von Hartm. im Iw. überhaupt gemieden worden wäre. denn die präteritalformen von *nemen* und composita und *zemen* und composita beherschen den reimtypus auf *-am* so vollständig, dass es ein unerhörter zufall wäre, wenn an allen drei, oder man sagt wol besser sechs stellen, wo ein aus *-ame* gekürztes *-am*, das mit einsilbigem *-am* nun identisch sein soll, in den reim gesetzt wurde, dem dichter sich jedesmal zufällig gerade wider eins der seltenen worte auf ursprünglich *-ame* zum reim angeboten hätte. im Er. finden wir nur éin *name* und nur sechs *alsame* im versschluss, *nam benam* und *vernam* aber stehn 62 mal, *zam* und *gezam* 25 mal im reim[1]. welches resultat eine reimtechnik gibt, die keinen unterschied kennt zwischen *-am* und *-ame*, zeigt Hartm. selbst sehr deutlich bei der behandlung des *alsame* im Er., Greg. und aH. hier reimt *alsam* alle acht male, wo es vorkommt, auf dieses alte, streng

[1] ich ziehe *kam*, das im Er. 56 mal reimt, nicht mit heran, da diese form dem grösten teile des Iw. fremd ist. aber ganz aufser acht lassen dürfen wir die reimmöglichkeit *-ame : kam* doch auch für den Iw. nicht, denn gerade in den ersten tausend versen dieses gedichts, wo *kam*, s. Beobachtungen s. 502, noch ziemlich häufig ist, stehn zwei von den drei belegen für *-ame : -ame*. wenn im Iw. *nam benam vernam* seltener reimen als im Er. — Iw. 9, Er. 62 —, so hat dies natürlich einzig und allein darin seinen grund, dass die adj. auf *-sam* und vor allem *kam* als bindung in diesem werke fehlen und auch gewisse, rohere formeln mit *gezam* (*Als ez dem satele gezam, Als einem ritter gezam*) hier nicht mehr verwendet werden. es fehlt also für *nam* durchaus an reimworten. um so eher sollten wir, wenn *schame : nam, alsame : nam* Hartm. unanstöfsig geblieben wäre, erwarten, dass sich ein und das andre mal auf das reimbedürftige *nam* ein *schame* oder *alsame* hätte dem zusammenhang abringen lassen. — ich muste daher auch oben zur illustration der reimbarkeit von *nam* den Er. und nicht den Iw. heranziehen : der Iw. hätte ein ganz falsches bild geliefert.

einsilbige *-am*. wir werden unten auch noch andre dichter kennen lernen, die *-ame* und *-am* nicht scheiden, und auch bei ihnen werden dann stets die bindungen von *-ame : -am* über die reinen bindungen von *-ame : -ame* ein ganz enormes übergewicht aufweisen.

Durch die bindung von *name* und *zam* im Er. wird einsilbiges *nam*, subst., für den Er. erwiesen; aber wie Lachmann mit recht bemerkte, noch lange nicht einsilbiges *scham* und *ram*, denn dass die verschiedenen endungs-*e* in bezug auf apokope verschieden behandelt werden, ist bekannt genug und wird sich im verlauf dieser untersuchung noch öfter anschaulich machen lassen. analogie und systemzwang haben da eingewürkt.

Wol aber ist dadurch, dass der Iw. *name schame rame* und *alsame* niemals einsilbig reimt, nicht nur erwiesen, dass die formen dieser worte von Hartm., soweit der Iw. in betracht kommt, im reim nicht mehr apokopiert werden, sondern auch, dass durch den reim *deme:neme*, der im Iw. steht, zweisilbiges *deme* für Hartm. festgelegt wird. denn wir können immer und überall, auch bei Hartm. selbst, beobachten, dass das endungs-*e* der verbalformen viel conservativer behandelt wird, als das endungs-*e* der nominal- und adverbialformen, sodass, wenn im Iw. *schame, name* und *alsame* nicht gekürzt werden, mit der 3 sing. conj. *neme* Iw. 5207 nur ein ungekürztes *deme* gebunden werden konnte.

Die bindung von *name : zam* im Er. beweist aber auch ferner noch nicht, dass der dichter für das in betracht kommende wort in seiner ältern schaffensperiode nur die gekürzte form verwendet hätte, was ja wol auch niemand wird behaupten wollen. denn wenn Hartm. im Iw. *nam* für *name* nicht mehr zulässt, sondern *name* zweisilbig und nicht einsilbig reimt, so müssen wir doch annehmen, dass er diese ältere form in dem jüngern werke nicht erst frisch aufgelesen hat, sondern dass er ganz in der art, wie ich sie Beobachtungen s. 448. 481 ff uö. als für die entwicklung seiner technik charakteristisch dargelegt habe, von den beiden doppelformen, die er im Er. verwendet, *name alsame* und *nam alsam*, im Iw. die eine, uzw. die nicht allgemein gebrauchte, der sprache mancher, zt. auch jüngerer dichter ganz unbekannte form aufgegeben und sich für die ausschliefsliche anwendung der andern entschieden hat. es wird darum, besonders da ein *scham* für *schame* nirgends, auch im Er. nicht, durch den reim sicher-

gestellt ist, der reim *name : schame* Büchl. 1315 als zweisilbig zu fassen sein. anderseits ist zwar *deme* durch den angezogenen reim des Iw. erwiesen, aber damit noch nicht von vornherein ausgemacht, dass (demonstratives) *deme* die alleinige form Hartm.s sei, dass also zb. Iw. 7757 sicher auch *deme : weme* und nicht vielleicht *dem : wem* zu lesen sei. pronominal- und adverbialformen werden nämlich auch von solchen dichtern, für die zweisilbige formen bewiesen sind, daneben einsilbig gebraucht. wir werden hören, dass Wolfr. nur *ich nime*, aber *ime* und *im* nebeneinander verwendet. dass aber auch der zweifelhafte reim *dem(e) : wem(e)* im Iw. als zweisilbig und nicht als einsilbig zu fassen ist, das lehrt eine andre erwägung. zu den formworten, die von dichtern, welche das *e* nach dem *m* kurzer stammsilben im reim sonst nicht apokopieren, doch auch in gekürzter gestalt gereimt werden, gehört auch *alsame*. *alsam* ist *alsame* gegenüber bei diesen dichtern, so bei Rud. oder in den Nib., gar nicht apokope, dem reim zu liebe gewagte kürzung, sondern historisch überkommene nebenform. schon der in bezug auf apokope und synkope infolge seines dialekts sehr sparsame Rother kennt ein *sam* neben *same*, und unten werden wir ein *mit* neben *mite*, das bei Gotfr. und Herb. widerholt erscheint, bis auf Otfrid zurückverfolgen können. *alsam*, das im Er., Greg. und aH. so oft auf *kam nam* usw. reimt, ist also eine historisch überkommene nebenform von *alsame*. neben diesem *alsam* ist uns in diesen ältern werken Hartm.s nur zufällig nicht das zweisilbige *alsame* belegt, welches *alsame* aber die einsilbige nebenform im Iw. verdrängt hat. sowie nun aber der Iw. *alsam* im reim neben *alsame* nicht mehr duldet — daher zeigt er es auch nur einmal (755) im versschluss, denn *alsam* ist leicht, *alsame* aber äufserst schwer zu binden —, so wird der Iw. wol auch kein demonstratives *dem* neben dem durch den reim auf *neme* erwiesenen *deme* mehr gekannt haben. der Iw. ist doppelformen eben abhold.

neme : zeme Er. 696. 6198, aH. 1499, Iw. 7859, *: verneme* Büchl. 1635 sind natürlich als zweisilbig aufzufassen, und die orthographie von B erweist sich somit auch Iw. 5207. 7257. 7859 als falsch, respective unhartmannisch.

Die endung des nom. sing. schwacher masculina wird im Er. wie nach *m* (*name*) so auch nach *n* apokopiert, wie der schon von Lachmann beigebrachte reim *swan : gewan* Er. 330 erkennen

lässt. auch hier ist die apokope des *e* der starken feminina nicht beleghar: Er. 7319 reimt also wol *mane* 'mähne' : *dane* adv. dass daneben, sowol im Er. als im Iw., *dan* auch einsilbig gebunden wird, also nicht nur mit *an(e)*, sondern auch mit *man kan gewan* usf., kann, da wir für *dan* und *an* bei allen dichtern auch einsilbige formen (bei denen, die nicht kürzen, wider nebenformen, und nicht apokopen!) constatieren können, natürlich nicht auffallen. Iw. 3453 aber ist durch den reim *seit von gran : dan* das *gran* sicher als ein *i*-femininum erwiesen (*grane* wird auch von ältern hss. nie überliefert, jüngere verstehn hie und da *gran* als *grane* 'haar'); denn *dan*, das im Iw. nur einsilbig reimt, wird hier wol ebensowenig ein *dane* neben sich geduldet haben, als *von* ein *vone*.

Dieses *vone* reimt der Er. 3886 auf *ich wone*, ebenso auch noch der Greg. 391, und Büchl. 1547 wird es mit der 3 sing. conj. *wone* gebunden. der Iw. aber kennt nur den reim *dâ* (resp. *wâ*) *von : gewon* (resp. *ungewon*) 169. 2641. 3031. 5789. 6311. 7797. einsilbiges *von* reimt so auch im Er. 5606, öfter im Greg. 259. 621. 1291. 2273. 3385. ich fasse die sache so : Hartm. gebraucht im Er., Gr. und aH. noch die doppelform *alsam* und *alsame*, entscheidet sich aber im Iw. für im reim alleingeltendes *alsame*, er gebraucht im Büchl., Er. und Greg. noch die doppelformen *dan* und *dane* (nur Er.), *von* und *vone*, welch letzteres durch den reim auf die verbalform erwiesen ist[1], entscheidet sich aber im Iw. nicht für die zweisilbige, sondern für die einsilbige form, und gibt jene auf, wol deshalb, weil hier die einsilbige form eben schon viel weiter verbreitet und allgemeiner war, als die zweisilbige. es ist auch tatsache, dass *von an*, vor allem aber *dan hin* im 13 jh. schon allen oberdeutschen dichtern geläufig sind, *alsam* aber, wie wir sehen werden, durchaus noch nicht[2].

[1] an ein *ich won*, *er won* im Er. und Greg. ist nicht zu denken, wie sich auch kein *ich man*, *ich scham* belegt findet, trotz manigfacher reimmöglichkeit. derartig apokopierte verbalformen gehören erst einer viel spätern reimtechnik an, als die der classischen zeit es war. eher könnte man noch an ein *gewone* (: *vone*) denken. *gewone* steht zb. im Roth. 262. 1406, *ungewone* Alex. Str. 4614. 5711. aber aus oberdeutschen quellen ist mir die zweisilbige form nirgend bekannt geworden. Rol. 190, 23 reimt *ungewon : chom*.

[2] auch hier ist die chronologie Büchl., Er., Greg., aH., Iw. bestätigt. sowie im Er. auch noch im Greg. und aH. *alsam*, sowie im Büchl. und Er.

hine neben *hin* lässt sich für Hartm. auch im Er. nicht nachweisen. doch ist das, da *dane* feststeht, wol nur zufall, weil der beweisenden reime auf *-ine* sehr wenig sind : *wine, schine, erschine*, die auch bei andern dichtern nur ganz sporadisch erscheinen. der Iw. kennt neben *hin* sicher kein *hine* mehr.

Wir sehen, Hartm. bietet für die entscheidung der frage nach der apokope des *-e* hinter der nasalis nur wenig material, welches allein durch heranziehung des verhaltens andrer dichter und seines eigenen verhaltens in andern fragen (abneigung gegen doppel formen im Iw.) schliefslich doch noch bestimmte folgerungen ermöglicht. mehr material bietet Wolfram, und von ihm aus fällt auf die analogen verhältnisse im Iw. erst das rechte licht.

Wolfr. ist einer gewissen art von apokope, wie man weifs, durchaus nicht abhold. diese apokope betrifft aber im reim ausschliefslich das *e* des dativs starker masculina und neutra : dieses wird ganz unterschiedslos abgeworfen oder gesetzt, sowol nach länge als auch nach kürze, sowol nach liquida und nasalis, als auch nach tenuis und media. beispiele anzuführen, wäre wol überflüssig. trotzdem ist Wolfr. in bezug auf die apokope des *e* (nicht dativ-*e*) nach der nasalis kurzer stammsilben unter allen hochdeutschen dichtern einer der conservativsten.

Bei Wolfr. also reimt das adj. *lam*, dort wo es prädicativ oder attributiv nachgestellt, also in seiner flexionslosen form gebraucht wird, auf das prät. *nam* Parz. 125, 13. 237, 7, Wh. 112, 19, *vernam* Parz. 813, 15 oder auf den nominativ *stam* Parz. 505, 9; *In dem munde niht diu lame* aber Parz. 312, 27 reimt auf *zuoname* und *Min tôtiu vreude, niht diu lame* Wh. 455, 17 reimt auf *Waz touc mir nû fürsten name.* — die prät. *nam, benam* und *vernam* reimen auf *stam* subst. Parz. 601, 25, Wh. 88, 1. 254, 15, auf die prät. *quam* Parz. 4, 15, *zam* (*gezam*) Parz. 238, 25. 523, 3. 562, 15. 571, 15. 581, 21. 741, 29. 721, 9. 730, 9. 736, 29. 744, 17. 807, 29, Wh. 57, 7. 82, 7. 114, 29. 167, 21. 292, 1. 314, 1. 369, 29, auf das flexionslose adj. *zam* Parz. 39, 29. 160, 23. 170, 7. 809, 25, Wh. 359, 25 und ebensolches *lam* Parz. 125, 13. 237, 7. 813, 15, Wh. 112, 19, auf

auch noch im Greg. *vone*, nur im Er. das dialektische *dane*. im Iw. nur *alsame von dan*. das 2 büchl. könnte, wär es ein werk Hartm.s, nicht hinter den Iw. gestellt werden, da es 735 *vone : wone* reimt, s. Kraus aao. s. 161, wo schon auf diese meine ausführungen hingedeutet wurde.

Angram Parz. 335, 19. 384, 29. 703, 23 [1], *buckeram* Parz. 588, 15. 800, 17, *dictam* Wh. 99, 23, auf *Adam* nom. Parz. 464, 15. 518, 1, auf *Bertram* nom. Wh. 13, 17. 41, 21. 93, 17. 169, 9. 259, 23. 373, 7. 414, 23. 417, 3, acc. 328, 21. 457, 27, auf *Golliam* Wh. 432, 4 und unrein auf *krâm* dat.[2] Parz. 663, 15, Wh. 279, 21 und *râm* dat. Wh. 248, 7. das subst. *name* (*zuoname*) aber reimt auf das subst. *schame* Parz. 269, 11. 303, 29, Wh. 158, 21 oder auf *fiwerrame* Parz. 230, 9 oder auf *diu lame* Parz. 312, 27, Wh. 455, 17, nie aber auf die reimworte des prät. *nam*. — ebenso wird das prät. *zam* (*gezam*) alle 21 male, die es belegt ist, mit dem prät. *nam* oder dem nominativ *Berhtram* (Wh. 238, 15. 303, 1) gebunden, und das flexionslose adj. *zam* 5 mal mit *nam*, éinmal mit *Bertram* (Wh. 171, 1); dagegen *daz zame* Wh. 177, 3 mit *alsame* [3]. — *schame* und *rame* reimen nur auf *-ame* (die beispiele s. oben unter *name*), nie auf die viel bequemeren reimworte in *-am*. *alsame* steht nur éinmal (Wh. 177, 3) im reim, gebunden mit *daz zame*.

Es ist also kein zweifel: Wolfr. hat die worte auf *-am* und die auf *-ame* streng von einander geschieden. nur zwei beispiele scheinen auf den ersten blick aus dem schema zu fallen. Parz. 251, 3 reimt *name* 'nomen' auf *royâm* 'regnum'. aber das längezeichen, das Lachmann der reimsilbe von *royam* gibt, wird kaum gerechtfertigt sein. vgl. auch *Angrăm*, *buckerăm*, *dictăm*. das fremdwort, welches nur an dieser stelle belegt ist, geht auf franz. *roiame* zurück und wurde von Wolfr., wie uns eben der reim auf *name* nun doch wol schon beweisen darf, ganz unverändert übernommen, am schlusse zweisilbig und mit kurzem *a* gesprochen. auch in der gFrau, die *-ame* und *-am* so genau wie Wolfr. scheidet, reimt 3021 *la bone dame* mit *name*. ebensowenig wie hier an ein *dâm* : *nam*, dürfen wir bei Wolfr. an ein *royâm* denken.

Auch der zweite fall, wo Wolfr. scheinbar *-ame* und *-am* bindet, erlaubt uns wol andre auffassung. Wh. 133, 15 heifst es

[1] es ist gleichgiltig, ob *Angram*, *buckeram* und andre fremde ortsnamen und appellative auf *-am* dative sind oder nicht. einen flectierten dativ kennen diese worte überhaupt nicht.

[2] dass *krâm* und *râm* dativ sind, beweist jedesfalls kein *-âm* für *-āme*.

[3] ein beispiel, das aus dem schema herauszufallen scheint, werden wir alsbald besprechen.

Vil niuwer spîse reine, Vische und vleisch gemeine, Beidiu daz wilde und ouch daz zam : und auf *zam* reimt das prät. *nam*. *wilde und zam* ist stehnde formel, die auch bei Wolfr. oft vorkommt, ja, die ihm so geläufig ist, dass er in seiner art mit ihr spielt : *Mirst vreude wilde und sorge zam* Wh. 171, 1, *Iuwer wilde wirt vil zam* Parz. 39, 29, Wh. 359, 25, s. auch Parz. 160, 23. 170, 7. den ausgangspunct gibt *Spîse wilde unde zam*, zb. Parz. 809, 25, Wh. 177, 13. 448, 3; an unsrer stelle geht auch noch das ebenso formelhafte *spîse . . . vische und vleisch* voran. ich glaube nun, dass Wolfr. hier in gänsefüfschen spricht : *Beidiu daz 'wilde' und daz 'zam'* und daher *wilde* und *zam* ohne flexion lässt, weil er eben an die erstarrte, substantiv gewordene formel, *spîse wilde unde zam*, denkt. übrigens, wie dem auch sei, jedesfalls ist hier *daz zam* nicht mit apokopiertem flexions-*e*, sondern flexionslos anzusetzen, denn durch die voranstehnden zusammenstellungen scheint es mir bis zur evidenz bewiesen, dass der dichter *-ame* im reim nicht apokopiert. das flexionslose adj. nach dem bestimmten artikel ist bei Wolfr. ja keine ungewöhnliche erscheinung. zu den zahlreichen beispielen bei Grimm Gramm. IV² 631 füg ich vor allem noch hinzu *Der êren rîch und lasters arm* Parz. 581, 1 und aus dem werke eines nachahmers, aus dem Rennew. : *Der nider als der hôch* (: *enphlôch*) Pf. Üb. 48, 614, weil an diesen beiden stellen die hinter dem artikel flexionslos bleibenden adjectiva eine dem begriff 'alle' umschreibende, formelhafte antithese bringen, sowie *daz wilde und ouch daz zam*. man vergleiche etwa ausdrücke wie *Swaz mit al den fürsten sint . . . beide junc und alt . . . die sagete man* etc. auf *alt* reimt *gezalt*, man sollte auch hier eher *junge und alte* erwarten, das adj. aber wird in dieser formel flexionslos, gleichsam als ein collectives subst., gebraucht, so wie man heute noch — und darum fällt uns dieses *alt* nicht so auf wie jenes *zam* — sagen kann 'jung und alt freute sich', 'arm und reich fehlte nicht' udglm. genau so sagt Wolfr. auch *Dir dienet zam unde wilt (: gezilt)* Parz. 252, 7. ich meine, dass auch in den flexionslosen *Terramêr der zornic gemuot, Der manlîch und der hôch gemuot, Willehalm der unerforht* usf. eine ähnliche, bestimmte bedeutungsnuance ligt, eine kräftigere substantivierung des adj.[1], als dieses sie durch die

[1] 'so wie *daz reht* mehr subst. ist als *daz rehte*. Wolfr. sagt *daz zam*, wie wir heute 'das wild' sagen'. ESchröder.

schwache flexion nach dem artikel erhält, gleichsam eine personification des adjectivs. *Artûs der valsches laz* heifst soviel wie Artus der *'valsches laz'* in person, *Gramoflanz dem hôch gemuot* soviel, wie Gramoflanz dem oder herrn *'hôch gemuot'* in person, mit einem wort ein substantiviertes *valsches laz* und *hôch gemuot* in gänsefüfschen; *der tump, der snel* wäre fast identisch mit dem ähnlich nuancierten *sîn tumpheit, sîn snelheit,* wo die person gemeint ist, die *tump* und *snel* ist. dazu stimmt es, dass dieses unflectierte adj. mit dem artikel hauptsächlich als apposition beim namen steht (s. Grimm aao.). auch *daz wilde und daz zam* steht hier als apposition beim 'namen', zu dem es gehört, bei *spîse*[1].

So wenig material auch der reimtypus *-îm, -îme* für Wolfr. liefert, so deutlich lässt er uns doch die uns hier interessierende sachlage erkennen. wir haben nämlich in dem namen *Ahsim* (*Assim*) eine streng einsilbige reimform auf *-im,* denn *von Ahsim* ist nicht etwa als kürzung aufzufassen, ebensowenig wie etwa *von Angram,* s. oben s. 54 anm. 1, da in diesen fremden mehrsilbigen ortsnamen ein dativ-*e* nie gesetzt wird, gleichgiltig, welcher consonant vorhergeht. *Ahsim* reimt nun im Wh. 3mal auf *im* 'ei' 141, 11. 255, 3. 362, 9, damit ist dieser pronominale dativ als einsilbig erwiesen. nie reimt *Ahsim* auf *ich nime, vernime,* denn die verbalform ist zweisilbig. sie reimt im Parz. 10mal (123, 13. 223, 7. 239, 5. 330, 13. 464, 7. 467, 19. 516, 13. 651, 29. 659, 27. 751, 3) und im Wh. 5mal (148, 7. 156, 19. 181, 27. 192, 23. 335, 19), ferner Lied 8, 35 auf den dat. *ime,* welcher also damit wider als zweisilbig erwiesen wird. *Ahsim* ist einsilbig, *nime* zweisilbig, sie können nie aufeinander reimen, *ime,* das formwort, ist anceps, es reimt auf *Ahsim* so gut wie auf *nime.* ich schliefse also daraus, dass unter den fünf reimen auf *ich nime* im Wh. das öfter vorkommende *Ahsim* fehlt, dass *ich nime* nur zweisilbig reimen konnte. dass ich damit recht habe, illustriert mir Wh. 341, 7. hier reimt auf *nim* ein *Ahsim,* hier aber ist *nim* der imperativ! es wird kein zufall sein, dass, wo Schulz Reimregister *nim : im* belegt, *nim* stets = *ich nime* und nie der imperativ ist, wo es aber *nim : Ahsim* belegt, während *Ahsim* sonst nur zu *im* reimt, dieses *nim* eben die einsilbige form, den imperativ, bedeutet.

Die verbalform *kume,* 1 sing. ind. oder 3 sing. conj., reimt beide mal, wo sie bei Wolfr. im versschluss steht, auf *ist frume*:

[1] s. den excurs auf s. 65 ff.

Parz. 158, 7. 814, 1; dagegen reimt das subst. *drum* nur auf die lateinische endung *-um* : Parz. 470, 23, Wb. 464, 19. dass Parz. 470, 23 dieses *drum* dativ ist, bewürkt keine bindung von *-ume: -um*, denn ich habe schon widerholt hervorgehoben, dass Wolfr. den dat. sing. der starken masc. und neutr. aller stammausgänge auch flexionslos bildet. *epitâfium* nun reimt Wb. 73, 27 auf *was frum*; dasselbe *frum* also, das im Parz. zweisilbig mit *kume* gebunden wird, bindet der Wb. einsilbig. aber es ist bekannt, dass sich aus dem subst. *frume* schon früh ein adj. *frum* herausgebildet hat. Wolfr. zeigt im Parz. die eine, im Wh. die andre form, sowie er etwa im Parz. *harnas*, im Wh. aber *harnasch* reimt udglm.

Daraus, dass *-ame*, *-ime* und *-ume* in vollworten nicht gekürzt werden, haben wir zu entnehmen, dass auch Parz. 588, 1, Wb. 218, 3. 318, 1, wo *dem(e)* auf *neme*, 3 sing. conj., und *schême* subst. reimt, zweisilbiges *deme* anzusetzen ist. einsilbiges *dem* ist durch den reim nicht beweisbar, wir dürfen aber wol nach analogie von *im* neben *ime* für Wolfr. ein *dem* neben *deme* erschliefsen.

Wider auf gröfseres material können wir unsre entscheidung stützen in der frage, ob Wolfr. das *e* hinter dem *n* kurzer stammsilben ausgeworfen habe. die wörter auf *-an*, also auch die auf eventuell gekürztes *-ane*, haben zahllose reimmöglichkeiten, bei Wolfr. noch mehr als etwa bei Hartm. und Gotfr., da er *-an* und *-ân* miteinander paart. da sind *man kan gewan hân plân getân wân Gâwân* usf., die belege herzuschreiben hat keinen sinn. auch die adv. *an* und *dan* werden häufig auf streng einsilbiges *-an* und *-ân* gereimt, beispiele sind auch hier nicht nötig, da sie sich auf jeder seite des Parz. und Wb. finden. ich betrachte also nur die vollworte des typus *-ane*. *der ane* reimt Parz. 501, 23 auf *der vane* 'vexillum' und Wb. 157, 25 auf *ich mane*, dagegen Parz. 711, 19. 763, 15 auf *dan*, *her dan*, also ein wort, das bei Wolfr. einsilbige form oft genug belegt, das aber neben der einsilbigen auch zweisilbige form haben konnte. *diu bane* reimt Wb. 440, 12 auf *der vane*, Parz. 282, 5 wider auf *dan*, resp. *dane*. *diu mane* reimt Parz. 256, 21 auf *dar an*, aber auch *an* könnte neben der einsilbigen form noch die zweisilbige aufweisen. *der swane* reimt Wb. 27, 1 auf *mane* 3 sing. conj., Parz. 257, 13 auf das adv. *an*, resp. *ane* und 826, 15 auf *dan*, resp. *dane*. *der*

vane reimt auf *ane*, subst. Parz. 501, 23, *bane* subst. Wh. 440, 11, *mane* verb Wh. 337, 19. 341, 3, ferner auch auf die adv. *an(e)* Parz. 30, 25, Wh. 332, 21. 340, 17. 433, 15 und *dan(e)* Wh. 328, 5. 424, 21. schliefslich reimt *mane*, 1 sing. ind. oder 3 sing. conj. von *manen*, auf *ane* subst. Wh. 157, 25, *vane* subst. Wh. 337, 19. 341, 3, *swane* subst. Wh. 27, 1, ferner wider auf die adv. *an(e)* Parz. 78, 21. 714, 19, Wh. 247, 1. 306, 17 und *dan(e)* Parz. 34, 13. 42, 23. 713, 19, Wh. 123, 3. 331, 23.

Daraus ist zu entnehmen, dass die vollworte, sowol subst. wie *ane swane vane* und *mane bane*, als auch verba wie *mane* nie im reim apokopiert werden (wäre apokope gestattet gewesen, so müsten sich reime auf *man kan gewan hân getân plân* usf. notwendig eingestellt haben), dass aber ferner die adv. *an(e)* und *dan(e)* Wolfr. in doppelformen geläufig sind und im reim als einsilbiges *an*, *dan* und als zweisilbiges *ane*, *dane* verwendet werden.

Aus dem schema fällt nur das wort *gran(e)* 'baar' heraus. auf sicher zweisilbiges *-ane* (die subst. *ane swane vane mane bane*, das verb *mane*) reimt es nie. *gran : dar an* Parz. 244, 9 und *gran : dan* Wh. 286, 7. 274, 23 wären doppeldeutig. aber *gran: kan* Wh. 206, 21 und *gran : man* Wh. 67, 15 beweist einsilbiges *gran*, dh. ein *i*-femininum. dieses ist durch den plural *die grene* Wh. 290, 15 (*græne* K, *grân* z, *gren* t) auch handschriftlich für Wolfr. sicher gestellt und dort herzustellen. ferner ist dann Wh. 206, 21 *diu*, nicht *die gran* zu lesen[1] und das von Lachmann (aus anderm grunde!) Wh. 274, 24 vermutete *wær diu* für *wærn die* (s. laa.) in den text aufzunehmen. ich verweise auch auf ahd. *granisprunger* Graff IV 327.

Ebenso wie *dane* verhält sich auch *hine*. einsilbiges *hin* (*: sin gewin in*) ist oft genug belegt, der conj. prät. *erschine* aber reimt nie auf sicher einsilbiges *-in*, das doch unverhältnismäfsig mehr reimmöglichkeiten bietet als *-ine*, sondern éinmal auf das subst. *wine* Parz. 228, 5, das ebenfalls nur hier, also auch nur zweisilbig belegt erscheint, und éinmal auf das adv. *hin(e)* Wh. 73, 3. damit ist sowol ausschliefsliches *wine, erschine*, als für das formwort die doppelform *hine, hin* erwiesen.

Ebenso wie *an(e)* verhält sich auch *von(e)*, nur kennt Wolfr. ein adj. *gewon*, *ungewon* nicht (s. s. 5 anm.) und es ist also nicht

[1] nur *diu gran* und doch nicht *die grane* (resp. *grene*) können '*hâr hân*', auch ist *hab* 23 doch der singular!

einem fehlen der einsilbigen form *von* zuzuschreiben, dass dieses präpositionaladverb nur zweisilbig im reim belegt ist. Wh. 284, 27 und 287, 29 reimt *vone* auf das subst. *diu wone.*

Für die andern dichter kann ich mich jetzt kürzer fassen. die untersuchung an Hartm. und Wolfr. hat gezeigt, dass wir gewissen schlüssen ex absentia hier wol trauen dürfen, und sie hat unsern blick für die ursachen des gegebenen reimmaterials bereits geschärft.

Der Stricker apokopiert das *e* hinter *m* und *n* niemals, er kennt auch nur die form *alsame*, nie wird *alsame : -am* gereimt. wir finden *schame* subst. *: name* subst. Dan. 39, Frauenehre 305. 451. 645, *: alsame* Karl 2915. 4539, Hahn xii 429, *: gemeinsame* subst. Frauenehre 547; *schame* verb *: name* subst. Frauenehre 863, *: alsame* Dan. 6739, Ges. ab. 33, 25; *name* subst. *: alsame* Am. 1253, *: same* Bloch 507, *: gehôrsame* subst. Dan. 6877, *: gemeinsame* subst. Karl 7239. 9675, Frauenehre 1073[1]. *name, schame* subst. und verb, *same, alsame* und die abstracta auf *-same* reimen also nur untereinander, nie mit den prät. *quam* (steht schon allein im Dan. 33 mal und im Karl 36 mal im reim), *nam, gezam,* den adj. auf *-sam, gram, zam* usf. darnach ist auch Dan. 49. 4943, Karl 8219. 11183 *ime : ich nime,* Hahn iii 31 *ime : ich benime* anzusetzen. neben der zweisilbigen form *ime* ist die einsilbige *im* (etwa zu *nim* imp.), jedoch vielleicht nur zufällig, nicht belegt. *deme* können wir für Stricker gleichfalls nur nach analogie von *ime* als nebenform zu *dem* vermuten, im reim steht weder *deme* noch *dem,* es reimt nur *neme, verneme : gezeme* Karl 1627. 1775. 11077. 11479, Frauenehre 147. 1493, D 569, Am. 379. 1653. sowol das adj. wie das subst. heifst nur *frome* und reimt : *kome,* 1 oder 3 sing. conj., Dan. 2731, Karl 3199, Frauen-

[1] die adj. auf *-sam,* von denen bei Stricker im Karl *freissam, lobesam* und *gehôrsam,* im Dan. *freissam* und *gehôrsam,* sonst nur *gehôrsam* sehr beliebt sind, werden immer zu einsilbigem *-am* gereimt : *freissam* (*: nam* prät. Dan. 1343, *: quam* Dan. 7197, Karl 3135. 5113. 7425. 8533, *: swam* subst. Dan. 3369, *: zam* adj. Dan. 4309), *lobesam* (*: nam* prät. Karl 9315, *: quam* Karl 697. 3549, *: gezam* prät. Karl 321. 4031), *gehôrsam* (*: nam* Karl 219. 605. 2783, *: vernam* Am. 57, *: quam* Dan. 7257, Karl 199. 963. 3487, *: gram* adj. Karl 1037, Bloch 59), *ungehôrsam* (*: gram* adj. Hahn xii 61, RGerm. 8, 290, 123). aufserdem kennt Stricker die subst. *gehôrsame* und *gemeinsame* (s. oben im text) und das verb *gemeinsamen* Karl 201, Frauenehre 997.

ebre 633 als subst.; das (attributive) adj. wird nur im Dan. in den reim gestellt, dort um so häufiger : 921. 1219. 2057. 2341. 2973. 5345. 6789. 7133. 7429.

der vane reimt nur zu *dan(e)* Karl 6573. 6889 und *dar an(e)* Karl 9317 und *der hane* nur zu *an(e)* Am. 979, wodurch sowol erwiesen ist, dass die subst. in *-ane* nicht gekürzt wurden, als dass die adv. *dan(e) an(e)* neben der einsilbigen form, die zahllose reime sicherstellen, so wie bei Wolfr. auch beim Stricker noch die zweisilbige form daneben ausweisen. ebenso ist das präpositionaladv. *von(e)* anceps, es reimt einsilbig auf *gewon* Dan. 6373. 8383, Karl 1251, Pf. Üb. 5, 202, aber auch zweisilbig auf *ich wone* Frauenehre D 573, Hahn XII 599.

Rudolf von Ems kürzt das schw. masc. *swane* beide mal, wo er es reimt, um sein *e* (: *fürspan* gGerb. 785, : *man* 'vir' Barl. 251, 11). ob er auch feminina wie *diu mane, diu bane,* oder gar auch verbalformen wie *ich mane, er erschine* gekürzt hat, ist damit noch nicht ausgemacht und ist aus dem material, das uns die reime der beiden gedruckten werke dieses dichters liefern, nicht auszumachen.

Dagegen reimt Rud. *name* und *schame* nur untereinander oder zu *alsame* und flectiertem *lobesame* (die zahlreichen belege s. unten im excurs), kürzt diese subst. also nicht. *alsame* jedoch gebraucht er nicht nur zweisilbig, wie der Stricker, sondern auch einsilbig (: *nam* gGerb. 1021) : das formwort ist anceps. darnach ist im reim auf *ich nime* gGerb. 53, Barl. 101, 19 zweisilbiges *ime* anzusetzen, neben dem aber durch zahlreichere reime auch einsilbiges *im* belegt wird, *im : vernim* imperativ Barl. 37, 39. 173, 11. 262, 39. 366, 27. 371, 23. 396, 5, : *Eliachim* Barl. 59, 35. *deme* ist nicht belegt, es reimt nur *neme, verneme : gezeme* gGerb. 2123. 3061. 4233. 6157. 6483, Barl. 152, 1. 228, 35. 335, 19. dagegen ist durch die reinliche scheidung von *frume* verb : *kume* verb gGerb. 563 einerseits, *âne drum : seculorum* Barl. 186, 29 anderseits wider illustriert, wie Rud. das *e* nach dem *m* kurzer stämme bei verbum und nomen im reime nicht unterdrückt.

Ähnlich wie Rud. verfahren die Nibelungen. reimworte auf einsilbiges *-am* sind die prät. *nam* (24, 1. 368, 3. 506, 1. 1617, 3. 1635, 1. 1919, 1. 2242, 1), *benam* (956, 3. 1149, 3. 1511, 3. 2022, 1), *genam* (561, 1. 661, 3. 1126, 3. 1491, 1. 1771, 3), *vernam* (110, 1. 343, 1. 407, 1. 650, 3. 956, 3. 1101, 1.

1637, 1. 1845, 1. 2242, 1), *zam* und *gezam* (3, 1. 24, 1. 244, 1. 343, 1. 407, 1. 506, 1. 533, 3. 561, 1. 650, 1. 661, 3. 734, 1. 1101, 1. 1126, 3. 1491, 1. 1511, 3. 1617, 3. 1635, 1. 1637, 1. 1771, 3. 1845, 1. 1919, 1. 2022, 1), *quam* (1465, 3), die adj. *gram* (3, 1. 533, 3. 734, 1. 1149, 3) und *lobesam* (368, 4. 1465, 3). diese worte reimen nur untereinander oder auf *sam*, *alsam* (100, 1. 244, 1). dagegen reimt *schame*, subst. (243, 1) oder verbum (287, 3. 805, 3. 1206, 3), nur auf *same*, *alsame*, was bei dem grofsen übergewicht der streng einsilbigen reimmöglichkeiten auf *-am* über die auf *alsam* kein zufall sein kann. *sam(e)* und *alsam(e)* sind also, so wie bei Rud., auch im Nib. anceps.

Ein andres bild zeigen die reime *frum : sun* 123, 3. 1851, 3. 1851, 3 ist *frum* adj., könnte also ebensogut bei sonstiger erhaltung des *e* nach *m* einsilbig sein, wie bei Wolfr. (s. oben s. 57) oder im MHelmbr. (s. unten s. 62). 123, 3 aber ist *frum* substantiv! doch gehört der reim unter einen andern gesichtspunct als den der apokope, nämlich den der synkope. denn an der genannten stelle ist *frum* accusativ und wir haben es also nicht mit einem reim *frume : sun*, sondern entweder mit einem reim *frumen : sun* zu tun oder mit einem starken masc. *frum*. geradeso wie Wolfr. zwar nie *vane swane mane* usf. zu *van swan man* apokopiert, dagegen ganz ungescheut synkopiertes *suns* auf *uns*, *gemant* auf *lant* reimt, so fiele eine kürzung *frumen* zu *frun*, sowie etwa ein acc. *vanen* zu *van*, auch bei solchen dichtern nicht auf, die die nominative *frume* und *vane* nie apokopieren. vgl. auch noch Lachmann zu Nib. 216, 1.

U l r i c h v o n Z a t z i k h o v e n verhält sich ähnlich wie Rud. er kürzt nicht nur den dat. *zane* (*: ran*, prät. 2109)[1], sondern auch *swane* (*: gewan*, prät. 357, unentschieden bleibt *swan : an* 8863), ja sogar, wenn man hier der unsichern überlieferung trauen darf, *erschîne* (*: în* 4243). nach *m* aber wird nicht gekürzt. *name* reimt nur zu *schame* subst. 2493, verb 1821; ebenso *gome* 'homo' zu *ze frome* 2247, s. ferner *frome* adj. *: bekome* conj. 339, *frome* subst. *: kome* conj. 5839, *gefrume* 1 sing. ind. *: kume* ebenso 2247. dagegen ist *alsam* nur in der kürzern form belegt (*: nam* prät. 3085, *: kam* 5077), nie reimt es zu *name* und *schame*. auch für den dativ des pronom. haben

[1] wol auch *ze ban*, von *ban* 'verderben' *: an* adv. 3041.

wir nur éinen beleg und diesen für einsilbiges *im* (: *vernim*, imperativ 7861).

Ulrich von Zatzikhoven steht wider Ulrich von Türheim am nächsten. dieser reimt nämlich, wie der dichter des Lanz., nur *alsam* (: *nam* Rennew. Zs. f. d. ph. 13, 130[c], 45. Zs. 26, 2[b], 35), kürzt aber die vollworte in *-ame* nie. er bindet *name* mit *schame* subst. Trist. 505, 1, Rennew. Alem. 17, 178, 29, Lohm. 318 und *schame*, verb Trist. 545, 29. 577, 13, *schame* mit *an der rame* Lohm. 763, nie aber *-ame* mit *nam vernam kam gezam gram* usf. darnach kennt der dichter auch *deme* und *ime* neben *dem* und *im* : *deme* wird durch die reime auf *gezeme* Trist. 571, 31 erwiesen und *ime* durch die reime auf *ich vernime* Trist. 563, 11, Rennew. Rother 306, 123; *dem* ist natürlich durch den reim nicht nachweisbar, aber es ist nach analogie von *im* anzusetzen, das Trist. 580, 9 mit dem imperativ *vernim* gebunden ist. ebenso dürfen wir also den bindungen *gezeme : neme* Trist. 499, 15. 586, 3 uö., *vrume* subst. : *ich kume* Trist. 570, 33, Rennew. Zs. 26, 1[c], 3, Rother 378, 9 ihr *e* in der orthographie unsrer ausgaben nicht nehmen.

So wie Ulr. vZatzikh. und Rud. vEms scheint auch der Türheimer das *e* nach *n* freier behandelt zu haben, als das *e* nach *m*. dass an den beiden stellen, wo in den von mir durchgesehenen partien seiner werke *der ane* reimt, Rennew. Zs. f. d. ph. 13, 129[d], 30, Roth 317, 20 dieses subst. mit *vane* und *ich mane* gebunden ist, wird kein zufall sein. es fragt sich nur : spiegelt sich hier die sprachliche conservierung des *-e* oder die nachahmung des vorbilds? Wolfr. reimt *ane vane mane* immer zweisilbig, Parz. 501, 23 und Wh. 157, 25 auch direct *vane*, resp. *ich mane* zu *der ane*, wie hier. im selben Rennew. aber finden wir einmal in vom Türheimer so sehr bevorzugter rührender bindung *man* 'vir' : *ich mane* Alem. 17, 182, 231. darnach können wir auch nicht sagen, ob *wone* verb : *vone* Trist. 553, 1 zweisilbiges *vone* beweist neben *von*, das durch den reim auf *ungewon* Rennew. Zs. 38, 60 feststeht.

Selbst der Meier Helmbrecht apokopiert noch nicht das *e* nach *m*. das verbum *schame* reimt ihm auf *name* 1235 oder *same*, adv. 1803, das subst. *schame* auf *alsame* 335. 1201, aber nicht auf *nam gezam gram* usf. *sam(e)* und *alsam(e)* aber sind hier, wie bei Rud. und in den Nib., anceps, sie reimen mit *schame*, das

nie auf *-am* reimt, aber auch mit *nam* prät. 693. 1431 und *gram* adj. 1771. das adj. *frum* ist streng einsilbig, wie im Nib. und im Wh., da Wernher es 597 mit *drum* bindet. dass der dat. *sun(e)* 517 mit *tuon* gebunden wird, widerspricht dem sonstigen verhalten des dichters nicht, da solche dative bei ihm, wie bei Wolfr. und zt. auch in den Nib., auch flexionslos gebildet werden. merkwürdig steht im MHelmbr. dieser conservatismus in bezug auf das *e* nach *m* im gegensatz zu den vielen apokopen des *e* nach *t* und *d*: wir finden *von kindes lit : mit* 245, *phärit : site* 457, *smit* 'faber' *: mite* adv. 1065, *wit* 'lignum' *: mite* adv. 1827, *höut*, plur. von *hût*, *: gevröut* partic. 1655, *erwachete : gemachet* partic. 859.

Konrad von Fussesbrunnen reimt *ich gefrume : ich kume* Kindh. 1617, aber *drum : verbum* 1021 und *sun : gentium* 1178, *: Egyptum* 1319, *: Jésum* 2681. 2735. er reimt *gewin : ze in* 1559 udglm., aber auf den conj. prät. *schine* reimt er nur das adv. *hin(e)* 683. 863. er reimt *ungewon* stets auf *von* 819. 1351. 1539. 2267, auf das subst. *kone* reimt er nicht *gewon* oder *ungewon*, sondern das doppeldeutige *von(e)*, dessen zweisilbige form für Konr. also neben der einsilbigen feststeht. ebenso *ime : ich nime* 2967; *sam* aber gilt als einsilbig, *alsam : zam* adj. 1399. 2619.

Himmelfahrt Mariä und Urstende geben wenig material. die Himmelf. lässt aber die erhaltung des *e* nach *m* doch noch erkennen, wenn dort *name* 1087 das einzige mal, wo es reimt, auf *zame*, 3 sing. conj. von *zamen*, reimt. sonst steht *deme : beneme* Himmelf. 519, *verneme : neme* Himmelf. 33. in der Urst. *nime : ime* 124, 10, *der vane : her dane* 106, 62. reime, die den abwurf des *e* im vollwort bewiesen, fehlen hier und dort; *dane*, *ime*, *deme* aber stehn auch für Konr. vHeimesfurt fest.

Moriz von Craûn scheint nur genau zu reimen. wie beim Stricker reimt auch in diesem gedicht *alsame : rame* subst. 651, nie aber *alsam : -am*. *der vane* reimt auf *ane* adv. 737, *frome* subst. *: kome* 3 sing. conj. 1233.

Ebenso reimt der dichter der guten Frau genau. *name : schame* subst. 599. 2035, *: la bone dame* 3021, *alsame* nur zu *in der rame* 1945. das beweist zweisilbiges *(etes)weme* im reim auf *gezeme* 2843. s. ferner *gezeme : neme* 1421, *vrume* subst. *: kume* 3 sing. conj. 403.

Wenden wir uns nun zu dichtern, die ungenau reimen

und ohne scheu *-ame* mit *-am*, *-ane* mit *-an* binden. der unterschied der technik wird sofort in die augen springen und uns lehren, dass selbst vereinzelte reine bindungen von *-ame* : *-ame*, denen keine unreinen gegenüberstehn, schon die erhaltung des *e* beweisen, da dort, wo *-ame* und *-am* gebunden werden, die reinen bindungen ganz zurücktreten.

Betrachten wir zunächst den Wigalois. *name* subst. reimt auf das prät. *gezam* 1031. 5887, auf das adj. *gram* 8101, das subst. *stam* 9297, *schame* subst. reimt auf die prät. *nam* 7640. 8979. 9799 und *gezam* 9576, und ebenso reimt *alsam* auf *nam* prät. 5339. 6627. nie aber reimen *name*, *schame*, *alsame* untereinander. ähnlich werden gebunden *diu mane* mit *wol getân* 2400, *der hane* mit *man* 'vir' 5055, *der vane* mit *ûf getân* 10927. daneben bedeuten die reime von *swane* 2408. 2542. 10531 und *vane* 10630. 10843 zu *an(e)* adv. gewis nicht die erhaltung des *-e*, denn niemals reimen vollworte in *-ane* untereinander.

Mit der genauigkeit der Nib. (vgl. oben s. 60) halte man die technik der Gudrun zusammen. hier finden wir auf *schame* subst. gereimt *gezam* 45, 1. 157, 1. 165, 1. 613, 1, *benam* 879, 1; auf *sam(e)* wird *vernam* 178, 1. 1168, 1 gereimt. nur éinmal (1587, 1) reimen *sam(e)* und *schame* untereinander. unter diesen umständen wird es zufall sein, dass *der swane*, an der einzigen stelle, wo das wort im endreim steht (1372, 1), mit *daran(e)* gebunden ist. in einem kritischen text wäre hier sicher *der swan* : *daran* (resp. *dran*) zu schreiben.

Auch Konrad Fleck scheidet *-ame* und *-am*, *-ane* und *-an* gar nicht, s. Sommer zu Flore 1259. er reimt *schame* : *kam* Flore 1428, : *erkam* 5608, *name* : *lussam* 3095 (fehlt bei Sommer), nicht aber *schame* : *name*. ebenso *man* 'vir' : *swane* 6903, : *diu grane* (*gran*?) 6342, : *ich mane* 6560. *alsam* ist ziemlich häufig, aber immer reimt es auf einsilbiges *-am*, : *kam* 1233. 5128, : *genam* 2927, : *gezam* 6832. 7485, : *zam* adj. 2868 [1].

[1] wir sehen also Wirnt, Gudr. und Fleck : Franken, Österreich und die Schweiz, hier zusammenstehn gegen etwa Stricker, Nib. und Rudolf : wider Franken, Österreich und die Schweiz. die beachtung des alten *e* nach *m* und *n* im reime war eben eher eine frage der reimtechnik als eine frage des dialekts. doch halt ich ausnahmsloses *alsame*, *same* für ein merkmal fränk. oder niederalem. sprachcharakters (Wolfr., Stricker, Mor. vCr., gFrau); ähnlich ist wol auch das vorkommen von *dane* und *hine* bei Wolfr., Stricker und Konr. vHeimesf. zu beurteilen, *ane* und *vone* sind allgemeiner.

Reinbots Georg bietet wenig material. *alsam* reimt einsilbig auf *nam* 1666. *name, schame* und *rame* kommen nicht vor, ebensowenig *swane, ane, vane, bane, mane*, aber die bindung *entnem* conjunctiv : *Herculem* 1963 beweist wol die apokope für alle genannten worte. dagegen reimt *schine* conjunctiv 2409 vielleicht doch zweisilbig auf *hine*, da es ja möglich wäre, dass der dichter ein- und zweisilbige formen nebeneinander gebrauchte. einsilbiges *im* ist bewiesen durch *im* : *nim* imp. 4635, einsilbiges *wem* durch *wem* : *Jachanaem* 5981. sonst reimt nur *neme* : *zeme* 3613.

Das verhalten **Gotfrids** in bezug auf das uns hier beschäftigende detail der reimtechnik wird unten im excurs näher besprochen [1]. er scheint sich die kürzung von nominibus nur als ausnahme zu gestatten, sowie dieser dichter zu concessionen an den reim hinneigt. nach *n* find ich kein beispiel der ausstofsung des *e*, ja Gotfr. bildet sich, um auf *mane* verb. einen reim zu finden, sogar ad hoc einen dativ *Tristane* 18333, während sonst an hundert stellen der dativ ausschliefslich *Tristande* und der accusativ *Tristanden* heifst. an einen unflectierten dativ *Tristan* ist nicht zu denken, denn wo *Tristan* : *-an* reimt, ist der name immer nominativ. darnach wird wol durch die reime *gemane* 'gemähnt' : *hin dane* 17297, *an der mane* : *dervane* adv. 17317, *ûf sine bane* : *dane* 17489, *von zine* : *hine* 17037 neben dem häufigen einsilbigen *an van dan hin* auch zweisilbiges *vane dane hine* belegt. *von* reimt dreimal einsilbig zu *gewon* 949. 11655. 13630.

Excurs. Wir können nicht mit voller bestimmtheit sagen, ob Wolfr. *alsam* oder *alsame* gesprochen hat. *alsam* reimt nur éinmal, Wh. 177, 3, und da wider auf das s. 55f besprochene *daz wilde und daz zam*. aber ob nun Wolfr. *alsam* oder *alsame* sprach, jedesfalls ist dies wort im reim bei ihm doch ganz auffallend selten. diese seltenheit konnte man in den 8000 versen des Iw. durch die geringe reimbarkeit der auf *-me* endigenden form erklären, aber in den 39000 versen Wolfr.s hätte sich wol auch mit *alsame* öfter ein *name, schame, diu lame, daz zame* paaren müssen als éinmal, wäre das wort dem dichter ein unanstöfsiges reimwort gewesen. ich bemerke nun, dass

[1] *dem* reimt nie auf ursprünglich zweisilbige verbalformen, *neme* : *zeme* Trist. 95. 4593. 15421, wol aber *im* sowol auf *ich nim(e)* 1017. 14249. 16565. 18575, als auf *nim* imp. 7437. hingegen der imp. *nim* wider auf den imp. *vernim* 11455, was immerhin bemerkenswert ist. — *der frume* : *kume* 3 sing. conj. 1867.

alsame auch im Iw. nur ganz zu anfang des gedichts, v. 755, reimt, wo Hartm. die technik, die er sich für den Iw. zurecht gelegt hat, noch nicht vollständig beherscht (s. Beobachtungen s. 504 f). im Er. ist *alsam* ziemlich häufig und findet sich auch noch im Greg. und aH. (s. oben s. 48): im Er. sind aber auch die adj. auf *-sam* erlaubt und auch im Greg. und aH. sind sie belegbar, während sie im Iw. fehlen, s. Haupt zu Engelh. 1185. Hartm. setzt aufserhalb des reims *gehôrsam* Büchl. 896, *sorcsam* Er. 8878, *vorhtesam* Büchl. 1040, *arbeitsam* aH. 68, im reim *gehôrsam* Büchl. 925, *genôzsam* Er. 3868. Greg. 2425, *vorhtesam* Er. 214. auch Wolfr. gehört bekanntlich zu den dichtern, die die adj. auf *-sam* verschmähen. nur Parz. 798, 9 und Tit. 50, 2 (s. Steinmeyer Epitheta 19 anm. 30) finden wir *gehôrsam*, Parz. 521, 6 vielleicht doch *vreissam* (s. laa.). alle beispiele treffen das versinnere. besteht nicht ein zusammenhang zwischen dem meiden von *alsam* im reim und dem der adjectivbildungen auf *-sam*? sicherlich geht bei Wolfr. und im Iw. dies und jenes hand in hand. Gotfr. zb., der adj. auf *-sam* liebt, zeigt auch *sam* und *alsam* des öftern im reim: Trist. 2877. 5371. 8489. 9981. 11737. 16661, und ebenso der Stricker (s. oben s. 59). Gotfr. nun misst die nomina *name* und *schame* sowol zwei- als einsilbig; aber es ist ganz merkwürdig, wie relativ oft mit *name* und *schame* ein solches adj. auf *-sam* gebunden wird. wir müssen bedenken, dass *-sam* bei Gotfr. nur 16 reime bildet, *kam* allein aber ca. 100 solcher reime und *nam*, *vernam*, *benam* deren noch viel mehr. nun reimt das subst. *schame* éinmal rein auf *name* (19235), éinmal gekürzt auf *benam* (11905), dagegen auf *irresam* 11829, auf *trûresam* 13429, auf *alsam* 11733; das subst. *name* das erwähnte éine mal auf *schame*, ebenfalls éinmal gekürzt auf *kam* 9655 und wider zweimal auf *-sam*, *: gevallesam* 2001, *: gehellesam* 2017, schliefslich *rame* subst. lediglich auf *lussam* 4691. es reimt also *-ame* éinmal zu *-ame*, 2 mal zu einem der ca. 200 *nam* und *kam*, 5 mal aber zu einem der 16 *-sam*. von diesen 16 adj. auf *-sam*, die reimen, sind widerum fast ein drittel (5) mit *-ame* gebunden, nur 11 mit den so ungleich bequemeren reimworten auf *-am*. wenn auch die kürzung von *-ame* zu *-am* für Gotfr. feststeht, so scheinen mir doch die wenigen beispiele, zwei im ganzen, wo Gotfr. *-ame* aufser auf *-ame* und *-sam* auf das *-am* der präterita reimt, darauf hinzudeuten, dass er erstens die kürzung *-ame* zu *-am* noch als freiheit empfand und mit ihr sparte, und dass er zweitens in bezug auf die verwendung von *-sam* und *alsam* im reim seiner sache nicht ganz sicher war, dh. sie ein- und zweisilbig ansetzte. diese technik Gotfr.s setzt Konr. vWürzb. fort, wie mich bedünkt. ich habe mir aus dem Troj. als bindungen von *-ame : -am* notiert: *schame : kam* nur 8031. 20979, dagegen *schame : -sam* 14375. 15559. 22081 und *name : lobesam* 7653. im Engelh. steht nur *rame : lobesam* 2865. das nebeneinander von adverb. *sam* und *same*, *alsam* und *alsame* hatte also m. e. eine nebenform *-same* neben *-sam* auch bei den adj. sich entwickeln lassen. dies aber hatte in bezug auf *sam* und *alsam* sowol, als auch auf die form der

adj. auf *-sam* eine gewisse unsicherheit des gebrauchs hervorgerufen: man wuste nicht, was richtig und acceptiert war, und die dichter, die nur sichere formen im reim zulassen wollten und die auch *-ame* nicht kürzten, Hartm. und Wolfr., verwarfen nun die adj. auf *-sam*, von denen einige etwa sagten, man müsse sie auf *-ame* reimen, die andere aber wider nur *-sam* sprachen, zugleich mit den adv. *sam* und *alsam*. dass Wolfr. einige adj. auf *-sam* im versinnern zulässt, spricht für meine auffassung. und auch die verhältnisse, die Rud. in der hier verhandelten frage erkennen lässt, gehen uns vielleicht einen fingerzeig in gleicher richtung. Rud. scheidet *-am* und *-ame*, er reimt *schame* und *name* nie auf *kam*, *nam*, *gezam*, sondern, uzw. häufig, nur untereinander (s. gGerh. 5511, Barl. 65, 35. 109, 3. 157, 3. 189, 35. 191, 5. 196, 23. 230, 25, 267, 35. 356, 27), ferner auf *alsame* Barl. 60, 33 und auf flectiertes *lobesame* Barl. 350, 5. *alsam* reimt er noch gGerh. 1021, hier aber auf das prät. *nam*. er kennt demnach ein- und zweisilbiges adv. *sam*, setzt das wort aber überhaupt ganz auffallend selten in den reim, so also wie auch Wolfr. und der dichter des lw. von adj. auf *-sam* gebraucht Rud. viele; aber auch er hat nicht gewust, wie sie zu reimen sind: auf *-ame*, das er nicht kürzt, konnte er *-sam* nicht reimen, auf *-am* nicht *-same*. und ich glaube, er umschifft die klippe dadurch, dass er die adj. auf *-sam* immer nur im versinnern oder gereimt in flectierter form gebraucht, *der lobesame* reimt natürlich zweisilbig zu *name* (Barl. 350, 5) und ebenso *lobesamen : namen* gGerh. 167. 931. 2265. 6624, Barl. 51, 1. 187, 25. 235, 35. 328, 13. 391, 31 in fester formel. nur Barl. 25, 35. 323, 19 wagt er *gehórsam : nam* prät.; gGerh. 4369 steht dieses *gehórsam* im zeileninnern, ebenso im innern Barl. 50, 30 *vermeinsam* uam.

5. DIE PLUSSTROPHEN DER VULGATA DES NIBELUNGENLIEDES.

Es wurde schon zu widerholten malen untersucht, wieviel an worten und formen der plusstrophen von *B in den *B mit A gemeinsamen partien der Nib. ohne parallele bleibt. am vollständigsten sind da noch immer die sammlungen von Bartsch Unters. s. 309 f, einiges brachte dann noch Kettner Zs. f. d. ph. 26, 440. solche lexikalische, syntaktische und formale *ἅπαξ εἰρημένα* gibt es in jedem gedicht, und ganz nackt und ohne alle specialisierung neben einander gestellt, wie Bartsch sie verzeichnet, beweisen *ἅπαξ εἰρημένα* allerdings nichts gegen eine angezweifelte überlieferung. wenn Bartsch zb. in einer ganzen reihe solcher ausdrücke, die vollkommen bedeutungslos sind: *duz*, *erringen*, *erweinen* usf., dann auch kurz '*Krist* 102, 11' registriert, so macht dies naturgemäfs gar keinen eindruck. mehr aber schon, wenn wir bei Kettner aao. 440 hören, dass *Krist* hier in der

formel *wizze Krist* steht und dass 'diese formel, wie überhaupt der name *Krist*, dem Nib. fremd' sei, während *gotweiz* öfter belegt ist (s. Schönbach Christentum s. 5) und 'im ganzen solche formeln mit religiösen beziehungen nur in wenig variationen vorkommen'. das verdachtsmoment, das wir aus diesem ἅπαξ εἰρημένον gegen die plusstrophe schöpfen, gewinnt aber noch weitere bedeutung, wenn wir bemerken, dass *wizze Krist* innerhalb des mhd. bei gewissen dichtern sehr beliebt ist, dem formelschatz anderer aber durchaus fehlt. wie viele leute sagen und schreiben heute jeden augenblick 'Gott gebe, dass . . .', 'so Gott will' udglm., andre sagen nie so, ja es ist ganz ausgeschlossen, mit ihrem stil und ton unvereinbar, dass sie derartige wendungen gebrauchen. und ebenso damals wol *wizze Krist* : wer es eben nicht gebraucht, in dessen rede hätte es sich ausgenommen, als hätt ers aus der predigt gerade mit nach hause gebracht. wir finden *wizze Krist* zb. sehr häufig bei Hartm. (Er. 4074, Greg. 1175, Iw. 815. 3127. 4785. 5485, stets in der rede handelnder personen), ebenso beim Stricker (Dan. 502, Karl 2219, Am. 584, GA. 45,150, Hahn XIII 49, nur an der letzten stelle in eigener rede des dichters) und bei Konr. vWürzb. (s. Mhd. wb. I 883). auch bei Gotfr. steht es 10444 nicht vereinzelt, wie Bechstein in der anm. angibt, es findet sich aufserdem noch 13445, doch ist es nicht unmöglich, dass ein sprachkünstler wie Gotfr. sich das wort an diesen beiden stellen bei einer ihm sonst fremden dictionsart ausleiht. nie aber beteuern bei Wolfr. und Wirnt, nie bei Ulr. vTürh., Rud. vEms, Reinbot, Ulr. vZatzikh., nie in der Gudr. die redenden mit *wizze Krist*[1]. wenn das *wizze Krist* also von den Nib. A nicht gebraucht wird, in einer plusstrophe der Nib. B aber vorkommt, so ist das gewis ein argument gegen die echtheit dieser plusstrophen.

Nur ganz bestimmte ἅπαξ εἰρημένα können also in fragen nach echtheit und autorschaft entscheiden. sollen sie uns bei der untersuchung einer solchen frage fördern, so müssen wir ihr vorkommen hier und ihr fehlen dort in gröfseren zusammenhang stellen. blofs wenn das ἅπαξ εἰρημένον einem bestimmten, in den übrigen unangezweifelten partien erkennbaren stilprincip widerspricht oder einem dort fehlenden stilprincip allein zukommt, oder wenn dem ἅπαξ εἰρημένον in grofser masse die consequente durchführung eines schemas entgegensteht, wenn mit

[1] ebenso fehlt es in Mor. vCr., Klage, gFrau — es steht MHeimbr. 635.

einem wort das einmalige vorkommen des wortes, der form, des reims kein einzelner fall bleibt, sondern die durchbrechung eines systems bedeutet, den dichter aus der gruppe von stilisten und versificatoren, der er sonst angehört, in eine andre gruppe verwiese, nur dann wird das *ἅπαξ εἰρημένον* geeignet sein, unsern glauben an die zugehörigkeit eines handschriftlichen plus zum text, eines textes zu den werken eines bekannten dichters usw. dauernd zu erschüttern.

628, 5 (B 681, 1) reimt *ir zorn und ouch ir scham* auf *als im dâ gezam*. ich habe in der voranstehnden nr dieser studien ausgeführt, dass die gedichte, die das tonlose *e* nach dem *m* kurzer stammsilben ganz spurlos schwinden lassen, sodass reime von *-ame* zu *-am*, von *-ime* zu *-im* usw. des öftern erscheinen, sich streng von solchen scheiden, die *-ame*, *-ime* noch als zweisilbig fühlen und die worte dieser zweisilbigen form mit den einsilbigen niemals binden. auch dichter (wie zb. Hartm.) liefsen sich namhaft machen, die von der einen übung in bewustem fortschritt in spätern werken zu der andern übergebn, beweis genug, dass die entscheidung für diesen oder jenen gebrauch zu den principien der reimtechnik mhd. dichter gehörte. wir haben dort s. 60 ferner gesehen, dass sich die Nib., für die ich aao. den strophenbestand von A zu grunde legte, zu jenen dichtwerken stellen, welche *sam* und *alsam* anceps, dh. ein- und zweisilbig, reimten, die subst. (*schame name rame*) und verba (*schame*) aber nur zweisilbig. hätten die Nib. *schame* auf *-am* zugelassen, so hätten unausweichlich, so wie etwa in der Gudr., die unreinen bindungen *-ame* : *-am* über die reinen *-ame* : *-ame* das übergewicht behalten müssen. daher halt ich es für im höchsten grade bezeichnend, dass wir in den wenigen plusstrophen von B eine strophe finden, die hierin aus dem allgemeinen schema der Nib. herausfällt, und sehe darin ein moment, das diese und mit ihr natürlich auch ihre schwesterstrophen im höchsten grad verdächtig macht. auch die überarbeitung C, nebenbei gesagt, verrät sich ua. dadurch als spätere mache, dass sie 661, 4 *wol gezam* auf *mit grôzen êren âne scham* reimt; dafür in AB *dô si der tôt von in genam*.

583, 5 (B 631, 1) lesen wir *vrouwen unde man* (: *getân*). das ganze Nib. kennt sonst nur *wîp unde man* (68, 2. 757, 4. 1005, 2. 1319, 2. 1462, 3), *wîp oder man* (1729, 3), *man unde wîp* (556, 3. 989, 3 A. 2193, 4), *man, wîp unde kint* (989, 3 B),

von wibe und ouch von man (2270, 3), *von wiben und von mannen* (1430, 2). *vrouwe* verbindet sich *ritter : Ritter unde vrouwen* (1607, 2. 1610, 2. 2316, 2), *Die ritter zuo den vrouwen* (555, 3). so wie es niemals heifst *ritter unde wip*, so heifst es auch niemals *vrouwen unde man*. hier fällt also die diction von +B abermals aus dem ganzen schema der diction der Nib. AB heraus. das wort *wip* galt, bes. im plur., höfischer sprechweise früh als gemein — bereits bei Hartm. scheint eine derartige entwicklung angedeutet, eine ausdrucksweise wie die der ersten zeile des Er. wäre im Iw. unerhört, und Walth. muss ja schon für das wort eine lanze einlegen —, sodass sich hier die art und weise des dichters der plusstrophen, wenn wir von einem solchen zu sprechen berechtigt sind, als die jüngere, von höfischer form beeinflusste manifestiert. und wider weist auch C eine höfische abneigung gegen dieses wort auf, wenn würklich aus seiner umarbeitung der drei ersten fälle des vorkommens unserer formel (68, 2. 556, 3. 757, 4) auf eine solche abneigung geschlossen werden darf. bes. der zweite fall ist charakteristisch, hier wird das *wip* durch hinzusetzung des *maget* unanstöfsig gemacht : nicht weiber und männer, sondern ehefrauen, jungfrauen und männer (556, 3 *manic man unde wip* B] *man magt unt wip* C). dass C selbst ein paar mal in reimnöten dieses *wip und man* einführt (zb. 36, 4), kann bei der bekannten inconsequenz dieses überarbeiters nicht auffallen.

394, 15 (B 414, 3) heifst es *Mit guotem gelæze sô minnecliche stân*. schon Bartsch hat aao. *gelæze* als ἅπαξ εἰρημένον qualificiert. ich möchte nur hinzusetzen, dass *gelâz* und *gelæze*, statt *gebâr*, *gebære*, *gebærde* bei einer grofsen anzahl von dichtern niemals vorkommt und durchaus nicht allgemein mhd. ist. wir finden es nie bei Hartm., nie bei Wirnt, nie bei Rud.[1], nie im Parz.[2], dagegen ist *gelâz* bei Gotfr. sehr häufig (Trist. 963. 2851. 2737. 5001. 9997. 10997. 11091. 13635. 14995, hier auch subst. inf. *gelâzen* 6025), ein willkommenes synonymon zu *gebâr* und

[1] Rud. kennt, wie es scheint, auch kein *gebâr*, *gebære*, *gebærde*, sondern gebraucht nur den subst. inf. *gebâren* (zb. gGerh. 6071, Barl. 360, 7) und im gGerh. das adj. *gebære* (2163. 4987), das er sich wol bei Gotfr. auslieh.

[2] im Wh. dagegen des öftern *gelâz* : 33, 13. 142, 17. 224, 19. 249, 3. 414, 5 und in den Liedern 7, 33.

gebærde. auch Konr. vWürzb. kennt es, am häufigsten aber erscheint es, wie die wbb. ausweisen, in md. quellen. dorther borgt es wol Ulr. vZatzikh., wenn er *gelæze* einmal [1] v. 43 ganz zu anfang seines gedichts wagt, wo er überhaupt im bann der diction rheinischer vorbilder steht: hier auch das einzige *blîde* 231 und das einzige *cluoc* 273 des Lanz. es ist also sehr bemerkenswert, dass +B in den Nibelungentext ein solches, in AB fehlendes *gelæze* einführt. *gebærde* 381, 4. 429, 3, *ungebærde* 2170, 3.

392, 5 (B 409, 1) reimen die beiden ersten zeilen der strophe, sowie ja öfter im Nib., scheinbar klingend, *mæren : wæren.* aber es ist bekannt, dass im Nib. AB diese klingenden schlüsse erster endreimzeilen mit ausnahme von *Uoten : guoten* 14, 1 nur in der zweiten hälfte des gedichts erscheinen (s. Lachmann zu 1362, 1): 1362, 1. 1449, 1. 1462, 1. 1467, 1. 1571, 1. 1653, 1. 1803, 1. 1962, 1. 2132, 1. 2133, 1, sowie (s. Lachmann zu 1916, 1) die dreisilbigen schlüsse derselben hier bedeutend häufiger sind als im ersten teil. wir werden in der folgenden nr 6 hören, dass die éine ausnahme klingenden und die ausnahmen dreisilbigen schlusses im ersten teile unter einen ganz bestimmten gesichtspunct fallen, so zwar dass *mæren : wæren* in dieser ersten hälfte tatsächlich ganz vereinzelt und beispiellos dastünde. dazu kommt, dass wir von der vorliebe des überarbeiters C (s. 130, 5. 720, 5. 1082, 5. 25. 33. 1654, 1. 1848, 9. 1939, 9) sowie andrer späterer verfasser von Nibelungenstrophen für diese klingenden, altertümelnden schlüsse kenntnis haben (s. Bartsch Unters. s. 8) und dass auch in mancher andern hinsicht die erste und die zweite hälfte unsers Nib. nach form und stoffbehandlung auseinanderfallen. *B reimt auch 13, 1 in jener oft besprochenen stelle, welche in A lautet *Ez troumde Kriemhilde in tugenden der si pflac (: manegen tac), Kriemhilde* mit *wilde,* vermehrt also die beispiele für zweisilbigen reim um noch ein weiteres. dass hier keiner der gewis zahlreichen fehler der einzelhs. A vorligt, fehler, die an so vielen stellen die la. A dem gemeinen text gegenüber ein für alle mal discreditieren, beweisen Ik, welche an unsrer stelle, wie so oft in den ersten 150 strophen, mit A zusammenstehn. sonst könnte der klingende reim auf *Kriemhilde* unter dieselbe rubrik subsumiert werden wie das *Uoten : guoten* der folgenden strophe und würde eine gültige ausnahme von der beschränkung klingender

[1] sonst *gebære* 3323. 7553, subst. inf. *gebâren* 6593.

schlüsse auf die zweite hälfte des gedichts nicht constatieren lassen, s. darüber unten nr 6.

Aber mehr bedeutung als allem bisher gegen die echtheit von + B vorgebrachten, mehr auch als dem, übrigens nicht zu unterschätzenden, *geswarn* 421, 5 (B 445, 1) neben in A allein üblichen *gesworn* (2017, 3. 2086, 1[1]. 2087, 3. 2305, 2, s. Bartsch Unters. s. 180), schreib ich folgendem zu.

Nirgend findet sich im Nib. ein einziger verweis des dichters auf schon vorher erzähltes, in + B 531, 6 (B 571, 1) aber steht *als ich iu hân geseit.*

Hier fällt der stil des dichters der plusstrophen und der des dichters der Nib. und seiner quellen am deutlichsten auseinander. denn ich halt es für keinen zufall, auch für keine persönliche geschmacksrichtung des dichters, sondern für eine aus den gegebenen verhältnissen heraus entwickelte stileigentümlichkeit dieses ältesten unter den strophischen mhd. volksepen, dass wir in ihm neben den bekannten zahlreichen verweisen auf das, was später : *sît, sint* und *sider* geschah, keine verweise finden auf das, was früher erzählt wurde. in den einzelnen quellen des dichters, in den alten liedern, war früher eben nichts erzählt worden, worauf der sänger mit einem *als ich iu hân geseit, als ir dâ habt vernomen, als iu ist vor geseit* usw. hätte zurückweisen können, es fehlte dort aber auch der bericht über die weitern schicksale der helden, und der sänger suchte nur mit einem *daz wart im sider leit, die beweinten ez sît* usw. auf die folgen der im lied erzählten ereignisse, von denen das publicum in seinem vortrag weiter nichts mehr zu hören bekam, gleichsam für den fehlenden abschluss eine art ersatz schaffend, hinzudeuten. in den kunstepen, wo anfang und schluss in éinem buche stand, hätten diese verweise auf zukünftiges nur die spannung verringert, dagegen konnte dort der dichter sich überall auf seinen frühern bericht berufen. in folge dessen finden wir in den einheitlichen erzählungen, sowol denen des 12 jhs., im Roth., Rol. und Alex., als auch in den romanen des 13 jhs., bei Hartm., Wolfr. und Gotfr.,

[1] 2086, 1 führt auch der andre überarbeiter — wir sehen ihn immer in den spuren des ersten — *geswarn* für *gesworn* AB ein und wechselt dann in lächerlicher art in zwei aufeinander folgenden strophen : *geswarn — varn . . . gesworn — wolgeborn.* das klingt wie ein klapphornvers mitten in Rüdegers seelenconflict.

verweise auf früher erzähltes sehr oft, verweise auf später geschehenes nur selten. ich habe, Beobachtungen s. 509, die beispiele für rückverweisungen bei Hartm. aufgezählt[1]. sie werden im Iw. zwar seltener, als sie im Er. und Greg. sind, da der gewantere dichter ihrer als flickreime nicht mehr bedarf, sowie sie auch bei Gotfr. seltner sind als bei dem jungen Hartm., sie verschwinden aber weder aus dem Iw. noch aus dem Trist. gänzlich. und die Nib., die flick- und füllverse doch wahrhaftig nicht scheuten, mieden diese verweise gewis nicht aus dem stilistischen feingefühl Hartm.s und Gotfr.s heraus. sehen wir uns doch nur diese mannigfaltigkeit an bei Wolfr. (s. Förster s. 33), bei Hartm. (s. aao.) und bei Gotfr.: *Von dem ich her gesaget hân* Trist. 1967, *Als ich hie vor gesaget hân* 7183, ... *als ich gesaget hân* 2619, ... *als ich iu hân geseit* 3040. 9097. 9575, *Reht als ich iu ê seite* 3467, ... *als ich iu ê seite* 4243, *Als ich iu seite an dirre stunt* 17667, ... *als ich ê las* 7155, ... *als ich iezuo las* 16493. 16931. 17577. 18605, ... *von dem ich nû las* 17421, *Als ir wol habt gehœret wie* 4275, *Als ir ez selbe habet vernomen* 10041, ... *als ir habet vernomen* 3377. 6037, *Nû grîfe wider, dâ ichz liez* 72351 und nichts, gar nichts dieser art im Nib.! ich will nicht sagen, dass in unserm Nib.-text oder vielmehr in seinen quellen keine verweisungen auf zukünftiges, das gleich eintritt, vorgekommen wären, auf dinge also, die im selben lied noch erzählt worden sein konnten, auch nicht, dass unter den quellen nicht genug ausgedehnte, inhaltsreiche lieder gewesen wären, in denen der sänger auch einen verweis auf erzähltes hätte einmal für angebracht halten können; ich meine nur, dass diese beiden parallelerscheinungen: zahlreiche verweise mit *sît, sider* und *sint*, keine verweise mit *ê* und *dâ vor* sich in folge der beschaffenheit der einzellieder von den Nibelungen, die dem dichter unsers textes seinen stoff geliefert haben, zu einem ingrediens des 'Nibelungenstils' entwickelten. und weil es in den gedichten dieses stoffes und wol auch dieses versmafses stil geworden war, auf das später geschehene (weil das interesse des publicums an dem fortgang nicht im selben vortrag befriedigt ward) hinzudeuten, und anderseits die gangbaren formeln für berufungen auf vom dichter selbst früher berichtetes (weil dieser bericht im gleichen lied eben nicht

[1] ich trage noch nach Greg. 1693 *Und er sagte im vil gar, Als ich iu ê, waz in war.*

gegeben war) zu entbehren, so mied auch der dichter des ganzen stoffes dieses und verwendete weiter jenes, obwol er mit den sängern seiner quellen nicht mehr in derselben notlage sich befand. er schrieb also bis zu einem gewissen grade noch getreu den stil der quellen, sowie er ihr versmafs und die consequenzen dieses versmafses (s. das oben s. 34ff über pronomina im reim gesagte) beibehalten hat [1].

Berufungen auf sein wissen und glauben, auf seine quellen — wenn auch nie, wie bekannt, auf eine schrift — bringt der Nib.-dichter öfter an. sie sind zwar nicht gerade häufig, widerstrehten aber dem stil des strophischen gedichts nicht, weder dem unsers textes noch vermutlich dem der supponierten quellen unsers textes.

Wir finden a) *als ich vernomen hân* 1447, 2 [2], *daz hân ich sît vernomen* 197, 2, *Waz dô die frouwen tâten, daz ist uns sider geseit* 382, 4, *sô wir hœren sagen* 371, 1. 662, 1. 767, 1 [3], *Wir hœren sagen mœre* 386, 2 [4], *des ir diu meiste menege giht* 1082, 4, *als uns daz ist geseit* 265, 2. 416, 1. 1290, 1. 1815, 1 [5], *man hât gesaget daz* 1003, 1, *daz mac man lîhte sagen* 728, 4 [6], *ich wil wol wizzen daz* 133, 3, . . . *ich wil wizzen daz* 347, 2, . . . *daz ist wâr* 659, 1, *daz ist alwâr* 137, 1. 1046, 1. 1082, 1. 1327, 1. 1672, 1, *Daz ist an den triuwen wâr* 1594, 4 B (in A falsche la., s. Steinmeyer Epitheta s. 17 anm. 9).

b) der dichter hebt die grenzen seines wissens, seiner überlieferung hervor (im zweiten teil des gedichts viel häufiger als im ersten!) : *Wie si nû gefüeren, daz kan ich niht gesagen*

[1] es scheint mir trotz allem, was schon zum gegenstande geschrieben wurde, doch geboten, dass man sich die frage noch einmal klar vorlegt: wo soll der dichter anders den stoff seiner erzählung mit all ihren ungleichmäfsigkeiten und widersprüchen gefunden haben als in einzel- und teilberichten? und doch wol poetischen berichten? woher aber kann er anders die strophenform für sein wol niemals vorgesungenes epos genommen haben als aus der tradition? dann also aus liedern gleichen themas, gleichen inhalts, also aus in der Nibelungenstrophe gesungenen Nibelungenliedern. das waren zugleich seine quellen, deren wortlaut aber uns auf immer verloren bleibt.

[2] ebenso in directer rede handelnder personen : *als ich vernomen hân* 1717, 3.

[3] in rede : 93, 1 (Hagens bericht über Sigfrid).

[4] in rede : *Ich hôrte ie sagen mœre* 1820, 3.

[5] in rede : *als mir* usw. 89, 2 (Hagens erzählung). 109, 1. 1952, 2. 2192, 3.

[6] *als ich iu sagen kan* 1433, 2 A, wol falsche la.

1039, 1. 1261, 1, ... *des ist mir niht bekant* 293, 2, ... *dêst mir unbekant* 652, 1. 1289, 1. 1551, 1, *Daz kan ich niht bescheiden* 1369, 1, *Wir kunnen niht bescheiden, wâ* ... 1567, 1, *Ich enkan iu niht bescheiden, waz sider* ... 2316, 1, *Wer kunde daz bescheiden, wie sît* 1322, 3, *daz ist mir niht gewizzen* 1367, 4.

c) Der dichter bekräftigt, dass nie etwas gröfser, schöner usw. gewesen wäre : *Man gehôrte nie daz wunder von guote mêre sagen* 1065, 4, *Von bezzerm pirsgewæte hôrt ich nie gesagen* 893, 1, *Tûsent stunden mêre, danne ich iu kan gesagen* 128, 2, *Waz mac ich sagen mêre* ... 2070, 1 [1]; *Iu enkunde nieman daz wunder volsagen* 977, 1, *Ez enkunde ein schrîber gebriefen noch gesagen Die manegen ungebærde* 2170, 2, *Ob ieman wunschen solde der kunde niht gesagen Daz man sô rîcher cleider gesæhe ie mê getragen* 780, 1. — dasselbe vermutungsweise ausgedrückt : *Ich wæne nimmer recke deheiner mêr getuot Sô grôze* ... 849, 2, *Ich wæn man von deheinem künege mêre sage* 1307, 4, *Ich wæn in an der verte nie sô samfte geschach* 1600, 4, *Si wæn sô manegen man* ... *nie ze dienste gewan* 1305, 4, *Si wæn in Niderlande dâ vor nie gesaz* 1308, 1, *Im wæn vor sînem tôde sô rehte leide nie geschach* 2235, 1 [2]. — *Ob in daz iemen seite daz man diende baz* ... *ich wolte niht gelouben daz* 560, 4, vgl. 293, 3.

d) Der dichter fordert die hörer zur aufmerksamkeit auf: *ir sult gelouben daz* 128, 3 [3], *ir sult wizzen daz* 596, 2 [4], *Von des gêres swære hœret wunder sagen* 419, 1, *Nû hœret wunder von der liehten wæte sagen* 354, 4, *Ir muget von dem horte wunder hœren sagen* 1062, 1, *Hie muget ir hœren wunder bî ungefuoge*

[1] öfter in rede : 400, 1. 1585, 2. 1665, 2. 1668, 1.

[2] ähnliche ausdrücke des vermutens, die aber nicht unter unsern gesichtspunct fallen : *Si wæn* ... *dâ bî geloube ich daz* 1308, 2 (in rede: *ich wil gelouben daz* 1213, 1. 560, 4), *Ich wæn in het ir herze rehte daz geseit* 71, 2, *Ich wæn in sagt daz herze, daz in dâ von geschach* 362, 1, *Ich wæn sîn herze seite daz im was geschehen* 957, 3, *Ich wæn ir herze in seite diu krefteclîchen leit* 1649, 3; *Ich wæn man alle zîte in eben Kriemhilte vant* 1303, 4, *Ich wæn ir iegelîcher zer hôchzît gewan* 1314, 2, *Ich wæn der übel vâlant Kriemhilt daz geriet* 1334, 1, *Er wæn an ir niht anders niuwan lougen vant* 1193, 4. diese *wæn* (auch in rede : 1507, 4. 1761, 4. 1787, 1. 1896, 3. 2050, 4) gehören zu den charakteristischen merkmalen des tons der volksepik.

[3] in rede : 1394, 3, vgl. auch 1477, 4.

[4] in rede : 1382, 2.

sagen 1873, 1[1], *Nu hœrt ouch disiu mære wie Gunther gelac* 583, 2. 540, 1, *Von grôzer übermüete muget ir hœren sagen* 944, 1. 1644, 2, *Ir muget daz hie wol hœren daz er* . . . 2092, 4. — *Dô diu küneginne Sîfriden sach Nu muget ir gerne hœren wie diu maget sprach* 398, 1 B. 1661, 2 AB.

e) Der dichter kündigt an, dass er etwas zu sagen hat: *Ich sagiu von dem degene, wie* . . . 21, 1, *Ich sagiu, wer der wære* 182, 1, *Wer der Volkêr wære daz wil ich iuch wizzen lân* 1417, 1, *Die wil ich iu nennen* 139, 1[2]. — *Man möhte michel wunder von Sîvride sagen* 23, 2, *Von der hôchzîte man wunder möhte sagen* 30, 1, *Von geheize und ouch von gâbe man möhte wunder sagen* 2067, 1.

f) Praeteritio: *Ich sage iu nû niht mêre, wie* . . . 583, 1, *Die boten lâzen rîten wir suln iu tuon bekant* 1230, 1, *Alle ir unmuoze lâzen wir nû sîn Und sagen* . . . 721, 1, *Nû lâzen daz belîben, wie si* . . . 1446, 1, *In solhen unmuozen sul wir die vrouwen lân* 1595, 1[3].

Die 64 plusstrophen von B bieten für die kategorien von a) c) d) belege, die qualitativ unauffällig sind, quantitativ jedoch etwas über das mafs hinausgehn, das nach der durchschnittsziffer für die 2304 strophen von A (str. 1—12 ist nicht einbezogen) in den plusstrophen zu erwarten wäre. wir finden a) *sô wir hœren sagen* 999, 5 (B 1059, 1), *als uns daz ist geseit* 559, 7 (B 605, 2); c) *Ze sô grôzem antphange, des wir wol mügen jehen, Wart nie* . . . 540, 11 (B 583, 3), *Von bezzer recken wæte kunde niemen niht gesagen* 359, 8 (B 370, 4), *Von der besten sîden dâ von iu iemen kunde sagen* 531, 8 (B 571, 4); d) *Man möhte michel wunder von ir rîcheite sagen* 655, 8 (B 711, 4).

Als ich iu hân geseit aber 531, 6 (B 571, 2) findet seine entsprechung nicht und entscheidet nach dem oben dargelegten die frage nach echtheit oder unechtheit der plusstrophen des gemeinen textes zu ungunsten dieses.

Ich habe bereits in parenthesi gesagt, dass ich die str. 1—12 von den zusammenstellungen über die persönlichen bemerkungen des dichters ausgeschlossen habe. ich tat dies, weil mir diese

[1] in rede: *nû hœret wunder sagen* 90, 2 (Hagens erzählung).
[2] in rede: *daz wil ich iu sagen* 1792, 1. 391, 1.
[3] in rede: 1664, 1.

strophen unecht zu sein scheinen, uzw., wenn man ohne annahme von interpolationen im text A nicht auskommen zu können vermeint, späterer zusatz zu dem bereits interpolierten text.

Der durchaus einheitliche stil und reimgebrauch des liedes, dessen gelinde schwankungen niemals mit den als interpoliert geltenden stellen zusammenfallen, lässt mir Lachmanns ausscheidung von interpolationen aus dem texte nicht recht glaublich erscheinen. was seit Lachmann in gleicher richtung vorgebracht wurde, überzeugt mich noch weniger, am allerwenigsten freilich die ästhetischen zahlen Fischers (Zu den kunstformen des mittelalterlichen epos s. 83ff), dessen ausführungen über das Nib. das classischste beispiel eines gelehrten zirkelschlusses sind, das ich kenne: von Kettner zu Kettner.

Die so ungleich und sonderbar überlieferten eingangsstrophen des Nib. 1—12 aber halt ich für eine interpolation und begreif es gern, dass selbst gelehrte, die auch die plusstrophen von C noch als echt verteidigten, dennoch diese zwölf strophen preisgegeben haben.

Ich will in diesem zusammenhange dem vielen, was gegen die str. 1—12 bereits vorgebracht wurde, nur noch weniges hinzufügen. auch hier verrät sich der interpolator durch eine formelhafte verweisung auf schon erzähltes: *Die drî künege wâren, als ich gesaget hân* 8, 1. der dichter wird kaum hier in den ersten strophen, wo er fast nichts noch erzählt hat, einmal auf früher erzähltes verwiesen haben und dann im weitern verlauf seines werkes sich dieser rückverweisungen enthalten haben, obwol er dann ja, mitten im stoff, zu anknüpfungen an den frühern bericht erst recht gelegenheit und anlass gehabt hätte. fast ebenso vereinzelt als dieses *als ich gesaget hân* der achten strophe steht auch in der zehnten *Sî heten manegen recken, Den ich genennen niht enkan.* man wird oben suh d) vergeblich nach einer analogie zu dieser wendung suchen, die aufserhalb der Nib. ja ziemlich häufig ist (s. Kettner Die öst. Nibelungendichtung s. 39, dazu etwa noch En. 11769, Herb. 3291. 4852. 8549. 12391, Trist. 5435, Barl. 59, 38). ich merke noch an, dass solcher persönlicher bemerkungen des dichters sich in den strophen 1—12 noch zwei befinden (1, 1 und 8, 3), im ganzen also vier der kategorien a) b) c), für die das ganze Nib. nur 49 belege bietet.

4, 3. 10, 1. 11, 3 steht ganz gleichmäfsig, über die volle

halbzeile sich erstreckend und als apposition zum namen construiert: *ein ûz erwelter degen.* nun finden wir auch sonst: *den ûz erwelten degen* 996, 3, *die ûz erwelten degne* 969, 1. 1698, 4 — 3 mal also sonst im Nib. und 3 mal in den zwölf ersten strophen I —, aber niemals ist hier diese verbindung als apposition zum namen gestellt[1]. an und für sich steht *degen* im Nib. sehr oft als apposition hinter dem namen im endreim, viel öfter als *helt* (2168, 4), aus leicht begreiflichem grunde, aber immer nur im selben halbvers mit dem namen, ohne attribut mit bloſsem artikel: *wan Hagene der degen* 55, 1, *sprach Gunther der degen* 111, 1, *sprach Sîfrit der degen* 178, 1. 303, 1. 443, 1. 805, 1, *und Ortwîn der degen* 210, 3, *Gêre der degen* 710, 1, *Sprach dô Gêre der degen* 714, 4, *Sîfrit der degen* 722, 2, *sam tet ouch Gîselher der degen* 2013, 4 usf. noch 719, 1. 1998, 1. 915, 1. 1766, 1. 1960, 1. 2018, 1. 1577, 2. 2284, 1. 1148, 1. 1947, 1. 1298, 3. 2200, 1. 1405, 1. 1533, 3. 1557, 1. 1864, 3. 1874, 2. 1768, 1. 2031, 1. 2109, 1. 2114, 1. 2118, 1. 2202, 1. füllt jedoch *degen* + attrib. in der apposition den zweiten halbvers, dann heiſst es immer: *Gunther, der vil zierlîche degen* 153, 4, *Volkêr, der vil zierlîche degen* 2166, 4, *Hagene, der vil zierlîche degen* 1137, 4. 2286, 4 oder *Wolfhart, ein tiurlîcher degen* 1745, 3. *der* (oder *der vil*) *zierlîche degen* steht auſserdem noch 189, 4. 288, 4. 583, 3. 1977, 4. 2174, 4 und ebenso *den tiurlîchen degen* 619, 1. 858, 3, immer die halbzeile füllend, im ganzen 12 mal. nie wird *helt*, *riter* oder *recke* (etwa in der cäsur) mit diesem epitheton versehen[2]. nun ist charakteristisch und weist auf die spätere entstehung dieses eingangs der Nib., welcher das formelhafte *Gunther* usw., *ein zierlîcher degen* durch *ein ûz erwelter degen*

[1] *der degen ûzerwelt* fehlt ganz. *der degen ûzerkorn* 1924, 1 B (*riter* A); *vil manic ûz erwelter helt* 1207, 4, *Von ûz erwelten recken* 448, 4; *die ritter ûz erkorn* 74, 2. 819, 3. 2086, 2. auch zu diesen wenigen beispielen ähnlicher natur fügt str. 1—12 ein weiteres: *die recken ûz erkorn* 5, 2. nie tritt sonst *ûz erkorn* als epitheton zu *recke.* — den drei oben genannten stellen des eingangs vergleicht sich noch am genauesten 1745, 1 *Hâwart unde Irinc zwên ûz erwelte man.*

[2] auch einfach *ziere* 1179, 4. 1740, 2 bloſs mit *degen* verbunden. sonst nur unsichere beispiele: 282, 4 *den zieren helden* BC, *vil maneges heldes* A; 1512, 4 *zieren recken* AHd, *rîchen* B; 752, 4 *zieren recken* B, *riter* A; 2036, 1 *ziere recken* A, *Hiunen recken* B; 2268, 4 *zieren recken* A, *guoten recken* B.

3mal ersetzt, dass in der überarbeitung C 189, 4 für *der vil zierlîche degen* in B steht *Sîfrit, der ûz erwelte degen*, 2186, 4 für *Hagenen, den vil zierlichen degen* in B: *Hagenen, er was ein ûz erwelter degen* und 2174, 4 für *vil manic zierlicher degen* in B: *vil manic ûz erwelter degen*, schliefslich noch 583, 3 *der vil mære degen* für *der zierlîche degen* in B. auch *den tiurlichen degen* ist in C immer, 671, 1. 1745, 3 (str. 858 fehlt C), ausgemerzt.

Um das argument für die unechtheit von str. 1—12 noch besser ins licht treten zu lassen, möcht ich darauf hinweisen, dass die verwendung von *recke helt degen riter*[1], besonders was die verbindung dieser appellativa mit schmückenden beiwörtern betrifft, in den Nib. AB (in C ist alles wider verwirrt) zt. streng geregelt ist. *edele*, so häufig in verbindung mit *riter* (32, 3. 441, 1. 565, 2. 584, 2. 590, 4. 779, 1. 898, 1. 1157, 4. 1237, 3. 1287, 3. 2083, 1. 2135, 4; anrede: *riter edele* 434, 2. 586, 1. 1844, 2, *edel riter Hagene* 1475, 2, *Edel riter küene* 2230, 3, *ir edeln riter balt* 910, 1), *recke* (314, 2. 344, 4. 399, 3. 666, 2. 978, 3. 1113, 2. 1243, 4. 1308, 4. 1574, 1. 2181, 3) und *kneht* (1867, 2. 2316, 3)[2], ferner bei *man, herre, fürste, künec, vrouwe, juncvrouwe, maget*, steht nie als attribut bei *helt* und *degen*. ferner steht *edel* im verein mit *guot* nur bei *riter*, nie bei *helt* und *degen*, auch niemals bei *recke* und *kneht*: *den edelen riter guot* 1009, 3, *die edelen riter guot* usw. 1088, 1. 1107, 3 A. 1167, 3 A (*recken* B, also wol falsch!). 1128, 4. 1345, 4. 1506, 1, in anrede: *edel riter guot* 291, 3. 1667, 3. 1922, 1, vgl. noch *der riter edelguot* 598, 2 Lachm. dagegen sagt das Nib. vornehmlich *der helt küene unde guot* 837, 4 B (*degen* A), *die küenen helde guot* oder *die helde küene unde guot*: 202, 4 A (*riter* B). 387, 4. 473, 4. 787, 4. 1027, 4 B (*degen* A). 1355, 4. 1741, 4. 1786, 4. 1956, 4, auch in anrede: *ir helde küene unde guot* 1701, 4; und ebenso *recke* 545, 2 B (*riter* A). 893, 3 B (*degen* A). 1181, 4. 1521, 4. 2156, 4. 2219, 4. 2236, 4; viel seltener aber steht dieses *küene unde guot*

[1] über das fehlen von *wîgant* im Nib. s. oben s. 46 anm.

[2] zumeist *riter edele* (13 mal), *edel riter* nur 6 mal, dagegen fast immer *edel recke* (9 mal), nur éinmal (1308, 4) *Sô manegen recken edelen*. warum? genügte *riter* nicht für die cäsur? auch in den sechs beispielen für *edel riter* steht *riter* mit ausnahme von 33, 2 nie in der cäsur: 2 mal folgt noch ein adj., 910, 1 (*balt*). 2230, 3 (*küene*), éinmal ein name, 1475, 2; aufserdem *edeler riter kint* 779, 1. 1237, 3.

bei *riter* : 202, 4 B (*helde* A). 229, 4. 845, 2 A (*recke* B). 1697, 4 oder bei *degen*, übereinstimmend in AB nur 839, 4, sonst 837, 4 A (*helt* B). 1027, 4 A (*helt* B). 891, 3 A (*recke* B). — *stolz* tritt, sei es in verbindung mit postpositivem *gemeit* (2024, 2), sei es in verbindung mit ebensolchem *guot* (890, 1. 1154, 2, anrede : 1471, 1), nie aber allein, zu *riter*, seltener, uzw. immer ohne zweites, postpositives attribut, zu *recke*[1] (32, 2. 262, 3) oder *helt* (63, 3), nie zu *degen*. dieses *degen* verbindet sich auch nur selten (einzige ausnahme : *ein degen küene und gemeit* 1612, 4, l. daher wol 1723, 4 *die zwêne recken gemeit* mit A gegen *degen gemeit* B) mit *gemeit* (*helt* 12 mal, *recke* 11 mal, *riter* 16 mal!) und überhaupt nie mit *lobelich* und *lobesam* (bei *helt*, *recke*, *riter* im ganzen 14 mal!). dass die ursache dieser erscheinung im stil, nicht etwa in einer relativen seltenheit des wortes *degen* zu suchen sei, beweist, dass *küene*, *snel* und *balt* mit keinem der in betracht gezogenen substantive so oft verbunden werden als mit *degen*, und dass aufser *zierlich* und *tiurlich* (s. s. 78) auch *hôchgemuot* und *übermüete* (nie jedoch *stolz*!) nur mit *degen* verbunden erscheinen: 35, 4. 283, 2. 1730, 4[2]. — am interessantesten ist, dass *mære* im Nib. als epitheton ausschliefslich nur von *helt* gebraucht wird: 375, 2. 652, 2 B. 1917, 2. 1992, 1. 2216, 1. man könnte bei der verhältnismäfsig geringen zahl der belege vielleicht an zufall denken. das verbietet aber der mit den Nib. übereinstimmende gebrauch der Klage. hier ist, begünstigt durch die möglichkeit klingenden reims, für den sich dieses adj. so vorzüglich eignet, *mære* viel häufiger als im Nib. es steht als postpositives attribut im reim : 207. 458. 713. 917. 1048. 1298. 1460. 1901. 1919. 1930. 1949. 2010. 2133 und immer nur bei *helt*, nie bei *degen*, *recke*, *riter* oder *wigant*, nur zum namen eines helden tritt es ein paarmal direct mit dem artikel als apposition : *Irnfrit der mære* 188, *Swemmelîn der mære* 1550 und einmal mit *künec*: *Etzel, der künec mære* 1513. mit der Klage stimmt Ulr.s Lanz.

[1] der dichter konnte nur *der stolze riter guot, die stolzen riter gemeit* in den endreim bringen. für die cäsur aber war wol *Die jungen stolzen riter* oder dgl. nicht so geeignet, wie *Die jungen stolzen recken* 32, 2. 262, 3 oder *Daz alsô stolze helde* 63, 3.

[2] in den ausführungen über die epitheta von *helt degen* usf. habe ich mich im Nib. des öftern bei den angaben in Bartschs Specialwb. beruhigt, das sich mir meist als äufserst zuverlässig und vollständig bewährt hat. citiert ist natürlich immer nach A.

ganz genau überein : *mære* wird hier zwar in mannigfaltigerer weise als epitheton verwendet (*daz her mære* 7023. 9138, *prîsant mære* 8477, *Karidôl die mæren* 1265, nach muster des bekannten *Rôme diu mære*), bei personen aber heifst es nie *der degen*, *der recke* oder *der ritter mære*, auch nie *der mære wîgant*, sondern nur *der helt mære* 33. 137. 429. 6637 (drei der vier belege ganz zu anfang!), aufserdem *Linier der mære* 1677. 2223, *Lanzelet der mære* 5321 und *Artûsen den künec mære* 7151, vgl. auch *künec mære* 6989 [1]. in der Gudr. find ich zwar einmal nachgestellt *der degen mære* 660, 4, aber aufser reim und vor dem subst., wenn ich nichts übersehen habe, nur *der mære helt guot* 472, 2. 867, 1.

Wir haben eben gehört, dass *stolz* als epitheton hauptsächlich dem *riter* zukommt. damit stimmte es überein, wenn wir Nib. 6, 2 lesen *In diende von ir landen vil stolziu riterschaft*. aber diese *stolziu riterschaft* wird uns durch eine andre erwägung sofort höchst verdächtig werden. *riterschaft* bedeutet hier 'gesamtheit der ritter'. es steht in dieser bedeutung neben *riterschaft* 'ritterliches tun' sowie *gesellleschaft* 'gesamtheit der *gesellen*' neben *gesellleschaft* 'geselliges treiben, geselligkeit usw.' nun kommen bei den meisten dichtern auch würklich beide bedeutungen des wortes nebeneinander vor : bei Wolfr. und Gotfr. sind die beispiele so dicht gesät, dass ich sie mir sparen darf. auch in Hartm.s Er. und Greg. finden wir beiderlei verwendung der worte : *ritterschaft* abstract Er. 758. 1266. 2456. 2557. 6885, Greg. 1468. 1495. 1615. 1822, *ritterschaft* concret : *Dâ stuont si und diu ritterschaft* Er. 1168, *Nû lebte disiu ritterschaft* 2404, *Dô beidenthalp diu ritterschaft . . . Zesamne liezen strîchen* 2606, *Ditz was diu junge ritterschaft* 1266 und *Des herzogen ritterschaft* Greg. 1977. im Iw. aber findet sich das wort nur als abstract verwendet, im reim : 2100. 2443. 3764. 7004. 7102. 7256, die zahlreichen beispiele aufserhalb des reims s. in Beneckes wb. zum Iw.[3] s. 224 [2]. dass dies nicht zufall ist, beweist

[1] aufserhalb der tradition des volksepos : Wig. nur *magel mære* 1746, bei Hartm. nur Iw. 7741 (mit bestimmter stilabsicht) *der degen mære*, ebenso Parz. 603, 5, wo übrigens *mære* auch zu *knappe*, *fürste* usf. hinzugesetzt wird, s. Beobachtungen s. 456.

[2] hier wird *Zwâre man muose in lân Von ritterschefte den strît, Swaz ritter lebte bî der zît* 7006 ff ganz mit unrecht zur bedeutung 'die gesamten ritter' gestellt. Benecke wurde durch den vers *Swaz ritter lebte*

das correlate verhalten des Iw. in bezug auf das wort *gesellesschaft*. im Er. finden wir neben abstractem *geselleschaft* (zb. 9510) auch das concretum durch das wort ausgedrückt : *Erec und sîn geselleschaft* 9779, *Noch solch sîn geselleschaft* 2282, *Dar kom im sîn geselleschaft* 2700, *Des trûrte sîn geselleschaft* 8890; im Iw. aber bedeutet *geselleschaft* immer nur das abstractum : 83. 2621. 2704. 2757. 5110. 5280. 5552. — das wort *geselleschaft* kommt im Nib. nicht vor, um so häufiger ist *riterschaft*, aber stets hat es die bedeutung 'ritterliches tun'. Bartsch verzeichnet 111, 4. 260, 1. 580, 1. 757, 3. 1246, 3. 1315, 2. 1817, 3. nur 6, 2 steht es in concreter bedeutung. da wir gesehen haben, dass diese verwendung des wortes von Hartm. mit absicht gemieden wird, dürfen wir wol schliefsen, dass sie nicht zum allgemeinen sprachgut gehörte und ihr erscheinen im eingang des Nib. wird uns neben dem fehlen derselben in den 2300 noch folgenden strophen nicht bedeutungslos dünken.

Noch einmal steht *riterschaft* in diesem eingang : 12, 2, hier in übereinstimmung mit dem sonstigen sprachgebrauch in abstracter bedeutung. nun aber wider in syndese mit *werdekeit* (*Von ir vil hôhen werdekeit und von ir riterschaft*), einem ἅπαξ εἰρημένον schlimmster sorte, das unsern verdacht gegen die echtheit dieser ersten 12 strophen, seitdem wir durch Steinmeyer (Epitheta s. 10) über das auftreten und die verbreitung von *wert* in mhd. dichtungen überhaupt und über die diesbezügliche stellung des Nib. im besondern unterrichtet sind, zu verstärken besonders geeignet ist. nicht nur *wert* selbst (s. Steinmeyer aao.), auch *wirde* und *werdeclîchen* stehn sonst nur iu der überarbeitung C, s. Bartsch Wb. s. 377. 380. 393. *werdekeit* gehört übrigens ebenfalls zu den worten, die sich Hartm. im Er. gestattet, im Iw. aber meidet, s. Beobachtungen s. 499 anm. 3. schliefslich möcht ich noch auf den famosen ersten vers dieser strophe aufmerksam machen *Von des hoves* *k r e f t e* *und von ir wîten* *k r a f t*! was würde man sagen, wenn heute einer etwa 'dichten' würde 'Und als sie sich gerochen Und sich so arg gerächt'?

usw. verführt; aber die vorangehnden verse *Dô was hie kunst unde kraft: Si mohten von ritterschaft Schuole gehabet hân. Zwâre* usw. hätten ihn davor bewahren sollen. auch halt ich die construction bei Beneckes auffassung für unmöglich. Bech erklärt die stelle in übereinstimmung mit meiner auffassung.

Ich habe oben eine gewisse übereinstimmung des stils von Nib. und Klage in bezug auf die verwendung des epithetons *mære* constatieren können. einen starken gegensatz auf demselben gebiete hat Steinmeyer aao. in bezug auf die verwendung von *wert* hervorgehoben. Steinmeyer führt dort die mit dem gebrauch der Nib. contrastierende häufigkeit des attributiven *wert* in Klage und Gudr. auf einfluss höfischen stils zurück. darauf könnten wir allenfalls auch eine weitere, ähnliche discrepanz zwischen Nib. und Klage zurückführen. die epitheta *gemeit* und *balt* gehören, dem subst. attributiv nachgestellt, zu den häufigsten reimworten der Nib. in der Klage ist das eine auffallend selten und fehlt das andre gänzlich.

Wir lesen *gemeit* im reim als epitheton zu *riter* Nib. 80, 2. 118, 4. 130, 2. 145, 4. 148, 4. 152, 2. 454, 2. 652, 4. 665, 4. 804, 4. 858, 1. 1467, 4. 1651, 1. 1656, 4. 1837, 4. 2024, 4, zu *helt* 306, 2. 384, 1. 397, 4. 932, 4. 976, 2. 1036, 4. 1302, 2. 1804, 4. 1807, 3. 1815, 1. 1952, 1. 2045, 1, zu *recke* 360, 2. 663, 2. 842, 4. 939, 4. 973, 3. 1149, 2. 1688, 3. 1723, 4 B. 1945, 4. 2003, 4. 2241, 4, zu *degen* nur 1612, 4 (1723, 4 list *B *recke* für *degen* A), zu *fürste* 1856, 2, zu *ingesinde* 1282, 1. nur ein einziges mal wird *gemeit* als nachgestelltes attribut zum weiblichen appellativ gesetzt 1168, 2 *Diu vrouwe vil gemeit* [1], während es hier bei Wolfr. zb. (s. Beobachtungen s. 457, Schilling De usu dicendi Ulr. de Z. s. 19) ebenso häufig ist als in verbindung mit männlichen subst. [2] und bei Hartm. (Büchl. 1655, Er. 12, später nie mehr) attributiv nur zu *frouwe* und *juncvrouwe* construiert wird. im Lanz. (s. auch Schilling aao.) finden wir wider sowol *diu vrouwe gemeit* 85. 4318. 5993, *vrouwen gemeit* 599. 1280, *maneger vrouwen gemeit* 3569, *sîn vriundîn gemeit* 4967 als auch *der ritter gemeit* 2323, *manec ritter gemeit* 3445, *Dirre betschelier gemeit* 2695, *manic helt gemeit* 3107 [3]. der Wig. meidet *gemeit*, nur Wig. 6384 steht *Diu selbe frouwe ungemeit*, was eine bewust

[1] dazu noch Nib. 566, 1 *Swester vil gemeit* in der ansprache.

[2] dh. im Parz., nie bekanntlich im Wh. — Beobachtungen s. 457 hab ich aH. 1191 übersehen, es ist z. 15 also statt aH.: Greg. zu lesen.

[3] 11 mal, dazu noch *pfert gemeit* 467 (sowie *gemeit* im Er. zu *stegereife* 7668, *satel* 7698, *vürbüege* 7732 prädiciert wird, hierher gehörte bei richtiger überlieferung wol auch *gereite : gemeite* 8074), darunter nur einmal (5993) in der zweiten hälfte des gedichts!

vermiedene formel *diu frouwe gemeit* voraussetzt (s. Beobachtungen s. 499 anm. 3); 9266 *Und manic ritter gemeit* (vgl. Parz. 30, 7) und 9635 *ein küneginne gemeit* (vgl. Parz. 81, 23) stehn direct und lediglich unter Wolfr.s einfluss (s. auch Jänicke De dicendi usu s. 9 f). in der Klage nun findet sich blofs 175 *Zwei tûsent riter gemeit* und 1854 *Vil manic vrouwe gemeit*, obwol nachgesetzte epitheta epischen stils hier so häufig sind als in den Nib.

Postpositives *balt* (Er. *der degen balt* 5498, sonst nie bei Hartm., Parz. *der degen balt* 26, 6. 43, 7. 213, 3. 264, 20. 267, 2. 285, 10. 293, 6. 319, 13. 339, 15. 397, 25. 435, 3. 534, 11. 601, 14. 747, 15. 820, 23, nie im Wh., s. Jänicke s. 8 [1]) find ich im Nib. in verbindung mit *degen* 44, 4. 440, 4. 872, 4. 1015, 1. 1176, 3; *recke* 218, 2. 859, 1; *riter* 379, 5. 869, 2. 910, 1; *jäger* 871, 2. es fehlt in der Klage durchaus [2].

Nun können wir aber für das vorkommen von *balt* als epitheton ornans im Nib. ein sonderbares verhältnis der verteilung der belege über das gedicht deutlich constatieren. *balt* erscheint im Nib. 11 mal, aber alle 11 belege fallen in die erste hälfte des gedichts, der letzte ist 1176, 3. während also bis dahin auf je 100 strophen etwa éin *balt* kommt, fehlt *balt* den 1140 noch folgenden strophen gänzlich. wir kennen *balt* als 'unhöfisches' wort, wir wissen, dass Wolfr. es im Wh., Hartm. im Iw. meidet — darüber gibt es keine debatte mehr —, nachdem es diese dichter in ältern werken zugelassen haben, Wolfr. es im Parz. sogar oft und anstandslos gebraucht hat. ist das allmähliche verschwinden von *balt* aus den reimen der Nib. vom selben gesichts-

[1] im Wig. nur 9825 *Wâfen über den helt balt*, 10318 *dem fürsten balt*, wol unter einfluss Wolframs. doch sagt Wolfr. nur *degen balt*, nie *helt* oder *fürste balt* (aufser *degen balt* überhaupt nur einmal *Junkfrouwen kiusche unde balt* Parz. 167, 12). *helt balt* fehlt auch in den Nibelungen, und *degen balt* ist dort die gangbarste verbindung; *degen balt* sagt endlich auch Hartm. an der einzigen stelle, wo er attributives *balt* in den reim setzt. sehr häufig ist dieses *balt* im Lanz. (Schilling aao. s. 20 übersieht sonderbarer weise 14 von den 19 belegen), hier aber ist *helt balt* die geläufige verbindung 301. 1361. 1595. 2267. 2297. 3463. 3579. 3889. 4235. 6203. 7115. 7287. 8385. 8663, neben der die andern: *degen balt* 2051. 5535, *den recken alsô balt* 1951, *der künec balt* 8059, *die herren balt* (welche stilmischung!) 8317 verschwindend selten sind.

[2] in der Gudr. *degen balt* 411, 2, *helt balt* 945, 1, *recke balt* 1142, 1, *riter balt* 355, 1.

punct zu betrachten? dann wäre die einheit unsers Nibelungengedichts erwiesen. dafür, dass ein dichter seine concession an den höfischen geschmack, was die epitheta anlangt, auf die vermeidung von *balt* einschränkt, während er alle andern 'unhöfischen' adjectiva, wie *mære ziere snel küene gemeit* usw. ganz ohne scheu beibehält, hätten wir im notfall an dem dichter der Klage ein analogon. aber fehlt nicht vielleicht *balt* unter den epithetis in der Klage nur deshalb, weil es, in der zweiten hälfte, nicht zum stil der Nib. gehörte? ich kann mir auch eine so minimale und einseitige, künstliche beschränkung in der anwendung unhöfischer epitheta, wie sie hier in Klage und Nib. II vorläge, durchaus nicht vorstellen. wenn aber die sachlage nicht so aufzufassen ist, dann bleibt keine andre erklärung als die, dass der dichter das *balt* im text der ersten hälfte seinen quellen verdankt, dass er es aber, sowie etwa der dichter der Klage, überhaupt nicht in seinem eigenen wortschatz besitzt und es daher, weil es in den quellen zum zweiten teil seines werkes sich nicht fand, in diesem zweiten teil zur anwendung zu bringen keine veranlassung hatte. das heifst also, dass die vom dichter für str. 1 bis ca. 1200 benutzten volkstümlichen einzellieder *degen balt, riter balt* usf. in ihrem dialekt oder stil oder formelvorrat führten, nicht aber die, gewis österreichischen, von 1200 bis schluss benutzten poetischen überlieferuugen. wir sehen ja auch sonst den ersten und den zweiten teil uusers gedichts nach inhalt und form in einer weise auseinanderfallen, die nur in einer divergenz der zu grunde liegenden quellen ihre erklärung finden kann. auf ein formales element von m. e. allergröster bedeutung, das fehlen der, wie wir durch die vergleichung der Kürenbergerstrophe wissen, sicher altertümlichen klingenden schlüsse im ersten teile des gedichts, hab ich nach Lachmanns und andrer vorgang schon oben s. 71 hingewiesen. all das setzt also voraus, dass der dichter mehr von dem wortlaut, dem tone, dem formelschatz, den stil- und verseigentümlichkeiten seiner quellen beibehalten hat, als man sich jetzt, wo Lachmanns reconstructiousversuch alter, mehr oder weniger unversehrter lieder, wenn ich mich nicht teusche, allgemein und mit recht abgelehnt wird, vorzustellen scheint. die vermeidung gewisser persönlicher und unpersönlicher pronomina im reim, die reste grohdialektischer fügungen, wie *gegen mîn* und *wider sîn*, haben uns bereits (s. s. 47) zu demselben schluss ge-

drängt. weiteres material zur entscheidung dieser frage wird die nächste nummer dieser studien entrollen.

Der im ganzen gedicht gleichmäfsige sprach- und reimgebrauch hat ja, schon bevor Kettner auch die gleichmäfsige behandlung der episoden gleichen inhalts so erfolgreich ins treffen geführt hat, als ein hauptargument gedient gegen Lachmanns ausschälung alter einzellieder aus dem überlieferten text. ich kenne tatsächlich nicht zwei gedichte, und stünden sie sich zeitlich, örtlich und inhaltlich auch noch so nahe, die in den gewissen bei den mhd. dichtern wechselnden einzelheiten des reimgebrauchs einander so ähneln würden, wie die verschiedenen Nibelungenlieder Lachmanns. nur muss man, und das hat Kettner, wie ja nun schon von verschiedenen seiten hervorgehoben wurde, zum schaden seiner forschung verabsäumt, dann auch die consequenz ziehen und mit der annahme von interpolationen im texte A brechen. das, was sich an vereinzelten discrepanzen etwa findet, trifft, soweit der reimgebrauch in betracht kommt, niemals interpolierte, sondern nach Lachmanns und Kettners ansicht echte strophen[1].

[1] einzige ausnahme wäre der reim *gecleit*, part. prät. von *cleiden*: 342, 3. 396, 1. 472, 1. alle drei belege fallen in strophen, die Lachmann als interpolationen zweiter ordnung aus dem vierten liede ausgeschieden hat. dass der gebrauch und nichtgebrauch von *gecleit*, *gespreit*, *gebreit* usf. bei den einzelnen mhd. dichtern streng geregelt war, zeigt Beobachtungen s. 485. so wie Hartm. im Er., so reimt auch im Flore *gespreit* 5953, *gecleit* 5037. 3466. 4617. 4921. 7531, daneben prät. *beite* 1343. 5645. Ulr. vZatz. reimt *becleit* 7951. 8857. 8981, *gespreit* 4153. 6083, *bereit*, part. 2695, ich habe mir kein *-eitet* oder *-eidet* notiert, prät. *enbeite* 6129, *leite* 7819. Rudolf kennt nur *bekleit* gGerh. 663. 739. 3463. 5883. 5941, Barl. 61, 1. 159, 17. 113, 5. 299, 2. 375, 11. 401, 7 (meist *wol bekleit*) und *hât bereit* Barl. 42, 3. 46, 13, ferner find ich prät. *gespreite* 4933 und *verleite* Barl. 227, 9. auch Gotfr. kennt *gekleit* 4065. 10755. 11217. 13117, jedoch nur *gebreitet* 4743, *bereitet* 4983, *geleitet* 4743. 4983. jedoch im prät. *bereite* 2867. 4953. 4961, *ûz reite* 411. ebenso finden wir bei Wirnt nur *gekleit* 265. 743. 857. 2233. 2753. 2765. 4094. 4403. 4413. 5553. 5974. 6526. 9276. 9574. 10527, kein *gebreit* oder *geleit*, daneben aber prät. *bereiten : arbeiten*, subst. 10886, anders *kleiten*, prät. von *kleiden : bereiten*, prät. von *bereiten* 4063. dagegen steht nun der Stricker ganz auf Wolfr.s (s. Beob. s. 485) standpunct: *gekleit* sowol, wie *gebeit* (das wort *beiten* ist bei Stricker sehr beliebt), *gebreit*, *geleit* (von *leiten*) fehlen durchaus, die part. heifsen *gebreitet* GA. 46, 177, *gebeitet* Am. 2199, *bereitet* Dan. 4655, Am. 2199, GA. 46, 177 usf. ferner reimen die prät. *bereite*, *leite* (von *leiten*), *beite* nur untereinander (also *bereitte*, *leitte*, *beitte*) s. Dan. 2913. 3801. 7349. 7407, Karl 727. 7205.

Es ist nicht meine absicht, das gleichmafs in wort- und reimgebrauch der Nib. hier neuerdings (obwol neue beleuchtung oft recht erspriefslich wäre) darzulegen. ich will im gegenteil auf einige schwankungen des gebrauchs aufmerksam machen, abweichungen vom grundschema, die mir manchmal wider deutlich auf verschiedenen reimgebrauch der quellen zu weisen scheinen, besonders wo sie eng beisammen stehn.

Dass die mhd. dichter sich in bezug auf den gebrauch von *kam* oder *kom* streng von einander scheiden, wurde Beobachtungen s. 500f im anschluss an Schröder (Kaiserchron. s. 53) ausgeführt. Schröder hat bereits hervorgehoben, dass die Gudr. nur *kom* kennt und daher das prät. von *komen* niemals in den reim setzt, auch den Nib. ist *kam* fremd. das gedicht zeigt nach Pressel s. 4 34 reimpaare des typus *-am*. dazu käme noch *dan : gezam* 1226, 1, während die reime von *scham : alsam* abzurechnen wären : also 29 paare. von diesen 29 ist nur éins mit dem reimwort *kam* gebildet : 1465, 3. die prät. *nam, vernam* usf. stehn 23 mal, *zam, gezam* 22 mal im reim. und nur éinmal *kam*! im Er., der weniger stumpfe reime hat als die Nib., stehn 24 reimpaare auf *-am*, die ohne *kam* gebildet sind, 56 reimpaaren mit *kam* gegenüber! dass ein dichter den litterarischen reim seiner bequemheit wegen einmal sich gestattet, kann ja vorkommen und kam vor, zb. bei Wolfr. (s. Schröder aao.) und Reinbot (*kam* nur 2193. 5735, *kâmen* nie). die dichter der Gudr., des Ortn. und Wolfd. A, der Rabenschl., ferner Pleier (wenigstens im Meleranz) behelfen sich freilich ohne *kam* [1]. aber wenn wir nun sehen, dass dem *kam*

Haho IV 99, niemals auf *-eite*, auch nicht auf die praesentia *beiten, bereiten, leiten*, die von den präteritalformen streng geschieden bleiben (s. Dan. 4771, Karl 4623. 5803. 8691, Am. 1787. 1901).

[1] auch die Klage kennt kein *kam*. Lachmann, sowie Bartsch und Edzardi, schreiben zwar 1732 *kam* (*: nam*), aber die stelle ist sicher auch 2149 in *began : nam* zu ändern, mit einer unreinen bindung von *n : m*, wie sie bei klingendem schluss Kl. 709, bei stumpfem Nib. 1226, 1 (ebenfalls vereinzelt!) und öfter in der Gudr. (49, 1. 218, 1. 856, 1. 894, 1) vorkommt. Kl. 1732 f lautet : *Wie ez sich huop und wie ez kam Und wie ez allez ende nam*, und Kl. 2149, wo der richtige reim die richtige la. geschützt hat : *Wie ez sich huop und ouch began Und wie ez ende gewan*. sollte 1732 *kam* nicht nur von den schreibern, die den reinen reim suchten (ist vielleicht gar auch *gewan* 2149 falsch?), eingesetzt worden sein, so müste das prät. öfter im reim erscheinen als dieses eine mal. es reimen *nam, genam, vernam, zam* adj., *zam* prät., *gezam, gram* adj. Kl. 33. 69. 352.

1465, 3 ein *kâmen : nâmen* 1571, 1 auf dem fuſse folgt[1], so gibt dies doch zu denken. *kâmen* und *kam* stehn in nach Lachmann echten strophen, beide im 14 liede Lachmanns, also in jener partie des gedichts, die wie keine zweite sich geschlossen aus ihrer umgebung heraushebt, und die, wie die vergleichung mit der Thidrekssaga lehrt, deutlicher als jede andre altes sagendetail erhalten hat. *kâmen* muss unter den wenigen zweisilbigen reimen neben dem fehlen von *kam* noch ganz besonders auffallen.

In diesem 14 liede (ich will damit nicht sagen, dass Lachmanns 'lied' würklich unverändert das alte lied ist) finden wir ferner ein im Nib. vereinzeltes *ir birt* 1578, 2; *helt zen handen* steht 1524, 2. 1543, 4. 1553, 3 (diese drei strophen wurden von Lachmann als interpoliert ausgeschieden!) und 1458, 1 (echt nach Lachmann!) im 14 liede. auſserdem nur noch 1728, 3. 1905, 4. — *In was zeinander ger*, die zb. bei Hartm. so beliebte formel, find ich nur 1548, 2, und im 14 liede finden wir auch das ähnliche *dô was in dannen gâch* 1474, 2, *jâ ist iu gar ze gâch* 1485, 2, *dar zuo wart im gâch* 1516, 1, *den was ein teil ze gâch* 1538, 2, *Dem liute was sô gâch* 1541, 1, *Den was allen ze gâch* 1556, 4 nicht weniger als 6 mal, während es im ganzen übrigen gedicht nur noch einmal (404, 1) vorkommt. nach Lachmann wären 1474, 2 und 1485, 2 echt, 1516, 1 und die andern aber unecht!

duo : fruo reimt zuerst 1757, 3, dann sofort wider 1768, 3. sonst nie, jedoch sehr oft *dô : frô*. *sô* fehlt unter den reimworten des Nib.

In von Lachmann ausgeschiedenen strophen des 'vierten liedes' lesen wir: *swarz alsam ein kol* 356, 3, *rabenswarz* 386, 3, *wîz alsô der snê* 353, 1, *noch wîzer danne snê* 477, 4, *in snêwîzer wæte* 380, 2, *snêblanc* 384, 2, *grüene sô der klê* 353, 2.

996. 1037. 1174. 1215. 1269. 2074. 2141. — *kâmen* erscheint in den reimen der Klage öfter: 238. 1436. 1770. 2089. aber *kâmen* wird auch von andern dichtern anders behandelt als *kam*, s. über Wolfr. Beobachtungen s. 467, s. ferner DFl., wo *kam* fehlt, *kom* 3325 zu *ein om* reimt, aber doch *kâmen* 737. 3681, *kæme* 832. 4973. 5877, *kæmen* 803. — meine conjectur zu Kl. 1732 soll natürlich nicht Bartschs und Edzardis reconstructionen von assonanzen gutheiſsen. hier ligt ja eine änderung des einheitlichen archetypus vor, ferne läg es mir, aus abweichenden laa. von B und C mit Bartsch assonanzen zu combinieren, da man wol für die Klage wie für die Nib. wird daran festhalten müssen, dass *C aus *B hervorgeht.

[1] die zweisilbig klingenden reime der Nib. sind durchweg rein.

durchaus *ἅπαξ εἰρημένα*! in éine reihe damit (wenn auch 1721, 3 eine parallele bietet) gehört aber doch *grüene als ein gras* 388, 3, im selben vierten lied, aber in einer echten strophe Lachmanns. — *merket rehte, hœret* usf. am anfang directer rede find ich im Nib. nur im vierten lied[1], da aber 4 mal: *nu merket waz ich sage* 349, 1, *frouwe, merket rehte waz ich iu sage* 351, 1, *und merke rehte, waz dû mich hœrest sagen* 429, 2, *nu hœret waz ich sage* 496, 2. es werden also wol kaum str. 349 und 351 interpoliert, 429 echt und 496 alte fortsetzung sein!

Einige reimfreiheiten, wenn man das so nennen darf, finden sich nur im zweiten teil. *duo : fruo* wurde erwähnt, ebenso *c : ch* nur 1674, 1. 2147, 3, *-aht : -âht* nur 1390, 1. 1598, 3. ferner: *wic* 1735, 2, *wicgewant* 1535, 3. 2254, 3; *sd* 881, 4. 1484, 4 BC (*dd* A l), *sdn* 891, 2, dann: 1614, 1 A. 1824, 1. 1901, 1 A. 2021, 1.

6. DIE EIGENNAMEN IN DEN REIMEN DER NIBELUNGEN.

Es wurde schon oben s. 71 auf Lachmanns beobachtungen zu Nib. 1362, 3 und 1916, 1 hingewiesen. danach nimmt die zahl sowol der zweisilbigen als der dreisilbigen scheinbar klingenden schlüsse erster reimzeilen in der zweiten hälfte des gedichts, nach Lachmanns anschauung also in den liedern XII—XX (str. 1274—2316 A), unverhältnismäfsig zu. der einzige zweisilbige schluss in den 1273 strophen der ersten hälfte ist nach dem strophenbestand von A der reim *Uoten : guoten* 14, 1, dem in den 1042 strophen der zweiten zehn gegenüberstehn. ebenso finden sich an dreisilbigen schlüssen in der ersten gröfsern hälfte 9, in der zweiten kleinern 44. alle 9 reime der ersten hälfte betreffen den namen *Hagene* (*: degene* 84, 1. 386, 1. 810, 1. 813, 1. 1123, 1. 1129, 1. 1143, 1, *: jagene* 873, 1, *: tragene* 330, 1), erst in der zweiten hälfte finden sich unter den dreisilbigen reimen neben den zahlreichen bindungen mit *Hagene* auch solche ohne den eigennamen, uzw. *degene : engegene* 1784, 1, *: zegegene* 1811, 1. diese letztgenannten entsprechen also durchaus den bis auf die éine ausnahme in ihrem vorkommen auf die zweite gedichtshälfte beschränkten zeilenschlüssen, wie *sande : lande* 1362, 1, *verborgen : sorgen* 1467, 1, *slüege : trüege* 1962, 1 usf., mit denen sie auch das gemeinsam haben, dass sie rein sind (denn *-ęge-* und *-ēge-* reimen im Nib. allerwärts), während die bindungen mit *Hagene*

[1] jedoch 586, 3 ligt andre färbung und andre construction vor.

viel häufiger unrein sind (33 mal *: degene*, 2 mal *: gademe*, 1 mal *: menege*, also 36 mal) als rein (7 mal *: tragene*, 5 mal *: sagene* und je éinmal *: dagene, erslagene, jagene*, also 15 mal).

Unter diesen umständen ist es bemerkenswert, dass auch der einzige zweisilbige reim in str. 1— ca. 1273 einen namen trifft, dass 14, 1 *Uoten* mit *guoten* gebunden ist und diese bindung, auch eine typische, im zweiten teile (*Uote : guote* 1449, 1) widerkehrt.

Die unreinen reime von *degene, gademe, menege* auf *Hagene* können unmöglich im 13 jh. vom dichter unsers Nibelungentextes neu eingeführt worden sein, da dieser dichter sonst überall so rein reimt wie die höfischen epiker, viel reiner etwa als Wolfr. es ligt hier also eine tradition vor, uzw. eine tradition, welche auf eine reimtechnik zurückweist, wie sie tatsächlich nur in den gedichten des 12 jhs. in erscheinung tritt und im 13 jh. nur roherem volksgeschmack eignen könnte. diese unreinen, also altertümlichen oder wenigstens volksmäfsigen bindungen beschränken sich auf reime zum namen *Hagene*, andre dreisilbige reime sind, wie gesagt, rein. ebenso sind nun die zweisilbigen wie die dreisilbigen scheinbar klingenden schlüsse der Lachmannschen lieder I—XI blofs auf die reime mit namen, mit *Hagene* und *Uote*, beschränkt. beiderlei bindungen *Hagene : degene* (Kl. 544. 1508), resp. *: gademe* (Kl. 589, auch 710?, s. Edzardi s. 23) usf. und *Uote : guote* (Kl. 14. 1315. 1638; nicht zu subst. *huote*, dat. *muote, bluote*, prät. *huote, bluote, wuote* usf.!) sind formeln, die nach dem beispiel des sie öfter verwendenden Nib.-dichters auch in den spätern volksepen, Kl. und Bit. zb., traditionell bleiben, obwol die unreinen reime auf *Hagene* auch hier mit der sonstigen übung der gedichte nicht im einklang stehn.

Wir müssen also schliefsen : 1) es gab bereits vor unsrer Nibelungendichtung ältere gereimte gedichte desselben inhalts, und in den reimen waren hier die namen gewisser helden bereits in bestimmter, formelhafter weise gebunden. diese gedichte reimten, zum mindesten in den dreisilbigen bindungen mit kurzer stammsilbe, noch äufserst unrein, aber sie hatten bereits ihre reimformeln, ihre feste tradition, ihren stil. 2) der dichter unsrer Nib. fand diese tradition vor und er schloss sich ihr an. er übernahm gewisse formelhafte bindungen, von denen er sich sonst in seiner modernen und höfischen bearbeitung des stoffes freigehalten hatte, aus dieser tradition. uzw. sind dies nicht nur

die unreinen bindungen mit *Hagene*, sondern auch die reinen bindungen mit diesem namen und die von *Uote* mit *guote*, welche reime auf personennamen im ersten teil des Nib. unter den reimen, die nicht mit personennamen gebildet sind, ebenfalls keine parallele ihrer eigenart haben. dann wären aber 3) die zweisilbigen und dreisilbigen klingenden schlüsse, in denen das endungs -*e* des reinen klingenden reims an die stelle des stumpfen tritt, überhaupt eine altertümlichkeit, in der sich der dichter älterer tradition anschloss. dies wird erwiesen durch die beschränkung dieser klingenden reime erster verszeilen auf traditionelle bindungen mit namen, eine beschränkung, die in der ersten hälfte der Nib. offen am tage ligt und die parallel läuft der im ganzen gedicht wahrnehmbaren beschränkung gewisser unreiner, älterer technik entnommener reime auf gleichartig traditionelle bindungen mit namen. dass hier eine alte tradition über den bau der Nib.-strophe vorligt, geht ja auch, wie schon lange erkannt ist, aus der beobachtung hervor, dass diese scheinbar klingenden schlüsse immer nur in den ersten beiden strophenzeilen erscheinen, dass dieser gebrauch des Nib. mit dem gebrauch der Kürenbergerlieder übereinstimmt und dass schliefslich das vicariat von stumpf reimender stammsilbe und stumpf reimender endsilbe ein veralteter, im 13 jh. kaum selbständig eingeführter gebrauch ist. nur hatte die manier des überarbeiters von *C und teilweise auch des von *B (s. oben s. 71), in ihren plusstrophen derartige, altertümelnde schlüsse anzubringen, den sachverhalt wider getrübt. aber wir müssen jetzt auch 4) daran festhalten, dass die quellen des Nib.-dichters in derselben Nib.-strophe verfasst waren, die auch er zur anwendung bringt. denn wollen wir es der tradition zuschreiben, dass die sonst in der ersten hälfte des Nib. unstatthaften klingenden schlüsse erster strophenzeilen dadurch weniger anstöfsig wurden, dass sie formelhafte reimbindung von namen waren, so müssen doch diese formelhaften bindungen von namen in den quellen, aus denen sie als sonst überwundene, den unreinen reimen congruente altertümlichkeit übernommen worden sein sollen, in genau derselben stellung und verwendung eben da gewesen sein, dem dichter genau so und genau dort vorgelegen haben. darnach gab es also schon vor unserm Nib.-lied strophen derselben form, in denen *Uote* auf *guote*, *Hagene* auf *sagene degene* usf. in den ersten endreimzeilen gereimt waren, deren inhalt

also der stoff der Nibelungen war. und endlich ist es wahrscheinlich, dass das häufigwerden der zwei- und dreisilbigen schlüsse in den strophen der zweiten hälfte des gedichts einen näheren anschluss an die form der quellen bedeutet, der vielleicht mit einem näheren anschluss an den inhalt derselben hand in hand geht.

Ich möchte noch hervorheben, dass meine auffassung der besprochenen erscheinung von der durch Bartsch Unters. s. 8 ff vorgetragenen weit absteht, dagegen sich mit der Pauls (Beitr. 1, 432 f) näher berührt. Paul will ja doch in bezug auf die unreinen reime zu *Hagene* berücksichtigt wissen, dass 'bei eigennamen die alte tradition festgehalten wird' und dass möglicherweise 'der ursprüngliche dichter nach dem muster seiner quellen, der volkslieder, sich dazu [zu diesen unreinen reimen] berechtigt glaubte'.

Mit den bindungen zu *Hagene* und *Uote* sind aber die im Nib. noch erkennbaren altertümlichkeiten in der verwendung von eigennamen im reime noch nicht erschöpft. mit unrecht hat Bartsch Unters. s. 10 und 181 den reim *Gêrnôt : tuot* 2033, 1 und das zweimalige *dô : fruo* (1757, 3. 1768, 3, s. oben s. 88) auf eine gemeinsame formel bringen wollen. *dô : fruo,* dem kein *sô : fruo* oder *frô : zuo* gegenübersteht, beweist ebensowenig wie etwa ein *zwuo : tuo* für eine unreine altertümliche bindung von *ô,* altem *au : uo. duo* reimt auch in der Klage (332. 1199. 1923. 2004), Gudr. (827, 1), bei Ulr.vLichtenst., dem Pleier, in der Steir. reimchron., endlich auch bei Boner (s. Weinhold Bair. gramm. § 113, Mhd. gramm.[2] § 137), ohne dass bei diesen dichtern jemals eine andre bindung von *ô : uo* mit unterläuft. denn *frô : zuo* Tand. 12631 (di. 12908 Khull), das Weinhold Bair. gramm. aao. ins treffen führt, ist die falsche la. einer einzelnen hs., es ist an der stelle *fruo : zuo* zu lesen, wie Khull auch in den text setzt. erst ganz roh und unrein reimende dichter, wie der bearbeiter des Wigamur, lassen mit allen andern verwilderungen auch *ô : uo* in andern bindungen als der von *dô,* resp. *duo : -uo* passieren[1]. im

[1] den unsinn eines gedankenlos dahin schreibenden copisten, wie die la. der einzelhs. B Nib. 2174, 1 : *solhen mut* für *solhe nôt* dürfen wir wol nicht mit Paul Beitr. 1, 430 für die möglichkeit eines *muot : -ôt* bei dichtern des 13 jhs. heranziehn. hätte der schreiber von B acht gegeben, so hätte er den fehlerhaften reim wol bemerkt, wol aber auch, dass *nôt*, nicht *muot* in der vorlage stand.

Bit. nun erscheint (s. Lachmann Zu den Nib. s. 288) neben *duo* (für *dô*) *: zuo* und *fruo* (s. Jänicke s. IX) auch *Gêrnôt* : *die mæren helde vil guot* 13135 und *Gêrnôten : den guoten* 6207. man kann nicht sagen, dass dieser heldenname schwer zu reimen gewesen wäre, sodass der dichter der Nib. sowie der des Bit. aus not zu einem ungenauen oder meinetwegen dialektischen, jedesfalls aber sonst unerhörten reim hätten greifen müssen : das Nib. allein weist an 200 reimpaare des typus *-ôt* auf. *-ôt : -uot* ist also eine altertümlichkeit, die im Nib. und Bit. vereinzelt bleibt, die der sonst rein reimende Nibelungendichter nirgend wo anders zur anwendung bringt als bei der bindung auf *Gêrnôt*, bei der bindung auf einen namen. ich stelle daher die bindung *Gêrnôt : tuot* (Bit. *guot*) zu den *Uote : guote* der ersten hälfte der Nib., den *Hagene : degene, gademe* usf. und sehe darin von neuem einen nachklang der technik, die in den quellen unseres Nib. geübt wurde und deren tradition sich bei den eigennamen zäher erhalten hat als sonst [1].

Aber die verwendung des namens *Gêrnôt* im reim lehrt uns noch in andrer beziehung ein fortleben alter tradition. Bartsch hat es Unters. s. 177 bereits mit recht als bemerkenswert verzeichnet, dass der name *Gêrnôt*, im gegensatz etwa zu *Eckewart* und *Dietrich*, nie rührend auf *nôt* gereimt wird. ich füge bei, dass diese tradition auch in der Kl. noch fortwürkt : *Gêrnôt : tôt* adj. 585. 1705. 1823, *: tôt* subst. 1641. 1928, *: rôt* 96. 939 (l. *guot*?). im Nib. reimt *Gêrnôt* 16mal auf *bôt, gebôt* usw., 23mal auf *tôt*, adj. und subst., éinmal, wie schon erwähnt, auf *tuot*, niemals aber auf *nôt*, obwol *nôt* sonst das häufigste reimwort seines typus ist und im Nib. 104mal im reim steht. die Nib. scheuen sonst den rührenden reim durchaus nicht, wofür ich ja blofs auf Bartsch aao. s. 177 und 178 (auch die nur in AB sich findenden reime haben natürlich für unsern dichter zu zählen!) zu verweisen brauche. Bartsch befindet sich aber völlig im irrtum, wenn er in diesen rührenden reimen etwas besonders altertüm-

[1] es ist übrigens gleichgiltig, ob wir in *Gêrnôt : tuot* einen dialektischen, uzw. da er andern Österreichern der zeit fehlt, grob-dialektischen und vulgären oder einen altertümlichen reim erblicken. in beiden fällen spiegelt sich in ihm die technik der quellen. auch dann, wenn hier *Gêrnuot* neben *Gêrnôt* stünde, s. jetzt Schatz Zs. 43, 23, also eine alte doppelbildung des namens vorläge.

liches erblickt und dort, wo *C und *B von einander abweichen, stets den rührenden reim der einen bearbeitung für das alte original in anspruch nimmt, ja des öftern ihn erst herstellt. es ist ja sicher, dass die schreiber des 13. 14 und noch 15 jhs. rührende reime der überlieferung öfter auszumerzen bestrebt sind, aber ebenso sicher, dass das vorkommen des rührenden reims kein kennzeichen der gedichte des 12 jhs. ist. ich will also nicht behaupten, dass eine handschriftliche abweichung niemals aus der abneigung jüngerer und älterer schreiber gegen den rührenden reim zu erklären wäre, läugne aber, dass sich spätere überlieferung gegenüber einem original des 12 jhs. jemals durch gröfsere sparsamkeit in der anwendung solcher reime auszeichnet. Hartm. und vor allem Gotfr. zeigen viel mehr rührende bindungen nicht nur als die Nib., sondern auch als etwa Roth., Rol. und Alex., und wenn Wolfr. diese reimart viel seltner verwendet als seine höfischen zeitgenossen, so zeigt er sich auch darin altertümlicher und volksmäfsiger in der form als diese. sehen wir uns doch nur die zusammenstellungen bei WGrimm Zur gesch. des reims (= Kl. schriften iv 125 ff) an! aus dem Roth. (5200 verse) weifs Grimm s. 178, obwol er vollständigkeit der belege anstrebt, nur 5 solcher reime zu nennen, in den ersten 5000 versen des Er. finden sich nach Vos Diction and rimetechnic of Hartm. s. 61 deren 64, und noch in dem viel vorsichtigeren und geschmackvolleren Iw. in den ersten 5000 versen deren 17, in den ca. 1500 versen des aH. 8, in den ca. 4000 versen des Greg. 21! für den Str. Alex. verzeichnet Grimm s. 173 zwar 65, aber dies sind noch immer viel weniger als im Er. v. 1—7300 (88), und aus dem Rol. (ca. 9000 verse) kann er s. 172 nur 21 rührende reime beibringen. dazu kommt, dass gewisse arten rührenden reims, wie wir noch einmal in nr 11 zu betonen haben werden, allerdings für die ältere periode charakteristisch sind, aber wie bei den höfischen epikern so auch im Nib. mehr oder weniger streng und erfolgreich gemieden werden. es sind dies die schon bei Otfr. gangbaren bindungen gleicher formwörter und partikeln (*ist : ist*, *sich : sich*, *under in : wider in*, *wesen : wesen*, *sîn* inf. *: sîn* inf., *an : daran* udglm.) und die bindungen identischer ableitungen (*-schaft : -schaft*, *-heit : -heit*, *-tuom : -tuom*, *-lich*, nicht *gelich*!, *: -lich*, *-haft : -haft*, *-lôs : -lôs* udglm.). von den 65 beispielen rührenden reims im Alex. fallen 22 in diese kategorien, von den

21 im Rol. 9, von den 5 im Roth. 2. dagegen werden in den ältern gedichten die rührenden bindungen zweiter compositionsteile von namen aufs ängstlichste gemieden. *Ruothęre* reimt 6 mal auf *męre* und in fester formel 22 mal auf *over męre*, ferner 1 mal auf *genęren* 2018 (vgl. *hęre : irnęren* 2585), nie aber reimt *Ruothęre : hęre*! ebenso *Berchtęr* nur zu *męre* 462. im selben gedicht reimt das pseudonym des helden, *Thiederich* zu *-lich* (825. 1613. 2181. 2393. 2509. 2781. 2849. 2917. 2997; 2151. 2899; 1252; 2319), zu *sich* (1435. 1912. 2807), zu *mich* (1381. 1985. 2213. 2195. 2307. 2407), zu *dich* (1758. 1965. 2221), zu *listich* (2289) und das flectierte *Thiederiche* zu *-liche* (967; 2037. 2147; 1507; 2265; 1096. 2077; 1353. 2803. 2873; 1141. 1325. 1409. 1423. 1487. 1529. 1951. 2095; 1604. 2501; 1844; 1929), zu *sumiliche* (2773), zu *algeliche* (1347. 1517. 2493), schliefslich *Friderich* zu *sich* (1617. 1652), nie aber reimt *Thiederich* oder *Thiederiche* zu *rich* oder *riche*! diese beobachtung ist auch für die kritik des gedichts nicht ohne bedeutung. wir finden im Roth. bekanntlich eine anzahl von dreireimen, die bislang als besondre altertümlichkeiten zählten. da aber v. 818 f als solchen dreireim über liefert : *Ich bit ûch alle geliche, Arme unde riche, Heizet mich Thiederiche* und wir hier bei dem sonst überall im gedicht geltenden meiden rührenden reims auf namen im zweiten vers des dreireims sicher einen, übrigens pleonastischen und lästigen zusatz zu erblicken haben werden, so werden uns auch die übrigen dreireime arg compromittiert erscheinen. endlich reimt im Roth. noch *Wolfrât* und *Wolfrâte* zu *hât* 3440. 3478. 4355, zu *bestât* 4201, zu *brâht* 3582, zu *drâte* 3616, zu *guoten* 3593, aber niemals zu *rât*, *râte* und *râten*. und ganz die gleiche erscheinung lassen die reime des Rol. erkennen : *lant* ist ja selbstverständlich auch hier ein beliebtes reimwort seines typus, aber *Ruolant* reimt nur auf *wîgant* (4, 12. 41, 25. 224, 33), auf *hant* (5, 15. 10, 4. 29, 12 usf., 19 mal), auf *gesant* (30, 24. 40, 1. 142, 23. 204, 5), auf *phant* (143, 11), auf *schiltes rant* (144, 30. 221, 18), auf *vant* (38, 24. 120, 3. 141, 31. 230, 3. 24. 234, 32), auf *swant* (183, 13), auf *alle samt* (38, 18. 48, 23. 128, 4. 147, 3. 211, 17. 212, 16. 253, 4) oder unrein auf *dranc* (46, 7) und *gewalt* (82, 22), aber niemals auf *lant*, ebenso *Ruolante* und *Ruolanten* auf *hanten, banten, wiganten, vianten, enplanten, wanteln*, nie auf *lanten*. dagegen sehen wir bei einem andern, viel seltener vorkommenden

namen desselben reimtypus, wenn auch nicht personennamen, auf *Olivanten* 236, 15 *lante* gereimt. auch *Walthêre* (nur so, und nicht *Walthęre*, wie noch bei Konr. vWürzb. Part. 18805. 20167 — hier rührend zu *hęr*! — 20445, sagt der pfaffe Konrad) reimt auf *sêre* 228, 28, *mêre* 229, 11, *mære* 120, 5, *gêren* 230, 21 und nie auf das so häufige adj. *hêre*!

Der dichter unsers Nib. hat also damit, dass er es verschmäht, einen namen in so bequemem rührenden reim zu binden, wie *Gêrnôt : nôt*, eine alte übung fortgesetzt, die technik der ihm vorliegenden alten lieder in sein neues werk herübergenommen. Hartm., Konr. vWürzb. uaa. waren durchaus nicht so sorgsam (s. zb. Vos aao. s. 64 sub 1), nur Wolfr. hat sich auch hier der volkstümlicheren tradition angeschlossen (s. darüber unten nr 11).

Sehen wir uns sonst im Nib. die behandlung derjenigen eigennamen im reim an, die gelegenheit zu rührendem reim boten, so können wir beobachten, dass weder *Rüedegêr* noch *Volkêr* jemals aufser mit *hêr, mêr* und *sêr* auch mit dem sonst doch nicht ganz seltenen *gêr* (reimt 211, 1. 212, 3. 1974, 1. 2065, 3) gebunden sind. das könnte ja zufall sein, gewinnt aber neben dem fehlen der bindung *Gêrnôt* zu *nôt* doch bedeutung. ebenso reimt *Giselhęr* nur auf *męr* und *węr* (1184, 1. 2043, 1) und nicht auf *hęr*, das beide male, wo der reimtypus *-ęr* sonst noch vorligt, das eine der reimworte ist (116, 1. 1872, 1)[1].

[1] dazu möcht ich noch folgendes bemerken : eine form *Gîselhêr* ist im Nib. nirgend belegt. der reim *Volkêr : Gîselhęr* 1662, 1, der einzige, wo *Gîselhęr* nicht rein, di. auf *-ęr*, gebunden ist, ist gewis nicht als *Volkêr* auf gelängtes *Gîselhêr*, sondern als gekürztes *Volker : Gîselhęr* aufzufassen, sowie ja auch 2117, 3 *Rüedegêr*, das sonst wie *Volkêr* stets mit *-êr* reimt, einmal mit *her* (freilich *hêr*) gebunden ist. Lachmann und in noch weiterm umfange Bartsch haben aus gründen der rhythmik *Gunther* und *Gîselher* für das Nib. auch mit langer reimsilbe angesetzt. aber das fehlen von reimen auf *Gunther* spricht auch bei diesem namen für *-hęr* im zweiten gliede, für welches *-hęr*, da das subst. *hęr* als rührende bindung ausgeschlossen ist, in *męr* und *węr* nur ungenügende und unbequeme reimworte zur verfügung waren. auch *Gîselhęr* reimt nur 2 (resp. 3) mal, dagegen beachte man, wie oft *Rüedegêr* (36 mal) und *Volkêr* (8 mal) im reim stehn. hätte der dichter *Gunthêr* und *Gîselhêr* zugelassen, müsten wir sie jedes mindestens ein dutzend mal im reime finden. wir werden also für den cäsurschluss ein ◡́ × auch auf dritter hebung zugeben müssen, wenigstens für namen, wie man sich auch zu den anmm. Lachmanns zu Nib. 118, 2. 508, 4. 601, 4 stellen mag, sonst kommt man ja notwendig mit Bartsch auch zu einem

Dass *Niderlant* und *Ôsterlant* nie zu *lant* reimen, versteht sich fast von selbst.

Nun kommen aber im Nib. auch rührende bindungen von namen vor. zunächst bei personen, die im gedicht keine hervorragende rolle spielen, nur in eng begrenzten partien hervortreten, wie *Eckewart* (*: bewart* 9, 3 — übrigens unecht —, *: wart* 1223, 1) und *Hâwart* (*: bewart* 1285, 1), oder gar erst späterer umdichtung und neuerer sagenbildung ihre existenz verdanken, wie vielleicht *Dancwart* (*: bewart* 1592, 1), *Liudegêr* (*: gêr* 212, 3, wie *Rüedegêr : gêr*!), über die also keine tradition vorlag. eine ausnahme macht *Dieterich*. dieser name reimt auf *rîch* verhältnismäfsig eben so oft als auf *-lich*, nämlich 1292, 2. 1667, 2. 1686, 1. 1690, 2. 1838, 1. 2250, 1. 2256, 3. 2266, 1 (vgl. *Alberîch : rîch* 335, 3). wie diese ausnahme zu erklären ist, dafür kann ich nur vermutungen vorbringen. dem Roth. galt ja doch ein reim *Thiederîch : rîch* noch für unerlaubt. wurde *-rîch* erst später, dadurch, dass es auch zu *-rĭch* gekürzt wurde (die reime *Dieterich : -ĭch* im Nib. s. oben s. 29), seiner provenienz nach unklar, nicht mehr mit *rîch* identisch gefühlt, so wie *-nôt* mit *nôt*, *-gêr* mit *gêr*?

langen *Sîvrîde*, *Sîvrîden* neben im endreim allein und oft belegten *Sîvrit*. für dieses *Sîvrîde* aber fehlt sowol die stütze der reimbelege aus klingend reimenden spätern epen als auch die späterer sprachentwicklung. wir finden nämlich zwar in der Kl. zb. *Gîselhêre*, *Gunthêre* im reim (591. 1509. 1937, aber auch einsilbig *Gîselhêr : hêr* 1517 — rührend, also nicht alte tradition! — *Gunthêr : mêr* 1963, und nie reimt *Gîselhęr*, *Gunthęr*!), in diesem spätern *Gîselhêr* und *Gunthêr* für das *Gîselhęr* und *Gunthęr* der Nib., DFl. und Rabenschl. ligt jedoch keine längung des zweiten compositionsteils vor, sondern eine vermengung von *Gîselhęr* mit *Gîselhêr*, einem anders componierten namen. dass die zweiten compositionsteile in germanischen namen, auch wo sie dieselbe person bezeichnen, wechseln, mag diese vermengung begünstigt haben. im Nib. steht *Volkhęr* neben *Volkgêr* (s. oben), und es gibt ein *Walthêr* (s. zb. oben die belege aus Rol.) neben *Walthęre* (s. oben die belege aus Parton.), *Waltharius*, aber die doppelform ist auf den namen *Sîvrit* nicht übertragbar, denn ein *-vrîd* als namenbestandteil ist mir nicht bekannt und man wird sich auch wol vergeblich nach einem *Seifreid* späterer zeit umsehen, sowie auch Kl. (1186), Bit. (s. Jänicke s. xii), Gudr. (722, 1) *Sîvrit* und *Irnvrit* nur auf *-ĭt*, nie *Sîvrîde*, *Sîvrîden* klingend auf *lîden*, *mîden*, *nîde* reimen, so bequem die bindung dort wäre. darauf, dass unflectiertes *Sîvrît* ganz unverhältnismäfsig leichter zu reimen gewesen wäre als *Sîvrit*, weis ich erst in zweiter linie hin, da nach Bartsch ja nur die flectierten formen von *Gunther*, *Gîselher* und *Sîvrit* längung des zweiten gliedes erfahren haben sollen.

oder, was mir eher glaublich erscheint, waren die lieder, die von Dietrich erzählten, in ihrer technik verschieden von denen, die von Gernot, Gunther und Giselher berichteten? dass Dietrichs gestalt erst später in den sagenkreis der Nibelungen einbezogen wurde, darf ja als ausgemacht gelten. dass die namen der drei burgundischen könige auch in jenen partien dann nicht rührend reimen, wo die beiden stoffkreise bereits vermengt erscheinen, könnte nicht auffallen. denn hier mochte der dichter (oder die dichter seiner jüngern quellen) der ältern, bereits adoptierten übung älterer Burgundenlieder weiter folgen.

Auch der name Sigfrids nun reimt niemals rührend und somit auch niemals rein. liefe ein rührender reim zu diesem namen der technik der Nib. nicht zuwider, so sähen wir nicht ein, warum dieses sonst schwer zu bindende wort in seiner flectierten form *Sivride* nicht auf *vride, Sivriden* nicht auf *bevriden* udglm. gereimt erschiene. aber dieser reim widersprach der tradition und wurde gemieden. dagegen reimt der nom. *Sivrit* auf *ich bite* 56, 2. 158, 2. 320, 2. 331, 2. 853, 2, auf *site* 153, 4. 209, 4. 329, 2. 935, 2, auf *mite* 59, 2. 173, 2. 914, 2. nur die letzte der drei genannten bindungen könnte auch rein sein, denn es gibt, so wie schon bei Otfr., auch im mhd. ein adv. *mit* neben *mite*. bei Gotfr. zb., der das *e* hinter dem *t* kurzer stammsilben nie apokopiert, reimt dieses *dâ mit* auf *lit* nom. sing. 3177 und auf *trit* acc. sing. 11817. nie reimt im Trist. etwa *bite, site, snite, lite* auf *lit* und *trit*, wol aber reimt neben *mit* natürlich auch *mite* (*: site* 12311 usf., *: trite* 14651 usf., *: snite* 10905 usf.), so wie wider Otfr. *thâr miti* (II 4, 4. IV 9, 3) zeigt neben *thâr mit*. ebenso bei Herbort neben *dâ mite* auch *dâ mit : samit* 2611. 8721. 8901, *: smit* 2987. 14665, *: berfrit* 10193. 10467, *: git* < *gibet* 10903, nie aber *bite, site, rite : -it*. aber da *Sivrit* nicht nur zu *mit*, sondern auch zu *bite* und *site* reimt, so werden wir wol dies und jenes unter éinen gesichtspunct zu stellen haben. zunächst hab ich zweierlei zu bemerken. fürs erste widersprechen die apokopen in diesen reimen der sonstigen sorgfalt des Nibelungendichters gänzlich. im Nib. findet sich kein *gebët : stęte* (hier, wo *ë* und *ę* nur vor liquiden unterschieden werden, gewis ein möglicher reim), *bëte, mëte* usf., kein *got, spot, gebot* usf. *: gote, bote, gebote*; auch kein *state : bat, trat* ist überliefert, und bei einem dichter, der selbst *-ame* und *-am* so genau aus-

einanderhält, wie wir dies unsern dichter tun sehen (s. s. 60), werden wir solche apokopen hinter dem *t* kurzer stammsilhen auch nicht erwarten[1]. die reime zu *Stvrit* stehn also innerhalb der sonstigen übung des dichters so vereinzelt da, wie die *Gêrnôt : tuot, Hagene : degene, gademe* und, im ersten teile, die *Uote : guote* und *Hagene : tragene, sagene.* und zweitens, so wie die gerade genannten bindungen sich als typisch erwiesen, im Nib. selbst öfter erschienen und in den spätern epen zum stil gehörten, so auch die apokopierten reime auf *Stvrit* (s. bes. die zusammenstellungen bei Jänicke Biterolf s. xii); *-vrit* (auch *Irnvrit*) *: bit, sit, mit* zeigt sich alsbald auch in den plusstrophen von *B (338, 5) und *C (1968, 1), in der Klage, Gudr. und Bit., obwol auch diese gedichte sonst gleichartige apokopen meist nicht zulassen[2].

Nachdem wir in den auffälligen bindungen *Uote : guote, Hagene : degene, Gernôt : tuot* alte tradition, die alte technik der quellen unsrer Nibelungendichtung, anerkennen musten, werden wir doch wol auch erwarten, in den gleichmäfsig auffallenden bindungen mit einem weitern namen, den reimen von *Stvrit* zu *ich bite, site, mite,* ähnliche verhältnisse sich spiegeln zu sehen und werden den gewaltsamen reim nicht blofs der reimnot des dichters ankreiden wollen, da dieser ja zb. auch *Gunthęr* lieber gar nicht als unrein bindet (s. s. 96 anm.) und die reine bindung *Stvride : vride* nur der tradition halber verschmäht. die reimnot hat freilich mitgespielt, aber nicht in der übung unseres dichters, sondern in der seiner quellen. denn diese bindungen sind aus der technik der ältern poesie heraus sehr leicht zu erklären. im Nib. des 13 jhs. ligt in einem reim von *Stvrit* auf *ich bit* gewis eine gewaltsame und nur durch die tradition gerechtfertigte apokope vor, in den quellen aber reimte einsilbiges (*Si*)*vrit* auf zweisilbiges, stumpfes *bite, site, mite,* so reimt im Rol. *gebēt* zu *tēte* 108, 24. 227, 32 und zu *stęte* 277, 18 uö., ferner 309, 24 *schame : man* (an ein apokopiertes *scham* ist natürlich nicht zu denken) und im Roth. 3906 (wenn nicht bair. einschlag vorligt) *sune : Basilistium* udglm. zum überfluss finden

[1] über die wenigen apokopen nach länge — meist dative, vgl. Wolfr.! — s. Lachmann Auswahl s. xix (= Kl. schriften i 170), wo aber noch manches aus Lachmanns liste für den kritischen text zu streichen wäre.

[2] nur *gebēt : stęte* Gudr. 1133, 1 wäre zu vergleichen. aber in Klage und Bit. ist nichts entsprechendes.

wir Rol. 268, 15 nun auch würklich *Gotefrit : site.* unter dem einfluss der reimnot wurde nun in den alten Nibelungenliedern diese, der poesie der zeit auch sonst nicht fremde reimart für den namen *Sivrit* tradition : es wurde feste übung, *Sivrit* auf *-ite* zu reimen.

Dass wir es hier mit einer althergebrachten gewohnheit, nicht mit einer jungen, dem Nib. gar nicht zukommenden apokope zu tun haben, lehrt uns auch die beobachtung, dass diese bindungen auf *Sivrit* hauptsächlich in festen formeln erscheinen. *Sivrit* reimt nicht allgemein gesprochen auf *bite,* sondern es reimt fast immer *edel Sivrit* (*vriunt her Sivrit*) ... *tuot des ich iuch bit* 320, 2. 331, 2. 853, 2. 158, 2 und das ist eine alte formel, vgl. bes. Rol. 101, 25 *Tuo, helt, des ich dich bite,* ferner *Durch dîne tugentliche site Tuo des ich dich bite* Rol. 126, 28. 141, 7. nur einmal abstrahiert der dichter daraus : *sprach dô Sivrit, Swaz ich friuntliche niht ab in erbit* 56, 2. — blofs *Sivrit* ist ferner, nicht Hagen, nicht Gunther, nicht Dietrich, *der vreisliche man* (98, 4): klingt da in *der küene Sivrit Der gewan in dem sturme einen vreislichen sit* 209, 4, ja auch noch in *sprach dô Sivrit : Jâ hât diu küneginne sô vreislichen sit* 329, 2 nicht eine alte formel an : *Sivrit, Der het .... vil vreislichen site, Sivrit ... mit vreislichem site?* ich weise auch darauf hin, dass an zwei von den drei stellen, an denen *site* auf *mite* und nicht auf *Sivrit* reimt, doch der alte reim und die alte formel noch durchzublicken scheinen : *Dô sprach der starke Sivrit mit herlichem site* 856, 1 (es reimt *mite*), *Dâ mite reit ouch Sivrit in êrlichem site* 860, 1 (wider reimt *mite*)[1]. — endlich hiefs die dritte formel, mit der *Sivrit* zu *mite* reimte, vermutlich *Sivrit ... dem volgent recken mit*, s. 59, 2 *Sivrit : Daz mir suln ze Rîne recken volgen mit,* 172, 2 *Sivrit : Sît daz mir iuwer recken wellent volgen mit,* 914, 2 *Sivrit: Daz muget ir wol versuochen welt ir mir volgen mit* und *mit* (*dâ mit!*) wird nie anders mit *Sivrit* gebunden, als so.

Zugleich sehen wir, dass die lieder, die als quellen dienten, auch die quellen des ersten teils, keine rheinischen waren. man

[1] scheut sich der dichter, in doppelter ungenauigkeit gleichsam, den dat. *site* auf *Sîvrit* zu reimen? da befände er sich natürlich im gegensatz zu seinen quellen, was ja oben deutlich wurde. in *Sîvrit : sit* ist *sit* immer acc., *mit ... site* reimt das Nib. auf *mite* (s. oben) oder es reimt *mit* (*in*) ... *siten* 318, 2. 498, 3. 670, 4. 765, 4. 1247, 3. 1339, 2. 1818, 2. 1819, 4. 1828, 4. wir sehen sehr oft, warum also nie *Sîvrit : mit ... sit?*

könnte ja in *Sivrit : mit, sit* die entsprechung eines originalen *Sivride* oder *Sivrede* (dat. oder acc.) : *mide side, mede sede* sehn, aber *Sivride : ich bidde*? schon *side* für *sidde* macht für einige der rhein. dialekte schwierigkeiten, aber sowol rheinfränkische als mittelfränkische denkmäler, geschweige denn niederfränkische, zeigen nie ein *ich bide* (*bede*) oder *biden* (*beden*) im reim, dh. sie sprechen nur *bidde* und *bidden*, nicht die analogieformen *bide* und *biden*. weder Alex., noch Credo, noch Roth., noch der Wilde mann, Wernh. vNiederh., die hannöver. Marienlieder Zs. 10, Buschs mfr. legendar, Morant und Galie reimen jemals *bide* oder *biden*, dagegen zeigt sich im legendar, Zs. f. d. ph. x 134, 11 *bidden : bieden* im klingenden reim. noch in rheinfränkischen urkunden des 14 jhs. ist *bidden* die regel und *biden* vereinzelt, s. Böhme Zur kenntnis des oberfränk. s. 35. 56. im oberdeutschen Rol. aber finden wir natürlich alsbald *ich* (oder *er*) *bite : site, mite* (63, 9. 101, 25. 126, 28. 141, 7 uö.), daneben freilich noch den inf. *bitten* (*: in almitten* 42, 5).

Mir scheint festzustehn, dass der dichter des Nibelungenlieds, dessen text, wie ich mit Roediger Herrigs arch. 1898 s. 420 glaube, dem strophenbestande nach am besten durch A, innerhalb der echten teile aber doch zuverlässiger durch *B überliefert ist, als quellen oberdeutsche, in der Nibelungenstrophe verfasste, sangbare einzellieder benutzt hat, die bereits feste traditionen in bezug auf rhythmik, stil und reimtechnik befolgten, welchen traditionen der verfasser unseres gedichtes sich noch vielfach anschloss. diese lieder waren zt. in grobbairischem dialekt geschrieben und in ihrem ton für das niedrige volk berechnet (s. s. 47), der höfische bearbeiter ihres stoffes, unser Nibelungendichter, hat sich an vielen stellen vom wortlaut dieser roheren quellen doch nicht ganz emancipieren können oder wollen. interpolationen im texte von *A scheinen mir unwahrscheinlich, nur str. 1—12 halt ich für spätern zusatz.

7. DAS PRÄTERITUM VON *HÂN* UND *TUON*.

Wie sich die verschiedenen formen des prät. von *hân* auf die verschiedenen mhd. dichter verteilen, hat Lachmann Auswahl s. IX anm. = Kl. schriften I 161 zusammengestellt. Lachmann zählt, ohne die stellen zu citieren, nur die würklich belegten formen auf, er sagt uns nicht, welche von etwa neben einander

gebrauchten doppelformen bei einem dichter die herschenden sind, welche andere nur sporadisch vorkommen, und verzichtet auch auf schlüsse ex absentia. es lohnt die mühe, Lachmanns angaben hier nachzuprüfen und zu ergänzen. wenn Lachmann zb. kurz verzeichnet, dass das prät. von *hân* bei Wolfr. im ind. uud conj. sing. *hæte*, im conj. plur. *hêten* lautet, gibt das ein andres bild von den tatsachen, als wenn wir erfahren, dass alle drei formen *hæte* ind., *hæte* conj., *hêten* conj. in den 40000 reimen des dichters nur je éinmal belegbar sind, während Gotfr. sein *hæte* 61 mal reimt. ich habe die angaben Lachmanns denn auch in diesem sinne schon Beobachtungen s. 492ff erweitert und specificiert. es wurde aao. festgestellt, dass Hartm. im Büchl., Er., Greg. und aH. ohne alle einschränkung und ohne schwankungen im ind. *hâte*, *hâten*, im conj. *hæte*, *hæten* sagt, im Iw. aber jedwede präteritalform von *hân* im reim mit absicht meidet. dass Wolfr., so wie Hartm. im Iw., ebenfalls dem prät. von *hân* im reime ausweicht, dass aber die sporadischen reime, in denen es sich bei ihm findet, folgende doppelformen erschliefsen lassen : ind. und conj. *hæte hæten*, ind. *hêt hêten*, conj. *hête hêten*, schliefslich vielleicht auch *hêt* (*hête*) *hâten*. dass Wirnt einen ind. *ich* und *er hêt* gebraucht und ohne scheu in den reim setzt, dass auch der plur. *hêten* und conj. *hête* wol nur in folge von reimnot bei ihm fehlen, dass aber daneben keine andre form des prät., kein *hête hâte hæte*, erscheint. auch die bei Gotfr. alleingeltende form *hæte hæten* für ind. und conj. wurde aao. durch die verszahlen belegt : die ziffern ergaben, dass Gotfr. keinem bedenken gegen die verwendung des wortes im reime raum gab. den ind. *hæte* hab ich als analogiebildung zu dem ind. der verba pura (*næte*, *sæte*, *wæte*, *dræte*) in anspruch genommen; die analogie gienge vom conj. *hæte* aus, s. jedoch unten s. 116. die flexionslosen formen *het*, *hêt*, *hiet* führte ich, s. aao. s. 494 anm., zurück auf eine analogie zu den starken präteritis. vermittelt war diese analogie durch die form *tet* für *tete*, die sehr früh flexionslos belegbar ist und mit der in der reihe *ich tet*(*e*), *du tæte*, *er tet*(*e*), *wir tâten* nun auch die 1 und 3 sing. dem schema der starken conjugation angeglichen wurde. ist *hête* mit Schröder würklich als analogiebildung zu *tête* zu fassen, so ist der vorgang ja ganz klar. aber auch das flexionslose (nicht aus *hête*, *hiete* apokopierte) *hêt*, *hiet* wurde nach analogie von *tet* gemodelt, s. die 2 pers. sing. *du hiete* neben *du hæte*.

dass das fehlen der reime von *hete* und der von *tete* in den werken Wolfr.s in ursächlichem zusammenhang stand, suchte ich ebenda s. 495 wahrscheinlich zu machen. darnach wird man es billigen, wenn ich im folgenden bei jedem einzelnen dichter immer zugleich mit der angabe der von ihm gebrauchten formen des prät. von *hân* auch seine formen des prät. von *tuon* bespreche.

Schon WGrimm (Über Freidank, Kl. schriften IV 56) bemerkte, dass die von Freidank öfter gereimten *têt* und *tête* 'Walthers lieder wol der schwankenden form wegen meiden'. in bezug auf die verwendung des prät. von *hân* aber zeigt Walth. sich weniger vorsichtig als Freid. er setzt den ind. *hâte* im leich 3, 2, den conj. *hæte* in einem spruch 79, 31 in den reim. Freid. reimt gar keine form dieses prät., weder einen ind. noch einen conj., und steht also da auf dem standpunct, den Wolfr. und vor allem Hartm. im Iw. vertritt. den conj. hätte auch der didaktiker leicht reimen können, sowie er ja *bæte* und *tæte*, s. WGrimms register s. 407, tatsächlich öfter reimt.

Auch die Nibelungen kennen kein *tet* oder *tete* im reim, ebensowenig irgend eine form des prät. von *hân*. die klingend reimenden waren freilich ausgeschlossen.

Wenn es bei Lachmann aao. s. 162 heifst, dass Rudolf, wie Hartm. und Walth., den ind. *hâte*, den conj. *hæte* unterscheidet, so ist diese angabe ja richtig, aber die sache bekommt ein wesentlich andres gesicht, wenn wir beobachten, dass im Barl. überhaupt keine formen des prät. von *hân* reimen, im gGerh. jedoch, dem jüngeren werke, nur éin *hâte* 5139 und nur éin *hæte* 1891. steht also für Rud. die form *hâte* fest, warum hat er sie im Barl. nie zu *kemenâte* (205, 19. 214, 35 uö.), *râte*, *spâte*, *Iosaphâte* (37, 1. 178, 1. 224, 35. 230, 29. 285, 27. 298, 15. 300, 5. 302, 23. 334, 25. 352, 35) und *drâte* (9, 17. 18, 37. 41, 11. 135, 37. 192, 37. 194, 23. 205, 19. 318, 15. 399, 25) gereimt und sie auch im gGerh. nur so selten an den versschluss gestellt? er hat also diese seine leicht reimbare form des sich überall in den zusammenhang fügenden auxiliars im reim ebenso gemieden, wie Hartm. sein *hâte* im Iw. mied[1]. ob er neben *hâte* nicht auch

[1] freilich, in der Weltchron. (noch nicht, wie es scheint, im Wilh.) hat Rudolf *hâte* und im weitesten mafse den conj. *hæte* wider zugelassen. er zeigt so selbst, wie seine reime im Barl. und gGerh. ohne absichtliche zurückhaltung in diesem puncte beschaffen sein müsten.

noch eine andre form sprach, die er ebenfalls nur nicht reimen wollte, kann natürlich nicht entschieden werden.

Das prät. von *tuon* gebraucht Rud. nur im sing. im reim. *tâten* und *tæten* sind bei ihm, wenigstens im gGerh. und Barl., ebenso unerhört wie *hâten* und *hæten*. den ind. sing. spricht Rudolf im gegensatz zu Hartm., der nur *tête* kennt, meist einsilbig. dies beweisen, da er *e* nach dem *t* kurzer stämme nicht so wie etwa Wirnt apokopiert, die reime *têt : gebêt*, nom. und acc. gGerh. 229. 485. 493. 959. Barl. 7, 21. 57, 19. 72, 1. 146, 27. 186, 7. 187, 15. 37. 204, 31. 302, 3. 316, 29. 345, 35. 349, 21. 356, 17. 370, 35. 375, 39. 377, 15. 386, 1. 15. 392, 29. 398, 25. diesen 24 beispielen für *têt* stehn nur 3 für *tête* entgegen, *tête : bête* gGerh. 1027. Barl. 336, 13, *: mit gebête* Barl. 169, 3. *têt* ist gGerh. 959, *tête* Barl. 336, 13 erste person, alle andern beispiele betreffen die dritte person, die dort, wo in erzählenden gedichten präterita reimen, immer vorwigt, s. darüber Beobachtungen s. 492 anm. 1. wir sehen aber hier auch die erste person in flexionsloser form, was die von JGrimm und Lachmann gemachte unterscheidung zwischen einem *ich tete* und *er tet* (s. meine anm. aao.) nicht bestätigt. der conj. *tæte, getæte*, 1 oder 3 sing., reimt auf *bæte* gGerh. 1807. 2317. 6427. 6633. Barl. 29, 27. 214, 27. 336, 35, auf *hæte* gGerh. 1891, auf *geræte* subst. Barl. 14, 11, auf *stæte* subst. Barl. 129, 3, adj. 334, 37.

Auch der Pleier, der *tete* sehr oft an den versschluss stellt [1], wagt seine form des prät. von *hân* nicht zu reimen, zum mindesten nicht im Meleranz. ich vermute, dass seine form das bair.-österr. *hêt* (dieses auch im Mai) oder das ebendort heimische *hiet* war. diese beiden formen konnte der Pleier bei seinen mustern, Hartm. und Wolfr., allerdings nicht im reime finden. bei Wirnt freilich reimt *hêt*.

Um den gegensatz, vor allem zu Rud., der seine formen *hâte hâten, hæte hæten* nicht zu reimen wagt, zu illustrieren, schreib ich die belege für diese formen her, die der Stricker bietet : wir finden *hâte* (durchweg dritte person!) Dan. 1785.

[1] bei dem Österreicher weifs man natürlich nicht, ob sein *tete* auf älteres *tête* oder auf *tete* mit geschlossenem *e* zurückgeht. es reimt eben auf *bëte* sowol als auf *stęte*, denn die *ë* waren in offener silbe vor muta in Österreich schon im 13 jh. alle geschlossen geworden, so wie sie es (sc. in der längung) heute noch sind. s. darüber die folgende nr 8.

2121. 2237. 2271. 2747. 2867. 3417. 3861. 4399. 6203. 6795. 8097. 8325. Karl 145. 169. 959. 1845. 2141. 3193. 3433. 3599. 4127. 7445. 9093. 10041. 12097. Am. 251. 409. 739. 1267. 1315. 1397. 1529. 1826. 1935. 2275. 2475. WLeseb.[5] 801, 31; *hdten* Dan. 3453. 3487. 5235. 5691. 6863. 7549. 7965. 7981. Karl 561. 857. 3011. 3151. 3577. 4149. 4203. 4291. 4361. 5891. 6271. 6999. 8235. 9297. 9387. 9667. 10625. 10729. Am. 437. 867. 903. 1235. HGerm. 8, 295. 137. Hahn v 11; *du hæte* Karl 10647. Hahn vi 63; *ir hdtet* Dan. 7749; conj. *hæte, hæten* Dan. 967. 1053. 1465. 1615. 3492. 4417. 5537. 6435. 6749. 6755. 7155. 7227. 7491. 7797 (1 sing.). 8321. Karl 4287. 4835. 5545. 6665. 6997. 8055. 10119. 10827. 11109 (1 sing.). 12117. Am. 53. 1111. 1239. 1733. 2437. 2463. Ges. ab. 59, 51 (1 sing.). 60, 107. 173. Altd. wäld. iii 220, 13; *du hætest* Ges. ab. 46, 11; *ir hætet* Dan. 6333. Karl 2841. also 111 reime in nicht ganz 28000 versen, bei Rud. waren es 2 in über 23000 versen! auch die pluralformen zu *tete* und *tæte* gebraucht der Stricker ohne scheu (s. *tdten* Dan. 363. 3453 usf. Karl 107. 1823 usf. Am. 437. 867 usf., *ir tdtet* Dan. 6043. 7749, *ir tætet* Dan. 7927. Karl 2841 udglm.). im ind. sing. kennt Stricker sowol *tēt* als *tēte*, ähnlich also wie Rud., nur dass bei ihm die form auf *-e* die häufigere ist. ich finde *tēte* Dan. 939. 2233. 3351. 6773. 7411. 7903. 8451. 8455. Karl 301. 309. 829. 1293. 3575. 3977. 7619. 10485. 10577. 10839. Am. 271. 1405. 2363. Ges. ab. 37, 47. 33, 199. 46, 119. Doc. Misc. ii 217, aber *tēt* reimt auf *gebēt*, nom. oder acc., Karl 1839. 2909. 3581. 9369. Am. 1163 [Doc. Misc. ii 219?]. nur Karl 7619 und Ges. ab. 46, 119 ligt die erste person vor; dass an diesen beiden stellen *tēte* und nicht *tēt* reimt, also nur *er tēt* belegt ist, ist natürlich zufall, um so mehr, da ja *tēte* an und für sich 4mal so häufig ist als *tēt*.

Aufser *hdte*, conj. *hæte* kennt Stricker keine andre form des prät. vom auxiliar. im selben falle befinden sich auch Ernst B, Konrad Fleck und der dichter des Moriz vCraun, welche beide ihr *hdte, hæte* auch so ungescheut reimen wie der Stricker. über Fleck s. Sommer zu Flore 171 und 5074. über Ernst B s. Bartschs einl. im Mor. vCraun reimt *hâte* 1 sing. 429, 3 sing. 653. 821. 961. 1413. 1623; *hæte* 1 sing. conj. 583. 1715, 3 sing. conj. 1079, auch 417 wird *hæte* conj. und nicht ind. sein. — *tēte* 3 sing. ind. Mor. 1011. 1463; *tæte* 3 sing.

conj. 281. 315. 1251. 1427; *tæte* 1 sing. conj. 583. 1353. 1715.

Mehr schwierigkeiten als Stricker und Fleck macht wider Ulrich vZatzikhoven die wahl unter den reimformen unsers präteritums. wir finden bei Ulr. im ind. sing. (immer dritte person!) nebeneinander: *hēte* 2753. 3119. 6185, *hœte* 5781. 5973. 8431 und *hâte* 9152, im plur. *hâten* 3003. 3251. 5555. 6241. 8699. der conj. lautet *hæte* 1307. 1577. 2717 (1 sing.). 2945. 4689 (1 sing.). 4989. 5027. 5347. 7291. 7437. 7761. 8943. die buntheit der formen bei Ulr. im vergleich zu der durchführung einer einzigen reimform bei Hartm., Gotfr., Wirnt, Rud., Stricker ua. entspricht Ulr.s roherer kunst, sowie es auch bemerkenswert ist, dass er, der unhöfischeste unter den höfischen dichtern, zugleich der erste ist, der die der zeit wol schon längst geläufige form *hete* zu reimen wagt. aber wir können zeigen, dass dieses reimende *hēte* nur ein erster, tastender versuch war. es reimt 2 mal auf *bete*, 1 mal auf *tete*, warum aber nie auf *Lanzilete*? warum überhaupt in einem gedicht, in dem der name des helden und mehrerer nebenpersonen die reimform begünstigten, nur so sporadisches *hēte*? *tēte* reimt auf *bēte* 275. 979. 1033. 1193. 1625 (1 sing.). 2171. 2727. 3823. 4609. 5871. 7669, auf *Lanzilete*, nomin.[1] 4941. 5203. 5529. 6817. 7495. 7683. 7829. 8041. 8691. 8703. 9202. 9212. 9293. 9407. 9421, dat. 7943, acc. 8999, auf *Orphilete* nomin. 687. 5897, auf *Iwerete* 4164. 4527, dat. 9142, auf *Kaylete* 6031, auf *Karjete* 6343, auf *von Béforete* 8719. also *tēte* sollte 37 mal, *hēte* nur 3 mal reimen können? warum finden *Lanzilete*, *Orphilete*, *Iwerete* und die andern namen ihren reim 26 mal in *tete* und nie in *hete*, obwol sie aufser auf *tete* auch 10 mal auf *bete*, *gebete*, *wete* reimen? wir sehen also *tēte* und *hēte* galten Ulr., obwol er sie mit einander und beide wider mit *bete* bindet, doch nicht für gleichwertige, gleich willkommene reimworte. aber auch das éine *hâte* im reim des Lanz. ist kaum zufällig im gedicht so vereinzelt. wie leicht reimbar die form ist, sehen wir beim Stricker, bei Fleck, im Er. und Greg., dagegen

[1] ein sicheres *tēt* ist bei Ulr. nirgend belegt. die form des nomin. *Lanzilete* steht wol durch *Lanzilete : bete* 4705. 5113. 5209. 8777. 7273. 8049. 8199 fest, ferner acc. *Lanzilete : zesamne wete* 9391, *: mit gebete* 6059, dat. *Lanzilete : bete* 9311. 9341. daneben freilich auch *Lanzilet : gebet* 9367, *Iweret : gebet* 3917, *Orphilet : bret* 1167.

dass dichter sie absichtlich meiden bei Rud. und im Iw. Ulrichs form war *hâte* sicher nicht. am schlusse des werkes stellen sich bei ihm viele litterarische reime und reimfreiheiten ein, wie sonst bei den dichtern meist nur zu anfang (auch bei ihm s. s. 71). er eilt und übereilt. da wird er sich den reim *hâte* 9152 aus dem Er. geborgt haben, sowie er von Hartm., um nicht ohne beleg zu sprechen, auch die form *weste*, die er gegen schluss des gedichts einmal verwendet, entlehnt hat. seine form ist *wiste*[1]. den plur. zu seinem ind. *hēte*, *hâten*, das als reim auch litterarisch überliefert war, gebraucht er ohne scheu und einschränkung, sowie *tâten* 1187. 2127. 2887. 3003. 5555. 7603. 8823. dagegen ist der conj. *hæte* doch auffallend häufiger als der gleichlautende ind. — 12 : 3, bei Gotfr. 31 : 30. aber wir müssen bedenken, dass Gotfr. nur die form *hæte* für den ind. kannte, während bei Ulr. sich *hēte*, *hâte* und *hæte* in den ind. teilen. oder ist *hēte* 6185 der conj.?

Gotfr. reimt *tete* bald mit *stęte*, bald mit *bēte*; *stęte* und *bēte* aber lässt er nie unter einander reimen und beweist damit, dass er das alte reduplications -*e* anders behandelt als das altgerman. *e* der stammsilben und als das umlauts -*e* (s. Beobachtungen s. 495 anm. 1), eine unterscheidung, für die wir bei Ulfilas, so sonderbar diese zusammenstellung ist, ihre analogie finden : *ai* in der reduplication, *i* im stamm[2]. Konrad vWürzburg reimt *tete* nur

[1] Ulr. reimt *geste*(*n*) subst., *engesten*, *glesten*, *beste*(*n*), *ze resten*, *veste* subst., *muntveste*(*n*), *nôtveste* unter einander : 139. 161. 763. 785. 897. 1117. 1345. 3717. 5567. 6273. 6623. 6675. 6803. 6829. 7407. 7615. 8307. 8515. 8597. 8741. 9043 (es reimte *beste*), nur einmal aber, und erst 7833 reimt er *weste* (uzw. conj., *wiste* ist immer ind.) mit *zeleste*. dagegen reimt im typus -*iste*(*n*) auf der einen seite nur *gevristen : mit wîbes listen* 625 und *liste : vermiste* 4473, auf der andern *wiste : liste* 1923. 2037. 2747. 7183, *wisten : listen* 105. 5427. 6341, *: vermisten* 7037. reimbequemheit war es also nicht, was Ulr. *wiste* dem *weste* vorziehen liefs. aufserdem bindet er 3707 *wesse : messe*. auch erst gegen schluss des gedichts erscheint Hartm.s *sâ*, 7989, vorher nur *sân* 2427. 3055. 5287. 5811. ebenso drängen sich seine alemannischen *m : n* alle im letzten drittel des gedichts, nur *geladen : slâfgaden* 4117, sonst *kam : man* 6543. 7611, *: gewan* 7355, *ruom : tuon* 7757, *heim : schein* 9303.

[2] nach Michels Mhd. elementarbuch s. 159 soll Gotfr.s *tęte* analogiebildung zu *hęte* (aus *hębete*) sein. aber wo gibt es denn im 13 jh. ein *hęte*? wo bei Gotfr. und wo bei allen andern? die ältesten dichter, die *hete* reimen, reimen es consequent mit *ē*, so Ulr. vZatzikh., Konr. vWürzb. und die

mit umlauts -*e*, s. Grimm Gramm. I 885 (abdr.). der reim *tęte* : *stęte* begegnet bei Konr. mehr als 100 mal, nur die gSchm. und das Turn. bieten keine belege. im Troj. : 4691. 4767. 5463. 5901. 6211. 6303. 6469. 6603. 7211. 7957. 9127. 9759. 10229. 10701. 10715. 11389. 12493. 12563. 12629. 14901. 17297. 18755. 20455. 23713. 24197. 24651. 26081. 26129. 26977. 27757. 27933. 31787. 31913. 34417. 35231. 35667. 36277. 36627. 37053. 37915. 38789. 39021. 39402. 39967, s. ferner Engelh. 3107. 4425. 4537, Schwanr. 36. 141, Parton. 1559. 5381. 5899 usf. in der Halben birne reimt v. 17 *tête*, was Wolff gar nicht bemerkt hat. aber die Halbe birne ist eben von ihrem verfasser, wie Lachmann sich ausdrückte, Konr. vWürzb. nur aufgelogen worden, und dabei hätte man es bewenden lassen sollen. der plur. *tâten* ist bei Konr. vWürzb. sehr selten [1]. in den ca. 22000 versen des Parton. findet er sich nur éinmal : 5247, ferner begegnet man ihm etwa Otte 611. auch in den ersten beiden dritteln des Troj., ich meine v. 1—27000, steht nur éin reimbeleg 6375, erst gegen schluss dieses spätesten werkes unsers dichters wird *tâten* plötzlich häufiger : 27579. 28145. 29747. 31157. 33117. 33527. 33853. 39901, ohne dass es da in einer hier erst aufkommenden formel oder redewendung steht. und hier, nur hier gegen schluss des Troj., finden wir auch den plur. *hâten* (: *tâten* 39901) und den plur. *hëten* : *getrëten* 28195 (ind.) 30967 (conj.).

Bekanntlich ist die gewöhnliche form des prät. von *hân* bei Konr. vWürzb. *hæte*, *hæten*, sowol für ind. als für conj., sowie dies die einzige form Gotfr.s vStrafsb. und Herborts ist. daneben kennt Konr. *hët*, *hëte*, uzw. *hëte* wider für ind. und conj. dieses *hët*, *hëte*, im Troj. auch *hëten*, hat stets offnes *ë* und reimt ausschliefslich auf *bëte*, *gebët*, *brëte*, *mëte*, *getrëten*, nie auf *stęte* oder *tęte*.

dichter, bei denen *hete* auch zu *stete*, aufser zu *bete* udgl., reimt, die machen zwischen *ë* und *ę* vor *t* dann immer überhaupt keinen unterschied, so Ulr. vEschenbach, Ernst D, Renner, Rupr. vWürzb. oder ist auch das *tęte* Konrads, neben dem kein *tête* steht, analogisch zu *hęte* gebildet, ohne dass Konrad *hete* jemals anders als mit *ë*, als *hëte* streng geschieden von *tęte*, gesprochen und gereimt hat? man müste also annehmen, *tëte* sei bei Konr. nach analogie von *hęte* zu *tęte* geworden und *hęte* gleichzeitig nach analogie von *tête* zu *hête*. man sieht, wohin solches der würklichen sprachverhältnisse unkundiges construieren grammatischer erklärungen führt.

[1] vgl. das ähnliche verhalten Rudolfs vEms oben s. 104.

wenn also der verf. der Halb. birne 337 *hętte* reimt, so gebraucht er nicht nur in bezug auf das doppelte *t*, sondern auch in bezug auf die qualität des *e* eine bei Konr. vWürzb. unerhörte form: die Halbe birne sagt *tēte*, Konr. *tęte*, die Halb. birne sagt *hętte*[1], Konr. *hēte*. als der verfasser der Halben birne *hętte* in den reim setzte, glaubte er wol besonders konradisch zu sein. denn die reime *rętte* (f. *redete*) : *bętte* : *enwętte* sind für Konr. charakteristisch (Wolff führt zur Halb. birne 337 kaum die hälfte der belege an), während man bei den meisten andern dichtern der zeit den reimtypus *-ętte* vergeblich suchen wird. diesen reimtypus wollte der verfasser der Halben birne bringen und dabei entschlüpfte ihm sein md. *hętte*.

Ich führe nun die belege für *hēt*, *hēte* bei Konr. an, von denen Wolff aao. auch wider nur einen teil bringt, auch sondre ich *hēt* von *hēte* und merke an, wo die form den conj. bedeutet. wir finden *hēte* Parton. 5155. 5813. 5847. Silv. 325. 1291. Pantal. 359. 656. Alex. 1357. Herzm. 339. Schwanr. 502 (conj.) 660 (conj.). Troj. 3263. 3677 (conj.). 5277. 11511. 15097. 15281. 16045. 16651 (conj.). 23537. 25040. 26601. 30315. 37565. 37781 (conj.). 38687. *hēt* reimt zu *gebēt*, die hss. und herausgeber schreiben da merkwürdiger weise den nom. und acc. oft *gebete* (s. auch Bartsch anm. zum Troj. 10284) : Silv. 1335. 1784. 5055. Pantal. 1599. Troj. 10284. 13013. 20441. dieses *hēt* ist nie conj., was ich mit rücksicht auf das s. 102 gesagte für keinen zufall halte, *hēte* ist erst im Schwanr. und Troj. auch

[1] dieses mitteldeutsche oder besser rheinische *hętte* halt ich für die aus *hębita* entstandene form; *hęte* gibt es im mhd. nicht. neben *hętte* steht dann meist ein *hatte*, das aus *habēta* entstanden ist, und beide formen gelten in der regel für ind. und conj.; so in der Erlös. und Elisab., wo sie neben ind. und conj. *hæte* (resp. *hæde*) sowol beim auxiliar als beim vollwort stehn, während Herb. neben *hæte* (resp. *hēde*), das für ind. und conj. prät. des auxiliars so wie bei Gotfr. (vgl. auch Konrads *hæte* ind.) allein gilt, ein *hętte* und *hatte* nur als präteritalformen des vollworts stellt. anders ist wol das *hatte*, conj. *hętte* der Martina und Heinzelins (Ritter und pfaffe 232, s. Pfeifers anm.) zu verstehn, das als auxiliar neben *hâte*, conj. *hæte*, in diesen gedichten steht. es ist zu beachten, dass Hugo vLangenst. so wie Heinzelin *t* und *tt* nach kürze ungescheut binden (s. unten s. 111 anm. 2), sodass *hętte* auch oft zu *-ęte* reimt (so wie *hatte* zu *-ate*), was aber nicht nach Michels und Ehrismanns *hęte* deutet. ebenso sagt Kunz Kistener *hętte*, ob er es jetzt mit *bętte* (201. 473) oder mit *stęte* (697. 833) bindet. ähnlich sind wol auch die zahlreichen reime von *hętte* auf *stęte* beim Büheler zu fassen.

conjunctiv, der plur. *hêten* erscheint erst am schluss des Troj. *hêt hête* ist also wesentlich seltener als *tęte*, am häufigsten noch im Troj., es fehlt im Engelh., Otte, gSchm., Weltlohn, Klage der kunst, Turn. und den Liedern; im Parton. (22000 verse) steht es nur 3 mal und diese drei mal innerhalb 700 versen sich widerholend: 5155. 5813. 5847.

Wolff hat als parallele zu dem vereinzelten *hętte* der Halb. birne ein vereinzeltes *hête* und ein *hâte* für Konr. beigebracht. dieses *hête* nun stünde zunächst im reim auf einen namen: *Lucrête* Parton. 269 — *stund iz anderswar, Daz wêre valsch, und ist ganz dar, Wand sich dâ rîmet der name* (Hessler Beitr. 24, 183). aber wer sagt uns denn, dass Konr. *Lucrête* gereimt hat und nicht *Lucræte*? welcher reim beweist das? *Milête : Lucrête* Parton. 11145 doch gewis nicht, und hier ist auch *Lucrête* der name eines landes, dort der einer frau und die hss. schreiben des öfteren *e* für *æ*. ich würde also *Lucræte : hæte* für den text in vorschlag bringen. und auch mit dem *hâte : drâte* adv. Parton. 11219 ist es nichts, es ist mit Bartsch *hæte : dræte* zu lesen und ein adv. *dræte* für Konr. zu constatieren, das auch Troj. 4383 auf *hæte* reimt. im Parton. steht übrigens auch *hâte* in der hs., und wenn daneben *drate* geschrieben ist, so beweist das nichts, denn der schreiber bezeichnet *æ*, aufser durch regelmäfsiges *â* und durch *e*, auch durch *a*, s. zb. *state : hate* Parton. 13273. im Troj. aber schreiben an der betreffenden stelle, wie es scheint, alle hss. *hæte : dræte* (resp. die orthographische entsprechung davon), auch ist *hæte* hier wahrscheinlich der conjunctiv.

Neben gewöhnlicherem *hâte hâten* 121. 542. 656. 819. 1107. 1437. 1521. 2145. 2207; 541. 693. 2408. 2497, conj. *hæte hæten* 143. 203. 409. 927. 1937. 2523. 2657 und einmaligem ind. *hæte* 55, zu anfang des gedichts, gestattet sich auch der verfasser der guten Frau einmal, im reim auf einen namen, das sonst bei ihm wie bei Hartm., Rud. und Wolfr. verpönte *hêt* (*: von Tolet* 2433). ob hier das *hêt* ein- oder zweisilbig reimt, ist schwer auszumachen. es ist 3 sing. oder ist nicht *het : Tolet*, sondern *hêt : Tolêt* anzusetzen? das scheint mir für den Alemannen höchst unwahrscheinlich.

Dagegen reimt Wernher im Meier Helmbrecht, so wie Wirnt, *hêt* auf *glêt* 1847, eine andre form des prät. von *hân* kennt er nicht. uns ist dieses *hêt : glêt* sehr wertvoll, da Lachmann bekanntlich

(s. darüber Beobachtungen s. 492 anm.) behauptete, dass das einsilbige *hėt* blofs die form der 3 sing. sei, die 1 sing. dazu aber zb. bei Wirnt *hēte* lautete. an unsrer stelle des MHelmbr. aber ist *hėt* erste person : es wird also Wig. 7114 sicher *Mahmėt : hėt* anzusetzen sein [1], wenn Wirnt auch die reimform *Mahmēte* nicht, wie ich aao. andeutete, erst aus dem Wh. hätte lernen können, s. *Mahmet : tet* Rol. 96, 1, *: bete* Rol. 83, 7, *: gebet* Rol. 123, 23, *Mahmeten : ze stete* Rol. 31, 3. 144, 5. 147, 5 usf. — *tete* reimt im MHelmbr. sowol zu *bēte* 1147. 1265, als zu *stęte* 849 und zu *bęte* (für *bette*, s. auch Warn. 711. 519, Kindh. Jesu 2415. 2569, vgl. Lachmann zu Iw. 1212 [2]) 1855. es findet sich daneben kein andres beispiel der bindung von *-ēte* und *-ęte*, aber in dem kleinen gedicht kann das zufall sein.

Neben dem ind. und conj. *hėte hėten* in Reinbots Georg — *hėte : prophėte* 3559. 4077. 4457 (stets dritte person), *hėten : pro-*

[1] das einsilbige *ich hėt* (*: stėt*) steht ferner noch in Mai und Beaflor 93, 19 neben *er hėt* (*: stėt*) 140, 15. 153, 37. — *er hėt* belegt schliefslich auch Ulr. vTürl. (XVI 27. CLXXVII 11. CCXLVIII 7, s. Singer s. XVII) und Weinhold Bair. gramm. § 321 bringt reimbeispiele aus der Krone und dem Tundalus. über andre formen des prät. von *hān* in der Krone s. Reifsenberger s. 26. freilich apokopieren alle diese österr. gedichte hie und da das *e* nach dem *t* (über MHelmbr. s. oben s. 63), da aber dem *hėt* meist kein klingend gereimtes *hėte* gegenübersteht, ja bei manchen auch keine einer solchen apokope ganz correlate parallele, dürfen wir *hėt* wol für die flexionslose form in anspruch nehmen.

[2] vgl. *drite* Krone 734, Mantel 348, Lanz. 6701, Mart. 100, 21. 173, 5. 208, 109 uö., Minnel. 853, *in almiten* Lanz. 2025. 3613. 5187, *enmiten* Barl. 68, 27. 340, 5, Mart. 36, 97. 87, 73 uö., Minnel. 807, *halte : schate* Mart. 161, 21. 206, 3 uö., *relle : stete* Mart. 43, 53. 77, 23, *enwelte : stete* Mart. 101, 75. 126, 69, *spotte(n) : gote, bote(n), kriuzegote(n), kestegote* — das n in diesen verben der 2 schw. conjug. ist in der Mart. (und im Serv.) stets kurz, nie lang — Lanz. 1847, Barl. 184, 13. 206, 21. 236, 37. 247, 31. 325, 7. 288, 9. 200, 21. 233, 15. 257, 21. 260, 31. 265, 15. 268, 7. 275, 13. 318, 35, Mart. 61, 41. 76, 13. 41, 34. 139, 69. 109, 101, Minnel. 1289. bei *spote(n)* wird man für Rud. und Ulr. wol an vereinfachtes *t* denken dürfen, jedoch ist mir im allgemeinen wahrscheinlicher, dass wenigstens die alemannischen dichtungen (und alemannisch sind die meisten), die *t* mit *tt* nach kürze binden, einfaches *t* verdoppelten. die Österreicher haben bekanntlich den vocal vor *t* in offner silbe gelängt. freilich sind die betreffenden verse nur bei Hugo in der regel dreihebig. Hartm., Gotfr., Wolfr., auch der Türheimer, kennen kein *spoten* usf., resp. keine verdopplung des *t* nach kurzem vocal, wol aber kennt der Türheimer das alte *bitten* (*: enmitten* Trist. 589, 25, *ich bitte : dritte* Rennew. Zs. 34, 1, 75) neben dem allgemein oberdeutschen *biten* (s. Rennew. Adel. Mag. II 1, 60, Germ. 16, 2, 30, Zs. 34, 1, 55).

phêten 2665 (conj.), *: planêten* 3463 (conj.). 5711. 6009, *: Margarêten* 4677 — bedeutet das vereinzelte *hâten : tâten* 5569 vielleicht nur einen litterarischen reim. auch *tâten* findet sich nur an dieser stelle gereimt. der sing. lautet bei Reinb. ausschliefslich *tęte*, so wie bei Konr. vWürzb., er reimt auf *stęte* (als 1 person 1389, als 3 person 3719. 4149. 4587. 5169. 5893. 5913), nie aber auf *bëte, gebëte, mëte* usf.

Ganz so wie der Georg verhält sich auch der Servatius Zs. 5. im ind. reimt *hêter* auf *Pêter* 151. 3039. ob *hêter* auf *hêtę er* oder auf *hêt er* zurückgeht, kann man nicht sagen, ebensowenig, ob in der bindung *hete* 3 sing. ind. *: Mahmete* 632 *hēte* anzusetzen ist, oder *hêt* hier, wie ich es oben s. 111 für Wirnt postulierte, auf ein *Mahmêt* reimte. neben *hêt(e)* steht dann ein vereinzeltes *hœte* (conj.) 1891, so wie bei Reinbot neben *hête(n)* ein vereinzeltes *hâten* (plur. ind.). — *tete* reimt im Serv. wie bei Reinbot (und bei Konr. vWürzb. s. oben s. 108) stets nur auf *stęte*, also mit geschlossenem *e*[1], uzw. Serv. 213. 899. 1381. 1823. 2139, streng geschieden von *bete : brete* 3443 udglm. ein *bete : stęte* belegt der Serv. natürlich so wenig wie der Georg.

Häufiger als im Georg oder Serv. sind in der Kindhheit Jesu neben den österr.-bair. *hête* (3 sing. conj.) 307 und *hêten* (ind.) 2531 — hiefs der sing. *hêt*? — die seit Hartm.s Er. und Greg. litterarischen *hâte* (1883) und *hâten* (178. 1259) im ind., *hœten* (803) im conj. der ind. *hœte*, ferner *hēte* und *hēt* fehlen. *tete*

[1] an *täte : stäte* zu denken (also etwa das alte reduplications-*e* gleich überoffenem *ä*, dem laut des zweiten umlauts), verbietet Konr. vWürzb.s gebrauch. da dieser als geborener Franke *ä* und *ë* unterschiedslos bindet (s. darüber die folgende nr 8), so hätte er **täte* und **stäte* im angenommenen fall auch mit *hëte, bëte* usw. gebunden, was, wie wir oben sahen, nie geschieht. er sprach *tete* also sicher so wie *stete* mit geschlossenem umlauts-*e*. an *stäte* könnte man bei Wolfr. denken, der es mit *bëte* bindet (s. Beobachtungen s. 495) und anderseits auch sehr oft *ä : ë* reimen lässt (s. nr 8), ebenso etwa bei Ulr. vEschenb., Ernst D uaa. wenn aber die Österreicher und Baiern *stete* stets auch auf etymologisches *-ëte* reimen lassen, so ist an einen reim von *ä* (also *stäte*) *: ë* nicht im entferntesten zu denken. denn Österreicher und Baiern halten, wie wir sehen werden (nr 8), *ä* und *ė* bis auf die spätesten zeiten streng auseinander. dagegen ist hier *ė* vor muta in offener silbe (wie der heutige dialekt beweist) zu geschlossenem *e* geworden und der reim von *stęte : -ëte* dem dialekt nach insofern rein, als etymologisches *ę* und etymologisches *ë* vor *t* (*b*, *g*, *d*) die ursprünglich nur dem *ę* zukommende geschlossene qualität hatten.

reimt zu *stęte* 673. 899. 2051, nur einmal zu *bēte* 2517, aber auch *mēte : stęte* 2397. *tāten* 178. 1259, conj. *getæte* 411, *getæten* 469.

In der Urstende finden wir einen ind. sing. *hæte* 117, 64, als ind. plur. (zu einem sing. *hêt*?) aber nur *hēten* 124, 44. 125, 13[1]; *stęte* reimt auf *gebēte* 121, 17. 122, 25, *tete* aber bleibt unbelegt, *tāten* 105, 20. 106, 10. 108, 84. 112, 73. 122, 3. dagegen reimt in der Himmelf. M. *tete : bēte* 387. 875, niemals *-ęte : -ēte*, *tāten* 393. 877, conj. *tæte* 537. das prät. von *hān* steht hier nie im reim.

Eine interessante form überliefert Ulrich vTürheim. er reimt Trist. 555, 25. 583, 37 als 3 sing. ind. prät. von *hān heite : seite* und Trist. 575, 27 *heite : reite* (di. *redete*). auch im Rennew. steht öfter *heite*, uzw. für ind. und conj., belege bei Lachmann Kl. schriften I 161 anm. neben *heite* stellt sich ein präs. *er heit* Trist. 498, 4. 500, 29. 568, 11. sonst kennt Ulr. im ind. sing. *hæte : tæte* conj. Trist. 508, 5, *: stæte* Rennew. Zs. 26, 4ᵃ, 36, *: wæte* prät. (vgl. *müete* 553, 37) Trist. 575, 35; *hāte* ist selten, ich finde es nur im Rennew. Lohmeyer 306, der plur. heifst *hāten* (wider nicht *hæten*) Trist. 517, 9. 551, 39. 574, 37. 578, 5, Rennew. Lohm. 265, der conj. *hæte* Trist. 558, 31, Rennew. Pf. üb. 47, 451, *hæten* Trist. 540, 9.

Die form *heite* entstand aus dem ahd. *hebita* (s. Kögel Beitr. 9, 520), so wie einerseits *hāte* aus *habēta*, anderseits *seite* aus *segita*. neben *heite* findet sich bei Ulr. demzufolge auch das präs. *er heit* aus *er hebit*, so wie *er seit* neben *seite*, *er hāt* neben *hāte* steht. ich glaube nicht, dass dieses *heite* und *heit* (bei Boner auch *wir hein*) nach analogie des conj. *hęige* < *hębege* gebildet ist, wie etwa Paul annimmt. es unterligt diese herleitung eines belegten *heit, hein, heite* aus der analogie zu einem im 13 jh. unbelegten *heige* derselben beurteilung, wie oben s. 107 anm. die herleitung des belegten *tęte* aus der analogie zu dem nicht belegbaren *hęte*. aus der form *hębete* entsteht also die form *heite*, ob auch eine form *hęte* aus ihr entstanden ist, wie Ehrismann Beitr. 22, 299 anm. und Michels wollen, bleibt mir zweifelhaft. denn erstens, wo ist denn dieses *hęte*, das älter sein soll als das daraus mit

[1] dieses nebeneinander von *hæte* sing. und *hēten* plur. auch bei Wolfr. oben s. 102. sing. *hæte*, plur. *hāten* bei Ulr. vZatzikh. s. 100 und Ulr. vTürh., s. auch *hāten* neben *hæte* bei Konr. vWürzb. s. 108.

anlehnung an *hæte* oder *tēte* entstandene *hēte*, in mhd. zeit belegt? ich find es nirgends. zweitens, wo ist das aus *hębet* entstandene alte präs. *er hęt*? ein präs. *hēst, hēt, hēnt* kommt erst in sehr späten, meist hochalemannischen texten vor und ist dort natürlich abstraction aus dem prät. *hēte*. dagegen reimt *heite*, das alte resultat der contraction von *hębite* schon in der Hochz. 373. 914. 932 (Karajan 27, 17. 39, 22. 40, 10) auf *seite*, oder ist dort wenigstens, wenn wir ESchröders zweifel teilen (s. Anz. xvII 292), so in der alten hs. überliefert. so wie es bei Konr. vWürzb., in der gFrau usf. ein *rętte* gibt neben dem *reite* Ulrichs vTürh., Reinbots, Konrads vFussesbr. usf., aber kein *ręte*, so ergibt ahd. *hębita* höchstens neben *heite* ein *hętte* (s. Halbe bir, Erlös., Elisab., Herb., oben s. 109 anm.), aber kein *hete*, uzw. einzig und allein bezeugtes *hēte*. ebenso steht nur *hatte* (s. oben aao.), nicht *hate*, neben *hâte* < *habete* und nur *schatte, latte*, nicht *schate, late*, neben *schâte, lâte* < *schadete, ladete*. *hēte* kann also meines erachtens nur analogieform zu *tēte* sein, in der weise, wie Schröder die entstehung der form erklärte. nur ein bedenken hab ich: Konr. vWürzb. sagt (so wie Reinbot, Servatius uaa., die also das alte reduplications-*e* durch geschlossenes *e* widergeben, während Gotfr. und andere Elsässer bei diesem und nur bei diesem *e* in ihren reimen zwischen *ę* und *ē* schwanken) constant *tęte*, aber ebenso constant *hēte*. doch kann, wenn *hete* mit dem gleichen zwischen *ē* und *ę* in der mitte stehenden *e* gesprochen wurde, wie *tete* bei Gotfr., hier leicht blofs reimgebrauch und nicht sprachgebrauch die ursache der scheidung sein. für *tete* fand Konr. die bindung auf *stęte* bei Gotfr. vor, für *hete*, das Gotfr., Hartm., Wolfr., Rud. usw. nicht reimen, muste er sich selbst erst die ihm richtig scheinende bindung für dieses zwischen *ę* und *ē* in der mitte liegende *e* suchen und entschied sich für *ē*; dass er dann im gegensatz zu Gotfr. consequent blieb, kann nicht auffallen.

Wenn Ehrismann im recht wäre, ein **hęte* aus *hębete* herauszuconstruieren, so könnte man auch *hēte* aus einem *hēbete* entstanden sein lassen. dieses *hēbete* liefse sich nämlich tatsächlich aus den reimen des Strickers und des Bühelers abstrahieren. beide dichter reimen niemals *ē : ę*, weder vor *g, b, d, t* wie die Österreicher, noch vor andern consonanten. wenn also im Dan. 2211. 2353. 4153. 4237. 5933 (und ähnlich zb. auch im Diocl. 926.

4961)[1] das prät. des vollworts, sc. *sich gehebete : lëbete* reimt, so kann dies nicht *gehębete* mit geschlossenem *e* sein. der Stricker kennt neben diesem *hebete* auch nur éin *habte* Karl 4967, und da ist es direct aus Rol. 142, 21 übernommen. daher ist es m. e. müfsig, in der form *hebete* dem *habete* gegenüber mit Rosenhagen Unters. s. 40 eine nicht vorhandene bedeutungsnuance zu suchen[2]. wenn schon nicht *hëte*, so könnte man vielleicht die form *hiete* (ind. Gudr. 443, 3. Bit. 1677; conj. Gudr. 1015, 4. Bit. 3438. 7567. Krone 3548. Konr. vHaslau 727. 857. 945, plur. *hieten* 1216) aus solchem *hëbete* erklären. aber wie dieses *hëbete* selbst mit seinem alten *ë* zu erklären wäre, wüst ich nicht. ich befände mich hier im umgekehrten fall, wie Ehrismann und Michels, die ihr *hęte* erklären, aber nicht nachweisen können. da führt uns, glaub ich, die beobachtung auf den richtigen weg, dass sowol der Stricker wie der Büheler dem ganz oder teilweise fränkischen charakter ihrer sprache gemäfs, wie wir nr 8 hören werden, zwar nie *ę : ë*, wol aber oft und unterschiedslos *ä : ë* reimen. *hebete* im reim auf *lebete* kann also eben so gut *häbete* als *hëbete* sein. in bestimmten gegenden war also erst später als analogisch gebildete form nicht *habêtà* neben altes *habita*, sondern *habita* neben altes *habêta* getreten, erst als der process des ersten umlauts bereits vorüber war. *a* wurde demgemäfs durch das neue *i* nicht zu *ę*, sondern nur zu *ä* umgelautet[3]. wir werden ja in nr 9 sehen, dass die österr.-bair. *seite, kleite, verzeit, meit* (im gegensatz zu *geleit* < *gelęgit*) wahrscheinlich auf solche spätere *sagita, klagita, verzagit, magit* (dh. *magidi*) über *sägete, klägete, verzäget, mäget* zurückgehn. es wäre nicht unmöglich, auch *heite*, ja auch das wesentlich rheinische, indicativische *hæte* (eine

[1] s. auch Boner *gehebt* part. *: gelebt* 48, 3. auch Boner reimt *ä : ë*, aber nur selten *ę : ë*.

[2] um dies tun zu können, muss Rosenhagen, der behauptet, 'tennlt' heifse beim Stricker *habete*, nicht *hebete*, Dan. 4153 die bedeutung von *hebete* 'zweifelhaft' sein. Daniel ist in ein zaubernetz gefallen und wird dort festgehalten, dass er keinen finger regen kann : *Er wolde vil gewis wesen, Daz in der tíuel hebete.*

[3] einige rheinfränkische dialekte zeigen dieses *ä*, resp. die entsprechung, auch heute noch. so erfahre ich durch Heeger s. 8, dass *ich hèb* usw. (hd. *ich habe*) mit offenem laut, dem secundären umlauts-*e*, in der Südostpfalz gesprochen wird. das *è* (resp. *ä*) stammt aus der 2 und 3 person, wo *habis, habit* in dieser gegend erst später für *habês, habêt* eingetreten war.

andre erklärung. dieses *hæte* s. oben s. 102) auf unser *hâbete* zurückzuführen.

Auch in bezug auf die präteritalformen von *tuon* gibt Ulr. interessantes material. er reimt *tete* zu *bēte* Trist. 514, 19. 571, 29. Rennew. Zs. f. d. ph. 13, 119[d], 55. Adel. Magaz. II 1, 56, Roth 308, 165. 314, 79, *brēte* Trist. 522, 37, *Antrēte* Trist. 529, 11. 534, 11. 565, 11 (vgl. *Antrete : bete* 528, 5), *Mahmēte* Roth 313, 39, er reimt aber auch zu *stęte* Trist. 515, 5. Ulr. reimt sonst niemals — freilich kenn ich vom Rennew. nur einen teil — *ē : ę* als in *Wintersteten : gebeten* Trist. 498, 25, vielleicht mit einer reimfreiheit beim namen. möglicher weise also hat auch er Gotfr.s indifferentes *tete* gesprochen. ein einsilbiges *tet* kennt Ulr. nicht, wol aber ist *tēte* bei ihm schon hier und da conjunctiv, so sicher Trist. 534, 11, wol auch Trist. 514, 19. diesem conj. *tete* reiht sich der conj. *hete* und plur. *heten* bei Konr. vWürzb. an. neben *tete* heifst der conj. auch *tæte* Trist. 505, 18. 508, 5. 558, 31. 560, 1. 573, 11. Rennew. Pf. Üb. 47, 451. 48, 599. 51, 831. Zs. 38, 63. Germ. 16, 2, 40 und *tæten* Trist. 540, 9. den plur. ind. *tâten* find ich gereimt Trist. 574, 37. 578, 5.

Graz, mai 1899. KONRAD ZWIERZINA.

BLATTFÜLLSEL.

WALTH. 9, 14 : die übliche beziehung der *armen künige*, die das römische reich *dringent*, auf die flüchtig auftauchenden throncandidaturen des Zähringers oder gar des Sachsen, des Pfalzgrafen, die alle nie könige wurden, ist mir sehr unwahrscheinlich, und Otto vPoitou allein ist eben nur singular. *reguli* heifsen im ma. nun aber nicht nur die gegenkönige, sondern namentlich auch die nichtdeutschen herscher, die fictiven unterkönige des kaisers (Waitz VG. VI² 159 f). Walther meinte mit den *armen künegen* [1] also entweder aufser Otto auch Richard vEngland, seine rückendeckung : hatte Heinrich VI den Engländer doch nahezu als vasallen betrachtet! oder aber der dichter fürchtet von der kaiserlosen zeit eine allgemeine schwächung der deutschen weltmonarchie, die gerade der grofse tote verstärkt hatte, fasst also neben dem Engländer auch Philipp August ins auge, den erst der gemeinsame feind den Staufern verband, und den unruhigen nachbar der nördlichen reichsgrenzen, den Dänen Knud, bei dem man welfische sympathien voraussetzte. im ersten falle wäre der spruch nach Ottos wahl, ja krönung abgefasst, im andern, bevor Philipp Augusts bündnis mit dem Staufer (29 juni 1198) allgemein bemerkt war. R.

[1] *arm* 'wertlos' etwa im traditionellen (HMS. III 34ᵃ) wortspiel mit *Rîche*?

AUS DEM
HISTORISCHEN ARCHIV DER STADT KÖLN.

I.

Die von KSchröder Germ. 17, 28—39 *herausgegebenen bruchstücke des* G r e g o r, *die bei Goedeke* I[2] 93 *irrtümlich nach Colmar versetzt werden, bedürfen einiger berichtigungen. ich gebe eine vollständige nachcollation:*

1507 *oder* lieze nid[s] 1524 mir mir min 1530 sinen wolle 1535 zvivelen 1549 me ain ich 1565 sehen 1617 gelich[s] | missitat 1627 *alle tinte ist in dieser gegend abgewischt. aber es ist deutlich, dass blofs* h[s]re, *nicht* min *stand, es folgt unmittelbar* joch, *dann eher* mine *als* minir, *dann* girde noch merre, *jedesfalls ist* -erre *sicher.* 1643 schief 1645 Schire tůgent 1667 kv̊rzen 1688 ẘnd[s]er 1701 můfzic 1707 vrlvgis 2105 hatde 2111 ſůndenliche sache (*das* ſ *ist ganz sicher*) 2115 můt[s] 2128 tauele 2134 er dar lachende 2144 *und* 2158 ẘncfrowe 2149 vile 2154 hatde iz die magit 2166 *oder* mochte 2168 trůric 2173 enhan 2180 gůte 2181 getegitis 2182 segetis 2184 daz 2187 důz 2190 was mac 2191 vch 2195 genv̊mē 2206 schit 2209 hv̊te 2215 bigan 2219 brv̊sten 2232 sp[a]ch 2236 gesv̊nt 2248 ǒch 2249 Nit want 2252 horen 2253 dů 2260 ad[s] 2263 *wol* zv̊ 2267 *ob* sin[s] *zu lesen ist, ist nicht deutlich, das abkürzungszeichen scheint aber sicher zu stehn.* smerze *scheint mir nicht zu stehn,* swere *dagegen möglich. zweifelhaft, ob zwischen* swere *und* iender *noch ein punct anzunehmen ist* 2270 vñ sie ime henemē mobte 2273 zv̊ge.

II.

2 *blätter einer pergamenthandschrift des* 14 *jhs.,* 28 *cm hoch,* 22 *cm breit,* 50 *zeilen auf der spalte, enthaltend* B r u d e r P h i l i p p s M a r i e n l e b e n *v.* 5030—5429. *ich lasse die bemerkenswerten lesarten folgen:*

5030 Sin nas waz auch 33 lebse 41 hewflein 55 in schoner prait 69—72 Daz waz gar an pein Sein fůzze vnd sein hende M. zuhten er daz wende Daz . . alle die lobes iahen 77 mandel trůch (: rokch) 78 siten (: zeiten) 80 *anfang von*

1^{r}b dhainen schuech phlagen er ze tragen 81 Von seinen chintleichen. *darnach rote überschrift* Von der sûzzen sprach 87 f *auch* die er chunde Sey beschaiden alle wol 5101 Got vnd schepher alles dester ist 8 von anegenge 9 Vnd ich gewinne auch nimm' ende 17 gewalticleich 22 gehaizzen ist 29 *beginn von* 1^{v}a 47 welcher sache not 48 *wie text* 60 iechen (: geschehen) 65 erlose von der tyefels crûnne (trûnne? : chunne) 76 dinch dew suntleich 79 *anfang von* 1^{v}b 86—88 Jesus sprach do von der valant An mir hat dhain phant Je doch wil er verraten mich 90 Dar zo hat er beraitet sich (: geleich) 92 Sullen fûgen 93 bring 203 da von ist mein herz zehrochen 6 sprach raine mûter 7 wainen 8 Die heiligen schrift muezz 11 nicht sware 12 gedenches von der red 15 In dem tempel sprach do zû dir 17 durch dem (*oder* dein) h'tczen 21 mein laid muezz ich sere chlagen 29 *beginn von* 2^{r}a ertotet (: v'raetet) 30 mein' sel (: cheln) 32—33 *fehlen* 34 Do chumt 37—39 Vnd hilft in von ir̊n beinen Sus wirt der tyefel hel Vn̄ mit dem gewalt wænt er mein sel An sich haben gezogen Dar an wirt er betrogen 42—43 ze storen : fûrent 44 Vnd machent si vor dem tiefel 47 Aber ich trawrich worn bin 48 So ich hor nennen deinen tôd 49 Daz ist meines hertzen nôt 50 *ganz rote initiale* 62 Maria 73 grozz (70 so grozzen) 79 *beginn von* 2^{r}b warden; *diese form öfter* 84 sprach lieber herre mein 95 chind meins 300—301 Die sullen ern vnd trosten dich Vnd dir dienen alle geleich 303 Alles trostes ich mich ab tûn 6 sprach ia sende 8 trost satzehant 21 vil grozzew vrevd inne schawen 27 *anfang von* 2^{v}a 32 Lange 36 *nicht ganz deutlich, am ehesten* eruollen (: willen) 40 die meschait 45 den ewigen lon (: getan) 47 Da 48 Solt immer ewichleich 52 Du solt sei wol bewarn 53 sol von hinne varn 54 Vnd wil 59 Mit allen vleiz ich ir hûte *darnach rote überschrift* Daz Jesus die christenhait an hûb 65 sand 67 zu dem wazzer *nach* 5371 *rote überschrift* Daz Jesus an hueb ze predigen 74—76 Zwelf iunger die wil schreiben alle mit nam Daz waz pet's v̄ and^eas 82 Sand 93 geben wirtschaft 96 brawtlust 99 prawtlust 404 Vor den gesten wein ze ran 22 Jesus gab dar uber den segen (*ohne* sin) 23 Daz wazzer ward al do ze wein 27 Vnd hiez alle sie trinchen (: schenchen).

III.

Zwei blätter und ein halbes blatt einer pergamenthandschrift des 13—14 *jhs.*, 35 *cm hoch*, 23 *cm breit, in zwei spalten zu je* 40 *zeilen geschrieben. das durchschnittene blatt enthält je eine ganze spalte von jeder seite. auf dem einen blatt steht* Recessus Hansae Anuj 1597 Dominica post Trinitatis. *aus dem* **Veterbuch**. *das* 1 *blatt beginnt mit Franke v.* 241. Anthonius *hat eine rot und blau verzierte initiale; auf dem mittelraum zwischen den beiden spalten steht* vō sente antonio *und am rande in roter schrift die schlussverse der einleitung* Jhesu getruwer leitesman Wā ich iz durch dich wil grifen an. *das blatt reicht bis* 401. *wenn die einleitung gegen Frankes text nicht gekürzt war, umfasste sie* 6 *spalten. es giengen also wol in der hs.* 2 *blätter voran, und der text begann erst auf der rückseite des ersten. das* 2 *blatt war jedesfalls durch ein doppelblatt vom ersten getrennt, sein text hat noch* 30 *verse von dem mit* Der gotes degen getruwe (*Franke* 863) *beginnenden absatze. das blatt, von dem nur die hälfte erhalten ist, lag später, gegen den schluss enthält es die verse*

swer sich durch got hat gegeben
in ein gehorsamez leben
vn̄ doch wil ie die vrunt besehen (*vgl. Franke* 1829 *ff*).

IV. Disticha Catonis.

Ein zerrissenes pergamentblatt, das jedesfalls ein doppelblatt war, das äußerste einer lage, und dann nur einspaltig beschriebene seiten hatte. es enthält, zum teil sehr unsicher lesbar, reste einer niederrheinischen version, die mit dem von Zarncke Der deutsche Cato s. 160 *ff verzeichneten nd. texte übereinstimmt. vgl. dazu auch Beets De Dist. Catonis in het middelnederl.* 95 *oben.*

Das lat. war im manuscript rot geschrieben. im folgenden ist unsicheres cursiv gesetzt.

1.

C
De sich wis*heit* wail versan
Inde wais zu rome in eren gewis.

1 *von der obersten zeile noch das heruntergezogene* C *von* Cato *sichtbar.* 2 *hinter* wis *ein loch.*

Men du he sach der weyrelt bloss
Van duchden, seyden inde zûchten,
Du begunde he sere suchten
Vm eynen sun, den hadde he du.
Den larde he inde sprach also.

Cum animadverterem quam plurimos homines grauiter errare in uia morum

Eyn dencken mir zu herzen quam,
Da van ich in den moide vernam
Dat veil der lude ir zyt verquisten,
Dey guder seyden neyt en wisten.

Succurrendum et consulendum eorum memorie fore existimaui maxime ut gloriose viuerent et honorem contingerent.

Du dacht ich doch an minen mûit
Dat in zo helpen weir gûit,
So man in geûe gûde lere,
Da mit si mochten crigen ere.

Nunc te fili carissime docebo quo pacto mores ... tui componas.

O alre leifste sun min,
Nv wil ich dir eyn lere sin,
Wey du sûyls (?) din leyuen maissen
Inde zû gûden dûchden saissen.

Igitur precepta mea legito ut intelligas .... enim et non intelligere negligere est.

Lis dicke sûn inde ouch verstant
Wat di .... bekant

2.

Du zu ... *taus*
Dat dû geit in den bûdel hais.
Wat *boith*[3] saltu ouch gelden,
So in darf man dich neit drugener schelden.

Cum bonis ambula. Saluta libenter.

Sun du salt wandelen da du weis
Gude lûde, dat is min geheis,

2, 1 *hinter* zu *ein loch im pergament.* 2 gelt *scheint nicht zu stehn.* 3 *vielleicht* wat du koifs?

Inde alle lûde gerne grûissen,
So mach dir gude antwerde gemûissen.
Ad consilium ne accesseris antequam voceris.
Sun, mirke vort dey lere myn:
Wa dey lude zû samene syn,
Neit in gancch in eren rait,
E man dich gerûfen hait.
Mundus esto. Verecundiam serua.
Dû salt kuysch syn inde reine
Mit denken, worden inde in werck gemeyne
Inde alle zyt halden schamelheit.
Hey leift der werelde we dat deyt.
Maiori cede. Minorem ne contempseris.
Sun, du salt al zyt deme groissen
Wichen me dan dime genoissen
Inde den cleynen neit versmain,
So machtu lof der lûde hayn.
Familiam cura. Rem tuam custodi.
Sun, sorge vûr dey deiner din,
Vp dat si dir getruwe syn.
Dine haue saltu wyslichen halden,
So in dartu neit in sorgen alden.
Conuiuia raro. Vino te tempora.
Wirtschaf zû dicke s[altu] laissen

3.

Wes du ane
Macht dat in saltu neit . . .
Id haent dicke lude ge . . .
Den gûden luden wail . . . .
Quod tibi suspectum est cou . . . . .
Namque solent *primo* que . . . . . .
Wilchs dinchs dû wairheit . . .
Des ganch snel us *dacz* . . .
Want wat man leist in z . . .
Des mach man na mails . . . .
Quin te detineat veneris . . . . .
indulgere gule noli que v . . . . .

2, 25 *hinter* s *des ergänzten* saltu *loch im pergament.*
3, 1 *die zeile oben abgeschnitten.*

Sun, is dat dir vnkiusche [minne]
Hait beklummen dine sinne,
Sun, so saltu halden maissen
An ouer drancke inde ouer a[isse]
Cum tibi proponas animalia cunc . . .
Vnum precipio hominem plus . . . .
Bistu von synnen, sûn, so cley[u],
Dat du vûrtes alle dir geme[yn],
So vûrte den minschen vore [al],
Den man zu rechte vûrt[en sal].
Cum tibi preualide f . . . . .
Fac sapias situ poter . . . . .
Sun haistu starke m . . .
Dey dir nature hait ge . . .
Bis in dinre starcheit w[ys?],
So wilt man dat dû mecht[ich sys?].
Auxilium a notis petito qu . . . . .
Nec quisquam melior medic . . . . .
Bistu mit arbeide grois be*a* . . .

4.

. . . . fuge nomen auari
. . . . *sint* si pauper habundas.
. . . . guit erspart
. . . . dins bedart
. . . . bistu riche bekant
. . . . . . arch inde vrech genant.
. . . . ruare velis dum vivis honestam
. . . . . que sunt mala gaudia vite.
. . . . *ferstain*
. . . . *echte bayn*
. . . . . . *dic geringe*
. . . . . . *t boser duinge*
. . . . *noli* ridere senectam
. . . . sene sensus puerilis in illo est.
. . . . hailt dit gebot
. . . . alden geynen spot
. . . . echt den wisen kint
. . . . sinnen blint.

. . . . . nam cum subito fortuna recedit
. . . . que hominis non deserit vnquam.
vom deutschen nichts sicher zu lesen.
. . . acite quod quisque loquatur
. . . *mores* celat et indicat idem
. . . . hey in dort
. . . . de wort
. . . . . . den deit der *munt*
. . . . werden *kunt.*

v. 'Vom andern land'.

Das folgende gedicht steht, in schrift aus dem 15 *jh., auf einem wolerhaltenen zweispaltigen pergamentblatt, das von anfang an ein einzelblatt gewesen zu sein scheint.*

Außer dieser version A *kenne ich vier andre* : B *bei Meusel Hist.-litter.-bibliogr. magazin* 7, 166*ff nach einem Meininger manuscript von* 1477. *nach derselben hs. verneuhochdeutscht mit auslassung von* 11 *strophen in Des knaben wunderhorn* III 182 *ff; auch übernommen bei Erlach Die volkslieder der Deutschen* II 599*ff.* C *bei Mone Quellen und forschungen* I 126*ff nach einem manuscript, das Mone ins ende des* 14 *jhs. setzt, und das die inschrift trägt :* liber monasterii beati Antonii in Alberghen, canonicorum regularium, datus a venerabili domino Hinrico Mathiae, vicario in Wersloe[1]. D *aus einer Oxforder hs. des* 15 *jhs. veröffentlicht von Kalff Tydschrift voor ndl. taal- en letterkunde* 4, 188 *ff. dazu* 5, 90 *f und Priebsch Deutsche hss. in England s.* 151 *ff; vgl.* 320*ff.* E *nach einer von Mantels Zs. d. ver. f. lübeckische gesch.* 2, 528 *ff veröffentlichten hs. der stadtbibl. zu Lübeck bei Oesterley Niederd. dichtung im mittelalter* 61 *ff. über den von Steinmeyer Anz.* VII 172 *erwähnten text in einer Danziger hs. weiſs ich nichts näheres.*

Das verwantschaftsverhältnis dieser texte untereinander ergibt sich schon ziemlich klar aus dem strophenbestand. A *stehn* B *und* C *nahe. in* B *fehlt str.* 4; 25 *steht hinter* 26; *es hat je eine strophe mehr hinter* 11. 16. 17 *und* 20. *str.* 36 *findet sich allein in* A *und* B. C *hat dieselben strophen mehr wie* B, *es fehlen* 23 *und* 36. *recht stark weichen* D *und* E *ab; es fehlen viele strophen, vereinzelt sind sie auch anders geordnet, und zwar stimmen beide*

[1] [jetzt in Brüssel Bibl. roy. 19575; vgl. Borchling Mnd. hss. I 270. R.]

unter einander in dieser beziehung zum grofsen teil überein. von den plusstrophen teilen beide die hinter 16, D *die hinter* 20 *und* E *die hinter* 17 *mit* B *und* C. *weitere plusstrophen hat noch eine jede für sich, besonders* E.

Eine ganze reihe stärkerer verschiedenheiten in einzelnen lesarten schliefst DE *gegen die gruppe* ABC *ab*; *so* 1, 1. 1, 3 — D *las wie* E; *weitere abweichung unter einfluss von* 3, 3 —. 3, 3. 4, 1—3. 5, 2. 6, 1—2. 6, 3. 10, 1—2. 13, 1 (B *fehlt*). 13, 2 (B *fehlt*). 20, 1. 20, 3—4. 26, 3. 27, 1. 27, 2, 27, 3. 28, 1 (E *fehlt*). 30, 1—4 — *in* 3 *stand die gemeinsame vorlage von* DE *dem ursprünglichen vielleicht noch näher* —. 33, 3 (E *fehlt*). 34, 1—4.

29, 2 *dürften* ABC *auf einem gemeinsamen, allerdings nahe liegenden fehler beruhen. ursprünglich lautete es etwa* wy en wizzen (*oder* wizzens) niht, dats unse pyn (*oder* dat doet uns pyn). E *hat dann anders geändert.*

In der gruppe DE *steht* D *noch näher beim ursprünglichen* 4, 3. 6, 3 (?). 13, 4. 27, 4; *dagegen* E 4, 1. 29, 3 (*auch* 4).

In der andern gruppe stimmt in bemerkenswerter weise A *mit* B. 11, 3 daden *gegen* doen; 17, 3 gerant *gegen* to hant (DE *fehlen*); 21, 4 seer swaer *fehlt*; 34, 3—4 (B Und blibe doch vmmer vnser vorstand, Als wir farn dahen in daz ander lant; C und bliven unser understant, als wy komen int ander lant); 35, 3—4 (B Vnd behüte vns vor dem boste (!) viant Daz wir nit komen in daz hellische lant; C ende behoeden ons vor der vianden bant (hant), dat wi niht en komen in der helle bant). A *und* C *stehn sich näher* 1, 4 (C thuet; B bringe) *und* 16, 2 *mit dem übereinstimmenden fehler* van *für* wan; *ferner* 15, 4. 21, 3. 25, 1. 30, 1. 30, 2—3. *auffällig ist* 18, 3, *wo die falsche lesart von* B Oder eyn nuwe kyste bekannt *beweisen dürfte, dass auch in der vorlage von* A *das in* C *stehnde* nouwe (of nouwe ene bloten kysten sonder gewant) *noch ähnlich vorhanden gewesen sein muss.* B *stimmt mit* C *auch* 16, 1; *sieh lesarten. wenn* C 6, 4 *in* brenget *mit* E bringhet (D *ist anders*) *gegen* sleyft *von* AB *stimmt, so ist das wol zufall.*

Öfters hat B *auf eigene hand geändert, so* 5, 3. 7, 1. 11, 1. 18, 2. 18, 4. 32, 2 (?). *eine* (*beabsichtigte?*) *änderung von* C *ist* sorghen 8, 1 *für* scorgen, *von* A 27, 1, *wo alle andern das adjectivum* krumm *haben.*

Nach diesem tatbestand dürften von den in A *fehlenden strophen dem ursprünglichen gedichte angehört haben* 11ᵃ *(in* B *und* C)[1], 16ᵃ (BCDE)[2], 17ᵃ (C *und* E)[3], 20ᵃ (BCD)[4], *wogegen die sonst nirgends vorkommende strophe* 23 *von* A *oder seiner vorlage zugesetzt sein wird. hier und in strophe* 9. 11. 16. 21. 26. 32 *und* 34 *steht in unserm text* dat ander lant, *sonst stets* eyn ander lant. *offenbar war* dat ander lant *eine geläufige redensart, die* B, D *und* E *(in* B *mit ausnahme der ersten strophe) überall gegen den wortlaut des ursprünglichen gedichts aufweisen, während auch in* C *daneben* een *noch oft stehn geblieben ist. ob die nur in* AB *vorhandene schlussstrophe in* C *(und* DE) *ausgelassen wurde, oder erst in einer gemeinsamen quelle von* AB *hinzukam, wird sich ohne weiteres nicht entscheiden lassen.*

Str. 14 *(fehlt in* D *und* E) *ist* Rome : schone *gebunden. str.* 11, 1 nemen : ontwenen (B *hat geändert in* schemen; DE *fehlen). diese nicht ganz genauen reime müssen wir dem original zuschreiben. wenn also* 10, 1 A krygen : liggen, B erkrygen : lygen,

[1] *sie lautet in* C:

gheen schande of schade saltu klaffen
van monken, nunnen ende van paffen;
se syn godes schat ende edele prysant;
se geven rede in dat ander lant.

[2] *in* C:

wy gaen, als de hyr vor waren
starck, wys, rike, schone, jonck van jaren.
woe man se noemet of weren ghenant,
se syn al vort in een ander lant.

v. 1 gaen ouer hem, die lnde waren D, gen over se de ok lude veren E; *ursprünglich* gaen over, als? *v.* 3 abel notabel wys ende becant D, se menden van kranckheit syn ongeschantt E *v.* 4 vor B, voer D, doch al gevaren E.

[3] *in* C:

alse god wil hebben rekenynghe
van onser tyd ende van allen dynghe;
wes wy van gode dan werden bekant,
daer nae gheel id uns in dat ander lant.

v. 3—4 so moten beven alle officiant, wente wy jo moten in dat ander lant E.

[4] *in* C:

o siele, o siele, geystelike creature,
god schoep dy na synes selves figure.
wat du heft gheseyt of gheplant,
dat nimpstu mit in dat ander lant.

v. 3—4 In den lichaem heet gheplant Daer moet se ut ende int ander lant D. *v.* 4 Daz saltu nemen B.

C *aber* krighen : bliven *reimen* (DE *haben geändert*), *so könnten wir auch hier wol den consonantisch ungenauen reim von* C *für den des originals ansehen. da aber* 18, 1 *bei* ABC krygen : ligen *widerkehrt* (D *wider geändert,* E *fehlt*), *so ist auch der reim* krigen: ligen *dem original zuzuschreiben, dem ferner* gebaren (*für* geboren): tzwaren *angehört* (D *und* E *ändern*). *diese beiden reime beweisen jedesfalls, dass das gedicht nicht niederländischen, sondern deutschen, und zwar niederrheinischen ursprungs ist. nichts nötigt uns aus dem gebiete der kölnischen litteratursprache herauszugehn, weder die vernachlässigung des lautlichen unterschieds von* û *und* û̂ *in* krude : lude *str.* 7, *von* ô *und* ô̂ *in* Rome : schone *str.* 14, *noch der inf.* benediden : ziden *str.* 9 (*vgl. Weinhold Mhd. gr.*[2] § 189), *noch* bescreven : leven *str.* 36 (bescreven 31, 1; hemelrych 35, 2), *noch auch* gheplant : lant *str.* 20[a] (*vgl. Wahlenberg Die niederrh. mda. und ihre verschiebungsstufe s.* 10 *und* 11). *verwiesen sei auch auf den gebrauch von* klaffen (: paffen) *str.* 11[a] *und auf die form* smachen 24, 2. *bringen wir die paar unverschobenen formen* yc 7, 1. 3, bloet 8, 4 *und* ungelyck 16, 1 — *der fehler von* B vngelucke *scheint merkwürdiger weise fast auf dieselbe form zu weisen — in anschlag, die aus einem original mit zahlreicheren unverschobenen formen stehn geblieben sein könnten, so hätten wir vielleicht möglichst nördlich, aber gewis nicht über Neufs hinaus zu gehn.* C *ist also eine ziemlich getreue übertragung in eine plattdeutsche, wol dem nordwestl. Westfalen angehörige mda. ganz nahe dem original standen offenbar die vorlage von* A *und von* B, *welches letztere auch noch die niederrheinische färbung wahrt. auf nd. gebiet wurde dann das rhein. gedicht stärker überarbeitet, zum teil wol auch der sprache wegen. aus dieser bearbeitung stammt das für die novizen eines nonnenklosters (oder für schülerinnen?)* — 5, 2 wy sint tomale dochtere van asschen; 16, 1 al sint wy junghe lude van jaren — *zurecht gemachte* E *und* D, *dessen original wol im Bremer gebiet entstanden ist; vgl. die* 21 *strophe bei Kalff. auch die in diesem text vorliegende umschrift in eine local gefärbte nl. schriftsprache verläugnet den plattdeutschen ursprung nicht ganz (rein plattdeutsch ist* 12, 4 hier mede ward ik sent int ander lant) *und gehört jedesfalls ins rechtsrheinische gebiet des niederländischen. das 'friesische Marienlied' (s. Zs.* 37, 240) *dürfte also würklich auf altfriesischem boden geschrieben sein.*

1. Et yn ys neit alwege vastauent;
Der doet der kompt end brenget den auent
Ende bynt vns myt eyme so vasten bant,
Dat he vns trecket yn eyn ander lant.
2. Ouch eyn ys neit alwege mey;
Wyr moissen danssen an den rey,
Da vns dat meyen wyrt yntwant,
Ind syngen voirt na eyn ander lant.
3. Alwege yn mogen wyr hyr neit blyuen,
Der doet wylt vns van hynne driuen
Noch schyr morn off altzo hant.
Got der weis yt; wyr moessen yn eyn ander lant.
4. Wyr hoffen alle tzyt lange tzo leuen
Ende begeren dat yt vns gae euen.
Also bleuen wyr gerne an dussen kant.
Tzwair neyn! wyr moessen yn eyn ander lant.
5. Wie scone wyr vns tzieren ofte weschen,
Wyr synt alle eyrst comen van eschen.
Dat eyrste pair volkes dat men vant
De synt och vort yn eyn ander lant.
6. Och, wat ys soessers dan dat leuen!
Wyr moissen steruen ynd allet begheuen:
Der doet der kumpt sunder wedderstant
Ende sleyft vns yn eyn ander lant.
7. Ich wach, yc brech, yc heue, yc krude
Vmb goet, dat ys doch ander lude.
Yc was ouch hyr, do yck yt vant;
Ich laissent hyr end varen yn eyn ander lant.
8. Ich gaen hyr scheren ynd scorgen
Vmb goet, off ych mych solde erworgen.
Got en hait mych daer vmb neyt her gesant,
Want naket ind bloet varen ych yn eyn ander lant.
9. Ich solde hyr got tzo allen tzyden
Louen dancken ind benediden;
Dat were myn schylt, min mure, myn want

lesarten der andern texte werden nur aus besonderm anlass gegeben. 2, 4 So singen wir fort in das B, unde singen voert in een C; *die strophe fehlt* DE. 9, 3 wer myn schylt und myn gewant B, were myn mure (ende) myn want C; *in* DE *fehlt die strophe.*

Voir Sathanas in dat ander lant.
10. Her gyr, her gyr, wat moecht yr krigen?
It mois doch allet hyr blyuen lyggen.
Myt vns moest yr vnder den sant
Ind varen hyn yn eyn ander lant.
11. Niemantz goet off eere to nemen,
Vrunt, des salstu dych yntwennen.
De dat daden, de worden geschant
Al hyr ynd ouch yn dat ander lant.
11ª *sieh oben s.* 125.
12. Wair ys Karl, Hector myt Allexander,
Julius, Artes ynd mannych ander,
Rytter, knecht ind mannych scharyant?
War anders dan yn eyn ander lant?
13. Pais, keyser, hertzogen ynd greuen,
Geistlich, werentlich, nichten ind neuen:
Dysser ys mannyger voer gesant,
Sunder wedderkeren, yn eyn ander lant.
14. Were enych keyser van Rome
So wert, so edel vnd so schone
Als eyn karbunkel off dyamant,
Hy mois dannoch yn eyn ander lant.
15. Yr aduocaten, yr officialen,
Rychter, scheffen altzomalen,
Ir bleuet gerne hyr, hed yrs hant;
Auer neyn! yr moest yn eyn ander lant.
16. Al synt wyr hyr vngelyck van jaren,
It ys myslich, wan wy van hynnen varen.
Alt, jonck, starck off wal bewant,
Wyr moessen al yn dat ander lant.
16ª *sieh oben s.* 125.
17. Der dach der mach tzom auende kamen,
Yt sy tzo schaden off tzo vramen,

13, 3 voer CD, vore E, oer A. 15, 1 Yr aduocaten vnd yr officiale B, gy advocaten, gy officiale C, Yr officialen yr aduocaten A; *in den übrigen fehlt die strophe.* 15, 3 hant *auch in* BC. 16, 1 Wol hen vngelucke B, wal hen at syn wy ongelic C, Al synt wy jonghelic D, Al synt wy junghe lude E; wal hen *ist offenbar ursprünglich.* 16, 2 van wy van hynne (henne) AC, wan wir van hynen B, wen my van henne E, wie voer sal D. 17, 1 mach] mot E.

Na dem leuen kompt der doet gerant
Ind driuet vns yn eyn ander lant.

17ᵃ *sieh oben s.* 125.

18. As wyr synt doet wyr magen (!) krygen
Eyn alt lachen, da wyr yn lygen,
Off eyn bloisse kiste sunder gewant.
Dus varen wyr arm yn eyn ander lant.

19. Och wat geselschaff vynden wy dair!
Kraden, slangen, wormen voirwair.
Eyn kalt graff ys vnse bedde altzohant.
Alsus sent men vns yn eyn ander lant.

20. Wyr werden alle naket gebaeren;
Geyn eygen goet yn haynt wyr tzwaren
Dan vnse siele, de ys eyn vnderpant;
Ir wercke vynt sy yn eyn ander lant.

20ᵃ *sieh oben s.* 125.

21. So wat der lycham haet mesdaen,
De seyle yn mach des neyt yntgaen,
Se moys lyden pynen off den brant
Hyr nae al yn dat ander lant.

22. Och lieue mynsche, verstant wal dat:
Wyr yn wyssen hyr geyn blyuende stat.
Stunde alle de werlt an vns bewant,
Wyr moessen tzom lesten yn eyn ander lant.

23. Got hait vns vnse tzyt gegeuen,
Dair wy neyt mogen ouer leuen.
Al synt wyr nu starck tzo hant,
Doch moissen wy balde yn dat ander lant.

24. Vns yn hylfet kruyt noch wyn,
Wyr moissen smachen des dodes pyn,
Dae Lucifer eirst den vont aff vant;
Des moist he sceyden van den hilligen lant.

25. Intgayn den doet eyn ys geyn raet
Dan wal tzo doen ynd laissen dat quait.
Der doet yn wylt borge noch pant;
Wyr moissen vmmer yn eyn ander lant.

26. Dat beste dat ych mych kan versynnen

18, 1 mogen B, moghen C; D *geändert, in* E *fehlt die strophe.*
20, 4 werck B, werke C; DE *haben geändert.*

Dat ys got vorten ynd altzyt mynnen.
Dat sal syn vnser sielen gewant;
So varen wyr sycher yn dat ander laut.

27. Als wy werden alt, kranck ynd vns krummen,
So were yt tzyt dat wyr besegen vmme;
Als vns vntfellet der lecker tzant,
So wyllen wyr balde yn eyn ander lant.

28. Geduldicheyt were rechte boesse,
Tzo lyden wat men lyden moesse,
Als der doet brycht des leuens bant
Vnd voert vns yn eyn ander lant.

29. Och got, wie sal vnse leytzman syn?
Wyr yn wyssen neit dan vnse pyn.
Der wech ys veer ynd vnbekant,
Dae wyr hynnen varen yn eyn ander lant.

30. Och lieue vrunt, bedencke den grunt:
We snel, we kortz de doet tzer stunt
Nympt den mynschen van dyssen bant
Ind voert yn hen yn eyn ander lant!

31. Na dem as men bescreuen vynt
So ys vnse leuen als eyn wynt,
De der flueget ouer den sant:
So snel varen wyr yn eyn ander lant.

32. Och, dat ych ye wart gebaeren!
Dat ych myne ionge tzyt hayn verloeren!
Doch, here, myn siele setze ych yn dyn hant,
Als ych sal vareu yn dat ander lant.

33. Wyr wyllen vmmer des besten hoffen
Die goitz genaide steyt altzyt offen.
We wal vns got hait heer gesant,
Doch moissen wyr yn eyn ander lant.

26, 3 *auch* B *und* C gewant; DE *ändern den vers.* 27, 1 vnd krum B, unde krum C, ende crom D, unde krumme E 27, 2 sehen B, seggen C, sien D, seen E. 28, 1 rechte boysse: moste C, gerechte bůsz: můsz B 28, 1—2 Verduldicheit waer ons dan guet Als wy emmer steruen moten D; *in* E *fehlt die strophe.* 29, 2 Wir enwissen nit von vnser pyn B, wy en weten nicht, dat onse pyn C, Ic weet des niet, des doet my pyn D, Bistu des nicht, so lyde wy pyn E 30, 3 mÿchen A bant *auch in* C; Wie snel wie kortz ist des todes stůnt. Er drybet vns von diesem kant B; D *und* E *ändern abweichend von einander*

34. Bydden wyr Marien de ionfrou fyn,
Dat sy vnse troesterynne wyl syn
Ind blyuen doch ymmer vnse vurstant,
As wyr varen yn dat ander lant.
35. Vnse here Jhesus der wyl vns geuen
Int hemelrych syn ewych leuen
Ind behoeden vns voir den boesen vyant,
Dat wy neyt in komen yn dat helsche lant.
36. Dat ys vys, yn hayns neit me bescreuen.
Got de brenge vns yn dat ewyge leuen,
Dat wyr dair moissen werden bekant
Myt allen hylligen yn dat hemelsche lant!
Amen.

35, 3 boese A 36, 2 Got der wyse vns B 36, 4 hemlche A

Bonn. JOH. FRANCK.

ALTSÄCHSISCHE WORTERKLÄRUNGEN I.

atela.

In dem Merseburger cod. 42 findet sich ***niatela attedun*** als glosse zu ***non ab re putauimus***, s. Kleinere altsächsische sprachdenkmäler, herausgegeben von Wadstein (im folgenden als KAS citiert) s. 71, 3 und Gallée Altsächsische sprachdenkmäler, facsimilesammlung x[b]. Gallée fasst aao. 241 ***niatela*** als éin wort auf. da ein derartiges, hier passendes wort nicht bekannt ist, dürfte folgende auffassung dieser stelle vorzuziehen sein. meiner ansicht nach sind hier, wie auch sonst in der hs. (zb. ***tithenthingun*** = ***ti then thingun*** KAS 70, 7, ***alleramest*** = ***allera mest*** 70, 17—18), zwei wörter zusammengeschrieben worden und ***niatela*** ist ***ni atela*** zu lesen. ***ni*** entspricht dem lat. ***non*** und ***atela*** dem lat. ***ab re. atela*** erklär ich aus ***ā-telo.*** wegen ***-a*** statt der adverbiellen endung ***-o*** sind ***untellica*** aus ***untellīko, onstondanlica*** aus ***anstandanlīko*** in derselben hs., KAS 70, 1, 9, zu vergleichen. dieses ***ā-telo*** ist eine zusammensetzung von dem negativen präfix ***ā-*** 'un-' (zb. in ahd. ***ā-teili*** 'unteilhaftig', anfr. ***ā-wiggi*** 'unwegsamer ort', ags. ***ǣ-scǣre*** 'ungeschoren') und ***-telo*** = ags. ***tela*** 'passend, usw.' (vgl. auch got. ***ga-tils*** 'passend'). ***ā-telo*** hat also dieselbe bedeutung wie ags. ***un-tela*** 'unpassend usw.' ***ni atela attedun*** ist folglich zu übertragen: 'wir hielten nicht für unpassend,

unangemessen', was ja ganz zu dem lat. *non ab re putauimus* stimmt.

biseffe.

Unter den Merseburger glossen steht s. 121^{b2} der hs. (KAS 72, 4) neben der zeile *constituat qui et stipendia* das wort *biseffe.* der zusammenhang ist der folgende : 'Debet procurare praelatus ut fratribus cellerarium . . . constituat qui et stipendia fratrum fideliter seruet et diligenti cura administret'.

Nach Gallée Altsächs. sprachdenkm. 237 würde *biseffe* aus **biseðje* entstanden sein. diese auffassung ist nicht möglich, da ein übergang *ðj* > *ff* ganz unerwiesen ist. *biseffe* dürfte vielmehr ganz einfach zu mndl. *biseffen*, mhd. *beseben* 'wahrnehmen, bemerken' zu stellen sein. dass hier *-ff-* statt *-bb-* steht, ist mit der form *afheffian* Heliand Cott. 4324 statt des gewöhnlichen *afhebbian* zu vergleichen. *biseffe* ist 2 sing. imperat. und bedeutet also 'merk!' es ist dies keine übersetzung eines wortes des handschrifttextes; der schreiber hat sich die stelle nur gemerkt, weil ihm der inhalt besonders gut gefallen hat.

drembil.

In der Prudentiushs. cod. Duss. f. 1 steht s. 36^{b1} (KAS 93, 33) *togas* : *thrembilos* und s. 62^{b1} (KAS 101, 15) *togę* (dat.) : *drêmbila.* Schlüter hält in seiner verdienstlichen darstellung der altsächs. lautlehre in Dieters Laut- und formenlehre der altgerm. dialekte s. 271 die schreibung *drembila* für uncorrect, indem er meint, dass hier *d-* statt *th-* stehe. meines erachtens dürfte indessen *drembila* ganz richtig sein, *thrembilos* dagegen statt *drembilos* stehn.

Es ist nämlich zu bemerken, dass eben in unsrer hs. ganz sichre fälle von *th-* statt *d-* vorkommen. s. 29^{a1} (KAS 93, 17) steht *subfundere fumo* : *bithempan* statt *bidempan* (vgl. engl., ndl., mnd. *damp*, aschw. *damb* 'dampf' usw.) und s. 59^{b1} (KAS 98, 34) *uaporat* : *thómda* statt *dómda* (vgl. got. *dauns* 'dunst, geruch', lit. *dúmai* usw.) [1]. folglich ist von vorn herein garnicht ausgemacht, dass von den schreibungen *thrembil-* und *drembil-* die erstere die correcte sei.

[1] ob vielleicht auch in *thrúfón* : *corimbos* in derselben hs. s. 52^{b1} (KAS 95, 6) *th-* statt *d-* steht, bleibt unsicher. jedesfalls beweist die schreibung mit *th-* also nicht, dass dieses wort urgerm. *þ-* hat, wie vFriesen Om de germanska mediageminatorna s. 88 glaubt.

Für anlautendes *d-* spricht zunächst die althochdeutsche form des wortes : *trembil* (das 'trabea, toga, pallium' übersetzt wird). den entscheidenden beweis für die ursprünglichkeit des *d-* dürfte aber das isländische liefern.

Das hier fragliche wort gehört nämlich offenbar mit isl. *dramb-hosur* 'art weite beinkleider' zusammen. ebenso wie asächs. *drembil* ahd. *trembil* nicht nur ein weites gewand ('toga') bezeichnen kann, sondern auch ein gewisses prächtiges kleid, staatskleid ('trabea'), so bedeutet isl. *dramb-hosur* auch 'court-breeches' (Cleasby-Vigfusson s. v.); vgl. auch das einfache isl. *dramb* : 'pomp, arrogance', und norw. *dramb* 'prahlerei, staat, pracht'.

Schaut man sich nach aufsergermanischen verwanten dieses *dramb-* um, findet sich vielleicht ein solcher im lit. *drambǎžius* 'dickbauch, schmerbauch'; vgl. dass isl. *dramb* auch 'a roll of fat on the neck of fat men' bezeichnen kann. lit. *drambǎžius* wird von Prellwitz Et. wörterb. d. griech. spr. unter *θρόμβος* zu einer wurzel *dhre(m)bho* 'ballen, dick machen' gestellt. diese ursprüngliche bedeutung passt auch gut zu den hier in frage stehnden germanischen wörtern.

gethesuues.

Unter den Essener evangeliarglossen steht (s. KAS 57, 1 f) zu *qui in mente sua insidias habet conditas* die glosse *the the an gethesuues lif radid.* dieses *gethesuues* 'irgend eines' fehlt unter den indefiniten pronominibus der Altsächs. grammatik von Gallée.

gethesuues ist offenbar mit ahd. *etheswer* 'jemand, irgend einer' zusammenzustellen. es ist also zu den von Schlüter in Dieters Laut- und formenlehre usw. s. 279 mitgeteilten formen mit urgerm. *þþ* zu fügen. was ist aber das anfangende *g-*? zunächst ligt es ja, dieses *g-* aus *ge-* zu erklären; vgl. asächs. *hwē* : *gi-hwē*. in diesem falle hat man es hier, wie auch in *gnodor* 'diligentius' KAS 56, 31, mit einer in den altsächsischen grammatiken (Gallée Altsächs. gramm. § 81, Schlüter aao. § 83, 9) übersehenen vocallosen form dieses präfixes zu tun[1].

[1] dagegen existiert kaum in altsächsischen sprachdenkmälern die von diesen gelehrten verzeichnete form *ga-* von dem fraglichen präfixe. *gaihuuethar* in der Freckenhorster heberolle (KAS 28, 16) ist wie *geihuuethar* (KAS 25, 26) wahrscheinlich aus *io-gi-hwethar* entstanden. von *gascópun* sagt Gallée selbst, dass es nicht sicher ist. ich konnte diese form in der hs. garnicht unterscheiden (s. KAS s. 71 note 3).

Eine andre möglichkeit wäre, *gethesuues* aus *io-ethes-hwes* zu erklären (über *g-* statt *i-* s. Gallée Altsächs. gramm. § 94, Schlüter aao. § 159 m 4). dies ist aber deshalb weniger wahrscheinlich, weil in den Essener glossen *io* in altsächsischen wörtern als *ia* aufzutreten pflegt; (die form *farliesan* 51, 11 ist eine correctur und *nieht* 53, 27 ist hochd.).

**hrītian.*

In der Prudentiushs. cod. Duss. f. 1 findet man (KAS 96, 8) *hrītánthion crámpon* als glosse zu *ungulis scribentibus*, und *exarabant* (aao. 96, 10) wird *rîttun* glossiert. ebenso weisen die Essener glossen (aao. 60, 2) *ritta : scribebat* auf.

Gallée sagt in seiner Altsächs. grammatik § 130, dass in diesem *hrîtánthion* '*hr* für *wr*' stehe. durch diese (übrigens ganz willkürliche) annahme würden aber die zwei formen mit anlautendem *r-* nicht erklärt werden; *w-* fällt bekanntlich im altsächsischen und im niederdeutschen bis heute vor *r* nicht fort. man kann sich auch nicht denken, dass das fehlen des *w-* auf gedankenloser übertragung von hochdeutschen glossen ins sächsische beruhe, da formen ohne *w-* in zwei verschiedenen hss. belegt sind.

Diese drei glossen können also zu dem germ. *wrĭ̄t-* 'schreiben' nicht gehören. da in altsächs. deukmälern *h-* vor *r-* zuweilen fehlt (vgl. zb. *renúnga* 'piaculi' KAS 97, 15, *riuliko* 49, 22), können die glossen dagegen sämtlich ein *hrītian* voraussetzen. die länge des wurzelvocals deutet die form *hrîtánthion* an. nach langer wurzelsilbe kann nämlich in der hier fraglichen hs. *i* fehlen; vgl. *bîthempan* statt *bidempian* 'subfundere fumo' KAS 93, 17, *lerántherv* 'doceuti' 96, 40, *uvémmánthi* 'scaturiens' 96, 25 [1].

Die existenz eines germ. *hrīt-* 'reifsen, schreiben usw.' wird auch durch mittelniederdeutsche, niederländische und schwedische formen bestätigt. das mittelniederdeutsche hat ein *riten* 'reifsen usw.', das mittelniederländische ein *rīten*, nndl. *rijten* 'zerreifsen usw.', das schwedische *rita* 'zeichnen, ritzen' und schwed. dial. *rita* 'ritzen, schreiben', auch 'pflügen' (vgl. die altsächsische glosse *rîttun* 'exarabant'). in allen diesen sprachen bleibt *w-* vor *r*, *h* fällt dagegen in derselben stellung fort, weshalb diese formen nicht auf *wrīt-*, aber sehr gut auf *hrīt-* zurückgehn können.

[1] indessen wär es ja sehr möglich, dass *hritánthion* zu einem starken *hrītan* gehört hat. in diesem falle bleibt es ungewis, ob für die glossen *rîttun*, *ritta* ein infinitiv *hrītian* oder *hrîttian* anzusetzen ist.

Da in der fraglichen Prudentiushs. ein *h-* im anlaut zuweilen unrichtig geschrieben worden ist (zb. in *hrîhtûngû* 'normam' KAS 92, 31, *huat* 'nos' 92, 36), könnte man ungewis sein, ob *h-* in *hrîtânthion* würklich berechtigt sei. den beweis für die ursprünglichkeit des *h-* liefern aber altschwedische runeninschriften. bei Liljegren Runurkunder nr 269 findet sich *hriti runoʀ* 'ritzte die runen' und nr 158 *lit hrita stan* 'liefs den stein ritzen'. Brate, der Antiqvarisk tidskrift för Sverige 10, 39f über *rita, hrita* in altschwedischen runeninschriften handelt, hält die übersetzung 'zeichnen, ritzen' für unrichtig und setzt diese formen gleich isl. *rétta* 'errichten'. die formen mit *hr-* hat Brate aber nicht erklären können; er sagt, dass sie fehlritzungen seien [1]. wenngleich Brate insofern gewis im recht ist, als runenschwed. *rita*, wenn es als object 'stein' hat, wenigstens in den meisten fällen 'errichten' bedeutet, ist doch für das oben erwähnte *hriti runoʀ* eine solche auffassung ganz unmöglich; das object zeigt ja hier, dass *hriti* 'ritzte' bedeutet [2]. da also ein aschw. *hrita* 'ritzen' zweifelsohne existiert hat, ligt kein grund vor, *hrita* in *lit hrita stan* Liljegren 158 anders denn als 'ritzen' aufzufassen. dass 'stein' in altschwedischen runeninschriften sicher als object zu einem verbum von der bedeutung 'ritzen' auftreten kann, geht zb. aus Liljegren 724 : *Bali risti stan* 'B. (ein bekannter runenritzer) ritzte den stein' (andre beispiele verzeichnet Brate aao. s. 41) hervor.

Ein germ. *hrī̆t-* 'reifsen, ritzen' wird auch durch got. *dis-skreitan, -skritnan* 'zerreifsen', schweiz. *schrīssen, schreissen*, bair. *schritzen* bestätigt. über den in germ. *skrī̆t- : hrī̆t-* 'reifsen usw.' vorliegenden wechsel von indogerm. *sk-:k-* s. Brugmann Grundriss i² 725 und Noreen Urgerm. lautl. s. 204.

metis.

Unter den Essener glossen steht KAS 60, 38 *metis* als glosse zu *facis* (*te ipsum deum*). Gallée Altsächs. sprachdkm. s. 55 sagt

[1] von der form *hrita* in *lit hrita stan* sagt Brate indessen auch, dass es vielleicht ein **ā-rētta* widergeben könnte, was ich aber mit Bugge aao. 42 für nicht annehmbar halte. [2] auch in *ikil riti stina* 'Egil r. die steine' Liljegren 476 findet sich gewis ein (*h*)*ritte* 'ritzte' (mit jüngerem, lautgesetzlichem schwund des *h-*). dieses kann nämlich nicht 'E. errichtete die steine' bedeuten, da es schon vorher in der inschrift angegeben wird, welche personen die steine errichtet haben. Brate ist mit seiner auffassung genötigt, auch hier eine fehlritzung (*riti* statt *risti*) anzunehmen.

(s. fufsnote), dass hier *mecis* oder *metis* stehe, und zieht die erstere form vor. ich las aber in der hs. ganz deutlich *metis*. die form gehört zu *metan*, das hier (wie im ags., s. Grein II 234) 'wofür halten, schätzen' bedeutet (vgl. auch isl. *meta* 'schätzen usw.'). *facis te ipsum deum* hat der glossator also als 'hältst dich selbst für Gott' verstanden, was ja den sinn ganz gut widergibt. wegen *metis* statt zu erwartendem *mitis* sind ähnliche analogieformen in derselben hs. wie *ginesid* 'salvus erit' KAS 60, 5, *uuerthid* 'wird' 50, 15 zu vergleichen.

scricondi.

Die unter den Strafsburger glossen, KAS 107, 8, vorkommende form *scricondi*, glosse zu *garula* (*avis*), stellen Heyne Kl. and. denkm.[2] s. 176 und Schade Altd. wb. s. 807, zu ahd. *screcchôn*, *scricchen* und übersetzen *skrikon* 'hüpfen'. dieses passt aber garnicht zu dem lat. 'garrula'. *scricondi* gehört vielmehr gewis zu schwed., norw. *skrika* 'schreien', dän. *skrige* dass., isl. *skrikja* 'zwitschern', engl. *shriek* 'schreien, kreischen', ags. *scric* ein vogel, schw. dial. *en-skrika* ein vogel : garrulus infaustus, norw. *skrikja* ein vogel : garrulus. die wurzel *skrī̆* 'schreien' ist also in den germanischen sprachen sehr verbreitet, sodass Kluge Et. wb., der (s. *schrei*) hierhergehörige formen nur aus dem hochdeutschen kennt, gewis im recht ist, wenn er die wurzel für zweifelsohne echt germ.' erklärt.

uuitharuuaid.

In dem Werdener Prudentiusfragment steht (KAS 105, 7) *uúithárуúaíd* als glosse zu *restagnat*. die Prudentiushs. cod. Duss. f. 1 hat an der entsprechenden stelle (KAS 97, 16) *vuithardvváid*. hinsichtlich der letztern form ist indessen zu bemerken, dass *-vváid* auf rasur steht, und es beruht — da die form des fragments ohne correctur geschrieben ist und mit den beiden schreibungen nicht gut verschiedene formen gemeint sein können — offenbar nur auf einem versehen, dass das *-d-* bei dem radieren stehn geblieben ist.

Die form *uuitharuuaid* lässt sich aus *uuitharuuāgid* erklären; ein *g* kann vor *i* geschwunden sein wie zb. in *bacvuāion* 'lancibus' in unsrer fraglichen Prudentiushs. KAS 93, 2. dieses verbum *wāgian* gehört zu asächs. *wāg*, ahd. *wâg* usw. 'woge, flut' und bedeutet also 'wogen, fluten'. *uuithar-uua(g)id* ist eine wörtliche widergabe des lat. *re-* 'wider' und *-stagnat* 'überflutet'.

Uppsala, juni 1899. ELIS WADSTEIN.

ZUR KUDRUN.

11, 4 bietet die hs. *aller hande vogelîn.* die neuern ausgaben haben die emendation *diu v.* aufgenommen, doch ist wol der überlieferung näher stehend *alliu v.* (s. 379, 3; Landegge VII 2, HMS I 354b; Tanhäuser IV 31, HMS II 87a; Wintersletten XL 1f, HMS I 169b; Lohengr. 3688 uaa.) zu schreiben. der zusatz *hande* lässt sich dadurch erklären, dass in der vorlage *allev* stand, was der abschreiber *aller* las und in folge dessen *h.* ergänzte ähnlich wie 5, 4 *tage.* vgl. zur ganzen stelle Landegge XII 1 (HMS I 357a).

38, 2 zieh ich den bisherigen änderungen vor *des* (oder *dô*) *muoste man von der wilde den walt dar tragen,* — *walt* = holz findet sich auch 104, 1, im jTit. 2169, 1 *hous von starkem walde*; ebenso kommt in unsrer dichtung *wilde* vor (1142, 4).

48, 1 schreiben die herausgeber mit recht *hôchgezît,* welche form, wie bereits Bartsch (Germ. 10, 166) bemerkte, wol auch sonst, wo das überlieferte *hochzeit* zwei hebungen verlangt, einzusetzen ist. dass HRied *hôchgezît* beseitigte, ist nicht befremdlich, denn schon der schreiber der Brixener Passionalhandschrift, der ca. 100 jahre früher tätig war, nahm daran anstofs (s. WSB. CV 50).

186, 1 ist *under stoube* sicher lesefehler und *u. schilde* (so auch in der Nibelungenstr. 184) herzustellen.

221, 1 dürfte nach *vür den* nicht *herren*, sondern *vürsten* ausgefallen sein.

228, 4 sind die ergänzungen der herausgeber zwar sinngemäfs, aber nicht derart, dass man daraus das versehen des abschreibers erklären kann. dies ist möglich, wenn wir *swer immer sichs vervâhet* oder *sw. s. des v.* einsetzen (s. 1061, 3 und wegen *immer* 691, 4. 742, 1. 770, 3).

281, 3 kann ich mich mit der allgemein gebilligten emendation *mit strîte solte erwerben, ob in des geschæhe nôt* nicht befreunden. lautete die stelle so, dann hätte ein abschreiber schwerlich daran geändert. ich lese mit auslassung eines wortes *dâ man daz magedîn mite solte erwerben, ob in strîtes geschæhe nôt.* dass ein gedankenloser copist dann nach *mite* (vorlage *mit*) das nach seiner meinung fehlende substantiv einfügte, lag sehr nahe, wie denn derartige ergänzungen zu den gewöhnlichen erscheinungen

gehören. die zweisilbige senkung im zweiten halbverse ist um so weniger anstöfsig, als bei *geschæhe* synkope angenommen werden darf.

294, 1 f sind die bisherigen herstellungsversuche, besonders was den mangelnden halbvers anlangt, ziemlich unkritisch. dass dieser einen teil der antwort Fruotes bildet, darauf weist das folgende *sô*, aber entschieden abzulehnen ist *got bewar iuch immer mê* (Vollm.), *got müeze iuch bewarn* (Bartsch, Sym.), denn diese häufige wunschformel erscheint in der epischen dichtung nur beim abschiede und bei würklicher oder befürchteter gefahr gebraucht[1]. so sagt 436, 2 Wate vor der abfahrt zu Hagen *got müeze iuwer êre und iuch selben hie bewarn.* an unsrer stelle ist sie also nicht passend, und auch *dâ was uns dicke wê* (Ziem., Ettm.) klingt auf die frage des stadtrichters, woher sie gekommen seien, recht seltsam. hält man sich an die überlieferung *von wanne sy waren vber see dar gefaren*, so kommen für den reim des ersten verses *gevarn*, *sê* und *dar* in betracht. *varn* reimt auch in der Kudrun (247. 436) mit *bewarn*, aber damit oder einem andern reimbildenden worte lässt sich kaum ein sinngemäfser satz construieren, und dasselbe gilt von den in *-ê* endigenden ausdrücken, von welchen mit *sê* gebunden sind *wê* (77. 116. 117. 287. 600. 748. 800. 897. 960. 967. 981. 1074. 1125. 1128. 1359), *mê* (757. 1027), *ergê* (839), *Alzabê* (673. 728), und aufserdem im reim erscheinen *ê* (subst. und adv.), *galînê*, *gê*, *klê*, *schrê*, *snê* und einige ortsnamen. für einzig brauchbar eracht ich das im reime ziemlich häufig vorkommende *dar* (*: gevar* 173. 333, *: schar* 507. 634. 777. 1412, *: har* 1006, *: gar* 1527, *: gewar* 152. 1510, *: jâr* 1090) und schlage vor (*von*)

[1] s. Nib. 449, 2. 1366. 4. 1448, 4, Bit. 795. 2264. 2654, Dietr. fl. 2791, Virg. 895, 14 (*uns*), Wolfd. B 290, 2. 415, 3 — D v 47, 4, Apoll. 6153, Blansch. I 126 (Germ. 14, 71), Flore 4929, SFrancisken l. 3873, Garel 11140, Reinb. Georg 1441. 1601, Helbl. VII 62. VIII 107, Helmbr. 1334, Mai 18, 12. 203, 26, Makkab. (WM) 91, in einer jüngern bearbeitung (Germ. 28, 269) v 65 (*uns*), Meleranz 304. 356. 1560. 1564. 2448. 3566. 4300. 5720. 5733. 6938. 8948, Parten. 2956. 3126, Schwanr. 1098, Segrem. (Germ. 5, 461) v 40, Freib. Trist. 3669, Wigal. 1065. 1293. 1841. 3126. 3936 (*mich*). 4974. 6059. 8841. 10197, Wigam. 5308, GA III 250. VI 828. XVI 322. XVIII 228 (*uns*). 1054 (*mich*). XXII 300. XLI 388. LI 464 (*uns*). 574 (*uns*); beim schlafengehn Eracl. 3438, Mai 232, 12 (v. 90, 36). beachtenswert ist, dass bei Hartmann, Wolfram und Gottfried die formel fehlt.

wannen si dar ü. s. g. wæren . daz sage ich iu vür wdr (s. 1571, 1). der reim *dar : wdr* ist im hinblick auf *dar : jdr* kaum zu beanstanden, wennschon *wdr* sonst immer mit *jdr* gepaart ist. es sei dazu auf 310 f verwiesen, wo es ähnlich heifst : *vrdgen er began, von wannen si dar wæren komen in daz rîche* (vgl. 79, 3, Trierer Aegid. 570 ff, Alph. 339, 4, Garel 11706, Reinh. Georg 1568, Gerh. 1362, Meleranz 280, Nib. 81, 1. 105, 2. 1117, 3. 1371, 2, Orendel 2993. 3457, Part. 13135, Siebenschl. 523, Walb. 306, Wigamur 4731, Wolfd. D v 200, 1, GA LXIV 202) und Horand dann wie Hagen 124, 1 seine antwort mit der phrase einleitet *daz wil ich iu sagen.* Martin ergänzt *daz sage wir iu gar,* doch erwartet man dann eine bestimmtere auskunft als *unser lant lît verren* und überdies erklärt sich die lücke nicht so leicht wie bei *vür wdr,* dessen graphische ähnlichkeit mit *g. w.* (in der vorlage vielleicht *warē*) das abspringen verschuldet haben kann.

390, 2 soll nach allgemeiner ansicht gesagt sein, der gesang der geistlichen wollte denen, die Horands gesang gelauscht hatten, nicht mehr gefallen, und dem entsprechend wurde auch geändert. nehmen wir an, dass der dichter würklich dies zum ausdruck bringen wollte, was der folgende vers zu erweisen scheint, so ist sicher *der phaffen* statt *der phaffe* zu schreiben, denn nicht um den text, sondern nur um die melodie der kirchlichen gesänge kann es sich handeln, uzw. ist, worauf Schönbach (Das christentum in d. altd. heldendichtung s. 147) aufmerksam macht, der gemeinschaftliche gesang der geistlichen im chor gemeint.

Die neuern ausgaben bieten nach Wackernagels vorschlag *sich* (oder *sîn* mit beibehaltung von *phaffe*) *unmært in kœren* oder Hofmanns conjectur *sîn minnert in ze hœren,* nur Symons schliefst sich wider mehr der hsl. überlieferung an, indem er herstellt *sîn minnert in den kœren dd von der phaffe sanc.* und mit geringerer änderung begnügt sich ebenfalls Schönbach aao., der in wesentlicher übereinstimmung mit Ziemann schreibt *sich minnert in den kœren* (Z. *in k.*) *dd von der pfaffen sanc.* beide halten dabei an der alten auffassung fest, doch ist für (*sich*) *minnern* die bedeutung 'geringer geachtet werden, weniger gelten' unerwiesen und darum muss man sich für eine änderung oder eine andre interpretation entscheiden. nach meiner überzeugung kann die überlieferung bis auf einen punct gewahrt werden, es ist einfach zu schreiben *sich minnert ir kœren dd von der phaffen sanc,*

und das kann nur besagen, der chorgesang verminderte sich, wurde schwächer, weil gar mancher pfaffe, durch Horands gesang angezogen und gefesselt, ferne blieb, was recht gut zur vorausgehnden schilderung der gesangswürkung passt. kranke und gesunde konnten sich nicht trennen, die tiere des waldes liefsen die weide stehn, das gewürm und die fische ihr *geverte*, niemand wurde bei Horands gesang die zeit lang — 384, 3 *si hœtens niht geahtet einer hende wîle, ob er solte singen, daz einer möhte rîten tûsent mîle* —, was wunder, wenn geistliche die chorstunden versäumten. man erinnert sich dabei an die bekannte geschichte vom bruder Felix (s. Zs. f. d. phil. 28, 35 ff und aufser den in der anmerkung verzeichneten bearbeitungen Germ. 25, 339), der, durch den wunderbaren gesang eines vogels bezaubert, durch hundert und mehr jahre zuhörte, ohne an kloster und mitbrüder zu denken, und an eine stelle in Reinbots Georg (v. 5297 ff), wo der dichter bemerkt, hätte eine nonne von Geiselfeld Georgs herliche gestalt gesehen, so würde sie der mette vergessen haben. aber die kräftigste stütze meiner auffassung bietet das in den Altd. bl. I 52 ff mitgeteilte stück *Was schaden tantzen bringt*, in dem dieselbe würkung weltlichen gesangs fast in wörtlicher übereinstimmung mit unserm verse hervorgehoben wird. der verfasser sagt (s. 52) : *An dem tanz sint vil vrsach der sunde : vnderwiln der gesanck der frawen bilde, der fimferley schaden bringt. der erst, daz sie mit irme gesange ziehen zu ine und zu begirde des tantzes ander zuchtig personen . . .* und dann (s. 58) *sie tůnd auch wider das sacrament der heiligen wyhung : wann solich tentzerin sint affen der priester. dann als die priesterschafft mit gesang got loben und eren, also tunt dise dem tufel. auch wirt durch irn gesanck versůmt vnd gemynnert der gesang vnd lop gottes : wann die in der vesper vnd in der kirchen solten singen, die sint by dem tantz* — auf den Kudrunvers angewendet: die hörten Horand zu. der parallelismus zwischen v. 2 und 3 ist nun freilich aufgehoben, aber trotzdem scheint mir v. 3 nicht völlig isoliert zu sein. bekanntlich war eine hauptbestimmung der glocken, die gläubigen zum gottesdienste zu rufen. ob ihr klang besonders schön gewesen, ehe man ihnen eine harmonische stimmung zu geben verstand, und dies gelang erst um die mitte des 13 jhs. (s. Otte Glockenkunde² s. 90 f), ist zu bezweifeln, doch vermochte er immerhin eine andächtige stimmung zu wecken.

Horands singen beeinträchtigt nun den eindruck, welchen das geläute vordem machte, es klang nicht mehr so wol, so einladend, dass man sich zur kirche hingezogen fühlte, denn *allez daz in hôrte, dem was nâch H. wê.* der grundgedanke der strophe wäre also : H.s gesang war so schön, dass sogar der kirchenbesuch resp. die andacht von geistlichen und laien nachliefs.

Schliefslich möcht ich noch bemerken, dass die änderung des überlieferten *dienen* in *dœnen* nicht zu rechtfertigen ist (s. 378, 1. 4. 387, 2. 396, 4. 397, 4). H. dient mit seinem gesange, wozu an Virg. 768, 10 *ze dienste sime sungen* erinnert sei.

570, 2 ff *Wate der vil wîse selten liez er daz, drî stunt in dem jâre er sæhe sînen herren.* dieser äufserung des dichters hat man bisher keine bedeutung beigelegt. RSchröder (Zs. f. d. ph. 1, 262) führt die stelle zwar an, aber sie bezeugt ihm nur, dass Wate den hof seines königs fleifsig besuchte. die dreizahl ist indes durchaus nicht willkürlich gewählt, sondern der dichter hatte unzweifelhaft bestimmte anlässe im auge, uzw. müssen landteidinge gemeint sein. darauf deutet entschieden 1699, 2, wo Hilde der scheidenden Kudrun den wunsch äufsert : *wil dû mir sîn genædic, mich suln die boten dîn drî stunt des jâres sehen hie zen Hegelingen,* mit der begründung : *dn michel ungemüete getrouwe ich sus nimmer hie gedingen.* Martin verweist bei 570, 3 darauf, erklärt aber in irriger auffassung der stelle, *gedingen* 'verhandeln' steh hier wol für ein allgemeineres 'leben', während es doch terminus der rechtssprache ist [1].

Es handelt sich hier um das echte ding, das an bestimmtem orte und zu bestimmten terminen abgehalten wurde und zwar an jeder dingstätte gewöhnlich dreimal im jahre (s. Schröder Deutsche rechtsgesch.[2] 552), was Karls d. Gr. gerichtsorganisation als das maximum der vollgerichte in der hundertschaft bestimmt hatte (Schröder aao. s. 168). dass dem dichter die institutionen seines heimatlandes, also die von Österreich oder Steiermark vorschwebten, ligt nahe. wie oft in letzterm lande, dem man jetzt meist die Kudrun zuweist, allgemeine landteidinge an den hauptdingstätten

[1] Siegel Die rechtliche stellung der dienstmannen in Österreich (WSB. 102, s. 235 ff) bemerkt s. 265 anm. 5, dass *dingen* in den sächsischen rechtsquellen in dem sinne von gericht halten, gericht einem ansagen gebraucht werde, in der bair. rechtssprache aber so viel wie 'appellare' bedeute, doch ist dies nicht durchweg der fall.

stattfanden, ist m. w. noch nicht aufgehellt. das steiermärkische landrecht (hg. von FBischoff, Graz 1875), welches übrigens erst um die mitte des 14 jhs. abgefasst wurde (s. Bischoff aao. s. 63, Luschin Österreich. reichsgesch.[2] s. 141), gibt hierüber keine aufschlüsse, und aus den quellen des 12 und 13 jhs. (s. Krones Zur quellenkunde und geschichte des mittelalt. landtagswesens der Steiermark, bes. s. 7. 11. 23) ist es ebenfalls nicht festzustellen. es dürften hier aber wol ähnliche einrichtungen bestanden haben wie in Österreich, über dessen gerichtsverfassung wir viel besser unterrichtet sind (s. Luschin Geschichte des ältern gerichtswesens in Österreich ob und unter der Enns, Weimar 1879). das österreich. landrecht (hg. von Hasenöhrl, Wien 1867), nach neuern untersuchungen (s. Luschin Die entstehungszeit des österreich. landesrechts, Graz 1872) 1237/38 aufgezeichnet, stellt nun art. 1 fest: *Daz dhain lanndes herre sol dhain taiding haben, nûr über sechs wochen und nicht darhinder, und sullen auch die taiding sein nûr ze Newnburg, ze Tûln und ze Mauttarn*, sie fanden demnach 9 mal im jahre statt — sechswöchentliche termine wurden 1338 auch Kärnten und Krain gewährt —, sodass auf jede der drei genannten dingstätten, die ihren eigenen gerichtssprengel hatten, drei landteidinge entfallen [1]. da die dreizahl überhaupt weit verbreitet erscheint (s. Grimm RA s. 822 ff) und zwar auch bei den niedern gerichten, wird gleichfalls in der Steiermark der zusammentritt des landteidings ('placitum generale') jährlich dreimal erfolgt sein.

Die teilnahme Wates darf nicht befremden. er ist Hetels *man* (518, 1) und wird später (1611, 3) als *truhsæze* bestellt, was bestätigt, dass er als ministeriale gedacht ist (s. OvZallinger Die rechtsgeschichte des ritterstandes und das Nibelungenlied, im Jahrbuch der Leo-gesellschaft für 1899 s. 41 f), und diese waren zum besuche der landteidinge verpflichtet.

Anders verhält es sich mit den *boten* Kudruns, die Hilde sich erbittet. letztere übernimmt auffallenderweise (s. Zs. f. d. ph. 1, 264)

[1] aus Helbl. II 656 ff und 756 ff haben Luschin und Seemüller (s. anm. z. 656 f) gefolgert, dass später nur drei landteidinge — also an jeder dingstätte eines — gehalten worden, aber *driu lantteidinc* kann sich auf jeden der genannten orte beziehen, und meines erachtens ist diese auffassung allein zulässig, nicht wegen der angeführten bestimmung des landrechts, sondern weil diese im entwurfe von 1298 widerholt ist (s. Hasenöhrl s. 263).

nach Hetels tode trotz der mündigkeit Ortwins die regierung[1]. Herwig, Kudruns gemahl, hat aber als unabhängiger fürst ihr gegenüber keine verpflichtung, daher die formulierung *wil dû mir sîn genædic.* die boten sollen der königin, die fürchtet, *dn michel ungemüete* nicht *gedingen* zu können, offenbar als beirat dienen, doch ist schwer zu sagen, woran der dichter hierbei gedacht hat. wie zu den reichstagen nicht den reichsständen angehörige personen, die sich des besondern königlichen vertrauens erfreuten, als berater berufen wurden, mag ähnliches auch sonst vorgekommen sein, aber mit dem regelmäfsigen erscheinen der boten Kudruns muss es eine andre bewantnis haben.

687, 2 steht in der hs. *ich welle H.*, wofür die herausgeber *ich enhelfe H.* (Bartsch *ine wege*) einsetzten; *welle* ist aber wol beizubehalten und zu lesen *ich enwelle ze H.*

720, 1 hat Martin *ainem wasser* der hs. in *einer warte* geändert, was Symons in seine ausgabe aufnimmt. ich halte die änderung schon deshalb für verfehlt, weil nicht einzusehen ist, warum HRied oder ein früherer copist die ihm vorliegende lesart beseitigte, was mit absicht geschehen sein müste, da ein lesefehler sehr unwahrscheinlich ist. dazu kommen noch gründe sachlicher natur. mit *warte* finden wir 'specula, custodia, excubiae' und 'statio' verdeutscht. man verstand also darunter einen zur ausschau, zur wache benutzten platz und aufserdem den- oder diejenigen, welche ausschau hielten, einen wachposten. hierzu besonders geeignet waren höher gelegene puncte, daher auch im mittelalter 'specula' schlechtweg erklärt wird als *altitudo quelibet, de qua late longeque prospici potest* (Ahd. gl. IV 340, 11), welche vorstellung auch mit *warte* vorwiegend verknüpft ist. entweder haben wir es mit natürlichen bodenerhebungen oder mit künstlich hergestellten standorten zu tun. erstere fungierten als warte, sobald sie von wanderern zur orientierung, von streifenden kriegsleuten zum recognoscieren oder zur aufstellung von vorposten ausersehen wurden. aber nicht selten dienten aussichtsreiche puncte nicht blofs als gelegentliche, sondern als ständige warte,

[1] weibliche erbfolge bestimmt der österreichische freiheitsbrief vom 17 sept. 1156 folgendermafsen: *ut ipsi (Heinricus u. Theodora) et liberi eorum post eos indifferenter filii sive filie eundem Austrie ducatum hereditario iure a regno teneant et possideant* (s. dazu Hauke Die geschichtlichen grundlagen des monarchenrechts s. 6).

indem man für wartleute eine gesicherte unterkunft schuf, ein warthaus oder einen wartturm errichtete. solche warten legten die Römer und andre völker des altertums an, wir finden sie ebenfalls bei (germanischen) wallburgen und selbstverständlich in späterer zeit, wobei ich lediglich die ganz isolierten oder aufserhalb der eigentlichen befestigungsanlage stehnden im auge habe. derartige kleine befestigungen, die einem ernsthaften angriffe nicht lange zu trotzen vermochten, wurden also auch warte genannt, aber auf grofse burgen oder festen fand der ausdruck keine anwendung. betrachtet man nun die situation in der Kudrun, so muss die *warte* befremden. Siegfried mit seinem heere ist ins gedränge geraten, er sieht sich zum rückzuge gezwungen, und im kriegsrate wird beschlossen : *riten in eine veste, dâ si genesen kunden.* daran schliefst sich

720 *Si wichen von dem strîte ze einer warte dan,*
dâ ze einer sîte ein grôzer phlûm ran.
dô si begunden rîten, dar si entwichen solten,
dô sach man mit in strîten die in gemaches niht gunnen wolten.

trotz tapferer gegenwehr muss S. schliefslich zu einer feste flüchten, die von den verfolgern belagert wird:
swie guot in was ir v e s t e, etelîcher doch dâ heime gerner wære usw.
es fragt sich zunächst, ob die *warte* mit der genannten *veste* identisch oder eine zwischenstation auf der rückzugslinie ist. ersteres ist nach dem oben gesagten ausgeschlossen — eine feste, die ein ganzes heer aufnehmen konnte, würde der dichter nicht als *warte* bezeichnen — und gegen letzteres spricht gar vieles. entweder ist anzunehmen, dass die warte den verfolgenden feind aufhalten und den rückzug decken sollte, oder dass man dort nochmals sich festsetzen und dem gegner die stirne bieten wollte. im ersten falle könnte nur ein wartturm oder warthaus gemeint sein und eine solche fortification hätte nur in einer talenge diese aufgabe für kurze zeit erfüllen können, aber da hätte sich der dichter sicher anders ausgedrückt — er würde etwa *klûse* geschrieben haben —, denn bei *warte* dachte jedermann an eine höhenlage und nicht an einen pass, noch dazu mit besonderer terraingestaltung. im andern falle wären zwei möglichkeiten in erwägung zu ziehen. die eine ist, dass man von der warte aus die bewegungen der feinde zu beobachten gedachte, die andre, dass man dort schutz zu finden hoffte. diesen gewährte aber ein

wartturm, selbst wenn auf einer seite ein fluss deckung bot, wider nur unter bestimmten ortsverhältnissen, und so läge die sache noch am einfachsten, wenn wir *warte* als anhöhe, die einerseits eine weite ausschau gestattete und anderseits einen angriff der gegner erschwerte, betrachteten. auffallend bleibt die stelle, der ich keine parallele an die seite zu stellen weifs, auch bei dieser deutung. es ist ja mehr als unwahrscheinlich, dass ein geschlagenes heer ohne nötigung auf dem rückzuge noch einmal halt macht, um den überlegenen gegner zu erwarten. und was sollte den verfasser der strophe hierzu bewogen haben? nicht das geringste motiv ist zu entdecken. unter solchen umständen scheint es geraten, die brauchbarkeit der ursprünglichen lesart zu prüfen, und da stellt sich heraus, dass sie mit unrecht verworfen wurde. Siegfried ist *über sê* zu Herwigs land gekommen. nach ankunft der Hegelingen wendet sich sein kriegsglück, er zieht sich in eine feste zurück. aus 728, 1 *Dô liezen die von Stürmen ninder ûf den sê die von Môrlande und die von Alzabê* erhellt, dass die lage des zufluchtsortes beim meere gedacht ist. wenn es also heifst *sî wichen von dem strîte ze einem wazzer dan,* so ist damit das meer, eine meeresbucht gemeint und nun hat auch der folgende vers — ich lese *dâ ze einer sîte ein grôzer phlûm in ran* (hs. *hinran*, wofür die herausgeber einfach *ran* schreiben) — guten sinn, denn durch den fluss wird die verteidigungsfähigkeit des platzes erhöht, indem nur eine angriffsseite dem lande zugekehrt ist. auf der von beiden gewässern gebildeten landspitze haben wir uns die *guote* feste vorzustellen, welche gerade so wie Tharsis im Apoll. 1031ff und die im Gerh. 1272ff beschriebene stadt situiert ist und wie diese plätze die umfassung nicht knapp an das wasser vorgeschoben hat, worauf die völlige cernierung weist. beachtenswert ist, dass der ausdruck *veste* 719, 3 zum ersten male gebraucht ist und in der folge noch 723, 4. 780, 3 für Hetels burg und 1255, 4. 1427, 3. 1452, 3 für Ludwigs burg. er gehört wol durchweg jüngern strophen an.

720, 1 hat M. die änderung offenbar im hinblick auf 676, 3 vorgenommen, wo bereits Ziemann *wargk* der hs. in *warte* gebessert hatte. darnach wäre Herwig in derselben situation wie Siegfried *ûf sîne warte* entronnen. da die *warte* aber hier wie dort unhaltbar ist, wird man mit Vollmer und Symons *marke* zu lesen haben. — 700, 2 scheint mir Martins emendation *warten* schon

deshalb bedenklich, weil das handschriftliche *horten borten-barten* voraussetzt, aber auch *porten*, worauf die überlieferung zunächst deutet, will mir neben *bürge* nicht gefallen. es müsten die tore der äufsern umfassung und die innere burg, die hochburg, gemeint sein, was ganz unglaublich ist[1]. andre substantiva von graphischer ähnlichkeit passen nicht in den zusammenhang, und so kann hinter *horten* nur ein adjectiv stecken. es ist nach meiner überzeugung *wît*, das als attribut von *burc* neben *guot* und *veste* in unsrer dichtung mehrfach zu belegen ist (138,2. 685,3. 760,2. 1333, 2. 1536, 1 *diu burc ist vil veste, wît unde guot*). dass *w* von einem flüchtigen abschreiber als *ho* gelesen werden konnte, wird jeder, der die *w*-formen des 13/14 jhs. kennt, zugeben müssen.

843, 4 ist nach *lâzen müesten* kaum *beide* oder *mit ir spîse* ausgefallen, sondern eher *zer merverte* (hs. *m'uerte*).

855, 4 ergänz ich nach *wol ûf* nicht *sprach dô*, sondern *rief* oder *ruofte* (hs. *ruft*?). 902, 3 heifst es *er sprach 'wol ûf, ir helde'*. — 1360, 2 *Ludewiges wahtaere krefticlîchen rief 'wol ûf, ir stolzen recken'*. an obiger stelle ist 'rufen', abgesehen von der graphischen ähnlichkeit von *uf, rief, ruft*, auch der situation angemessener. *r.* finden wir zb. noch Bit. 10038, Dietr. Fl. 1586. 5463. 5804, Rabenschl. 831, 3, Wolfd. D IV 14, 1 (s. V 166, 3), Reinb. Georg 301, Wigam. 5711 — *spr.* Nib. 471, 4, Dietr. Fl. 5950, Rabenschl. 993, 4, Alph. 364, 1. 412, 3, Wolfd. D VII 53, 1. IX 197, 1. X 52, 2, Parten. 15696. 16398; beide verba Ulr. vdT. Willeb. CCXL 4.

Czernowitz. OSW. v. ZINGERLE.

KASSELER BRUCHSTÜCK DES RENNEWART.

Ein blattausschnitt mit 17 + 16 verszeilen aus einer pghs. des 14 jhs., im besitz der Kasseler ständischen landesbibliothek. 10 cm hoch und 15 cm breit; aus der innern columne (sp. a und d) eines 2spaltigen codex in folio, der dem bekannten cod. Pal. germ. 404 (bei Lohmeyer s. 12 : l) sehr ähnlich gewesen sein muss. rahmen und linien sind vorgezeichnet, die spalten ebenso breit (9,6 cm), die linie ebenso hoch (0,65 cm) wie in l. die (grofsen) anfangsbuchstaben der verse sind wie dort gleichmäfsig hinausgerückt und rot durch-

[1] sonst werden neben den toren türme oder mauern genannt, letztere zb. Konr. Troj. 23254 : *die porten und die müre zerstœret man* ....

strichen, die eine rote initiale hat zwar an der betr. stelle keine entsprechung in l, ist aber dem anderweitig vorkommenden initial-S sehr ähnlich. freilich erreichte unsere hs. doch nicht ganz das stattliche format von l, denn 1) *sowol der raum zwischen den columnen ist schmäler* (1,8 *cm gegen* 2,1 *cm*), 2) *als der erhaltene innenrand* (3,6 *cm gegen* 6 *cm*) — *und so waren es wol auch die übrigen ränder;* 3) *lässt sich die zahl der verse pro spalte auf* 53 *berechnen*[1], *während l* 56 *zeilen aufweist. — das fragment häugt mit keinem der anderweit aufgetauchten zusammen und weist gegenüber l* (*bl.* 145 *sp. a* 49—*b* 9, *d* 40—55), *das ich durch die gefälligkeit der Heidelberger bibliotheksverwaltung hier am orte benutzen konnte, die folgenden laa. auf:*

bl. 145 *sp. a* : 49 *oben weggeschnitten* : Der fchol vil . . . . . han erftriten *ist erkennbar, für* prises *stand ein anderes wort* 50 der hat 51 Swie *mit grofser roter initiale* hin *fehlt* 53 rite ev fo vor 54 enpor 55 ewrem 56 ûch] ev hie. — *sp. b* : 1. 2 zaigen : vaigen 2 Ez, *das übrige weggeschabt, aber noch controlierbar* 3 heyden *immer* gein *immer* 4 maniges 5 vngefchart 6 chomen ovch, *nachträglich umgestellt* 8 Hintz da. — *sp. d* : 40 fwanc er vil chavm entwancte 41 fnelheit er phlac 42 Panthauys einen 43 den k.] Rennewarten 44 tieffe 45 Dem helde in finen 46 ftravchte 47 Vnd ovch nach 48 Rennewarten was vil gach 50 er zornlichen 51 paide fine ftarke 52 ez wirt din 53 du dich te min torft gewern 54 Din lebn mvft du da von verzern 55 La din dro vnd tû din werch.

Die laa. bezeugen die hs. ausreichend als bairisch. E. SCH.

ZUM REINAERT.

Zu den am meisten verderbten stellen unsrer überlieferung gehört die aufzählung der tiere, welche gegen Reinaert klage erheben : R I (a) 1845—1860, R II (b) 1869—1885. man weifs längst, dass hier der text der Comburger hs. (a) nicht fehlerfrei ist, anderseits hat JWMuller (De oude en de jongere bewerking van den Reinaert s. 59) gezeigt, dass die (von bd überlieferte) liste von R II vielfach mit l gegen a zusammenstimmt. folgerungen daraus für die reconstruction des textes von R I zu ziehen, hat sich Muller mit recht gescheut; bei dem radicalen vorgehn van Heltens dagegen nimmt es fast wunder, dass er hier den text (bei ihm vv. 1703—1718) wider genau so liefert wie Martin. ich glaube wenigstens an einer stelle darüber hinauskommen zu können.

Dass die Comburger hs. (a) in dieser partie neigung zum interpolieren zeigt, hat Martin erkannt, indem er nach 1855 einen vers ausschied (*Dat water var, dat butseel*), durch welchen ein

[1] *bei fortfall oder erweiterung der roten capitelüberschriften könnte man allenfalls auch auf* 52 *oder* 54 *zeilen geführt werden.*

dreireim entstand; JGrimm hatte umgekehrt hier eine lücke, also einen ursprünglichen vierreim angenommen. nach v. 1856 *ende dat eencoren here Rosseel* fährt dann a fort:

Dieweline, die vrauwe fine.

man nimmt, soviel ich sehe, allgemein an, diese 'Dieweline', die sonst nirgends vorkommt, sei das weibliche eichhorn (so Martin s. xxxix und im Wörterbuch s. 450[b]), wobei JGrimm (anm. z. st.) freilich die änderung von *fine* in *fine* für wünschenswert hält, van Helten vor ihrem namen ein *ende* einfügt. dazu ist zunächst zu bemerken, dass diese nennung eines weibchens bei einem kleinern säugetiere, wo das geschlecht für den menschen nicht ohne weiteres erkennbar ist, um so mehr überrascht, als aufser widder und lamm (*Belijn* und *Hawij*) in der langen reihe der tiere kein weiteres paar auftritt. weiter ist der binnenreim *Dieweline : fine* auffällig und anstöfsig, und schliefslich gehört die 'feine dame' sprachlich unbedingt einer jüngern schicht an.

Wir wissen durch Steinmeyer Zs. 34, 282 f, dass das dem franz. entlehnte adj. *fin* in Mitteldeutschland seit Berthold von Holle, in Oberdeutschland gar erst seit Konrad vWürzburg bezeugt ist. nun, auch im niederländischen kommt das wort nicht früher auf: der Reinaert I hat keinen zweiten beleg und im Reinaert II erscheint *fijn* in charakteristisch enger verwendung: *van finen goude* 5323. 5495; *fijn gouden* 5502; *van silver fijn* 5487; wo R II 2431 *fijn selver ende root gout* bietet, hat R I 2409 noch einfach *daer vandic selver ende gout*. jene engere bedeutung 'fein gold', 'fein silber', weiterhin 'fein lasur', 'perlen fein' stammt aus dem französischen, wo ich zb. im Roman d'Enéas ausschliefslich diese verwendung gefunden habe: *de (en) fin or* 4071. 4083. 4483. 6435. 6457. 6489. 6928. 7174; *de fin argent* 4077. es ist die bedeutung 'raffiniert', die in verschiedenen nuancen noch heute in Frankreich wie in Deutschland fortlebt. im 12 jh. sprach man von *durhsotenem golde*. auch bei Konrad vWürzburg hat Steinmeyer aao. s. 283 diese 'vorliebe', *fin* von gold und edelgestein zu brauchen, bemerkt und darin richtig die ursprüngliche bedeutung erkannt, ohne dass er dafür auf das französische zurückgieng.

Im vorliegenden falle können wir also in der überlieferung drei stadien beobachten: R I braucht das adj. *fijn* überhaupt noch nicht, R II wendet es ausschliefslich in der engen, ursprünglichen bedeutung auf (reines) gold und silber an, ein interpolator von R I, wahrscheinlich derselbe, dem wir auch den zusatzvers nach 1855 verdanken, überträgt es bereits auf personen. der von ihm herrührende vers 1857 *Dieweline, die vrauwe fine* (den nur a kennt), muss unbedingt ausgeschieden werden: ob aber darum für die nunmehr reimlose zeile 1859 *Cantecleer ende die kindre sine* ohne weiteres das reimpaar aus b (1883 f) eingesetzt werden darf, möcht ich doch bezweifeln. E. SCH.

ÜBER DIE MHD. CONJUNCTION *UNDE*.

Die partikel *unde* zeigt im mhd. eine fülle von bedeutungen, die sie in ahd. zeit noch nicht besessen zu haben scheint, und die ihr in unsrer schriftsprache zum grofsen teil wider abhanden gekommen sind. so hat sich das interesse der philologen frühzeitig und anhaltend der sammlung und untersuchung der manigfachen gebrauchsweisen zugewendet. LTobler hat das problem zum gegenstande zweier besondrer abhandlungen gemacht[1], und zahlreich sind die sammlungen einzelner beispiele, die sich in den anmerkungen zu mhd. ausgaben, in den wörterbüchern, in dissertationen syntaktischen inhalts und sonst an allerlei orten verstreut finden. dank diesen bemühungen besitzen wir ein ungemein reichhaltiges material und eine in manchen puncten überzeugende erklärung, auf welche weise sich die manigfaltigkeit der bedeutungen herausgebildet habe. das höchste interesse des philologen aber ist trotz allem noch unbefriedigt geblieben. der philologe muss darauf aus sein, den ganzen gedanken- und gefühlsinhalt, den das wort, die phrase oder die construction eines schriftstellers in sich schliefst, so deutlich und lebhaft nachzuempfinden, wie es nur dessen gebildete zeitgenossen einst vermochten. wir sind freilich von diesem idealen ziele noch weit entfernt, werden es bei der schwierigkeit des weges auch wol niemals ganz erreichen. vielleicht darf gerade deshalb auch der kleinste schritt nach diesem ziele hin auf die teilnahme der altdeutschen philologen rechnen. —

Wir finden, dass dieselbe phrase bei mhd. autoren bald mit, bald ohne *unde* erscheint; wenn Friedrich vHausen (MFr. 46, 2) sagt *und wil sis jehen*, so lesen wir im Parz. (359, 30) *wils jehen frou Obie.* wir bezeichnen also dieses *und*, das bald steht, bald fehlt, als 'pleonastisches' *und*, und geben es im nhd. in beiden fällen durch 'wenn' wider. ebenso erscheint in andern fügungen bald das relativpronomen, bald an seiner stelle *unde*: da nehmen wir keinen anstand von relativem gebrauch des *und* zu sprechen usw. usw. dabei hat man im ersten falle gänzlich unterlassen, zu prüfen, ob denn allen arten von condicionalen vordersätzen

[1] Über den relativen gebrauch des deutschen *und* mit vergleichung verwanter spracherscheinungen KZ. 7, 353 ff; Germ. 13, 91 ff; eine kurze zusammenfassung der ergebnisse Beitr. 5, 375 f.

ein solches *unde* vorgesetzt werden könne — was doch sein müste, falls es würklich rein 'pleonastisch' stünde — ebenso wie man sich im zweiten fall nicht darum gekümmert hat, ob für jedes relativum ohne weiteres *unde* als ersatz eintreten könne. wenn solche gegenproben jederzeit gemacht würden, so würde in nicht all zu ferner zeit die reiche liste der 'pleonasmen', 'tautologien' und 'synonyma' ganz beträchtlich vermindert werden. sobald wir denselben begriff auf zwei verschiedene arten ausgedrückt finden, sind wir eben nur allzu bereit anzunehmen, dass sich diese ausdrucksweisen vollständig deckten, und lassen ganz aufser acht, ob nicht etwa die bedeutungsinhalte der betreffenden ausdrucksweisen sich nur zum teil schnitten, oder ob der grund des wechsels der sprachlichen mittel nicht etwa darin zu suchen ist, dass sich, wie Sievers das für die bewegungsverba gezeigt hat, éine und dieselbe sache eben von ganz verschiedenen seiten aus betrachten und somit auch sprachlich darstellen lässt.

Von dieser eben skizzierten aufgabe principiell verschieden ist die aufgabe, das herausbilden solcher sprachlicher erscheinungen historisch zu erklären. beide werden m. e. am besten getrennt behandelt, weil sonst die gefahr besteht, dass das philologische erfassen des tatsächlichen über dem verlangen nach historischem begreifen, wie es denn geworden ist, zu kurz komme. das wichtigste und daher auch der ausgangspunct muss uns immer die genaue erforschung des tatsächlichen sein. denn ohne sie kann die historische erklärung, also die hypothese, höchstens durch die gunst eines glücklichen zufalls das richtige treffen: während umgekehrt die richtige erkenntnis des tatsächlichen auch ohne historische erklärung seines werdens aufrecht stehn kann. ich sondre demnach im folgenden interpretation und hypothese durchaus, und stelle erstere voran.

1. *UNDE* LEITET DEN VORDERSATZ EINES HYPOTHETISCHEN GEFÜGES EIN.

Litteratur: Bechstein zu Trist. 212; Benecke zu Iw. 5829. 6369, zu Wig. s. 729; Cordes Der zusammengesetzte satz bei Nic. von Basel, Leipzig 1889, § 214. 226; Cutting Der conjunctiv bei Hartmann, Chicago 1894; Diemer zu Erinng. 150, Glossar zur Mst. hs. s. v. *unde*; Erbe Beitr. 5, 7 f; Erdmann Grundzüge I § 126; Grimm Gr. IV² 1308 f; Haupt zu Neif. 8, 17;

Jänicke zu Walb. 1251; Jellinek Hero s. 83; Kinzel zu Alex. 4514; Kraus Anz. xvii 28. xix 58; Martin zu Kudr. 227,3; Paul Beitr. 5, 48; Rothe Condicionalsätze bei Gottfr., diss., Halle 1895; Rötteken Der zusammengesetzte satz bei Berthold, QF. 53; Tobler aao.; Mhd. wb. iii 184; soweit die im folgenden besprochenen fälle nicht der eben angegebenen litteratur entnommen sind, stammen sie hier wie später aus eignen sammlungen.

Der gewöhnliche bedingungssatz drückt aus, dass eine bestimmte tatsache sich realisiert, wenn eine bestimmte bedingung (annahme, voraussetzung) sich erfüllt : Er. 1148 *gelinget im, er kumt dar zuo.* daneben gibt es nun bedingungssätze, welche obendrein besagen, dass die betreffende bedingung (annahme, voraussetzung) die einzige ist, die erfüllt werden muss, damit eine bestimmte tatsache sich realisiere. im neuhochdeutschen pflegen wir diese sätze mit 'wofern nur' einzuleiten, im mittelhochdeutschen ist der adäquate ausdruck das sogenannte pleonastische *unde*: Parz. 645, 18 *frouwe, ernbiut iu mére, daz er mit werden freuden lebe, und vreischer iwers tróstes gebe* 'wofern ihr ihn nur tröstet'.

Der grund, der den redenden veranlasst, in so nachdrucksvoller weise hervorzuheben, dass die betreffende bedingung die einzige ist, die notwendig realisiert werden muss, kann ein verschiedener sein. in weitaus den meisten fällen ist er darin gelegen, dass die im nachsatz berichtete tatsache in würklichkeit von einer reihe von bedingungen abhängt, die jedoch alle bereits erfüllt sind, sodass nur mehr die éine im vordersatz angeführte bedinguug — gewissermafsen als letztes glied der ganzen kette von bedingungen — eintreten muss, damit die tatsache realisiert wird. die beispiele hierfür sind zahlreich : Roth. 1953 *den hetich sicherlîche verholne gerne gesén, unde mochtiz mit gevóge geschén* : 'wofern es nur mit anstand geschehen könnte'; also das wichtigste, dass sie sich für ihn interessiert und dass sie ihn gerne sehen würde, ist bereits tatsache; es müste nur noch auch dem anstand genüge geschehen können. — WMann ii 97 *kumin ich zu lande, ich reche sînen anden, undi* (hs. *undir*) *sal mir ummir guot von îm gischîn* : 'wofern mir nur je'; die notwendigen vorbedingungen, den tod Christi zu rächen, sind gegeben : der könig hat die nötige heeresmacht sowie den festen entschluss, es zu tun; es fehlt also uur mehr das éine, dass der vater geheilt wird. — Er. 1007 *nu geruochet mir den lîp lân. und habe ich*

iht des getân, des ich von rehte engelten sol, daz widerdiene ich harte wol : 'wofern nur'; die hauptbedingung, die bereitwilligkeit zu sühnen, ist gegeben; und so braucht er es nur auch getan zu haben, damit die sühne erfolge. — ebenso Wh. 306, 12 *der tôtlîche val, der hiest geschehen ze bêder sît, dar umbe ich der getouften nît trag und ouch der heiden, daz bezzer got in beiden an mir, und sî ich schuldic dran.* — Er. 3534 *und twinge iuch dehein hungernôt (ich füer hie schultern unde brôt unde vil gnoten wîn), nû lâtz in iuwern hulden sîn, und heizt die frouwen bîten*: die mittel und den willen, Erec zu speisen, hat der knappe; so braucht also Erec nur würklich hungrig zu sein, und er mag sich bedienen. — Er. 4885 *und lât mir got sô wol geschehen, daz ich im immer kume zuo, ich sage iu, herre, waz ich tuo : ich bringen, mag ich ins erbiten* : Gawein ist von dem könig Artus eben auf das dringendste gebeten worden, Erec an seinen hof zu bringen, und antwortet, dass er ja selbst niemand lieber sehen würde als Erec : so braucht es also nur noch die äufsere möglichkeit, und es soll geschehen. — Er. 8585[1] *wan unde kumet ir dar in, sô geriuwet ir mich sêre : wan sô seht ir uns nimmer mêre* : das blofse hineingelangen in den baumgarten genügt, die andern bedingungen, die nötig sind, damit der eindringende das gefühl des mitleids erregt, sind im baumgarten bereits gegeben. — ebenso Iw. 414 *und heten si mîn war genomen, sone triut ich mich niht erwern.* auch hier ist an fähigkeit und absicht der untiere zu schaden, nicht zu zweifeln; es fehlte also nichts als die äufsere wahrnehmung, und Kalogreant wäre nicht davon gekommen. — ebenso Iw. 555 *zwâre unde kumestû dar und tuostû ime sîn reht gar, tuostû dan die widerkêre âne grôze dîn unêre, sô bistû wol ein vrum man* : alle die andern bedingungen, die einen schluss auf die tapferkeit desjenigen der sie übersteht zulassen, sind als ganz sicher gegeben; so reicht die blofse tatsache des rückkehrens hin, um Kalogreant den ruhm der tapferkeit zu sichern. — Greg. 3724 *ich erkande in wol, und sæhe ich in* : 'beim blofsen sehen'. — Er. 8030 *und ist ez niwan ein man, an dem sî ze gewinne stât, des möhte werden guot rât* : 'es braucht nur würklich so zu sein, und . . .'. — Wh. 88, 18 *Mahmet, unt ganstu mirs, ich begrîfe dich.* — Trist. 3983 *mîn nacketage enwirret niht, swie mich der*

[1] von Lachmann zu Iw. 155 mit unrecht bestritten, s. die beispiele für *wan unde* bei Bech Germ. 7, 466 und Haupt z. st.

künec nû varnde siht, er wirt mich gerne sehende, und wirde ich ime verjehende umbe sînen neven. — Trist. 4878 *und mag ouch ich den (trahen) dâ bejagen, so behalte ich mîne stat dâ wol.* — Trist. 5144 *und sî daz dich got gewer, sô soltû wider kêren.* — Trist. 5435 *ich weiz wol, sô manc edele man . . . sîne hende mir gevalden hât; und hætens dise untât, der ir dâ jehet, an mir erkant, ir deheiner hæte sîne hant zwischen die mîne nie geleit.* — Trist. 5715 *und werdents* (mann und weib) *aber gescheiden, son ist niht an in beiden*: 'man braucht sie nur zu trennen, und'. — Trist. 6056 *Tristan wart . . . empfangen niht sô suoze, als er doch wære getân, und hæte sî diz leit verlân.* — Trist. 6191 *und helfent mir die selben drî* (Gott, recht und selbstvertrauen), *swie unversuocht ich anders sî, sô hân ich guoten trôst dar an, ich genese wol vor einem man.* — Trist. 7855 *und kanstû keiner lêre . . . mêre danne ir meister oder ich, des underwîse sî durch mich.* — Trist. 7930 *sine erkande ir vindes niht; und möhte sî daz wizzen, an wen sî was verflizzen und wem sî half ûz tôdes nôt, wære iht ergers danne der tôt, den hæte sim zewâre gegeben.* — Trist. 9494 *und kume ich wider ze mîner maht, sô ist reht, daz ich tuo unde sage, swaz iu gelîche und iu behage.* — Trist. 10196 *Isôt wes hâstû mich gemant? daz ich mîn leben ie gewan! und ist diz danne Tristan, wie bin ich dar an sô betrogen.* — Trist. 13335 *hêrre, hêrre gât her an! und kumet mîn hêr Tristan, die wîle ir an dem lande sît, uns begât ein übel zît.* — Trist. 14103 *ouch sult ir iuch versinnen, und kêret ir von hinnen, wer beschermet iuwer zwei lant?* — Trist. 14881 *iuwer bete . . . und weste ich, obe diu keine kraft von mînem râte hæte, ich riete unde tæte . . . dar an iu wol geschæhe.* — Trist. 18664 *und sol ouch triuwe und êre haben mit gote gemeine . . ., sone zwîvel ich zewâre niht . . ., sine sîn vor gotes ougen.* — Trist. 19543 *daz solte sider gar sîn ersuocht, und hæte sî mîn iht geruocht.* — Wig. 5348 *und hiet er sich versunnen, sô wær ez im beliben dâ*: 'wofern nur'; die begründung des 'nur' ist hier wie in den folgenden beispielen eine ähnliche wie in den bisherigen, sodass ich sie wol nicht näher anzuführen brauche. — Wig. 5373 *nû sî dir daz für wâr geseit: und lebt er unz an den tac, daz ez uns geschaden mac, wir suln in baz tœten*: 'wofern er nur die nacht überlebt'. — Wig. 8959 *der êren mich genüeget, die du mir herre hâst gegeben und læstû mir ze vröuden leben dise maget wol getân.* — Türl. Wh. 107, 16

der gôte helf ist doch niht laz, und welt ir si gendden biten. — Türl. Wh. 107, 19 *ich bedurft wol helf, und fund ich die.* — Nib. 1089, 3 *und ist ir lip sô schœne sô mir ist geseit, minen besten vriunden sol ez nimmer werden leit* : 'es braucht sich nur würklich so zu verhalten'. — ebenso Nib. 1091, 2 *und sol ich Kriemhilde geligen iemer bî, des wil ich dir lônen sô ich beste kan* : 'wofern es nur auch dazu kommt'. — ebenso Nib. 1139, 2 *und ist daz sô getân, sô sol si krône tragen vor Etzelen recken.* — ebenso Kudr. 152, 2 *sît irz der recke, der nâch uns hât gesant, und gehet ze einer muoter der edelen küniginne? und sint wâr diu mære, sô bin ich vrô von allen minen sinnen.* — Nib. 1183, 3 *swester mirst geseit und wilz ouch wol gelouben, daz alliu dîniu leit der künec Etzel wende, und nimes dun zeinem man.* — Kudr. 227, 1 *Hetele dô vrâgte : möhte daz gesîn, daz mir ir vater gæbe daz schœne magetîn? und diuhte ich in sô biderbe, sô wolt ich si minnen und wolte im immer lônen, der mir die maget hulfe gewinnen.* — Kudr. 298, 1 *und sol ich leben drier tage stunde, daz si mir hânt gegeben, daz wirt den minen gesten alsô vergolten, hânt si iehtes gebresten, daz ich immer mêre bin bescholten.* — Kudr. 1167, 3 *ich bin ein bote von gote, und kanstû mich gevrâgen, . . . sô sage ich dir von dînen mâgen* : 'du brauchst mich nur zu fragen'. — Kudr. 1267, 4 *und wirt des Gêrlint innen, sô getete si uns mit slegen noch nie leider.* — Kudr. 1646, 4 *unde lobet siz eine, sô mügen wirs alle wol ze hulden bringen.* — Helmbr. 217 *hêr Nîthart, unde solt er leben, dem hete got den wunsch gegeben.* — Helmbr. 891 *und het ich wîn, des müeste hînte getrunken sîn.* — Frauend. 25, 5 *und ist ez wâr, sô helf iu got.* — Frauend. 25, 29 *und rüert ir iuch, ir nemt sîn schaden.* — Jüd. (Hahn) 130, 25 *wurm, unt wærstû wîse, dû rihtest dîn werc anderswâ.* — Jüd. 130, 28 *unt west ich wâ ich dich funde, dû müesest . . . arnen dise missetât.* — Hausen MFr. 46, 2 *si darf mich des zîhen niet, ichn hete si von herzen liep. des mohte si die wârheit an mir sehen, und wil sis jehen* : 'wofern sies nur eingestehn will'. — Walth. 22, 37 *und volges dû der lêre mîn, sô wis gewis, ez frumt dir an dem muote* : 'du weifst jetzt, was du zu tun hast, und gut ist die lehre auch, du brauchst sie also nur mehr zu befolgen, und . . .'. — ebenso Walth. 149, 25 *und tuost alsô und volgest mîner lêre, sô bûwes dû ûf êren strâze.* — Walth. 32, 25 *ich weiz wol swer willecliche sprichet 'jâ', der gæbe ouch gerne, und wær*

ez danne dâ : ironisch : 'es brauchte nur auch noch vorhanden zu sein'. — Walth. 82, 14 *ich hân niht rosses daz ich dar gerite. 'ich lîh dir einz, und wilt du daz'* : 'du brauchst nur zu wollen'. — Frauenberg MS I 37ᵃ *nu sunge ich vil gerne, unt hulfe ez mich iht.* — Gliers MS I 43ᵃ *des wolte ich geswigen hân und swige ouch noch, unt liez er mich* : 'die leute brauchten mich nur in ruhe zu lassen'. — Stammheim MS II 56ᵃ *die vogel alle sint der sumerwunne vrô : reht alsô tæte ouch ich, unt lieze ein ander swære mich.* — Neidh. MSH III 198ᵃ *unt hæt ich got gedienet alsô sêre, drîzec jâr, er hulfe mir.* — Otto zum Turne MS I 190ᵇ *es möht ein lant verderben, unt tæt ir ungendde an im diu fîne, als si an mir begât.* — Reinmar vZweter hrsg. von Roethe, nr 153, 1 *her herre, unt habt ir einen man, der iu sînen dienest marketveile machen kan, sô mezzet sînen dienest nâch der miete unt nâch der liebe niht.*

Bei durchsicht der beispiele wird man leicht sehen, dass es immer dieselben kategorien sind, die widerkehren. eine gruppe hat den sinn 'es braucht nur sich so zu verhalten, wahr zu sein, sich zu erfüllen', eine andere 'du brauchst mir nur zu folgen', eine dritte 'sie hätten es nur zu sehen, wahrzunehmen, zu haben gebraucht', eine vierte 'er braucht nur hinzukommen', eine fünfte drückt wider durch ein *gerne* oder *wellen* im nachsatz aus, dass der eine wichtige factor für das zustandekommen der tatsache bereits gegeben ist, usw[1].

Lediglich eine unterabteilung der eben besprochenen gruppe stellt eine reihe von sätzen dar, wo gleichfalls aus einer ganzen kette von bedingungen alle bis auf die eine ausdrücklich genannte bereits erfüllt sind : und diese eine, noch ausstehnde, ist eine

[1] auf dieselbe weise erklärt sich auch der gebrauch von *unde* in gewissen wunschsätzen (beispiele bei Grimm Gr. IV² 1309; Mhd. wb. s. v. *unde*) : der redende wünscht sich in allen fällen eine reihe von tatsachen, führt aber ausdrücklich nur éine einzige an, deren erfüllung die der andern implicite enthält. auch hier setzen wir deshalb im nhd. 'nur' : Rol. 36, 22 *wolde got unde wêre ich is wert, daz mich vûr ader swert gelûterte an deme lîbe : sô wêre ich ân zwîvil, daz mîn got ruochte.* — Wolfd. H. 2041 *wolt got und* (fehlt in der ausgabe DHB. Wolfd. D IX 153, 4) *wærest du gesunt.* — Jac. vWarte MS I 28ᵃ *ich wolt und wær er* (der anbruch des tages) *verre.* — Neidh. MSH III 224ᵇ *nu wolt got und wæren si alle erslagen.* — Ls. I 118 *wölt got und möcht ez sîn . . . des wær ich frô.* — Frauend. 39, 9 *mir wære liep, und wær ich tôt.*

ganz selbstverständliche, ohne deren erfüllung die tatsache des hauptsatzes überhaupt niemals realität gewinnen könnte. wir pflegen im nhd. in solchen fällen 'wofern überhaupt' neben 'wofern nur' zu gebrauchen (doch kann 'überhaupt' auch in andern sätzen als den eben charakterisierten stehn : aber es passt für alle diese). hierher gehört zb. Veldeke MFr. 59, 3 *des sol mir diu guote danc wizzen, daz ich . . . si minne baz dann er* (Tristan), *und mac daz sîn :* 'wofern das überhaupt möglich ist'. — ebenso Iw. 5827 *man sagt von im die manheit, und sol ich mîn arbeit iemer überwinden, sô muoz ich in vinden.* — Iw. 4050 *daz lantvolc hât ûf mich geseit eine schult so swære : und ob ich schuldec wære, sô wære ich grôzer zühte wert.* — Parz. 163, 6 *sît ir durch râtes schulde her komen, iwer hulde müezt ir mir durch râten lân, und welt ir râtes volge hân.* — Wh. 232, 10 *den knappen hete gar bevilt, und het er sich versunnen, wie daz ors wart gewunnen.* — Trist. 3307 *daz ich niemer hirz noch tier gehouwen wil in vier quartier, und solt ich iemer mêre jagen.* — Kudr. 316, 1 *und welt ir recken bî mir hie bestân, sô wil ich mit iu teilen diu lant, diu ich dâ hân.* — Wig. 3783 *wir haben funden einen list, der uns benamen frumen muoz, und sol uns leides werden buoz.* — bisweilen kann man zweifeln, ob die übersetzung mit 'nur' oder mit 'überhaupt' besser ist; so gehören vielleicht einzelne beispiele der früheren gruppe hierher, wie Hausen MFr. 46, 2 oder Er. 1007; Wh. 306, 12.

Der redende kann ferner versucht sein, den umstand, dass eine bestimmte bedingung die einzig notwendige ist, deshalb durch einen besonderen sprachlichen ausdruck zu bezeichnen, weil die bedingung einen ganz speciellen charakter hat, während die tatsache, die von ihr abhängt, eine allgemeine ist. durch das mhd. *unde*, nhd. 'nur' wird in diesen fällen die discrepanz zwischen beiden scharf beleuchtet. beispiele sind: Parz. 645, 18 s. o. s. 151 — Wig. 1300 *waz sol mir mîn starker lîp, und sol ich mich nu als ein wîp verligen in diesem lande hie?* 'wofern nur dieses eine geschieht, ist all meine stärke nichts wert'. — Trist. 11304 *er wære tumber danne ein kint, unt vœhte er mit dir umbe den wint.* — Wig. 2626 *deiswâr sô dûht ir mich ein kint, unde welt ir den bestân, dem sô manec biderber man an rîterschaft des prîses jach.* — Wig. 3932 *daz wære ein slac aller mîner êren, und soldich* (oder, wol besser, mit C *woldich*) *von im kêren sît ich*

nâch riterschefte var. — Hausen MFr. 53. 4 *mich diuhte ein gewin, unt wolte diu guote wizzen die nôt, diu wont in mînem muote.* — Reinmar MFr. 152, 20 *mich müet, und sol im iemen lieber sîn.* — Hadlaub MS II 191 a *und vröutet ir noch mînen lîp mit iuwerm holden gruoz, sô kæme ich gar ûz leide, dar inne ich sterben muoz, ir(n) tuot mich sorgen buoz*[1].

Diesen fällen nur in gewissem sinne verwant sind endlich zwei beispiele, wo eine aussage von allgemeinem charakter giltigkeit erhält dadurch, dass sich eine einzelne ergänzende bedingung erfüllt: Freid. 80, 15 *wol im wart der vil gereit, unt weiz er rehte waz er seit* : 'wofern er nur weifs . . .' — Biter. 551 *swâ noch füere alsam ein gast, und hæte er dar zuo wîsen muot, die nahtselede möhten werden guot.* hier liegen mischungen vor: 'wol dem der viel redet u n d genau weifs was er sagt' sowie 'ein gast der in eben solcher lage wäre u n d obendrein verstand hätte'; die beiden zweiten glieder werden aber gleichzeitig hypothetisch gesetzt.

Aus den bisherigen darlegungen ergibt sich von selbst, dass die conditionalen vordersätze mit *und* an der spitze eine unterabteilung der gewöhnlichen conditionalsätze darstellen. infolge dessen kann man in all den gebrachten beispielen das *und* streichen, ohne dass sich der tatsächliche inhalt der gedanken irgendwie veränderte : aber die präcisere fassung derselben wird dadurch vernichtet. indem man nur das erstere beobachtete, ist man zur meinung gekommen, *und* stehe in diesen fällen 'pleonastisch'. dass das irrtümlich war und dass die oben betonten unterschiede würklich vorhanden sind, lässt sich leicht durch eine gegenprobe erweisen : wenn die sätze mit *und* nur eine kleine gruppe der gewöhnlichen conditionalsätze bilden, dann muss es unmöglich sein, s ä m t l i c h e n sätzen der letzteren art ein *und* hinzuzufügen. ebenso wie im nhd. zwar jedes 'wofern nur' durch ein 'wenn' ersetzt werden kann, nicht aber umgekehrt. die richtigkeit dieser erwägungen lässt sich durch beispiele leicht erweisen. Er. 92 *wilt dû deich dichs erlâze, so rît dîne strâze und hebe dich der sunnen haz.* hier geht einzig und allein 'wenn . . . so' an : 'du brauchst nur zu wollen dass ich dirs erlasse, und' wäre ganz unmöglich. man halte zu diesem beispiel als gegen-

[1] hierher auch Trist. 16372 *owê, owê, und fröuwe ich mich! wie tuon ich ungetriuwe sô,* wo der gedanke ebenfalls conditional ist.

stück Walthers *ich lîh dir einz, unt wiltû daz.* — Er. 576 der held erklärt, dass die armut Enitens kein hindernis sei für seine brautwerbung : *ir armnot hœr ich iuch klagen : der sult ir stille gedagen. ez schadet in nicht gegen mir, wand ich ir guotes wol enbir. ouch het ich einen swachen muot, næm ich für mînen willen guot* : 'ich brauchte nur geld zu nehmen, und ich hätte einen schlechten charakter' wäre ganz unmöglich : 'wenn . . so' ist allein richtig. man vergleiche damit etwa das oben gebrachte beispiel aus dem Wig. : 'ich brauche mich nur wie ein weib zu verliegen, und meine ganze stärke ist nutzlos'. — Er. 5467 *hât dirre man ritters namen, sô möhtent ir inch immer schamen* : 'falls der (von euch so unwürdig behandelte) mann dem ritterlichen stande angehört, so gereicht euch das zur schande'; dagegen 'er braucht nur ein ritter zu sein, und es gereicht euch zur schande' gäbe hier gar keinen sinn. — Iw. 538 *sî dir nû verre oder bî kunt umbe selhe wâge iht, daz verswîc mich niht.* — ebenso Iw. 2800 *wizzet ir iender hie bî eine stat dîn mir gevellic sî . . . des bewîset mich.* — Parz. 7, 28 *het ich dar inne mêr getân, etswâ man mîn gedæhte.* — Parz. 50, 12 *ich muoz des eime tiuvel jehen . . . : het er den prîs behalten sô dîn lîp, für zucker gæzen in diu wîp.* — Parz. 56, 29 *wil er wider wenden, schiere sol ichz enden.* — Parz. 81, 8 *wære worden der turnei, sô wære verswendet der walt.* — Parz. 170, 23 *ist hôch und hœht sich iuwer art, lât iuwern willen des bewart, iuch sol erbarmen nôtec her.* — Parz. 230, 28 *sazte i'iuch verre dort hin dan, daz wære iu al ze gastlîch.* — Parz. 356, 22 *het den erzogen Gurnemanz, sô wær sîn prîs gehœhet gar.* — Parz. 585, 5 *frou minne, welt ir prîs bejagen, möht ir in doch lâzen sagen, iu ist ân êre dirre strît.* — alle diese fälle, die sich ins ungemessene vermehren liefsen, würden *unde* nicht dulden, weil die bedingungen, die oben für die zulässigkeit des *unde* angegeben wurden, nicht vorhanden sind. so dürfte es an jener stelle des Parz. (50, 12) nicht heifsen : *unt het er den prîs behalten sô dîn lîp*; denn die in diesem satze ausgesprochene bedingung ist die einzige, die überhaupt notwendig ist, damit der nachsatz realisiert werde; und weil sie dies, nicht etwa das endglied einer reihe nicht ausgesprochener anderer bedingungen ist, so ligt für den dichter keine veranlassung vor, *unde* zu gebrauchen, das immer nur dann steht, wenn der gedanke des redenden sich über die eine genannte bedingung

hinaus auch auf andere bedingungen erstreckt, die entweder bereits gegeben sind, oder deren es in dem vorliegenden falle nicht bedarf. der schwerpunct des gedankens ligt eben an dieser stelle nicht darin, dass ein teufel nichts anderes zu tun brauchte, als so tapfer zu sein wie P., damit ihn die weiber vor liebe fräfsen, sondern einfach darin, 'wenn selbst ein teufel so tapfer wäre, so würden usw.'. dagegen könnte natürlich *und* stehn in einem vordersatz wie 'ich würde einem jeden meine liebe schenken, wofern er nur so tapfer wäre wie P.' hier richten sich eben die gedanken auf andere bedingungen, die nicht erfüllt zu werden brauchen ('er braucht nicht klug, nicht jung, nicht reich usw. zu sein').

Aus den bisherigen darlegungen ergibt sich von selbst, dass ganze kategorien von bedingungssätzen die hinzufügung eines *und* nicht vertragen. so vor allem die sog. 'höflichen' bedingungssätze. denn da die in solchen sätzen enthaltene bedingung gar nicht ernsthaft als solche gemeint ist, so wär es absurd, sie als einzige deren erfüllung noch aussteht, oder als einzige die in diesem speciellen fall nötig ist, damit die aussage des nachsatzes realität gewinne, noch in besonderer weise hervorzuheben. es steht daher in solchen fällen immer nur die einfache form des condicionalsatzes: Parz. 26, 3 *saget mir, ob irs ruochet.* — 263, 30 *ruocht irs, sî tâten strîtes schîn.* — 270, 1 *ruocht irs, si sol unschuldic sîn.* — 369, 13 *den nenne ich iu, geruochet irs.* — 47, 21 *gebietet ir, sô lât in mîn geniezen, senftet sînen pîn.* — 59, 27 *gebiet ir, sô ist ez wâr.* — 535, 13 *op mirs iuwer munt vergiht, sô brich ich mîner triuwe niht.* — 695, 7 *welt irs jehen, deist Parzivâl.* — 649, 21 *jâ, herre, ob ir wellet, zer vreude er sich gesellet.* — 682, 17 *dâ was, welt ir glouben mirs, der klâre Bernout.* — Wh. 15, 4 *ob ir miers geloubt, sô wil ich zieren diz mære mit den vieren.* — Walth. 74, 26 *obe ir mirs geloubet, daz müest ûf iuwer houbet.* — den unterschied zwischen solchen höflichkeitsphrasen ohne *und* und anderen fällen, wo *und* steht, verdeutlicht treffend ein vergleich der stelle Parz. 359, 28 mit Hausen MFr. 46, 2. im Parz. ist die rede davon, dass der von Obie höhnisch abgewiesene liebhaber Meljanz unter ihren augen tapfer gestritten und erfolge errungen habe; da heifst es nun, mit einem ironischhöflichen condicionalsatz: *da ist mêr gewunnen danne verlorn .. wils jehen frou Obie* 'wenn sies gnädigst zugestehn will'; ganz

unpassend wäre hier: 'sie braucht es nur auch zuzugeben'. dagegen die stelle bei Hausen lautet: *si darf mich des zihen niet, ichn hete si von herzen liep. des mohte si die wârheit an mir sehen, und wil sis jehen*: hier ist die übersetzung 'sie braucht es nur auch einzugestehn' vollständig am platz [1].

Bisher sind lediglich beispiele vorgeführt worden, die einen positiven vordersatz aufweisen. ist die bedingung dagegen negiert, so bedeutet *unde*, dass, wenn nur diese eine bedingung nicht eintritt, die im hauptsatz berichtete tatsache unter allen umständen realität gewinnt. die gründe, die den redenden veranlassen, die singularität der bedingung besonders hervorzuheben, sind wider dieselben wie bei den positiven sätzen. immer denkt der redende an eine reihe anderer bedingungen, die unter sonstigen umständen gleichfalls die realisierung der tatsache des nachsatzes hätten herbeiführen können, die aber in dem speciellen fall dafür gar nicht in betracht kamen, sei es, dass sie diesmal nicht nötig waren, oder dass sie bereits gegeben vorlagen, also nicht ausdrücklich gesetzt zu werden brauchten. das letztere ist der fall Iw. 561 *waz vrumt ob ich dir mere sage? ich weiz wol, unt bistû niht ein zage, so gesihestû wol in kurzer vrist selbe waz diu rede ist*: 'du brauchst nur kein feigling zu sein, und du wirst dich bald durch den augenschein überzeugen'; alles andere was notwendig ist, damit er sich würklich überzeuge, ist bereits gegeben und tritt mit mathematischer sicherheit ein, wenn es durch dieses letzte glied ausgelöst wird. — der zuerst angegebene grund für die setzung des nachdrücklichen *unde* ligt vor in folgenden fällen: Mst. Gen. 16, 8 *ich hetis* (die verbotene frucht)

[1] daraus ergibt sich, dass Er. 3515, wo die hs. bietet *er sprach 'herre, und wærez iu niht leit, ich frâgete iuch mære war iuwer wille wære'*, nicht mit Haupt bloſs das *er sprach* zu tilgen, sondern auch *und* in *en* zu ändern ist, wie schon Bech Germ. 7, 448 vorschlägt, der noch auf Er. 3734 (*herre, wær ez iu niht leit*) und auf Iw. 6304 (*er sprach, enwærez iu niht leit*, nur Ea *un̄*, A *ne*, die übrigen hss. ohne *en*) verweist. freilich will Bech *er sprach* belassen und *herre* tilgen: dass das falsch und die lesung ohne 'inquit' und mit *en* st. *und* allein richtig, wird schon durch die entlehnung bei Wirnt sehr wahrscheinlich gemacht, wo es heiſst (88, 40): *herre, enwære ez iu niht leit, ich frâget iuch gerne mære, war iuwer wille wære.* vgl. noch Parz. 774, 23 *si wurbenz, wærez im niht leit.* — das beifügen des *unde* ist eine unart späterer schreiber, denen dieses *unde* bedeutungslos geworden war.

nie enbizzen und hete siz ê niht gezzen : alle anderen bedingungen, die Adam zum genuss des apfels hätten veranlassen können, begierde, ungehorsam gegen Gott, nachgiebigkeit gegenüber dem teufel, waren nicht vorhanden : Eva hätte ihm nur nicht mit bösem beispiel voranzugehn gebraucht, und . . . — ebenso Trist. 17951 *ez ist ouch noch mîn vester wân, Eve enhæt ez nie getân, und enwære ez ir verboten nie.* — Trist. 211 *von den diz senemære seit, und hæten die durch liebe leit, durch herzewunne senedez klagen in einem herzen niht getragen, sone wær ir name und ir geschiht sô manegem edelen herzen niht ze sælden noch ze liebe komen* : 'alles andere hätte sie nicht berühmt gemacht als das eine; sie brauchten nur dieses nicht getan zu haben, und . . .' — Trist. 5821 *nû wære uns michel baz geschehen, und hæten wir iuch nie gesehen.* — Wig. 2103 *unser frôude wær enwiht und hiete wir der wîbe niht* : 'es brauchte sonst nichts weiter als dass es keine frauen gäbe, und'. — Frauend. 352, 19 *einz ich von ir gehœret hân, und wenkstû an ir dienste niht, daz dir noch liep geschiht.* — Berthold vRegensburg 1, 340, 19 *owê, ir unsæligen tiuvel, unde hætet ir den list niht funden* (dass der mensch den sünden dient), *sô ist hiute niendert kein mensche vor mînen ougen, ich woltez dem almehtigen gote antwurten, ez wære halt wuocherer oder fürkoufer* usw. — ebenso 341, 21. auch hier überall kann der redende auf die gröſsere präcisierung des gedankens, die durch *unde* erzielt wird, verzichten und conditionalsätze ohne *unde* gebrauchen. aber nicht umgekehrt : durchaus nicht jeder negierte vordersatz verträgt die beifügung des *unde.* so wäre zb. *unde* ganz unmöglich Greg. 2697 *engezzent in die wolve niht, daz aber vil lihte geschiht, sô muoz er dâ ungâz ligen und aller gnâden verzigen :* denn der sinn 'die wölfe brauchen ihn nur nicht zu essen, und . . .' ist ausgeschlossen. — Iw. 1837 *er bat mich iu daz sagen, daz . . . der künec Artûs wil zem brunnen komen mit her. enist dan niemen der in wer, so ist iuwer êre verlorn.* auch hier ist einfache constatierung 'wenn . . ., so' das einzig angemessene. 'es braucht nur niemand da zu sein, und . . .' wäre an sich denkbar, aber in diesem zusammenhange unpassend. — Iw. 4899 *doch wære diu eine magt dâ wider schiere verclagt, wider dem schaden der hie geschiht, gieng ez mir an die triuwe niht.* wer die stelle im zusammenhang list, wird nicht im zweifel sein, dass 'es brauchte nur nicht gegen meine ehre zu sein,

und . . .' auch hier ganz unangemessen wäre. — ebenso Wh. 160, 4 *wirt nu niht von ir geklaget diu dürren herzebæren sêr . . ., ir sol getrûwen niemer man.*

Wer die beispiele mit *unde* im negierten vordersatz vergleicht mit den früher gegebenen, wo *unde* im positiven vordersatz steht, der wird in bezug auf die häufigkeit des vorkommens ein grofses misverhältnis constatieren: so häufig positive, so selten sind negative sätze mit *unde* (78 : 9). es erklärt sich das daraus, dass die letztere construction schwerfällig ist. verzichtete man deshalb darauf, den gedanken so prägnant zu formulieren? keineswegs. die sprache hat hier vielmehr, soweit es sich um tatsachen, nicht um möglichkeiten handelt, ein adäquates und kürzeres ausdrucksmittel in *wan daz* mit folgendem positiven satz. man sehe stellen wie Iw. 2967 *er hete geweinet benamen, wan daz er sich muose schamen.* es hätte nichts gebraucht, als dass ihm das schamgefühl keine rücksicht auferlegte, und er hätte geweint. widerum sind andere vorbedingungen, seine traurige stimmung, das bedürfnis zu weinen, gegeben : so bedurfte es also nur noch des hinzutretens der möglichkeit, es zu tun, ohne unmännlich zu scheinen, und er hätte würklich geweint. hier könnte es also umständlicher ebensowol heifsen : *unde ne müese er sichs niht hân geschamt.* dasselbe trifft für alle *wan daz*-sätze zu, man sehe zb. die reiche liste im Mhd. wb. III 487 f. daher lassen sich natürlich auch die oben citierten sätze mit *unde niht* in *wan daz*-sätze umwandeln, ohne dass der sinn geändert wird: Mst. Gen. 16, 8 könnte auch lauten : *ich hetis nie enbizzen, wan daz siz ê hât gezzen.* und so bei allen jenen sätzen : nur dass natürlich in der stelle Iw. 561 aus der annahme eine tatsache gemacht werden müste — denn nur für letztere gilt *wan daz* — also etwa : *er mohtez selbe hân gesehen, wan daz er ein zage was.* — natürlich gilt ebenso das umgekehrte : für alle positiven sätze mit *und,* soweit sie tatsachen, nicht annahmen enthalten, könnten negierte sätze mit *wan daz* eintreten, ohne dass der sinn an prägnanz verlöre. so könnte es also statt der fassung mit *und* in der stelle des Frauenbergers MS I 37a (s. o. s. 155) *nu sunge ich vil gerne und hulf ez mich iht* auch heifsen : *nu sunge ich vil gerne wan daz ez mich niht enhilfet* oder statt : *die vogel alle sint der sumerwunne vrô : reht alsô tæte ouch ich, unt lieze ein ander swære mich* (Stammheim MS II 56 a) ebensogut . . . *wan daz*

mich ein ander swære enldt; wie es auch würklich im Iw. 198 heifst: *in der werlde ist manec man . . . der gerne biderbe wære, wan daz in sîn herze enldt.* — aber wie die sprache den positiven ausdruck mit *wan daz* bevorzugt vor der negativen wendung mit *und . . . niht*, so wendet sie hier lieber die positive mit *und* an, statt der negativen mit *wan daz niht*: daher sind beispiele für letzteres verhältnismäfsig selten. den 43 belegen, die das Mhd. wb. aao. für *wan daz* gibt, stehn nur 6 für *wan daz niht* gegenüber [1]; ebenso stark ist der unterschied der zahlen bei den von Erbe aao. s. 17f verzeichneten stellen: es stehn 32 positive sätze gegenüber nur 2 negativen.

Im grofsen und ganzen kann man also sagen: sobald der vordersatz eine tatsache enthält, wird bei position dieses satzes *unde* gebraucht, bei negation dagegen *wan daz*, weil die gleichbedeutende ausdrucksweise mit *wan daz niht* im ersten, mit *unde niht* im zweiten fall umständlicher wäre.

Wie aber, wenn der vordersatz keine tatsache, sondern eine annahme, bedingung, voraussetzung enthält? auch hier war *unde* bei position massenhaft zu belegen, während nur ein einziges beispiel (Iw. 561 *unt bistu niht ein zage*) *unde* mit negation aufweist. wodurch drückt also die sprache gedanken der letzteren kategorie aus? natürlich durch die exceptivsätze. besagen die positiven sätze mit *unde*, dass nur eine einzige bedingung erfüllt zu werden braucht, damit die aussage des hauptsatzes realität gewinne, so besagen die negativen exceptivsätze, dass nur eine einzige bedingung nicht erfüllt zu werden braucht, damit die aussage des hauptsatzes realität gewinne. und so wie es hier ein umweg wäre, dieses verhältnis durch *unde niht* auszudrücken, also zu sagen, 'etwas geschieht, wofern nur etwas anderes nicht geschieht', so wäre es dort ein umweg *ez enwære daz niht* zu gebrauchen, also zu erklären 'etwas geschieht, es wäre denn, dass etwas anderes nicht geschieht'. somit ist *unde* bei position, *ez enwære daz* bei negation das gebräuchliche, theoretisch denkbar aber wäre auch *unde niht* für alle fälle, wo die exceptivconstruction gewählt ist: also für Iw. 2931 *er kœme wider, . . . ern lazte in êhaftiu nôt* könnte es auch heifsen *und enlazte in niht êhaftiu nôt.* wenn Hartmann diese construction würklich einmal

[1] zwei belege sind verdruckt (Nib. 1701, 4 st. 701, 4 und Walth. 117, 7 st. 117, 17).

anwendet (*und bistû niht ein zage*), so sind wol stilistische gründe mafsgebend: **du ensist ein zage* wäre an dieser stelle nicht möglich, und **ez ensi, daz du . . . sist* zu schleppend. umgekehrt kann man auch alle sätze mit positivem *unde* (mag es 'nur', s. 151, oder 'überhaupt', s. 156, bedeuten) in sätze mit *ez ensi* (*enwære*) *daz niht* verwandeln, soweit sie nicht tatsachen enthalten (wo *wan daz niht* eintreten müste). also zb. statt Roth. 1953 'ich würde ihn gerne sehen, *unde mochtiz mit gevôge geschên*' könnte gesagt werden: **ez enwære daz ez niht mit gevôge möchte geschên*, usw. — die exceptivsätze unterscheiden sich also von den gewöhnlichen negierten conditionalsätzen genau durch dasselbe (den nachdruck, mit dem die singularität der bedingung hervorgehoben wird) wie die *unde*-sätze von den gewöhnlichen conditionalsätzen. und die psychologischen gründe, die den redenden veranlassen, die singularität der bedingung ausdrücklich hervorzuheben, sind ganz dieselben wie bei jenen *und*-sätzen, nämlich in erster linie dass zwischen dem allgemeinen charakter des hauptsatzes und dem speciellen der bedingung ein grofser contrast besteht. deshalb findet sich auch diese construction meist nur, wenn der hauptsatz negativen sinn hat[1] (oder eine frage, ein *al, iemer* udgl. enthält) : weil solche sätze vollständig allgemeinen charakter tragen. daneben finden sich aber auch exceptivsätze, deren hauptsatz ein so ausgesprochener allgemeiner charakter nicht inue wohnt. in solchen sätzen wird die singularität der bedingung deshalb besonders hervorgehoben, weil, ganz wie bei dem andern teil der *und*-sätze, die gedanken des redenden sich noch auf andere bedingungen erstrecken, die sonst auch in betracht kämen, in diesem speciellen falle aber bereits erfüllt sind, sodass die ausdrücklich erwähnte bedingung wider nur letztes glied einer ganzen bedingungskette bildet. wenn es zb. heifst (Nib. 164, 4) *welln si mich ab suochen her in mîniu lant, mirn zerinne friunde, in wirt arbeit bekant*, so ist hier eine reihe von bedingungen (Gunthers entschlossenheit und fähigkeit, gegen die Sachsen zu kämpfen) bereits als gegeben gedacht : und es braucht also nichts mehr,

[1] Wackernagel Fundgr. 1 278. W.s erklärung für diese tatsache motiviert nur auf treffliche weise, warum in solchen fällen einfaches *ne* genügt : gibt aber keinen innern grund an, warum nach negativem hauptsatz die sprache neben den gewöhnlichen negierten conditionalsätzen noch ein besondres ausdrucksmittel entwickelt habe.

als dass seine freunde ihn nicht verlassen, und die Sachsen werden zu tun bekommen! — ebenso Iw. 7330 *ez gienge den ritern an daz leben, ir einem ode in beiden, sine wurden gescheiden* : schon der vorhergehnde kampf hat gelehrt, dass die beiden so tapfer, so stark und so entschlossen sind, dass der kampf mit tötlichem ausgang enden muss : so braucht man sie also nur nicht zu trennen, und das würde würklich eintreten. und so in vielen anderen fällen. — daher versteht es sich auch von selbst, dass die exceptivconstruction in gewissen kategorien von bedingungssätzen nicht angewendet werden kann: so vor allem wider bei den 'höflichen' : so häufig die *wær ez iu niht leit* sind, einem *ez enwære iu leit* wird man kaum begegnen, aufser wo es einen tieferen als den blofs höflichen sinn hat. dann dort, wo der conditionalsatz einen weiteren inhalt, der hauptsatz den engeren hat, wie Parz. 560, 1 *welt ir niht erwinden, mir und mînen kinden geschach sô rehte leide nie, ob ir den lîp verlieset hie* : wenn er von dem wagnis nicht absteht und dadurch seinen tod findet, so kann ihr mehr, oder weniger, oder gar nicht leid sein udglm.; nicht aber lässt sich das verhältnis umdrehen : sondern er muss unter allen umständen sterben, damit der kummer der anderen in realität treten kann. solche sätze vertragen natürlich keine darstellung in der form der exceptivsätze : denn es wäre absurd zu sagen, eine tatsache werde, einen einzigen fall ausgenommen, sich realisieren, wenn dabei eben dieser fall notwendiger weise eintreten muss, damit jene tatsache realisiert werden kann.

Überschaut man am schlusse des 1 abschnittes angelangt die gesammelten beispiele, so findet man *unde* nirgends in der function einer die wortstellung bestimmenden conjunction. der condicionale charakter des bedingungssatzes ist durch die fragende wortstellung an sich ausgedrückt, *unde* hat auf die stellung keinen einfluss. das hat schon Paul (Beitr. 5, 48 f) richtig hervorgehoben. an einzelnen stellen, wo man *unde* diesen einfluss zuschrieb, sind immer andere deutungen möglich oder nötig[1].

[1] einige beispiele hat schon Paul richtig gestellt. andre fälle sind: Isidor 47, 10 (et qui generationem ceteris tribno, sterilis ero?) *enti ih an-[drem gi]bu za beranne, sculi ih uuesa[n . . .]*? dass Tomanetz (Relativsätze s. 40) hier mit unrecht conditionales *enti* annimmt, hat Rannow (Satzbau des Isidor s. 43 f) überzeugend dargelegt. kennt doch die gesamte ahd. litteratur überhaupt kein *enti* im conditionalsatz, geschweige denn als

2. *UNDE* LEITET DEN CONCESSIVSATZ EIN.

Litteratur: Cordes aao. § 279; Roetteken aao. § 31; Mensing Untersuchungen über die syntax der concessivsätze, Kiel 1891, § 21; Kuhlmann Die concessivsätze im Nibelungenl. u. in der Gudrun, Kiel 1891; Tomanetz Anz. xviii 201.

In den concessivsätzen wird der gedanke ausgedrückt, dass eine bestimmte tatsache oder annahme realität hat oder gewinnt, obwol eine oder mehrere andere tatsachen oder annahmen dem

conjunction. — ebenso ist ein fall, den Kinzel zu Alex. 4514 bespricht, anders zu erklären: man lese mit geänderter interpunction: *iz comet dicke ze fromen, daz der hêre sîne man ze nôte wol getrôsten kan unde williget mit dem gûte — daz machet in* (den mannen) *stolz gemûte, — und er wider si* [ist Wackernagel] *süze mit minlîchem grüze und er ze vorderist an den scaren sîn here selbe tar bewarn.* — nebst diesem beispiel führt ferner Jellinek (Hero und Leander s. 83) an Trist. 13721 und 19504. die erstere stelle (die auch Rothe aao. s. 11 misversteht) lautet: *der zwîvel unde der arcwân, den er zem neven solte hân, der tôte in zallen stunden, und in ouch unerfunden und unervaren hæte ân aller slahte untæte.* hier ist zu *und ... hæte* ein *getân* (wie in den von Haupt zu MFr. 80, 15; zu Er. 9455; Grimm Gr. iv 137 nachtrag; Kraus zu Hzt. 258 angeführten fällen, s. auch Geo. 5256) zu ergänzen: 'und hätte ihn auch getötet, wenn er nichts wahrgenommen hätte'. *unervunden* und *unervaren* sind participia prät. mit activer bedeutung, Grimm Gr. iv 70f; Lachmann zu Nib. 1723, 4; Hahn zu Stricker 8, 38; zu MFr. 84, 4; Roethe zu Reinm. ii 73, 9. 112, 4. — an der andern Tristanstelle ligt sog. concessives *unde* vor, worüber weiter unten zu sprechen sein wird. somit muss für jene verderbte stelle im mhd. gedicht von Hero und Leander eine andre besserung gesucht werden; ebenso für die ergänzung Hzt. 864f, die ich Anz. xvii 28 vorgeschlagen habe, s. etwa Schröder Anz. xvii 300; Roediger Zs. 36, 263. — ein fall bei Nicolaus von Basel muss schon deshalb aufser betracht bleiben, weil das fehlen des pron. personale bei der annahme von conditionalem *und* unerklärlich wäre, s. Cordes aao. § 226. — aus demselben grunde kann die stelle aHeinr. 1088 nicht in betracht kommen: *ich ziuhe dich ûz rehte blôz und wirt dîn schame harte grôz, die du von schulden danne hâst unde nacket vor mir stâst.* es ist ein beispiel für lässige verbindung, wie ein ähnliches etwa Parz. 139, 12 bietet: *er fuort ouch dannoch beidiu phant diu er von Jeschûten brach unde ein tumpheit dâ geschach;* ebenso Credo 1119f. — zwei beispiele, die Roetteken aao. § 49 aus Berthold angibt, gehören auch nicht hierher (beim ersten, i 552, 5, bleibt die stelle trotz annahme des conditionalen *unde* ungebessert). — endlich im Wilden Alex. MSH iii 27b, wo Paul dieses *unde* Haupt zuzugestehn geneigt ist, muste Haupt *wirt* für *worde* der hs. lesen; ich schlage vor: *unt* [*woll*] *wir nu niht ôsen wol, unser schif wurd ünden vol.* — so bleibt also nur Neifen 22, 29 bestehn: aber dieses lied ist nur in C überliefert.

hindernd entgegenstehn. fassen wir zuerst die fälle ins auge, wo es annahmen sind, die entgegenstehn. dabei sind (ganz wie bei den conditionalsätzen, s. o.) folgende fälle denkbar. es kann nur éine, es können aber auch mehrere annahmen sein: ist nun das letztere der fall, so kann der redende sämtliche entgegenstehnde annahmen anführen; oder er kann aus einer grofsen reihe solcher annahmen eine einzige herausgreifen; das muss dann naturgemäfs diejenige sein, die der realisierung der annahme im hauptsatz von allen annahmen am stärksten widersteht. im ersteren falle steht die gewöhnliche form des conditionalsatzes (mit fragesatzstellung, oder mit *ob*); im zweiten steht widerum das charakteristische *unde* mit fragesatzstellung. im nhd. können wir die construction ebenfalls mit 'und (wenn)' widergeben oder mit 'selbst wenn, wofern selbst'. beispiele sind zahlreich: Eilh. 4068 *und wuste ich daz man mich vinge und hinge mich als einen dîb, ich entlzez dorch die quâle nît.* — Trist. 2373 *(si) leiten an ir lîp sô jæmerlîche klagenôt, und wære er vor ir ougen tôt, daz in diu selbe swære niht nâher gangen wære.* — Wig. 4350 *ez wirt mir ein vil süeziu nôt, und soldich durch si ligen tôt, die ich ze frouwen hân erkorn.* — Nib. 604, 3 *tuo ir swaz du wellest. und næmest ir den lîp, daz sold ich wol verkiesen.* — 2196, 2 *und ob ich hiute sæhe tôt den vater mîn, mir enwurde nimmer leider denn umbe sînen lîp.* — Hausen MFr. 55, 5 *des ist er von mir gewert alles swes sîn herze gert, und solte ez kosten mir den lîp.* — Honberg MS I 24a *unt solt ich drumb verderben, ich diene ir alle die wîle ich lebe.* — Nic. vBasel 236, 23 *ich wil mich alzuomole gotte lossen, und solte ich dorumb einen bitteren tot liden.* — Eilh. 3762 *du salt bî mir sîn alle wege ... und zurizzen sie sich alle vor leide.* — Hausen MFr. 54, 29 *ich wil tuon den willen sîn, und wære ez al den friunden leit, diech ie gewan.* — Reinmar MFr. 159, 26 *dem ich ze dienste, unde wære ez al der werlde zorn, muoz sîn geborn.* — Trist. 9299 *und hæte es al diu werlt gesworn, ern wirdet niemer dîn man.* — Eckenl. 186, 7 *und bistuz joch der tiuvel ûz der helle, du muost mir siges jehen doch.* — Virg. 651, 12 *wir geben in allen kampfes gnuoc, und wærens ouch des tiuvels kint.* — Hadamar 190 *daz tæt ich, und wær offen mir diu helle.* — Nib. 159, 1 *swenn iwer starke vînde ze helfe möhten hân drîzec tûsent degne, sô woldich si bestân, und het ich niht wan tûsent.* — Nib. 406, 2 *nu teilt swaz ir gebietet. und wæres dan-*

noch mêr, ich bestüendez allez durch iwren schœnen lîp. — Nib. 1066, 1 *unde wær sîn tûsent stunt noch alse vil gewesen, unde solde Sîfrit gesunt sîn genesen, bî im wære Krimhilt hendeblôz bestân* (ein hübsches beispiel, weil es beide *unde* nebeneinander bietet : das erste bedeutet 'wenn selbst', das zweite 'wofern nur'). — Kudr. 1286, 2 *und ob du tûsent sabene hætest mir verlorn, die wolte ich verkiesen.* — Kudr. 1256, 2 *und hæt ich tûsent swester, die lieze ich sterben ê.* — En. 12899 *went an mînen jongesten dach, ende solde ich leven dûsont jâr.* — Iw. 3485 *esn dûhtes dannoch niht genuoc, und wær ir sehsstunt mê gewesen.* — Iw. 6340 *die sint alsô manhaft, und hetet ir sehs manne kraft, daz wære ein wint wider in.* — Iw. 1847 *und wær ir aller vrumekheit an einen man geleit, dazn wær noch niht ein vrum man.* — Virg. 151, 4 *und trüegest risen kraft an dir, sô kanstu kûme entrinnen mir.* — Wh. 262, 14 *unde ob al Todjerne Arâbîe und Arâbî . . . mir ze dienste wærn benant, da bevilh ich allez iwerr hant.* — Trist. 18212 *und wære ein werc von êre und von golde, ez endorfte . . . niemer baz gefüeget sîn.* — Hadamar 416 *sô maht du sîn der arme, und wær dîn al der Kriechen hort von golde.* — Berthold I 524, 14 *unde daz man im ein künicrîche drumbe gæbe, swanne er zornic ist, ern læt sîn niht.* — Nib. 1063, 2 *und ob man al die welte héte versolt, sîn wære minner niht einer marke wert.* — Had. 549 *und wæren halt die besten hunde mîn, si würden dâ ze nihte.* — Er. 356 *und wær daz got hien erde rite, ich wæn in gnuogte dâ mite, ob er solhen marstallære hæte.* — Er. 650 *ich lâze iuch hiute schouwen . . . und wær si nacket sam ein hant, . . . daz mich sper unde swert volles lobes an ir wert.* — Berthold I 241, 14 *und tæte ein mensche alle tegelîche sünde, ez enfüere dar umbe ze helle niht.* — Berthold I 318, 8 *unde swer er dir als vil eide als unze an den himel geligen möhte, du solt ir niht nemen.* — Nicol. vBasel 120, 34 *und hatte ein mensche aller der menschen sinne, die in der zît sint, es müeste nochdan nüt das allerminneste nüt begrîfen.* — Eilh. 4236 *ich wêne, und sûchtin sie in noch, sie envundin sîn doch nît.* — Iw. 770 *swie niugerne ich anders sî, unde sæz ich iemer dâ bî, ichn begûzze in niemer mêre.* — Walth. 33, 33 *es wær ze vil und tæte ein tumber leie daz.* — Eckenl. 169, 2 *und wærest dû noch niendert wunt, an dir læg lützel êren.* — Virg. 623, 5 *wir wellen niemer gar verzagen, und wærens joch von Sahsen oder von Priuzen her bekomen.*

— Trist. 18600 *ine ruoche, und ist mir iemer wê*[1]. — Pseudo-Gottfried MS II 184b *kint, unt welle dich gelücke mîden, sô daz dir got armuot gebe an lîbe und ouch an guote, daz soltû gedultekliche lîden, und ensolt dar umbe hân kein trûren in dem muote.*

Natürlich wird das bedürfnis, die entgegenstehnde annahme in der angegebenen weise hervorzuheben, auch dann bestehn, wenn die annahme, die der redende stillschweigend daneben ins auge fasst, das gegenteil der ausgesprochenen, also eine für die erfüllung des hauptsatzes weniger oder gar nicht ungünstige annahme darstellt. vorbedingung dafür ist, dass von der günstigen annahme vorher die rede war, sodass sie dem redenden im geiste gegenwärtig ist. wir pflegen im nhd. solche verhältnisse durch 'wenn auch', 'selbst wenn' auszudrücken. als beispiele können dienen : Nib. 156, 2 *Nu lôn iu got, hêr Sîfrit. diu rede dunct mich guot. und ob mir nimmer helfe iur ellen getuot, ich fröu mich doch der mære, daz ir mir sît sô holt.* eben hatte Siegfrid dem könig gesagt, *ich sol iu helfen wenden elliu iuriu leit* : dem antwortenden könig schweben also zwei annahmen vor, von denen er nur die ungünstigere ausdrücklich erwähnt. — Nib. 1143, 4 *Hagene . . . sprach . . . : habt ir rehte sinne, sô wirt ez wol behuot, und ob sis* (Kriemhilt) *volgen wolte, daz irz doch niemer getuot.* eben vorher war die rede davon, dass Kriemhilt Etzel heiraten solle, falls die verwanten einwilligten. — Nib. 1146, 3 *ich kan vil wol bewaren daz, daz ich im kom sô nâhe daz ich deheinen haz von ime* (Etzel) *dulten müese, und wurde si sîn wîp.* es ist das die antwort Gunthers auf Hagens worte : *sol si in danne minnen . . . sô ist iu alreste von schulden sorgen geschehen.* — Klage 1350 *ir sult och Dietelinde jehen, unt ob des niht müge sîn, sô welle ich doch die niftel mîn gesehen.* eben hatte Dietrich verkündet, er wolle mit Rüdiger zusammen zu Dietelinde kommen. — Klage 1042 *daz solt ich pillîche tuon, und bæt ir des niht, Dietrich.* antwort auf D.s bitte. — Ortn. 75, 4 *und werest du mir die reise, sô wil ich doch dâ hin.* vorher gehn worte der

[1] lehrreich ist hier wider der unterschied zwischen diesem satze mit *unde* und andern (bei Erdmann Grundzüge I § 211) : Nib. 209 *nune ruoche ich, ist ez iemen liep ode leit.* — Nib. 942 *mir ist vil unmære, wirt ez ir bekant.* — Parz. 78, 12 *ern ruochte, hetes der ander haz.* in diesen fällen ist die bedingung nicht das hemmendste endglied einer ganzen kette, daher steht auch kein *unde.*

mutter, die zeigen, dass sie schwankt, ob sie ihn ziehen lassen soll oder nicht. — Nicolaus vBasel 101, 20 *und sol das wor sin, so wil ich mich doch darumb nüt von dir scheiden.*

Wenn der redende dagegen nur die éine ausdrücklich genannte annahme ins auge fasst, ohne daneben an eine oder mehrere andre zu denken, dann steht der einfache conditionalsatz ohne *unde.* so zb. Parz. 206, 27 *wirt mir dîn meister niemer holt, dîns amts dû doch geniezen solt.* — Parz. 302, 27 *vinde ich nimmer von iu strît, doch sint diu lant sô wît, ich mac dâ arbeit holn.* — Parz. 532, 23 *er ist doch âne schande, lît er in minnen bande.* — Wh. 220, 1 *möhten hôher sîn nû dîne gote, sô wolt ich doch ze sîme gebote unz an den tôt belîben, der ie werden wîben vor ûz ir rehts alsô erbôt* usw.

Enthalten die concessivsätze eine tatsache (nicht eine bloſse annahme), dann werden sie durch *doch* oder, sobald dieses zu veralten beginnt, durch *swie* eingeleitet. vor diesen erscheint (ebenso wie vor *wan daz* oder vor *ez enwære*) niemals *unde.* die erklärung dafür wird weiter unten gegeben werden.

3. *UNDE* IN RELATIVSÄTZEN.

Litteratur : zu MSD 46, 79; Diemer zu Erinng. 150, 1; zu Mst. Gen. 3, 19; glossar zu Mst. hs. s. v. *unde*; Grimm Gr. III 283. IV² 459. 1309f; Kehrein III § 457. 482; Lachmann zu Iw. 1206; Tobler K. Zs 7, 353ff; ferner einzelne stellen in den im vorherigen angegebenen werken.

Die bestimmung, die der relativsatz bringt, kann wider die einzige sein, an die der redende denkt : dann steht der gewöhnliche relativsatz. oder die gedanken gehn neben der einen genannten gleichzeitig auf eine reihe unausgesprochener bestimmungen : dann steht wider *unde.* letzteres ist daher angewendet in fällen wie jJud. 180, 27 *in aller der wîle und diu frowe was en lîbe, sô stuont daz lant vridelîchen cewâre* : 'so lange sie nur lebte, war das land friedlich' dh. es war weiter nichts nötig, als das sie lebte, und das land war friedlich. dagegen wäre *unde* unmöglich in einem falle wie Nib. 759, 2 : *ob ander nieman lebete wan dîn unde sîn, sô möhten im diu rîche wol wesen undertân : die wîl daz lebet Gunther, sô kundez nimer ergân.* wie ja auch nhd. 'so lange nur' hier nicht am platze wäre.

Veranlasst kann der redende sein, nur eine einzige be-

stimmung ausdrücklich zu nennen entweder dadurch, dass die andern bereits als gegeben zu betrachten sind, oder aber dadurch, dass er ausdrücken will, dass andre gar nicht gegeben zu werden brauchen, dass vielmehr die éine genannte allein genügt.

Ersteres ist der fall zb. an folgenden stellen : W. Gen. Fdgr. 38, 37 *er bat in daz er in gelabite mit diu und er dû habite* 'was er nur hätte'. — Mst. Gen. 80, 18 *er gap in maz unde tranch, an in dienot er den gotes danch, er half in genôte mit diu und er hête.* — Er. 305 *nû sît mir willekomen ze dem und ich nû haben mac.* — W. Gen. Fdgr. 55, 31 *in ellìu diu und er tete, sô hete er guote site.* — Mst. Gen. 77, 13 *got gab im fransmuot ze allen dingen unde er bestuont.* — Predigt Fdgr. I 91, 36 *der mâze und iwer iegelicher gelæisten mege, sô irbietet mîner frowen s. Marien ettelîche ère.* — Mst. Gen. 3, 19 *er gebôt der erde daz allez neren mit dem wuochir und si bære, daz si dem allem vrum wære.* — Mst. Gen. 14, 19 *wan an der selben stunt, unt ez im chom durch den muut, dô verstuont sich der arme man, daz er ubil hete getân.* — Mst. Gen. 36, 18 *dei loute si bestrouffent mit diu und si verchouffent.* — Mst. Gen. 59, 5 *(ich) hân wol funten daz von den stunden unde du zuo mir chôme unde mînes dinges phlæge, daz got durch dich mir was genædich.* — Reinmar MFr. 173, 10 *doch sô wil ich dienen ir mit deu triuwen, und ich meine daz.* — Bit. 8428 *in dem willen unde ich bin, den wil ich iu vil schiere sagen.* — Frauend. 164, 9 *si wil ouch wider niemen ein wort sprechen, si gebiutet von dem tage und ir vart ein ende hât, an dem ahten tage einen turnei ze Niuwenburc.* — Ls. II 198 *si ist mir nit dester gehasser, ob ich ir holdez hertze trag mit allem dem und ich vermag.* — ebenso bei *die wîle und* : jJud. Diem. 180, 27 *in aller der wîle und diu frouwe was en lîbe, sô stuont daz lant vridelîchen cewâre.* — Er. 4555 *ouch sult ir mich geniezen lân daz ich iu stæte triuwe leiste âne riuwe al die wîle unde ich lebe.* — Er. 6039 *und krônde mich diu werlt al ze frowen über elliu wîp, sô hât doch got den mînen lîp sô unsælic getân, daz ich kumber muoz hân al die wîle unde ich lebe.* — Trist. 1236 *maht du mir dar zuo guot gewesen, ich engân dir niemer nihtes abe, die wîle und ich daz leben habe.* — Trist. 1871 *die wîle unde er daz leben hât, sô sol er mit den lebenden leben, im selben trôst ze lebene geben.* — Wig. 11508 *nû wizzet daz ich iemer wil iu dienstes wesen undertân die wîle und ich den lîp*

hân. — Berthold I 197, 11 *wan alle die wîle unde daz der mensche lebet, sô hât eht er frîe willekûre.* — Berth. I 408, 5 *wan die wîle und sie in der werlte wâren, dô heten sie maniger hande stricke von den jagenden*; ebenso 408, 23. — Predigt Fdgr. I 126, 10 *daz . . . die guoten unde die ubeln sîn under einander die wîle unde disiu werlt stêt.* — jJud. Diem. 178, 19 *die wîle unt stât Jerusalêm, sone sol dîn lop niemer zegên.* — Er. 5114 *sô kumberlîcher sache ergaztes mit gemache diu vil edele kunegîn die wîle und daz mohte sîn.* — I Büchl. 1381 *daz ich sî gerne ervollen sol alle wîle unde ich mac.* — Er. 8146 *die wîle und mich got wil in sîner huote hân sô mac mir niht missegân.* — Trist. 1755 *der êre an Riwalîne lac, der er nâch grôzen êren pflac die wîle und ez got wolte, daz er ir pflegen solte : der leit was leider alze grôz.* — Trist. 11433 *die wîle und sich ouch Tristan . . . bereite unde berihte, die wîle sô betihte Isôt . . . einen tranc.* — Nib. 1293, 1 *al die wîle und Etzel bî Kriemhilte stuont, dô tâten die tumben als noch die liute tuont.* — Zs. 7, 406 *daz du nimmer trinken verbirst die wîle unt dich der slâf lât.* — Ludw. Kreuzfahrt 2434 *die wîle unde wir mit Salatîne sîn gefrit . . . iz dunket wol nutze wesen mich die wîle man des die muoze habe, daz ein itslîch man sich ummegrabe.* — Berth. I 136, 27 *alle die wîle und er die harpfen hôrte, sô liez er im ruowe.* — Berth. I 182, 27 *wan die wîle und daz der jungeste tac niht komen ist, sô hât niuwen diu sêle martel alleine.* — Berth. I 422, 27 *und alle die wîle unde ir die heiligen buoze niht ane grîfet, sô sît ir in der gevancnisse des tiuvels.* — Berth. I 450, 20 *und alle die wîle und daz daz kleine guot under dem grôzen here was, dô muosten sî des einen alle samt engelten.* — auch nach andern demonstrativen (adverbien udgl.) findet sich dieses *unde* : Mst. Gen. 38, 10 *inne diu unde si âzzen, einer rede si niht vergâzzen.* — Trist. 2651 *Tristan dâ mite unde er sî ersach vorhtlîche er wider sich selben sprach.* — Trist. 16364 *dâ mite unde ir daz hündelîn ze dem aller êrsten kam . . ., iesâ betrahte sî daz.* — Winsb. 23, 4 *der man ist nâch dem sinne mîn dar nâch und er gesellet sich.* — Leyser Pred. 16, 28 *die zeher reinigent den sunder. Si reinigten sant Peter, do er wœint darnâch unt er got verlouget hete.* — Otto vBrandenburg MS I 5ᵃ *swâ ritter unde vrouwen sint, al dâ mag êren vil geschehen, iedoch ist daz vil gar ein wint dâ wider und ich mîn liep mak sehen.* — Er. 4270 *swaz Erec nôt unz her erleit, daz was ein ringiu arbeit*

unde gar ein kindes spil dâ wider und (hs. *umb*) *ich iu sagen wil daz im ze lîden noch geschach*: 'gegenüber dem, wie ich euch nur sagen will, was ihm noch durchzumachen bevorstand'. — Berth. 156, 18 (la.) *daz sult ir slihten als verre und ir mügel unde als verre als ez iuch an gêt*; ebenso *als verre unde* 336, 39. 361, 34. 373, 25. 2, 4, 32 [1].

Wer die gegebenen beispiele betrachtet, wird bemerken, dass die verba des durch *unde* eingeleiteten relativsatzes vielfach dieselben sind. namentlich 'haben, tun, leben, können, bestehn' finden sich mehrfach in solchen sätzen. das erklärt sich leicht aus dem was oben über die natur solcher relativsätze bemerkt wurde: denn diese und ähnliche verba drücken die grundbedingung aus, sie stellen die weitestgehnde möglichkeit dar, die alle andern in sich schliefst: wenn jemand alles gibt was er nur hat, so ist implicite eine reihe andrer bestimmungen mit ausgedrückt; ebenso wenn jemand dankbar ist, solange er nur lebt usw. usw.

Auch hier kann der redende auf die nuancierung, die *unde* dem satz hinzufügt, verzichten: und so könnte in all den obigen beispielen *unde* auch fehlen. aber nicht umgekehrt: vielfach erscheinen relativsätze, die *unde* nicht vertragen. ein beispiel wurde bereits angeführt (Nib. 759, 2). ein paar andre mögen folgen: Anno 499 *Wurmiz unti Spiri, die si worhtin al die wili duo Cêsar dâr in lante was.* — Erinng. 93 *swaz er halt gûter dinge bigât,*

[1] zu keiner dieser kategorien passt Wig. 8396 *er genâdete gote vil tougen mit wazzerrîchen ougen der genâden unt er an im begie.* übrigens muss *unt* hier nur von wenigen hss. geboten werden: denn Pfeiffer schreibt *die* für Beneckes *unt*, wodurch auch das metrum gebessert wird. — ebenso muss Greg. 2667 mit Paul und Bech nach AG gelesen werden: *des scheltens des ir* (oder *in der*) *man tete, des ervolleten ir diu ougen*; *und* EK ist an sich unmöglich, und im Greg. auch schon deshalb verdächtig, weil Hartmann ein solches *und* nach demonstrativem pronomen sich sonst nur im Er. und im 1 Büchl. gestattet hat. Lachmann schreibt zwar auch Iw. 1205 *den mac niemen al die vrist und er in blôzer hant ist, gesehen noch gevinden*, aber schon der ausdruck *vrist* macht *und* entbehrlich, zudem ist es nur aus den abweichungen der hss. erschlossen (*unz* B, *bisz* b, *di wil* Dad, *dwil* c), und die vier andern stellen im Iw., auf die Lachmann z. st. selbst verweist, zeigen, dass der dichter dem *unde* auswich. — eine sprachwidrige conjectur scheint mir auch Er. 1877 vorzuliegen, wo Lachmann liest: *ez gerten ir sinne anderre minne danne* (hs. *darnach*) *und sî gemâzet sint: dar nâch* wird zu belassen und das nach *anderre* zu erwartende *danne* in dem *also* des folgenden verses zu suchen sein.

die wîle er an dem unrecht stât, daz ist vor got verfluochet. — Parz. 110, 18 *daz wær Gahmurets ander tôt, ob ich mich selben slüege, die wîle ich bî mir trüege daz ich von sîner minne enphienc.* — Parz. 220, 14 *du weist wol daz in mîn lant dir manec laster ist getân. des vergiz nû, werder man, die wîle ich hie gevangen sî, lâz mich sölhes hazzes vrî.* — Parz. 330, 17 *ir gâbt mir alle geselleschaft, die wîle ich stuont an prîses kraft: der sît nû ledec.* — Parz. 392, 2 *iwer zuht was ie sô ganz, die wîle daz ich wonte hie, daz iwer rât mich nie verlie.* — Parz. 412, 25 *nû gebt uns einen vride her, die wîl daz dirre tac gewer.* — Parz. 485, 7 *mîn küche riuchet selten: des muostû hiute enkelten, unt al die wîl dû bî mir bist.* — Parz. 753, 12 *Parzivâl sprach zim: sît ir sô gewaldec iwerr liute, daz se iwer bîten hiute und al die wîle ir von in sît?* — aHeinr. 621 *die wîle daz er leben sol, sô stêt iuwer sache wol. und lâze wir den sterben, sô müezen wir verderben.* — Iw. 3515 *ouwî waz ich êren pflac die wîl ich slâfende lac.* — Iw. 6289 *im wart al umbe genigen, und liezen ir werc ligen die wîle daz er bî in saz. ir zuht von art gebôt in daz.* — Iw. 6610 *ouch ist ez leider sô gewant: die wîl sie unerwunden sint, sone mac ich mîn kint deheinem manne gegeben.* — Trist. 13 *ez zimet dem man ze lobene wol, des er iedoch bedürfen sol, und lâze ez ime gevallen wol, die wîle ez ime gevallen sol.* — Nib. 2305, 2 *jâ hân ich des gesworn, daz ich den hort iht zeige, die wîle daz si leben, deheiner mîner hêrren, so enwirt er niemen gegeben.* — Barl. 113, 25 *got zeichen vil an in begie, die wîle daz sie lebeten hie.* — Flore 5716 *bluomen sint mir unmære und swaz ze fröuden ziuhet, die wîle mich daz fliuhet, daz rehtin fröude heizet.* — Walth. 70, 25 *wan einez soltû mir vergeben: daz mahtû mir ze kurzewîle erlouben gerne, die wîle unz ich dîn beiten sol.* — andre beispiele bei Köhler Der zusammengesetzte satz bei Heinrich vMelk (1895); bei Frey Temporalconjunctionen s. 30; Heuck Temporalsätze s. 40; Roetteken aao. in all diesen fällen kommt für den redenden nur die éine bestimmung in betracht, die auch ausdrücklich genannt ist. übersetzungmit 'solange n u r' wäre unpassend. es handelt sich eben hier durchweg um reine temporalsätze ohne jeden andern nebensinn. —

In anderen relativsätzen setzt der redende nur éine bestimmung ausdrücklich, weil er anzeigen will, dass man von der setzung anderer bestimmungen ganz gut abstrahieren kann, indem

die eine genannte allein genügt. das bedürfnis, sich solcher weise auf die anführung einer einzigen bestimmung zu beschränken, wird naturgemäss dann bestehn, wenn es dem redenden darum zu tun ist, nur das unumstöfslich sichere, das würklich beweisende hervorzuheben und von allem unsichern oder discutablen abzusehen. es wird also in solchen fällen immer ein gegensatz bestehn zwischen der gesetzten (meist realen) bestimmung und den anderen, die anzuführen man bedenken trägt. diesen gegensatz drücken wir im nhd. durch 'doch' aus. beispiele sind: MSD 46, 79 *ouch bite wir dich, hêrre, durch der wandelunge êre, unde sich dizze opher tuot ze Christes lîche unde bluot . . ., dû wende uns elliu unsriu leit*: 'in hinblick auf die wandlung, wo doch dieses opfer in Christi fleisch und blut übergeht'. — Nib. 1148, 3 *ergezet si der leide und ir ir habet getân*: 'die ihr ihr doch zugefügt habt'; also 'von anderm will ich nicht reden: aber dieses eine ist doch tatsächlich geschehen, und nur das sollt ihr gut machen'. — Nib. 2086, 1 *ich mane iuch der genâden und ir mir hânt gesworn, do ir mir zuo Etzeln rietet, daz ir mir woldet dienen unz an unser eines tôt.* — Ulr. Trist. 1330 *ine getriuwe niht genarn dâ hin in der siecheit unde ich bin* 'in anbetracht der krankheit, die ich doch habe'. — Ulr. Trist. 2386 *dîn antlitze ist erwildet der forme unt du soltest hân.* — Rubin MS I 169b *ir minneklîche güete zuo der schœne unt sî hât, der mak si wol getiuret sîn*: 'von anderen vorzügen, die man mir vielleicht nicht glaubt, will ich ganz absehen: aber ihre güte neben der schönheit, die sie d o c h hat . . .' — Fdgr. I 112, 27 *daz ich die buoze, diu mir enpholhen wart vür mîn sunte, niht sô læistet mit dem vlîze unde ih die sunde tet unde frumpte.* — Ls. III 305 *ich sprach: junckfrow beschaidet mich der mære und ich uch vrâgen wil.* — Walberan 1249 *die burgær willic tâten daz und schuofen ez in dester baz und* (Janicke *wand*) *si wol sâhen dar an, daz im willic was der man.* — ebenso nach demonstrativen adverbien: Siebenschl. 579 *er stuont vor in und sprach nie wort, wan er kein antwort an im vant nâch dem und iz was gewant*: 'denn er wuste sich keine antwort, die dem entsprochen hätte, wie sichs doch zugetragen hatte'. — jJud. 305, 26 *nu lâ du* (*den* erg. Diemer) *zorn dîn über mich verworhten niht gân dar nâch unde ich daz garnet hân.* — Er. 9661 *dâ wider und in lange daz herze was getrüebet, sô wart nû freude geüebet und Erec schône geêret, sîn*

pris wol gemêret. — Er. 1439 *dar zuo unde ez sanfte gie, sô gestrûchet ez doch nie :* 'obendrein, wo es doch sanft gieng, strauchelte es nicht'. — Iw. 3481 *des wær doch alles unnôt dâ zuo und man irz verbôt :* 'obendrein, wo man es ihr doch verboten hatte'. — Er. 5541 *der kolbe was sô swære, alsô dicke unde er sluoc, daz er sô sêre nider truoc, daz er in sô kurzer stunde [in niht erziehen kunde] :* 'bei der häufigkeit mit der er doch schlug'. — Ulr. Trist. 530, 10 *war umbe er dich dô bete erlie, des enweiz ich niht die wârheit; daz er ein ander strâze reit, sô güetliche und ichs in bat, daz ist mîner vröuden mat.* — Ulr. Trist. 532, 12 *mit die rehten strâze und ganc die holzwege hin, alse lieb und ich dir bin.* — Ludw. Kreuzf. 4792 *her keiser, sô und ir diz haben alle wolt an mir, sô wil unde sal des êrsten ich euch allen sô des verbinden mich . . . daz ich niht wil noch entuo ez enst nutze der kristenheit.* — Mezze MS I 163 b *solhen kumber unde ich lide, sît ich sîn êrst genâden bat, den wendet sî mir niht.* — Heinzenburg MS I 181 b *ine getar vor gote niht verjehen, alse kumberlich unde ez mir stât.*

Vertreter des relativums ist in diesen sätzen *unde*, wie bereits Paul aao. s. 48f richtig hervorhob, ebensowenig wie vertreter eines *ob* in conditionalsätzen. zeigte dort die fragesatzstellung oder *ob* den conditionalen charakter des satzes bereits hinlänglich an, so ergibt sich hier die tatsache, dass *unde* nicht als relativum fungiert, dadurch zu erkennen, dass es nur in solchen relativsätzen auftritt, wo das relativum fehlen darf, also immer nur dann, wenn ein demonstrativum vorhergeht[1].

4. *UNDE* = 'WO DOCH, DA DOCH'.

Litteratur : Benecke zu Iw. 155; Grimm Gr. III 286; Mhd. wb. s. v. *unde*; Roetteken § 30, Mensing § 111; Cordes § 280.

Ich stelle die beispiele für diese verwendung voran und lasse die erklärung folgen : Trist. 19504 *dur waz habt ir mich mir benomen, und ir mîn alsô kleine gert und mîn ouch iemer wol enbert?* die übersetzung mit 'ungeachtet' oder gar 'obgleich' (Mhd.

[1] charakteristisch ist wider, dass eine gewisse kategorie solcher sätze ohne relativum niemals mit *unde* erscheint : *er quam in eine stat heizet X* kann kein *unde* erhalten : weil hier der gedanke des sprechenden auf den reinen verbalbegriff gerichtet ist.

wb. s. v. *unde*) wird dem sinne nicht ganz gerecht : vielmehr ist unser 'wo . . . doch, da . . . doch' der adäquate ausdruck : 'wo euch doch nach mir gar nicht verlangt'. — Trist. 19507 *â süeziu küniginne Isôt, mit wie vil maneger herzenôt gât mir mîn leben mit iu hin und ich iu niht sô mære bin, daz ir mich hætet sît besant und eteswaz umb mîn leben erkant*[1]. — Trist. 13879 *schœne, sprach er, nû ist mir niht herzelîche liep wan ir, und ich von iu nû scheiden sol, daz weiz got von himele wol, daz nimet mir mîne sinne.* — Mai 78, 11 *sît ir in solhem gelübede stât, wie stêt iu, ob ir daz lât, und ir iuch habet vertriuwet?* — Nib. 1725, 3 *nû saget, hêr Hagene, wer hât nâch iu gesant, daz ir getorstet rîten her in ditze lant, unde ir daz wol erkandet, waz ir mir habet getân?* : 'wo ihr doch genau wustet'. — Heinrich vMorungen MFr. 147, 5 *war umbe welt ir tœten mir den lîp, und i'uch sô herzeclîchen minne?* — könig Konrad MS I 1 b . . . *der ungetât, daz si mîn herze lât in ungemüete, und ich mich ie mit dienste in ir genâde bôt.* — Toggenburg MS I 11 a *si tuot als sî sich niht verstê: daz tuot mir wol von schulden wê und ich mit stæte nâch ir minne ringe.* — RvRothenburg MS I 34 b *wie hân ich gedienet daz, daz sî hât sô vil der vröude an mir zerbrochen, unt ich ir mit triuwen nie vergaz?* — Neidh. MS II 71 a *scheid ich mich von ir und ich herzenlîche gir stæte nâch ir minne hân, daz enist niht guot getân.* — vObernburg MS II 158 a *owê, daz mich diu liebe des* (leides) *niht âne tuot! und ich ir mîne besten tage mit stæte her gedienet hân.* — auch wenn das pron. pers. der dritten person subject des durch *unde* eingeleiteten satzes ist : Barl. 394, 38 *sol der vater mîn mir ebenglîche krône tragen, und er in alsô kurzen tagen sich durh got garbeitet hât?* — Berthold vRegensburg I 374, 20 *daz dehein kreatûre sô smæhe ist, si diene got in ir ahte, âne der übele mensche, und er ez doch dem menschen ze nutze geschaffen hât.* — Adelheid Langmann 80, 9 *dô wart sî sêre wundernt, daz er ir als gûtlîchen tet, und sî ez nî um in verdînt hêt.* — Herm. vSachsenheim Leseb. 999, 7 *was hât getragen dich zu land durch das wallende mer mit sand, und doch kein Schwab nie drüber kam*[2]. — andere beispiele bei Mensing und Cordes aao.

[1] falsch aufgefasst von Rothe aao. s. 11.

[2] bei gleichheit des subjects kann das pron. im zweiten satz gespart werden : Berthold I 14, 18 *war umbe hâstû mir ein als arbeitsamez leben gegeben, unde manigem sô grôze êre geben hâst?* — Myst. 45, 7 *iz was ein*

Dieser gebrauch des *unde* unterscheidet sich in éinem puncte von den in den früheren abschnitten besprochenen verwendungen. bildete dort der durch *unde* eingeleitete gedanke den abschluss einer nicht ausgesprochenen reihe, so ist hier der gedanke, an den *unde* einen neuen fügt, sprachlich ausgedrückt. in unabhängige sätze verwandelt würden die beispiele lauten: *ir habt mich mir benomen und gert min alsô kleine*; oder *mîn leben gât mir mit vil maneger herzenôt mit iu hin und ich bin iu unmære* usw. befremdlich ist das nicht, denn *unde* dient ja nicht nur der verbindung coordinierter, sondern (zum unterschied von *joh* nach Graffs richtiger beobachtung) auch adversativer begriffe, und die ältere sprache zeigt jene fügung tatsächlich noch in dieser form: Otfr. IV 11, 22 *ist druhtin, quad, gilumplih thaz thu nu uuasges mih? inti ih bin eigan scalk thin . . .*: das hieſse im mhd. *unde ich dîn eigen kneht bin*, und im nhd. übersetzen wir 'wo ich doch . . . bin'. ebenso I 4, 56 usw. — ebensolche verbindung mit *und* in hauptsätzen zeigen beispiele wie Nib. 1621, 3 *dô man begunde vrâgen die minneclichen meit, ob sie den recken wolde, ein teil was ez ir leit und dâhte doch ze nemenne . . . den wætlichen man*; vgl. 1964, 4 usw.

Die mit dieser verwendung von *unde* verbundene endstellung des verbums könnte zu der ansicht verleiten, *unde* habe diese stellung hervorgerufen. das ist jedoch keineswegs der fall. die endstellung erklärt sich vielmehr daraus, dass die beiden durch *und* verbundenen sätze von einem übergeordneten satz (oder gedanken) abhängig sind: so gebührt dem ersten endstellung des verbums, und von da aus überträgt sie sich auch auf den nach *unde* folgenden. in einer fügung wie Nib. 1725, 3 *ir getorstet rîten her in ditze lant unde ir erkandet wol, waz ir mir habet getân* muss notwendiger weise endstellung der verba eintreten, wenn beide sätze von einem anderen abhängen: so entsteht eine construction wie *wer hât nâch iu gesant, daz ir . . . getorstet rîten und ir . . . erkandet*[1]. von diesen fällen aus hat sich dann die

grôze dêmüátikeit daz her sich wolde lâzen besnîden als ein sunder, und nie sunde getet.

[1] derselbe vorgang spielt sich auch bei relativsätzen ab. sobald das gefüge: *si sündet sich an mir und ich hân ir vil gedienet* von einem andern begriff abhängig wird, erhalten beide verba endstellung und es entsteht eine construction, wie sie Fenis MFr. 38, 28 anwendet: *ich gwinne von ir keiner niemer hôhen muot, sin welle genâde enzît begân, diu sich*

endstellung des verbums auch auf solche mit *unde* eingeleitete sätze übertragen, wo die abhängigkeit nur im gedanken ligt, somit eine logische ist, ohne jedoch sprachlich direct ausgedrückt zu werden [1]. also in rhetorischen fragen und erstaunten ausrufen. eine frage wie oben Trist. 19504 ist ja gedanklich genommen dasselbe wie etwa: 'es ist schlimm von euch, *daz ir mich mir benomen habt und ir mîn alsô kleine gert*'.

Primär ist also *unde* mit der endstellung des verbums in keinem zusammenhang. wäre das der fall, dann müste dieser gebrauch von *unde* sich auch finden, wenn nur ein adversativsatz vorhanden wäre, also in fügungen wie 'obwol er stark war, warf ihn Erec doch vom pferd': aber da steht immer nur *doch* (oder später, nach Haupts und Mensings hübschen beobachtungen, *swie*): *doch er guot ellen trüege, Erec in von dem rosse schiet* (ebenso zb. Er. 941. 4160. 4714. 8910; *swie* aHeinr. 423; Wig. 2794; Walth. 71, 32). und umgekehrt fanden sich, wo jenes *unde* stand, immer aussagesätze oder sätze, die von einem ausruf oder einer frage abhängen [2].

dâ sündet ane mir und ich ir vil gedienet hân. der sinn ist auch hier: 'wo ich ihr doch viel gedient habe', aber der syntaktische ausdruck dafür ist ein relativsatz: die sich versündigt und der ich gedient habe (*und ich ir* ist ja die mhd. entsprechung unseres 'und der ich', s. Grimm Gr. iv 459; Benecke zu Iw. 3781; Kraus zu Rhein. Paulus 39 f). — ebenso Parz. 213, 26 *ich trage den lebendigen tôt, sît ich von ir gescheiden bin, diu mir herze unde sin ie mit ir gewalt beslôz, und ich des nie gein ir genôz.* — ebenso Hohesl. (Haupt) 65, 14 *er bezzert alle die genesen sulen, unde siu iedoch alsô unsenfte ze vertragenne sint.* — Nicolaus von Basel 266, 26 *karg gegen den menschen, die ... es noch alle zit zuo vil enpfahent ... und sü sich selber wenent domitte fürdern und sü sich domitte hindernt.*

[1] dagegen bleibt die ursprüngliche stellung des hauptsatzes, falls der mit *und* eingeleitete satz dadurch, dass der vorhergehude abhängig wird, in seiner unabhängigkeit nicht mitgetroffen ist: aus zwei sätzen wie *got wil mich fürbaz rouben und ist doch ein rihtære* wird, falls man den ersten nur annahmweise setzt: *wil got mich fürbaz rouben, und ist doch ein rihtære, sô liuget mir daz mære* (Parz. 10, 26). — ebenso Myst. i 262, 14 *als man siht, daz sich ein gebûre schamt, daz er izzet, und ist doch ein zimelich dinc, alsô sülen wir uns schamen.* — anderseits kann sich selbst bei hauptsätzen, falls der erste aus irgend einem grunde endstellung des verbums hat, dies auch auf den mit *und* coordinierten übertragen: Fenis MFr. 81, 11 *mîn grôziu stæte mich des niht erlât und ez mich leider kleine vervât.*

[2] daraus geht auch hervor, dass die von Lachmann Iw. 155 in der ersten ausgabe gewählte ls. von A *unt wir daz wizzen vil wol*, wo *unt* 'ungeachtet' bedeuten soll (s. Benecke und L. z. st.) sprachwidrig ist.

5. *UNDE* IN TEMPORALSÄTZEN.

Litteratur: Grimm Gr. III 283; Haupt zu Neifen 8, 17; zu Er. 7028; Paul Beitr. 5, 48; Liechtenstein zu Eilb. 3772; Kinzel zu Alex. 1811; Kraus Anz. XIX 28; Beitr. 21, 546; Zs. f. d. ö. gymn. 1892, 1099. 1106. ferner ein teil der im vorhergehnden citierten litteratur, bes. Mhd. wb. s. v. *unde* und Toblers aufsätze.

Auch hier zeigen die beispiele, wenigstens die älteren, eine bedeutung, die im nhd. durch 'sowie nur' (nicht durch 'als') richtig widerzugeben ist. somit drückt der redende den gedanken aus, dass es nichts weiter bedurfte, als des eintretens eines bestimmten, ausdrücklich genannten ereignisses, damit sich ein anderes vollzog. die beispiele sind: Kchr. Schröder 2872 *duo wurden gote gehórsam alle di dâ wâren, unt* (*wan* hs. 3) *si diu grôzen zaichen sâhen.* — Kchr. 7686 *dem chunige begunde sîn gemuote harte swâren, unt* (*als* 2, *do* 4 viell. auch 5) *Rômære daz ersâhen, si gehiezen im alle geliche, si newolten im dar zuo niemer geswîchen.* — Alex. D. 191, 14 *unt diz A. vernam, niweht er ne beite, ê er zû dem rosse chom.* — Alex. D. 222, 5 *unde A. sînen vanen wider gewan, Mennes aber ime zuo chom.* — W. Mann II 195 *unde* (*alse* erg. Köhn) *he dat antlitze undir sîne ougen gidvanc, he wart gisunt.* — Er. 7028 *und si wurden wol gewar, daz im niht tœtliches war, des wâren si gemeine vrô.* — Wh. 58, 12 *den marcrâven dûhte grôz ir kraft, und* (nur K, *wan, wand* l m n, *do* o p) *er si reht ersach.* — Urst. 118, 61 *unt sich der tac entslôz unt der liecht morgen schein, nû wurden aber die juden enein daz . . . sumeliche chômen hin.* — H. Trist. 128 *und er zwîvalter liebe enpfant, des nam in selber wunder, und wundert in besunder, daz er leit herzeliche nôt umb ietweder Isôt*[1]. — H. Trist 326 *unde in begunde twingen diu minne vaste unde genuoc . . . er gedâhte an Kaedînen . . . und sante nâh ime sâ zuhant.* — H. Trist. 367 *und er Tristandes ernst ersach, gar sinneclîch er jach . . .* — H. Trist. 3325 *nû suochten die gehiuren aber die fossiuren . . . und sie der niht enfunden, sie machten . . . eine hütte.* — H. Trist. 3783 *und als daz engerlîn wart naz, Isôt mit rede niht ze laz was. unde ir dise geschiht geschach, si begunde smielen und sprach.* — H. Trist. 4262 *Nu quam der künec ouch geriten. unde er von*

[1] kaum aber das. 332, wo ich interpungiere: *nû Kâedîn wart besant unde er ze Tristane kam, Tristan in heimeliche nam.*

dem orse saz, in sinem schimpfe sprach er daz. — H. Trist. 548 *Der wirt zu tische nû gesaz ... und er gaz, dô fuorte er die geste dar.* — H. Kreuz (Pfeiffer Übgsb.) 95 *Nâch Adâmes missetât und er suntlicher wise ûz dem vrônen paradise wart vertriben ... ruofte* (nach Hruschka Anz. VIII 304) *er mit innercliches herzen ger.* — H. Kreuz 239 *und in ersach Cherubin, von dem weg frâgt er in.* — Schretel GA III 46 *und er den hof sô schœnen sach, er dâhte in sinem sinne, dâ sæze ein ritter inne oder sus ein guoterhande man.* — Schretel 198 *und ez des bern wart gewar, ez dâhte in sime sinne: waz tuot diz kunder hinne?* ein drittes beispiel (v. 176) ist mehrdeutig. — Marl. 22, 47 *als dirre schuoler wart gewar des morgens und die sunne ûf trat, dô gienc er ouch ûzer stat.* — Tanhäuser MS II 60 a *und ich ir alsô nâhe kam daz ich ir bôt den minen gruoz ... dô wart mir aller sorgen buoz.* — zur bedeutung des blofsen *dô* abgeschwächt erscheint temporales *und* öfter in Griesh. predigten: I 91, 14 *und daz beschach, dô gebôt got der schar, daz sis iemen sageten* (vgl. Ludw. Kreuzf. 7297 *und daz beschach, ir strîtlich geverte niman mê sach*). — II 36, 22 *und daz S. Peter getet, dô hiez si unser herre, daz si ieriu neiz wurfen und daz si vische viengen.* — II 59, 26 *und der blinde daz hôrte daz Jhêsus dâ für in gienge, dô ruofter in an unde sprach.* — II 130, 11 *und die boten kômen ze dem wissagen, dô sprach er ze in.*

Widerum, wie schon öfter im vorhergehnden, fällt auf, dass die verba in den durch *unde* eingeleiteten sätzen vielfach dieselben sind: es finden sich in nicht weniger als 12 beispielen verba der sinnlichen wahrnehmung (*ersehen, sehen, war nemen, gewar werden, vernemen, hœren, empfinden*). der grund ist offenbar widerum der, dass das blofse wahrnehmen die einfachste grundbedingung ist für den eintritt der im auschluss daran erfolgenden tatsache. 'er brauchte es nur zu hören, und er eilte sofort zum pferde' usw[1].

Auffällig ist die beschränktheit dieses gebrauchs. Gottfried bietet kein einziges beispiel, Hartmann nur das eine angeführte[2], Wolfram aufser dem einen vielleicht noch ein zweites[3], die Kchr.

[1] daher lassen sich diese sätze auch wider in conditionalsätze mit *unde* umwandeln: Kchr. 2872 *und sæhen sî diu grôzen zaichen, sî würden alle gote gehôrsam* usw.

[2] ein zweites, das Haupt zu Er. 7028 anführt, gehört nicht hierher: und ob das *unde* 7028 nicht etwa blofs deshalb temporale bedeutung zu haben scheint, weil vorher etwas fehlt, scheint mir nicht ganz abzuweisen.

[3] Wh. 48, 16, wo jedoch wider nur K *und* list, während lmnopt *do* bieten.

liefert nur zwei belege usw. überdies zeigen auch die abweichungen der hss. mehrfach, dass den schreibern das verständnis für diese verwendung von *unde* abgieng. und auf der anderen seite befremdet die grofse zahl von beispielen, die bei einem einzelnen dichter, Heinrich vFreiberg, begegnen: im Trist. 7, im Kreuz 2, im Schretel (falls es Heinrich mit recht zugeschrieben wird) ebenfalls 2. man hat es hier also jedesfalls mit einer local sehr beschränkten, vorzugsweise mitteldeutschen gebrauchsweise zu tun.

Dass *unde* hier einfluss auf die wortstellung hat, ist deutlich. minder deutlich, ob es ihn auch ursprünglich besessen hat. wenn man an fälle denkt, wie sie bei *unde* in relativsätzen angeführt wurden (zb. Mst. Gen. 14, 19 *an der selben stunt unt ez im chom durch den munt, do verstuont sich der arme man, daz er ubil hete getân*)[1], so wird man zugeben, dass hier *unde* eine bedeutung zeigt, die, aus der 'relativen' erwachsen, vollständig temporal ist (wie ja auch *dô* stehn könnte), sodass das sprachgefühl leicht dazu kommen konnte, *unde* überhaupt als temporalconjunction zu verwenden.

Noch eingeschränkter und sicher mitteldeutschen charakters ist die verwendung von *unde* in der bedeutung 'bis'. beispiele sind: Pil. (Weinhold Zs. f. d. phil. 8, 280) v. 310 *in der mulen er si liez und iz quam an den tac, daz si des kindes gelac.* — Eilh. Trist. 3770 *wen he bi der koninginnen lach alsô dicke sô her wolde und* (H *bis*) *eines tages dô solde der trogsêze riten jagin.* — Eilh. 5907 *zu helin sie sich dâ begunden . . . und jene wordin ir geware und hûbin sich ze hant dare.* — Eil. 6962 *ich wil alhir bêtin din und* (*bis* H) *du mich aber besprichest.* — Dieser gebrauch nimmt natürlich von *unte* = 'usque ad' seinen ausgang.

5. ABSCHLIESSENDES *UNDE.*

Diese verwendung von *unde* hat in den wörterbüchern und sonst verhältnismässig wenig beachtung gefunden, in erster linie wol deshalb, weil sie ganz allgemein gebräuchlich und im nhd. noch ebenso zu finden ist. *unde* steht in solchen fällen regelmäfsig am beginn des satzes und zeigt an, dass eine gedankenreihe, die im vorhergehnden angesponnen wurde, durch den dem *unde* folgenden satz fortgesetzt und zum abschluss ge-

[1] oder Pred. Fdgr. I 91, 32 *zuo der selben wîle unt mîn trehtîn den êrsten man ûz dem paradyso stiez, an der selben wîle fuorte er den schâcher . . . in die schônheit des paradyses.*

bracht wird. *unde* fügt also hier wider das letzte glied einer kette an. solche verwendung von *unde* findet vor allerlei arten von sätzen statt. steht es vor hypothetischen vordersätzen mit fragesatzstellung, so könnte man auf den ersten blick geneigt sein, es mit dem unter *i* besprochenen *unde* zu identificieren, wie auch mehrfach geschehen ist. ein paar beispiele mögen genügen: i Büchl. 1157 das herz belobt den leib, dass er sich nunmehr zur umkehr entschlossen habe: *verwirf mînen rât und wizze daz dir wol geschiht.* ***und*** *ist daz dû wâr lâst als dû mir geheizen hâst, sô si der schade verkorn* usw. der durch *und* eingeleitete satz bringt den abschluss der ganzen gedankenreihe. — Er. 5838 Erec ruft den wilden tieren zu, eines von ihnen möge kommen und sie beide verschlingen, damit ihre körper nicht getrennt würden. ***und*** *ruoch got unser sêlen phlegen, die enscheident sich benamen niht*: 'und die seelen werden, so gott will, ohnehin beisammen bleiben'. — Greg. 2025 *si sprâchen, ez wær daz grôze lant mit einem wîbe umbewart von unrehter hôhvart;* ***und*** *heten si einen herren, sone möhte in niht gewerren.* — Iw. 312 *und vil schiere sach ich komen . . . eine juncfrouwen, diu mich empfienc . . . diu entwâfente mich.* ***und*** *einen schaden klage ich . . . daz der wâfenriemen alsô rehte lützel ist, das si niht langer vrist mit mir solde umbegân. ez was ze schiere getân . . . ein scharlachez mantelin daz gap si mir an.* die schilderung zerfällt in verschiedene teile: er sieht sie kommen, sie empfängt ihn, entwaffnet ihn, bekleidet ihn mit einem mantel. den abschluss der erwähnung des entwaffnens bildet der ausdruck des bedauerns, dass dies nicht längere zeit in anspruch nahm. deshalb steht *unde.* — Wh. 251, 17 *wært ir niht stæte an uns belibn, wir wæren ûz werdekeit vertribn*: ***und*** *het ir mînen sun verkorn, dâ mite wær diz lant verlorn.* damit schliefst der erste teil der gedankenreihe: was Gyburg hätte verderben können. — ebenso Trist. 8862. 10575. 11053. 13038. 13233. 13792. 14183; Frauend. 167, 32 (nach *man* punct, nach *hân* komma); Nib. 395, 2. 635, 1. 768, 1. 1097, 1. 1391, 1; Kudr. 402, 1 usw.

Es ist aus dem gesagten leicht erklärlich, dass *unde* auf solche weise gerne zur einleitung des zweiten alternativsatzes gebraucht wird: weil damit eben wider eine gedankenreihe zum abschluss gebracht wird. so zb.: Iw. 2683 ein gast ist bald im klaren über die gesinnungen seines wirtes; *wander im bescheinet*

an etelicher swære, ist er im unmære : u n d geherberget ein man dâ ims der wirt wol gan, deme gezimet deste baz sîn schimpf unde sîn maz. — Iw. 6369 die bedingung war : *er muoz in elliu jâr gebn drîzec mägde dâ her die wîle si lebent und er. unde gesigte ab dehein man iemer disen beiden an, sô wæren wir aber erlôst.* — ebenso Trist. 5668. 6419. 7462 usw.

Ebenso beim abschlusse einer discussion : Nib. 54, 1 *dô sprach der küene Sîfrit : 'vil lieber vater mîn, ân edeler frouwen minne wold ich immer sîn, ich enwurbe dar mîn herze grôze liebe hât'. swaz ieman reden kunde, des was deheiner slahte rât. 'Und wil du niht erwinden', sprach der künec dô, 'sô bin ich dînes willen wærlîchen vrô'.* — aus dem nhd. sind beispiele, wie 'Und bist du nicht willig, so brauch ich gewalt' zahllos.

Damit sind die verschiedenen kategorien des gebrauches von *unde* im wesentlichen erschöpfend dargestellt: was sich an beispielen sonst, in Toblers aufsätzen insbesondere, findet, wird man unschwer in die obigen gruppen einreihen können, soweit es nicht lediglich einer falschen interpretation seine scheinexistenz verdankt[1]. und so erübrigt es nur noch, eine erklärung für die behandelten erscheinungen zu geben.

Hat die d a r s t e l l u n g des tatsächlichen beträchtlichen raum in anspruch genommen, so kann dafür der versuch, die ermittelten tatsachen zu e r k l ä r e n, umso kürzer ausfallen: wie ja oft bei wissenschaftlichen arbeiten beide bestrebungen in umgekehrtem verhältnis zu einander stehn.

Auszugehn ist dabei von der frage nach dem alter der behandelten gebrauchsweisen des *unde*. wie sich aus den wörter-

[1] wie das 'causale' *unde* : die beiden belege, die im Mhd. wb. dafür angeführt sind (Iw. 3481 und Mai 78, 11) sind anders zu erklären (s. o. s. 176 und 177); ein beispiel bei Cordes s. 76f zeigt adversativ-verknüpfendes *unde*, wie Cordes selbst schon als möglichkeit erkannt hat. — im Er. 8508 (*und die den lîp habent verloren, sô durft irs niht versuochen*) wird *wande* st. *unde* zu lesen sein : dass Haupts *nû* (in der 1 aufl.) bedenklich ist, hebt Bech (Germ. 7, 465) unter hinweis auf L. zu Iw. 2528 mit recht hervor. wenn er aber vorschlägt, *und habent die den lîp verlorn* zu lesen, so ligt das von dem überlieferten doch zu weit ab; auch wird der dichter kaum unmittelbar nacheinander zwei fortführende *unde* gebraucht haben. — bei Berthold I 541, 17 (s. Roetteken § 11) scheint mir der text verderbt. — *und* nach comparativ (Lachmann Kl. schr. I 199) ist mir aus classischer zeit nicht bekannt.

büchern sowie aus verschiedenen specialabhandlungen über ahd. syntax mittelbar oder unmittelbar ergibt, ist keine der unter I bis IV behandelten verwendungen in ahd. zeit zu finden[1]. das ist ein fingerzeig, die entstehung nicht irgend einer etymologie zu liebe in das dunkel der unlitterarischen vorzeit zu verlegen. vielmehr sehen wir ganz deutlich, dass die älteste function von *unde* lediglich in der verbindung von satzteilen und sätzen bestand, während die andern gebrauchsweisen sozusagen vor unsern augen im 12 jh. aufzutauchen beginnen. es ligt also nahe zu versuchen, ob die letztern sich nicht aus der erstern ableiten lassen.

Der zweite factor, mit dem die erklärung rechnen muss, ist die tatsache, dass *unde* niemals auf die wortstellung einfluss hat, (aufser wo, wie beim temporalen, ein solcher einfluss plausibel als etwas secundäres aufgefasst werden kann): das steht mit der beobachtung, dass der gebrauch von *unde* als satzteile (oder sätze) verbindender partikel der älteste ist, im schönsten einklang.

Drittens endlich wird zu berücksichtigen sein, was über die bedeutung jenes *unde* ermittelt wurde. damit freilich, dass es einmal durch nhd. 'nur', dann wider durch 'doch' oder durch 'überhaupt', durch 'wo doch' und durch 'als' passend widergegeben werden kann, wird nicht ernsthaft zu rechnen sein. denn diese bedeutungen sind zu verschiedenartig, als dass man hoffen dürfte, mit der aufstellung einer derselben als urbedeutung, aus der dann die andern mehr oder minder gewaltsam herzuleiten wären, das richtige zu treffen. vielmehr ist es wahrscheinlicher, dass im nhd. dieselbe sache einmal von der, dann von jener seite betrachtet wurde und demgemäfs hinter dieser manigfaltigkeit nichts zu suchen ist als das bedürfnis, das verschieden gesehene auch verschieden auszudrücken.

Aber éine beobachtung zog sich wie ein roter faden durch die ganze untersuchung hindurch. in welcher weise auch *unde* verwendung fand, immer konnte man wahrnehmen, dass in solchen sätzen die annahme oder tatsache, die allein genannt wurde, eigentlich nicht die einzige war, mit der die gedanken des redenden sich beschäftigten, sondern nur das letzte glied einer blofs gedachten kette von annahmen oder tatsachen.

Damit ist m. e. die erscheinung auch schon erklärt: denn

[1] s. aufser den ahd. wörterbüchern und glossaren bes. die arbeiten von Rannow, Tomanetz, Wunderlich und Scholten (Beitr. 22, 394 anm.).

das ältere *unde*, das satzglieder und sätze mit einander verbindet, hat ja ganz dieselbe function : an vorhandene glieder weitere oder ein letztes glied anzureihen. der unterschied ist nur der, dass hier die vorhergehnden glieder ausdrücklich gesetzt werden, dort aber dem redenden nur im geiste vorschweben. somit gelangen wir zu folgenden phasen der entwicklung : in ältester zeit dient *unde* (bezw. *anti, enti, inti, unti*) nur dazu, an ein oder mehrere genannte glieder weitere anzureihen [1] (woraus im weitern verlauf die im abschuitt IV erörterte construction erwächst).

Die zweite phase bildet dieselbe verwendung von *unde* im anfange eines satzes, wenn die vorausliegenden glieder in vorhergehnden sätzen genannt sind (s. o. abschnitt VI) : diese verwendung tritt schon in ahd. zeit auf, denn so zu erklären sind fälle wie Otfr. I 10, 19 : *Int ich scal thir sagen, chind min, thu bist forasago sin* : Zacharias hat im vorhergehnden ausschliefslich von Christus und dem, was man von ihm erhoffen darf, gesprochen: nun wendet er sich dem Johannes zu; also das skelett der gedanken ist : 'Christus wird das und das tun u n d du, du bist sein prophet'. ebenso V 9, 23 *sie zaltun so man ofto duat, thaz ira seraga muat. i n t i thu ni hortos hiar in lante fon demo heilante?* : 'wir betrauern Christus so sehr, u n d du, du hast von ihm gar nicht gehört?'

Die dritte phase endlich ist erreicht, wenn die vorangehnden glieder überhaupt nicht mehr ausdrücklich genannt sind, sondern sich lediglich aus der situation ergeben oder dem redenden nur im geiste vorschweben : hierher gehören die unter I—III sowie V besprochenen gebrauchsweisen von *unde*. dass diese erst im 12 jh. aufkommen, kann uns nicht wunder nehmen: denn das bedürfnis, die feineren bezüge, die zwischen den gedanken bestehn, durch das sprachliche mittel der conjunctionen auch äufserlich zum ausdruck zu bringen, zeigt sich im deutschen wie in allen cultursprachen um so lebhafter, je gröfsere fortschritte die kunst der litterarischen verwendung der sprache macht.

[1] deshalb fehlt es auch, wenn zwei handlungen gleichzeitig erfolgen, somit zu éiner zusammenfliefsen, also in fällen wie *saz dagèta* ('safs schweigend'), wie deren bei Grimm Gr. IV 216. 950; Benecke zu Iw. 3620; zu Dkm. XXXII 1, 54. 2, 37; zu meinen Deutschen gedd. des 12 jhs. V 52 zahlreiche gesammelt und von Behaghel Germ. 24, 167 ff vortrefflich erklärt worden sind.

Wien, 23 januar 1900. CARL KRAUS.

MÜNCHENER REIMPREDIGT.

Die Münchener papierhs. Cgm. 690, 4°, 15 *jh., vereinigt einen bunten deutschen, lateinischen, deutsch-lateinischen inhalt in sich, über den der handschriftenkatalog oberflächlich orientiert. sie ist sichtlich zusammengesetzt aus mehreren partien, die ursprünglich nichts mit einander zu schaffen hatten. mich geht hier nur die lage bl.* 244—256 *an, die durchaus für sich steht und deutsche geistliche prosa und reime unbekannter autoren enthält.*

Sie beginnt mit einem allegorischen tractat: 'der gaiſtlich wagen', *der unter starkem aufgebot von citaten aus bibel und patres nach einander die vier räder, die zwei gestelle, die vier pferde, den wagenmann und die deichsel erbaulich, zum gedanken an das ende mahnend, auslegt. sehr merkwürdig ist zumal die form. der verf. verfällt, sowie er aus den weit vorherschenden citaten und ihrem einleitungs- oder verbindungstext einmal zu mehr selbständiger betrachtung kommt, sofort in reime, die selten vereinzelt, meist in gruppen auftreten und, wenn er sie auch nicht all zu lange und streng festhält, wenn er sich auch im zeilenumfang viele freiheit lässt, er kehrt doch immer wider zu dieser lockern reimweise zurück. das angehängte, ursprünglich wol nicht dazu gehörige stück* 'Von dem ſtrengen Jungſten gericht ſpricht ein weiſer Alſo' *ist ganz durchgereimt und sorgsamer gebaut. schluss:* Deo gracias Anno Mcccc 86 (*bl.* 252v); *dahinter eine rohe zeichnung der vier räder.*

Mit bl. 253r *setzt, vielleicht von derselben hand, ein kurzes gereimtes stück ein, das ich genau mitteile, aber so, dass ich die abkürzungen auflöse, die reimzeilen absetze, den gebrauch von* v *und* u *sowie die reimpuncte oder -striche ignoriere, die grofsen anfangsbuchstaben reguliere, auch sichere fehler verbessere und die nötigste interpunction einführe:*

Jehus $\overline{xps}$ Alſo ſolt ir petten.

Got hat das heilig pater noſter ſelbs gemacht
In allain anzupetten als unſeren vater mit andacht.
Aber es ſein laider der vil die ⟨mit⟩[1] dem mund faſt pappern,
Mitt pücher und pater noſter hin und her clappern[2]
Und ist oft das hercz gancz[3] nyndert da pey;

[1] *fehlt hs.* [2] clapperñ [3] *ich schreibe immer cz, doch sind die c-striche gerader als sonst das c, sodass t gemeint sein mag.*

Merck ob das gepete got genem ſey,
Die ſein heiligs gepet alſo miſhandeln,
Andre wort und gedancken darunter waudeln,
Hoffen, got werde sy darumb bol pegaben,
Und wiſſen selbs nit, waß sy gepett haben.
Auch ſind laider vil der groben erdknollen,
Die das pater noſter nit wiſſen noch lernen wollen [1]
Und wellen ſich doch criſten nennen.
Aber got wirt der teufeliſche [2] kinder nit kennen.
Wann ein yeglicher criſtenmenſch [3] auf das minſte ſol
Er wiſſen den pater noſter, Ave Maria und den [4] glauben wol,
Und die weil er die nit lernet und erkent,
So ist im [5] verpotten das heilig wirdig sacrament.
Darumb iſt diſe figur zů einer gedachtnůß gemacht,
Das man dar auß lerne und betracht,
Wie uns got unſer vater hat petten leren [6],
Das nyemant die wort ſolt myndern [7] oder meren;
Wann die ſelbigen ſein gar tief gegrundt [8],
Darumb ſo ſey euch diſe auſlegunc [9] verkunt.
Zum ersten : vater unſer der piſt
In den himeln, gleich einer vorrede [3] ist.
Geheilig werd dein nam,
Da heben ſich die ſiben ſtuck an,
Dorjnnen dann got gepetten wirt;
Auch ſiben ſarb ſein do figurirt,
Dem laien [10] zu gedachtnuß gemalt,
Das er es deſter ſleiſſiger behalt;
Auch pej yecczlichem stück sein drey,
Die mag man auß ynnigkait bedencken da pej;
Wann peſſer iſt ain pater noſter mit andacht,
Dann hundert in dem herczen unbedacht.
Dar vmb wer wil petten mit andacht [11] und rew,
Der merck gar eben mit vleiß auf die drew,
Wenn er pitt, wer der ſey.

[1] wellñ [2] teufeliſchen? [3] *zwei worte.*
[4] dem [5] *dahinter* p *gestr.* [6] lernen [7] nymdern
[8] gegrudt [9] auſlegũt [10] laiden; *aber der schreiber setzt zwar für mhd.* ei *sowol* ai *als* ei; *für mhd.* i *stets nur* ei.
[11] *oder* andocht?

Wer[1] do pittet, merck auch da pej,
Was er pittet, ſol ſein herczlich,
So erhoret[2] yn got genedigklich. etc.

Die rückseite, bl. 253ᵛ *ist leer.*

Mit 254ʳ *beginnt von selber hand, unter aufwand von roten kreisen und linien eine parallelgliederung, die ich hier im abdruck anschaulicher vereinfache.*

Spricht unſer herr : Alſo füllt ir pettenn (*rot*).

Die siben pluetvergiſſen[2] unſers herren werdent geordent wider die ſiben todſunde[2] (*rot*).	Siben pett ſein[3] in dem vater unſer und geschechen wider die ſiben todſundt[2]. etc.
Die beſchneidung iſt wider die ſuud der unkeüſchait.	Das erſt geſchicht wider die unkewſch.
Die durchnaglung der hend iſt wider die ſund der geitigkait[4].	Die ander wider die geitigkait.
Der plütig angſtſwais[2] iſt geordent wider die ſund der tragkait[5].	Die dritt wider die tragkait.
Die durchgaiſlung iſt geordent wider die ſund der unmeſſigkait.	[7]Die vierd wider die frashait[6].
Die durchnaglung der füſß wider den rachſamen zoren.	[7]Die funſt wider den zoren.
Des haupts kronung iſt wider die ſundt der hochſart.	Die ſechſt wider die hochfart.
Die offnung der ſeitten durch das ſper wider denn neid. etc.	Die ſibent wider den neid.

Eine zweite, complicierte, graphisch nicht besser gelungene gruppierung von siebenzahlen beginnt dann bl. 254ᵛ. *die worte des Vaterunsers stehn in roten kreisen. ich helfe im folgenden wider der gruppierung nach; die zusammenfassenden klammern* { *hat die hs. nur dreimal. einige beim binden abgeschnittene lettern klammere ich, soweit sie sich ohne weiteres ergaben, rund ein.*

[1] were [2] *zwei worte.* [3] ſein *übergeschr.*
[4] ge|igkait [5] *vor tr. ist* mäſſigkait *gestr.* [6] frashat
[7] *beide sätze stehn rot durchstrichen auch an falscher stelle. die ganze vierte nr steht außer der reihe, wird aber durch zeichen an den richtigen platz verwiesen.*

	Vater unser		allmechtig in der schoppfung fleissig in der versorgung kunstreich [1] in der underweissung [1]	
	Der du pist[2] in den[3] himelen		ein schoner spigel der clarhait ein edle kron der ewigkait ein reicher schacz [4] der saligkait	
[5] Weiß bedeüt (ra)in in dem (g)lauben	Geheilig werd dein nam	durch	unsers herczen rainigkait unsers munds warhaftigkait unser werck heiligkait	das er uns sei { ein harpfen in oren ein honig im mund ein ynnikait im herczen
Plob bedeut (st)et in der (h)offnung	Zw kum unf dein reich	dar jn ist	alles gütten uberfluisikait aller gemüt gancz ainigkait saliges wesens state ewigkait	frolich on betrubnuß gerügsam [6] on hindernuß gewisslich on verliesung
Rot bedeut gerecht in der lieb	Dein will geschech als in himel und in erde	durch deiner	grossen güdtett betrachtung [7] heiligen maiestat lohung wirdigen gepot erföllung	alles das du liebest wir auc[h] lieben alles das du hassest das wi[r] auch hassen alles dein gepot wir gan[cz] volpringen
Gro bedeut (.)anp [9] in der (d)emütigkeit	Unser taglich prott gib uns heut		an sundlich verschuldung zu leiblicher aufenthaltung zü prüderlicher mittaylung	das sacramentlich [8] zum leb[en] ewigkleich das geistlich zu behalten fleiss[ig]leich das materlich zü noturft mess[ig]lich
(*bl.* 255r) Gel bedeüt gewert in der paremherczigkait	Und vergib uns unsere schulde	die geschechen seien aus	unerkantnuß oder unwissenhait kranckhait oder plodigkait mütwillen oder posshait	[10] die wir haben getan wider di[ch] wider unseren nechsten fre[ve]lich wider uns selbs willigklich
	als und wir vergeben unseren schuldigern	die belaidigt haben	unser person leiblich unser güt zeitlich unser ere unrechtigklich	[10] die uns betrubt haben mi[t] worten die uns verfert haben mi[t] wercken die uns verdacht haben m[it] herczen

[1] *zwei worte.* [2] *übergeschr.* [3] *untergeschr.* [4] *davor* sacz *gestr.* [5] *steht fälschlich schon neben* vater vnser [6] *wol* genügsam? [7] betrachüg *schreibt die hs. auch sonst.* [8] sacrametlich

[9] *zu lesen ist nur* anp *oder* aup : *vielleicht* sanpe (*f.* sanpte)?

[10] *beide gruppen erst später über oder unter der vorhergehnden rubrik nachgetragen; übrigens trägt die 4 rubrik überall spuren späterer hinzufügung.*

Gruen bedent anfanck in weishait	Und nit enfür[1] uns in verfüchung	fie kum { tückufch oder haimlich frävell oder offenlich ftet oder ungeftumlich	der welt[2] falfcheit des teufels betrugligkeit des fleifch lupkeit[3]
Schwarcz bedeut clag in der gedultigkait	Sunder erlöß uns von ubel. amen	mangerlay dürftigkait menfchlicher wüttrickait hellifcher pitterkait. etc.	vergangen funden gegenwertigen funden zukunftigen fünden

Die eröffnenden reime beziehen sich v. 19 *auf eine memorialfigur, die, um dem gedächtnis der laien nachzuhelfen, zu den sieben stücken des Paternosters die sieben farben setzte und wol auch noch zu jeder bitte drei zeilen hinzufügte. von dieser figur können uns die farblosen bll.* 254ᵛ. 255ʳ *nur einen sehr blassen begriff geben; zudem zeigt die vierte rubrik, die zweite triadenreihe, in der hs. deutliche spuren nachträglicher eintragung, wenn auch wol von der gleichen hand. die reime bilden also die einleitung zu der tafel, die auch ihrerseits in allen* 10 *triaden, wo das allein möglich war, durchgeführte reime aufweist, freilich auf die billigen endungen* -ung, -ait, -lich. *die* 8 *zusatztriaden der* 4 *spalte haben die reime nur* 3 *mal sauber,* 1 *mal grob rührend* (funden); *in der* 2 *bitte tritt eine, vielleicht versehentliche störung des reimes ein;* 3 *triaden beschränken sich auf rhythmisch-syntaktischen, aber doch ähnlich klingenden parallelismus : die echten triaden würken also in dem zusatz nach. dagegen entbehren die zwischen einleitung und tafel bl.* 254ʳ *stehnden blutvergiefsen und todsünden sowol des reimschmucks, wie sie in dem proömium unerwähnt bleiben : sie sind also ein jüngerer bestandteil, eingeschoben*[4] *aus dem grofsen bereitliegenden schatze symbolischer heptaden, wie sie eine Paternostererklärung stets nahe legte : die todsünden gehören geradezu zum eisernen bestande dieser frommen siebenzahlen; die sieben blutungen Christi sind nicht so alt und fest* (*Borchling GGN.* 1898, *gesch. mitt.* 270 *erwähnt einen tractat über* eicht bluet sturtzunge vns leuen Herrn); *aber auch sie waren durch die vorliebe der beiden letzten jahrhunderte des ma.s für Mariä und Christi sieben leiden und ihre lyrisch-sentimentale ausnutzung in aufnahme gekommen: auch eine predigt der Grieshaberschen sammlung s.* 120 *hat dieselben*

[1] ein für [2] *oder* wolt? [3] *doch wol* = lüppekeit.

[4] *dass es sich nicht um eine originalaufzeichnung des ganzen handelt, beweisen schon die formen* wellen *und* lernen, *die wider den reim im texte der einleitungsreime stehn.*

7 blutungen, nur dass da die richtige chronologische reihe : beschneidung, angstschweifs, geifelung, krönung, hände, füfse, seite innegehalten ist : in der Münchner hs. hat der parallelismus der 7 bitten und der 7 todsünden die um- und unordnung bewürkt.

Die reimeinleitung 253ʳ *also und die tafel* 254ᵛ. 255ʳ (*mit ausnahme der vierten rubrik*) *bilden, trotzdem sie in der hs. getrennt sind, eine eng zusammengehörige einheit. nach den quellen der erbauungszwecken dienenden triaden hab ich nicht gesucht; solche dreiheiten sind zumal in der predigtlitteratur in unübersehbaren massen vertreten; beim Paternoster treten sie zb. auf in Wackernagels Altd. pred. s.* 179 *ff. interessanter war mir die einbeziehung der farben in die Paternostererklärung. denn es ist unverkennbar, dass diese concession an die laien hinausgeht über einen blofsen sinnlichen anhalt. meines wissens sind die 7 farben kein bestandteil der heiligen heptaden; selbst Isidor, der in seinem viel benutzten capitel über die siebenzahl schliefslich auch weltliche septenen reichlich heranzieht, hat an die farben nicht gedacht. der kirche fehlt, zumal für messgewänder und mönchstracht, eine gewisse farbensymbolik nicht ganz (vgl. Wackernagel Kl. schrr.* I 181 *uö.; noch anders Musk.* 3, 72 *ff; Nd. jb.* 16, 74); *aber einigermafsen lebendig ist immer nur die bedeutung von weifs und rot, jenes für reinheit, unschuld, dies für die göttliche liebe, die sich im heiligen blut betätigte : ich verweise zb. auf Schönbach Altd. pred.* III 262, 21, *Leyser Pred.* 37, 19, *Veghe s.* 265, 1 *ff, und diese fromme symbolik würkt auch im Münchner Paternoster nach. sonst aber hat sein verf. sich an die minniglichen farbendeutungen gehalten, an denen sein jh. so reich war : natürlich wählte er nicht die typischere sechszahl, sondern die für seine zwecke allein brauchbare und ebenfalls oft bezeugte sieben. der zusammenhang ist schlagend. zwar* weifs *ist bei ihm* rain, *während es sonst* den guoten wân, *die liebeshoffnung meint : das ist eben geistlicher einfluss. dass* plob, *für religiöse betrachtung eine düstre farbe, hier die stätigkeit vertritt, entspricht der minniglichen regel* (*Germ.* 8, 500); *auch die hoffnung ist in christlicher symbolik grün, nicht blau. beim* rôt, *der farbe der liebe, treffen kirche und welt zusammen. das adj. des* grô *ist in der hs. nicht deutlich; zur farbe der demut konnte mönchische verwendung das grau empfehlen; in der minnesprache hat es keine ausgebildete rolle, nach Hätzl.* 166ᵃ, 1 *würde es* mynne gût, daby adel und hochen mût *bedeuten, in dem Am-*

braser liederbuch nr 57 *str.* 5 *heifst es :* grawe farb bringt mir pein (*vgl. Nd. jb.* 15, 18); *im 'Lofsbuch aufs der karten'* (*hsg. v. Hoffmeister*) *s.* 4 *trägt* der ellende grabe kleider (*vgl. auch Frankf. arch.* 3, 255); *häufiger als* grô *erscheint* praun *in der minniglichen symbolik. ganz unzweideutig der minneterminologie gehören an* gel = 'gewert', *die farbe der erhörung, und* gruen = 'anfanck', *die farbe beginnenden minneglücks* (*vgl. Germ.* 8, 498. 499; *die beispiele sind ganz dürftig*). *aber auch* schwartz *fügt sich ein :* das fwartz blümlin das bringet mir die klag (*Frankf. arch.* 3, 256); *auch* zoren, trauer *bedeutet es, ganz der letzten bitte, die vom übel spricht, angemessen.*

Der wesentlich minnigliche charakter dieser farbendeutung würde wahrscheinlich noch schärfer hervortreten, wäre mit den farben nicht die weitere beziehung auf die sieben christlichen tugenden verbunden. auch dies eine variierende, aber normale rubrik der siebenzahldeutung. die einen verwerten so die gaben des heil. geistes, die andern eine heptas : humilitas, mansuetudo, patientia, instantia boni, misericordia, parcimonia (*oder* pax), munditia, *mit manchen varianten (so in den sieben septenen des Johannes Sarisberiensis, in den fünfen Hugos vSVictor; noch zb. in da Butis Dantecommentar* II 709); *eine dritte art endlich stellt die drei* 'virtutes theologicae' fides, spes, caritas *voran und lässt die mehr weltlichen* 'virtutes cardinales' prudentia, iustitia, temperantia, fortitudo *folgen* (*vgl. zb. Gregor Migne* 76, 758; *vor allem Bernard vClairvaux* 184, 574; *Hugo vSVictor* 176, 1010). *diese dritte gruppierung behielt durchaus den sieg, und sie empfahl sich bei der deutung des Paternosters um so mehr, weil man auch in ihm drei geistliche und vier leibliche bitten unterschied* (*vgl. Patern. MSD.* 43, *str.* 20; *MSD.*[3] II 264; *Bernh. vClairv.* 184, 811); *sie hat sich denn auch Hans Sachs vom* predigftul *her für den spruch angeeignet, in dem er das Vaterunser mit den haupttugenden in verbindung setzt* (*Keller-Götze* xv 311 *ff*).

Auch unser Münchner poet geht diesen weg; auch bei ihm eröffnen glauben, hoffnung, liebe den reigen, in weifs, blau, rot, mit einer abweichung also erinnernd an Dantes drei frauen, rot, grün (di smeraldo), *weifs, die Purgat.* XXIX 121 *ff gleichfalls den tanz der sieben eröffnen. dann aber folgen bei unserm mann in den abstracten* demütigkeit, paremhercz igkait, weishait, gedultigkait: *also von den* 4 *cardinaltugenden der* 3 *gruppe höchstens die* weis-

hait, *wenn man* prudentia *so übersetzen will* (*mit Veghe* 313, 10); *als* sapientia *würde sie in die* 1 *gruppe gehören. demut, barmherzigkeit und geduld gehören in die* 2 *reihe; die* humilitas *wird von Hugo vSVictor aao. übrigens als wurzel aller* 7 *tugenden auch seiner siebenzahl der* 3 *art angegliedert. in den adjectiven der* 4 *ersten bitten begegnen noch andre tugenden der zweiten reihe:* munditia (*auch bei Hugo der* fides *gepaart*), inftantia boni, *vielleicht* mansuetudo; iustitia (3 *bitte*) *steuert eine weitere cardinaltugend der* 3 *gruppe bei. also ein compromiss zwischen der* 2 *und* 3 *tugendreihe, eine mischung und wirrung, an der widerum die einmischung der weltlichen farbendeutung die hauptschuld tragen wird.*

Für uns ligt darin gerade ein reiz. viel bedeutet er freilich nicht. wir werden das stück doch als einen ausläufer der alten Paternosterdichtung ansehen: das um so mehr, als im 15 *jh. der dekalog die bitten für die katechetische und homiletische litteratur weit zurückgedrängt hatte. der Münchner handschriftenkatalog und nach ihm Goedeke* (*Grundr.* I^2 206) *bezeichnen das stück als* 'Paternoster, mystisch ausgelegt'. *meinetwegen; nur darf man nicht an die neue mystik des* 14 *und* 15 *jhs. denken, zu der Goedeke es stellt; das Münchner Paternoster huldigt in der methode ganz der alten nur leicht verweltlichten* interpretatio mystica, *wie sie im* 11 *und* 12 *jh. unter französischem einfluss aufblühte.*

Lohnt es, solch altmodisches stück abzudrucken? mein hauptgrund kommt. es hat eine unterschrift. unter dem letzten kreise des Paternoster steht noch ein kreis mit der eintragung: Das chrifteulich volck: *die christliche gemeinde ist also als beterin gedacht. daneben aber die bemerkung:* Der paternofter ift gepredigt worden zŵ münchen in dem parfueffer clofter etc. Anno dñi 1481. *es ist eine predigt. und eine reimpredigt. spät freilich, aber meines wissens doch die einzige deutsche, die gegenüber den französischen und englischen zeugnissen beobachtet ist: die zahlreichen belege, die Wackernagel Altd. pred.* 324 *f für predigtreime anführt, stellen sich, soweit es sich nicht um gedichte handelt, die gar keine predigten sind, in ihrer winzigkeit und vereinzelung als ein fast zufälliger, kaum gewollter schmuck heraus, noch kaum von dem gewicht der von Linsenmayer Gesch. der predigt in Deutschland s.* 156 *f erwähnten schlussreime oder der reimspielerei bei Schönbach Pred.* I 58, 8.

Der prediger legte, das ergibt die einleitung unbefangener betrachtung, seiner predigt die oben erwähnte memorialfigur zu grunde:

etwa eine tafel mit den sieben grell aufgetragenen farben, die allen hörern sichtbar hing. ich verkenne nicht das auffällige dieser voraussetzung. eine derartige figur eignete sich mehr für leser als für hörer, und würklich hat Hugo vS Victor (Migne 176, 1010) *einem tractat von den tugenden und lastern eine* arbor virtutum *und eine* arbor vitiorum *zur veranschaulichung beigegeben : der tugendbaum wurzelt in der* humilitas *und trägt* 7 *früchte in kreisform, nämlich die* 4 *weltlichen und die* 3 *theologischen tugenden, deren jede, wider in kreisform, von* 7 *kleineren (die Caritas hat eine reichere familie) tugendfrüchten umgeben ist. man könnte denken, dass diese oder eine ähnliche zeichnung unsern prediger angeregt hat. denn die subscription um der figur willen anzuzweifeln, scheint mir unzulässig. es handelt sich um nichts undenkbares. für die laien braucht man etwas sinnliches : Berthold vRegensburg* I 48 *verweist die laien ausdrücklich auf die betrachtung der erde bei tage, des himmels bei nacht; das sind ihm für laien die rechten heiligen bücher. und wie das streben der versinnlichung die spätere mittelalterliche predigt überall durchdringt, warum soll sie in ihrer bilderlust nicht auch die letzte, vergröbernde consequenz gezogen haben? da haben wir aus der überlieferung zu lernen.*

Die einleitung wird also der prediger gesprochen haben, wie sie überliefert ist : reimprosa möcht ich sie nennen im hinblick auf monstra wie v. 15. 16; *grade für reimprosa gab die lateinische predigt muster zur genüge. v.* 24 *redet die gemeinde im plural* euch *an; der sing.* merck *v.* 6 *ist höchstwahrscheinlich auch ein plural, der sein* t *verloren hat, wie* geheilig (2 *mal*), faup, betrachung (*vgl. Weinhold Bair. gramm.* § 143); *übrigens ist auch die singularische anrede der mittelalterlichen predigt nicht fremd: gleich die erste predigt bei Schönbach ermahnt auch singularisch:* merke (I 5, 35). *höchst predigtartig beginnt dann v.* 25 *die disposition :* zum erften, *zugleich eine art disposition der tafel. die letzten* 4 *zeilen, ihrem bau nach auffällig kurz*[1], *sind recht ungeschickt, mögen aber immerhin den trivialen abschluss der einführenden ermahnung gebildet haben : die interpunction nach v.* 39 *hat eine stütze in der hs. selbst.*

[1] *die verse* 1—38 *schwanken zwischen* 9—18 *silben (durchschnitt über* 11 *silben) : ausgenommen v.* 27, *der wortlaut einer Paternosterbitte, und v.* 33 (8 *silben); — die* 4 *letzten zeilen umfassen* 6. 8. 8. 10 *silben.*

Wie giengs dann weiter? folgten die triaden, so schlechtweg an jede Paternosterbitte gefügt? die reimung der triaden beweist wol, dass sie auf zusammenhängenden vortrag der je drei glieder berechnet waren. aber wol nur als disposition; man gab ja gerne eine kurze inhaltsangabe vor der eingehnderen erörterung, die scharfen und stark markierten dispositionen sind gradezu ein kennzeichen des predigtstils. und allermindestens die farbendeutung der ersten rubrik brauchte unbedingt eine sehr viel breitere ausführung, wie denn auch ein befriedigender homiletischer schluss fehlt. ist uns die ausführung verloren? oder sollte sie improvisiert werden? jedesfalls war sie in dieselbe lockere prosareimform gekleidet, wie die erhaltene einleitung und der Geistliche wagen sie zeigen; sehr möglich auch, dass der prediger sich mitten unter den reimen prosa gestattete, wie der verfasser des Geistlichen wagens das reichlichst tat. so ist leider das bild der reimpredigt auch in diesem falle getrübt und unvollständig. dass der reim aber eine erhebliche rolle in jener predigt des Münchner Barfüfserklosters gespielt hat, wird man mir hoffentlich zugeben, trotz der zweifel, die die überlieferung lässt [1]. *und da ist es doch vielleicht kein zufall, dass es sich hier um eine katechetische predigt handelt, die stofflich schon im 12 jh. ihre deutschen poetischen seitenstücke hat. der schluss auf einen engeren zusammenhang zwischen dichtung und predigt auch für jene frühere periode ligt um so näher, als er nur längst erschlossenes bestätigen würde.* ROETHE.

[1] *erwogen hab ich auch die möglichkeit, dass die tafel der hs. lediglich die disposition des predigers festgehalten habe und dass erst nachträglich, für die schriftliche publication, die reimeinleitung hinzugefügt wurde. aber wie gekünstelt! wie sollte man auf die idee kommen, die figur einer blofsen disposition mit einer an laien gerichteten reimeinleitung zu versehen?*

ZU Zs. 44, 116.

Burdach hat mir, veranlasst durch meine interpretation von Walth. 9, 14, die aushängebogen seines im drucke befindlichen buches über Walther vdVogelweide übersendet, und ich habe daraus zu meiner überraschung ersehen, dass sich ihm dieselbe erklärung der '*armen künige*' unabhängig von mir ergeben hatte. ich freue mich des zusammentreffens um so lebhafter, als die reichen, weitgreifenden darlegungen, die Burdach an die stelle knüpft, die sicherheit und tragweite jener deutung erfreulich steigern. R.

HADLAUB UND MANESSE.

In der grofsen Heidelberger hs. findet sich zu Wissenlo ein seltsames bild : ein liebespaar auf einer bank sitzend, zwischen ihnen ein kind, das beide anfassen, während es die dame streichelt. einen zusammenhang mit den unter Wissenlos namen überlieferten gedichten aufzufinden gelang mir so wenig, wie es vdHagen (MSH IV 457) gelungen war. da kam mir der gedanke : das ist ja ein auftritt aus Hadlaubs liedern! hier haben wir ja den inhalt seines anmutigen 4 liedes (Bartsch Schweiz. minnesinger s. 291):

Ach ich sach sî triuten wol ein kindelîn,
dâ von wart mîn muot liebs ermant.
sî umbvieng ez unde truchte ez nâhe an sich:
dâ von dâcht ich lieplîch zehant,
sî nam sîn antlüt in ir hende wîz
unde truchte ez an ir munt, ir wengel clâr:
owê so gar wol kuste siz! . . .

Ich nam war doz kindelîn êrst kam von ir,
ich namz zuo mir lieplîch ouch dô.

Im ganzen minnesang ist mir keine andre stelle bekannt, zu der dies bild irgend passen könnte — und hier passte es so genau!

Die vermeintliche entdeckung berauschte mich förmlich. ich suchte nach Hadlaubillustrationen in der Heidelberger hs. und fand sie natürlich auch; ich sah den zusammenhang Hadlaubs mit dieser hs. und damit den manessischen ursprung der sammlung unantastbar bezeugt. bedenken, die Edward Schröder gegen einige deutungen äufserte, vermochten meine grundidee nicht zu erschüttern. der aufsatz sollte bereits in die druckerei wandern — als mir plötzlich in der nacht, während ich wider einmal über diese zusammenhänge grübelte, eine ganz andre auslegung des bildes zu Wissenlo aufgieng. nicht auf Hadlaub bezog es sich, sondern — auf Aeneas. 'Ascanius der jongelinc' (vgl. Eneide ed. Beh. 805 ff) wandert aus des Trojaners hand in die der königin und stiftet dort liebesbrand. so war denn auch wider ein zweifel des herausgebers dieser Zs. gerechtfertigt : sein einwurf, dass das kindelîn doch 'so bestimmt als knebelîn, ja eigentlich als knabe' aufgefasst sei. ich erbat mir telegraphisch mein manuscript zurück, und mit 'Hadlaub und Manesse' schien es vorläufig gute wege zu haben.

Ich habe mir den gegenstand seitdem ein halbes lustrum lang immer wider vorgenommen und glaube nun allerdings zu ziemlich zuverlässigen ergebnissen gelangt zu sein. sie decken sich freilich nicht mehr mit der ersten 'entdeckung'; aber das schlussresultat kommt ihr doch wider näher, als ich in langer skeptischer pause erwartet hätte.

Mein jetziges ergebnis, um die hauptsache sogleich auszusprechen, ist dies: die illustratoren der grofsen Heidelberger handschrift griffen in allen fällen, in denen ihnen verbürgte 'porträts' der minnesinger nicht überliefert waren, zu illustrierten andern büchern, vorzugsweise natürlich epischen inhalts, vielleicht auch noch zu vorlagen andrer art, und wählten aus diesen bilder, die zu dem text der gedichte einigermafsen in beziehung zu bringen waren. natürlich halfen sie auch durch allerlei kleine mittel der anpassung nach. — da nun aber diese manier das vorhandensein einer brauchbaren 'bibliothek' mhd. bilderhandschriften voraussetzt, und da wir nicht ohne weiteres für irgend welchen unbekannten platz voraussetzen dürfen, was uns für Zürich und Rüedeger Manesse ausdrücklich bezeugt ist, so erhält der zusammenhang unsrer sammelhandschrift mit dem Schweizer patricier allerdings von hier aus eine neue wahrscheinlichkeit; und diese wird noch durch einige einzelmomente erhöht.

Das ist indes immerhin erst folgerung und hypothese. als tatsache glaub ich den ersten teil dieser ausführungen hinstellen zu können: die benutzung älterer, besonders epischer bilderhandschriften für die minnesingerporträts in der Heidelberger sammlung.

Sieht man sich die folge der bilder, wie sie nun in Kraus veröffentlichung zuverlässig und zugänglich vor unsern augen ligt, unbefangen durch, so werden eine anzahl verschiedener typen sich ohne weiteres dem auge aufdrängen. mit den von Rahn in seiner grundlegenden untersuchung (Studien über die Pariser liederhandschrift, in den Kunst- und wanderstudien aus der Schweiz s. 79 ff) unterschiedenen classen gehn sie nicht zusammen; und das aus gutem grund: bei Rahn handelt es sich um differenzen der ausführung, in unsern typen um solche der anlage.

1. Den hauptstock der illustrationen bilden diejenigen dichter-

bilder, die unzweifelhaft von vornherein dazu bestimmt sind, eine sammlung von gedichten des betreffenden sängers einzuleiten. dazu gehört vor allem die stattliche zahl von bildern, die der Heidelberger mit der Weingartner hs. gemein sind. über die typischen züge dieser dichterporträts handelt jetzt Fritz Traugott Schulz in seiner diss. Typisches der grofsen Heidelberger liederhs. (Göttingen 1899), obwol in ziemlich schematischer weise und niemals durch beachtenswerte abweichungen von diesem mit fast byzantinischer strenge festgehaltenen typus stutzig gemacht. es sind bilder, deren tradition noch heut in den titelbildern lyrischer gedichtbücher fortdauert. ein porträt, dessen haltung uns sofort in die grundstimmung der lieder versetzen soll, wird gewissermafsen als führender accord vorausgeschickt; die situation wird entweder im allgemeinen aus dem charakter der dichtungen entnommen — indem der verfasser etwa als ritterlich-höfische erscheinung, oder im liebeswerben, oder tanzend udgl. dargestellt wird —, oder sie beruht speciell auf einem einzelnen charakteristischen gedicht wie Walthers *Ich saz ûf einem steine.*

Woher nun diese bilder tatsächlich stammen, wird schwer auszumachen sein. würkliche porträtähnlichkeit ist natürlich höchstens für die fürsten anzunehmen, bei denen münzbilder benutzt sein können; aber diese selbst sind selten ikonisch, und den malern lag auch nichts an individualisierung. und doch hat gerade in der ikonographie der dichter bis in die jüngste zeit hinein eine fast fanatische neigung zur stilisierung geherscht — ich habe mir darüber mancherlei angemerkt — und der typische ausdruck der 'dichterphysiognomie' erschien fast bis in die mitte unsers jhs. als wichtiger denn die charakteristischen einzelzüge [vgl. darüber jetzt Roethe Anz. xxvi 121f]. es würkt ja fast komisch, zu beobachten, wie Julius Mosen und lord Byron, Zedlitz und Freiligrath, Gutzkow und Prutz bei aller unendlichen verschiedenheit der persönlichkeiten in den landläufigen bildern sich auf den ersten blick ähnlich sehen! wie viel stärker muste im ma. das idealisierende moment selbst da würken, wo etwa einmal die möglichkeit der porträtähnlichkeit gegeben war! noch das berühmte 'älteste porträt eines deutschen dichters', Frauenlobs kopf im kreuzgang des Mainzer doms (in Könneckes Bilderatlas s. 48) hat durchaus nichts von der überzeugenden porträthaftigkeit etwa der frühsten Dantebilder. das eigentliche porträt existierte ja überhaupt noch kaum!

Dennoch wird man diesen eigentlichen 'liederbuchbildern' eine gewisse authenticität nicht abstreiten dürfen. die überwiegend genaue richtigkeit der heraldischen beigaben deutet auf gute quellen, während auch die beste, bezeichnendste auffassung des dichters selbst — zb. die hübsche darstellung Veldekes mit den singenden vögeln in den blumen (MFr. 56, 1 f. 62, 25 f. 64, 17 f. 65, 28 usw.) — einfach aus dem text gefolgert sein kann. aber wappen und helmzeichen müssen natürlich auf tradition beruhen. an officielle ausgaben braucht man deshalb noch nicht zu glauben — obwol sie vorgekommen sein können und etwa eine warnung vor entstellung wie Walther 18, 1 f? 33, 19 in diese richtung deuten könnte. aber es genügte ja, dass die spielleute oder die sammler sich die schildeszeichen merkten und notierten, um darüber auf befragen auskunft geben zu können; ist doch die ganze Neidhartlegende auf die sammlertätigkeit, auf die notizenverarbeitung von fahrenden, die über den dichter genau bescheid wissen wollten, zurückzuführen (vgl. Zs. 31, 64 f).

Ich denke mir also: die wappen und helmzeichen sind das ältere, und erst bei der anlage gröſserer systematischer sammlungen traten die 'porträts' hinzu. das wäre dann ein ganz ähnliches arbeiten mit tradition und auslegender phantasie zugleich, wie später bei der anpassung epischer illustrationen.

Wie es sich damit nun auch verhalte — sicher bleibt, wie gesagt, was auch niemand angezweifelt hat, dass eine groſse reihe von dichterbildern von vornherein für die liedersammlung gemalt sind. es sind in der regel einzelfiguren, seltner gruppen von zwei gestalten, nur ausnahmsweise noch mehr. das figurenreiche gemälde Wenzels von Böhmen kann etwa als ein altes titelbild erklärt werden (über diese mehr unter 2); ist es doch auch in Kraus reproduction dazu benutzt worden. — die figuren sind in einfachen typischen stellungen gezeichnet, nachdenklich, im gespräch, aufreitend — wie sie etwa auf siegeln oder grabdenkmälern auch erscheinen. fast durchweg besitzen die bilder dieser classe als besondres kennzeichen ein für die aufnahme des namens bestimmtes s c h r i f t b l a t t [vgl. darüber jetzt Roethe aao. s. 14 f]. dies ist etwa bei Kilchberg ein herabgereichter brief, bei Meinloh eine dargebotene gedichtrolle, bei Heinrich vRugge ist die fahne hierfür ausgespart; Walther, Veldeke, Fenis und audre halten einfach das blatt wie eine steife puppe in der hand. es

kaun schwerlich bezweifelt werden, dass diese blätter von vorn herein für den namen bestimmt waren; ich erinnere nur an die manigfaltigen arten, wie die modernen witzblätter (am geistreichsten die amerikanischen) in immer neuer weise ein ordensband, ein muster an der kleiderschleppe, eine fahne benutzen, um den namen der skizzierten persönlichkeit anzubringen. wenn in C durchweg die namen oberhalb des rahmens stehn, so beweist das eben nur, dass ältere bilder benutzt wurden; wozu hätte man sonst diese breiten, so oft (zb. bei k. Heinrich) nur störenden blätter anbringen sollen?

Schriftblätter haben in der Heidelberger hs. kHeinrich, Neuenburg, Kilchberg, Botenlauben, Hohenberg, Veldeke, Neifen, — vdMure, Morungen, Wintersteten, Reinmar, Hohenfels? Rietenburg, Sevelingen, Rugge, Walther, Seven? — Bligger, Munegiur, Raute, — Reimar vZweter; bei Kürenberg vermutet vdHagen mit gutem grund, ein blatt sei beabsichtigt gewesen. Hausen, der in B eine rolle ins wasser hält, hat in C kein schriftblatt. übrigens haben wir einige von diesen bildern — wie das Reinmars vZweter trotz den schriftblättern in andere classen einzureihen.

Diese classe deckt sich weder mit einer der classen Rahns oder Apfelstedts (Germ. 26, 213 f) noch ist sie mit der gruppe der B und C gemeinschaftlichen sänger völlig gleich. wir werden annehmen müssen, dass verschiedene ältere liedersammlungen benutzt sind, darunter eine, nach deren muster dann sowol in B als in C weitere bilder mit schriftblatt gezeichnet wurden. (das typische bild einer solchen entwicklung gewährt der bilderkreis zum Wälschen gaste, bei dem AvOechelhäuser die variationen einer originalvorlage durch verschiedne hss. verfolgt hat). das verhältnis der gemälde in den beiden grofsen hss. ergibt nicht ohne weiteres aufschluss. ich habe mir schon vor langen jahren auf Scherers veranlassung eine zusammenstellung derselben angelegt; ich muste damals noch die schönste unserer hss. in dem dunkeln provisorischen lesezimmer der Pariser bibliothek benutzen — nun ist es wider die 'Heidelberger hs.'! damals kam ich zu dem ergebnis, bei vielfach, aber nicht durchweg gleicher grundlage sei C altertümlicher, B variiere zuweilen willkürlich. wie weit neuere untersuchungen diese meinung bestätigen, weifs ich nicht. als besonders charakteristisch hatte ich mir neben Hartmann und

Rietenburg damals schon Hausen notiert (im allgemeinen vgl. Uhland Schriften v 272, der B für altertümlicher hält).

2. Eine ganze gruppe von bildern trägt wesentlich den gleichen charakter, wenn auch das spruchband fehlt; wir sehen ja bei Hausen, dass bei dem gleichen bild B es besitzt, C nicht. hierher gehören Limburg, Wolfram, Singenberg, Künzingen, Heinzenburg, Walther vMetz, Hartmann, (der Winsbeke), Lichtenstein, Stadeck, Augheim, Tanhäuser, Buocheim, Hardegger, Taler, der tugendhafte Schreiber, Steinmar, Reinmar der Fiedler, Hawart, Günther vdVorste?, Obernburg?, Friedrich der Knecht, bruder Wernher, der Marner, Tetingen?, Sunnenburg?, Spervogel, Boppe, der Kanzler. bei einer ganzen reihe von ihnen tritt aber ein auffallend enger, so zu sagen anekdotischer anschluss an die einzelpersönlichkeit hervor. bei Hawart wird die situation aus dem wappen abgeleitet. Spervogels bild ist fast eine art rebus. der Tanhäuser ist ganz individuell aufgefasst. der Schreiber — auf dessen bild Gawein und Kai disputieren (man beachte des einen dialektische fingerstellung, wie sie etwa die heilige Katharina in späteren darstellungen ihrer disputation zeigt), während ein schiedsrichter, der landgraf, zuhört und ein diener symbolisch die handlung des abwägens vornimmt — wird ebenfalls ganz specifisch als der dichter des streitgedichtes aufgefasst, während vdHagen (MSH iv 965) jede beziehung auf seine poesie vermisste. ganz specifisch ist auch das genrehafte herbstbild zu Steinmar. des Fiedlers gemälde ist wider aus seinem namen gezogen. auch die bilder zu Günther vdVorste, Friedrich dem Knecht und etwa noch Marner haben mehr stofflichen, epischen inhalt als die 'echten' liederbuchporträts. ich bemerke ferner, dass die am stärksten genreartigen bilder in kleinen gruppen zusammenstehn. — ich glaube innerhalb dieser reihe eine entwicklung annehmen zu sollen. man emancipiert sich zuerst von dem schriftblatt, obwol dies doch eigentlich nach dem wappen das wichtigste war und für den, der mit heraldik nicht ganz vertraut war — die fahrenden waren es, die sammler brauchten es nicht zu sein — unentbehrlich. man kommt so aus dem typischen bilde des minnesängers allmählich immer stärker ins genrehafte, und der anschluss an epische illustrationen (vgl. u. zu Steinmar; ferner zu Alram vGresten) tut das seinige.

Übrigens lassen sich in dieser classe der 'liederbuchporträts

zweiter ordnung' wider einige familien absondern. die vierfigurigen (Schreiber und Boppe) nähern sich den gruppen, zu denen Sachsendorf, Schwangau, Wengen, Niuniu, Süfskind gehören; die eigentümliche behandlung des arabeskenartigen baumes lässt für mehrere bilder auf die gleiche vorlage schliefsen. für unser eigentliches thema probandum ist dies aber nicht von belang.

3. Eine stattliche reihe von bildern zeigt immer noch wesentlich denselben typus, fällt aber durch die scharfe horizontale zweiteilung auf. wappen und helmzier, die noch frei in der ecke hangen, sind hier durch einen balken abgetrennt, der etwa in der höhe des goldenen schnitts über dem figurenbilde ligt.

Hier finden sich gemälde von allen arten:

a) einfache gruppen mit spruchband: Reinmar der alte (man beachte die 'fenster'; vgl. u.), Rietenburg, Sevelingen, Munegiur, Rute.

b) ohne spruchband mit dem arabeskenartigen baum (wie öfter in 2): Bernger, Horheim, Altsteten.

c) ohne spruchband, aber sonst in typischer haltung (wie in 2): Johansdorf, Bligger.

d) genrebildartig: Lüenz (steinewerfer), Adelnburg und Mülnhusen (gruppen mit dem Venuspfeil), Reinmann vBrennenberg (sänger unter bauern), Landeck (der schenk vor dem geistlichen herrn kuiend), Werbenwag (liebesscene im zelt).

Mehrfach (bei Rietenburg, Horheim, Landeck, Munegiur, Rute) bildet noch das auffallend steif gehaltene oder 'in der luft befestigte' schwert ein kennzeichen dieser gruppe.

Das merkwürdigste und aufschlussreichste bild ist das Reinmanns vBrennenberg. das ist nämlich — wie sonderbarer weise noch niemand bemerkt zu haben scheint — nichts anderes als eine variation des bekannten Neidhartgemäldes. der dichter ist in haltung und ausdruck verzerrt, die beiden bauern rechts vom beschauer sind vergröfsert und aus der drohenden haltung zu würklichem mord und todschlag übergegangen, an dem auch die beiden klein gebliebenen bauern links teilnehmen (über die verschiedene gröfse der figuren auf éinem bild vgl. Oechelhäuser aao. s. 6). die gesamtanordnung ist klärlich dieselbe, überhaupt sonst nirgends wider vorkommende. es wird nicht zu bezweifeln sein, dass das bild Reinmanns das Neidharts voraussetzt und im sinne biographischer nachrichten über den späteren dichter um-

bildet. ganz unmöglich wär es freilich nicht, dass irgend ein episches gemälde — ein sänger von bauern überfallen — beiden zu grunde läge; aber wir haben schon so vielfach episch-biographische illustrationen getroffen, dass eine solche für einen mann von Neidharts popularität gewis angenommen werden darf.

Ich erkläre mir diese gruppe so. es werden zunächst fertige (epische) illustrationen wie die zu Werbenwag genommen, und da hier nun der in den 'echten' bildern ausgesparte raum für waffen und helm fehlte, wurde er durch den oberraum eingebracht, den man mit dem unkünstlerischen querbalken gewann. dabei hat aber gewis auch die analogie der doppelbilder (vgl. u.) mitgewürkt. man schloss dann aber später auch bilder von älterem typus — mit oder ohne schriftblatt — an diese neue art an. dass sie jung ist, dafür spricht wenigstens die wahrscheinlichkeit. man beachte auch, dass bei Werbenwag nur der leere schild steht: dem maler fehlte hier eine vorlage, und so half er sich durch ein gemälde der liebesfreude aus einem epos (aus einem epos: dafür sind die zeltvorhänge beweisend) und liefs den raum für die heraldischen zutaten vorerst frei.

4. Eine vierte gruppe schliefst sich immer noch an den alten typus eng an, zeichnet sich aber durch das anbringen von spitzbogenfenstern über dem figurenbilde aus.

a) einfache gruppe mit schriftblatt: Reinmar vZweter.

b) einfache gruppe: (Winsbekin), Konrad vWürzburg, der Kanzler.

c) genrebildartig: Hildbold vSchwangau im turnier nach dem tanz (wie Schulz aao. s. 97 wol zutreffend erklärt).

d) eigentliches genrebild: Süfskind vTrimberg (jude vor dem geistlichen schutzherrn), Rudolf der Schreiber (in der kanzlei, vgl. Schulz aao. s. 79), namenlos zu Regenboge (disputation zwischen dem schmied im schurzfell und dem dichter) — alle drei aus biographischen nachrichten oder der namensüberschrift gefolgert.

Die darstellungen erinnern lebhaft an die vorige gruppe: Süfskind wie der schenk von Limburg vor einem geistlichen herrn, Rudolf der Schreiber wie Reinmann in bewegter tätigkeit, Hildbold und der Kanzler wie der burggraf von Lüenz — der doch wol in einem ritterlichen kampfspiel in der art des steinwerfens im Nibelungenlied begriffen ist — in einem eigenartigen moment des typischen ritterlebens.

Scbulz (aao. s. 47) nimmt die spitzbögen als andeutung des geschlossenen raums. das ist natürlich die ursprüngliche bedeutung; der geschlossene raum hat aber doch höchstens für das bild Hildebolds und allenfalls noch für die disputation in der scbmiede wicbtigkeit. ich denke, wir werden auch hier zu einer erklärung aus technischen rücksichten greifen müssen. es ist docb wol kein zufall, dasa diese bilder fast ohne ausnahme wappenlos sind. einen selbständigen scbild samt helmzier hat nur Reinmar vZweter; aber sie sind so gedrückt, eiugeklebt, dass man zuversicbtlich annehmen darf: sie sind nachgetragen. war docb vorber schon die rosette gezeichnet, die auch bei Rudolf dem schreiber das wappenbild ersetzen muss! — Hildbold ist allerdings mit aller heraldischen zier ausgestattet, aber er trägt sie an der gewandung.

Ich meine also: wo der illustrator kein wappenzeicben fand oder finden konnte (wie bei dem juden von Trimberg), oder wo er keine lust batte, die wappenbilder am waffenrock nocbmals zu malen (wie bei dem Schwangauer), da half er sich, indem er den dafür aonst leer gelassenen raum durcb die 'fenater' ausfüllte.

Gescblossene reihen finden wir in dieser gruppe so wenig wie in der vorigen, wenn auch natürlich gelegentlich einmal zwei bilder gleicher art neben einander atehn.

Aber all diese typen laasen uus doch achon ein stückchen tiefer in daa verfahren der illustratoren blicken. diese erhalten sammlungen mit wappen obne bild (gruppe 3) — wie es wol die alten liederbücher der fahrenden waren — und zeicbnen nun gemälde nach analogie anderer lyrischer porträts, oder auch nach dem muster epischer illustrationen ein. sie erhalten anderseits sammlungen mit bildern ohne wappen (gruppe 4) und helfen sich, indem sie den wappenplatz durch die immerhin heraldisch würkenden spitzbögen ausfüllen. nacbträglich wird dann auch wol noch ein schild wie der Reinmars vZweter oder gar das groteske handwerkerzeichen Regenbogens — neben dem docb das Frauenlobs fehlt — nachgetragen; letzteres hängt, bezeicbnend genug, an einem nagel an der decke und ist so mehr ein kennzeichen dea raums — der schmiedewerkstatt nämlich — als der person.

Übrigens ist aucb die gemusterte einfassung dieser bilder — die nur bei den eraten, Winsbekin und Hildebold, fehlt, — zu beachten, wenn sie auch keineswegs ihnen allein eigentümlich

ist, vielmehr bei den 'zuschauerbildern' fast nie fehlt und auch bei den 'echten lyrikerbildern' häufig begegnet.

5. Eine gruppe für sich, und zwar eine sehr interessante, bilden die doppelbilder, obwol C nur zwei solche besitzt. es sind die bilder zum Wartburgkrieg ('Klingsor von Ungerland') und — zu Hadlaub. dass eine gewisse ähnlichkeit mit den bildern mit balkenteilung (gruppe 3) besteht, gaben wir schon zu. aber dort ist der oberraum nur zugabe; hier teilt ein querbalken das blatt in zwei gesonderte, gleichberechtigte figurenbilder. das ist nun der herschende typus in illustrierten epen wie der typischen Berliner hs. der Eneide. es kann, glaub ich, nicht bezweifelt werden, dass auch jene beiden bilder ursprünglich selbständige ausgaben schmückten. der Wartburgkrieg hat für einen liedersammler das allergröste interesse wegen seines biographischen inhalts; und Hadlaubs gedichte müssen wol für den sammler etwas besonderes geboten haben. warum wären sonst gerade hier zweiteilige figurenreiche bilder in die liederhandschrift aufgenommen? man könnte antworten: weil der lebhafte, episch-dramatische inhalt dazu auffordert. aber etwa Walthers gedichte bieten nicht weniger malerische situationen, wie denn Burdach (ADB 41, 83 f) mit recht die anschaulichkeit in seinen gedichten hervorhebt. und etwa bei Steinmar oder Neifen hätte man so gut wie bei Hadlaub zwei bilder anbringen können. viel einfacher scheint mir also die annahme: während der oder die redactoren von C im allgemeinen nur sammlungen benutzten, hatten sie hier originalausgaben vor sich und behielten deren titelbilder bei. es handelt sich aber gerade um zwei liederbücher — denn in gewissem sinn ist ja doch auch der Wartburgkrieg eine liedersammlung —, die durch ihren episch-dramatischen ton eine ausstattung in der art der epen ermöglichten, ja fast forderten. — und so wäre hier denn wider ein bezug Hadlaubs auf die grofse sammlung gegeben.

Nun aber: die beiden doppelbilder sind nicht völlig gleichartig. Hadlaubs gemälde bringt würklich zwei situationen, wie die doppelbilder der Eneide und des Wälschen gastes — Klingsors nur eine, in zwei teile zerlegt: unten die sänger, oben das königspaar. wäre raum, so könnte alles neben einander platz finden, wie auf den disputationsbildern des tugendhaften Schreibers und Regenbogens. daran ist aber natürlich nicht zu

denken, dass erst in C das bild zerlegt wäre: die anordnung vor allem des untern teils zeigt deutlich, dass dieser immer selbstständig war.

Nun haben wir aber ein anderes gemälde, auf dem die beiden gruppen würklich in ein bild zusammengerückt sind. das ist das Frauenlobs.

Ich vermute auf das bestimmteste, dass hier ein zweites altes buch zum Warthurgkrieg vorligt. oben der richtende fürst, unten sieben musicierende dichter — mehrfach mit den typischen rosenkränzen — und an beiden seiten die henkersknechte mit den fesseln [1] für den unterliegenden. was sollte das bild denn darstellen, wenn nicht einen sängerkrieg? wahrscheinlich safs ursprünglich auf der andern seite die landgräfin. dann wurde das bild auf Frauenlob bezogen, weil dieser ebenfalls einen sängerkrieg — mit Regenbogen — ausgefochten hat; wie ja auch für seinen gegner diese kampfscene gewählt ist. nun rückte der wappenschild in die ecke ein und eine störung der symmetrie, die ganz beispiellos ist in der ganzen sammlung, kam zu stande. (ähnliche verschiebungen zeigen sich auch beim Wälschen gast: zusammenziehung zweier bilder in eins Oechelhäuser s. 43; mehrfach die 'übereinander-anordnung': s. 31, vgl. 49).

Trifft diese vermutung zu, so ergibt sich ein weiteres. dies Frauenlobbild ist von dem Klingsorgemälde zu stark verschieden, als dass wir beide der gleichen ausgabe zuschreiben dürfteu. der sammler besafs also den Wartburgkrieg zweimal — vermutlich einmal in einer liedersammlung (das einheitliche gemälde) und einmal in einer sonderhs. (das zweiteilige bild). bei der wichtigkeit des gedichtes ist das verständlich; es wirft aber doch ein interessantes licht auf die litterarhistorischen interessen des sammlers.

6. Eine weitere wichtige gruppe bilden die zahlreichen gemälde mit einer mauerzinne und zuschaueuden frauen, bei denen schon gleich auffällt, dass vier von ihnen (zu Rinkenberg, Raprechtswil, Lupin, Düring) zu den anonymen gehören.

Rein äufserlich stehn diese bilder in der mitte zwischen den doppelbildern und denen mit balkenteilung. wie bei diesen ist der halbierende strich nicht (wie bei den doppelbildern) in der mitte, sondern zu etwa zweidrittel augebracht; aber wie bei

[[1] eine deutung, die Roethe allerdings lebhaft bestreitet.]

den doppelbildern ist auch oberhalb des strichs ein figurenbild. auch an die ausfüllung des obern raums durch spitzbögen darf erinnert werden.

Dennoch ist diese gruppe eine reihe für sich. solche mauern im hintergrund, wie sie hier durch die zinne angedeutet werden, sind in der Berliner Eneide ungemein häufig (17 unten, 16 unten und oben, 33 oben, 35 unten, 45 unten, 56 oben, 66 unten, 80 unten, 86 unten, 90 unten, 93 oben, 94 oben, 97 oben, 120 oben, 124 oben, 146 oben und unten). widerholt begegnet auch die 'teichoskopie' (12 unten, 73 oben, ganzbild 93, 195 unten); oder die mauer in belagerung (15, 85 unten). hier ligt also in C wol anlehnung an epische illustrationen — oder directe übernahme vor, und zwar so, dass diesmal die ganze anlage von dem muster bestimmt wird, nicht blofs das eigentliche 'porträt', das eigentliche 'figurenbild'.

Wir haben folgende nuancen:

a) bilder vom habitus der 'echten' liederbuchillustrationen: meister Sigeher, der wilde Alexander, Rumslant,

b) ähnlich, aber mit verbindung zwischen der porträtgruppe und den zuschauern: Rotenburg, Rubin,

c) zweikampfbilder:

α) zu ross: Klingen, Raprechtswil (unbezeichnet), Ehenheim.

β) zu fufs: Rinkenberg (unbezeichnet), Scharffenberg, Dietmar der Sezzer,

d) schlachtenbilder: herzog von Anhalt,

e) aufzug zum turnier: Dürner (unbezeichnet) und heimkehr von da: Heinrich von Breslau (mit anschluss an die zuschauergruppe).

Unverkennbar ist hier ein besonderer typus bevorzugt: gerade wie bei den bildern mit balkenteilung specifische momente aus dem höfischen leben, sind hier solche aus dem ritterlichen gewählt. solche bilder sind nun naturgemäfs in den illustrierten epen besonders häufig; solche reitergefechte, zweikämpfe zu pferd und zu fufs, turnierbilder sind zb. in der Berliner hs. der Eneide stark vertreten (35 oben, 66 oben und unten usw.). ich möchte diese gruppe die der epischen genrebilder nennen. ihre durchaus typisch gehaltene art verbietet, irgend eine specielle quelle aufzusuchen. (auch zum Wälschen gast werden solche allgemein gehaltenen kampfbilder gezeichnet: Oechelhäuser s. 33; vgl. s. 60). handelte es sich um die figuren allein, so würden wir

nicht einmal mit bestimmtheit auf epische grundlage schliefsen können. der typische rittersmann sieht natürlich nicht anders aus, wenn er als dichter oder als kämpfer gefeiert wird: eine ritterfigur auf dahinsprengendem ross, wie schon die ältesten lyrikerminiaturen sie aufweisen, wird niemand auf epen zurückführen wollen. überhaupt ist eine starke berührung der typischen situationen ja schon durch die inhaltliche verwantschaft der mhd. epik und lyrik gegeben. ein schiffsbild, wie das wahrscheinlich doch alte, 'echte' Hausens, ist zb. in der illustrierten Eneide häufig, allerdings (vgl. u.) mit stärkerer bemannung. bilder, die gleichsam das typische tagelied darstellen, wie etwa das Altstetens, fehlen dort auch nicht: liebesgruppe unter dem lindenbaum, daneben das ross (26 unten), liebespaar mit wächter (79 oben) udgl. einfache 'conversazioni' im stil zahlreicher lyrikerporträts fehlen dort auch nicht, zb. der könig mit beistand (11 oben, 29 oben, 71 oben), zwei (25 unten, 30 unten, 39 unten, 41 unten, 51 unten, 69 unten) oder zwei und eine person (22 unten, 34 oben, 41 nnten) im gespräch, könig mit gefolge (37 unten), einzelne figuren sitzend (59 unten; weibliche figur 46 oben) oder stehend (52), schreibend (55 oben) usw. dass die lyrikerporträts eben überhaupt in der allgemeinen tradition und dem herschenden stil wurzeln, versteht sich ja von selbst und ist jetzt wider durch Traugott Schulz (aao.) belegt worden (vgl. Kraus Gesch. der christl. kunst II 452). aber die mauer im hintergrund und die zuschauerinnen (neben denen die zuschauer zurücktreten) dürfen wir allerdings sicherlich als epische kennzeichen ansprechen. nicht nur ergibt die handlung des epos sehr oft gerade diese situation: kampf vor der belagerten stadt, turnier im burghof — es entspricht auch der naiven gepflogenheit alter kunst, den zuschauer auf die bühne zu bringen; wie der chor der antiken tragödie vertritt diese corona bewundernder frauen das publicum. in der lyrik ist dazu kein anlass: da ist ja die sonstige tätigkeit des ritterlichen dichters nebensache, und nur auf sein singen und liebeswerben kommt es an.

Die bilder sind kunsthistorisch sehr interessant: die entwicklung von der schematischen widerholung zweier zuschauerinnen (Anhalt, vgl. Scharffenberg) bis zu der lebendigen verbindung von held und publicum (kranzspende: Heinrich vBreslau, Rotenburg); das anekdotenbild der zum turm geschossenen bot-

schaft (Rubin) neben den typischen mensuren der helm- und harnischlosen (Rinkenberg, Scharpfenberg); die komisch würkende vermischung dreier gröfsenmafse (Raprechtswil) oder die unmögliche kopfstellung des auf wildem ross dahinjagenden Alexander neben dem sehr gut componierten turnierbild des Dürners — sie sind geeignet, auch für die vorlagen den weiten zeitlichen abstand zu erhärten, den Rahn für die illustratoren selbst annimmt. für unsere aufgabe aber ligt eben hierin die bedeutung dieser gruppe: auch sie scheint das vorhandensein einer ganzen 'bücherei' zu beweisen.

Auch die blofs angefangene zeichnung, die noch niemandem zugewiesen war, gehört hierher.

7. Zwei bilder, in denen das besonders lebhaft ausgeführte schlachtgemälde die burgmauer in eine ecke gedrängt und gedrückt hat — etwa wie das fürstenpaar in dem bilde Frauenlobs halbiert und in die ecke geschoben ist — stell ich als übergang zwischen der gruppe 'ziune' (6) und der gruppe 'eckturm' (8) besonders. es sind die sich folgenden bilder zu Heigerloh und Homberg. bei dem ersten ist noch fast ganz der typus der andern zuschauerinnen gewahrt — klagend, wie bei Walther vKlingen, — aber das bauwerk selbst ist durch starkes hervorheben der untermauerung ausgezeichnet. das wüste bild zu Homberg — mit merkwürdig lebhaft individualisierten fufsknechten — zeigt statt der burgzinne einen schlossturm mit windfahnen, gockelhahn und aufgeregten mansardenfiguren. ich möchte vermuten, dass diese beiden figurenreichen gemälde nicht auf miniaturen zurückgehn, sondern auf wandgemälde; dass das zweite bild über den rahmen geht, ist wol kaum zufall. in Runkelstein ist das grofse schlachtbild (tafel XII der Seelosschen reproduction) ebenso wirr, die allerdings einfacher gehaltenen burgtürme (tafel IX. XV uö.) sind ebenso mit zuschauerköpfen überfüllt.

8. Aus miniaturen stammen dagegen gewis wider die bilder mit eckturm. es ist wider eine ansehnliche reihe:

a) typische alte situation mit schriftblatt: Kilchberg.

b) ebenso ohne schriftblatt: Seven, Wildonje, Stamheim.

c) zweikampf: Leiningen, Lupin (unbezeichnet), Püller (oder zwei ritter in gemeinsamem angriff?).

d) anekdotische situationen: ritter klimmt zum kranz empor (Toggenburg); kaufmann und burgfrau (Dietmar); aufzug am

turm (Hamle); hin- und herschiefsen von brielen, im hintergrund eine belagerungsmaschine (Trostberg). besonders merkwürdig Hornberg: hier blickt statt der frau der ritter aus der burg und statt des ritters reitet die dame heran, um ihn zu fesseln; denn dass es die dame ist und nicht frau minne, bemerkt Oechelhäuser (aao. s. 26 anm.) zutreffend. also eine ähnliche umkehrung der situation, wie wenn zu Trostberg ein brief herabgeschossen, zu Rubin aber (vgl. o. gruppe 6) einer heraufgeschossen wird (vdHagen MSH IV 412). Schröder verweist mich für beide, mit unzweifelhaftem recht wol für Rubin, auf Veld. En. 10785 ff.

e) grofse vierfigurige gruppe: Wengen.

Toggenburg, Kilchberg, Leiningen — Hornberg (Werbenwag) Püller, Trostberg stehn bei einander. alle fast befinden sich in der umgebung von bildern der späteren, episch mindestens beeinflussten gruppen.

Wir sind hier mitten im bekannten epischen gebiet. im ganzen hat die erklärung dieser bilder von JGrimm (Kl. schr. VI 238) und vdHagen bis zu Traugott Schulz kaum fortschritte gemacht, weil sie das typische zu stark, das eigenartige zu wenig betonte und weil sie sich zu sehr von der anschauung leiten liefs, irgend ein geheimer bezug zwischen text und bild müsse aufzufinden sein.

Aber nun gleich Dietmar! [vgl. jetzt auch Roethe aao. s. 14 u.]. 'das gemälde scheint sich auf eine verkleidung des dichters in einem liebesabenteuer zu beziehen', meint vdHageu (MSH IV 111). hätten wir nur in Dietmars gedichten den geringsten anhalt dafür! aber Hetels vasallen verkleiden sich würklich als kaufleute und stellen ihre pracht vor den frauen aus: *dô krâme stuonden offen: dâ moht diu küniginne wunder schouwen* (Kudr. 442, 4). dass das bild die verkaufsstätte von dem schiff an den burgeingang verlegt, erklärt sich aus dem herkömmlicheu stil, der für die ruhige handlung des beschauens ruhigen boden forderte.

Noch unmöglicher ist es, das bild zu Hamle biographisch zu deuten. vdHagen (aao. s. 118) bezieht es auf die 'heimlichen nachtbesuche'. bei diesen sollte der miniator, ohne den geringsten inhalt im text, auf die idee dieser winde gekommen sein? natürlich bezieht sich das bild auf liebesangelegenheiten; aber es ist von irgend einer stelle entlehnt, wo diese maschinerie erwähnt wird. das kann Wolfdietrich B sein (DHB III s. 189), wo das

kind *an einem starken seile* über die mauer gelassen wird und wo nun der dichter statt seiner in den korb gesetzt wäre (aao. v. 145). oder aber, was viel einfacher wäre, Ulrich vLiechtensteins abenteuer (Bechstein str. 1191 f) wird illustriert, allerdings auch nicht genau: das *'lilachen'* ist durch den besser zu zeichnenden hängekorb ersetzt.

Auf Liechtenstein würden auch die botenbilder dieser gruppe (Seven, Wildonje, Stamheim) passen — zwei zu österreichischen dichtern, wenn Burdach (ADB 35, 427) unrecht hat, auch das dritte. Wildonje gehört ja persönlich in Ulrichs kreis.

Das bild zu Trostberg — nach meiner ansicht (ADB 38, 658) wie Seven ein Tiroler — vermag ich so wenig wie vdHagen zu deuten; aber ein epischer hintergrund ist durch die umständliche maschinerie wol verbürgt.

Die ganze gruppe such ich so zu erklären. aus einem epos (oder mehreren), in denen der verkehr des liebenden mit der geliebten an einem turm localisiert ist (man denke nur an den turm im Wolfdietrich!) wurden bilder wie die zu Dietmar, Hamle, Trostberg entnommen, vielleicht auch das zu Toggenburg; und gemälde der älteren art (Kilchberg — boten und kampfbilder) sowie die vierfigurige prunkgruppe (Wengen) wurden dann in diesen stil hineingebildet. träfen wir ein epos, dem eine ganze folge von bildern entnommen wäre, so läge die sache einfacher. aber augenscheinlich suchten die illustratoren, bis sie irgend welchen bezug fanden; manchmal ist er für uns freilich ganz dunkel. sucht man aber die mhd. epen für die bilder in C systematisch durch, so wird sich gewis hier das meiste zwanglos erklären lassen.

Wir besitzen nun aber noch weitere gründe für die annahme, dass bei der herstellung unserer grösten liedersammlung ältere bilderfolgen ausgebeutet werden.

9. Nach Konrad vWürzburg folgen drei unbenannte landschaftliche genrebilder, die offenbar zusammengehören. die beiden ersten teilen den eigentümlichen hut und die schirmmütze mit dem gleichfalls unbenannten, dem jungen Meifsner zugeeigneten herbstbild. ESchröder hebt noch das schiefe oval der gesichter, die schlitzaugen, die sorgfalt, die auf stilisierung von bäumen und sträuchen (rose bl. 114, eiche bl. 130) verwant ist, hervor. aber er findet bei Regenbogen und Rost verwante art. zu den sängern,

denen sie in C vorgebunden sind, haben diese bilder nicht den geringsten bezug. um so besser passen sie zu Steinmars liedern. ein herr mit dem falken auf der hand und eine in der ernte arbeitende magd deuten auf sein zweites lied, wo er den falken zwar nur im bild braucht, und auf das letzte, wo er sie als dienerin enthüllt, die *des meiers hof begdt.* er geht mit ihr in einer mit verschiedenartigen bäumen und sträuchern bestandenen landschaft; das stimmt zu VII: sie kosen mit einander, während sie im garten blumen bricht. — ein mann zielt mit der armbrust auf einen baum voller vögel, den ihm sein reitknecht zeigt: das könnte auf I zielen, wo Steinmar dem mai krieg ankündigt. doch will ich die vermutung nicht unterdrücken, dass das gemälde auch ganz andern ursprung haben und das abschiefsen der vögel im Parzival (118, 29 ff) darstellen könnte. das bild beim jungen Meifsner gehört sicher mit den beiden vorher besprochenen zusammen. Da hätten wir denn wider eine ausbeutung. ein liederbuch Steinmars mit bildern zu I. II. VII wäre benutzt; das reichere ihm verbliebene gemälde, das mit den andern die blätterpracht der bäume teilt, könnte wider das alte titelbild sein.

10. Dieser merkwürdigen gruppe stehn die beiden jagdbilder zu Heinrich vMeifsen und Hezbolt vWeifsensee — vogel- und eberjagd — nahe; besonders die cactusartigen baumenden auf dem zweiten bild sowie auch der hut sind sehr ähnlich. es könnte ja die jagd auf die tiere, die in den herbstliedern verzehrt werden, und auf zwei Steinmarbildern bereits gebraten zum genuss einladen, gezeichnet sein. aber auch Runkelstein (tafel XIV) hat ähnliche jagdbilder und wir treffen später noch andere. ich möchte die vermutung wagen, dass derselbe meister, der Steinmars liederbuch illustrierte oder ihm vielleicht auch nur anregungen zu auf vorrat gezeichneten miniaturen entnahm, hier ältere jagdbilder umgebildet habe.

Steinmar ist, wie Hadlaub, ein Schweizer minnesinger; beide gehören in das ende des 13 jhs., in Rüedeger Manesses zeit und heimat!

Wir kommen zu der letzten gruppe — zu den reinen genrebildern von nicht typischem, sondern specifischem character.

11. a) einige von ihnen stehn den alten 'echten' minnesingerporträts noch recht nahe. so das für Alram vGresten, bei dem das (die stelle des wappenschildes vertretende) herzschild mit

der inschrift *Amor* wol sicher auf einen höfischen roman deutet; welchen, liefse sich vielleicht aus den dem dichter nicht gehörenden worten des aufgeschlagenen buches (MSH 4, 472) feststellen. dann das vierfigurige schiffsbild zu Niuniu, bei dem schon die weibliche schifferin auf eine bestimmte situation weist; schiffsbilder sind, wie schon erwähnt, zb. in der Berliner Eneide sehr häufig (fahrendes schiff 129 unten, 139 unten). das seltsame genrebild des fischenden Pfeffel brachten wir vorher zu Steinmar in bedingte beziehung; vielleicht ist es noch näher mit den jagdbildern (s. u.) verwant. das bild zu Morungen ist wol nicht blofs des schriftblattes wegen zu den 'echten' zu rechnen, obwol die lebhaft ausgemalte situation episch anmutet. bestimmt möcht ich die schach- und damespielbilder zu Otto vBrandenburg und Göli auf epische miniaturen zurückführen: die situation ist ja in den romanen beliebt und wird zb. in der Eneide (s. 11 unten) durch den text gehalten, ebenso wie im Tristan (Bechstein v. 2247) und sonst. das sitzen beim schachspiel gehörte im würklichen leben (Weinhold Deutsche frauen I 416f, Altnord. leben s. 469; Schultz Höf. leben I 417f) wie in der sage (zb. Frithjofssaga) so sehr zu den typischen zügen, dass man es gern zur hervorhebung entscheidender momente benutzte (der Herulerkönig: Deutsche sagen II 32; Konradin); wie natürlich ergab sich da dies bild auch für die illustrationen im epos! dagegen ist für den minnesinger, trotz gelegentlicher bildlicher anwendung, das schachspiel keineswegs bezeichnend: sind ein herr und eine dame beisammen, so haben sie anderes zu tun. bei dem bilde Ottos vBrandenburg sind noch die kleinen spielleute zu beachten, die offenbar nur (wie sonst die spitzbogen) den bei herübernahme eines fertigen bildes entstandenen leeren raum auszufüllen haben.

b) eine gruppe für sich bilden die zeichnungen mit kinderfiguren. zwar das bild Reinmars des Fiedlers mit dem langgestreckten tanzenden backfisch gehört nicht hierher, sondern zu der spitzbogengruppe. aber schon bei Sunnenburg kann man doch zweifelhaft sein, ob dies gemälde eines mannes, der ein kind segnet und das andre bei der hand fasst, nicht ursprünglich ganz wo anders hingehört, etwa zu einer bibelhs. (Adam und seine söhne? schwerlich Isaac mit Jacob und Esau). Wissenlos gemälde glaubten wir zuversichtlich einer hs. der Eneide zusprechen zu dürfen. und zwei solche kleine knaben begegnen nun auch

bei dem Litschauer. vdHagen (MSH IV 700) macht sich die erklärung dieses bildes doch zu leicht : der sänger erscheine mit einigen knaben vor einem könige — ja warum denn? ich möchte nicht gerade auf die schwertleite Tristans raten, wo der held mit einem genossen (einem für dreifsig) von Rual zu Marke geführt wird (Tr. v. 5010 ff); eher auf irgend ein widerbringen zweier kinder. an Flore und Blanscheflur (etwa v. 884 f) darf man nicht denken, weil beide kinder knaben scheinen und statt der königin ein erzieher oder dgl. dasteht.

c) jagdbilder trafen wir schon in andern gruppen. aber die beiden zu Geltar (hasenjagd) und Sunegge (hirschjagd) stehn isoliert, nur etwa noch mit dem Hawarts (bärenjagd, denn als bär ist das gejagte tier wol doch mit MSH IV 476 anzusehen, wenn auch der name Hawart früh zu den 'hauern' des ebers volksetymologisch in beziehung gebracht ward : 'die strafse, in der die familie zu Strafsburg wohnte, heifst noch heute Hauergässel', schreibt mir Schröder und verweist auf Schmidt Strafsburger gassen- und häusernamen s. 79 und Seyboth Das alte Strafsburg s. 37. 66) zu vergleichen. Runkelstein zeigt löwenjagd, der Wälsche gast eine bärenjagd (Oechelhäuser s. 38). aber jene beiden erstgenannten sind gewis pendants : die jagd zu fufs und zu pferde nebeneinander wie etwa Helmbr. v. 963 (*ener jagte, dirre birste*), die mit und ohne bracken, oder wie sonst der zweikampf zu fufs und zu pferde (besonders in den typischen epischen genrebildern s. o.). den gedanken an fresken legt die eigentümliche technik der genau componierten bilder näher als eine beziehung etwa auf Tristans jagdgeschicklichkeit. denn der hase wird weder v. 2757 f und v. 17246 f erwähnt, und an die hasensprünge auf der wortheide v. 4636 wird man nicht erinnern wollen — obwohl manche auslegung von minnesingerbildern nach textworten nicht weniger gewaltsam ist als diese wäre! man denke nur etwa an den mit wandgemälden ritterlicher freuden geschmückten Palazzo Schiafanoja zu Ferrara, um fresken als vorbilder denkbar zu finden. lieben doch auch die dichter, solche gelegenheitsbilder zu ganzen cyklen zu vereinigen (zb. Iwein v. 59 ff, Meier Helmbr. v. 924 ff — besonders reich an charakteristischen situationen). aber es könnte auch zb. eine illustrierte 'ars venatoria' benutzt sein.

Oder sollte statt an Gottfrieds Tristan hier an den Eilharts zu denken sein, wie er es erfindet, jagdhunde auf die

fährte zu leiten (Lichtenstein v. 4541 ff)? dann hätten wir in diesem ersten fischer (v. 4534 f) auch Pfeffels bild erklärt. aber ich muss hervorheben, dass dies gemälde zu denen Geltars und Sunecks im typus wenig, zu dem Winlis (s. u.) aber gar nicht stimmt.

d) zwei figurenreiche bilder erinnern immer noch an die typischen lyrikerminiaturen, verraten aber fremden ursprung. was soll bei Gottfried von Strafsburg das zeltdach? in der Eneide aber kehrt es häufig wider : bl. 1. 36. 97 unten, auch auf 85 unten. da passt es hin : es sind zelte der im felde lagernden (besonders bei belagerungen) gemeint. in der tat erinnert das bild zu Gottfried stark an ein blatt der Berliner Eneide : bl. 97 unten, wo ebenfalls ein könig hauptfigur ist, neben ihm eine gestalt mit der kappe sitzt, und wo weder der sprecheude mit erhobener hand noch die zuschauer fehlen. — und das gemälde des burggrafen von Regensburg ist auch zu figurenreich, durch den alten mit der krücke vorn (vgl. Parz. 513, 27) zu individuell, und der kopf hinter dem grafen erinnert zu stark an die physiognomien bei Neidhart und Brenneuberg, als dass wir dies bild zu der gattung der echten alten liederbuchillustrationen stellen dürfen.

e) ein anderes zeltbild, zu Winli, stellt rein epische züge dar : der ritter rüstet sich zur ausfahrt und erhält zum abschied einen ring. oder ist an Eilhart vOberge (Lichtenstein v. 6386) zu denken, wo Tinas der königin Tristrants ring zeigt? zöge man das alte gedicht heran, so könnte man auch für den steinwurf des von Lüenz dies gedicht (v. 7819) als vorlage annehmen und etwa noch für das seltsame bild zu Heinrich vSax an Tristrants sprung (v. 7808) erinnern; das untere bild würde dann Gariole vorstellen und der steinbock die jagdlust ihres gatten symbolisieren? — über die bilder zu Neidhart und Hesso vRinach vgl. unten.

f) noch weiter entfernen sich ein paar andre genrebilder von dem typus der liedersängerporträts.

α) das berühmte Neidhartbild — ohne wappen! — sieht gewis wie auf ihn gemünzt aus. aber auffallend ist doch, dass das bild Reinmanns vBrennenberg, wie gezeigt, gerade sein spiegelbild ist. solche umkehrungen eines bildes gehören nun zum handwerksgebrauch der epenillustratoren; wir haben sie in der Berliner Eneide widerholt : 42 oben — 45 oben (vgl. auch 52

oben), 115 oben und unten, 116 oben und unten. ob am ende doch an den von den knappen geschlagenen Tristrant (v. 70401) zu denken wäre? die physiognomien könnten ja nachträglich 'verbauert' sein, so wie Reinmanns ermordung erst hineinvariiert ist.

β) Rost vSarnens darstellung hat uns viel kopfzerbrechen gemacht. ich wollte es erst zu einem Hadlaubcyklus ziehen; ESchröder dachte an Simson und Delila. aber jetzt scheint mir im Wolfdietrich eine wahrscheinlichere quelle vorzuliegen: Hugdietrich entdeckt sich der schönen Hiltburg, mit der er bisher zusammen weibliche handarbeit gefertigt hat — sie ist im hintergrund durch den webeapparat symbolisiert — und umfasst ihr knie, um verzeihung bittend (was Wolfdietrich B, Heldenbuch III s. 180f allerdings nicht steht). und dazu würde dann das bild Ottos zem Turne gehören, wo die verkleidete Hildegunt dem — freilich sehr jung gemalten, vielleicht aber auch nachträglich erst verjüngten — könig die *wolgezierte hûbe* (s. 177) aufsetzt, während die alte königin daneben steht. der name 'zum turme' erklärt, wie man hier gerade zu der sage von Wolfdietrich griff. freilich besitzen wir, wie man mir einwirft, aufser der jungen Nibelungenhs. b keine alten illustrierten hss. zur heldensage; aber beweisen nicht schon die altnordischen Siegfriedsbilder, die CSäve beschrieben und erklärt hat, oder die Wielandsbilder des altenglischen wallfischkästchens für eine alte tradition, die schwerlich zur zeit der buchillustrationen plötzlich erlosch? — beide bilder haben nur erschlossene sprechende wappen: den rost und den turm; beide haben reich stilisierte bäume und verwante anordnung. für die hauptfigur des ersten gemäldes müste man freilich eine starke, durch die bezeichnung des 'kirchherrn' veranlasste umformung voraussetzen.

γ) völlig sicher scheint mir, dass das schmiedebild Hartmanns vStarkenberg aus einem Eneidbild, wie in der Berliner hs. 79 unten, abgeschrieben ist. dort hat es epische begründung: Vulcan arbeitet die waffen des Aeneas (Veld. 5671 ff); bei Hartmann nur metaphorische. sprächen noch andre zeugnisse für die benutzung gerade der Berliner Eneide, so hätten wir hier einmal die sichre quelle. aber so sehr auch das bild des Dürners zu Berl. ms. Germ. fol. 282 bl. 73 unten stimmt, so sehr Sigehers und Gottfried vStrafsburgs bilder an andre gemälde jener typischen epenhs. gemahnen — die zeugnisse sind doch zu spärlich. wir müssen

eine ältere hs. mit bildern voraussetzen, aus der neben diesen zeichnungen oder wenigstens der zu Starkenberg auch die miniaturen für Wissenlo und Alram vGresten stammen. platz dafür lässt ja die hsl. überlieferung zur genüge! (vgl. Behaghel in seiner ausgabe s. xxxvi).

δ) das unbezeichnete bild zum Teschler verrät sich schon durch das zeltdach als episch. mir scheint hier Ulrichs vLiechtenstein wunderliche verhandlung am bett der geliebten (Bechstein str. 1220 f) illustriert. neben dem bett der dame kniet die niftel. hinter Ulrich steht sein schildträger, der zwar hier nicht erwähnt ist, aber aus dem abenteuer mit dem auf- und abziehen — Kristan vHamle! — herüber genommen werden konnte.

ε) das greuliche bild Hessos vRinach kann ein altes heiligenbild variieren, wie das Eberhards vSax. es kann aber auch — freilich recht ungeschickt — darstellen, wie Ulrich sich unter die aussätzigen mischt (Bechstein str. 1126 f); schwerlich, wie Tristrant unter die siechen tritt (Eilhart v. 4315 f).

ζ) Sachsendorfs vierfiguriges bild mit dem arzt möcht ich nur mit einem grofsen fragezeichen als umgestaltung des bildes einer weiblichen ohnmacht oder eines plötzlichen todes — etwa Blanscheflurens im Tristan, oder Herzeloydens im Parzival — auslegen.

η) dagegen stellt die miniatur zu Jacob vWarte wol sicher nichts weiter dar, als eins jener in den höfischen epen so beliebten bäder, in denen die helden von mädchen bedient und bekränzt werden (Alwin Schultz i 170). nur dass der dichter als greis dargestellt wird, bringt einen persönlichen zug hinein. die wahl des bildes könnte auf einem wortspiel mit dem namen Warte beruhen.

ϑ) das unbezeichnete bild des schulmeisters von Esslingen erinnert an die professoren- und doctorenbilder italienischer universitäten; könnte es auf ein grabrelief zurückgehn?

ι) endlich das ganz eigenartige gemälde zu Eberhard vSax — wie ganz anders sind die mönche gehalten als etwa bei vdMure! — halte ich einfach für ein beliebiges gemälde aus einem geistlichen werk, eine darstellung von irgend einem heiligen dominicaner, dessen heiligenschein durch die inschriftrolle — kein spruchband! der name steht darunter — ersetzt ist.

g) noch bleiben ein paar schlachtenbilder, die ich nach der

ähnlichkeit mit den Runkelsteinern mit gröſserer bestimmtheit als frühere für freskencopien halten möchte : Johan vBrabant, das wüste belagerungsbild zum Düring (unbezeichnet), Buwenburgs raubzug (den grund der auswahl gibt Baechtold Gesch. d. d. dichtung in der Schweiz s. 159). die namenlose graustiftzeichnung nach Otto zem Turn haben wir dagegen wegen des leeren oberraums einer andern kategorie angereiht. —

Ich glaube nicht, dass die zahlreichen hypothesen und oft gewagten behauptungen, die wir zur einzelerklärung brauchten, das gesamtresultat fraglich machen. dass illustrierte ausgaben von epen benutzt sind, machen wol schon allein bilder wie die zu Wissenlo, Starkenberg, Warte sicher. dass liederbücher mit bildern ihre vorlagen hergeben musten, zeigen die miniaturen zu Klingsor und Frauenlob wol mit beweisender kraft. dass 'bilderbücher' für Hadlaub und Steinmar herangezogen wurden, hat nach dem dargelegten wol groſse wahrscheinlichkeit. aber auch die möglichkeit weiterer quellen — fresken, grabtafeln, andachtsbilder — scheint mindestens nicht ausgeschlossen. für den kunsthistoriker auf der einen, für den kenner des mhd. epos auf der andern seite ergibt sich nun die reizvolle aufgabe, dem ursprung der 'epischen illustrationen' in C genauer nachzuspüren. denn dass würklich auch nur 27 bilder eigens für den codex componiert sind, wie noch Rahn (Wanderstudien s. 97) annahm, wird man schwerlich noch glauben dürfen. —

Aus dem sachverhalt, wie wir ihn darzulegen versuchten, ergibt sich nun die notwendigkeit der neuprüfung auch für zwei allgemeiner bedeutsame fragen : nach dem biographischen wert der gemälde, und nach dem ursprung der handschrift.

In dem ersten punct wird wol eine gewisse vorsicht geboten sein; aber bei zeichnungen von jüngerem alter hat man diese ja auch früher schon angewant. man wird auch fernerhin jedesmal zu fragen haben, ob das bild urkundlichen wert hat. wenn etwa für Jakob vWarte, einen späten Schweizer dichter, über den die sammler recht wol unterrichtet sein kounten, ein bild epischen ursprungs so variiert wird, dass nun ein greis im bad sitzt — wobei vorstellungen vom jungbronnen schwerlich mitgewürkt haben —, so darf man diese miniatur auch fürderhin mit ganz demselben recht verwerten, wie da sie für den dichter neu gemalt galt. denn die illustratoren werden einen grellen widerspruch

zwischen leben und bild vermieden haben, wo sie eben von der biographie selbst etwas wusten. die miniatur zu Regenbogen bezeugt wol nicht mit bestimmtheit, dass er ein schmied war, sondern nur, dass er dafür galt (vgl. Roethe ADB 27, 547); dies jedesfalls nicht unbeträchtliche zeugnis würde aber auch dann zu beachten sein, wenn das bild nicht zu den sehr wenigen würklichen originalcompositionen zu gehören schiene. — als wertlos dürfen in litterarbistorischer hinsicht alle gemälde gelten, in denen nur aus einem vers oder dem namen (wie bei Otto zem Turue) das bild abgeleitet ist; uud die ganz allgemein gehaltnen genrebilder haben auch sonst schon nichts specielles lehren könneu.

Darf man an ein groteskes, aber wie mir scheint lehrreiches neueres beispiel erinnern? als Kortum seine Jobsiade mit alten steifen holzschnitten von tabaksdüten und kinderfibeln schmückte, muste er natürlich immer (wo nicht einmal gerade der mangel an übereinstimmung komisch würken sollte) bilder wählen, die zum text einigermafsen passten. wenu er gleich über die vorrede das bild des schreibenden evangelisten setzt, so ist das ganz dieselbe manier, mit der die lieder des Schulmeisters von Esslingen in C illustriert werden. das bild beweist eben nur, dass der Schulmeister für einen schulmeister gehalteu wurde. aber mehr hat man auch nie daraus entnehmen können.

Wichtiger dürften unsre nachweise für die vielumstrittene frage uach der entstehung unsrer grösten liederhs. sein. freilich, dass zwischen den liederbüchern und den grofsen sammlungen kleinere standen, hat von JGrimm (Kl. schr. vi 239) und Uhland (Schriften v 272) bis zu Bartsch (Schweizer minnesinger s. clxxxix) uud Rahn (aao. s. 88) wol niemand bezweifelt. durch die untersuchungen Apfelstedts und Oechelhäusers (N. Heidelb. jbb. 3, 152 f) ist das vollends sicher gestellt. aber um so stärker ist der ort der redaction neuerdings iu frage gezogeu wordeu. vWyss hat wol zuerst wider energisch gegen die bezeichnung der 'Manessischen hs.' einspruch erhoben, die GKeller für 'Hadlaub' mit einem so köstlichen act litterarhistorischer cabinetsjustiz verteidigt hatte. jenem folgen FXKraus (Die miniaturen der Manesseschen liederhs. s. 15 f), obwol er im titel seiner publication die Züricher ansprüche anerkennt, und — ohne begründung — FrPfaff (Die grofse Heidelberger liederhs. in getreuem textabdruck). aber auch Pfaff spricht für die nähe von Zürich, auch Kraus erkennt an, dass

die ansprüche Rüedegers denen des bischofs Heinrich vConstanz die wage halten. was er für Constanz anführt — die ähnlichkeit der miniaturen mit dortigen wandgemälden — hat für unsre fresko-hypothesen bedeutung; unmittelbar beweisend ist es nicht, da abzeichnungen benutzt sein können. hätte gar Uhland mit seiner annahme recht, dass B direct für C benutzt sei — was ich allerdings nicht glaube —, so fiele dies argument ganz fort, wie auch das, das Kraus aus dem auftauchen der Weingartner hs. in Constanz zieht. nach Schröder (Zs. 43, 188) waren freilich die quellen für B und C in Constanz und deshalb tritt er dem grafen Zeppelin bei, der für Constanz kämpft.

Unsre betrachtungen liefern nun aber, wie uns scheint, bedeutsame stützen für die alte meinung Bodmers, die ja auch JGrimm und Uhland (aao.) trotz gegenteiliger bedenken geteilt haben. selbst aus Scherers worten (Gesch. d. d. litt. s. 220) möcht ich trotz der wendung 'die sogenannte Manessische hs.' (s. 737) eine leise neigung, für Maness zu stimmen, herauslesen. nun machen aber wol unsre nachweise die annahme unvermeidlich, am ort des entstehens sei eine mhd. bibliothek — so dürfen wir uns wol ausdrücken — vorhanden gewesen. das erklärt denn auch den weiten abstand der stile, den Rahn (s. 92) betont : die miniaturen konnten auf ältere oder auch schon benutzte quellen zurückgreifen, mit der einzigen bedingung, ein schon einmal copiertes bild nicht zu widerholen (während bei den epen die widerkehr des bildes erlaubt scheint). sie konnten wechselnden moden folgen oder den eigenen geschmack durchsetzen, treu oder frei abzeichnen — mit der feststellung der vorlagen haben all diese kunstgeschichtlich wichtigen probleme nichts zu tun.

Dürfen wir nun Hadlaubs zeugnis so kühl ignorieren:

> Wâ vund man sament sô manic liet?
> man vunde ir nicht im künicriche,
> als in Zürich an buochen stât.

Ein sänger wie Hadlaub konnte darüber schon bescheid wissen, noch mehr sein gönner; Püterich vReicherzhausen fand ja auch die concurrenten heraus und trat mit ihnen in verbindung. und der weitere vers: *'des prüeft man dick dâ meistersanc'!* eine mustersammlung wollte nach Hadlaubs bericht Rüedeger herstellen, an der die dichter das rechte singen studieren könnten, den *'meistersang'* — dann anders heifst es hier doch

nicht, trotz Bartsch (aao. s. CLXXXIX). sein ganzer schatz an buchillustrationen ward aufgeboten, um diese sammlung würdig auszustatten. wie natürlich, dass zeitgenossen und günstlinge wie Steinmar und vor allem Hadlaub ihm entgegenkamen, indem sie ihm schön ausgestattete liederbücher dedicierten, und dass Hadlaub die gelegenheit benutzt, um dem mäcen mit jenen versen zu huldigen!

Ein bedenken bleibt. es sind grofsenteils gerade Schweizer sänger, die mit entlehnten bildern beschenkt werden: der Teschler, Rost, Pfeffel, Wart ua. man wird einwenden: waren nicht gerade hier leicht originalbilder zu erhalten? ich glaube nicht. es sind kleine dichter, die man aufserhalb der Schweiz schwerlich überhaupt nur in das goldene buch eingetragen hätte. hier fanden sie sie; aber 'ikonischer porträts' auch nur im sinn der ältesten lyrikerminiaturen wurden sie nicht gewürdigt.

Und so kämen wir denn auf meister Gottfried zurück — nicht den von Strafsburg, sondern den von Zürich. er blieb bei Manesses titeln 'obgleich ein schulfuchs neulich den ton angab, Rüedeger sein verdienst streitig zu machen — ein bakel, welchem das werk selbst doch nach 500 jahren noch quelle und werkzeug seiner tagesarbeit wurde' (Züricher novellen s. 23). der stadtschreiber von Zürich hat der bücherei Manesses auch den Parzival und den Tristan einverleibt (s. 55), die kampfscenen freilich (s. 105. 154) anders erklärt. hübsch wäre es doch, wenn die Züricher dichter recht behielten, Bodmer und Keller, und wenn herrn Manesse sein alter ruhm neubefestigt zuerkannt werden dürfte!

Berlin. RICHARD M. MEYER.

BLATTFÜLLSEL.

In Konrads vWürzburg Schwanritter ist zu lesen: 108 *flôz* st. *flouc.* — 114 *gezüge ab dem vil starken,* vgl. 157. 191. — 614. 15 mit umstellung: *daz dirre strît gescheiden sol mit kampfe werden hiute*, vgl. 589. — 787 *mîn alte veter hânt verlân* st. *altfater* der hs., vgl. Silv. 3369 *dîne veter alt.* — die verse 1113. 14 *unde sprâchen beide dô mit freuden wider in alsô* sind ein unschöner schreiberzusatz. — 1282 *der selbe wunneclîche swan* st. *minnecliche.* E. SCH.

ZU GENESIS UND HELIAND.

Ich habe die Genesisreste des Vaticanus zum ersten male aufmerksam gelesen und mit dem Heliand verglichen, nachdem mir bereits die recension von Sievers Zs. f. d. phil. 27, 534 ff bekannt war, und ich habe das bestimmte und gerade von dieser seite besonders eindrucksvolle urteil, dass wir es in der as. Genesis mit einem andern autor als dem dichter des Heliand zu tun haben, durchaus bestätigt gefunden. aber ich bin dabei doch den wunsch nicht los geworden, es möchte aus der regsamen beschäftigung mit dem neugefundenen denkmal und der neubewerteten as.-ags. Genesis B heraus auch ein oder der andre greifbare beweis für die verschiedenheit der autoren geboten werden, und dieser wunsch ist, soviel ich weifs, bisher unerfüllt geblieben: Ries Zs. 40, 287 f und Pachaly Variation im Heliand und in der as. Genesis s. 108 und 111 glauben nur eben die wahrscheinlichkeit erbracht zu haben, dass wir mit verschiedenen autoren rechnen müssen.

Unter diesen umständen scheint ein fündlein von bedeutung, das mir die lectüre der ags. Genesis (im zusammenhang ihrer überlieferung) eingetragen hat und das ich im weitern verlauf der beobachtung zu einem festen kriterium gestaltet zu haben glaube.

Indem ich die geschichte Adams im paradiese überblickte, fiel es mir auf, dass an den aufsenrändern der as. interpolation der (m. w. bisher unerklärte) ags. name für den aufenthaltsort der ersten menschen: *neorxnawong* recht oft erscheint[1]: v. 171. 208. 217. — 854. 889. 929. 944 (dann noch einmal 1924), während er in dem altsächsischen stücke gänzlich fehlt. nun, das hat wahrscheinlich schon 1875 Sievers gesehen, wenn er es auch für seine absichtlich knapp gehaltene und auch so völlig ausreichende beweisführung (Der Heliand und die ags. Genesis) nicht mitverwertet hat. was aber merkwürdiger scheint, ist die tatsache, dass der verfasser von Genesis B, wie er den altheidnischen ausdruck *neorxnawang* nicht kennt, auch die anwendung des fremdworts *paradisus* vermeidet, obwol ihm doch die darstellung des sündenfalls dazu reichlichen anlass gab. beständig wird der aufenthalt

[1] ich citiere nach Grein-Wülker, erinnere aber daran, dass nach v. 167 ein stück vom umfang dreier blätter ausgefallen ist, das die belege noch gehäuft — und uns möglicher weise bei erster einführung den ausdruck *neorxnawong* erläutert haben dürfte.

Adams und Evas weit und allgemein umschrieben : v. 395 hat ihnen Gott *gemearcod dnne middangeard* [doch vgl. hierzu Braune in den Neuen Heidelb. jahrbb. 4, 227], 419 wohnen sie *on eorðrîce mid welan bewunden*, 434 rechnet Lucifer mit der möglichkeit : *gif him þæt rîce losað*, 454 sucht er den Adam *on eorðrîce* auf, und ohne dass eine genauere angabe des locals folgt, wird nun das sorgenfreie dasein der ersten menschen geschildert. nachher ist wol die rede von *grêne geardas* (511), und nach der erkenntnis des sündenfalls fordert Adam die Eva auf : *'uton gân on þysne weald innen'* (839), *'on þone grênan weald'* (841), aber nirgends findet eine genauere bezeichnung ihres ersten aufenthaltes statt : der dichter begnügt sich mit den aller allgemeinsten ausdrücken, wie ihm der stabreim sie nahelegte : *on eorðrîce* (zu *Adam* und *Eve* 522. 548), *on þâm (þŷs) lande* (zu *libban* 787. 805). es ist klar, dass er das wort *paradîsus* (das er selbstverständlich kannte) mied und ein heimisches ersatzwort, wie es die angelsächsischen kunstgenossen besafsen, nicht zur verfügung hatte. für die vermeidung des latein. wortes liefse sich freilich ein stichhaltiger grund anführen : die schwierigkeit, es im stabreim zu verwenden. kommt doch in der gesamten ags. poesie der guten zeit kein *p*-reim vor und verfügen die 617 + 332 verse der as. Genesis auch nur über die eine verbalform *plegode* B 724. für den Helianddichter freilich scheint auf den ersten blick diese verlegenheit nicht zu existieren : er verwendet *paradise* : *Petrus* 3136 (ohne anlass der quelle) und : *pine* 5606 (= Luc. 24, 43) und hat alles in allem 9 langzeilen mit *p*-reim (2933 *Petrus* : *pine*. 4951 *Petrus* : *portun*. 5129 *Pilatus* : *Ponteo lande*. 5142 u. 5259 *pâscha* : *Pilatus*. 5179 *pâschadage* : *Pilatus*. 5304 *palencia* : *Pilatus*), ja er bietet auch aufserhalb des reimes, von den eigennamen abgesehen, 9 fälle von *p*-anlaut. aber man sieht alsbald, dass von jenen 9 *p*-zeilen 8 durch den eigennamen aufgezwungen sind, und dass fast die ganze hälfte des gedichts — bis v. 2932 ! — von dieser seltnen allitteration frei geblieben ist. ja es ergibt sich etwas für die psychologie des reimgedächtnisses höchst lehrreiches : auch die sämtlichen fälle, in denen ein *p*-wort aufserhalb des reimes vorkommt, gehören der zweiten hälfte des Heliand an: *porta* 3072ᵃ. *palmun* 3677ᵃ. *pâscha* 4203ᵃ. 4459ᵃ. 4562ᵇ. *plegan* 5478ᵇ. 5482ᵇ. 5485ᵇ. *pêda* 5518ᵇ; dh. erst unter dem zwange, für die häufig vorkommenden eigennamen Petrus und Pilatus

passende stabwörter zu finden, sammelte der verfasser in seinem gedächtnis einen kleinen vorrat von wörtern mit *p*-anlaut, fremden wie heimischen, an, die ihm nun bis zum ende der arbeit gegenwärtig blieben. so war es ihm möglich, den *Pilatus* alle 5 mal glücklich im stabreim unterzubringen, der *Petrus* machte ihm mehr schwierigkeiten, deren er nur 3 mal durch einen *p*-reim herr geworden ist. es ist interessant zu beobachten, wie er sich anderweit beholfen hat. entgegen der biblischen quelle, welche bei einer nennung von zwei jüngern den Petrus stets an erster stelle hat, versteckte er ihn bei den drei ersten vorkommen hinter Andreas : *Andreas endi Petrus* 1153ª. 1166ª. 1256ª, gegen schluss der dichtung ebenso oft hinter Johannes : *Johannes endi Petrus* 4937ª. 5895ᵇ. 5911ª; einmal half er sich mit *sancte Peter* aus: 3069ª; 19 mal griff er zu *Simon Petrus* : 3054ª. 3093ᵇ. 3108ᵇ. 3187ª. 3196ª. 3201ª. 3210ª. 3306ª. 4508ª. 4516ª. 4598ª. 4673ᵇ. 4866ᵇ. 4883ª. 4960ª. 4992ª. 4994ª. 5835ᵇ. 5898ᵇ; und schliefslich hat er einmal, die regel für den hauptstab verletzend, den namen an das ende der langzeile gebracht : *Thô frâgode Petrus* 3241ᵇ.

Haben dem Helianddichter die paar namen mit *p*-anlaut so viel schwierigkeiten bereitet, so wäre es immerhin nicht ausgeschlossen, dass der unter ihrem zwange zeitweise präsent gehaltene vorrat von stabwörtern in seinem gedächtnis bald zurückgetreten war und er in einer spätern dichtung (denn das müste ja die Genesis unbedingt sein!) dem worte *paradisus* wider mit ähnlichem unbehagen gegenüberstand, wie s. z. dem bösen *Petrus*. ein beweis gegen die identität ist also aus der fernhaltung dieses einen wortes nicht zu holen. allerdings wird jeder, der seinen Heliand kennt, mir zugestehn, dass das ungeschick, mit dem der Genesisdichter den begriff 'paradies' in weitem bogen umkreist, dem dichter der altsächsischen evangelienharmonie nicht zuzutrauen ist : wo diesem auch nur die vorstellung davon auftaucht, hat er gleich zwei charakteristische variationen : 3135 f *was thar gard gôdlic endi grôni wang, paradise gelîc.* — überhaupt, wo bleibt in der Gen. dies *wang*, ein lieblingswort des Heliand?

Ich wende mich vom paradies zur hölle. das ist nun ein wort, das in der Genesis, deren reste nicht ganz ein sechstel vom umfang des Heliand (949 gegen 5983 verse) ausmachen, gleich häufig vorkommt, wie in der grofsen dichtung : ich zähle im He-

liand für *hel(l)* und *hellia* 22 belege[1], dazu 5 mit *hel-, helli-* im compositum[2], zusammen 27; in der Genesis Vat. sind es 2[3], in Gen. B 20 für *helle*[4], 6 für composita[5], also in allem 28. es verdient bereits hervorgehoben zu werden, dass unter den belegen für das simplex im Hel. nur 2, in der Gen. 9 von jedesmal 22 aufserhalb des stabreims stehn[6]. viel interessanter aber ist eine beobachtung, die wir mit der variation des begriffs machen. unter den verschiedenen ausdrücken für 'hölle' (vgl. Sievers ausgabe s. 424) folgt im Heliand auf *hel, hellia, helli-* als nächsthäufig das fremdwort *infern* 1490. 2641; gekürzt *fern* 899. 1276. 2141. 2510. 3358. 3368. 3401, dazu comp. *fern-dalu* 1115, also mit zusammen 10 belegen. 8mal steht *fern* resp. *infern* unmittelbar als variation vor oder nach *hel, hellia* : 898. 99 *an hellia . . . an fern*; 1275. 76 *wið hellie gethwing . . . wið them ferne*; 1490. 91 *te them inferne . . . an helligrund*; 2510. 11 *ferne te boðme, an thene hêtan hel*; 2639. 41 *hellie fiures . . . . . . an themu inferne*; 3357. 58 *an thene suarton hel, an that fern innen*; 3368. 70 *an thit fern innan . . . . . . an thesaru helliu*; 3400. 01 *an thea hell innen, an that fern faren.*

Die Genesis aber kennt dies *infern* resp. *fern* ganz und gar nicht, während ihr die sonstigen synonyma und variationen für hölle wohl geläufig sind[7]. freilich legt uns Gen. B ein paarmal die versuchung nahe, ein *fýr* der ags. überlieferung durch *fern* zu ersetzen, vgl. bes.

Gen. B 330 f *wǣron þá befeallene* *fýre tó botme*
on þá hátan hell,
und 361 f *þæt he ús hæfð befylled* *fýre tó botme*
helle þǣre hátan,
mit Hel. 2510 f *elcor bifelliad sia ina* *ferne te boðme,*
an thene hêtan hel.

aber nicht nur bleibt an beiden stellen der Gen. der sinn auch bei *fýr* gut, in 330 wird sogar *fýr* verlangt : denn eben der be-

[1] vv. 898. 1038. 1275. 1778. 2081. 2145. 2511. 2601. 2639. 3072. 3078. (3357). 3364. 3370. 3384. 3388. 3400. 4446. 4922. 5169. (5429). 5433.
[2] 945. 1500; 1483; 1491; 5774. [3] (2). (79). [4] 304. (308). (312). (319). 324. 331. 348. 362. 368. 377. (389). 439. (529). 718. 721. 732. 746. (761). 764. (792). [5] 303; 373; 380. 447; 696; 775. [6] sie sind oben in anm. 1 und 3. 4 eingeklammert. [7] das wurde man aus einem 'formelverzeichnis' wie dem von Sievers leicht erkennen; bei Pachaly, der überdies Gen. B bei seite lässt, tritt es (s. 79) nicht zu tage.

griff der feuerhölle ist es, der im folgenden näher ausgeführt wird: 333f *þæs liges ful, fýres fǽr micel.* wir werden also annehmen dürfen, dass der, welcher in der nachbildung des Heliandverses 2510 *ferne* durch *fýre* ersetzte, schon der nachahmer selbst, der Genesisdichter, war, und nicht erst der angelsächsische umschreiber. und dies wird nun durch einen ausblick auf den fremdwörterbestand in Heliand und Genesis bestätigt.

Die Genesisfragmente V und B bringen, wenn wir einmal von den sehr früh und jedesfalls lange vor einer würksamen christlichen mission eingebürgerten wörtern 'engel'[1] und 'teufel'[2] absehen, nur ein einziges fremdwort, in éinem beleg: *clûstro* acc. pl. B 416 — und dies ist mit dem Heliand und mit den Angelsachsen (seit Cynewulf) gemein.

Der Heliand hingegen bietet bei freilich sechsfachem umfang ein recht stattliches material an fremdwörtern. ich will es, ohne mich auf erörterungen über alter und natur der entlehnung einzulassen, hier alphabetisch geordnet aufführen, indem ich die zahlen derjenigen verse hinzufüge, in denen das fremde wort im stabreim steht, und da, wo noch belege aufserhalb der allitteration hinzutreten, die gesamtzahl in klammer vorausstelle:

alamôsna 1226. 1556. — *biskop* 4146. 4470. 4941. 5081. 5098. — *bréf* 230. 352. — *disk* 3020. 3342. — *ekid* 5645. — *ênkoro* 861. — *evangelium* 13. — *fakla* (1). — *fern* 899. 1276. 2141. 2510. 3358. 3368. 3401; *fern-dalu* 1115. — *figa* 1743. — *infern* 1490. 2641. — *karkari* 2723. 4400. 4680. — *kastel* 5959. — *kelik* 4764. — *késur* (19) 62. 66. 342. 351. 3809. 3824. 5127. 5209. 5252. 5363. 5557. 5723; *késur-dôm* 605. 2890; dazu *adalkésur* (2) und *worold-késur* (1). — *klûstar* 4680; *klûstarbendi* 2723. — *kôp* (2); *kôp-stedi* 1191. 3736. — *kôpon (-ian), far-* (8) 3525. 4462. 4577. 4606. 4806. 4837. — *kristin* 2426. 3074. — *crûci* 4462. 5329. 5347. 5374. 5418. 5438. 5508. 5535. 5551. 5562. 5567. 5584. 5624. 5630. 5634. 5725. 5820. 5859. — *lilli* 1681. — *mangon* 3737. — *merigrita* 1721. — *méster* 30. 3192. 3258. — *muniteri* 3737. — *muniton* 3823. — *mûra* 3626. — *myrra* 675. — *nôn, nôna* 3420. 3491. 5631. — *olbundeo* 3299. — *ork* 2009. — *palencea* 5304. — *palma* (1). —

[1] *engil, engel* V 8 mal (3 mal allitterierend), B 12 mal (9 mal allitt.), dazu *engelcynn* B 246.

[2] *deofol* B 7 mal allitterierend.

paradis(i?) 3136. 5606. — *pâscha* (5) 5142. 5259; *pâschadag* 5179. — *pîna* 2933. 5606. — *porta* (2) 4951; dazu *himil-porta* (1). — *segina* 2629. — *seginon* 2042. — *sikur* 1720. 3875. 4209. 5440. 5477. 5595. — *sikoron* 892. — *fôt-skamel* (1). — *skrîban, bi-, gi-* (17) 752. 1085. 5311. — *soleri* (1). — *spunsia* 5648. — *strâta* (5) 2399. 5462. — *tins* 1195. 3190. 3207. 3810. 5189. — *tolna* 1195. — *tresur-hûs* 3766.

Das sind im ganzen 49 artikel mit insgesamt 160 belegen (1:37—38 verse); die 120 stabreimbelege entfallen auf 116 verse (1 : 51—52 verse), denn es kommt widerholt vor, dass die allitteration durchaus von fremdwörtern getragen wird; 2723 *karkarea : klûstarbendinn*, 4680 *carcaries : clûstron*[1]; 3737 *mangodun — manages : muniterias*; 5606 *paradŷse : pînu*.

Sehen wir uns die verwendung dieses fremden sprachgutes näher an, so können wir die beobachtung, die wir oben über *hellia* und *infern* (*fern*) machten, öfter widerholen : soweit die fremdwörter nicht direct durch die quelle verlangt oder herbeigerufen sind oder sich unter dem zwange der allitteration eingestellt haben, dienen sie als erwünschte bereicherung des variationsapparats: da treffen wir direct neben einander *disk* und *biod* 3020. 21; *segina* und *fisknet* 2629. 30; *brêf gewirkean, namon giskrîban* — — *writan . . . wordgimerkiun* 230—233; *pîne tholon, watares witi* 2933. 34; *mangodun . . . habdun iro wesl garu te gebanne* 3737. 38 f. — den *helldoron* 5774 entsprechen die *hellie portun* 3072, und umgekehrt folgen auf die *himiles doru* 985 später die *himilportun* 1799. aus alledem sieht man, wie vertraut ein grofser teil dieses wortschatzes dem Helianddichter bereits ist. und wenn diesem reichtum und dieser leichten verwendbarkeit der lehnwörter und fremdwörter ein fast absoluter mangel in der Genesis gegenübersteht, so ist das unter allen umständen auffällig. man kann gegen recht viele, ja gegen die meisten obigen wörter sofort einwenden, dass sie im rahmen der alttestamentlichen dichtung (oder doch unsrer bruchstücke) keine verwendung fanden, man kann das fernbleiben jedes einzelnen wortes erklären oder entschuldigen, aber man wird nie und nimmer behaupten können, dass der Helianddichter in einem spätern werke sich eines recht wesentlichen bestandteils seines wortschatzes entäufsert oder enthalten habe. denn selbstverständlich ist mit jenen 49 wörtern der be-

[1] derselbe reim *clûstre : carcernes* bei Cynewulf Jul. 236.

sitz des dichters an fremdem sprachgut nicht erschöpft: er verfügte über weit mehr derartige wörter, und für manches, das er im Heliand anzuwenden keine gelegenheit fand, hätte sich ihm in der Genesis der platz von selbst geboten.

Die sache hat aber auch noch ihre culturhistorisch interessante seite. von jenen 49 lehn- und fremdwörtern des Heliand — ich betone nochmals, dass mich eine genauere scheidung zu weit führen würde — finden wir im Tatian und bei Otfrid die folgenden wider[1]: *elemosyna* O (*alamosan* schon gl. K). — *biscof* TO. — *briaf* O, *gebrieven* T. — *disk* TO. — *ezzih* TO. — *euangelio* O. — *faccala* TO. — *figa* TO. — *carcâri* TO. — *kastel* O. — *keisur* TO. — *kelih* TO. — *couf* TO. — *coufen* (*-ôn* T) (*fir-* O) TO. — *crûci* TO. — *kristin* O. — *lilia* TO. — *merigrioz* T. — *meistar* TO. — *munizzeri* TO. — *munizôn* O. — *mûra* O. — *myrra* TO. — *nôna* O. — *olbenta* T. — *palinza* O. — *palma* O, *palmboum* T. — *paradŷs(i)* O. — *pîna* (*helli-pîna*) O. — *porta* O, *phorta* T (*helli-porta* O, *hella-phorta* T). — *segina* T. — *seganôn* TO. — *sichor* O. — *sichorôn* T. — *scamal* T. — *scrîban* TO. — *soleri* TO. — *spunga* T. — *strâza* TO. — *zins* TO. — *zol* T. — *tresohûs* T (*dreso* O).

Wir können also aus beiden werken zusammen 42 dieser wörter belegen, wenn auch nicht durchweg in der genau entsprechenden hochdeutschen form; Tatian und Otfrid haben mit dem Heliand gemeinsam 23, Tatian allein 7, Otfrid allein 12.

Der rest ist nun freilich auch in keiner andern ahd. quelle bezeugt, wenn auch für ein wort wie *ork* (= lat. *orca*) das frühe bestehen auf oberdeutschem oder doch hochdeutschem boden durch spätere zeugnisse wahrscheinlich wird[2]. dem ags. und as. gemeinsam sind aufser diesem noch *ekid* = ags. *eced* und *klûstar* = ags. *clûstor* — aber auch mnl. (holl.) *klûster*, und *encoro* = ags. *ancra*, dem wider ahd. *einchoran(ér)* nahe genug zur seite steht. schliefslich ist nur

[1] ich wähle die form des Tatian, wo sich eine solche bietet.

[2] s. hierzu und zum folgenden Kluge in Pauls Grdr. I² 333 ff. es ist unschwer nachzuweisen, dass sich vom Niederrhein aus eine stattliche anzahl von röm. wörtern (und sogar suffixe) sehr früh nach dem norden und nordosten verbreiteten, ohne in den hochdeutschen sprachschatz aufgenommen zu werden. dahin gehören zb. von den obigen wörtern *clûstar*, *ekid* und namentlich *mangon*, *mangari*, das in Oberdeutschland erst später, durch die rheinischen handelsbeziehungen, fufs gefasst hat, besonders durch den Köln-Regensburger verkehr.

festländisch sächsisch (und von da nach dem norden getragen) *pâscha, pâschadag,* und nirgends anders auf germ. boden als hier im Heliand bezeugt ist die umformung von 'infernum' zu *infern, fern.*

Eine directe anleihe oder eine vermittlung vom angelsächsischen her ist merkwürdiger weise in dem fremdwörtermaterial durchaus nicht zu spüren : so zweifellos doch schon eine verdeutschung wie *gôdspell* den sprachlichen einfluss der angelsächsischen mission erscheinen lässt[1]. machen wir also eine probe darauf, wieviel von den fremdwörtern des Heliand im ags. sprachschatz widerkehrt. das angelsächsische wörterbuch weist die nachfolgenden nummern auf[2], wovon die in () eingeklammerten nur in der prosa und in späten dichtwerken (vom 10 jh. ab) vorkommen. *ǣlmesse.* — *bisceop.* — *disc* als 'schüssel'. — *eced.* — (*ancra.* —) (*fæcele.* —) (*fîc.* —) *carcern.* — (*castel.* —) *cásere, cáserdôm.* — (*cælc.* —) *clûstor.* — *ceáp.* — *ceápian.* — *cristen.* — [*crûc?* s. Pogatscher QF 64, § 160. —] *lilie.* — (*mongian.* —) (*meregreót.* —) [*mágister, mægster.* —] (*mynetere.* —) *myntan.* — *mûr.* — (*myrre.* —) *nôn.* — *orc.* — (*pálendse.* —) (*palma.* —) [*paradisus* nur in den westsächs. evangelien. —] [*scrifan,* s. Zs. 36, 145 ff. —] *segne.* — *segnian.* — (*sicor.* —) (*scamol.* —) *solor.* — (*spynge.* —) *strǣt.* — (*toln*).

Es sind alles in allem 34 resp. 37 (von 49); auf die gesamte ags. poesie des 7—9 jhs. entfallen davon 19 (auf Otfrid 35!). und dieser festländische charakter des fremdwörterbestands tritt noch weit mehr hervor, wenn wir die im ags. gänzlich fehlenden wörter unter beifügung der belegzahl im Heliand vergleichen : *brêf* (2). — *evangelium* (1). — *fern* u. *infern* (10). — *crûci* (18). — *mêster* (3). — *olbundeo* (1). — *paradîs* (2). — *pâscha* (6). — *pîna* (2). — *porta* (2). — *sikoron* (1). — *skrîban* (17). — *tins* (5). — *tresur-hûs* (1); im ganzen 71 belege, beinahe die hälfte von allen.

Die angelsächsische missionssprache zeichnet sich vor der deutsch-festländischen durch die energie aus, mit der sie eine reihe von kirchlich bedeutsamen begriffen in volkstümlichem ausdruck widergibt; nicht nur 'pascha' und 'infernum', womit

[1] nach abschluss des grofsen ahd. glossencorpus wäre es gewis lohnend, diesem einfluss der Angelsachsen einmal weiter nachzuspüren : er tritt gleich im ahd. Tatian deutlich zu tage; — hier übrigens auch in der bibelexegese!

[2] immer unter weglassung von 'engel' und 'teufel'.

überhaupt nur das altsächsische zurücksteht, sondern auch 'paradisus' und 'evangelium', und vor allem 'crux', wofür die gesamte angelsächsische poesie und prosa ausnahmslos *gealga* und *rôd* bietet: wir glauben die matten wellen des angelsächsischen einflusses zu spüren, wenn neben 18maligem *crûci* 8mal *galgo* (5532. 5553. 5572. 5591. 5623. 5685. 5726. 5730) und einmal *ruoda* (5732) auftaucht[1]: man beachte, dass der dichter sich zu *galgo* erst nach 7maligem vorkommen von *crûci*, zu dem einzigen *ruoda* erst nach 16 *crûci* und 8 *galgo* entschliefst: — dem gegenüber stehn zb. in Cynewulfs Elene 3 *galga* und 21 *rôd* der überlieferung.

Kehren wir von dieser abschweifung, die uns den Heliand in dem gewählten ausschnitt seines wortschatzes eng verknüpft mit hochdeutscher cultur und nur mäfsig berührt von litterarischen einflüssen der Angelsachsen zeigte, zur as. Genesis zurück. ich lege keinen wert darauf, dass jenes *clûstor*, das wir aus ihr als einziges fremdwort notierten, dem Heliand mit der ags. poesie gemein ist, wohl aber scheint mir die tatsache von bedeutung, dass hier jene durch das fremdwörtermaterial für den Heliand gesicherte beziehung zu Oberdeutschland nirgends zu tage tritt. nun ist es ganz richtig, dass dem dichter der as. evangelienharmonie der biblische stoff zunächst einmal in hochdeutscher widergabe vermittelt sein konnte, wenn ihm auch bei der arbeit selbst keine ahd. übersetzung des NT zur hand lag; für den dichter der Genesis aber fiel solche litterarische vermittlung naturgemäfs fort: eine übersetzung des 'ersten buches Mosis' hat es so früh sicherlich nicht gegeben. er hat allem anschein nach überhaupt keine directe fühlung mit hochdeutscher cultur; seine litterarische bildung ist fast ganz auf dem boden eines sehr intimen Heliandstudiums erwachsen: das oft mishrauchte wort vom cento durfte Sievers nach auffindung der vaticanischen fragmente auf die Genesis mit einigem recht anwenden. aber warum bleiben dann — wird man mir einwenden — die von dir vermissten fremdwörter fort? ich will darauf mit einem parallelen fall antworten. Konrad vWürzburg hat ozw. Hartmann und Wolfram, wahrscheinlich auch einiges von Rudolf vEms gelesen (beweisen kann ich es vorläufig nicht), er ist ein ganz genauer kenner von Gottfrieds Tristan. und trotzdem hat er in allen dem Partonopier vorausliegenden werken einen sehr geringen fremdwörterbestand: was sich eben seinem

[1] bei Otfrid 1 *galgo* (IV 30, 15) neben 20 *krûzi* (und 3 *krûzôn*).

bildungsgrad nicht ohne weiteres anpasste, glitt an ihm ab oder entschwand doch rasch wider seinem gedächtnis. erst nachdem er mit fremder hilfe den Partonopier übersetzt hatte, bekam er geschmack am fremdwörterwesen, der Schwanritter verstärkte das noch, und als er während der arbeit am Trojanerkrieg mit dem Turnei von Nantheiz einen ersten und einzigen versuch in freier composition machte, da verrät er überall, was er gelernt hat. der dichter der Genesis hätte für *paradisi* und *infern, fern,* für *carcari* und *porta,* für *pina* und *sicur*[1] und gewis noch für eine reihe andrer fremd- und lehnwörter bequeme verwendung gehabt: dass er davon gar keinen gebrauch macht, beweist, dass er sie entweder seiner bildung oder aber seinem geschmacke nicht assimiliert hatte, — und in jedem falle unterscheidet er sich darin von dem dichter des Heliand.

Marburg. EDWARD SCHRÖDER.

BEITRÄGE ZUR KUDRUN.

Studien, die ich über die entstehung des Kudrunepos angestellt habe, zeigten mir, dass hier auch der einzelkritik und -erklärung noch manches übrig gelassen sei. da uns Ernst Martin mit einer neuen bearbeitung seiner verdienstvollen ausgabe beschenken will, so möcht ich nicht mit den folgenden bemerkungen zurückhalten, die sich auf den etwas stiefmütterlich behandelten ersten teil des gedichts beschränken.

1, 4. Symons hat in seiner ausgabe auf bedenken des sprachgebrauchs hingewiesen, die sich gegen Hofmanns vermutung *rîche* erheben. gleichwol vermag ich mich für das handschriftliche *reichen* nicht zu erwärmen. ich glaube vielmehr, dass das wort hier nur unter dem einfluss der umgebung in den text geriet (vgl. 1, 1. 2, 1) und durch ein synonym, etwa *helde,* zu ersetzen sein wird. denn die dreimalige widerholung von *heizen,* die Martin parallel stellen will, besitzt einen wesentlich andern charakter. vgl. auch zu 11, 1.

[1] der Helianddichter braucht 6 mal das adj. *sikur,* 1 mal das vb. *sikoron*: immer in verbindung mit dem gen. *sundea, sundeono*; der Genesis aber, wo wort und begriff 'sünde' so häufig erscheint (*sundea* im Vat. 9 mal), ist dieser ausdruck fremd; er war wol für den nachahmer zu persönlich, zu individuell.

5, 1—4. Zacher bemerkt in Martins commentar zu *si* v. 1: 'ob *si* vater und sohn oder auch die mutter mit bezeichne, ist nicht zu entscheiden'. mir scheint die beziehung auf die mutter, von der seit str. 1 nicht mehr die rede ist, völlig ausgeschlossen. die beiden vorangehnden strophen handeln allein vom sohn, und daher könnte *si* auch nur von diesem neben dem vater gelten. bei dieser sachlage aber fällt nun dreierlei auf: 1) der ausdruck *dô schiet si der tôt*, nach dem man voraussetzen sollte, dass vorher in irgend einer weise das zusammenleben von vater und sohn hervorgehoben wurde. 2) die gedankenverbindung von 5, 1 und 5, 2. 'dass der tod vater und sohn auseinanderreifst, ist noch heute ein ereignis, das *edele liute* in grofsen kummer versetzt'. wir fragen: blofs *edele liute*? 3) auch das scheint nicht im zusammenhang zu liegen, wenn es sich um das verhältnis von vater und sohn handelt, dass dann 5, 3 f von den *urkünden* gesprochen wird, die in *aller vürsten rîchen* entstehen.

Alle diese mishelligkeiten sind beseitigt, sobald wir str. 5 unmittelbar nach str. 2 setzen. dann hat man unter *si* den könig und seine recken zu verstehn, deren innige gemeinschaft der dichter eben (2, 3f) gerühmt hatte. *edele liute* aber steht nun synonym mit *recken* 2, 3. es wird also gesagt: noch heut ist es eine höchst schmerzliche sache für die gefolgschaft, vom herrn getrennt zu werden. und von *aller vürsten rîchen* endlich darf jetzt im hinblick auf die verschiedenen länder gesprochen werden, die dem verstorbenen könig unterstanden, wie es ja speciell von könig Ger hiefs *er het siben vürsten lant* 2, 2.

Aber die verse 3 und 4 haben noch keine annehmbare deutung gefunden. Martin übersetzt *urkünde* 'zeugnis, beispiel' und *mit sorgen warten* 'mit trauer erblicken'. er fragt: 'bezieht sich dies auf einen würklichen todesfall, etwa den Leopolds VII von Österreich 1230?' Symons denkt bei *urkünde* an 'grabdenkmäler'. auch ich verstehe unter *urkünde* gedächtnisbekundungen für den verstorbenen: aber solche, die in frommen klösterlichen stiftungen bestehn, und v. 4 übersetze ich 'für die müssen wir immerfort angelegentlichst sorgen', dh. unverdrossen weiter spenden. der dichter dieser strophe benutzt also die gelegenheit, die säckel der gläubigen zu gunsten der kirche locker zu machen. für die richtigkeit unsrer deutung bürgt die spätre stelle 909—917. man vergleiche insbesondre:

Dô riet der degen Ortwîn 'jâ sul wir si begraben.
daz sul wir ahten danne, daz si urkünde haben
mit einem rîchen klôster immer nâch ir ende
und daz ein teil guotes iegelîches künne dar zuo sende'. 909.
Alle die ir mâge heten dâ verlân,
die gâben dar ir stiure, wîp unde man,
durch willen der sêle, der lîchnam si begruoben.
sît wart ez alsô rîche daz dar dienten wol driu hundert huobe. 917.

Weitre beispiele aus der volksepik gewährt Schönbach Das christentum in d. altd. heldendichtung (1897) 21 ff.

10—12. In diesen drei strophen schildert der dichter anschaulichst eine landreise, in str. 13 aber verlässt die junge braut die see: mit recht nennt Wilmanns Die entwicklung der Kudrundichtung s. 136 dies 'höchst überraschend'. aber sein schluss nun, dass die strophen 10—12 erst der schildernde bearbeiter hinzugetan habe, geht zu eilig. denn betrachtet man die verse genau, so fallen sie nur dadurch auf, dass sie sich nicht in die chronologie der darstellung fügen. die landreise, um die es sich handelt, betrifft den einzug der braut ins haus des mannes: ein vorgang, der natürlich erst nach der landung eintreten konnte. nach der landung folgt nun im gedicht zunächst eine nacht der ruhe 13, 4. str. 17 aber heifst es:

An dem næhsten morgen dô wart vür gesant,
wie si komen solte in des vürsten lant,
dâ si bî dem recken solte tragen krône.

Hier wird also der feierliche einzug in der tat ausdrücklich angekündigt. wo bleibt seine schilderung? in str. 18 ff befindet sich die braut bereits an ort und stelle: und der übergang von str. 17 zu str. 18 scheint so unvermittelt wie möglich. kein zweifel: zwischen diesen beiden strophen sind eben jene an ihrem überlieferten platz überschüssigen 10—12 ausgefallen. die richtige folge der strophen, von der frage ihres ursprünglichen bestandes abgesehen, ist also diese: 9. 13—17. 10—12. 18.

11, 1. Das handschriftliche *bedecket* versucht natürlich niemand zu halten. aber es scheint mir überflüssig, hier nach einem graphisch ähnlichen wort zu suchen, wie Hofmann mit seinem *gewetet*, Zarncke mit *zertretet*. das wort kam dem schreiber eben aus 10, 4 in sinn und feder, und wenn wir uns der entsprechenden scene 183, 1 ff erinnern, so wird man geneigt sein, als die verdrängte phrase *ze molten* zu betrachten.

13, 1ff schreibt man allgemein:

Enphangen wart vil schône daz minnecliche kint
ûf zweier lande marke, dâ si der westerwint
von des meres ünde wæjen ab begunde.

Zu v. 2 bemerkt Martin 1) 'was soll die grenze hier, wo die braut zur see kommt?' und 2) 'der westwind soll demnach von Norwegen (oder Schottland) nach Irland führen; die geographischen begriffe sind unklar'. die erste bemerkung Martins trifft sicher zu. indessen in der handschrift steht nicht *lande*, sondern *hande*: und setzen wir dieses wort wider ein, so ist die sache ganz in ordnung. auf doppeltartiger grenze ward die braut empfangen, nämlich auf der scheide von wasser und land, dh. gleich beim verlassen des schiffes ward ihr ein willkommen bereitet : man wartete nicht erst, bis sie ihren neuen wohnsitz selber erreichte.

Zu Martins zweiter bemerkung ist zu sagen : überliefert ist nicht *der westerwint*, sondern *der veste wint*. und auch in diesem falle löst sich alles zur zufriedenheit, sobald wir wider der handschriftlichen lesart zu ihrem recht verhelfen. *der veste wint* ist der wind, der die reisenden ans festland bläst, der landungswind. der entgegengesetzte wind heifst *wazzerwint*, vgl. Nib. 494, 3 *ouch kom in zuo ir reise ein rehter wazzerwint : si fuoren von dem lande. veste* gilt hier also als substantiv in einem sinn, für den im Parz. 750, 9 und in Ulr. vdTürl. Willeh. (ed. Singer) CLXXIX 17 das compositum *lantveste* gebraucht ist.

Übrigens, was den geographischen gesichtspunct betrifft, so liefse sich auch der *westerwint* verteidigen. man muss nur festhalten, dass es sich hier nicht um die abfahrt, sondern die anfahrt handelt. landeten nun die reisenden an der westküste Irlands, so trieb sie in der tat der westwind an die küste.

19, 3. Auch hier empfindet Martin richtig, indem er an der folge *von rossen und von kleidern, von maneger hande wæte* anstofs nimmt. denn str. 40, 1—3 lehrt, dass in unserm fall nur ein lapsus calami vorligt und für *kleidern* stehn muss *schilden*.

21, 1. *im dienten sine huobe daz kreftige guot* fasst man gewöhnlich auf : 'ihm trugen seine hufen reichliches gut ein'. aber hierbei bleibt, wie auch schon Symons bemerkte, *ouch* der folgenden zeile ganz unverständlich. ich schreibe *in* für *im* und beziehe den plural auf die armen, von denen vorher die rede war; *daz kreftige guot* aber nehm ich — dies schlägt auch schon

Symons vor — aus sprachlichen gründen (vgl. Martins anmerkung) als apposition : ihnen dienten seine hufen, der reiche ertrag. dieselbe gesinnung besafs die königin. sie hätte gar dreifsig königreiche verteilt, wenn man sie ihr zu eigen gegeben hätte. str. 21 enthält also nun zunächst die illustrierung der zum schluss der vorigen strophe erwähnten *milte* des königs.

52, 4 ist die übliche lesung:

und ouch des wirtes vriunde : die zugen ez mit vlíze sînen mâgen.

die fehlt in der hs. schon Hofmann sah, dass dieses wörtchen den sinn zerstört, da *vriunde* und *mâge* zusammen das kind den eltern erziehen, also nicht entgegengesetzt sein dürfen; er schrieb daher *und ouch des wirtes vriunde : sus zugen ez mit vlîze sîne mâgen*; Symons und Bartsch (in Kürschn. Nat. litt. 6, 1) setzen *jâ* für *sus*. ich glaube, dass die dativform *sînen* durch falsche auffassung der form *mâgen* entstand, die ihrerseits wider durch das streben nach reimangleichung hervorgerufen wurde (vgl. Martin 4, 3 und auch Kudr. 799, 4. 1063, 3). ich schreibe denn:

und ouch des wirtes vriunde zugen ez mit vlîze, sîne mâge.

jetzt steht also *des wirtes vriunde* ἀπὸ κοινοῦ und *sîne mâge* appositionell dazu. vgl. 198, 3f *sîn huoten edele vrouwen, sam tâten sîne mâge.*

56, 2. Dass der greif *starc* war, ist eben 55, 4 gesagt worden, und man sieht nicht recht ein, in welchem zusammenhang hier diese seine eigenschaft widerholt wird. mir scheint hier *strac* an stelle von *starc* am platz : der greif hatte seine flügel dermafsen ausgespannt, dass er einen schatten in der gröfse einer wolke warf, aber trotzdem ward man ihn nicht gewahr. indessen soll nicht verschwiegen werden, dass *strac* ein wort ist, das allen bairisch-österreichischen quellen des 12—14 jhs. fremd scheint.

57, 1 lautet in allen ausgaben : *vor des grîfen krefte der walt dâ nider brach.* 'eine abenteuerliche vorstellung!' bemerkt Martin und er hätte noch hinzufügen können : eine solche, die gar nicht in die situation passt. denn man befindet sich nicht im oder beim wald, sondern vor *des wirtes hûse* (51, 3). auch hier entstand der fehler, indem ein nahe liegendes wort für ein ferner liegendes eintrat. ich lese

von des grîfen krefte der val dâ nider brach.

'mit dem greifen fuhr das verderben hernieder' : mit diesen worten wird nicht übel der unerwartete umfall der freude in trauer ein-

geleitet. *nider brach* hält die vorstellung des aus der höhe kommenden störenfrieds fest. mit entgegengesetztem bild heifst es, der abweichenden situation entsprechend, in Nib. *dô huop sich ungemach von des volkes krefte in Burgonden lant.*

79, 4. Hier scheint mir eine bestimmung wie *ze der zîte* oder *in der stunde* am platz zu sein, während die üblichen ergänzungen *gên den vrouwen* (Ettmüller), *harte sêre* (Bartsch) nur lückenbüfser sind.

81, 4 wird nach vorgang vdHagens allgemein geschrieben:

si lobeten gotes güete und wâren in ir tumben jâren wîse.

der preis Gottes steht hier völlig aufserhalb des zusammenhangs. in der hs. finden wir *lebeten* für *lobeten* und ich begreife würklich nicht, wie man diese lesart je aufgeben konnte. sie, die königskinder, die schenken und truchsessen bei ihrem mahl gewöhnt waren, zeigten sich trotz ihrer jugend einsichtsvoll genug, sich mit dem zu begnügen, was Gottes güte gab, dh. mit dem, was in freier natur wuchs. *si begunden balde suochen wurze und ander krût* fährt der dichter 82, 1 fort. *güete* ist natürlich genitiv, wie es ja auch 83, 3 heifst *des si dâ lebeten.* vgl. ferner 74, 2 und auch 103, 3.

86, 4 list man den ersten halbvers nach Vollmer : *des der junge Hagene* oder nach Bartsch : *des manic wîp von vrâge.* überliefert ist nur *des frage.* ich schlage vor : *des vrâge sînen mâgen.* das auge des schreibers eilte von *magen* auf *vrage* zurück. vgl. 67, 4.

88, 1 f schreibt man jetzt allgemein nach Bartsch:

Hagene rât der liute sach ligen bî dem mer
(die dâ wâren ertrunken daz was ein gotes her).

der satz in parenthese steht ganz unvermittelt da. für *rât* (= gerätschaften) bietet die hs. *noch.* ich schreibe mit möglichster annäherung an die überlieferte lesart:

Hagene nacket liute sach ligen bî dem mer:
die dâ wâren ertrunken, daz was ein gotes her.

Hagen bemerkte, dass leute angespült lagen, die keine rüstung trugen : die verunglückten waren nämlich fromme pilger. daher also waren sie *nacket.* nun begreift sich auch die gegensätzliche stellung von *gewâpent* 89, 1.

98, 2 hei waz er von tieren sneller sprunge nam!

man erklärt 'wie schnelle sprünge er von den tieren lernte!' dieser gedanke fällt aus dem zusammenhang. Wilmanns s. 120

wird dem sinn gerecht, indem er ändert : *hei waz er tiere in snellen sprungen nam!* ich halte mich wider ganz nah an der überlieferung und wandle blofs das handschriftliche *von* in *vor*: er erjagte die tiere, indem er, schnell wie ein panter, ihnen den vorsprung abgewann. so wird von Hagen nachher rückgreifend noch einmal erzählt : *er wuohs in einer wüeste, der edele vürste junc, bî den wilden tieren. des mohte im einen sprunc lebendes niht enphliehen, swaz er wolte vâhen* 167, 1 ff; vgl. auch Krone 265ᵃ (Mhd. wb. п² 546) *daz er vor dem degen junc nam manegen snellen sprunc.*

111, 4. Bartsch, Martin, Symons schreiben *erbaldet* für das handschriftliche *erkaltet* und Martin bemerkt : 'der schrecken oder die furcht erbitzt nicht, das gemüt kann also nachher nicht abkühlen'. indessen findet man bei Lexer unter *erkalten* eine stelle citiert, die wol geeignet sein dürfte, die überlieferung an unsrer stelle zu stützen. Roth Denkm. 57, 25 heifst es in der wol zum Veterbuch gehörigen Placidus-Eustachius-legende *als im die vorchte erkalte und ein teil gelac der schric* (es ist die situation, wo Christus zu Placidus aus dem geweih des hirsches spricht).

116, 2. *diu ungewonheite* erklären Bartsch und Martin 'die ungewohnte umgebung', Symons und Bartsch (in Kürschners Nat.-litt.) beziehen den ausdruck auf 'das ungewohnte tragen von männerkleidern'. ich meine : *diu ungewonheite* besteht für die frauen vielmehr in dem nächtlichen beisammensein mit den männern, von dem im vorhergehnden vers 116, 1 die rede ist. die herren wollten ihnen aber mit ihrer persönlichen sorge nur höfliche rücksicht erweisen und daher heifst es 116, 3 *hœten siz vür wirde, sô diuhten si mich wîse.*

116, 4 schreibt Martin : *von Garadîe der grâve hiez in geben guote spîse*; Symons : *der grâve von G. hiez in balde geben guote spîse*; Bartsch : *der grâve ûz G. hiez in allen geben guote spîse.*

Symons text steht der überlieferung am nächsten, indem er nur *balde* ergänzt. aber dieses wort stünde gerade so wie Bartschens *allen* hier doch gar zu müfsig. ich schreibe : *der grâve von Garadî hiez in geben gnuoc guote spîse*, vgl. Iw. 791 *mîn handelunge wær gnuoc guot.* der ausfall von *gnuoc* vor *guot* erklärt sich leicht. wegen der form *Garadî* vgl. 150, 4.

117, 3 lesen die neuern ausgaben : *wer si sô rehte schœne brœhte zuo dem sê.* *sô* ist aber erst zusatz der herausgeber und

für *wer* steht in der hs. *woheer.* offenbar ist zu schreiben *wer her si brœhte* etc., vgl. Iw. 2381 *wer brâhte disen rîter her?*

117,4 den kinden tete sîn vrâgen und ouch ir arbeite wê. Martin und Bartsch erklären 'sie waren schüchtern und müde'. nein! die frage des grafen ist ihnen deswegen peinlich, weil damit in ihnen die schmerzliche erinnerung an die ausgestandenen qualen, *ir arbeite,* aufgeregt wird. daher bemüht sich auch str. 122 der graf vergeblich, näheres über ihre leidenszeit aus ihnen herauszubekommen. ähnliche deutung bei Piper (in Kürschners Nat.-litt. 6, 1).

118, 2ff list Martin:

ich bin von verren landen, herre, wizzet daz,
von Indiâ der guoten (dâ was künic inne
mîn vater) : dâ ich krône leider nimmer mêre gewinne.

Bartsch und Symons schreiben die beiden letzten verse:

von Indiâ der guoten; dâ was künic inne
mîn vater dô er lebte, da ich krône leider nimmer mêr gewinne.

an stelle des gesperrten steht in der hs. *der da* und *da erlaite.* ich behalte die überlieferung wörtlich bei und schreibe die beiden letzten verse:

von Indiâ der guoten, der dâ was künic inne,
mîn vater, dâ erleite, da ich krône leider nimmer mêre gewinne.

'der da als könig herschte, nämlich mein vater, machte sich verhasst, und ich bin daher dort für immer der krone verlustig gegangen'. sie ist also eine verbannte. für das intransitive *erleiden* in dieser absoluten stellung vermag ich freilich kein zweites beispiel beizubringen.

122, 4 schlage ich vor *des si gegen im doch nie gewuogen,* in den texten ergänzt man mit Ziemann *mêre* statt *gegen im.*

134, 1 schreibt Martin : *sîn gesinde wesen*; Bartsch und Symons *sîn ingesinde wesen.* die überlieferung *daz sy ewer g. w.* führt aber auf *daz sîn gesinde wesen.* denn wo der echte text bestimmten artikel vor possessivpronomen enthielt, weist die hs. oft fehler auf. so fiel 131, 4. 567, 4 der artikel aus, 89, 4 vermutlich das pronomen (*sînen*), 357, 4 gibt sich die verlegenheit des schreibers in völligem ändern kund, und als ähnlichen fall werden wir gleich nachher 149, 4 kennen lernen.

141, 3 lese ich *dër si sage*, vgl. Zs. 43, 75.

149, 4 ist zu lesen *daz sîn jungez ingesinde*; vgl. zu 134, 1. überliefert ist *des seines iunge ynngesynnden*, die texte schreiben nach vdHagen : *sî heizent dînes jungen ingesinde.* was soll hier *dînes jungen* bedeuten? etwa 'deines jungen'?!

181, 2 list man *dô man vol gesanc*, obwol man nicht verkennt, dass mit diesen worten zu spät und zu abgerissen von dem gottesdienst die rede ist. für *vol gesanc* ist überliefert *wol sanc.* ich behalte das erste wort bei und suche den fehler in *sanc.* der echte text wird sein : *dô in wol gelanc* 'nachdem sie so rühmlich das turnier beendet hatten'. ganz entsprechend heifst es im Iwein nach beendigung des turniers : 3067 *dô sluogens ûf ir gezelt vür die burc an daz velt. dâ lâgen si durch ir gemach, unz si der künec dâ gesach und die besten alle .. wand im was komen mære wie in gelungen wære, er sagt in gnâde unde danc, daz in sô dicke wol gelanc.*

186, 1. Martin beanstandet mit recht das überlieferte *under stoube.* aber für das von ihm später eingesetzte *u. helme* [und Zingerles *u. schilde* oben s. 137] schlag ich vor *u. schouwe* : sie ritten unter dem zuschauen der schönen frauen; vgl. 184, 4. 181, 3 f.

196, 3. Für das unerklärbare *in sîner vorgetæne* sind die verschiedensten vermutungen aufgestellt. offenbar ist zu lesen *in sîner vorhtgetæne* 'in seiner schreckensgestalt'.

Strafsburg i. Els. EUGEN JOSEPH.

Der raum gestattet, noch zwei weitere vermutungen zur eingangspartie der Kudrun vorzutragen. 146, 3 lesen die ausgaben mit der hs.

daz mir des kindes tôt
dicke hât erwecket mînes herzen sinne.

genügt dieser ausdruck für einen oft widerkehrenden ausbruch des väterlichen schmerzes? oder ist nicht vielmehr zu lesen *mînes herzen winne* 'krampfartigen, rasenden schmerz'? dies *winne* und (daraus umgedeutet?) *winde*, dazu die verbindung *winne unde wê* belegen die mhd. wbb. freilich nur aus westdeutschen quellen von KvWürzburg über EWindeck zu Geiler. — 203, 2 les ich *hât ie einer übermuot* st. *ir.* vertauschung von *ie* und *ir* ist wie überall, so auch in unsrer hs. häufig : 10, 1 muss *ir* für *ye*, 995, 4 umgekehrt *iedoch* f. *ir doch* gelesen werden (s. Zs. 34, 77 n. 1). E. SCH.

DIE
COMPOSITION DER TREVRIZENT-SCENEN.

PARZ. IX 452, 13—502.

In einem excurs zu seiner schrift 'Das hohelied vom rittertum' gibt GBötticher eine analyse der Trevrizentscenen des IX buches des Parzival und eine kritik ihrer composition. er findet die composition höchst mangelhaft und hat mit diesem urteil bisher m. w. noch keinen widerspruch gefunden. über die einzelheiten seiner analyse und kritik will ich hier nicht berichten. das wenige, was ich im folgenden selbst über die composition dieses abschnittes ausführe, wird, denk ich, zeigen, dass, von kleinigkeiten abgesehen, die kritik Böttichers der berechtigung durchaus entbehrt.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst im allgemeinen, was den inhalt dieser scenen bildet. der ganze lange abschnitt gibt (aufser natürlich in den reden der beiden personen) so gut wie gar keine erzählung zeitlicher ereignisse, sondern nur gespräche, zum grösten teile sogar nur reden éiner person, Trevrizents. was kommt in diesen gesprächen alles zur darstellung? die beiden personen, Parzival und Trevrizent, treten sich als gänzlich unbekannte gegenüber, sie müssen einander namen und geschlecht mitteilen. Parzival kommt als sünder, er muss seinen abfall von Gott und seine schuld gegen Anfortas bekennen, ebenso den leichenraub an Ither; er erfährt von Trevrizent, dass er in Ither einen verwanten getötet habe, dass auch seine mutter aus schmerz über seinen abschied gestorben ist. daran knüpfen sich belehrungen und tröstungen Trevrizents. über Trevrizents vorleben hören wir verschiedenes, über Ither, über das geschlecht Parzivals, über das Gralsgeschlecht, besonders über Anfortas, über den Gral usf. der ganze grofse abschnitt wird ausgefüllt durch bekenntnisse, belehrungen und aufklärungen über eine grofse anzahl von dingen, und gewis muste es nicht geringe schwierigkeit bieten, all diese sachen natürlich und übersichtlich zu ordnen. selbst wenn dies gelungen sein sollte, so lässt sich vermuten, dass die disposition doch nicht sofort mit dem ersten blick zu überschauen sein möchte, namentlich bei einem dichter wie Wolfram, dessen art es auch sonst nicht ist, die einzelnen dinge mit strenger scheidung in parade neben einander zu stellen. — ich komme zur fortlaufenden analyse des abschnitts:

(A) 452, 13—461, 2 : aukunft, empfang, erste gespräche.

452, 13—28 : der dichter über Trevrizents einsiedlerleben (*der kiusche Trevrizent*).

452, 29—455, 24 : excurs. wendung an das publicum: die längst gewünschte aufklärung über den Gral soll jetzt kommen. bericht über die quellen. am schluss (455, 13 ff) geschickte zurücklenkung zu Parzival.

455, 25—457, 3 : die ankunft. Parzival bekennt sich als sünder, Trevrizent verspricht ihm rat.

457, 4—20—458, 12 : gespräche ohne besondre beziehung auf den hauptpunct dieser scenen, erste conversation der beiden sich begegnenden. zuerst die frage Trevrizents, wer Parzival hergewiesen habe; eine gewis sehr nabeliegende frage, die auch dem leser weitere aufklärung über den alten ritter verschafft. sodann Parzivals gleichfalls sehr natürliche frage; in Trevrizents antwort kurze charakterisierung des einsiedlers (auch nach seiner vergangenheit) und seiner waldeinsamkeit; dadurch wird die situation, die gegenüberstellung des ritters und des einsiedlers, erst ganz anschaulich; um dieser künstlerischen würkung willen wichtig und unentbehrlich.

458, 13—459, 30 : die aufnahme, Trevrizents behausung.

460, 1—461, 2 : an den reliquienschrein angeknüpft : wie lange Parzival umhergeirrt; sein kummer. überleitung und vorbereitung zum hauptteil.

(B I) 461, 3—467, 18 : Parzivals erstes bekenntnis und belehrung durch Trevrizent.

461, 3—26 : Parzival bekennt seinen abfall von Gott und sucht ihn durch anklagen gegen Gott zu begründen.

461, 27—462, 10 : die erste sehr schön dem leben abgelauschte antwort des aufs höchste betroffenen beraters. darauf folgt erst die zusammenhängende belehruug.

462, 11—30 : Trevrizent über Gottes *triuwe* (sehr wichtig).

463, 1—467, 10 : führt das unter dem gesichtspunct des lohns und der strafe weiter. zunächst durch beispiele aus der heiligen geschichte.

463, 4—14 : die bestrafung der abtrünnigen engel.

463, 15—465, 10 : der sündenfall, Kain, die mensch-

werdung Gottes und die erlösung. hier tritt das rätsel sehr störend ein, wenn es auch keineswegs nur äufserlich und um seiner selbst willen eingeflickt ist; man beachte, wie es zb. zur einführung der menschwerdung Gottes dient.

465, 11—467, 10 : führt den gedanken des lohns und der strafe rein belehrend aus (465, 19—30 : zeugnis Platons und der Sibylle); neu tritt das motiv der bufse hinzu.

466, 15—30 : verstärkendes motiv : Gott sieht selbst die gedanken.

467, 11—18 : Parzival nimmt die belehrung an; sein irrtum, dass Gott nicht helfen könne, ist widerlegt; indem er sich jetzt Gott wider zuwendet, hofft er, dass Gott, der nichts ungelohnt lässt, es auch ihm vergelten werde, dass er immer treu gewesen sei und um der treue willen kummer getragen habe.

Damit ist dieser erste wichtige hauptteil zu ende, das treueverhältnis Parzivals zu Gott ist widerhergestellt; der ganze übrige teil des IX b. (bis 502, 22) kommt auf diesen punct mit keinem worte mehr zurück und muss dem ersten hauptteil gegenüber als zweiter hauptteil gelten; er enthält die eigentlichen schwierigkeiten der composition in der immer weiter fortschreitenden erkennung und aufklärung auf beiden seiten. man halte als hauptgesichtspunct für das verständnis des aufbaus fest, wie jedem weitern bekenntnis Parzivals eine weitere aufklärung Trevrizents entspricht.

(B II a 1) 467, 19—471, 30 : bekenntnis Parzivals, erste aufklärung über den Gral.

467, 19—468, 22 : durch Parzivals letzte worte veranlasst, fragt Trevrizent weiter, und Parzival erklärt, dass er sich nach dem Grale und nach seinem weibe sehne. Trevrizent lobt die treue liebe zur gattin, sie schütze vor der hölle; dagegen nach dem Grale sich zu sehnen, sei töricht; den könne niemand gewinnen, als wer vom himmel dazu bestimmt sei. wir erfahren, dass er selbst den Gral gesehen hat, während Parzival noch verschweigt, dass auch er dorthin gekommen ist.

17*

468, 23—471, 30 : auf Parzivals frage gibt Trevrizent ausführlichere aufklärungen über den Gral.

468, 23—30 : die Templeisen.

469, 1—470, 20 : der Gral und seine kräfte.

470, 21—471, 14 : wie man zum Grale berufen wird.

471, 15—30 : die frühern hüter des Grals (die neutralen engel).

Damit ist die aufklärung, die Trevrizent geben will und vorläufig nur geben kann, beendigt.

472, 1—474, 24 : ein abschnitt, der einerseits den vorigen fortsetzt, anderseits den folgenden vorbereitet.

472, 1—11 : Parzival äufsert voll ritterlichen selbstbewustseins : Gott müsse ihn um seiner ritterschaft willen zum Gral bestimmen.

472, 12—473, 4 : Trevrizent warnt ihn vor solcher hoffart, hoffart müsse den zum Grale berufenen fremd sein; er gedenkt des Anfortas, den hoffart zu falle gebracht habe. (natürlich kann es ihm nicht einfallen, hier schon dem ihm unbekannten Parzival die geschichte des Anfortas ausführlich erzählen zu wollen.)

473, 5—30 : mit beziehung auf Parzivals streben nach dem Gral bemerkt Trevrizent weiter, dass der Gral von der bruderschaft verteidigt werde und dass nur die zu ihm berufenen ihn gesehen haben. nur einer sei unberufen gekommen, die schuld dieses unbekannten wird angedeutet. vorher sei nur noch Lähelin in das gebiet des Grals gelangt, habe einen ritter im zweikampf getötet und dessen ross geraubt.

474, 1—24 : Trevrizent erinnert sich, dass auch sein gast ein Gralsross reitet, anderseits bemerkt er eine ähnlichkeit Parzivals mit Frimutel, und so kommt er zu der gespannten frage an Parzival : wer er sei.

In dem die frage vorbereitenden abschnitt (von der erwähnung Lähelins an) beachte man, wie jeder gedanke ebenso um des folgenden, wie um des vorangehnden willen dazusein scheint. diese gedanken sollen eben in ihrer psychologischen, nicht logischen verkettung die ideenassociation darstellen, welche Trevrizent zu der in der entwicklung des gesprächs nunmehr notwendig gewordenen frage führt.

(a 2) 474, 25—484, 30 : die erkennung und die daran sich schliefsenden aufklärungen.

474, 25—476, 30 : Parzival nennt sein geschlecht und bekennt, dass auch er (wie Lähelin) einmal in seiner *tumpheit* leichenraub begangen habe, an Ither. Trevrizent sieht, dass er den sohn seiner schwester vor sich hat, gibt sich als oheim zu erkennen und teilt dem niedergeschmetterten mit, dass Ither sein (Parzivals) verwanter gewesen sei, und dass auch der tod seiner mutter ihm zur last falle.

477, 1—484, 30 : Trevrizent erzählt nunmehr dem neffen von seinen übrigen geschwistern und ausführlich vor allem das traurige schicksal des Anfortas, seine schuld, seine strafe, seine leiden, seine durch die schrift am Gral erweckte, durch die *tumpheit* des fremden ritters aber grausam getäuschte hoffnung auf erlösung. diese mitteilungen üben auf Parzival eine würkung aus, von der Trevrizent nichts ahnen kann, eine würkung, die um so gröfser ist, weil er noch nicht seine schuld in dieser sache bekannt hat. sein selbstbewustsein ist jetzt völlig gebrochen, und das gefühl seiner schuld so niederdrückend, dass er noch nicht den mut finden kann, sich seinem oheim sogleich zu entdecken.

485, 1—487, 30 : episode, über deren künstlerischen wert an sich und für die composition kein wort zu verlieren ist, zumal sie auch von Bötticher gut gewürdigt wird.

(b) 488, 1—489, 21 : Parzivals bekenntnis seiner schuld gegen Anfortas und Trevrizents trost.

489, 22—501, 10 : nachdem nun Trevrizent erfahren, dass Parzival auf Munsalvæsche gewesen ist, gibt er noch eine reihe von aufklärungen über das, was Parzival dort gesehen hat, über den blutigen speer, die silbernen messer usw., über die jungfrauen und ritter im dienste des Grals, daran anknüpfend über seine eignen ritterlichen fahrten im minnedienst; abschliefsend wird die rede noch einmal auf Parzivals schuld gegen Ither, seine mutter und Anfortas gebracht, aufforderung zur bufse. schluss des ersten tages.

501, 11—18 : fünfzehn tage hält sich Parzival bei Trevrizent auf.

501, 19—502, 22 : (der letzte tag) über Titurel, frauen und priester.

(C) 502, 23—30 : absolution und abschied.

Ich glaube, man wird sagen müssen, dass, von wenigen einzelheiten abgesehen, der abschnitt etwa von 455, 25—489, 21 geschickt und würksam disponiert ist. der dichter beherscht seinen stoff, er weifs, was er sagen will, und er sagt es. freilich finden wir nicht jene durchsichtigkeit der disposition, welche auch die kleinsten einzelheiten scharf von einander trennt; das ist auch sonst nicht Wolframs art. er liebt es, unmerkliche übergänge und vermittlungen zu schaffen, jede neue wendung des gesprächs sorgfältig vorzubereiten, sodass die grenzen der teile in einander verfliefsen. er greift vor und zurück, aber nie verliert er dabei den natürlichen fortschritt der erzählung aus den augen, er verschleiert ihn, aber er verdunkelt ihn nicht. wir erhalten den eindruck eines würklichen lebendigen gesprächs, das ungezwungen, aber nicht nachlässig, unmerklich, aber sicher fortschreitet. diesen charakter, sowie anderseits die besondre eigentümlichkeit des im gespräche zu entwickelnden stoffes hat Bötticher verkannt. der abschnitt 489, 22—502, 22 fällt allerdings nach dem vorangehnden stark ab, er ist zu lang und sein inhalt zu unbedeutend, wenn er auch dem dichter und seinem publicum interessanter gewesen sein mag als uns. zwar konnten die meisten der neuen aufklärungen Trevrizents vor Parzivals letztem bekenntnis nicht gegeben werden, auch für die erzählung von Trevrizents ritterlichen fahrten war vorher kaum platz, insofern war solch ein letzter aufklärender abschnitt in der composition nicht zu vermeiden; aber er hätte doch kürzer gefasst und namentlich auch noch der schluss (499, 11 ff) straffer und kräftiger herausgearbeitet werden können.

Ich will versuchen, den hauptentwicklungsgang noch in einem schema kurz darzustellen.

A. 452, 13—461, 2 : ankunft und empfang.

B. 461, 3—502, 22 : bekenntnisse, belehrungen, aufklärungen.

- I. 461, 3—467, 18 : Parzivals abfall von Gott (erstes bekenntnis).
- II. 467, 19—502, 22 : Parzivals schuld gegen Anfortas; der Gral.
  - a. 467, 19—487, 30 : vorbereitung des bekenntnisses der schuld.
    - 1. 467, 19—474, 24 : Parzivals sehnsucht nach seinem weibe und nach dem Gral, aufklärungen über den

Gral, welche das vergebliche seines strebens nach demselben dartun sollen.

2. 474, 25—484, 30 : Parzival gibt sich zu erkennen, er erfährt seine schuld gegen seine mutter und Ither, Trevrizent erzählt ihm ausführlich die geschichte seines oheims Anfortas.

485, 1—487, 30 : episode.

h. 488, 1—489, 21 : das (zweite) bekenntnis; Trevrizents trost.

489, 22—502, 22 : letzte aufklärungen.

C. 502, 23—502, 30 : schluss.

Soviel zur composition der Trevrizentscenen an sich. da Bötticher zu seiner kritik dieser partie von der untersuchung über den grundgedanken des ganzen epos aus kam und sie gerade auch in der darstellung dieses grundgedankens mangelhaft fand, so sei auch hierüber noch einiges bemerkt. im letzten grunde erklärt sich Böttichers so gänzlich misverstehende heurteilung der Trevrizentscenen aus seiner in der bekämpfung der theologischen speculationen San-Martes verdienstlichen, aber selbst falschen und verflachenden grundauffassung des epos. der Parzival ist 'das hohelied vom rittertum' höchstens insoweit, als er von einem mit starkem standesbewustsein erfüllten ritterlichen dichter für ein ritterliches publicum verfasst ist und mit zahllosen äufserlichkeiten und zufälligkeiten in ritterlichen zuständen und anschauungen wurzelt. dagegen ist er in seinen wesentlichsten inneren motiven von solcher beschränktheit auf die zufälligen verhältnisse des dichters und seiner zeit frei. eine aufmerksame und unbefangene betrachtung des ganzen werkes und insbesondre auch des IX buches lehrt, dass, wie auch der eingang bestätigt, nach der eignen auffassung und absicht des dichters das centrale motiv des Parzival die treue, die centrale handlung Parzivals untreue gegen Gott einerseits, seine treue in andern verhältnissen, namentlich in dem mit höchster reinheit und zartheit dargestellten verhältnis zu seiner gattin anderseits ist. Parzivals abfall von Gott vollzieht sich im VI buch (332, 1 ff), er kommt besonders zum ausdruck in der begegnung mit dem alten ritter (IX 446 ff), und die widerherstellung des treueverhältnisses gegen Gott ist der gegenstand des ersten und wichtigsten teils der Trevrizentscenen. die art, wie die begegnung mit Trevrizent durch die begegnung

mit dem alten ritter vorbereitet ist, weist mit genügender deutlichkeit auf die erste und wesentlichste bedeutung der Trevrizentscenen hin. allerdings wird der erste hauptteil dieser scenen an umfang durch den folgenden weit übertroffen; aber hierin spiegelt sich nur die composition des ganzen werkes wider, in welchem rein äufserlich Parzivals schuld gegen Anfortas und sein streben nach dem Gral einen weit gröfseren raum einnimmt, als sein treubruch gegen Gott, der sich weniger durch den ihm gewidmeten raum, als durch seine stellung in der composition des ganzen und durch die im eingang und sonst gegebenen hiuweise als der mittelpunct der ganzen weitschichtigen handlung zu erkennen gibt.

Für die beurteilung der quellenfrage dürften die Trevrizentscenen besonders grofses interesse haben. bei Chrestien entsprechen, wie ich den anführungen Rochats und Küpps entnehme, den rund 50 absätzen oder 1500 versen Wolframs noch nicht 200 verse, die kaum das notdürftigste gerippe für Wolframs darstellung enthalten. Bötticher legte die nach seiner ansicht so sehr unvollkommene composition der vorlage Wolframs zur last; wir würden nach unsrer analyse wol eher geneigt sein, für das, was Chrestien nicht hat, Wolfram allein verantwortlich zu machen.

Kassel, 5 november 1899. ALBERT NOLTE.

Wolfr. Parz. 201, 12 : Bartsch erklärt den vers *er sazt die werden, dier dâ vant* 'er wies den vornehmsten ihre plätze an'. sollte Parzival würklich in dem augenblicke, da es gilt brennenden hunger zu stillen, an das placieren denken? der vers scheint der gesamtstimmung zu widerstreben. die übersetzer lassen ihn sämtlich fallen, und ich selbst habe früher an *dzte* f. *sazte* gedacht (vergleicht das *überkrüpfe* 201, 14 die bürger doch mit äsenden falken, vgl. 191, 12 f), auch *satte* ('sättigte', im gegensatz zur überfüllung) erwogen, was besonders leicht zu *sazte* (D *satze*) sich misverstand. dennoch wird die überlieferung recht haben. *setzen* (*daz sitzen bescheiden*) ist vor der mahlzeit so ständige ceremonie (Parz. 311. 636. 762, Wh. 172. 261. 263, also selbst bei der henkersmahlzeit vor der entscheidungsschlacht), speciell das amt des wirtes (Wh. 263, 10), dass es schlechthin 'bewirten' bedeutet. der könig lässt Wh. 173, 23 die gäste setzen nicht *nâch ir êren*, sondern *nâch sînen êren*, lässt sie 173, 21 *wol setzen*, di. wohl bewirten; Wh. 234, 17 will Willehalm die seinen ebenso *ze wirtschefte gesetzen*. in diesem sehr prägnanten sinne bedeutet *sazte* auch in der Parzivalstelle, was dort allein not tut: 'er sorgte als wirt für die edeln'; der eigentliche sinn ist über dem symbolischen vergessen. R.

MITTELHOCHDEUTSCHE STUDIEN.

8. DIE *E*-LAUTE IN DEN REIMEN DER MHD. DICHTER.

Dass umlauts-ę und altes ë von den mhd. dichtern im reim geschieden werden, war eine der frühsten erkenntnisse der deutschen philologie und grammatik. heute sind wir hauptsächlich mit hilfe der mundartenforschung darüber belehrt, dass ein grofser teil der früher zur regel constatierten ausnahmen darauf zurückgeht, dass einerseits è in gewissen stellungen und worten (vgl. zuletzt Paul Mhd. gramm.[3] § 43 anm. 3, Michels Mhd. elementarb. § 48) seit jeher den geschlossenen laut des ę hatte, und dass anderseits der umlaut des *a*, dort wo er secundär eintritt, offenes *ä* ergibt, welches bei manchen dichtern und in manchen mdaa. mit dem offenen ë zusammenfällt. nichtsdestoweniger ist diese erkenntnis, dass qualitativ ungleiche *e*-laute von den mhd. dichtern nicht gereimt werden, noch immer nicht consequent weitergeführt worden : man operiert noch immer mehr als billich mit den 'ausnahmen', führt die bindung von etymol. ę und etymol. è stets am liebsten auf die gröfsere und geringere sorgfalt der reimtechnik des einzelnen zurück, verbreitet so durchaus schiefe und vage lehren wie 'sorgfältiger reimende dichter meiden die bindung von *e* : ë, dulden dagegen meist ë : *ä*' und ist meiner erfahrung nach auch noch heute geneigt, Weinholds ausspruch (Mhd. gramm. § 41), dass die bindungen von ę : è 'gegen ende des 13 jhs. kaum noch als ungenau galten', zu unterschreiben.

Nicht auf die sorgfalt der technik, sondern auf die mda., auf diese immer zuerst und meist ganz allein kommt es an, ob ein dichter ę mit ë bindet und welche ę er mit ë bindet[1]. dass

[1] ich ziele hier nicht auf die ë, die in vielen oder allen mdaa. im klang mit ę zusammenfallen, da ich überall in diesen studien die blofs etymologischen, aber nicht lautlichen ë, also die geschlossenen ë in *swester*, *gester*, *weste* (*nëst*, *fëst* 'dies festus'. *brësten*, *gebrëst* haben auch oft geschlossenes *e*, verlangen aber für jeden dichter und jede mda. gesonderte betrachtung), *fels*, *helm*, *belliz*, *welher* (*eben* verlangt wider gesonderte betrachtung), *etewër* usw. direct als ę ansetze. dass ich ferner auch den worten ihre richtigen *e*-laute zuzuteilen bestrebt bin, denen man in folge falscher etymologie oder nichtbeachtung ihrer mundartlichen lautung ein umlauts- resp. brechungs-*e* fälschlich zugeteilt hat (*vëgen*, *rëchenen*, *jęner*, *snëcke*, *schęnkel* usw.), und dass ich schliefslich zwischen ę und *ä* genau scheide und dieses auch von ë gesondert betrachte, versteht sich von selbst.

auch nur éinem hochd. dichter des 13 jhs. und seis dem letzten *ę* und *ė* im reim gleich galt, läugen ich. es gibt bei unrein reimenden autoren natürlich reime von *ę:ë* so gut wie etwa andre unreine reime, immer lässt sich aber dann die reine bindung der *e*-laute als das regelmäfsige erweisen, das zur unreinen ausnahmsbindung genau im gleichen verhältnis steht, wie reine und unreine bindung bei diesem autor überhaupt. und auch hier spielt die mda. die hauptrolle. denn nur dér autor bindet ausnahmsweise *ę:ë*, in dessen mda. die beiden laute auch heute nicht zu weit von einander abliegen: ein Hochalemanne wie Walth. vRheinau lässt den reim *-ęr:-ër* ausnahmsweise passieren, dass ein Baier oder Österreicher, auch noch im 14 jh., jemals *-ęr* mit *-ër* gebunden hätte, halt ich für ausgeschlossen.

Ferner find ich, dass selbst für unsre mhd. hauptdichter die kenntnis ihres sonderverhaltens in bezug auf die *e*-laute noch immer nicht sichrer besitz der wissenschaft ist. und diese kenntnis ist leicht zu erlangen und höchst wichtig für die richtige einordnung des betreffenden dichters. zöge man Wolframs gebrauch der *e*-laute im reim in betracht, so würde man nicht, wie dies heute allgemein geschieht, den bairischen einschlag seiner sprache so ganz ungebührlich überschätzen. aber da list man immer und immer wider und zuletzt noch in Michels Mhd. elementarb. § 74, 3 anm. 1, dass Wolfr. *ę* und *ë* häufig binde und bes. häufig vor *g*: all das nur, weil Schulz in seinem reimregister aus purer unwissenheit einige 70 bindungen von *ę:ë*, darunter viele vor *g*, für Wolfr. ansetzt, die mit ausnahme der zwei reime von *stęte:bëte* und der fälle, in denen nicht *ę*, sondern *ä* mit *ë* gebunden ist, von ihm alle einfach falsch beurteilt sind. nein, es gibt keinen dichter, der *ę* und *ë* schärfer und sichrer zu trennen wüste als Wolfram. aber so wenig ist die bedeutung dieser scheidung in fleisch und blut der altdeutschen philologie übergegangen, dass etwa Wolff noch im XIX band des Anzeigers s. 155 auf grund einer überall corrupten überlieferung des 16 jhs. den reim von *hęr* zu *gër* Konrad vWürzburg octroyiert, obwol dieser dichter innerhalb von nahezu hunderttausend versen *-ęr* und *-ër* niemals bindet und die beiderlei reimpaare *-ęr:-ęr* und *-ër:-ër*, die bei ihm zu hunderten vorkommen, stets streng auseinanderhält, und dies, trotzdem Haupt in der anm. zur stelle den

künftigen 'kritiker' auf die vorliegende schwierigkeit eigens aufmerksam gemacht hat![1]

Merkwürdig bleibt es mir schliefslich auch, dass man sich für die vielen unter den ältern und jüngern dichtern, die ę und ē im reim noch durchaus trennen, jedoch mehr oder weniger häufig kurz ĕ auf lang é reimen, m. w. noch nicht gefragt hat, welches ĕ (ę, ē oder ä) denn von ihnen auf é gereimt wird, und welches é (é oder æ) auf ĕ[2]. es ist doch nicht anzunehmen, dass derselbe dichter, der ę und ē, é und æ dort, wo er die etymol. quantitäten in sich bindet, feinhörig scheidet, dieselben laute durcheinandermengt, sobald er etymol. kürze mit etymol. länge bindet, sodass sein reimpaar dort auch qualitativ unrein wird, wo es (von historischem standpunct aus) schon quantitativ unrein ist. man hat über die ursprüngliche qualität des aus *ai* hervorgegangenen é schon viel debattiert und widersprechende ansichten geäufsert. für die mhd. zeit wurde jüngst von Michels Mhd. elementarbuch § 26 s. 27 für é die offene qualität in anspruch genommen, uzw. allein mit hinweis auf den übergang *hérre* > *hĕrre*; denn *érze* > *ĕrze* wollen wir doch besser bei seite lassen, in der hoffnung, dass das Ahd. elementarbuch der sammlung uns darüber bald richtiger belehrt. mit der einschränkung 'wenigstens oberd.' bringt Michels selbst seine ansicht vor[3]: mit der einschränkung 'wenigstens ostschwäb. und bair.' werden wir sie gelten lassen können. dass fürs 13 und 14 jh. die beobachtung des reimgebrauchs der dichter, die ę und ē, é und æ trennen, aber die quantitäten mengen, die entscheidung bringen muss, war leicht vorauszusehen. sie fällt zu gunsten derjenigen, die hier den zusammenfall der ältern mit den heutigen dialektverhältnissen verfochten haben. die nähere ausführung dieses themas wird uns im folgenden in erster linie beschäftigen.

Die bairisch-österreichische gruppe. — ich schicke die betrachtung jener 'ausnahmen' voraus, jener 'unreinen' bindungen von *ę : ē*, die den bair.-österr. dichtern, sei es des kunst-

[1] Wolffs verweis auf die 'weitern fälle des reims *e : ē*', die bei Konr. zu constatieren wären, hat schon ESchröder in der anm. aao. zurückgewiesen.

[2] jedoch scheint Ehrismann auf richtigem weg, s. Beitr. 22, 289. 291.

[3] auch *hérre* ist nicht allgemein mhd., sondern hat dialektisch begrenzte geltung, s. darüber Studien nr 10.

epos (Heinr. vTürl. l), sei es des volksepos (Nib. usw. l) seit jeher vorgeworfen werden, als wäre die technik hier roher, das ohr der dichter hier weniger fein gewesen als anderswo, während sie in würklichkeit nur einen unterschied nicht hören konnten, wo er in ihrer mda. seit ältester zeit nicht mehr bestand.

Ich gebe in dieser nr der Studien nicht für jeden dichter die sämtlichen belege, die mir aber, wie ich betone, für jeden, der genannt wird, vollständig zur verfügung stehn, sondern lege nur die resultate vor und illustriere sie dann durch die bei diesem oder jenem der genannten erkennbaren einzelverhältnisse. da ja immer auch die zahllosen reinen bindungen neben den sog. unreinen, uzw. nicht nur für die gerade in behandlung stehnde gruppe von dichtern selbst, sondern zu vergleich und contrast auch für die andern dichter, hätten heruntergezählt werden müssen, so hätte das diese nr unnötigerweise aufs fünffache angeschwellt.

Es ist festzustellen, dass alle österr. volksepen: Nib., Gudr., Klage, Bit., Dietr. Fl., Rabenschl., Wolfd. B, Roseng. A, Laurin; ferner auch alle andern österr. denkmäler: Neidh., Warnung, Heinr. vTürl., Mantel, Ulr. vTürl., Pleier, Mai und Beaflor und ebenso noch die spätern und spätesten: Ulr. vLichtenstein, Herrand vWildon, Gundach. vJudenburg, Ottokar [1], Konr. vHaslau, Lutwin, Seifr. Helbling, Suchenwirt, Christoph. Zs. 17, SOswald ed. Ettmüller, dass also alle diese österr. denkmäler, die ältesten wie die jüngsten, *ę* und *ë* vor *r*, doppel-*r* und *r* + cons., vor *l* und *l* + cons.[2] auf das peinlichste und ohne dass wir auch nur éine ausnahme von der regel zugeben dürften, auseinander halten. spätere Franken und spätere Alemannen scheiden *ę* und *ë* ja auch noch meist in ihren reimen, aber es gestatten sich viele von ihnen hie und da auch eine unreine bindung, hier in der tat eine unreine, weil ihr das gros der reinen bindungen gegenübersteht. diese sporadischen reime von *ę* : *ë* finden sich bei Franken und Alemannen ebenso oft vor liquida wie vor muta, weil sie hier und dort ihre *e*-laute in gleicher weise trennen oder mengen. — nicht so die Österreicher.

Die ganze reihe der österr. denkmäler nämlich, die ich eben genannt habe, wider die jüngern so gut wie die ältern, reimen

[1] die kenntnis der reim- und sprachverhältnisse Ottokars verdank ich den sammlungen SSingers.

[2] für stellung vor doppel-*l* ist jeder Österreicher für sich zu untersuchen.

-ẹb(e)- und *-ëb(e)-*, *-ẹd(e)-* und *-ëd(e)*, *-ẹg(e)-* und *-ëg(e)*, *-ẹt(e)* und *-ët(e)-* ohne die geringste einschränkung unterschiedslos miteinander. auf dieses 'unterschiedslos' setz ich den accent, denn dass *ẹ : ë* vor *g* in diesen gedichten des öftern gebunden wird, ist schon widerholt und von verschiedenen seiten notiert worden[1]. immer aber rangieren daun diese bindungen unter den 'reimfreiheiten' und nirgend wird betont, dass sämtliche österr. dichter *ẹ* und *ë* vor einfachen *b*, *d*, *g*, *t* überhaupt gar nicht unterscheiden. dass die bindungen von *ẹbe : ëbe* und *ẹde : ëde* trotzdem selten sind (s. aber etwa *gehẹbe : lëbe* Krone 13018, *grẹbet : lëbet* 4971, Warn. 1293, *hẹben : lëben* Laur. 751, *: gëben* Lutw. 394, *erhẹben : dëgen* Christoph. 265, *ẹdel : sëdel* Gudr. 1631, 3. Suchenw. 41, 1303, anderes unten bei den belegen für einzelne dichter), beweist so wenig etwas dagegen, als dass in den weniger umfangreichen österr. dichtwerken auch die bindung von *ẹge : ëge* hie und da nur sporadisch auftritt. dies findet seine volle erklärung im wortmaterial. in *ẹbe* gibt es aufser den doch sicherlich im reim nicht häufig zu erwartenden *hẹben*, *grẹbet* keine reimworte[2], und noch schlechter ist es für *ëde* mit den dem dichter zur verfügung stehnden reimmöglichkeiten bestellt. so müssen notwendig die sogen. unreinen bindungen von *hẹbe(n) : -ëbe(n)* hinter den reimen von *gëben : lëben : strëben : swëben : ëben* ganz auffällig zurückstehn. aber die hauptsache ist nicht, dass neben der in der ganzen mhd. litteratur wuchernden reinen bindung von *ëbe : ëbe*, *ëge : ëge* in der österr. auch einige *ẹbe : ëbe* und *ẹge : ëge* stehn, sondern dass hier neben den unreinen bindungen die reinen von *ẹbe* und *ẹge* in sich ganz oder fast ganz fehlen und dass man daneben *ẹ* und *ë* vor liquida auch in den schwierigeren reimtypen reinlich scheidet.

Denn ähnlich wie für *ẹ* und *ë* vor *b* ligt die sache auch für *e* vor *g*. auch hier überwiegen die reimmöglichkeiten in *ëge* (*wëge* subst., *alle wëge, under wëgen, wëgen* verb, *sich bewëgen, ûz erwëgen, dëgen, sëgen, gelëgen* part., *stëge, phlëge* subst., *phlëgen* verb,

[1] s. zb. Martin Kudr. gr. ausg. s. IX, Jänicke Heldenb. I s. IX, Martin Heldenb. II s. LV f, Amelung Heldenb. III s. LVIII, Holz Roseng. s. LXXXI usf.

[2] *eben* gilt den meisten mhd. dichtern als *ëben*, für die Österreicher lässt sich natürlich nichts entscheiden. *entsẹben* ist keine bair.-österr., sondern eine hauptsächlich md. vocabel. der plur. von *stap* hat meist secundären umlaut.

règen subst.) bei weitem über die reimmöglichkeiten in *ęge* (*slęge* subst., *lęgen*, *węgen* 'schütteln', *ręgen* verb, *męgen* auxiliar), wenn dieser auch mehr vorhanden sind, als derer in *ębe* und *ëde*. das illustrieren uns schon die zahlenverhältnisse in den reimen jener dichter, die *ę* und *ë* auch vor *b*, *d*, *g* unterscheiden. Hartm. zb. überliefert 10 reimpaare in *ęge(n)*[1], dagegen stehn 62 reimpaare in *ège(n)*. bei Wolfr. stehn 12 *ęge(n)* : *ęge(n)* gegen 89 *ège(n)* : *ëge(n)*[2]. wir sehen also, dass die wahrscheinlichkeit mindestens 6 mal so grofs ist dafür, dass *ęge(n)* bei dichtern, in deren sprache es mit *ège(n)* identisch ist, zu diesem *ëge(n)* gepaart werde, als dass es mit *ęge(n)*, also in sich reime. da *ę* vor *g* bei den Österreichern nun tatsächlich diesem verhältnis gemäfs fast immer zu *ë* reimt und nirgend sich ein wort mit dem passenden *ę* sucht[3], so dürfen wir wol behaupten, dass die Österreicher *ę* und *è* vor *g* (*b* und *d*) gar nicht unterscheiden. eh ich die sachlage im einzelnen an einigen der oben genannten denkmäler, die sich alle gleich verhalten, illustriere, müssen wir noch die weiteren für die richtige wertung des materials notwendigen darlegungen hören.

Für *ę* vor *t* handelt es sich hauptsächlich um die bindung des wortes *stęte*, resp. *stęten*. hier brauchen wir nur zu constatieren, dass die bindung *stęte(n)* : *-ëte(n)* (*bëte*, *gebëte*, *gebëten*, *trëten*, *jëten*, *hëte* usw.) bei allen Österreichern häufig ist. jedoch

[1] von den reimen in *eget* (nur Er. 4686) ist bei der berechnung abzusehn, da *leit* und *treit* von Hartm. stets, von Wolfr. fast nie contrahiert werden und auch die Österreicher, wie die nächste nr lehrt, sich da verschieden verhalten.

[2] bei Schulz sehr viel unter *ę* : *è* s. 49. — von *eget* seh ich wider ab, s. die voranstehnde anm. zu den beispielen für *ègen* bei Schulz s. 43 füge noch hinzu *dègen* : *phlègen* Parz. 427, 21.

[3] ein überwiegen der reinen bindungen von *ège* in sich ist aber natürlich auch für die Österreicher selbstverständlich, da die worte in *ège* eben viel häufiger zur verwendung kommen als die in *ęge*. in kleinern gedichten kann auch das vollständige fehlen einer bindung von *ę* : *è* vor *g* neben zahlreichen *ège* : *ège* unsrer auffassung von der identität des *ę* und des *è* in stellung vor mula bei den Österreichern nicht ins wanken bringen, solange nur auch kein *ęge* : *ęge* widerspricht. so wird der Laurin nur durch die bindung von *hęben* : *lèben* 751 in unsre gruppe gewiesen, *ège* : *ège* ist häufig, *ęge* : *ège* fehlt, aber das ist zufall, denn es fehlt auch ein *ęge* : *ęge*. ebenso kann es zb. nichts zweifelhaft machen, wenn etwa im Roseng. A nur 2 mal *slęgen* : *dègen* reimt, s. Holz s. LXXXI, sonst kein *ę* : *è*. die hauptsache ist auch hier, dass im gedicht sonst nirgend *ęge* reimt, als dort, wo es mit *ège* gebunden ist.

ist diese bindung nichts speciell österreichisches, sie greift über Österreich und das engere Baiern hinaus auf fränkisches und alemannisches gebiet. aber so viel unterschied bleibt doch: es gibt keinen Österreicher, der diese bindung sichtlich meidet[1], dagegen gibt es eine ganze reihe alem., fränk., oberpfälz. dichter, die *ęte* und *ēte* auseinanderhalten. so von Hartm. und andern ältern Alemannen ganz abgesehen, zb. Konr. vWürzb., Reinbot, Servatius Zs. 5, die alle drei *tęte*, nicht *tēte*, sagen (s. s. 107. 112) und dieses *tęte* nur mit *stęte* binden. über Gotfr. vStrafsb. s. oben s. 107. noch Hugo vLangenstein und Hugo vTrimberg halten *stete* und *bēte* auseinander. man pflegt für die bindung von *stęte* : *-ēte* in neuerer zeit, bes. seit Ehrismanns zusammenstellungen Beitr. 22, 298 f, *stǣte* statt *stęte* anzusetzen. aber damit kämen wir etwa für Wolfr. aus, nicht für die Österreicher. denn diese reimen *ā* : *ē* erst recht nicht. übrigens stehn neben *stęte* : *-ēte* doch auch die *vęter* : *wēter* und *kęten* : *getrēten*, s. u.

Wenden wir uns nun zur betrachtung der reime von kurz *ĕ* auf lang *é* in den genannten österr. denkmälern. ich setze die reihe noch einmal her: Nib., Gudr., Klage, Bit., Dietr. Fl. und Rabenschl.[2], Wolfd. B, Roseng. A, Laurin, Neidh., Warnung, Heinr. vTürl., Mantel, Ulr. vTürl., Pleier, Mai, Ulr. vLichtenst., Herrand vWildon, Gundach. vJudenb., Ottokar, Konr. vHaslau, Lutwin, Seifr. Helbl., Suchenw., Christoph Zs. 17, SOswald ed. Ettmüller. alle diese nun reimen, wenn sie die ungleichen quantitäten binden, und das tun so ziemlich alle (über Ulr. vTürl. s. unten), *é* nur auf *ē*, nie auf *ę*. *é* kann ja aus etymologischen gründen hauptsächlich nur vor *r*, *h*, *w*, resp. im auslaut, ferner in *séle* < *saiwala* vor *l* erscheinen. das *é* in *gréde*, *béde*, *wénic*, *gén* und *stén* lass ich vor der hand bei seite. sein klang wird unten noch zur besprechung kommen. die zwei erst-

[1] wo *stęte* : *-ēte* in einem österr. gedicht fehlt, wie zb. in den Nib., lässt sich der 'zufall', wie wir sehn werden, fast mit den händen greifen.

[2] man muss dabei in anschlag bringen, dass Dietr. Fl. und Rabenschl., sowie die Nib. (s. oben s. 96 anm.) als zweiten compositionsteil der namen lediglich *-hęr* kennen und nicht *-hêr*, s. Dietr. Fl. *Starchęr* 955, *Ruothęr* 1315, *Sigehęr* 2069 (der *Sigehêr* oder wol besser *Sigegêr* 5859 ist ein andrer), *Diethęr* 2409. 7445, *Walthęr* 5902. 9244, *Gunthęr* 9229; Rabenschl. *Gunthęr* 489, 2. 722, 1, *Wichęr* 72, 1, *Alphęr* 256, 1, *Diethęr* 349, 2. 379, 4. 428, 2. im Bit. wechselt *-hęr* und *-hêr*, s. Jänicke s. x, ebenso im Roseng. A, wovon noch unten. in der Kl. herscht *-hêr*.

genannten können bei dichtern, die zweisilbig klingend und zweisilbig stumpf nicht binden und so starke apokopen wie *grêd, bêd* im reim scheuen, mit kürze ja überhaupt nicht gebunden werden; ebensowenig *wênic*. hauptsächlich wird es sich bei allen dichtern um die reimtypen *-êr* und *-ër* handeln. und hier ist zu sagen, dass die Österreicher zwischen den reimtypen *-êr* und *-ër* so gut wie gar nicht scheiden: *-êr* uud *-ër* fallen auch bei denen unter ihnen zusammen, die, wie etwa der dichter der Nib., zwischen *-ar* und *-âr* noch genau unterscheiden. aber nur *-êr* und *-ër* fallen zusammen, die bindung *-êr* : *-ęr* (*hęr, męr, węr, ernęr, verzęr* usw.) fehlt auf dem ganzen gebiete. wie leicht und gefällig die letztere gewesen wäre, wird uns noch der gebrauch der dichter andrer mdaa. demonstrieren. auch die bindung *-êrte* : *-ërte* und, bes. bei den spätern, die stärker synkopieren, *-êrn* : *-ërn* ist in österr. denkmälern gang und gäbe. so gut wie nie reimt hier aber *-êrte* : *-ęrte* (*nęrte, węrte, hęrte, gevęrte* usw.) oder *-êrn* : *-ęrn* (*węrn, ernęrn, verzęrn, behęrn* usw.), diese bindungen eignen andern mdaa. von einigen fast immer nur scheinbaren ausnahmen wird unten noch die rede sein. zu *sêl*, das apokope nicht scheuende denkmäler auf *snël, hël, gël* usf. reimen, gibt es freilich schon an sich leichter bindungen mit *-ël* als mit *-ęl* (bem. übrigens *ich zęl, węl*, ferner **sêln* : *zęln, węln* usf.), aber wäre *ê* und *ë* vor *l* nicht qualitativ gleich gewesen, so hätten die spätern Österreicher ihre bindung meiden können, wie die spätern Franken etwa sie meiden. dasselbe gilt von den *lêhn, vlêhn* : *sëhn, geschëhn, jëhn, lêch, verzêch* : *er jëch, ez geschëch* usw., *vlêhte* : *rëhte, knëhte* usw.

Während in Österreich nun, wie wir gehört haben, *ë* und *ę* zusammenfallen vor muta, bleiben sie vor *r, l* (und *h*, über *-ëh* und *-ęh* s. unten) getrennt. nichts natürlicher also, als dass zu *-êr, -êl* und *-êh* nur eius der beiden *ë, ę* oder *ë*, reimen konnte, es wäre denn, dass die qualität des *ê* eine mittlere gewesen wäre, die zwischen *ë* und *ę* iu der mitte stand. das war in Österreich nicht der fall: auf *ê* konnte nur *ë* gereimt werden, db. *ê* hatte hier die qualität des *ë* vor *r, l, h*[1].

Sowie einem Österreicher kein *ê* : *æ* und kein *ë* (geschweige denn *ę*) : *â* reimeu kann, so kann ihm seiner mda. gemäfs auch nie ein *ë* oder *ę* mit *æ* reimen. *æ* und *â* reimen nur in sich.

[1] auslautendes *ê* (*ê, mê, sê, snê, klê, wê* usw.) und *ê* vor *w* (*êwic* usw.) kann ja aus begreiflichen gründen keine bindung mit *ë* finden.

ich berühre dies hier nur, die nähere ausführung bringt ein späterer abschnitt noch dieser nr.

Wenn wir sehen, dass mit dem *ê* das dann vor *r, l, h* zu stehn kommende *ë* zusammengeht und nicht das *ę*, so wird uns dadurch nur ein detail der österr. dialektgrammatik schon fürs 13 und 14 jh. bestätigt, das für die gegenwärtige zeit längst constatiert ist. denn auf österr. (und auch bair.) boden fällt das *ê* mit dem in gleicher stellung gelängten *ë*, nicht aber mit dem *ę*, heute vollkommen zusammen, uzw. teils in einem offenen langen *ē*, teils in einem daraus in einzelmdaa. vor *r*, seltener vor *l* entwickelten *ea*, teils, vor *l*, in einem offenen langen *ō* usw. ich verweise dafür auf die ausführungen von Luick Beitr. 14, 129. 133, Nagl Beitr. 18, 263, Schatz Mundart von Imst s. 50 f. 52, Maister Vocalverhältnisse der mda. des burggrafenamtes, Meraner progr. 1864, s. 7. 10, GMaurer Die mhd. *e, o* und *iu* der stammsilben in der jetzigen mda. an der Ilz (Ostbaiern) s. 7 f.

Da nun *ë*, wie wol feststeht, den offenen, *ẹ* den geschlossenen laut in älterer zeit so gut wie heute repräsentiert, so hatte *ê* also in Österr. (und Baiern) schon im 13 und 14 jh. den offenen klang, der ihm auch heute eignet.

Nun fragt es sich weiter : in welchem laut fielen in der sprache der österr. dichter des 13 und 14 jhs., sowie ihre reime es erkennen lassen, die *ę* und *ë* vor *g, b, d, t* zusammen? es wurde zur sache schon viel verkehrtes vorgebracht. so will Holz Roseng. einl. s. LXXXI die beiden reime von *slęgen : -ëgen*, die sein gedicht ausweist, dadurch erklären, dass, nach einem sonst ja ganz bekannten vorgang, der plur. von *slac* in folge der beeinflussung durch das *a* des singulars statt des zu erwartenden ersten zweites umlauts-*e*, also *ä*, erhalten habe, das nun mit offenem *ë* reimte. aber erstens hat Holz nicht bedacht, dass im gedicht zwar nur *slęgen : -ëgen* 2 mal gereimt ist, aber nirgend sonst ein *-ęgen* auch rein in sich reimt, zweitens dass wir diese bindung von *ę : ë* vor *g* im Roseng. A nicht losreifsen dürfen von den zabllosen ganz gleichartigen reimen der andern österr. denkmäler, in denen aber bindungen von *lęgen, męgen, engęgen : -ëgen* neben den *slęgen : -ëgen* stehn. ferner ist — und das wäre allein schon entscheidend — eine bindung von *ä : ë* wol in md. und spätalem. denkmälern an ihrem platze, in österr. oder bair. aber kann *ä* mit *ë* gar nicht reimen, sowie diese beiden laute ja auch

heute eben in allen md. und den meisten alem. dialekten zusammenfallen, in Österreich und Baiern aber himmelweit verschiedene laute bleiben; und schliefslich gehört gerade der plur. von 'schlag' zu den nicht zahlreichen pluralen von *i*-substantiven, die ihr altes *ę* durch das *a* des sing. nicht beeinflussen lassen, sondern es auch in den jetzigen dialekten, und nicht nur auf österr. gebiet [1], fest in der alten qualität erhalten haben; s. zb. wider Luick Beitr. 14, 130, Schatz aao. s. 44, Maurer aao. s. 7. auch für den Wiener dialekt kann ich dies bezeugen : das deminutiv heifst *šlágᵊl* (hohes *á* = mhd. *ă*), der plur. aber *šlę̄k* mit langem geschlossenen *e*.

Allgemeiner hat kürzlich noch Michels Mhd. elementarb. § 74, anm. 1 s. 61 zur erklärung unsrer österr. reime von mhd. *ę : ë* vor *g* — von den gleicbartigen bindungen vor *b, d, t* nahm er nicht keuntnis — der vermutung raum gegeben, dass im bair. '*g* die volle durchführung des umlauts verhindert habe'. danach wären also, wenn wir diese hypothese auf unsre beobachtung ausdehnen, *ę* und *ë* vor *g, b, d, t* bei den österr. dichtern mhd. zeit im offenen laut des *ë*, nicht im geschlossenen des *ę* zusammengetroffen. dass gerade das umgekehrte der fall ist, hätte Michels ein blick in die den bair.-österr. *e*-laut behandelnden schriften lehren können.

Auf bair.-österr. sprachgebiet behalten einerseits *ę* und *ë* vor *r* und *l* ihre ganz heterogene qualität : das *ë* bleibt, wie die einzelmda. es auch entwickelt, stets ein offner laut, das *ę* stets ein geschlossener und gebt, namentlicb vor *r*, vielfach direct in einen *i*-laut über oder, namentlich vor *l*, in ein geschlossenes *ö*. so bei erhaltener kürze, so in der dehnung. in den übrigen stellungen aber (von stellung vor nasal wird am schluss der nr zu handeln sein) hatte anderseits das offene *ë* die tendenz, den geschlossenen laut des *ę* auzunehmen. uzw. greift diese tendenz ausnahmslos durch vor einfacher muta, wo also heute immer dehnung des vocals vorligt, dh. vor *b, d, g, t.* hier ist in den österr. mdaa. das gedehnte mhd. *ë* geschlossen, ein *ę̄* oder *ęi*, ein *ọ̄* oder *ọi* usf. und hat den lautwert des umlauts-*ę*, mit dem es gänzlich in eins fällt. die tendenz wird behindert durch schärfere consonanz oder vielleicht vielmehr durch bestimmte unbetonte silben, die der wurzelsilbe folgen und die im nhd. sonst

[1] fürs alemann. von Baselstadt vgl. zb. Heusler Germ. 34, 118.

häufig auch consonantenschärfungen und erhaltung der kürze im gefolge haben (*-er*, *-el*, in der flexion wenigstens dialektisch durchstehndes *-en*). so wurde der vorgang zuletzt von Brenner und Maurer formuliert[1]. ich verweise auf Luick Beitr. 11, 492ff. 14, 127ff, Nagl Beitr. 18, 262ff, Gradl Die mdaa. Westböhmens Bayerns mdaa. I 411—13. 415—17 und die dort in den anmm. gegebenen verweise auf Schmeller; ferner Brenner Beitr. 20, 87, Maurer aao. s. 7—17, Schatz aao. s. 49ff.

Was die berührten ausnahmen von der allgemeinen entwicklung des *ë* zu *ę*, dh. die fälle anlangt, in denen *ë* aufser vor *r* und *l* auch sonst (vor scharfer consonanz usw.) im bair.-österr. nicht geschlossenen laut erhält, so sind nur darin, wie es scheint, alle einzelmdaa. einig, dass *ë* vor *ht* (*knëht*, *rëht* usw.) seinen offenen klang behält. vor einfachem *h* bleibt *ë* (auch in der dehnung also) ebenfalls meist offen, jedoch tritt hier zb. in der Imster mda. schon *ōi* ein, also der laut des gedehnten *ę* (resp. *ë* vor *b, d, g, t*), s. Schatz aao. s. 50. wo *ë* sonst der allgemeinen tendenz zuwider seine alte qualität (meist zugleich mit seiner alten quantität) auf österr. gebiet erhalten hat, da gehn die einzelmdaa. oft stark auseinander und jedes einzelne wort verlangt gesonderte betrachtung. fest steht aber für das zusammenhängende gebiet der ganzen mda., dass *ę* und *ë* vor liquida getrennt bleiben, vor einfacher muta (*b, d, g, t*) im geschlossenen laut zusammenfallen. dass dieser lautstand schon im 13 und 14 jh. der gleiche war, wie heute, beweisen uns die reime unsrer mhd. dichter aus Österreich[2].

Was schliefslich noch die verbreitung und die grenzen dieser die *e*-laute betreffenden dialektischen verhältnisse angeht, so scheint sich der zusammenfall von mhd. *-ër* und *-ér* auf oberpfälz. und westböhm. gebiet heute nicht zu erstrecken, dafür greift er über die westgrenze Baierns auf ostschwäb. gebiet hinüber, s. Kauffmann

[1] da wir den übergang des *è* vor einf. muta in den geschlossenen laut jetzt als im 13 jh. bereits vollzogen annehmen müssen, da ferner alle österr. gedichte des 13 jhs. zweisilbig stumpf und zweisilbig klingend noch streng auseinanderhalten, die dehnung der kurzen vocale in offener silbe noch nicht vollzogen haben, können wir in der tat nicht mehr mit Luick dehnung und und übergang des *è* in geschlossenes *é* in irgendwelchen causalzusammenhang bringen. [2] zuerst hat Maurer aao. s. 20f im zusammenhang mit dem lautstand des heutigen dialekts auf die bindungen von *ę : è* vor *g* und die seltenheit der correlaten bindungen vor *r* und *l* bei den österr. dichtern hingewiesen. [s. jetzt auch WHorn Zs. f. hd. mdaa. 1, 18f.]

Gesch. der schwäb. mda. § 72, FrSchmidt Die Rieser mda. § 14 s. 31. dagegen ist der zusammenfall von *ę* und *ë* vor einfacher muta (und, was aber die mhd. reime, da die lautgruppe -*ęs*- fehlt, nicht berührt, vor einfachem *s*) im verein mit vollkommener scheidung der *ę* und *ë* vor liquida fürs österr. gebiet incl. Tirol (s. Luick, Nagl, Maister, Schatz), für Ost- und Südostbaiern (s. Maurer, Brenner) und von Gradl aao. auch für den grösten teil der Oberpfalz und Westböhmens vermerkt, macht aber im westen zum mindesten an der schwäb. grenze halt und greift nicht auf ostschwäb. gebiet hinüber. wir werden sehen, dass uns die reime mhd. dichter darauf führen, dass, im 13 jh. wenigstens, *ë* vor muta auch im östlichen Ostfranken, in Wirnts vGrafenberg heimat, also in einem grenzgebiet gegen Baiern hin, den übergang zum geschlossenen laut mitgemacht hat, hingegen in einigen teilen des engern Baiern, wie ich vermute, den westlichen und nordwestlichen, ans ostschwäb. und fränk. grenzenden gegenden offen und von *ę* verschieden geblieben war. wie sich dies heute verhält, weiſs ich nicht.

Damit hab ich die gegenwärtig in den bair.-österr. mdaa. gegebenen lautstände nur ganz im allgemeinen, im anschluss an die mir vorliegenden dialektuntersuchungen skizziert: jede einzelmda. hat ja noch immer weiten spielraum[1]. mich interessiert all dies hier nur vom standpunct des mhd. lautstands aus, wie er durch die reime mhd. dichter aus Österreich erschlieſsbar ist. das resultat ist: die österr. dichter reimen *-ër : -ër*, *-ël : -ël*, *-ëh : -ëh* unterschiedslos, weil in Österreich schon im 13 jh. längstens die beiden *e*-laute in dieser stellung im offenen laut qualitativ, sowie heute, zusammengefallen waren, und sie reimen *ę* und *ë* vor einfacher muta unterschiedslos, weil in Österreich schon im 13 jh. längstens die beiden *e*-laute in dieser stellung (und vor *s*) im geschlossenen laut, sowie heute, zusammengefallen waren. vor *r*, doppel-*r* und *r* + cons., vor *l* und *l* + cons. (und vor *h*, *ht*) waren damals wie heute *ę* und *ë* grundverschiedne laute, und ebenso wurden *æ* und *ā* nirgend in Baiern einem andern *e*-laut gleich gesprochen: daher werden *ę* und *ë* vor liquida, *ā*

[1] [dass aber die Wiener mda. mhd. *mêr* 'plus' und *mer* 'mare' gleich, uzw. *meᵃ* spreche, ist nicht die einzige unrichtige angabe ThGartners Zs. f. hd. mdaa. I 146. ich habe immer nur *miᵃ* für *mer* 'mare' gehört, wie auch Hügel Der Wiener dialekt (1873) s. 108 bestätigt.]

und *ë* (*ę*) aber in allen stellungen von den österr. dichtern niemals gereimt. für den lautwert des *ë* vor *ll, ck, tt, ff, zz, tz* usf. sind die reime jedes einzelnen bair.-österr. dichters gesondert zu untersuchen. gesicherte ausbeute werden diese letztern untersuchungen nicht immer ergeben, weil der möglichkeiten, die beiden *e* in solchen stellungen im reim zu mengen, nur wenige gegeben sind. diese einzeluntersuchungen liegen hier nicht in meinem plan.

Um nun aber über die reimverhältnisse der Österreicher nicht ganz ohne belege gesprochen zu haben, will ich im folgenden die einschlägigen beobachtungen an dem reimmaterial von sieben der oben genannten österreich. dichter illustrieren. ich stelle zunächst je ein älteres und ein jüngeres denkmal zusammen und bringe die belege aus Nib. und Osw. ed. Ettmüller, Mai und Konr. vHaslau, Pleiers Meleranz und Seifr. Helbl. dann schliefs ich noch die betrachtung der *e*-reime Ulr.s vTürl. an, weil die sprache dieses dichters des öftern, wie mir scheint mit unrecht, als md. bezeichnet wurde, nicht von seinem herausgeber, der sie richtig als österr. fasst, aber zuletzt noch von Michels Mhd. elementarb. s. 23.

Für das Nibelungenlied kommen nur stumpfe reime in betracht. ich benutze Pressels reimbuch, das freilich die *e* nicht scheidet und eine der beiden wichtigen bindungen von *-ër : -ēr* nicht verzeichnet. es reimt 425, 3 *wël* 'rund' *: snël*, *-ęl* fehlt; innerhalb des typus *-elt* reimen die subst. *gezëlt : vëlt : gëlt* 8 mal untereinander, dagegen reimt *hęlt* nur zu *ir węlt* 1207,3. 2168,3 [1]. ebenso reimt *Gîselhęr* nur zu *męr* 'mare' 1184, 1 und *węr* 'defensio' 2043, 1 [2] und *hęr* 'exercitus' nur wider zu *węr* 1161, 1.

[1] *wellen* ist natürlich immer (dem laut nach) mit *ę* anzusetzen, s. oben s. 249 anm.

[2] dass nur *Gîselhęr* und *Gunthęr* und nicht *Gîselhêr* und *Gunthêr* die form des Nib. (sowie noch Dietr. Fl. und Rabenschl.), ist, wurde schon oben s. 96 anm. und s. 255 anm. hervorgehoben. der reim *Gîselher : Volker* 1662, 1 ist — ich habe das s. 96 vielleicht etwas schief ausgedrückt — als reim von *-hęr : -hęr* zu fassen. gewöhnlich reimt im Nib. *Volkêr*, also *Volc-gêr*. hier wurde *Volker < Volcgêr* mit *Volker < Volkhęr* confundiert. an *Gîselhêr : Volkêr* dürfen wir ebensowenig denken als an *Gîselhęr : Volkêr*. warum würde dieses *-hêr*, resp. *-hęr*, nur hier so unklar zu *Volker* reimen und nicht zu einem der so häufigen *hêr, mêr, sêr, gêr* oder *Rüedegêr*? — da die obliquen casus von *Gunther, Gîselher* und *Sîvrit* im endreim gemieden werden und in der cäsur des öftern als zweisilbig klingend zählen, könnte man doch vielleicht (anders oben aao.) an eine flexion *Gîselher Gîselhêre*, *Sîvrit Sîvrîde* denken, die nach analogie von *Dieterich Dieterîche*

1872, 1[1]. *-ēr* reimt nur 1 mal in sich, *spēr : gēr* 1548, 1 und 2 mal reimt *hēr* adv. zu *-ėr*, uzw. *: mėr* 400, 1, *: Rüedegėr* 2117, 3. diese zwei reime genügen vollkommen, um *-ėr* und *-ēr* schon fürs Nib. als, was den reim anlangt, identischen typus zu erklären[2]. denn da *-ēr* häufiger mit *-ėr* als in sich gebunden ist, können die vielen bindungen von *-ẹr* in sich natürlich gar nichts austragen[3]. nirgend reimt also *ẹ : ē* vor *r* oder *l* und nirgend *ẹ : ė*[4].

entstanden wäre (später auch *Ludewic Ludewîge*). dass die längung von *-hẹr* dann ein *ê* andrer qualität zur folge hat (denn *ẹ* ist geschlossen und *ê* in Österr. offen), dürfte man dagegen nicht ins feld führen, denn auch *i* und *î* hatten zur zeit des Nib. gewis schon vollkommen verschiedne qualität, befand sich doch *î* auf dem wege zum diphthong, und doch steht hier auch *Dieterîche* neben *Dieterich*. die mda. hatte eben kein andres *î* und kein andres *ê* zur verfügung, denn *æ* kann fürs fränk., aber nicht fürs österr. für den langen *e*-laut in betracht kommen.

[1] s. aufserdem *gërn : gewërn* 524, 1, *bërn* 'ursum' *: wërn* 888, 1 auf der einen seite, aber *erwẹrn : des lebenes behẹrn* 2310, 1 auf der andern. für *-ërt* belegen die Nib. nur 9 reime von *-ërt* in sich (*gegërt, wërt* adj., *danwërt, swërt, gewërt, ungewërt*); die typen *-elch, -erc* und *-erch*, die gar keine möglichkeit einer mengung von *ẹ* und *ë* geben, kommen für uns hier nicht in betracht.

[2] ebenso ist zb. für den Roseng. A durch die einzige bindung *Gîselhēr : hėr* 305, 2 der zusammenfall der lautgruppen *-ėr* und *-ēr* genügend illustriert, da im ganzen gedicht *-ēr* daneben auch nur 1 mal (*Volkēr : hēr* 278, 1) rein, dh. in sich gebunden erscheint. die bindung mit *hėr* beweist, dass im Roseng. *Gunthēr* neben *Gunthẹr* (*: wẹr* 302, 1) steht, sowie etwa auch im Bit., denn an *-ẹr : -ėr* oder *-ēr* ist in dem österr. gedicht natürlich nicht zu denken. — auch dass in der Gudr. *-ėr : -ėr* gar nie reimt, kann nicht als beweis angeführt werden dagegen, dass im dialekt dieses österr. denkmals *-ēr* und *-ėr* nicht hatten reimen können. denn in der Gudr. reimt zwar sehr oft *mẹr : hẹr : wẹr* 85, 1. 88, 1. 453, 1. 594, 1. 750, 1. 844, 1. 985, 1. 1073, 1. 1126, 1. 1128, 1. 1141, 1. 1242, 1. 1514, 1. 1561, 1. 1570, 1. 1689, 1; 703, 1, aber der typus *-ėr* ist in den reimen des gedichts überhaupt nicht verwendet. wenn er nun nirgend in sich reimt, warum soll er zu *-ēr* reimen? anderseits sehen wir wider deutlich, wie genau *-ẹr* und *-ēr* im gedicht auseinandergehalten werden: obwol beide reimtypen ungemein häufig sind, bleiben sie getrennt. ähnliches gilt für die Warnung.

[3] ein *-âr : -ar* fehlt bekanntlich im Nib., dem nur *-ân* und *-an*, *-âht* und *-aht* als gleich gilt. in der Gudr. ist *-âr : -ar* auch nur vereinzelt (*jâr : dar* 1090, 1), *-ân : -an* massenhaft zu belegen.

[4] deshalb muss Nib. 1537, 3 die la. der einzelhs. B, die den reim *hẹr* 'exercitus' *: oder mėr* ergibt, notwendig falsch sein. die la. hat übrigens wenig verteidiger gefunden: Lachmann schreibt mit ADbg *schar : ze helfe dar*, Bartsch (1597, 3) mit HdC *sêr : oder mėr*. *hẹr : mėr* stünde nicht nur im Nib., sondern in der ganzen österr. litteratur vereinzelt da.

Aber vor muta wird zwischen *ę* und *ë* nicht unterschieden. vor *b* reimt freilich nur *ë* in sich, aber der typus *-ębe-* fehlt ganz und es gibt vor *b* also auch keine reinen reime von *ę:ę*. da es hier hauptsächlich auf éin wort ankommt, auf *hęben* (denn *entsęben* fehlt dem österr. wortschatz), während auf der andern seite worte von allergröster häufigkeit stehn wie *lëben* und *gëben*, so ist der tatbestand ja durchaus unauffällig auch unter der voraussetzung, dass *ę* und *ë* im dialekt des dichters lautlich gleich waren. dasselbe gilt von *ęde* und *ëde* : beide reimtypen fehlen hier im Nib. und ebenso kann es schliefslich nicht auffallen, dass auch die bindung *-ęte : -ëte* in diesem gedicht nicht nachweisbar ist, da wider beide reimtypen, sowol der mit *ę* als der mit *ë*, hier überhaupt fehlen. dagegen führen uns nun die bindungen des *e* vor *g* die österr. verhältnisse aufs deutlichste vor augen. die reinen bindungen von *ëge* in sich interessieren uns nach dem s. 253f gesagten nicht weiter: die reimworte in *ëge*, die viel häufiger und geläufiger sind als die in *ęge*, haben sich naturgemäfs öfter zusammengefunden. aber aus eben demselben grund kann einem dichter, dem *ę* und *ë* vor muta gleich steht' die bindung *ęge:ęge* in sich nur selten liegen. und so sehen wir denn auch, dass im Nib. *ęge(n)* nirgend rein, oder besser nirgend in sich, sondern überall wo es reimt, zu *ëge(n)* reimt, welches eben die stärkere reimmöglichkeit beistellte. da kann man doch nicht von 'reimfreiheit' oder 'sorglosigkeit' sprechen, sondern *ę* und *ë* war vor *g* in Österreich eben identisch. es reimt *slęge* nur zu *wëge* 1556, 1, *slęgen* nur zu *dëgen* 189, 3. 1912, 3. 1976, 3. 1977, 3. 1998, 1. 2013, 3. 2284, 1. 2286, 3, *gelęge* nur zu *phlëge* 1135, 3, *lęgen* nur zu *phlëgen* 743, 3. 748, 1, zu *under wëgen* 647, 1 und zu *dëgen* 210, 3. 619, 1. 915, 1. 2031, 1.

Und genau die gleichen verhältnisse lässt nun auch der vielleicht tirolische, sicher österreichische[1] S Oswald erkennen, den

[1] dieser Osw. gehört zu den oben s. 87 anm. genannten österr. denkmälern (Klage, Dietr. Fl., Rabenschl.), die zwar kein *kam* reimen, jedoch *kâmen kæme* unbedenklich finden, also nur *kom*, aber auch *kâmen kæme* gesprochen haben müssen. Ettm. 3363 ist *kam : nam* natürlich nach Ml, das den reim *gienc : geviene* ergibt, zu bessern. so fehlt das leicht reimbare *kam*. das viel schwerer zu bindende *kâmen* steht 87 und 3139 unbestritten im reim. ebenso fehlt schliefslich auch beim Pleier *kam* nicht nur im Meler. (s. oben s. 87), sondern in allen epen so gut wie ganz, aber *kâmen* (s. Tand. 12612, Gar. 1048. 9124) und *kæme* (s. Tand. 13604 uö.) reimt er hie

Ettmüller nach der schlechtesten, der Schaffhauser hs. gedruckt hat. collation einer Münchner hs. Germ. 5, 142 (M), einer Innsbrucker Zs. f. d. ph. 6, 377 (I). die legende ist, so wie sie uns vorligt, ein werk des 15 jhs. aber auch hier bleiben *ę* und *ë* vor *r* und *l* noch durchaus geschieden[1]. ich bringe nur die beispiele für versausgang in *-er*. *męr* 'mare' reimt immer nur zu *hęr* 'exercitus' 63. 265. 351. 601. 1039. 1105. 1187. 1333. 1403. 1569. 1609 M. 1617. 1743. 1823. 2257. 2399. 2565. 2609. 2955 I[2]; niemals reimt es zu *-ër* und niemals zu *-ėr*. dagegen reimt *-ër* nur 3mal in sich, *hēr* adv. *: gēr* 773, *: entwēr* adv. 2409. 3227 und 26mal zu *-ėr*, uzw. *hēr* adv. *: lėrę* 51. 463. 1942. 1989, *: mėr* 373. 699. 807. M 840[22]. 1017. 2361. 3449, *: ėrę* 387. 977. 2137. 2199. 2334. 2382 M. 2472. 2833, *: sėr* 1291. 1661. 3059, *bēr* 'ursus' *: lėrę* 2813 M, *gēr : mėr* 3232, *: sêr* 719. 2111[3]. da auch die bindung von *-ėr* in sich vor diesen bindungen von *-ėr : -ër* weit zurücktritt, so wird man nicht läugnen können, dass dem dichter *-ėr* und *-ër* vollkommen gleich galten, er aber *-ęr* von diesen beiden wol zu scheiden wuste. ebenso reimt *æ* nur zu *æ* oder *â*, nie zu *ë*, *ę* oder *ê*, denn 1857 ligt *rîtėr : hėr* vor, nicht *rîtær : hėr*, das unbetonte *-er* gilt als *-ër*.

Im contrast mit dieser reinlichen scheidung der *e*-laute vor liquida steht nun wider das vollkommene zusammenwerfen derselben vor einfacher muta. nur 1mal reimt hier *ę* in sich, in *hęben : slęgen* 2805 MI, sonst ist *ę* stets nur mit *ë* gebunden. *lęben : ëben*[4] 2441. 3329, *: gëben* 985. 1125. 3145, *: dëgen* 1523; *lęgen : dëgen* 1628, *: phlëgen* 2751, *: verwëgen* 3447, *: lëben* 1613. 2012[5]; ferner *stęt : gebët* 1205, *: tët* 2502 M, *: Mahmët* 913. sehen wir uns einmal zum vergleich den Wiener Oswald Zs. 2 an, der md. gereimt ist, so können wir den 14 *ę : ë* vor muta

und da. *kam* steht in den 50000 versen des Pleier nur éinmal (Gar. 20448) im reim.

[1] 2955 (Ettm. *hêrre : męr*) ist nach I zu lesen, 2121 (Ettm. *swërt : gevęrt*) mit Bartsch nach MI, 2035 l. *mære : schœre* mit M, ebenso ist 2117 (Ettm. *sêre : wâren*) nach M zu bessern.

[2] ebenso nur *węrn : ernęrn* M 2792[3].

[3] vgl. auch *ërn : gërn* adv. 293. 455. 895 usw. kein *-ërn : -ęrn*.

[4] ich setze überall etymologisch *ëben* an, welche lautung ja auch die weiter verbreitete und allgemeinere war.

[5] 3277 (Ettm. *lęgen : tragen*) ist nach MI in *tragen : haben* zu corrigieren.

des andern gedichts hier kein einziges entgegensetzen, obwol der md. Osw. wol noch später fällt und liederlicher gereimt ist als der österreichische. in jenem wäre *ęg : ëg*, *ęb : ëb* eben ein unreiner reim gewesen, in dem österr. war die bindung rein.

Zum beweise, dass auch in Mai und Beaflor ę und ë vor *l* getrennt bleiben, setz ich die citate her für die bindung von *-ęlt* in sich einerseits und *-ëlt* anderseits. es reimen *hęlt : ir węlt : versęlt : gesęlt : zęlt* verb *: erwęlt* 38, 21. 79, 35. 80, 27. 107, 15. 113, 13. 135, 20. 209, 33 vollkommen geschieden von *vëlt : gezëlt* subst. 70, 9. 108, 5. 206, 35. und ebenso die andern *e* vor *l*. zur exemplification der trennung von ę und ë vor *r*[1] verweis ich darauf, dass *węr : męr : bęr* 'bacca' *: hęr* 'exercitus' nur untereinander gebunden werden, uzw. 43, 39. 53, 3. 107, 23. 112, 7. 122, 29. 157, 25 und ebenso *gër* subst. und verb *: hër* adv. *: dër : ër : spër : gewër* 23, 9. 34, 11. 109, 13. 126, 23. 133, 31. 163, 27. 178, 23. 190, 19. 202, 21. 210, 15. 23. 224, 39. 235, 1. 236, 37. 239, 31. oder *-ër* reimt mit *-ėr*. dabei sind die reime von *-ër : -ėr* gar nicht viel seltener als die von *-ër* in sich, ja *-ėr* wird sogar nie in sich, sondern stets nur mit *-ër* gebunden (*mėr : hër* adv. 31, 35. 59, 9. 92, 39. 114, 13. 118, 19. 202, 35. 217, 17. 241, 23, *herzesėr : dër* 171, 1), was doch klärlich beweist, dass *ë* und *ė* vor auslautendem *r* für den dichter identisch waren. eine bindung von *-ęr : -ėr* aber ist auch im Mai so unerhört wie eine von *-ęr* zu *-ėr*.

Und wider steht mit dieser genauen scheidung der *e*-laute vor liquida im contrast der völlige zusammenfall von ę und ė vor *b*, *d*, *g*, *t*. ę vor *b* reimt nur 13, 31. 159, 27 in *erhębet* und da beidemale auf *(ge)lëbet*, ebenso ę vor *d* nur in *ędel : sëdel* 238, 9 und auch für ę vor *-ge(n)* steht keine einzige bindung in sich fest; *erwęgen : phlegen* 53, 23, *lęgen : phlegen* 62, 9 und auch *lęgen : sich des bewegen* 157, 23 bleiben freilich unentschieden, da der dichter *phlegen* und *sich des bewegen* auch schwach flectiert, nicht nur stark, s. *pflegte* 110, 31, *Der vart si sich bewegte* 151, 25. aber ę reimt sicher zu ë in *engęgen : sëgen* subst. 6, 39. 141, 33, *slęgen : dëgen* 116, 7, *begęgent : gesëgent* 122, 33 und wol auch in *lęge : wëge* verb 34, 1. dagegen können die reinen bindungen

[1] 33, 5 ist sicherlich mit hs. B *wils enbërn* im reim auf *gërn* zu lesen und nicht mit Pfeiffer *wilz erwęrn*. auch die zweite hs. (A) schreibt *erbern*, nicht *erwern*.

lęgte : phlęgte 110, 31 und *: bewęgte* 151, 25 nicht ausgespielt werden, denn nur vor *-ge* und *-gen* sind die reimmöglichkeiten für *ëge* gröfser als für *ęge*, umgekehrt aber steht die sache für *eget* und *egte* : hier müssen wir notwendigerweise ein prävalieren der bindungen von *-ęget*, *-ęgte* in sich erwarten, wie dort von *-ëge*, *-ëgen* in sich[1]. s. ferner *stęte : bëte* 6, 7. 191, 5, *: hëte* 65, 15. 124, 25. 213, 1[2], *: tëte* 77, 31. 89, 27. 225, 25.

Stellen wir an die seite des dichters von Mai und Beaflor wider einen etwas jüngern : Konrad v Haslau. in dessen Jüngl. (Zs. 8) reimt kein *ę : ë* vor *l* (sondern *erwęlt : zęlt* verb 365), kein *ę : ë* vor *r*, sondern *węr* nur zu *bęr* 'bacca' 423 oder zu *męr* 523, dagegen *hër* adv. nur zu *swër* 'dolor' 489 oder zu *entwër* adv. 605. aber auch hier reimt *-ër* nie in sich, wol aber *hër : gewër* 1020, *rërt : in daz trinken mërt* 619 und auch hier werden *ę* und *ë* vor muta nicht geschieden : *lęgen* reimt zu *verphlëgen* (part., also sicher etymol. *ë*) 101, *slęgen : under wëgen* 1213, *stęten : trëten* 929. eine bindung von *ę* in sich fehlt vor muta.

Für den Pleier verweis ich wider auf *hęlt : ir węlt : (ûz) erwęlt* Meler. 3567. 4581. 5263. 6333. 8179. 8851. 9324. 10921. 11027. 12131. 12397. 12751, welche bindung getrennt bleibt von der der subst. *vëlt : gëlt : gezëlt* Meler. 5833. 7981. 7985. 8127. 9407. 11727. 11947. und auch sonst findet sich kein *ę : ë* vor *l*. ebenso reimt *-ęr* nie zu *-ër*, sondern nur *męr : nęr : hęr : węr* Meler. 375. 7243. 7253. 7259. 7960. 8313. 11585. 11689 auf der einen seite und *ër : hër : gër : spër : wër* pron. Meler. 205. 361. 809. 879. 2429. 3091. 3209. 3375. 3417. 3511 usf., im ganzen 73 mal im Meler. auf der andern. diese vielen *spër : gër* und *spër : hër* stehn meist in festen formeln, die in kampfschilderungen oft zu sechs und sieben malen innerhalb weniger verse sich auf dem fufse folgen. da ist es nicht zu verwundern, dass, obwol gewis auch für Pleier *-ër* und *-êr* identisch waren, die bindungen der durch die formeln aufgebrauchten *-ër* mit einem *-êr* ein erkleckliches seltener sind, als eben diese bindungen in sich. absolut selten sind sie aber durchaus nicht. ich finde im

[1] für *-eget* kämen höchstens die 2 plur. wie *ir bewëget*, *phlëget* in betracht, aber das sind, wie bekannt, seltne versschlüsse.

[2] 93, 19. 140, 15. 153, 37 reimt aber natürlich nicht *hète*, sondern das österr. *hêt* (s. oben s. 111 anm. 1) *: stêt*. nie reimt *bëte*, *tëte*, *stęte* zu *gêt* oder *stêt*.

Meler. *hĕr* adv. *: mêr* 5661. 9809. 11447. 11921. 11979, *ĕr : mêr* 805. 3943. 9329, *: hêr* 113, *spĕr : mêr* 3371. 5667. *-ęr* bleibt von *-êr* so gut geschieden wie von *-ĕr* [1].

Vor *g* aber wider vollkommene vermischung. im Meler. keine einzige bindung von *ęge* in sich, sondern nur *lęgen : phlĕgen* [2] 1345, *slęgen : dĕgen* 6025. 8319. 10169, *męgen : dĕgen* 7245, *erwęgen : dĕgen* 10223, *ir męget : ir stĕget* 12115. s. ferner noch *stęte : bĕte* Meler. 6463. 7433, *: tĕte* 1535. 6493 [3]. einschlägige beispiele aus dem Garel stehn einige bei Walz zu Gar. 15065. dort wird auch *-ërte : -ĕrte* aus dem Gar. (5771. 15513, füge noch hinzu 20155), bei Weinhold BGramm. § 48 s. 59 eine solche bindung aus dem Tand. (3999 di. 4013 Khull, füge noch hinzu 761) nachgewiesen. im Meler. fehlt dergleichen wol nur zufällig.

Sehr interessantes material liefert uns der sog. Seifrid Helbling. auch bei diesem spätling bleibt *-ęl* und *-ĕl*, *-ęr* und *-ĕr* streng geschieden. so reimt zb. *hęlt : gezęlt* verb *: (er)węlt : ir węlt : gestęl(le)t : gesęl(le)t* 13, 59. 1, 1386. 2, 867. 3, 177. 4, 613. 15, 553. 8, 637. 949. 1141. 1215. 11, 67 geschlossen auf der einen und *mĕldę : vĕlt : Wintervĕlt : Trounvĕlt : gĕlt* 6, 21. 1, 181. 4, 167. 325 ebenso geschlossen auf der andern seite. und auch *-ęr* reimt nur in sich, uzw. *hęr* 'exercitus' *: węr* subst. *: (ab)gezęr* verb *: bęr* 'bacca' *: męr* 'mare' 6, 141. 1, 564. 812. 4, 421. 15, 523. 653. 723. 747. 757. 8, 971. 1041. 11, 13. 7, 147. 255. 471. 509. 687. 985. 1051 und nie reimt *-ęr* zu *-ĕr* oder zu *-êr*, denn in

[1] Tand. 16748 ist im reim auf *hër* nicht *Mit rehter manlîcher węr* zu lesen, sondern *Mit rehter manlîcher gër*, wie 16770. 2275 und Gar. 1413. 14637 in genau stimmenden parallelstellen auch tatsächlich überliefert ist. *węr* wurde 16748 aus v. 16741 irrig herübergenommen. die umgekehrte verwechslung ligt vor Tand. 2807, wo in derselben phrase wider *gër* für *węr* steht (*węr* s. zb. 2870). hier überliefert die beste hs., die hs. h, übrigens ohnehin das richtige *węr*. Gar. 1072 l. *aber mit hęr (: męr)* für *aber hêr* der hs.

[2] ich kenne keinen sichern beleg für das österr. *phlęgen* schw. verb beim Pleier.

[3] zu streichen ist Bartschs *stęte : hête* Meler. 2486, denn es ist nach der hs. *stat : hât* zu lesen, 12340 belässt Bartsch diese lesung im ganz correlaten fall. ein *hête* kennt der Pleier nicht, s. oben s. 104. auch Gar. 15059 reimt wol *hât : stât*, nicht ein ganz vereinzeltes *hêt : stêt*, da würklich beweisende reime für *het* oder *hêt* beim Pleier fehlen. an den drei genannten stellen ist *hât* wol auch nicht apokopiertes *hâte*, sondern es steht in österr. weise das umschriebene perfect an stelle des präteritums. — *ę : ë* vor *d* : Gar. 5147 *ręt < ręde te : bët*.

hęr : Terramer 7, 842 hat Seifr. entweder das fremde *ẻ* geschlossen gesprochen (wovon unten gleich noch zu sprechen sein wird) oder er hat den zweiten bestandteil dieses namens mit *męr* 'mare' in verbindung gebracht, was mir noch wahrscheinlicher ist. denn *hër* adv. *: gër : spër : gewër : entwër* adv. *: ër : Rüdensmër* reimen nur unter sich (13, 31. 97. 135. 1, 215. 855. 4, 182. 8, 1061) oder zu langem *-ér*, uzw. sind diese letzteren bindungen hier so dicht gesät, dass sie an zahl nicht nur die reime von *-ër* in sich, sondern auch die von *-ér* in sich übertreffen. ich finde *hër* adv. *: sér* 7, 1081, *: mér* 1, 1070. 4, 687. 15, 575. 7, 997, *: Rüedegér* 1, 1022, *: ér* 2, 1475. 3, 357. 15, 545. 781. 8, 825. 1035. 1237. 7, 430; *ër : mér* 8, 493, *: hér* 2, 95; *dër : mér* 1, 560. 1266. 7, 341. 893, *: ér* 2, 1145. 7, 931; *gër* subst. oder verb *: mér* 1, 479. 15, 132. 274, *: ér* 2, 1261. 8, 49, *(ge)wër* subst. oder verb *: Rüedegér* 1, 944, *: hér* 10, 17. 2, 1515. 15, 649, *: ér* 3, 403; *smër : mér* 1, 674, *: ér* 4, 341; *entwër* adv. *: mér* 14, 31. ebenso reimt auch *gërn* adv. *: lérn* 5, 61, *: érn* 1, 554. 4, 141. 661. 669. 15, 727. 7, 901. 1017; *enbërn : gërn* subst. 1, 497; *stërn : érn* 11, 15; *wërt* adj. *: lért* 8, 1019, *: verkért* 2, 1485. 9, 163, *phenwërt : ungért* 13, 121, *: kért* 2, 1175; *mërt* 'taucht' *: gemért* 1, 1046; *gërtę : gemért* 2, 447; *gewërt : lért* 2, 467. dass es immer *-ër* ist, das bei ungleicher quantität auf *-ér* reimt, nie *-ęr*, ist für Seifr. um so bemerkenswerter, als bei ihm die historisch reinen bindungen von *-ęr* in sich, wie wir oben belegten, viel zahlreicher sind, als die von *-ër* in sich.

Seifr.s gebrauch der *e*-laute im reime gibt uns nun auch anlass zu einigen kleinen digressionen. Seifr. reimt *ë* zu *é* nicht nur vor *r*, sondern auch vor *h* (*geschëhn : léhn* 8, 477. 515, *jëch : altersvéch* 8, 385) und *l* (*kël : Aehtdersél* 13, 159, *snël : sél* 1, 383. 15, 331, *gël : sél* 2, 1190). da könnte es auffallen, dass er nie — und, sowie er nicht, auch kein andrer der von mir untersuchten Österreicher — *gét* oder *stét : -ët* reimt. denn dort, wo diese *gét* und *stét* zu *het* reimen, ist für den Österreicher natürlich so lange immer *hét* (ev. neben *hët*) anzusetzen, als die bindung von *-ét : -ët* nicht durch eine sichre bindung zu *bët, gebët, tët* usf. festgelegt ist. nnd diese sichern bindungen, wie gesagt, bleiben aus. warum reimten die Österreicher nun nicht *gét* und *stét* zu *-ët*, wo sie doch *ë : é* so häufig und nicht nur vor *r* reimen? der reim wär ihnen doch gewis erwünscht gewesen, da

sie, um diese unentbehrlichen verba nicht immer nur wider mit sich selbst zu binden, sogar zu den für ibre mda. gewis nur entlehnten, litterarischen *d*-formen ihre zuflucht nehmen musten (s. Bohnenberger Beitr. 22, 209, Singer Mhd. schriftspr. anm. 51 s. 19 f). aber die antwort ist leicht gefunden : *ë* ist vor muta, wie wir hörten, in Österreich schon im 13 jh. ein geschlossner laut, fiel im klang mit *ę* zusammen und kann zu *ê*, das in allen stellungen (aufser vor nasal) offen gesprochen wurde, vor *t* nun ebensowenig reimen, als *ę* selbst je zu *ê* reimen kann. vor *r*, *h*, *l* hat *ë* seine alte offne qualität erhalten (s. s. 258) : hier reimt es auch zu *ê*. dass *ê* in *gêt stêt* offne qualität hatte, wie sonst, beweisen die gegenwärtigen mdaa.[1]

Dem scheint es nun zu widersprechen, dass bei Seifr. *bêden : entręden* reimt (1, 1315) und diese bindung von *bêde : ręde* auch bei Ottokar und dem Teichner belegbar ist. zahlreiche beispiele bringt Weinbold BGramm. § 48 s. 59. hier wäre also doch geschlossenes *ę* zu offenem *ê* gereimt? wir wissen, dass *beide* und *bêde* für die zweiheit heute aus dem wortschatz vieler einzelmdaa. geschwunden ist, nicht nur österr., sondern auch fränk. (s. zb. Lenz Vergl. wb. der nhd. sprache und der Handschuhsheimer mda. s. 10 s. v. *beide*) und alemann. dieses 'beide' wurde dann von einigen dialekten wider aus der sprache der gebildeten zurückentlehnt und wird daher zb. in österr. dialekten nicht mit dem *oa*, das sonst mhd. *ei* entspricht, sondern mit dem gebildeten *ei* gesprochen. sprachen nun Seifr. und Ottokar auch *bêde* mit dem gebildeten *ê*, di. dem geschlossenen *ê* der Mitteldeutschen? dass das *ê* in lehnworten im gegensatz zu dem heimischen *ê* als geschlossener laut gesprochen wird, dafür find ich bei Luick Beitr. 14, 132 zahlreiche belege aus Niederösterreich, bei Gradl Bayerns mdaa. I 435, 158 solche aus oberpfälzisch-westböhmischer gegend, und mir sind aus dem Wiener dialekt diese geschlossenen *ê* in fremdworten wolbekannt. für *bêde* in bair.-österr. mdaa. verweist Singer aao. anm. 27 s. 16 auf Nagl Das hohe *a* s. 32. in Zingerles wb. der Lusernischen mda. von Tirol find ich s. 23 *pêde* für nhd. '*beide*' angegeben, mhd. *ê* aber gibt diese mda. sonst durch das tirolische *ea* wider, s. *geast*, *geat* für

[1] diese offenen *ê* in *gêt stêt*, *gêst stêst* hat Luick bei seinen ausführungen Beitr. 14, 133 aufser acht gelassen. sie machen Luicks argumentation unmöglich.

mhd. *gėst*, *gėt* Zingerle s. 18, ferner *sea* > *sė*, *seal* > *sėle* s. 10, *earste* > *ėrste* s. 13 usw. ähnlich reimt Ottokar auch *genædic* auf *lėdic* (oder *lędic*), s. Seemüller s. cxii, di. *æ* auf geschlossenes, gedehntes *e*, wobei die unregelmäfsigkeit zunächst noch stärker erscheint als in der bindung von *ė* : *ę*. aber mhd. *genædic* wird in Österreich heute allgemein mit *ē*, nicht mit bohem *á* (= mhd. *æ*) gesprochen und ist in der mda. ein lehnwort, s. Nagl Roanad s. 103, Luick Beitr. 14, 131.

æ (resp. *ā*) und *ė* (resp. *ē*) bleiben auch in Seifr.s mda., wie in jeder bair.-österr. mda., getrennt. die reime in *ære*, *ær* (*wær*, *lær*, ableitung *-ær*, *-bær*, *swær* usw.) und die reime in *ėre*, *ėr* stehn einander in durchaus gesonderten gruppen gegenüber; denn dass 1, 1374 für das *selten herr* der bs. im reim auf *unmære* das bekannte *sældenbære* und nicht ein im mhd. als ἅπαξ εἰρημένον dastehndes *sældenhėre* zu conjicieren ist, scheint mir um so wahrscheinlicher, als die adj. in *-bære* bei Seifr. äufserst beliebte reimworte abgeben. in dem dreireim *gemæret* : *enbāret* : *bewæret* 11, 89 ligt im zweiten wort sicher *ā*, der secundäre umlaut, vor, nicht *enbęrn*, da die ältere sprache nur *enbarn* sagt. aber vor *l* scheinen Seifr. *æ*, *ā* und *ė*, *ē* zusammenzufallen. auf die bindung von *sėl* : *snël*, *kël*, *gël* hab ich schon hingewiesen, *sėl* reimt aber auch anstandslos auf *sunder hæl* 8, 102. 9, 17 und ebenso *gëlt* : *gevælt* 1, 281, *vëlde* : *sælde* 7, 1187, *mëldec* : *einfāldec* 3, 381, *hāls*, plur. von *hals*, : *Wels* 4, 169. jedoch auch diese spracheigentümlichkeit Seifr.s findet im heutigen dialekt ihre volle bestätigung. es ist bekannt, dass in einigen österr. und bair. gegenden *æ* und *ā* zwar vor allen andern consonanten den ihnen unter den *e*-lauten allein eignenden klang des hohen *á* haben, vor *l* aber in einem offenen *ō* mit der entsprechung des mhd. *ė* und *ë* (nicht des *ę* natürlich, das geschlossener laut bleibt) zusammenfallen. die mdaa. schwanken da oft, hie und da sogar je nach dem einzelnen wort, sodass in dem einen das hohe *á* vor *l* in der gleichen mda. dem *ō* vor *l* im andern gegenübersteht, s. Luick Beitr. 14, 131; aber es ist kein zweifel, dass Seifr. vollkommen seiner mda. gemäfs reimt, wenn er *æ* und *ā* mit *ė* und *ë* zwar nie vor *r* und andern consonanten, wol aber vor *l* bindet [1]. *ę* steht auch hier abseits.

[1] Seemüllers anm. zu 4, 229 beweist also nicht, was sie soll. an der stelle ist an Pfeiffers *underænst* festzuhalten. 15, 609 l. *phlęg* (: *gelęg*) für

So genau nun auch, wie wir gesehen haben, *ę* und *ë* (*ė*) vor *r* und *l* bei Seifr. Helbl. geschieden bleiben, so convergieren sie vor muta doch auch hier zu einem und demselben laut. vor *b* reimt *ę* nur in *grębel* 'spaten' und da zu *nëbel* 1, 183, dann ist auch *hęven : nëven* 4, 353. 8, 485 zu nennen. vor *g* reimt *ę : ę* in *ich phlęge* ind. *: ab dem wëge* 1, 123; *lęge : phlëge* conj. 15, 609 (sic!); *Ragzgęgent : phlëgent* 1, 167; *engęgen : under wëgen* 9, 46; *lęgen : phlëgen* 1, 199. 4, 531. 8, 811. 939. 7, 7, *: under wëgen* 4, 689, *: dëgen* 7, 199, *: sëgen* 'benedicere' 4, 785, *: wider wëgen : gephlëgen* (part.!) 9, 67. die reime von *-ęgen* zum inf. *phlëgen* bleiben zwar unentschieden, da Seifr. *phlegen* stark und schwach flectiert, aber das einzige sichre beispiel eines reims von *-ęgen* in sich, dem mindestens ein halbes dutzend sicher 'unreiner' gegenüberstehn, ist doch nur *slęgen : engęgen* 7, 957. auch in Seifr.s mda. waren die *ë* vor muta also geschlossen. s. endlich noch *stęt : gebët* 5, 92. 7, 253, *: bët* 1, 1066. 2, 655. 4, 673. 743, *: brët* 13, 91. 8, 307, *: tët* 15, 491. 7, 101. 889 [1], *stęten : bëten* 7, 245, *: mëten* 7, 831, *underręt* < *underręde t : tët* 4, 289 und vor allem auch *kęten : gewëten* 2, 1225, *vęter : wëter* 8, 509 [2].

Zum schluss noch einige worte zu **Ulrich vTürlein**. im grofsen und ganzen stellt auch er sich in der behandlung der *e*-laute zu den Österreichern. *widerlęge : pflëge* subst. 230, 10; *in węge* 'in bewegung' *: pflëge* subst. 182, 1, *lęgen : dëgen* 58, 19. 257, 5, *: wëgen* subst. 336, 11, *: über wëgen* 95, 29. 315, 25, *: gephlëgen* 305, 5 [3]. diesen 8 reimen von *ę : ë* vor *ge*(*n*) steht nur einer gegenüber, der *ę* in sich bindet, *lęgen : erwęgen* 196, 21;

das *phlæg* Seemüllers. *'wil wal wet' : bæl* 8, 801 kann natürlich nichts demonstrieren; ich glaube, dass hier *wal : bæl* ursprünglich reimte und Seifr. den klang des fremden *a* persifflieren wollte. dagegen ligt 8, 1099 vielleicht die bindung *gæbe : stäbe* vor (nicht wie Seemüllers text ergibt, *gëbe : stębe*, was für Seifr. ja auch ganz sprachgemäfs wäre). denn der plur. von *stap* hatte für Seifr. wol so gut secundären umlaut wie für Ottokar, für den er durch den reim zu *urloub* (di. österr. *urlāb* mit hohem *ā* für *ou* vor lab.) feststeht 28211. auch Hugo vTrimb. sprach *stebe* mit offenem *e*, also secundärem umlaut, s. unten. über *stäbe* in alemann. mdaa. s. Heusler Germ. 34, 118.

[1] *hët* kennt Seifr. so wenig wie Pleier und Ulr. vTürl. er sagt nur *hêt*, das er dann anstandslos mit *gêt*, *complêt* usf. reimt, im plur. *hêten*, zb. *: prophêten* 11, 3 uö.

[2] diese bindung schon MHelmbr. 1197.

[3] ich kann aus Ulr. kein schwaches *pflęgen* belegen.

denn *bewęget : gelęget* 249, 27 darf, wie s. 266 ausgeführt ist, dort, wo es sich darum handelt, die identität von *ę* und *ë* vor *g* festzustellen, ebensowenig in anschlag gebracht werden wie die bindungen von *-ëge(n)* in sich. auch Ulr. vTürl. gelten also *ę* und *ë* vor einfacher muta gleich, sowie allen Österreichern. auf die bindungen dieser beiden laute vor *t* sei noch verwiesen, s. *stęt : bët* 198, 11, *: tët* 15, 5. 103, 21. 287, 17. 342, 15, *: Duzët* 294, 7; *vęter : wëter* 241, 27. auch Ulr. vTürl. scheidet aber *ę* und *ë* vor *l* und *r*, wider, sowie alle Österreicher. vgl. zb. *hęlt : ir węlt : gesęlt : (ûz) erwęlt* 23, 2. 28, 10. 37, 13. 97, 11. 102, 25. 110, 15. 124, 25. 127, 9. 139, 23. 151, 29. 157, 23. 213, 9. 246, 15. 256, 15. 315, 3, dagegen in ebenso geschlossener reihe *vëlt : gëlt : gezëlt* 231, 15. 263, 1. 267, 7. 296, 25. 298, 29. 300, 19. vor *r* haben wir auf der einen seite *węr : hęr : męr : zęr : ich swęr* 49, 3. 11. 50, 19. 51, 1. 55, 3. 60, 25. 106, 9. 121, 21. 126, 3. 141, 25. 149, 7. 150, 15. 159, 9. 174, 11. 231, 7. 240, 1, auf der andern *wër : gër : ër : dër : hër* adv. *: spër : Finulatër* 25, 21. 33, 29. 38, 8. 41, 21. 50, 13. 58, 5. 73, 17. 83, 25. 87, 27. 107, 23. 140, 15. 152, 1. 198, 1. 208, 27. 229, 13. 234, 13. 281, 19. 285, 29. 291, 20. 293, 1. 305, 9. 309, 1. 312, 7; auf der einen seite *vęrt : (ver)zęrt : (er)węrt : (er)nęrt* 30, 19. 65, 11. 86, 9. 88, 25. 131, 1. 160, 27. 214, 1. 290, 21. 291, 11. 314, 27 und *vęrst : zęrst* 140, 23, auf der andern *wërt* adj. *: (ge)wërt : gërt : wërt* < *wërdet : swërt : der hërt : Kybërt* 6, 7. 11, 25. 13, 1. 16, 7. 23, 1. 25. 28, 5. 52, 9. 94, 5. 98, 27. 105, 27 usw., im ganzen 35 solche bindungen; auf der einen seite *(er)węrn : bęrn* 'schlagen' *: hęrn* dat. plur. *: (er)nęrn : swęrn* 10, 21. 51, 25. 85, 5. 118, 29. 120, 15. 145, 25, auf der andern *gërn : (ge)wërn : (en)bërn : gërnę : lërn* 7, 5. 15, 27. 20, 9. 59, 9. 81, 9. 94, 29. 98, 9. 109, 21. 182, 27. 291, 15. danach kann es mir nicht zweifelhaft sein, dass in dem einzigen beispiel[1], wo vor *r* bei Ulr. der

[1] 161, 15 ist in *solher veste wer* das *wer* nicht gleich *węr*, sondern sicher gleich *wër*, wie in zahlreichen andern verbindungen von *wër* mit dem gen. eines abstracts (*fröuden wër, triuwen wër*), die Ulr. Wolfr. nachbildet. ebenso erledigen sich, glaub ich, die drei noch übrigen beispiele, die Singer s. XIV für bindung von *ę : ë* vor *r* beibringt, leicht: 18, 23 kann *sterben* (*: ęrben*) schwaches verb sein, welche auffassung schon Singer selbst durch sein fragezeichen nahelegen wollte, und 24, 15. 29, 27 muss in *werben* (*ritterlîchez, poynderlîchez werben*) das durch die wbb. auch bei Wolfr. und Reinb. belegte schwache *węrben* vorliegen; bes. da das wort in dieser verbindung von Ulr. beide male mit *-ęrben* gebunden wird.

überlieferung nach *ę:ë* reimt (*męr:hër* 153, 27), zu bessern ist (vielleicht ist zu lesen *daz hęr Der heiden* für *hër Die heiden*).

Aber darin weicht die sprache Ulrichs von den meisten andern österr. denkmälern doch ab, dass die bindung *-ër:-êr* ihr fehlt. denn *gër:Terramêr* 72, 5 ist kein sichres beispiel, wenn dieser name auch von Wolfr. nur mit langem *ê* gereimt wird, und wenn auch Ulr. selbst ihn sonst immer nur mit *-êr* bindet (s. *:herzesêr* 25, 23. 104, 25, *:mêr* 66, 29, *:êr* 133, 17 usw.). die *e* der reimsilben fremder namen sind Ulr. jedesfalls anceps gewesen. so reimt er natürlich nie *bët, tët, gebët:gêt, stêt*, so kann kein Österreicher reimen (s. oben s. 268 f), und so ist anderseits kein sichres *hët* durch die bindung mit *bët, tët* oder *stęt* belegt neben dem gut österr. *hêt* (*:gêt, stêt* 16, 27. 177, 11. 248, 7. 303, 9): aber auf die *-et* fremder namen reimt dieses *hêt* so gut (*:Beonet* 38, 3. 312, 21; *:Serinet* 59, 27; *:Rivetinet* 192, 15. 205, 15. 213, 19. 323, 23; *:Flôret* 213, 15) wie *tët, stęt* und *bët* (s. zb. 41, 23. 195, 1 uö., ferner etwa *Beoneten:ûzerjëten* 41, 7)[1].

Wenn uns Ulr. aber auch — ich glaube direct aus rücksicht auf sein md. publicum — kein *-ër:-êr* belegt, so belegt er doch auch kein *-ęr:-êr* und kein *-ër:-ær*; und das liefse er seiner zeit und technik nach sicher belegen, wäre er selbst ein Mitteldeutscher gewesen. davon noch später mehr.

Nachdem ich so die österreichische 'regel' dargelegt und an beispielen illustriert habe, wend ich mich nun zu den ausnahmen oder zu dem, was man als solche bezeichnen könnte.

Die bindungen von *ę:ë* vor liquida, *ę:ê, ê:æ* und *ë:æ*, die Weinhold BGramm. § 12 s. 25, § 43 s. 55, § 48 s. 59, Mhd. gramm.[2] § 89 s. 84 in reicher anzahl aus bair. und österr. dichtwerken beibringt, zerflattern, man darf fast schon sagen alle — nicht nur die meisten — bei näherem zusehen. entweder ist das citierte denkmal mitteldeutsch und nicht bairisch, so das als 'Frauenlist' von Majláth und Köffinger nach dem Coloczaer codex gedruckte gedicht oder die Wiener meerfahrt vom Freudenleeren, oder es sind die ansätze falsch: bald ist *ę* statt *ä*, bald *ę* statt *ë*, bald *ê* statt *æ* angesetzt udglm., oder die citate treffen auch anderwärts corrupte überlieferung, sei es die la. überholter oder

[1] ganz ähnlich verhält sich in bezug auf *hêt* und die reime zu fremdem *-et* auch Heinr. vTürlein.

schlechter ausgaben, sei es die la. schlechter hss. ferner : das kauderwälsch, das Thomasin reimt, darf in einer mhd. gramm. zur constatierung österr. spracheigentümlichkeit durchaus nicht herangezogen werden, mit hilfe dieses wälschen fremdlings kann man nie und nimmer mundartliches belegen, ihm ist *e* ein *e* und *u* ein *u*, er reimt die buchstaben und nicht die laute. wo der Wigamur her ist, wird erst eine untersuchung lehren, die sich auf die in der Germ. und der Zs. gedruckten umfangreichen fragmente des alten gedichts stützen muss : die von vdHagen gedruckte bearbeitung und verballhornung des denkmals kann kein einheitliches bild geben.

Wenn wir all das in betracht ziehen, so bleiben aus Weinholds material drei reime als die einzigen, die zu meiner darlegung nicht stimmen. zunächst *gewęrt : kèrt* in der Krone 19002. Heinrich vdTürlein trennt sonst in hunderten von reimpaaren, als guter Österreicher der er ist, ę und ē vor liquida streng von einander, während er zugleich ę und ē vor einfacher muta einerseits, ē (und nur ē) und é vor *r* anderseits im reim unterschiedslos zusammenwirft. ob wir 19002, so wie sicher 22280, wo den vers mit *sère* schon Scholls anm. als die vom schreiber versuchte vervollständigung des dreireims erkannte, textverderbnis oder einen vereinzelten, wir würden heute sagen papierenen reim des dichters anzunehmen haben, lass ich unentschieden. mit den bindungen von *lèrn : węrn* 15 und *kèrn : nęrn* 1211, die das Buch der rügen merkwürdigerweise neben *entèrn : wundergërn* 359 aufweist, weifs ich nichts anzufangen. das denkmal trennt vor liquida sonst ę und ē und mengt diese beiden laute vor muta, reimt also sonst nach bair.-österr. weise[1].

[1] *irœ*, gen. von 'ira' *: é* Seifr. Helbl. 9, 2 zählt natürlich nicht mit. ebensowenig *Norwægen* (l. *Norwegen*) *: phlegen* Suchenw. 14, 237, denn *Norwëgen*, nicht *Norwægen*, reimen auch andre dichter, s. etwa Konr. vWürzb. Troj. 23927 *Norwegen : degen*. — der Teichner scheint *versêren* nur mit (fremdem?) geschlossenem é, uzw. constant, gesprochen zu haben. denn ich glaube, er reimt es nie zu *-êren* oder *-ēren*, sondern nur zu *-ęren* (s. zb. Lieders. 85, 93. 154, 23 nö.) : sonst reimt auch ihm é zu ē, nicht zu ę. aber auch hier lehrt uns der heutige dialekt, dass der Teichner richtig unterschied. mhd. *sêrig* — das verbum *sêren* fehlt ja zumeist in der mds. — sprechen die bair. mdaa. mit dem geschlossenen, *i*-ähnlichen klang, der sonst vor *r* gelängtem ę entspricht, nicht mit dem mhd. é entsprechenden offenen ē; s. Maurer aao. s. 7, Schmeller-Frommann II 323. adv. mhd. *sêre* steht natürlich abseits.

Das *-er* im ausgang fremder namen (*Lucifer, Alexander, Silvester* usw.) steht sowol für Ottokar und Jans Enikel (beispiele bei Weinhold BGramm. § 43 s. 55) als für Teichner (s. zb. *Lucifer : swœr* Lieders. 84, 135) einem *-œr* gleich. der grund ist leicht abzusehen. die masculinableitung *-œre* gilt diesen dichtern einerseits schon als *-er* (im reim als *-ër*), anderseits reimen sie sie noch historisch auf *-œre* und *-œr*. dieses nebeneinander von *ë* und *œ* in unbetonter silbe überträgt sich dann auf die *-er* fremder namen und von diesen *-er* aus sogar auch auf die reimsilben von *Betlehem*, *Jerusalem*, *Nazaret* usf. (s. darüber Singer Mhd. schriftspr. anm. 26 s. 16), indem eben jedes in gewöhnlicher rede unbetonte *e*, wenn es gehoben und gereimt wurde, nach analogie von *-er*, *-œr* mit *œ* confundiert wurde. bald reimte man nicht nur *Lucifer* sowie *sünder* zu *-œr*, sondern auch *muoter* und *tohter* (*: lœr* bei Enikel, s. Weinhold aao.), und beim Viutler zb. sind bindungen wie *grœzer : dn gevœr* 2978, *triuwer : gevœr* 2611, *bezzer : wœr* 847. 8814 udglm. direct regel, neben denen natürlich dann auch umgekehrt die reime der masculinen *-œre : -ër* und *-ër* stehn.

Die erwähnung Vintlers gibt uns übrigens anlass, einen österr. dichter namhaft zu machen, der ausnahmen vom allgemeinen österr., mit der mda. übereinstimmenden gebrauch würklich constatieren lässt. aber der Vintler reimt einerseits seinen groben tirolischen dialekt[1], anderseits gestattet er sich jeden augenblick litterarischen und lediglich orthographische reime. wir werden in der folgenden nr hören, dass Vintlers reime die bair. diphthongierung für seine sprache schon klärlich erweisen, dennoch gehört er zu jenen wenigen österr. dichtern — sie sind bei weitem nicht so zahlreich als Behaghel Schriftspr. und mda. anm. 4 s. 15f vielleicht annehmen liefse[2] —, die einerseits nach der mda. *î : ei*, anderseits nach der schrift *î : i* reimen. im grofsen und ganzen reimt auch Vintler die *e*-laute in österr. art : vor *b, d, g, t* macht er zwischen *ę* und *ë* gar keinen unterschied (die belege für *ę : ë* vor *b* und *d* setz ich her, weil sie ja in unsern

[1] bes. häufig sind die oben s. 28f besprochenen genetive des personalpron. nach präp., die mhd. sonst den dat. regiert, s. zb. *vor mîn* 119, *nâch sîn* 813, *zwischen mîn* 1592 usf.

[2] die bindungen von einheimischem *î* zu fremdem (*Keif : bî*, *Lîs : flîz* usf.) bedeuten durchaus nicht notwendig einen reim zu monophthong.

denkmälern nicht sehr dicht gesät sind, s. s. 253 : *hęben : wëgen* 9748, *ûf gehębt : strëbt* 4404 [1], *ręde(n) : gëbe(n)* 7522. 8784. 9127. 9358, wol auch *ręde : gëbe* adj. 'fruchtbar', vgl. *zinsgëbe*, nicht = *gæbe* 'angenehm', *ręden : lëben* 8922. 9300, *ręde**t** : lëbet* 7308), vor liquida aber hält er *ę* und *ë* meist auseinander und reimt auf *ê* auch nur *ë*, auf *æ* nur *ä*. als ausnahmen müssen gelten *męr : hër* 9118, *swęrn : hërn < hèrren* 8855, *ręt < ręde**t** : stët* 7092, *quęln : sèln* 9792, ferner *bewær : ër* 5656, *wær : gër* 7158, *: hër* 8312, *phärde : ërden* 7868. aber die 'regel' ist überall noch erkennbar. wenn zb. *phärt*, von 7868 abgesehen, nur zu *gebærd* 5560 und *beswært* 5808 reimt, so spricht das doch deutlich und verweist *phärde : ërden* unter die der mda. widersprechenden reime. denn hätte Vintler *phärt* auch rein zu *-ërt* reimen können, so hätte er den reim zu *-ært* nicht gesucht, da sich worte wie das adj. *wërt*, ferner *swërt*, *begërt*, *gewërt* usf. viel eher angeboten hätten. *phärt : bewært* hätte seiner mda. nach auch jeder Mitteldeutsche reimen können : weil diesem aber auch die bindung zu *-ërt* als reine zur verfügung steht, so wird man bei Mitteldeutschen die bindung zu *-ært* kaum éinmal unter zwanzig finden.

Was nun die verbreitung dieses österr. gebrauchs der *e*-laute anlangt, so scheint er im 13 jh. auch auf einzelne, an Baiern grenzende teile Ostfrankens übergegriffen zu haben. Wirnt vGravenberc wenigstens schliefst sich diesem gebrauch ganz an. auf die reime von *ę : ë* vor *g* und *t* hab ich schon Beobachtungen s. 496 und anm. hingewiesen; ich füge noch hinzu *slęgen : wëgen* 4540, *ręgen* verb *: phlëgen* 6395. gegen schluss seines gedichts gestattet sich Wirnt aber auch zweimal *ê* mit *ë* zu binden und da trifft das kurze *e* beide male das pronomen *ër*, also *hêr : ër* Wigal. 11239. 11396. wie sehr in der behandlung der *e*-laute Wirnt zu Wolfram, seinem nachbar, da im gegensatz steht, wird man noch zu würdigen haben. uzw. steht Wirnt, nicht Wolfr., auf dem bair.-österr. standpunct, und Wolfr., nicht Wirnt, auf dem fränkischen [2].

Wichtiger scheint mir die tatsache, dass zwei sicher in bair.-

[1] *hęben : sehen* 9378 ist wol gleich *hem : sen* mit mittlerem *e* vor nasal.

[2] den fränk. gebrauch werden wir noch zu besprechen haben. ihm folgen aufser Wirnt alle fränk. dichter, die ich kenne, wenn sie *æ* und *ê* unterscheiden und ungleiche quantitäten überhaupt reimen.

österr. mda. geschriebene gedichte von den merkmalen ganz oder teilweise freibleiben, die in bezug auf den gebrauch der *e*-laute im reime die gedichte dieser mda. sonst kennzeichnen. es ist das erstens der Lohengrin, der zwar bis str. 67 von einem md. autor geschrieben ist, von da aber bis schluss in unser gebiet gehört, wie seit Elsters untersuchungen Beitr. 10 zweifellos feststeht (s. bes. s. 111 f. 115 f. 169). in der strengen scheidung zwischen ę und ë vor liquida und vor allem zwischen *ä* und *e* (sei es ę, sei es ë) steht das gedicht zu den übrigen denkmälern seiner mda. aber Lohengr. II scheidet ę und ë nicht nur vor liquida im reim, sondern ebenso constant auch vor muta. *begęgent* reimt nur zu *an lęgent* 302, 3012 und *gemęgent* 741, 7407, *slęgen* und *erwęgen* nur zu *engęgen* 545, 5444. 556, 5551. ebenso rein bleiben *ręget : erwęget* 500, 4991, *widerlęget : erwęget* 659, 6588, *lęgten : ręgten* 422, 4217, und *hęven* reimt nicht zu *nëven*, wie etwa bei Seifr. Helbl. (s. oben s. 271), sondern zu *Cleven* 246, 2454. 692, 6914, wobei *Clęve* wol ebenso mit ę anzusetzen ist, wie Wolfr. sein *Clęr* nur mit ę reimt. wenn wir bedenken, dass in den vorhin aufgezählten österr. denkmälern kaum ein und der andre reim von *-ęge-* in sich neben den zahlreichen anscheinend unreinen bindungen von *-ęge- : -ëge-* sich hervorwagte, werden wir wol annehmen müssen, dass im dialekt des zweiten Lohengrindichters ę und ë auch vor muta im laut verschieden geblieben waren. auch die bindung *-ër : -ėr* fehlt dem Lohengr., wofür aber vielleicht nur die ungleiche quantität mafsgebend war und nicht ungleiche qualität. wenigstens fehlt auch *-ęr : -ėr* im gedicht.

Die bindung von *-ër : -ėr* scheute der dichter von Alpharts tod nun durchaus nicht, die beispiele s. bei Martin einl. s. XXXI; aber auch ihm bleibt ę und ë vor muta so gut wie vor liquida getrennt; denn es ist mir durchaus unwahrscheinlich, dass es blofs zufall sei, wenn die beiden einzigen male, wo zwei worte mit ę vor *g* reimen, diese worte, es sind *slęgen* und *lęgen* 156, 3, untereinander gebunden sind und nicht mit *-ëgen*, welcher reimtypus gerade in unserm gedicht ganz besonders häufig ist und mehrere dutzend male zur verfügung gestanden hätte. ich sage nicht, dass zufall ausgeschlossen ist, aber dass er im höchsten grade unwahrscheinlich sei, wird mir jeder zugestehn, welcher die oben mitgeteilte beobachtung würdigt, wonach bei dichtern, die ę und ë vor muta nicht scheiden, die vom etymologischen

standpunct unreinen bindungen die reinen vollkommen überwuchern. wir müssen also annehmen, dass sowol der dichter des Alph. als auch der fortsetzer des Lohengr. den für ihre mda. sonst allgemein geltenden übergang des *ë* vor muta in den geschlossenen laut nicht mitgemacht haben. nun ist der Lohengr. n sicher im engern Baiern, nicht in Österreich entstanden, s. Elster aao. s. 115, und ebenso ist für den Alph. aus innern gründen längst vermutet worden, dass seine heimat Baiern, nicht Österreich sei, ich verweise blofs auf Martin einl. s. xxvii. danach glaub ich, dass jene in der grösteuteils österreichischen volkspoesie naturgemäfs seltene strenge in der scheidung von *ę* und *ë* vor muta, die den Alph. auszeichnet, nicht mit Martin s. xxxi auf das höhere alter des gedichts zu beziehen, sondern auf die heimat desselben abzuwälzen sei. es hätte also jener ostobd. übergang des *ë* vor muta in den geschlossenen laut im westen und nordwesten des gebiets schon vor der ostschwäb. und fränk. grenze halt gemacht, was uns ein unterscheidungsmerkmal zu constatieren erlaubte zwischen der sprache mhd. gedichte Österreichs und solcher Nord- und Westbaierns. die ebenfalls fürs ostobd. charakteristische offene qualität des mhd. *é* und die damit gegebene möglichkeit, *-ër* und *-ér* in reinem reim zu binden, erstreckt sich heute bis auf ostschwäb. gebiet und wird auch im 13 jh. für Schwaben durch Ulr. vTürh. bezeugt, wie wir unten noch hören werden: sie hatte also auch im bair. westen geltung, und wir können sie auch im bair. Alphart constatieren.

In Nordbaiern oder der Oberpfalz ist wol auch Reinbot zu localisieren. zu dieser annahme werd ich nicht durch irgendwelche localisierung seines geschlechtsnamens bestimmt, sondern einzig allein durch die lage der von ihm genannten deutschen örtlichkeiten, s. Vetter Georg s. cxi. freilich ist hier noch sehr viel zu tun. wo ligt der *Setten*? und wo ligt *Leine* oder *Leme*, das er 1555 f neben *Werde* (Wörth a. D., wol nicht Donauwörth) als heimischen marktplatz nennt? denn dass hier mit WZ *Leine*, *Leme* oder dgl. zu lesen ist, nicht *Wiene* mit M, wie Vetter list, braucht philologen nicht erst auseinandergesetzt zu werden. auch Reinb. nun scheidet *ę* und *ë* in allen stellungen und reimt kein kurzes auf langes *e*. letzteres hängt damit zusammen, dass der dichter ungleiche quantitäten überhaupt nicht bindet, ersteres aber stellt ihn in gegensatz zu den Österreichern und Oberbaiern.

man darf dagegen nicht einwenden, dass heute der zusammenfall von ę und ë vor muta auch in Westböhmen gilt, wie ich oben s. 260 aus Gradls zusammenstellungen nachwies, und dass ja, wie Wirnts verhalten zeigt, die bewegung über die nordgrenzen Baierns auch auf teile Ostfrankens hinübergegriffen hat. denn auch auf bair.-westböhm. gebiet gibt es mdaa., die exempt bleiben, so die mda. in der Asch (s. Gradl aao. I 416, 50), und wenn der zusammenfall von ę und ë vor muta nordöstl. von Nürnberg in Ostfranken sich bis Gravenberc fortsetzte, so hat er sich doch schon nicht mehr südwestl. von Nürnberg auch bis nach Eschenbach erstreckt.

Jetzt wird man es entschuldigen, wenn ich in den voranstehnden ausführungen hauptsächlich vom 'österr.' und seltener vom 'bair.-österr.' gesprochen habe. wie die heutigen mdaa. ausweisen, steht ja auch Baiern hier zum lautstand Österreichs, aber, wie es scheint, doch nicht ganz Baiern. wenigstens im 13 jh. waren einige gebiete Nord- und Westbaierns (des bairischen Nord- und Westbaierns mein ich natürlich) auszunehmen. unter den österr. denkmälern kenn ich nur eines, das ę und ë vor *g* auseinanderhält. es ist die Kindh. Jesu des Konrad vFussesbrunnen (s. *slęgen : bewęgen* 2041; *męgest : gelęgest* 1771), also eins der ältesten [1]. fällt der übergang des ë zu ę erst in die zeit nach ihm? aber die Nib. zeigen ihn doch schon voll durchgeführt und ebenso Heinrichs Krone! vor *t* reimt auch Konr. *ę:ë*, zb. *stęte : mëte* 2397, *: tëte* 673 uö., *: bëte* 2517. Konr.s sprache lässt übrigens so viele andre österr. merkmale ebenfalls vermissen, dass wir den mangel des hier in verhandlung stehnden getrost zu dem übrigen legen dürfen. auch das *swërt : vęrt* Kindh. 1187 ist, wenn nicht falsche lesung, eine in Österreich unerhörte bindung.

Nach der gemeinen ansicht, die diese gedichte in Tirol localisiert, hätt ich hier noch den Ortnit und Wolfdietrich A zu nennen. denn sowie der Alphart zeigen auch diese beiden volksepen keinen reim von *ę:ë*. man wird aber den Ortn. so wenig wie den Alph. früher ansetzen wollen als die Nib., wird also diese 'genauigkeit' wider nicht mit Amelung durch das alter des gedichts erklären dürfen; denn die Nib. reimen doch *ę:ë* vor *g* ganz un-

[1] der MHelmbr. bleibt indifferent, da er zwar kein *ę:ë* vor *ge(n)*, aber in dieser stellung auch kein ę in sich reimt. *ę:ë* vor *t* ist häufig, s. auch s. 271 anm. 2.

gescheut. gehört also auch der Ortn., sowie der Alph., ins engre Baiern? durchaus nicht; denn die behandlung der *e*-laute in ihren reimen verweist Ortn. und Wolfd. A gänzlich aus bairischem sprachgebiet und zwingt sie in Franken zu localisieren. kein Österreicher und kein Baier kann mit verschiedner quantität *-êr* anders reimen als auf *-ĕr*, und keiner kann ferner *æ* und *â* anders reimen als in sich. Ortn. und Wolfd. A aber reimen *-êr* nur zu *-ęr*, s. ***mêr : hęr*** 'exercitus' Ortn. 424, 1. Wolfd. A 333, 1. 388, 1 und ebenso consequent *-ĕr* nur zu *-ær*, s. ***guotiu mær : hĕr*** adv. Ortn. 233, 1. 249, 4. diese übung, gelängtes *-ęr* nur mit *-êr*, gelängtes *-ĕr* nur mit *-ær* zu binden, tritt in allen fränkischen, franco-alemannischen und ostmd. denkmälern, soweit sie *ê* und *æ* überhaupt auseinanderhalten, so gesetzmäfsig auf, dass sich ein denkmal, wie Ortn. und Wolfd. A[1] dadurch allein, dass es sich hierin der genannten übung anschliefst, von selbst und mit notwendigkeit in die gruppe md. dichter einstellt, die wir nun zu besprechen haben[2]. ist in einem gedicht, wo ***her : -êr*** reimt, das ***her*** gleich ***hêr*** adv., so ist das gedicht aus Baiern oder aus Österreich, ist ***her*** dort gleich ***hęr*** 'exercitus' und reimt zu gleicher zeit ***hêr*** adv. zu *-ær*, so ist das gedicht aus Mitteldeutschland.

Die mitteldeutsch-alemannische gruppe. — der soeben skizzierte unterschied zwischen bair.-österr. und md. gebrauch der *e*-reime ungleicher quantität hat folgende sprachliche grundlage: in Baiern, in Österreich und in Ostschwaben hatte mhd. *ê* die offene qualität, mit der es auch heute dort gesprochen wird. dieselbe qualität kam und kommt dem *ĕ* vor liquida zu, *-ĕl* und *-êr* konnten also nur mit *-ĕl* und *-ĕr*, nie mit *-ęl* und *-ęr* gebunden werden, denn *ę* war vor *l* und *r* geschlossen. im md. aber hatte mhd. *ê* die geschlossene qualität, mit der es widerum auch heute noch dort im grofsen und ganzen gesprochen wird. dieselbe qualität kam uud kommt dem mhd. *ę* zu, *ê* konnte also bei ungleicher quantität nur mit *ę*, nie mit dem offenen *ĕ* gebunden werden. in Baiern und Österreich und, wenigstens in älterer zeit, auch im grösten teile Alemanniens wird *æ* mit dem überoffenen laut gesprochen, der nur in sich oder bei ungleicher

[1] natürlich nur Wolfd. A 1—505, nicht seine unechte fortsetzung.

[2] über andre unbair., aber fränk. sprachmerkmale des Ortn. und Wolfd. A wird noch unten nr 9 und 10 der studien gehandelt werden.

quantität mit *ä*, dem secundären umlaut, gereimt werden konnte, weil sowol *ë* als *ẹ* in so ziemlich allen stellungen von diesem laut verschieden gesprochen wurden. den überoffenen *e*-laut kennt das md. dieser zeit nicht. *ä*, der secundäre umlaut, ist offen sowie *ë*, und mit diesem wird er hier auch unterschiedslos gereimt. da nun in so ziemlich allen mdaa. dem *ä*, dem secundären umlaut des kurzen *a*, das *æ*, der umlaut des langen *â*, als qualitativ identische länge gegenübertritt, in den md. mdaa. aber *ä* auch dem *ë* qualitativ gleichstand, so steht natürlich hier *æ* dem gelängten *ë* gleich. deshalb reimt bei den md. dichtern, deren mda. *ê* und *æ* schied (nur auf diese kann es mir hier natürlich ankommen), sowie zu *ê* das geschlossene *ẹ*, so zu *æ* nicht nur *ä*, sondern ebenso gut *ë*. denn *æ* und *ä* waren hier einfach offene, nicht überoffene laute.

Auch hier beweisen die lautverhältnisse in den heutigen mdaa., dass die genannten bindungen in den fränk. und anderen md. denkmälern rein waren. so wie es sich mir hier, wie gesagt, nur um md. denkmäler handeln kann, in denen nicht, wie zb. in Herborts Trojkr., *ê* und *æ* zusammenfallen, so handelt es sich mir auch nur um solche md. mdaa., in denen noch heute *ê* und *æ* verschieden lauten. ferner ist es mir nur darum zu tun, den in betracht kommenden lautstand der mdaa. in der hauptsache festzustellen und daran den reimgebrauch der älteren dichter zu messen. den manigfaltigen variationen rechnung zu tragen, die in der entsprechung der mhd. *e*-laute in heutigen fränk. einzelmdaa. insoweit wahrzunehmen sind, als hier und da einzelne worte und wortgruppen sich dem allgemeinen schema entziehen, variationen, denen zb. Jellineks eingehnde untersuchungen über reim und orthographie des Paulus Schede Melissus (Halle 1896, s. CXXIII—CXXXIII) erfolgreich nachspüren, ligt nicht in meinem plane. ich bemerke nur, dass in sehr vielen (aber nicht allen) fränk. mdaa. die verba pura wie mhd. *mæjen, sæjen, dræjen, wæjen* usw. in ihrem stammvocal heute nach mhd. *ê*, nicht nach *æ*, zu weisen scheinen, dass in manchen wörtern wie mhd. *stæte* (s. *stên*) oder *sælic* (s. *sêle*) durch spätere volksetymologie *æ* und *ê* sich ihr gebiet gegenseitig verringerten. die auf weiten gebieten der ost- und rheinfränkischen mda. geltende beeinflussung der *e*-laute durch das folgende *r* des stammes, wodurch teils ganz verschiedene *e*-laute (*ê* und *æ* wie *ẹ* und *ë*) in einem einzigen offenen

laut zusammengefallen sind, teils qualitativ ursprünglich gleiche, aber quantitativ verschiedene laute auch qualitativ auseinandergerissen wurden, fällt vielfach erst in die zeit nach der dehnung der kürzen, also nach der mhd. periode. dies hat OHeilig Gramm. der ostfr. mda. des Taubergrundes § 201 s. 91 zb. im rahmen seiner mda. dargetan. hier und da scheint auch die dehnung die kürzen von den ihnen qualitativ ursprünglich conformen längen entfernt zu haben.

Eines bleibt sicher: wenn in den fränk. dialekten, die mhd. *ê* und *æ* durch verschiedene laute widergeben, ein ursprünglich kurzes *e* nach der dehnung mit einem ursprünglich langen *e*-laut heute zusammenfällt, dies immer nur *ę* und *ê* oder *ë* (*ä*) und *æ* ist, und überall weist hier *ê* mit *ę* auf die geschlossene qualität zurück. ich verweise zur bekräftigung auf Heilig aao. § 53 s. 28 (§ 160 s. 74) 'mhd. *ę* gedehnt > *ei*' '*ę* gedehnt vor *r* > *ē*' (di. geschlossenes langes *e*) : § 76 s. 37 'mhd. *ê* > *ē*' (mhd. *ê* fällt also mit gedehntem *ę* vor *r* ganz [1] und wenigstens qualitativ mit als kürze erhaltenem *ę* in allen stellungen zusammen), § 77 'mhd. *ê* verkürzt > *e*' (gekürztes *ê* fällt also mit als kürze erhaltenem umlauts-*ę* zusammen), § 76 d 'die *p*-mda. hat *ē* zu > *ei* diphthongiert', 'nur vor *r* bleibt *ē*' (hier also fällt gedehntes *ę* und mhd. *ê* in allen stellungen zusammen); § 56 s. 30 (§ 170 s. 78) 'mhd. *ë* gedehnt > *ε̄* [2] (im O[sten] *ā*, im S[üden] und der *p*-mda. > *ē*)'; § 73 s. 35 'mhd. *æ* > *ε̄*, § 73 c, s. 36 'O[sten] hat dafür *ā*', die S[üd]-mdaa. wider *ē* [3]. ebenso fällt gekürztes mhd. *æ* (s. § 183 s. 83) mit als kürze erhaltenem *ë* (s. § 54 s. 28) in einem laut zusammen. in der Blankenheimer mda. (s. EDittmars diss., Darmstadt 1891) sind die verhältnisse ziemlich verworren; aber mhd. *hęr* und *męr* werden doch auch hier mit demselben langen geschlossenen *ê* gesprochen wie mhd. *mêr* 'plus', *êrę* 'honos', *lêrę* 'doctrina' und mhd. *begërn*, *hër* adv., *geswër* 'dolor', *gërne* mit demselben langen offenen *ê* als mhd. *wærę*, *lærę* adj., *mæren*,

[1] hier hat aber *r* bloſs den gedehnten vocal vor der diphthongierung bewahrt (s. Heilig § 194), die gleichheit von gedehntem *ę* und *ê* vor *r* gehört also nicht zu den spätern ausgleichungen der verschiedenen *e*-laute durch folgendes *r*, von denen oben die rede war.

[2] di. offenes langes *e*.

[3] damit fällt *ê* und *æ* (resp. gedehntes *ë*) noch lange nicht zusammen, weder in der *p*-mda., der mhd. *ê* > *ei* wird, noch in S, wo *ê* ebenfalls diphthongiert wird, s. Heilig § 76 c, d.

jæric usw., und da es bei den mhd. dichtern ja zunächst auf die reimsilben von *ė* und *ę*, *æ* und *ē* vor einfachem *r* ankommt, bleibt mir dies die hauptsache, s. Dittmar s. 17, 4. 18, 3. 19, 1. 20, 1. in der mda. von Buchen (s. Breunig Die laute der mda. von Buchen und seiner umgebung, Tauberbischofsheim 1891) entspricht dem mhd. *ę* in der dehnung *ei* und vor *r* > *ė*[1] und ebenso dem mhd. *ė* > *ei* und vor *r* > *ė*, ferner mhd. *ē* in der dehnung > *ė* und vor *r* > *ā*, mhd. *æ* > *ė* und vor *r* > *ā*, s. Breunig s. 18. 19. 22 f. in der Hersfelder mda. fallen zwar *æ* und *ė*, sowie gelängtes *ē* und *ę* vor *r* in den meisten worten im selben halb offenen *e*-laute zusammen (s. Salzmann Die Hersfelder mda., Marburg 1888 s. 27), aber es steht doch auch hier *sēl* < mhd. *sėle* mit geschlossenem *e* gegen *fēl* < mhd. *fælen* mit ganz offenem *e* einander gegenüber ähnlich wenigsten wie *wēl* < mhd. *węln*, *zēl* < mhd. *zęln* mit halb offenem einem *kēl* 'gelb', *mēl* 'mehl' usw. mit ganz offenem *e*, s. aao. s. 22. 27. 30. der ausgleichende einfluss des folgenden *r* mag auch hier späterer zeit angehören. in der Handschuhsheimer mda. ist gelängtes *ę* > *ei* s. *heiwə* < *hęben*, *eijə* < *ęgen*, *leijə* < *lęgen*, *tseilə* < *zęlen*, *kəweinə* < *gewęnen* usw., ebenso ist mhd. *ė* > *ei*, s. *keĩ* < *gėn*, *šteĩ* < *stėn*, *pheit*^{a} < *Pėter*, *rei* < *rėh*, *seil* < *sėle*, *leinə* < *lėhenen*; dagegen ist gelängtes *ë* > *ē* (geschlossen), s. *ēw*^{a} < *ëben* (adv.; das adj. ist *ę̄w*^{a} < *ęben*, s. Jellinek Schede s. cxxx), *rējə* < *rēgen*, *fējə* < *fēgen*, *kēl* < *gël*, *wēk* < *wëc*, *kəlējə* < *gelëgen* usw., und ebenso ist mhd. *æ* > *ē*, s. *fēlə* < *fælen*, *kē* < *gæhe*, *kənēric* < *genædic*, *stēt* < *stæte* usw. nur vor mhd. *r* fallen alle diese laute in einem und demselben offenen *ė* zusammen, s. *hālpė*^{a} < *heidelbęr*, *wė*^{a}*n* < *wērn* 'dauern', *lė*^{a} < *lėre*, *lė*^{a} < *lære* usw. ich verweise auf Lenz wörterverzeichnis: Der Handschuhsheimer dialekt I, Leipzig 1888, s. v. die ausgleichung in den offenen laut vor *r* ist natürlich auch hier spätere entwicklung. damit brech ich ab, da ich vollständigkeit und sichere abgrenzung weder anstrebte noch mit dem mir zu gebote stehnden material anstreben konnte.

Dass auch in Alemannien die verhältnisse heute ähnlich liegen, gelängtes *ę* mit *ė*, gelängtes *ë* mit *æ* zusammengeht, könnt ich zb. durch verweise auf Hoffmann Der mundartliche vocalismus von Baselstadt, Basel 1890, s. 36, Schild Brienzer mda., Liestal 1891,

[1] geschlossen.

§ 76 s. 59, § 77 s. 60, § 79, 3 s. 62, § 80 s. 63 belegen. oder es fallen ę und ė, ë und æ wenigstens der qualität nach in eins, s. Stickelberger Lautlehre der lebenden mda. der stadt Schaffhausen s. 20 ff. 32 usf. aber für die alemann. dichter der mhd. zeit ist daran festzuhalten, dass der übergang des ë in die überoffene, die ä-qualität des æ und ä (so ligt hier, wie mir scheint, meist die sache, während in Mitteldeutschland æ und ä die ë-qualität haben) nicht alt und auch heute noch nicht in allen einzelmdaa. gültig ist. daher können wir bindungen von æ : ë, sowie solche von ä : ë, auch nur bei jüngern Alemannen erwarten. ferner erhalten die Alemannen alte kürze viel zäher als die Mitteldeutschen, sodass auch diejenigen unter ihnen, in deren sprache die qualitäten von ę und ė, von ë und æ gleich waren, dennoch die quantitäten sorgfältiger zu scheiden wusten als die dichter andrer mdaa. dort wo ë sich auf alemann. gebiet heute zu ä geöffnet hat, wurde ę nicht selten zu offenem ė, trat also in die qualität ein, die von ė verlassen worden war; so zb. in Baselstadt. aber nur kurz gebliebenes ę nimmt dort zb. die offene qualität an, geläugtes ę nur vor r, während sonst gelängtes ę geschlossen bleibt, sowie das ė in allen stellungen aufser wider vor r. dass ę auch in der längung in einzelnen gegenden die mittlere öffnung hat, mhd. ė aber ganz geschlossen ist, s. Heusler Germ. 34, 124, welcher aufsatz die uns hier betreffende frage überhaupt am eindringendsten behandelt. im Aargau sind die kürzen, wie es scheint, überhaupt um eine stufe offener als die längen: bei Blattner Über die mdaa. des Kantons Aargau. vocalismus, Brugg 1890, s. 50 f, s. 57 f erscheint mhd. ë und ä als æ widergegeben, ę als ė, dagegen æ als ė̄ und ė als (geschlossenes) ē. sicher ist aber auch fürs alemann., dass die entsprechungen des mhd. ė zurückweisen auf die geschlossene qualität, sei es die qualität des ę, sei es eine noch geschlossenere.

Die gegenwärtigen und zukünftigen herausgeber solcher md. texte, die, wie Mor. vCraun, Elisab., Erlös., MHimmelfahrt Zs. 5, Ulr. vEschenb., Ernst D, Renner, Minneburg, König vOdenw., Heinr. vFreiberg, Ludwigs Kreuzf., Heinr. vKrolewitz usw., etymol. æ und ė in ihren reimen scheiden, sind inbezug auf die orthographie des e in einer bösen lage. schreiben sie ė für æ und ė in übereinstimmung mit den hss., so bezeichnen sie zwei laute mit demselben buchstaben, die die orthographie unsrer mhd. texte

auseinanderzuhalten gewohnt ist und die auch in ihreu texten nicht nur etymologisch, sondern auch lautlich auseinanderfallen. trennen sie aber *æ* und *ė* in ihrer orthographie, so tun sie das im gegensatz zur orthographie des gesamten deutschen mittelalters, das nur das zeichen *e* kennt für offenen und geschlossenen laut, für *ę* und *ė*, md. und österr. *ė*, also auch für das dem *ë* qualitativ gleiche md. *æ* (und *ä*) und das dem *ę* qualitativ gleiche md. *ė*, und das durch das zeichen *ä*, *æ*, *á* usw. nur den lediglich auf obd. boden heimischen überoffenen, niedrigsten *e*-laut von diesen *ę* und *ë* bald regelmäfsig bald gelegentlich unterscheidet. da nun unsre mhd. ausgaben darin den alten schreibern folgen, dass sie *ę* und *ë* mit demselben zeichen drucken, so wär es consequent bei den md. dichtern, die *æ : ë* oder wenigstens *ä : ë* reimen, *æ* und *ä* also mit der qualität des *ė* sprechen, ebenfalls *ė* für beide laute, etymol. *æ* und *ė*, durchzuführen und auch für den zweiten umlaut (im gegensatz zu obd. texten) beim *e* zu bleiben. doch mach ich darauf aufmerksam, dass man bei durchführuug dieses principes dann auch in Wolframs gedichten zb., wie wir sehen werden, *æ* und *ė* in einer kritischen ausgabe nicht mehr scheiden dürfte.

Und nun zu den md. dichtern — diese stehn hier in erster reihe —, die sowie *ė* und *æ* auch *ę* und *ë* auseinanderhalten, aber *e*-laute verschiedener quantität aufeinander reimen! von allen gilt, dass sie ihre *ę* und *ë* im gegensatz zu den Österreichern vor muta nicht anders behandeln als vor liquida. lassen sie — dann immer sporadisch — unreine bindungen von *ę* zu *ë* zu, so finden sich diese vor liquida sogut wie vor muta. ferner : bindet ein md. dichter lange und kurze *e*-laute miteinander, so kann er zu *ė* nur *ę* reimen und *ë* uur zu *æ*.

Ich stelle dasjenige material an die spitze, das uns in seiner ausdehnung und klarheit die consequenz und gesetzmäfsigkeit der fränkischen '*e*-regel' am deutlichsten vor augen führt, und beginne mit Hugo vTrimberg. mit identischer quantität reimt Hugo *ę* nur in sich, *ė* nur in sich oder zu *ä*, endlich *ė* und *æ* jedes wider nur in sich. die belege spar ich mir, denn nur die absenz von *ę : ë* uud *ė : æ*, also die null, ist es, was uns hier angeht[1]. mit ungleicher quantität aber reimt Hugo zu *ė* das um-

[1] anch vor *b*, *d*, *g* bleibt *ë* und *ę* getrennt, s. *slęgen : ûf węgen* '(schläge) auf streichen' 6038, *węgent* 'bewegen' *: ręgent* 19058, *nęget : węgel*

lauts-*ẹ*, zu *æ* das alte *ė* oder den zweiten umlaut (*ä*), uzw. ausnahmslos.

Im Renner reimt *-ėr* (in *mėr* 'plus', *gemėrẹ* verb, *ėrẹ*, *lėrẹ*, *sėrẹ*) nur zu *-ẹr*, uzw. zu *bẹr* 'bacca' 9901, *: hẹr* 'exercitus' 2865. 2870. 4765. 7712. 10400. 12350. 14050. 15746, *: mẹr* 'mare' 6883. 7364. 8230. 19687, *: wẹr* 'arceo' 13688, *: verzẹr* 2416. 4766; aber *-ær* (in *wærẹ* conj. prät., *lærẹ* adj., *swærẹ* adj., *mærẹ* subst., *unmærẹ* adj., den ableitungen *-ærẹ* und *-bærẹ*) reimt nur zu *-ĕr*, uzw. zu *ĕr* pronom. 2620. 5437. 8030. 8757. 9045. 15154. 19883. 19885. 21763. 23406, *: dĕr* pronom. 1095. 7722. 8010, *: hĕr* adv. 1256. 1774. 3726. 3731. 5690. 5813. 5957. 6135. 6161. 7019. 7799. 10494. 11390. 12422. 12610. 13480. 18474. 18696. 21986. 22842. 22983. 23410. 23444. 23504. 23734, *: wĕr* 'dauere' 17256. ebenso reimt *-ėrt* (in *gemėrt*, *verkėrt*, *geėrt*, *gelėrt*) nur zu *-ẹrt*, uzw. zu *vẹrt* 3 sing. 1872. 17553. 18486. 23246, *: ernẹrt* 8763, *: wẹrt* 'arcet' 10482, *: verzẹrt* 17102[1], *unėrte : wẹrte* 'arcuit' 13692; aber *beswært* reimt zu *gĕrt* 8726. *: (un)wĕrt* adj. 5503. 16796, *: gewĕrt* 'gewährt' 13266, *gewaltigærn : gern* adv. 24387, *bewærn : schĕrn* 10418, *erværnt : wĕrnt* 'dauern' 21395, *beswærnt : gĕrnt* 22300. und nicht nur vor *r* gilt die ausnahmsfreie regel, dass mit *ė* nur *ẹ*, mit *æ* aber *ĕ* gebunden wird, sondern auch vor andern consonanten. die zahlreichen beispiele für *-æh- : -ĕh-* übergeh ich, da hier die gegenprobe, der reim zu *-ẹh-* fehlen muss. freilich ist auch hier hervorzuheben, dass nur *smæhen*, *dræhen*, *næhen* usf., *bræhte*, *dæhte* usf. auf *jĕhen*, *sĕhen*, *geschĕhen* usf., *rĕhte*, *knĕhte* usf. reimen, niemals *vlėhen*, *lėhen*, *vlėhte* usf. ganz regelmäfsig stehn sich wider gegenüber *Jerusalėm : lẹmẹ* subst. 13130. 21973 und *sėln : ûz schẹln* 18442 auf der einen seite, dagegen *widerzæm : dĕm* 8049, *næm* conj. prät. : *dĕm* 3915. 20399 auf der andern, ja auch, da für Hugo vTrimberg sicher *tẹte*, sowie für Konr. vWürzb. s. oben

'erschüttert' 9454. in *stäben*, plur. von *stap*, *: ĕben* (so und nicht *ẹben* reimt Hugo) 6029 ligt zweiter umlaut vor, worauf ich schon oben s. 271 anm. hingewiesen. in der mda. andrer steht freilich auch ein *stẹbe* neben diesem *stäbe*, s. zb. Sibotes Frauenzucht 133 *stẹben : entsẹben*. Renner 2710 ist *heben* wol ebenfalls gleich *häben* und das *ä* zu erklären, wie ich dies oben s. 115 angedeutet habe.

[1] 20945 l. *bewært : dervært*, nicht *dervẹrt*, vgl. 21395; ferner 21158 ligt *wær : gesnær* 'geschrei' vor. — über *hėrren : zẹrren* 890 s. unten nr 10 s. v. *hėrre hĕrre*.

s. 107, anzusetzen ist[1], *planéten : stęten* 8961, *gét : (ge)tęt* 7137. 7776. 14822. 19801. 21293, *stét : tęt* 18972, *Iaphét : tęt* 1392 auf der einen seite und *bestætę : bëtę* 3521, *rætę*, plur. von *rât*, *: gebëtę* 3881 (= 15607), *wætę : brëtę* 1888, *: gebëtę* 20775, *mit manigerleie guottætę : gebëtę* 20349. 24507 auf der andern. s. ferner *læge : phlëge* 8997, *: wëge* 12760, welche bindungen es evident machen, dass für Hugo *ë* vor einfacher muta offen geblieben war und nicht wie im österr. und in Wirnts ostfränk. geschlossene qualität angenommen hatte.

Ich glaube, das entrollte material des Renner ist so ausgedehnt und gruppiert sich so deutlich, dass darüber ein zweifel nicht bestehn kann, dass für Hugo vTrimberg die oben formulierte md. '*e*-regel' volle geltung hatte.

Die mda. Ulrichs vEschenbach, die weder bairisch noch böhmisch ist, sondern deutlich westmd., macht die gleiche unterscheidung wie Hugos vTrimberg fränkisch; s. zb. *hér*, *mér*, *lér*, *kér : męr* Alexand. 897. 4259. 4299. 4361 usw., *: hęr* 'exercitus' 4645. 4663. 4789. 5435 usw., *: ich swęr* 1373. 4237 usw., *: węr* 13915 usw.; *lérte : węrte* 1391, *mérte : hęrte* 9811 usw. Toischer bringt in seinem programm über Ulrichs sprache (Prag-Neustadt 1888) s. 8 f aus dem Alexand. 54 (jedoch noch nicht sämtliche) beispiele für *-ér : -ĕr*, darunter 52 *-ér : -ęr* und nur 2 *-ér : -ēr*. wie sind nun aber diese beiden ausnahmen zu fassen? wir werden sofort sehen, dass es unreine reime sind, die in ihrer ausnahmsstellung unsre regel glänzend bestätigen helfen. Hugo vTrimberg reimt niemals *é : æ* oder *ę : ë*, daher reimt er auch *é : ę* und *æ : ë* ausnahmslos. Ulrich vEschenbach aber gestattet sich neben der durch hunderte von beispielen als regel belegbaren trennung von *é* und *æ* oder *ę* und *ë* dennoch ein paar ganz sporadisch bleibende bindungen dieser laute. Toischer will aao. mit den vier einzigen belegen für die bindung *é : æ*, die er aus den mehr als 40000 versen Ulrichs beibringen kann, den md. zusammenfall dieser beiden laute

[1] die reime von *hete : -æte* können nicht mit angeführt werden, da Hugo wol auch das md. *hæte* für ind. und conj. gekannt hat. daneben stand aber vielleicht auch ein *hętte*, wie die bindung *hętte : stęte*, plur. von *stat*, 18942 wahrscheinlich machen könnte. denn *ę* und *ë*, *ê* und *ë* bleiben auch vor *t* bei Hugo getrennt [darnach ist oben in der anm. auf s. 108 der Renner aus der reihe der dort aufgezählten fränk. dichtungen zu streichen]: nie reimt *stęte* zu sichrem *-ëte*, s. aber *stęte : wętte* 4425, *stęten : planéten* 8961. ein *hęte* mit einfachem *t* gibt es nicht.

beweisen. aber wären in Ulr.s sprache *ė* und *æ* zusammengefallen, so hätte er die reimtypen *-ėre* und *-ære* nicht in dieser weise trennen können: sie zu mengen hätte er jeden augenblick gelegenheit gehabt. nein. Ulrichs reime beweisen die unterscheidung von *ė* und *æ*, sowie die von *ę* und *ë* für seine sprache; wie er sich jedoch einige unreine bindungen von *-ęr : -ër* erlaubt (die wenigen beispiele s. bei Toischer aao.), so erlaubt er sich natürlich auch solche wenige unreine bindungen von *-ėr : -ær* — und genau so sind wider (es wäre ja direct auffällig, wenn gerade sie fehlten) die im selben ausmafs seltenen bindungen von *-ėr : -ër* bei ihm zu beurteilen. so stehn also die bindungen *ė : ė* und *ę : ę* der bindung *ė : ę* gleich: das waren die bindungen identischer qualitäten; der 'ausnahme' *ė : æ* und *ę : ë* aber steht die 'ausnahme' *ė : ë* gleich: das waren die unreinen bindungen verschiedener qualitäten.

Für den reim von *æ : ë* liegen bei Ulr. zahlreiche beispiele vor. ich verweise etwa auf *beswærden : die wërden* Alexand. 3297, *unervært : gërt* Wilh. vWenden 1170 udglm., *gewære : swëhere* (di. *swëre* mit langem *ë*, langes *ė* aber ist md. gleich *æ*!) Alex. 17846. dieses lange *ë*, das aus contraction von *-ëhe-* resultiert, kann nie mit *ė* reimen, sondern reimt entweder quantitativ rein zu *æ* oder quantitativ unrein zu *ë*. so reimt denn auch *jën* < *jëhen*, *sën* < *sëhen* nie zu *stėn* oder *gên*, sondern nur zu *dën*, *wën* usw. (zb. Alexand. 9298. 14722 uö.), welche reime denen von *æ : ë* ganz gleich stehn. *flėn* < *flėhen* aber reimt natürlich zu *stėn* (zb. Alexand. 18686); s. auch *kæmen : nëmen* 10466 [1]. aus dieser unterscheidung von gelängtem *-ën* und von *-ėn* geht hervor, dass in Ulr.s sprache die heute für die meisten dialekte geltende ausgleichung der *e*-laute vor nasal noch nicht platz gegriffen hatte. aufser vor *r* + cons. und *n* bindet Ulr. *æ : ë* noch in *gemælde : vëlde* Alexand. 443 anh., *æhte : rëhte* Alexand. 7347 udglm. nie bindet er *æ : ë* vor einfachem *r* oder *l*, sowie er etwa *-ėr* mit *-ęr* bindet. es scheint ihm also mit dem kurzen *ë* nur das vor consonantverbindungen stehnde (gekürzte?) *æ* und das aus contraction über *h* entstandne gelängte *ë* vor *n*, *r* uam. — alle bedingungen

[1] wenn daneben öfter *gebët : stėt* (zb. Wilh. vW. 3628) oder *tët : stėt* (zb. Al. 18239) udglm. reimt, so widerspricht das nicht, da Ulr. und Ernst D zwar vor liquida und vor *b*, *d*, *g* *ę* und *ë* noch unterscheiden, wenn sie auch überall unreine reime zulassen, diese laute vor *t* aber gar nicht mehr auseinanderhalten und sehr oft *stęte : -ëte* reimen. s. darüber oben s. 108 anm. und 255.

kann ich nicht aufzählen, da ich nicht im besitz des ganzen materials bin —, nicht aber das *æ* vor einfachem *r* qualitativ zusammengefallen sein. denn warum sollte er sonst nicht, wie Hugo vTrimberg, seine ***wærę, mærę, lærę, swærę, sündærę*** usw. ***:ër, dër, wër, gër, hër*** neben die ***ęrę, lęrę, kęrę : mȩr, hȩr*** usw. stellen? ich habe oben die regel über die bindung von *e*-lauten verschiedner quantität für die Franken auch nicht so gefasst, dass bei jedem unter allen umständen *é* zu *ę*, *æ : ë* reimen muss, sondern sie nur dahin formuliert, dass, wenn ein md. dichter *é* oder *æ* mit der ungleichen quantität bindet, er dann *é* mit *ę* und *æ* mit *è* reimt, und nicht *é*. mit *ë* oder *æ*. mit *ę*. wenn *é* mit *ę*, *æ* mit *è* vielleicht auch auf dem ganzen gebiet ursprünglich identischer qualität waren, so wurden doch, wie die gegenwärtigen einzelmdaa. lehren, die verschiedenen quantitäten durch lautveränderungen aller art, die sich nur auf eine der beiden quantitäten erstreckten, in gewissen stellungen, worten usw. in den einzelnen sonderdialekten oft auch qualitativ auseinandergerissen. s. darüber auch oben s. 281 f.

Auch der dialekt von E r n s t D ist westmd. der verfasser dieses gedichts stammt wahrscheinlich aus der fränkischen umgebung von Rossfeld und Ansbach, s. Ahlgrimm Unters. über die Gothaer hs. des Herz. Ernst s. 32. sollte er nicht von Eschenbach her sein? Steinmeyer hat im Anz. xv 220 f erwiesen, dass Ulr. vEschenbach den Ernst D gekannt hat. ich meine, er hat ihn gekannt, wie man seine eignen gedichte kennt. denn dass der nachahmer Wolframs, der auch hier sich wunderreiche orientfahrten zum stoff erwählt hat, kein andrer war als U l r i c h v o n E s c h e n b a c h, d e r v e r f a s s e r d e s A l e x a n d e r u n d d e s W i l h. v W e n d e n, wäre nicht schwer zu erweisen.

Auch im Ernst D nun reimt auf ***mér, sér, hér, hérę*** nur ***hȩr*** exercitus' (4 mal), ***mȩr*** 'mare' (10 mal), ***zȩr*** (1 mal), nie aber ***hêr*** adv., ***spër, gër, dër, ër*** usw. ebenso nur ***vȩrte*** auf ***lêrte*** 1379 und ***verzȩrn*** resp. ***wȩrn*** auf ***érn*** 2271. 3101 [1]. nur einmal 3645 reimt, wenn die stelle richtig überliefert ist, ***hêrn : verbërn***. aber

[1] bei den bindungen von *-êren : -ęren*, *-æren : -ëren*, *-êre : -ęre* usw. kommt es für meine zwecke nicht in betracht, ob die reime durch syn- und apokope als stumpf oder durch dehnung der kürzen als klingend anzusetzen sind. meine schreibung macht nur rechts und links gleich und soll nicht vorgreifen.

3203 reimt eben auch *vęrge : bërge*, und hier wie bei Ulr. entspricht der vereinzelte unreine reim von *ê : ë* dem vereinzelten unreinen reim von *ę : è*. ferner reimt vor *r* + cons. (nie vor einfachem *r*) *æ : ë*, s. *unervært : swërt* 901, ferner *-ëhe- : æ* (nicht zu *ël*) in *besēn* < *besëhen : vernæn* < *vernæjen* 3377. s. ferner noch *phalzgræve : nëve* 1367.

Noch der König vom Odenwald[1] lässt *ê* und *æ*, *ę* und *ë* nie zusammenfallen, denn die gültigen beispiele vBahders für den reim von umlauts- und brechungs-*e* betreffen alle secundären umlaut. und ebenso bindet dieser dichter nur *-ær* mit *-êr*, also *gewær : schër*, *gebærde : wërde*, *wærn : enbërn*, ableitung *-ær : hër*, *gër* usw., s. vBahder Germ. 23, 196. *ę* reimt niemals zu *æ*, freilich auch nicht zu *ê*. für diese unterscheidung gilt natürlich wider das zu Ulr. vEschenbach s. 289 bemerkte.

Ganz ähnlich liegen die verhältnisse im ostfränk. gedicht von der Minneburg, für das schon Ehrismann Beitr. 22, 289 constatierte, dass offenes *ë* nur zu offenem *ē*, di. mhd. *æ*, reime. die bindungen von *æ : ë* sind zahlreich, für *ê : ę* bringt Ehrismann nur ein *bêde : rede*. die sonst bei md. so häufige bindung *-êr : -ęr* fehlt also ganz.

Von kleinern md. denkmälern erwähn ich etwa noch den Zwingäuer (Gesamtab. 24) *mêrt : vęrt* 141, *kêrte : ernęrte* 389; Der Wiener meerfahrt (Lambel Erzähl. 5) *sêr : męr* 275, Frauenlist (Koloczaer codex s. 97 ff) *sêr : bęr* 407, dagegen *(un)mær : hër* 195. 249, *schuolær : hër* 235; Heidin (Ges. abent. 18) *wær : spër* 135, *swær : hër* 177. 1149. überall bleibt hier *ê* und *æ*, *ę* und *ë* geschieden und finden sich keine andern reime von *e*-lauten verschiedner quantität als die genannten.

Daran schliefs ich zunächst einige spätre Franco-Alemannen, die mit den Franken gleichen schritt halten, weil auch ihnen *ê* ein geschlossener laut und *æ* sowie *â* nicht der überoffene laut der Oberdeutschen ist. ich beginne mit dem Büheler, für dessen mundartlichen merkmale ich vor allem auf Behaghel Germ. 36, 243 verweise. ich ziehe den Diocletian ganz und von der Königstochter v. 2000—4000 heran. es reimt *sêr*, *kêr*, *êr*, *hêr*, *lêr* zu *-ęr*, uzw. *: hęr* 'exercitus' Diocl. 5049. 9049. 9111. Kgst. 3628, *: męr* 'mare' Diocl. 1441. 7327. Kgst. 2579, *: swęr*

[1] den Schröder als einen Würzburger aus dem fünften jahrzehnt des 14 jhs. zu erweisen verspricht.

'iuro' Diocl. 8360, *: zẹr* Diocl. 4475; dagegen *wær, mær, swær* zu *-ër*, uzw. *: hër* adv. Diocl. 1387. 3889. 7011. 7702. 7786. 8404 Kgst. 2119. 2149. 2315. 3100. 3198. 3729, *: dër* pron. Diocl. 8514, *: gër, begër* Diocl. 123. 1839. 3097. 3973. 6077. 7205. 8978. 9239. Kgst. 2958, *: wër* verb Kgst. 3204, *Bühelær : begër* Kgst. 3745. ebenso *lêrn, kêrn, êrn* zu *-ẹrn*, uzw. : *nẹrn* Diocl. 199. 1437. 3943. 8756. Kgst. 2701, *: swẹrn* Diocl. 9323, *: wẹrn* Kgst. 3983; dagegen *mærn : gërn* Diocl. 1569, *Romærn : wërn* Diocl. 4133. ebenso *êrt, (ge)kêrt, unversêrt* zu *-ẹrt*, uzw. *: erwẹrt* Diocl. 876. 9018, *: hẹrtẹ* adj. Diocl. 1355. 4077, *: gevẹrtẹ* Diocl. 4071, *: genẹrt* Diocl. 2805. 9221 und *kêrte : gevẹrte* Diocl. 2781, *: ernẹrte* 4479, *von êrst : ervẹrst* Kgst. 2929; dagegen *beswært : wërt* adj. Diocl. 2673, *: gërt* Diocl. 4185. 5815, *gebærde : wërde* Diocl. 255, *gefærde : wërde* Diocl. 431. 2075. ebenso *sêle : wẹle* Diocl. 84. 772, *Israhêln : erzẹln* Diocl. 7718; dagegen *gefælt : wëlt* 'mundus' Diocl. 762. 2217. 6473, *: gëlt* Diocl. 5373. 5443. Kgst. 2804, *fæln : hëln* Kgst. 2279. schliefslich reimt *æ : ë* auch sehr häufig vor einfachem *h* und *ht*, s. Diocl. 131. 3643. 5897; 2315. 922. 7375. Kgst. 2631. 3671.

Neben dieser compacten masse der belege für die regelrechte scheidung der qualitäten laufen einige, ganz sporadische ausnahmen her. da sich der Büheler auch bei gleicher quantität gegen seine gewohnheit einige vereinzelt bleibende reime von *ê : æ* gestattet (s. *wære : hêre* Diocl. 8350, *: êre* 9271), so können wir uns über ebenso vereinzelte reime von *ê : ë* nicht wundern. zwar *lert : begërt* Diocl. 476, *gelert : begërt* 7265 gehört nicht hierher, denn hier bedeutet *lert* 'lernt', nicht 'lehrt' und es hat sich da wol aus den synkopierten formen wie *lërn* < *lërnen*, *lërnt* < *lërnent* ein falsches *lërt* herausgebildet. aber Diocl. 3053 reimt *sêre : begëre* und 3487 *kêrn : gërn* adv. die bindung von *wænen* mit *zẹnen* aber Diocl. 1511 und *wæn* mit *zẹn* Kgst. 2065 beweist uns nur, dass in der sprache des Büheler der folgende nasal bereits alle *e*-laute im geschlossenen laut vereinigt hatte, sowie das heute auf fränkischem und niederalemannisch-schwäbischem gebiet zu tage tritt[1].

Aus dem Elsass gehört der Rappoltsteiner Parzival

[1] denn nur das obd. überoffene *ä* und *æ* bleibt von der würkung der nasalis exempt, so in Alemannien (s. Heusler Germ. 34, 117) wie in Baiern, nicht aber das md. und spätalem. dem *ë* qualitativ gleiche *ä* und *æ*.

hierher. ich habe den prologus und v. 5000—8000 (Schorbach 114, 1—180, 46) verglichen. einem *hêr : mẹr* 130, 44 steht da geschlossen gegenüber *mær : hēr* adv. 165, 11, *: spēr* prol. 281. 321, *gewær* adj. *: ēr* 165, 23, *: spēr* prol. 311, *wær* 'esset' *: ēr* 144, 27, *: hēr* adv. 157, 10, *: dēr* (di. *dar*) 178, 20, *swær : dēr* (di. *dar*) 131, 24, ableitung *-ær : ēr* 125, 26. 128, 34. 172, 19, *: hēr* 174, 33. 176, 1, *: gēr* 175, 9, ferner *swærn : wērn* 123, 29, *phîlærn : wèrn* 159, 20, *beswært : wērt* adj. 128, 25. 175, 37 und *læge : wëge* 131, 33.

Der Rappolst. Parz. kennt das elsäss. *dër* für *dar*, das nach analogie zu *hēr* gebildet ist, sowie im selben dialekt auch ein *har* neben *hër* steht, das schon von Paul Mhd. gramm.[4] § 111 anm. die richtige deutung erfahren hat. diese *har* neben *hër* und *dër* neben *dar* stehn auch in K u n z K i s t e n e r s Jacobsbrüdern. auch dieses spät-elsäss. gedicht reimt *-ær* nur zu *-ėr*, nie zu *-ẹr* (s. *mær : ër* 243. 737. 827, *:dër* < *dar* 433. 523. 531, *:hër* 577. 605. 1115; *swær : ër* 1023, *:dër* < *dar* 615, *wær : ër* 697, *:hër* 643. 721. 727), sowie das gedicht auch *ê* und *æ* zu trennen weifs. *ê : ẹ* fehlt hier gänzlich, wie es ja auch im Rappolst. Parz. selten ist[1].

Dass die Alemannen grund haben, die quantitäten genauer zu scheiden, als die Ostfranken und Österreicher, wurde im verlauf dieser studien schon des öfteren betont. nicht nur wird bei ihnen die alte kürze zäher festgehalten, sondern es geht bei ihnen, vor allem bei den *a*- und *e*-lauten, neben dem unterschied der quantität oft auch ein unterschied der qualität einher, der sich freilich wol erst mit der zeit schärfer accentuierte. hierin stehn auch die ältern Süd- und Rheinfranken zu ihnen : Stricker, Mor. vCraun und noch Erlös., Elisab., MHimmelf. Zs. 5.

Bei den Alemannen wird, wie ich oben s. 11 notierte, *o* und *ó* hauptsächlich vor *r* + cons. gebunden, wo die dehnung der alten kürze also früh eingesetzt hat : die reime von *hôrte* auf *porte, worte* usw. können wir schon bei Ulr. vZatzikh., Ulr. vTürh., Rud. vEms nachweisen. ebenso zeigen nun einige alemannische und fränkische dichter die bindung *-êrte : -ẹrte*, ohne die bindung *-êr : -ẹr* sonst zuzulassen. so an der grenze fränk. und alemann. gebietes Konr. vHeimesf. *hinvẹrte : bekêrte* Himmelf. 966 und später

[1] diese verhältnisse entsprechen der heutigen mda. : im Elsass fällt heute *ë*, *ä* und *æ* meist, uzw. in hellem *a* zusammen, *ẹ* erscheint als odnes *è*, dagegen *ê* als geschlossenes *é* oder örtlich auch als *ie*.

in Schwaben Konr. vStoffeln *gevęrten : hêrten* 3780 und am Bodensee das gedicht von den zwei Johansen *verkêrte : versêrte : nęrte* 52[1] und im Elsass Egenolf vStauffenberg *enlêrt : verzęrt* 27. wir werden hören, dass auch Wolfr. auf diesem ältern standpunct steht.

In Augsburg freilich muss Ulr. vTürh. *-ērt* und nicht *-ęrt* mit *-êrt* binden, s. *verkêrt : wērt* adj. Trist. 562, 25. wir haben ja gehört, dass die offne qualität des *ê* über Baiern hinausgreift und auch den östlichen teil Schwabens erfasst.

æ : ē konnten die ältern Alemannen überhaupt nicht reimen, denn erst später fällt die qualität von *â* (*æ*) und *ē* hier in manchen gegenden in eins. die jüngern Hochalemannen fügen sich der oben für die Franken formulierten *e*-regel. nur ist zu bemerken, dass diese Alemannen in noch viel weiterm maſse als die *ê* und *æ*, *ę* und *ē* im reim überhaupt scheidenden Mitteldeutschen unreine bindungen von *ê* mit *æ* und *ę* mit *ē* zulassen. die compacte masse der diese laute trennenden reime beweist auch für sie die unterscheidung als regel, aber die anzahl der als ausnahmen zugelassenen, unreinen bindungen ist bei ihnen meist beträchtlich. sehen wir uns zb. den gebrauch Walthers vRheinan an, dessen eigenart weder aus den zusammenstellungen Vögtlins s. 25 noch Hauffens Anz. xiv 38 ganz klar wird. Walth. reimt *-êr-* rein in sich 105 mal, *-ær-* in sich 125 mal, unrein *-êre : -ære* nur 20 mal; ebenso reimt er *-ęr-* rein in sich 17 mal, *-ēr-* rein in sich 58 mal, unrein *-ęr- : -ēr-* nur 3 mal (42, 7. 120, 48. 156, 4)[2]. ebenso reimt er natürlich nun auch meist qualitativ rein *-êr : -ęr* und *-ær : -ēr*, uzw. dieses 8 mal[3], jenes 46 mal; 2 mal reimt er aber auch *-êr : -ēr*, uzw. *sêr : ēr* 198, 23 und *gerêrt : hērt* 'humus' 264, 18.

Sowie die westmd. und spätalemann. dichter verhalten sich schliefslich auch die ostmd., soweit sie *ê* und *æ* scheiden und länge mit kürze binden. auch bei ihnen also entspricht im reime dem *ê* das *ę*, dem *æ* das *ē*. so bindet Heinrich vFreiberg *mær : ēr, hēr, dēr, gēr* Trist. 11. 63. 2167. 2483. 2851. 3241. 3275. 3593. 3983; *marnær, kerkær* usw. *: ēr, hēr* usw. Trist.

[1] der verfasser der Constanzer liebesbriefe (Lieders. i) reimt schon auch *mêr : swęr* 21, 73 neben *lêrt : erwęrt* 16, 43, *verrêrt : węrt* 17, 27, s. EMeyer Anz. xxv 373. [2] von *-erb-*, *-erk-*, *-err-* und *-erd-* sah ich dabei ab; nur *-er*, *-ert*, *-erte(n)* und *-ern* sind gezählt.

[3] *kêr : męr* 224, 3, *mêr : hęr* 275, 24; *kêrn : nęrn* 136, 51, *lêrn : genęrn* 141, 41; *verkêrt : węrtę* 159, 43, *bekêrt : erwęrt* 4, 13, *geêrt : widervęrt* 288, 3, *gelêrt : unverschęrt* 52, 47.

1541. 2377. 2381. 3000. 4057. 4361. 6343. 6847, *vruhtbær : ër* Trist. 6873, *gebærde : ërde, wërde* Trist. 311. 1191. 1707. 1867. 3013. 5317. aber *mêr, sêr, kêr, hêr* usf. werden bei ihm nur in sich gebunden, nie zu *-ær* oder zu *-ër*, freilich auch nie zu *-ęr*. im gedicht vom hKreuz stellt er neben *wær : ër* Pf. Üb. 129, 285 auch ein *sêr : hër* 129, 243, wenn die stelle richtig überliefert ist.

Auch das schlesische gedicht von Ludwigs Kreuzfahrt trennt *ê* und *æ* im reim genau. denn die bindungen des ind. prät. von *hân* mit *-æte* sind nicht mit Kinzel Zs. f. d. ph. 8, 381 für den md. zusammenfall des *æ* und *ê* heranzuziehn. dieses *hæte* für ind. und conj. ist eine echt md. form, und ich begreife nicht, wie Elster Beitr. 10, 111 sie als markant obd. und *hête* als md. bezeichnen konnte. gerade das umgekehrte ist richtig. *hête* und *hêt* eignen neben *hiete* und *hiet* am öftesten Baiern und Österreichern, der ind. *hæte* (neben *hët* und *hętte*) aber, der zb. zu den rheinischen eigentümlichkeiten von Gotfrids und andrer niederalemannisch gehört, steht ua. auch für die rheinfränk. Erlös. und Elisab. fest, die ja *æ* und *ê* auch nicht mengen, und auch Herborts *hête* geht wol auf *hæte* zurück, nur dass diesem dichter nun tatsächlich *æ* und *ê* in eins fallen. ebenso ist *hæte* für den Renner, die Minneburg und andre md. gedichte gesichert. auch *ę* und *ë* trennt Ludw. Kreuzf. nur das *e* in *helt* 'vir fortis' ist dem verfasser indifferent, denn nur dieses reimt er sowol zu *ę* (zb. 4876 uö.) als auch zu *ë*, s. *hęlt : fëlt* 'campus' 475. 4176. 6726. 6902, *: gezëlt* subst. 6192. sonst weifs er den typus *-ęlt* vom typus *-ëlt* zu scheiden, aber *helt* ist ihm nur ein litterarisches wort, es fehlt seiner mda. und er weifs nicht, wie man es spricht. über *gegen : -ëgen* s. unten.

Die reime zwischen *ê* und *ë* in Ludw. Kreuzf. zählt Kinzel aao. s. 380 auf. es sind noch hinzuzufügen *mêr : hęr* 'exercitus' 1546. 1824. 7090, *: węr* 3240, ferner *unversêrt : vęrt* 652. in allen diesen fällen — es sind nun 18[1] — reimt *ê : ę*. dagegen bringt Kinzel s. 381 drei bindungen von *unervært : wërt* adj., wozu noch *beswært : wërt* 804 kommt[2]. also *æ : ë* (dieses nur vor

[1] denn es zählt natürlich *Gunthęr : herzesêr* 3128 und *Walthęr : mêr* 1692, aber nicht, wie bei Kinzel, auch *Gunther : węr* und *zęr*, *Walthęr : hęr*. diese bindungen sind auch quantitativ rein.

[2] im heutigen schles. dialekt freilich fällt *æ* mit *ę* qualitativ zusammen, *ë* wird helles *a* und *ê* ein *i*-laut, s. Braune Beitr. 13, 573, Drechsler Wencel Scherffer s. 12 f.

r + cons.) wie *ê* : *ę*. *wæne* : *sęne* 7632 widerspricht dem nicht, denn es zeigt sich darin die ausgleichende würkung des nasals, die wir oben s. 291 auch für den Büheler festzustellen hatten.

Schliefslich erwähn ich noch Heinrichs vKrolewitz Vaterunser. *ê* und *æ* bleiben getrennt, ebenso *ę* und *ë*, aufser 506 *męrs* : *ērs* < *ēr ist*. mit ungleicher quantität ist gebunden *hêr* : *ze węr* 664, *mêr* : *węr* 2322, : *hęr* subst. 1741. 2001. 4877; dagegen *ze swær* : *etewër* 4607, *wuocherær* : *gewër* 4445, *bewært* : *gegërt* 1378, *swærden* : *ërden* 3187, : *gewërden* 4734. besonders hervorheben möchte ich die bindungen *slęht* (nicht *rëht*, *knëht!*) : *vêht* 218. 229 und *slêt* < *slęhet* : *bestêt* 4244, welche letztre die ergänzung bildet zu der art, wie Ulr. vEschenb. sich zu *ê* < *ëhe* stellt.

Die bindung von *ä* und *ë*. — die unterscheidung der beiden umlaute des *a*, des ältern (*ę*) und des jüngern (*ä*), gieng aus von der erscheinung, dass die beiden mhd. *e*, umlauts-*e* und altes *ë*, in gewissen worten und stellungen von dichtern, die die zwei laute sonst im reim genau auseinanderhalten, miteinander gebunden erscheinen, s. Gramm. I[2] 139 f, bes. die reime von *geslähte*, *ähte*, *mähte(n)* zu *rëhte*, *knëhte(n)*, *vëhte(n)* waren mafsgebend, s. Franck Zs. 25, 221. 224. heute wissen wir, dass wir nicht annehmen dürfen, es sei bei solchen dichtern, die *-ähte* und *-ëhte*, *phärt* und *-ërt*, *wälde* und *vëlde* nicht aufeinander reimen, das *ä* in den genannten stellungen und worten etwa mit dem alten umlauts-*ę* zusammengefallen und im verein mit diesem von offenem *ë* unterschieden worden. sondern wir werden im gegenteil zu dem schlusse gedrängt sein, dass bei diesen dichtern das *ä* noch eine weit offnere qualität gehabt habe oder das *ë* weniger offen gesprochen worden sei, als bei den andern, dass *ä* und *ë* also getrennt blieben, weil *ä* offner war als *ë*, nicht weil *ä* mit dem geschlossenen *ę* zusammengieng. man wird die untersuchung für jeden einzelnen dichter vor der herausgabe seiner werke zu machen haben. reimt er *ä* und *ë*, dann mag man, wie man es bis jetzt gewohnt ist, ruhig *geslehte*, *mehte*, *ehte*, *phert*, *erne*, *welde* usw. drucken; reimt er *ä* aber nur in sich und nie zu *ë*, dann dürfte es sich empfehlen, das von den ohd. hss. ja ohnedies, wenn auch selten consequent, gebotne *ä* für den zweiten umlaut im normalisierten text durchzuführen, auch in worten natürlich, deren *ä* durch keinen reim bewiesen werden kann:

also etwa auch in *tägelich, väterlich, männeglich, mägede, gärwen, härwe* usw. eigentlich müsten wir für jeden dichter, für den wir *æ* und *ê* durch die schrift scheiden, auch *ä* und *e* auf diese weise sondern, und umgekehrt etymol. *æ* und *ê* durch *ê* widergeben, wo uns die reime nötigen *ä* als *e* (= *ë*) anzusetzen, s. darüber auch o. s. 285.

Eine anzahl schwierigkeiten bleiben freilich bei jedem dichter in bezug auf die aufteilung von *ä* und *ę*, wo der reim nicht entscheidet, zurück. diese aufteilung ist ja in den sämtlichen heutigen dialekten durchaus nicht glatt und historisch consequent durchgeführt. eine der consonantverbindungen, die am sichersten zu den alten umlaut hindernden gerechnet werden darf, ist zb. *rw* und der dialekt, der heute noch *ä* und *ę* am weitesten auseinanderfallen lässt, ist der bair.-öster. : und dennoch gehn auch hier die einzelnen worte in bezug auf den eintritt des umlauts auseinander. im Wiener dialekt heifst es heute *firbm* 'färben' (*fárbln*, ein kartenspiel, hat secundären umlaut — di. hohes *á* — wegen der jüngern denomination), hingegen *hárb* 'böse' für mhd. *härwe*. das *i* entspricht vor *r* dem mhd. *ę*, das *á* dem *ä*. ebenso heifst es im tirolischen zu Imst zwar *hárb*, *gárwə*, aber wider *förwə* (*ö* < *ę*) neben *fárwə*, s. Schatz s. 42. 43. Schmeller-Frommann belegt dagegen aus Baiern nur *gárbm* I 934 und *fárbm* 750. dass aber das *ę* einzelner mdaa. nicht ganz junge entwicklung ist, beweisen die reime mhd. dichter. die älteren unter ihnen können *-ęrwe-* resp. *-ärwe-* ja immer nur in sich reimen, also das *ę* nie beweisen. jüngern Baiern und Österreichern fällt aber *w* und *b* nach *r* schon in eins und von diesen, die doch, wie wir überall sehn können, ihre *e*-laute streng nach ihrer mda. reimen, *ä* von *ę* und *ë* also sondern, reimen einige *-ęrben* < *-ęrwen* mit *ęrben*, *stęrben* schw. verb, *verdęrben* schw. verb usw. mit altem umlaut also, mit geschlossenem *ę*, nicht mit brechungs-*ë*, denn *ęrben*, *verdęrben* weisen m. w. zu keiner zeit und in keiner mda., trotz der *r*-verbindung hinter dem vocal, ein *ä* aus. so find ich beim bairischen fortsetzer des Lohengr., der *ä* nur in sich reimt, sowie *æ* nur auf *æ*[1], *vęrben* : *bidęrben* 278, 2777, : *verdęrben* 742,

[1] die beiden bindungen *er brœt* < *brehet* : *wœt* 548, 5474, *brœn* < *brehen* : *wœn* 498, 4978 bedeuten keine ausnahme : hier beweist der *e*-laut der 3 sing. schon, dass wir es mit einem schwachen *brähen* zu tun haben, bei dem *ä* für *ę* als würkung des *h* (*zäher*, *äher*) oder wegen erst späterer ableitung eintrat.

7413, *gevẹrbet : an ẹrbet* 309, 3083 und beim Teichner, dessen *á* < mhd. *â* durch reime auf österr. *á* < mhd. *ou* feststeht, *vẹrbet : ẹrbet* Lieders. 210, 53 oder es reimt der Vintler *hẹr* 'herwe' zu *mẹr* 6954 neben adv. *harb : starb* 7582.

Ferner steht folgendes zur erwägung. dass im plur. von *walt* [1], in *ärne*, welches wort eine sonderstelluug einnimmt, schon weil die *r*-verbindung hier auch im md. umlaut hindernd gewürkt hat, in *pfärt* zweiter umlaut gilt, können wir, selbst wenn wir von den gegenwärtigen mdaa. absehen, für die mhd. zeit dadurch constatieren, dass diese worte von md. dichtern auf *-ëlde* (*vëlde, mëlde*), *-ërne* (*gërne*), *-ërt* (*wërt, gërt* usw.), von den obd. aber, die auch *ä* und *ë* auseinanderhalten, wenigstens nicht auf *-ẹlde* (*hẹlde, sẹlde*), *-ẹrne, -ẹrt* (*vẹrt, wẹrt, verzẹrt, ernẹrt* usw.) gereimt werden. für den umlaut des *a* vor *ht* haben wir sogar nur die md. controle, denn das feblen apokopierter *-äht* im reim auf *slẹht* 'schlägt', *twẹht* 'wäscht' kann nie auffallen. nun würken aber von den consonantverbindungen nur *rw* und *ht*, *hs* auch im md. umlaut hindernd, s. Braune Ahd. gramm.[2] § 27 anm. 2[b], während die andern *r*-verbindungen und die *l*-verbindungen nur auf obd. gebiet und auch hier seit der mhd. zeit nur in gewissen worten umlauthiudernd würken. vor *rr* zb. steht einem obd. *ä* im md. nicht das offne *e* (= *ë*) des zweiten umlauts, sondern direct das geschlossne *ẹ* des ersten umlauts gegenüber. hier kann uns kein *sperren, zerren, derren* im reim zu *gewërren, vërre* usw. bei md. dichtern den zweiten umlaut demonstrieren, denn die md. kennen vor *rr* nur den ersten umlaut, geschlossenes *ẹ*. anderseits kann, da im bair.-österr. umlaut des *a* vor *rr* ja theoretisch in jedem fall auch *ä* sein könnte und hier wider *ä : ë* nicht reimt, der umstand, dass bei den bair.-österr. dichtern die genannten worte in *-erren* immer nur untereinander reimen, weder für *ẹ* noch für *ä* etwas beweisen. daher ist es nicht unbedenklich, wenn wir heute überall nur *spẹrren, zẹrren, dẹrren* ansetzen. denn auch vor *rr* wechselt heut im dialekt je nach dem wort und je nach der einzelmda. *á* < *ä* und *i* (resp. *ö, é*) < *ẹ*. in Wien sagt man *špirn*, was für *sperren* mhd. *ẹ* voraussetzt, aber *zdrn* für

[1] das *ä* in *wälde* ist nicht würkung des *l* + cons., diese gibt es ja im md. nicht, sondern durch *walt* beeinflusst. der *i*-plural vielleicht überhaupt erst spätere bildung, das ahd. kennt nur den *a*-plural, heutige österr. mdaa. weisen jedoch nach mhd. *ẹ*.

mhd. *zerren* di. *zärren* und *dárn, dárt* für mhd. *derren, gederret* di. *därren, gedärret.* ebenso verzeichnet Schatz für Imst einerseits *špörrə* (ö < mhd. ę) und auch *dörrə*, aber wider *tsárrə*, aao. s. 41. 43; s. auch Schmeller-Frommann II 681. I 530. II 1146.

Anderseits ist es direct unsinnig, wenn jetzt zb. Michels im Mhd. elementarb. dem teuren 'lautgesetz' zu liebe schreibungen wie *kälte, wärme, wärmer, wärmen* oder gar *gevärte* und *härte* durchführt. hier beweist der consens fast aller obd. dialekte und noch dazu die reime der mhd. dichter selbst, dafs das *ä* dieser rein construierten formen falsch ist. 'kälte' und 'wärme' ist im ganzen österr. dialekt, soweit ich einblick habe[1], und, wie die mundartenmonographien mich lehren, auch im alemann. mit dem dem ersten umlaut entsprechenden *e* verbreitet. der Teichner zb., der nie und nimmer sein *ä* (di. *á*) auf *ę* hätte reimen können, reimt ruhig *kellę : erwęlt* Lieders. 85, 13 und für *gevęrte* und *hęrte*[2] stehn uns bei den dichtern die für *ę* inappellabel beweisenden reime zu *nęrte, erwęrte, verzęrte* usw. in fülle zu gebote, so bei Hartm., Ulr. vZatzikh. Pleier, Mai usw. bis auf Ottokar, Seifr. Helbling, Suchenwirt und Teichner. auch *kęrge, ęrge : schęrge, vęrge* finden sich des öftern (s. zb. MHelmbr. 1647)[3].

Gegenwärtig unterscheiden sich etymol. *ä* und etymol. *ë* ihrem klang nach aufser auf dem gebiet des bair.-österr. auch in den schwäbischen und in einem teile der hoch- und niederalemannischen mdaa. Heusler vertritt Germ. 34, 127f die ansicht, dass die beiden laute in mhd. zeit im gemein-alemannischen noch getrennt waren

[1] s. auch Schmeller-Frommann II 1000, nur an der Ober-Isar heifst es *wárm*^{a} comparat., *wárm* subst., *wármə* verb.

[2] in Österreich sagt man auch *hirtn* 'härte', *hirt*^{a} 'härter', die schmiede *hirtn* den stahl (Waidhofen a. d. Ybbs), s. auch Schmeller-Frommann I 1167. mit *á* vor *rt* kenn ich in Wien nur *gártn* 'gerte, virga', s. auch FSHügel Der Wiener dialekt, Wien 1873, s. 65, Schmeller-Frommann I 940. der plur. von *bart* hat bei Ottok. und Enikel schon *ä*, bei Heinr. vMelk noch *ę* (Erinn. 221).

[3] auch heute heifst es in der mda. *irgərn, irgər* 'ärgern, ärger' mit *i* < mhd. *ę* in Wien oder *örgər, örgərə* im tirolischen zu Imst (Schatz s. 42); also nirgends *á* < mhd. *ä* vor *rg*, s. auch Schmeller-Frommann I 141. merkwürdigerweise setzen Ottokar und einige andre das *e* der reimsilbe von *hęrberge* als umlauts-*e* an, uzw. constant, wodurch die annahme unreinen reims ausgeschlossen wird. hier ist wol das tieftonige *ë* vor *r* + muta von dem hochtonigen *ę* vor *r* + muta, das vorangeht, mitgerissen worden. — [s. ferner österr. *i*^{a}*ml* < *ęrmel*, *mi*^{a}*kn* < *męrken*, *šti*^{a}*k*^{a} < *stęrker* bei Gartner Zs. f. hd. mdaa. I, 143. 145 udglm.]

und erst durch jüngere sonderentwicklung in der mehrzahl der alemann. sonderdialekte zusammenfielen. mir scheint Heusler seine ansicht aao. wol begründet zu haben und ich glaube, dass sie der wahrheit sehr nahe kommen wird; ob nicht in solchen niederalemann. gegenden, die auch sonst in ihrem dialekt merkmale fränk. sprachfärbung zeigen, dh. mit den benachbarten süd- und rheinfränk. dialekten gewisse spracheigentümlichkeiten teilen, *ä* und *ë* seit alters nicht geschieden waren, lass ich dahingestellt. sicher ist, dass gegenwärtig in allen fränk., thüring. und ostmd. gegenden *ä* und *ë* durchweg gleich lauten, s. vBahder Grundlagen des mhd. lautsystems s. 110. sowie in Mitteldeutschland der umlaut des langen *â* bis zum klang eines *ê* vordrang, der sich in vielen gegenden aber von dem geschlosseneren laut des ältern *ê* < *ai* noch unterschied, nicht einem gelängten *ę*, aber einem gelängten *ë* gleich stand (s. oben s. 280 f), so drang hier auch der secundäre umlaut des kurzen *a* nicht nur bis zum oberd. überoffnen *ä* vor, sondern bis zum offnen *e*, welches sich vom geschlossnen ersten umlauts-*ę* zwar noch deutlich unterschied, mit dem offnen *ë* aber im klang zusammenfiel. schon vBahder vertrat die ansicht, dass der zusammenfall von *ä* und *ë* schon in ältester zeit gemein-md. war: diese annahme wird durch die reime der alten gedichte voll bestätigt.

Bei einer die einschlägigen verhältnisse aus den reimen mhd. dichter betrachtenden untersuchung handelt es sich hauptsächlich um die bindungen von *geslähte, mähte, ähte, gebrähte*, von *phärt, ärne* und allenfalls *wälde*. besonders die absenz der bindung von *phärt* (einem wort, das in keinem epos fehlt) zu *wërt* adj., *danwërt, hinwërt, gewërt, gërt* usw. ist wichtig [1]. dass *phärt* nie zu *vęrt, verzęrt, ernęrt, erwęrt* reimt, ist selbstverständlich. das fehlen von bindungen des worts *geslähte* fällt immer auf (*: rëhte, knëhte, vëhte*) und macht es wahrscheinlich, dass der betreffende dichter *ä* und *ë* geschieden hat. sicherheit bringen dann jene dichter, die zu *mac* das prät. in *a* bilden. hier beweist erstens die absenz eines *mähte : rëhte, knëhte* usw. die für die dichter vorliegende unmöglichkeit sich des bequemen reims zum auxiliar zu bedienen auf das deutlichste, und zweitens ist dann in gleicher richtung beweisend die allenfalls erkennbare trennung der bindung *mähte : geslähte : ähte* von der bindung *rëhte : knëhte : vëhte*.

[1] für manche dichter braucht freilich die aus *phärfrit, phärit* gekürzte reimform des wortes noch nicht die geläufigste gewesen sein.

Schon Heusler hob aao. s. 130 hervor, dass die reime von *-ähte:-ēhte* bei den ältern Alemannen selten sind und dass die wenigen, die sich finden, kaum genau sein dürften.

Hartmann unterscheidet ganz genau. *phärt* reimt bei ihm nicht, *ärne* kommt nicht vor, aber im Er. und Greg., wo er *mahte*, conj. *mähte* neben *mohte*, conj. *möhte* bildet, reimt er sein *mähte* nur auf *geslähte* Er. 4522. Greg. 1107. 1325 und trennt diese bindung strengstens von der von *knēhte : rēhte : slēhte* adv. Er. 350. 365. 1064. 1502. 1602. 1614. 1790. 2070, 2384 usf. (29mal allein im Er.!). der typus *-ēhte* hätte für *geslähte* und *mähte* bedeutend mehr reimmöglichkeiten geboten als der typus *-ähte*, und dennoch reimen *geslähte* und *mähte* nur in sich, ja *geslähte*, für das im Iw. das reimwort fehlt, reimt dort garnicht mehr, da die bindung mit *rehte* und *knehte* für Hartm.s. dialekt unmöglich ist.

Genau so wie Hartm. trennt auch Fleck *ä* und *ë*. auch er bildet das prät. *mahte-mähte* (s. Sommer zu Flore 382) und auch er reimt den conj. *mähte* nur zu *geslähte* (Flore 667. 1683, 3831. 7067. 7123), nie *mähte* oder *geslähte* zu *rēhte, knēhte*, die natürlich auch bei ihm untereinander sehr häufig reimen.

Auch bei Ulrich vZatzikhoven heifst das prät. von *mac* im ind. meist *mahte*, s. Lanz. 1861. 2023. 2145. 3817. 6547. 6583. 6615. 6693. 7739. 7749. 8899[1], viel seltner *mohte* 159. 4165. 4509. 8167. 8879. der conj. aber reimt nie als *mähte*, sondern nur als *möhte* (resp. *mohte*): 5861. 6793. 8711. 9035. 9413. warum? ich denke, weil der dichter, der nur *künne* (2359. 3331. 5095. 5249. 9243) und *slaht*, *slahte* (4105. 4123. 4813. 5381. 5821. 8523 uö.) reimt, das wort *geslähte* zu selten (s. aber im innern 5749) anwendet, als dass er damit zu *mähte* ein bequemes reimwort zur verfügung gehabt hätte. dann hat er aber *rēhte, knēhte, vēhte(n)* mit anderm *e*-laut gesprochen als *mähte*. in dem *wehten* des Verses 1774[2] (der gefangene sagt *Sô wil ich gerner vehten Dann ich langer müeze wehten In dirre vinsternisse*) können wir also kein *wähten* (zu *wahte*), sondern nur ein *wēhten* vor uns haben. an ein solches st. verbum *wēhten* hat wol auch Hahn (s. anm. zur stelle) gedacht, wenn er auf Pass. H. 99, 54 (di. 66[4]

[1] Ulr. kennt, sowie Hartm. in bestimmten partien seiner werke (s. Kraus Abhandlungen z. germ. phil. s. 150 f) neben *mahte* auch ein *wir męgen* 3283. 6033. 7025, *ir męget* 347, das Fleck und Gotfr. fehlt.

[2] s. Heusler aao. s. 130.

der hs.) verwies *Und was dabî tac unde naht Dâ man mit argen listen waht, Wie man in gevienge Und an ein kriuze hienge.* *wihte, wëhten, waht* hiefse 'sich abmühen'. dieselbe bedeutung hat es auch an der dritten stelle, wo es vorkommt, in Wetzels Marg. 794. dort bittet die heilige Gott um hilfe gegen des teufels *ingesinde, Die mit in selben vehtent Und zallen zîten wehtent Wider dînen hulden.* auch Wetzel kennt sonst keine bindung von *â : ë.* ist *wëhten* ein an *vëhten* angeglichenes *wëhen? wider wëhen* Urst. 123, 54, s. *ubarwëhen* Graff ı 701, subst. *widerwehe* Mhd. wb. ııı 650ᵃ, ferner Neidb. 54, 19 La.

mahte (Urst. 116, 75. 117, 59. 121, 75. 124, 26) neben *mohte* (Himmelf. 95, Urst. 119, 6. 125, 65), *möhte* (Urst. 117, 1) ist auch Konr. vHeimesfurt geläufig[1], und den conj. *mähte* reimt auch er nicht auf *rehte* oder *knehte*, sondern in oberd. weise auf *mit überbrähte* Urst. 121, 67.

Bei Ulr. vTürheim reimt dasselbe *mähte*[2] zu *geslähte* Rennew. Zs. f. d. ph. 13, 130ᵃ, 27 und nie *mähte* oder *geslähte* zu *knehte* usw. auch Ulr. vTürh. hält also *ä* und *ë* auseinander[3] und ebenso bindet Rud. vEms nirgend diese beiden laute.

Bei den spätern Alemannen tritt verwirrung ein. *ä* und *ë* zeigen auf alemann. boden offenbar schon früh neigung sich einander zu nähern, sowie sie heute hier grösteuteils zusammengefallen sind. die bindung *ärne : gërne* in der gFrau 381 aber

[1] ebenso *wir megen* Urst. 104, 59. 115, 41. 122, 75, *ir megel* 116, 57, conj. *mege* Himmelf. 871, Urst. 110, 50, *megen* Himmelf. 653 neben *müge* Urst. 103, 7. 115, 7.

[2] über *mahte*, *mege* bei Ulr. s. Kraus aao. s. 152. füge aus dem Rennew. hinzu *mahte* Germ. 16, 1, 13. Lohm. 798, *mähte* Zs. f. d. phil. 13, 130ᵃ, 27, *męgen* Pf. Üb. 46, 409. 50, 803. Zs. f. d. phil. 13, 130ᵃ, 55, *mügen* Zs. 38, 61. Alem. 17, 184. 279.

[3] merkwürdig bliebe dann *värten*, prät. von *värwen*, *: lérten* Rennew. Pf. Üb. 47, 518. denn *vęrten* etwa nach dem s. 296 gesagten dürfen wir nicht ansetzen, da Ulr. in ostschwäb. art *ë*, nicht *ę*, zu *é* bindet (s. oben s. 293). aber ich glaube, dass an der betreffenden stelle die hs. der von Pfeiffer gedruckten Heidelberger hs. *Die zäher ir ougen värten. Zwei dinc daz leit lérten : Ir triuwe unde Willehalm Gâben ir des leides galm Und kunden sie an freuden letzen* zu ändern ist in *Die zäher ir ougen värten. Zwei dinc sie freuden lærten* usw., s. Parz. 503, 1. der reim *värten : lærten* könnte dann so wenig auffallen wie Ulr.s *porte : hôrte*, *wort : gehôrt*, *wërt bekêrt*, s. oben s. 11, und bewiese nur die überaus offne qualität von Ulr.s *ä*. die andern hss. des Rennew. werden hier wol erst sicherheit bringen.

schreib ich noch den zahlreichen fränk. merkmalen der niederalemann. sprache dieses gedichts bei, von denen wir noch hören werden (*hêre, sint, gelīch, ăz,* selteues *geseit* usw.).

In Hugo vLangensteins Martina reimt nur *geslähte : -ëhte* 191, 51. 207, 61, die andern *-ähte* reimen nur unter sich oder zu *geslähte.* vielleicht nahm in seinem dialekt *geslähte* dieselbe doppelstellung ein, wie wir sie für dieses wort bei den spätern Österreichern zu constatieren haben werden. s. 30, 14 *gebrähte* (sic) *: geslähte*, 47, 75 *erphähten* (sic, s. 52, 1. 81, 12. 268, 50. 279, 31) *: spähten* (zu *spaht*, vgl. auch *spähten : brähten* Heinzelin 103, 83), 56, 7 *phähte* (sic; dat. von *phaht*, s. 47, 75. 52, 1) *: geslähte*, 77, 19 *ähte* numeral *: phähte.* dagegen find ich den reimtypus *-ëhte* 29 mal in sich verwendet.

In Konrads vStoffeln Gauriel reimt zwar 3915 *ähte* numeral *: gebrähte*, aber auch 686 *gebräht : kneht.*

Walth. vRheinau macht zwischen *ä* und *ë* keinen unterschied mehr. er bindet *geslähte : rëhte* 17, 23. 132, 38, *mähte* conj. zwar 148,19 zu *gebrähte*, aber 180,41 zu *rehte, gemähte* subst. *: rëhte* 115, 28. zu seinen bindungen von *ä : ë* gebören auch die reime von *(en)gegen : phlëgen* 143, 37, *: dëgen* 207, 1. 271, 19, *: sëgen* 227, 43, *: wëgen* 72, 47, *: gewëgen* 276, 30, *: gelëgen* 177, 52 und *gegen* subst. *: gelëgen* 5, 25. etymol. *ä : ä* reimt in *engegen : klegen* (aus *klagen* später umgelautet) 144, 31. nie reimt *(en)gegen* (oder *klegen*) *: -ęgen*, sonst aber trennt Walth. *ë* und *ę* vor *g* durchaus: er reimt *lęgen* nur auf *węgen* 210, 25, *męgen* 37, 6 und *slęgen* 79, 72 und *slęgen* sonst nur auf *ręgen* verb 163, 17.

Auf dieses mhd. *gägen < gagani*, das neben *gęgen < gegini* und *gagen < gagan* steht, hat man bisher kaum geachtet. dort wo *ä* und *ë* nicht gebunden werden, ist es ja fürs mhd. schwer nachzuweisen, bes. wenn der dichter daneben etwa auch noch *gęgen* gebraucht. bei solchen dichtern aber, die *ä* mit *ë* binden, während *ę* von *ë* getrennt bleibt, hebt es sich deutlich aus den reimen heraus. so bei Lampr. vRegensburg, dessen deutsch nicht das Regensburger deutsch ist : *dar gegen : rëgen* subst. Sion 2184[1], sonst nur *gegene : engegene* Fr. 2764. 4869. in Ludw. Krzf. reimt *gegen* zu *phlëgen* 1846, zu *erwëgen* 1494 und *begegent : gesëgent*

[1] sonst trennt Lampr., hier wie so oft im gegensatz zum bair. gebrauch, *ę* und *ë* vor muta ganz consequent, s. Sion 530. 1035. 1749. 2322. 2831. 4259, Fr. 2368.

6720, aber *slęgen* nur zu *rẹgen* verb 7398, bei Ebern. vErf. reimt *enkegen : dëgen* 383, *: gelëgen* 1763. 1933, aber *gelẹgen* nur zu *gerẹgen* 2669, *hẹbe(n) : entsẹbe(n)* 4169. 3785, *verhẹbet : entsẹbet* 4647, *rẹdet : verphẹdet* 4399.

Was die heutigen mdaa. anlangt, so verweis ich fürs alemannische Walthers etwa auf Blattner Über die mdaa. des cantons Aargau s. 51, wo mhd. *gegen* mit dem sonst *ē* und *ä* entsprechenden laut nachgewiesen wird, fürs fränkische etwa auf die mda. von Handschuhsheim, das *kējə* spricht, nicht *keijə* (s. Lenz Vergl. wb. s. 26 s. v.), während in der mda. *ē* dem gedehnten *ä* und *ë*, gedehntem *ę* aber *ei* entspricht, s. oben s. 283.

Sowie für Waltb. vRheinau gilt auch für B o n e r *ä* und *ë* schon als identisch. 10, 15 reimt bei Boner zwar *geslähte : gebrähte*, aber 7, 23. 95, 7 *gebräht : rëht*, 12, 21. 49, 83. 71, 25 *gesläht : rëht*, 76, 39 *bräht : rëht*.

Am frühesten ist natürlich bei den E l s ä s s e r n, die den Md. zunächst stehn, *ä* und *ë* zusammengeworfen worden.

Dass G o t t f r i d *mahte mähte* neben *mohte möhte* setzt, ist bekannt. aber er reimt sein *mähte*, das einzige mal, wo er es in den versschluss stellt, noch auf *geslähte* 1487, und auch dieses *geslähte* reimt er nur hier. niemals reimt er die beiden zu *rehte, knehte* oder zu *diu vëhte*, einem seiner lieblingsworte[1]. aber Trist. 3731 reimt Gotfr. *phärt : gërt*. er behandelt also das *ä* in diesem worte anders als das *ä* vor *ht*.

Spätere Elsässer, wie der S t a u f f e n b e r g e r (s. *phärt : begërt* 181, *: swërt* 195, *: wërt* adj. 449. 773; *gesläht : reht* 653) oder der R a p p o l t s t e i n e r P a r z. (s. *phärt : wërt* 130, 26 usf.), reimen *ä* und *ë* natürlich ganz unterschiedslos. das müssen ja alle jene Alemannen tun, die sich auch darin md. gebrauch anschliefsen, dass sie neben *ē : ę* die bindung *æ : ë* stellen, s. oben s. 293.

Der B ü h e l e r möge uns von den Alemannen zu den M i t t e l d e u t s c h e n hinüberleiten. er reimt *ä : ë* in *mähte* dat. *: rëhte* Diocl. 9079, *gebrähte : knëhte* Diocl. 1269, *geslähte : knëhte* Diocl. 5615, Kgst.[2] 3213, *trähen : beschëhen* Diocl. 1980. 2775. 4753, Kgst.

[1] 16977 ist mit Bechstein *slehte* als das von Gotfr. selbst gebildete, im vergleich zu *slihte* junge femininabstract zu *sleht* (s. 2570!) zu nehmen, nicht mit Grimm Gramm. i³ 140 als *slähte*. den dat. zu *manslaht* bildet Gotfr. sogar ganz ohne umlaut, *manslahte : ahte* 10397.

[2] von der Königstochter hab ich auch hier nur v. 2000—4000 einbezogen.

3504, *: gesëhen* Diocl. 2283. 2923, Kgst. 3049, *phärt : wërt* Diocl. 2059, *: swërt* Kgst. 2816. davor tritt die etymol. reine bindung von *ā : ā* ganz zurück, s. nur *māhte* gen. *: geslāhte* Diocl. 4037, *māhte*, conj. prät. von *machen*, *: geslāhte* 4053.

Bei west- und ostmd. dichtern ist aber nun die bindung von *ä : ë* ganz allgemein, und ihr verhalten lehrt uns erst die absenz der einschlägigen reime bei den ältern Alemannen und bei den Baiern-Österreichern richtig würdigen.

Bei Herbort reimt *geslähte : rëhte* Trojkr. 677. 2639. 4083. 5939. 6213. 6607. 8391. 8523. 9159. 9185. 10081. 11141. 11515. 11975. 13803. 15133. 17480, *: knëhte* 1579. 6067, *: vëhte* 1617. 3079. 7929. 14364, ferner *phärt : wërt* adv. 7687. 9025. 12985. 16066, *: wërt* adj. 8157. 8489, *: swërt* 4745. 7595. 7815. 8699. 8731. 9043. 11309. 11569. 13161, *phärde : durch unwërde* 13215, *phärden : ûf der ërden* 9170. 12663. 12699. 14763, ferner *wälde : ze gëlde* 8257.

In Ottes Eraclius reimt *geslähte : rëhte, unrëhte* 660. 1431. 4673, *phärt : gërt* 1547, *: gewërt* 2863.

Im Mor. vCraun *gemähte*, conj. prät. von *machen : rëhte* 1743, daneben *gemähte : geslähte* 1137.

In MHimmelf. Zs. 5 *geslähte : knëhte* 77, *: rëhte* 462. in Erlös. und Elisab. *phärt : wërt* adj. Elis. 229, *: wërt* adv. Erlös. 3386, Elis. 549. 3621, daneben *geslähte : gebrähte* Erlös. 2755.

Auch im Ernst D, der sich zwar einige *ę : ë* gestattet, die beiden laute aber in der regel noch auseinanderhält (s. s. 282), reimt *ä : ë* ohne zwang, s. *geslähte : rëhte* 3797, *phärt : wërt* adj. 1123. 1851, *phärden : wërden* 5254, und ebenso bei Ulr. vEschenb., der, wie gesagt, mit Ernst D einerlei sprache reimt, *geslähte : gerëhte* Alexand. 1079 uö., *: knëhte* 2809 uö., *: rëhte* 3059. 3731. 5513 uö.; *phärt : wërt* adj. 1658. 1697. 2929. 6080 uö., *: swërt* 3425 uö., *phärde : wërde* subst. 1221 uö.

Auch Lamprecht vRegensb., der, wie schon Rosenhagen bemerkte, fränk. und nicht bair. reimt, bindet *ähte* numeral *: rëhte* Fr. 1076, *gebrähte : rëhte* Sion 4241.

Reiches material bietet wider Hugo vTrimbergs Renner. hier reimt, während *ę* und *ë* streng geschieden bleiben, *geträhte : rëhte* 920. 4109. 13196. 14488, *geslähte : knëhte* 1412, *: (un)rëhte* 1700. 1706. 5111. 15588. 17608. 23290, *ähte* numeral *: rëhte* 7482. *gebrähte : rëhte* 2252. 3809. 15876, *: knëhte* 5535. 8118. 14110,

brähten inf. *: vëhten* 6825. 13990. 14106, *mähte(n)*, conj. prät. von *machen : rëhte* 2785. 24320, *: knëhte(n)* 7523. 18928; ferner *phärt : swërt* 2442. 24004, *: wërt* adj. 8885. 12654. 15196, *phärde : wërde* verb 7039, *phärden : ërden* 1094. 1315. 2528. 3743. 13758. 16407. 18138. 19516; ferner *wälde(n) : vëlde(n)* 17604. 19617. 22704, *: mëlden* 22730[1] und endlich *särken* 'einsargen' (junges denominativ von *sarc*) *: wërken* 18092[2]. dagegen steht *ä : ä* (oder *æ*) nur in *ähte : nähte* 7497, *gebrähte : mähte* 9480. 19553, *mähten : gedæhten* 9670. 24214, *geträhte : bedæhte* 22328, *phärt : bewært* 14428.

Von kleineren md. sachen citier ich noch Adam und Eva (Gesamtab. 1) *geslähte : rëhte* 222, *: knëhte* 403; Rittertreue (Gesamtab. 6) *phärt : wërt* 185. 499. 735. 859, *: swërt* 199. 206; Trist. als mönch (ed. Paul) *phärt : wërt* 339, *: begërt* 445; Sieben schläfer (ed. Karajan) *nähten* adv. *: rëhten* 350, *äffen : trëffen* 488. endlich verweis ich für den Kön. vOdenw. auf die beispiele, die vBahder Germ. 23, 196 für die bindung von umlauts-*e* und altem *ë* zusammenstellt. soweit sie geltung haben, ist hier das umlauts-*e* immer ein secundäres, *gebrähte : knëhte, phärt : wërt, ärne : gërne, äffen : trëffen.*

Ganz ohne scheu und einschränkung bindet auch Konr. vWürzb. sein *ä* und *ë*, s. Gramm. I² 131. 139f, Haupt zu Engelh. 1611, Weinhold Al. gramm. § 15. er reimt *wälde : vëlde*, *-äht : ëht* (füge zu den beispielen bei Grimm und Haupt noch hinzu *gebrähte : knëhte* Silv. 4843, *geslähte : rëhte* gSchm. 45), *phärt : -ërt* (Troj. 23019), *jäger : lëger* usf., sprach also sein *ë* und *ä* nach md. weise aus, wie mans in seiner heimat sprach.

Von Ostmitteldeutschen reimt zb. Heinr. vFreiberg in zahlreichen fällen *phärt : -ërt*, resp. *phärde(n) : -ërde(n)*, uzw. Trist. 1527. 2179. 2195. 3613. 3655. 4191. 4497. 4553. 5009. 5547. über Ludw. Krzf. s. oben s. 302, dazu noch *geslähte : knëhte* 1106, *phärt : wërt* 5614; ebenda über Ebern. vErf., dazu noch *einnähte : knëhte* 411, *geslähte : knëhte* 735, *gebräht : knëht* 2323. in Heinrichs vKrol. Vaterunser reimt *mähte : rëhte* 502. 3895, *geslähte : rëhte* 733, *gebräht : knëht* 2531, *ungehäbe* adj. *: vergëbe* 3293.

Den contrast zu den mitteldeutschen bilden nun die bair.-österr. dichter, deren mda. heute noch *ä* und *ë* ganz scharf

[1] nie *hęlde, sęlde : vëlde, mëlde, wälde.*

[2] aber *męrken* natürlich nur zu *stęrken* gereimt.

unterscheidet. ich behaupte, dass in Baiern und Österreich *ä* und *ë* niemals gereimt werden konnten, und dass die wenigen reime, die dem zu widersprechen scheinen, andrer auffassung unterliegen. was aus der litteratur des 13 jhs. hier angeführt werden könnte, ist bald aufgezählt. ich kenne nur *mähte,* conj. prät. zu *megen*, *: knëhte* Bit. 3981 und *phärt : wërt* Tandar. 8994, Gar. 16778. also man merke : innerhalb der ganzen österr. volkspoesie, ferner Konr. vFussesbr., MHelmbr., Heinr. und Ulr. vTürl., Pleier, Mai, Neidhart, Warnung, Reinbot, Ulr. vLichtenst., Herrand vWildon, Serv. Zs. 5 [1], Lohengr. II [2] usw., in mehr als 200000 versen nur diese drei beispiele! wie oft hätte in den rittergedichten *phärt : wërt* und *swërt* reimen können, und wie oft reimen es da Herbort und Otte! aber der Österreicher kann es, wenn er seiner mda. folgt, nur zu *värt* < *värwet* reimen, wie Ulr. vTürh. Wh. 253, 4 dies tut [3]. die sprache eines dichters, der sich durch diesen reim allein schon so deutlich als solchen manifestiert, der *ä : ë* nicht binden kann und für sein *phärt* den reim weitab vom gemeinen wege zu suchen gezwungen ist, wird man wol nicht als 'wesentlich md.' bezeichnen dürfen. denn eines der ersten und untrüglichsten kennzeichen md. sprachcharakters ist der lautliche zusammenfall von *ä* (*æ*) und *ë* : die reime von *phärt* auf *-ërt*, von *geslähte, ähte, gebrähte* auf *-ëhte* fehlen bei keinem Mitteldeutschen.

Wie der éine reim im Bit. zu erklären ist, kann ich nicht

[1] im Serv. Zs. 5 reimt conj. *mähte* (zu *megen*) *: ähte* numeral 209, *: durnähte* 897, *: geslähte* 1139, *nähte : ähte* numeral 3035 und mit verletzung der quantität, aber nicht der qualität *mähte : bedæhte* 53. dagegen *rëhte : Humbrëhte* 2165 und *trëhten* 'dominus' *: vëhten* 3375, wodurch, wie schon durch Hartm.s bindung *trëhten : vëhten* Iw. 4773. 5013 bewiesen wird, dass die bei unsern herausgebern beliebte schreibung *trähten* und *trähtîn* nicht für alle dichter giltig ist. — ind. *mahte* im Serv. 118. 680. 863. 2774, *mohte(n)* 499. 3385; aber nur *müge* 219, kein *mege(n)*.

[2] in den 67 strophen des md. Lohengr. I findet sich schon ein *phärt : wërt* 21, 201; in den 700 strophen seiner bair. fortsetzung kein einziges und auch die *-ähte* (*-æhte*) reimen nur in sich, nie zu *-ëhte*. — ich mache etwa noch darauf aufmerksam, dass die bindungen von *ä : ë*, die sich im alten Reinhartfragment finden, *gebrähte : knehte*, *überbräht : reht* in der bearbeitung 1845. 1871 fortgeschafft wurden, was darauf hinweist, dass vBahder Beitr. 16, 53 den obd. bearbeiter des gedichts in Baiern richtig localisiert hat.

[3] *phärt* ist heute in den bair.-österr. mdaa. fremdwort und lautet mit dem hd. *e*, nur in der Oberpfalz gilt *ä*, s. Schmeller[2] I 441.

mit bestimmtheit sagen. ich möchte darauf aufmerksam machen, dass aufser an der genannten stelle im ganzen gedicht keine *a*-form von *mügen* reimt.

Die bindung *phärt : wërt* hat Pleier an den zwei stellen, an denen er sie überhaupt anwendet, samt den dazu gehörigen versen aus dem Parz. herübergenommen. er reimt *Er huop die küneginne wert Sunder schamel* (so ist natürlich mit der besten hs., der hs. h, zu lesen, nicht *Sunder schanden*, wie Khull im Tand. in den text setzt, s. Steinmeyer GGA. 1887, 793) *ûf ir phärt* Tandar. 8994 = Gar. 16778, weil er hier den Parz. plündert, wo es 89, 3 heifst *Sî huop Kaylet, der degen wert, Sunder schamel ûf ir phärt.* ich habe schon im Anz. XXII 363 darauf hingewiesen, dass der Pleier dann seiner mda. widersprechende reime zulässt, wenn er die ganze stelle samt dem reim entlehnt. Wolfr. setzt *phärt* (: *-ërt*) in den ca. 24000 versen seines Parz. 15 mal in den reim, der Pleier in den ca. 53000 versen, die er uns hinterliefs, nur an diesen beiden aus dem Parz. entlehnten stellen. beweis genug, dass auch seine mda. das im versinnern so häufige wort nicht reimen konnte[1].

Aber so genau auch die bair.-österr. dichter der ältern zeit *â* und *ē* zu scheiden wissen, die jüngern und jüngsten der mhd. autoren dieser mda. tun es ihnen darin noch immer gleich. nur muss man die fingerzeige, die der gegenwärtige dialekt uns an die hand gibt, bei der beurteilung ihrer reime mit in betracht ziehen.

Der frage, wann der übergang von *â* in hohes *á* auf bair.-österr. gebiete eingetreten sei oder ob nicht doch *â* hier seit jeher mit dem hohen *á* gesprochen wurde, tret ich zunächst nicht näher. letzteres scheint mir jedoch nicht unwahrscheinlich[2]. jedesfalls sprachen Ottokar und der Teichner *â* und *æ* bereits als *á*, was uns die bindung von *â* (und *æ*) *: ou* vor labial, die sich bei diesen dichtern findet, beweist, s. *stâb : urloub, geâfft*

[1] übrigens haben sich die ältern formen *phärfrit, phärft, phärit* gerade in Baiern-Österreich sehr lange gehalten, s. Schmeller[2] I 441; MHelmbr. reimt *phärit : sit* 457.

[2] bindungen zu mhd. *a* können natürlich nicht erwartet werden, denn *a* war immer, auch vor seiner verdumpfung, als reines *a* verschieden von dem hohen *á*, das (nach Heiligs definition Mda. des Taubergrunds § 25 anm.) mit zurücktretenden mundwinkeln und stark genäherten zähnen gesprochen wird.

: kouft bei Seemüller Ottokar s. cxii, *äffen : roufen* Teichner, Karajan s. 17, *äfft : verkouft* Lieders. 223, 31. mhd. *ou* ist heute ja in der mda. vor labial ebenso durch *á* vertreten als mhd. *ä* und *æ*. da ist es nun begreiflich, dass Ottokar und Teichner und die andern jüngern Österreicher *ä* oder *æ* mit *ë* oder gar *ę* nie und nimmer reimen konnten. Ottokars verhalten kenn ich durch Singers güte, für den Teichner orientierte ich mich aus den im Liedersaal, in Pfeiffers Übungsbuch und bei Karajan gedruckten stücken. beide reimen sie *ä* nur in sich, zu *æ* oder, vor labial, zu *ou*. nur éine ausnahme herscht bei ihnen. das *ä* von *geslähte* gebrauchen sie anceps : es gilt ihnen bald als offenes *e* und reimt dann zu *ë*, bald als *á* und reimt dann zu *ä*. *mähte* (so ist statt *möhte* und *mohte* der ausgaben im reim auf *-ähte* oder *-æhte* immer zu schreiben), *gebrähte, geträhte, ähte* reimen bei Ottokar nie zu *-ëhte*, sondern nur in sich oder zu *-æhte*; *geslähte* aber reimt zu *-ähte* und *-æhte* nicht öfter als zu *-ëhte*. ebenso kennt der Teichner nur bindungen von *ä* (*æ*) in sich, aber *gesläht* reimt er mit *ë* so gut wie mit *ä*, s. zb. *gesläht : knëht* Pf. Üb. 161, 132. in Lutwins Adam reimt 361 *gesläht : rëht*, obwol auch diese dichtung sonst *ä* und *ë* auseinanderhält, und in Vintlers Blumen der tugend reimt zwar *mähte* nur auf *geslähte* 9510 und *phärt* auf *gebœrd* 5560 und *bewœrt* 5808 (dass dauach *phërde : ërden* litterarische bindung sein müsse, ist oben s. 276 ausgeführt), aber *gesläht* reimt meist zu *rëht* und *knëht*, s. 6186. 6994. 8118. 9593.

Diese verschiedene behandlung des *-ähte* in *geslähte* und desselben *-ähte* in andern worten, wie sie die reime der spätern bair.-österr. dichter erkennen lassen, hängt nun zusammen mit der gleichen unterscheidung, die heute der dialekt macht. WHorn hat in seinen Beiträgen zur deutschen lautlehre, Leipzig 1898, s. 9ff darauf aufmerksam gemacht, dass in mdaa., die sonst *ä* und *ë* im laut zu trennen pflegen, doch immer einige worte vorhanden sind, in denen die mda. statt *ä* den laut spricht, der sonst mhd. *ë* zukommt. unter diesen worten steht im bair.-österr. *gšlèχt* (mit offenem *è* statt *á*) obenan und ist so ziemlich das einzige von ihnen, das für den reim stärker in betracht kommen kann, denn *mähtic, prähtic* können ja doch wider nur auf *-ähtic* reimen, wie sie auch ausgesprochen würden. dieses *gšlèχt* statt *gšláχt* aber scheint in den verschiedensten bair. mdaa.

heimisch zu sein. Horn verweist für Westböhmen auf Gradl Bayerns mdaa. I § 27. auch in Imst sagt man zwar *šlá*χ*tig* und *kšlá*χ*t* adj. 'von einer gestalt' s. Schatz § 37 s. 43, aber subst. *kšle*χ*t*, plur. *kšle*χ*ter*, welches wort Schatz in der reihe seiner *e* für *ä* < *â* s. 46 vergessen hat, das er aber s. 140 uö. mit *e* ansetzt. Horn statuiert für dieses *ė* eine dritte, mittlere umlautsperiode, Schatz erklärt das *ė* durch fremden einfluss, für einen teil der worte auch durch neuerlichen umlaut des schon umgelauteten vocals. ich lasse das dahingestellt. Horns ansicht scheint mir deshalb unwahrscheinlich, weil sich bei allen mhd. dichtern, die dieses *geslëhte* statt *geslähte* reimen, daneben auch das bei den ältern alleingültige, also wol auch ältere *geslähte* nachweisen lässt. zu den worten, die *ė* statt *á* als zweiten umlaut ausweisen, gehört auch *kšeft* < *geschäffede*. für dieses will auch Horn die erklärung zulassen, dass es in der mda. lehnwort sei. Schatz hat dieses *kšeft* in Imst, Maurer in Baiern an der Ilz (s. s. 8. 19) nachgewiesen. ich mache darauf aufmerksam, dass auch in diesem wort für unsre Österreicher die alte qualität des *ä* (neben der neuen?) feststeht, s. zb. *geschäft : geäft* Teichner Lieders. 85, 203.

Viele der jüngern Österreicher kennen auch *geslëhte* gar nicht. so reimt Suchenwirt nur *geslähte : mähte* (conj. prät. zu *megen*) 6, 33. 141. 20, 2 streng geschieden von *knëhte : slëhte : vëhte : rëhte* (s. zb. 30, 261. 35, 106. 38, 66 usf.), vgl. ferner *mähtic : einträhtic* 33, 1, *: übernähtic* 39, 223, *gehäzzic : mæzic* 19, 51, *jäger : træger* 26, 59. auch Suchenw. gehört also noch zu den Österreichern, die *ä* und *ë* scheiden. ebenso reimt Seifr. Helbl. etwa *gebrähte* nur zum conj. *mähte* 2, 828, dagegen *knëhte : rëhte : vëhte* blofs untereinander, uzw. einige dutzend male. über *ä* und *æ* vor *l* bei Seifr. s. oben s. 270. noch der ganz junge SOswald, den Ettmüller herausgegeben hat und dessen heimat zweifellos Österreich ist, reimt *gebrähte : mähte* 31. 55. 363. 723, *: bræhte* M 840[37] ziemlich consequent geschieden von *knëhte : (ge)rëhte* 17. 90. 107. 147. 839. 1425. 1467. 1835. 2141. 2193 und *vëhten : rëhte* 1945. 1993. nur einmal (453) tritt vermengung ein in *gebrähten : knëhten*.

Den unterschied zwischen md. und bair.-österr. dichtern kann ich in bezug auf den gebrauch der *e*-laute im reim auf grund der voranstehnden untersuchung wol so formu-

lieren: die md. dichter behandeln *ę* und *ë* gleichmäfsig vor liquida wie vor muta, die meisten scheiden sie hier und dort noch genau, *ä* und *ë* aber fällt ihnen allen in einen laut zusammen. binden sie lange und kurze *e*-laute, so reimen sie auf *ê* das erste umlauts-*ę*, auf *æ* aber das alte *ë* und das secundäre umlauts-*ä*. die österr. dichter scheiden *ę* und *ë* nur vor liquida, da aber bis in späteste zeit ganz genau, vor einfacher muta aber fällt ihnen schon sehr früh, schon in der zeit der Nib., das *ë* und *ę* in eins, uzw. nimmt *ë* in dieser stellung den geschlossenen laut des *ę* au; *ä* aber bleibt sowol von *ë* als auch von *ę* stets getrennt. binden die Österreicher die *e*-laute ungleicher quantität, so reimt nicht *ę*, sondern das offene *ë* zu *ê*, und auf *æ* kann nur *ä* reimen.

Vergleichen wir nun damit die übung zweier dichter, deren beider sprache m. e. fälschlich meist klipp und klar der bair.-österr. ma. zugezählt wird: die des Strickers und die Wolframs.

In bezug auf den Stricker fass ich mich ganz kurz: hier hat ja schon Rosenhagens untersuchung die frage erfolgreich angeschnitten. die *e*-laute verschiedener quantität reimt Stricker nie, wir können also über die qualität seines *ê* nichts bestimmtes ausmachen. freilich ist schon die für ihn durchaus geltende strenge scheidung der quantitäten gerade kein bair.-österr. merkmal, denn die ostdeutschen dichter sind die ersten daran, länge mit kürze zu reimen. aber *ę* und *ë* hält der Stricker nun auseinander vor muta so genau wie vor liquida. das tut kein Österreicher seiner zeit. und schliefslich reimt er auch *ä : ë* ohne alle scheu, s. zb. *jägere : lëgere* Dan. 3645. *geslähte : rehte* Karl 3387. 11859. Am. 1271. Pf. Üb. 2, 92 usf.; und das tut wider kein Österreicher seiner zeit.

Auch Wolfram, der sich zwar selbst (politisch?) zu den Baiern zählt, in dessen heimat aber heute fränkisch gesprochen wird, nicht bairisch, scheidet *ę* vor *b, d, g* so gut wie vor *r* und *l*, ohne sich auch nur éine ausnahme zu gestatten. dass er danebeu *stęte* zweimal auf *bëte* reimt, gehört auf ein andres gebiet, da, wie s. 255 uö. gesagt wurde, die vermengung von *ë* und *ę* vor *t* viel verbreiteter war als vor andern muten und auch bei einigen Franken und Alemannen, die sonst genau sind, vorkommt. aber diese scheidung der *ę* und *ë* vor *b, d, g* ist uoch nicht ausschlaggebend. denn grade in denkmälern des engern, nordwestlichen Baierns (Alphart und Lohengrin) fanden wir ja die gleiche scheidung

im gegensatz zu dem östlichen gebrauch. schon viel wichtiger aber scheinen mir Wolfr.s reime von *ê* : *ĕ*. nach ältrer art (s. oben s. 292f) finden sie sich nicht vor einfachem *r*, sondern nur vor *r* + cons., weil nur hier die kürze bereits auf dem wege zur länge war. nun reimt aber Wolfr. immer *ę* auf *ê*, nie *ë*, wie ich schon Beobachtungen s. 476 notiert habe. die reime sind in Schulz register s. 53 verzeichnet. es sind *êrte : węrte* Parz. 212, 7, *kêrte : nęrte* Parz. 603, 11, *: węrte*, Wh. 82, 11 *lêrte : hęrte* Parz. 261, 11, *: vęrte* Tit. 143, 3. Wolfr. sprach also sein *ê* nicht, wie alle Baiern und Österreicher inclusive der Ostschwaben, offen, sondern geschlossen, wie die Franken und Alemannen.

Dem schiene die bindung *lêhn : zehn* numeral Wh. 372, 7 zu widersprechen. aber sie schiene auch nur. Wolfr. hätte zu *lêhn* nicht *sëhn*, *geschëhn* binden können, wie etwa Neidhart (s. 18, 27. 76, 21); *zehen* aber hatte in seiner mda. geschlossenes *e*. dieses geschlossene *e* ist in *sehs* nach *sęhse* < *sëhsi* ja durch die heutigen mdaa. bekannt. es findet sich auf oberd. und fränk. boden, natürlich immer so, dass in einzelnen mdaa. des gebietes *ę*, in andern aber *ë* gilt. ebenso steht nun aber auch *zęhen* nach *zęhene* < *zëhini* einzelner mdaa. neben dem *zëhen* in andern, uzw. wider auf oberd. und auf fränk. boden. für Baiern (an der Ilz) verweis ich auf Maurer s. 8; dort steht *dsêhə* < *zehen* mit geschlossenem *e* gegen *kšèə* < *geschëhen*, *sèə* < *sëhen* mit offenem *ė*. für Alemannien verweis ich auf Stickelberger Schaffhauser mda. s. 21, wo mhd. *ë* in offner silbe in *tseə* < *zehen* 'ausnahmsweise' als mit geschlossenem *e* gesprochen angeführt wird. s. ferner Haag Mdaa. des obern Neckar- und Donaulands s. 24. fürs fränkische verweis ich auf Handschuhsheim, wo nach Lenz Wörterverzeichn. s. 50 die zahl 'zehn' *tsei* (flect. *tseinə*) heifst, mit dem *ei*, das in der mda. nur *ê* oder gelängtem *ę*, nie *ë* entspricht. neben *tseinə* < *zęhene* steht hier *leinə* < *lêhenen*, dagegen (s. Lenz Vergl. wh. s. v.) *kšēə* < *geschëhen*, *sēə* < *sëhen*. ebenso weist der von Heeger beschriebene dialekt der Südostpfalz mhd. *zęhen* aus, nicht mhd. *zëhen*, s. Heeger § 7 s. 8. Wolfr. reimt daher auch *zehen* nie zu *jëhen*, *sëhen*, *geschëhen* (man sollte die absenz dieser bindung in umfangreicheren denkmälern auch sonst wol beachten [1]), er kann das wort, wenn er es überhaupt reimen will, nur mit der

[1] etwas anders ists natürlich, wenn zb. der Stricker *diu zëhende* auf *sëhende* udgl. reimt, Karl 5971. 9560.

reimfreiheit, die Wh. 372, 7 sich gestattet, zu langem *-êhen* reimen. denn *ê* war ihm geschlossen — nur den Baiern und Österreichern war *ê* offen.

Und schliefslich finden sich bei Wolfr. die vollkommen unbairischen bindungen von *ä* zu *ë* in massen, wie bei so alten dichtern aufserhalb Mitteldeutschlands niemals. wir werden jetzt, wo die fabel, dass Wolfr. in bezug auf die bindung ungleicher qualitäten des *e* zu den nachlässigen dichtern gehörte, hoffentlich zerstört ist, diesen bindungen ihre volle beweiskraft zuschreiben müssen: seine *e*-laute wenigstens hat Wolfr. nach fränkischer art ausgesprochen. er reimt also *ähte* numeral, *geslähte, gebrähte* mit *rëhte, knëhte* Parz. 233, 25. 253, 27. 422, 7. 455, 15. 483, 17. 585, 11. 680, 1. 790, 29. 818, 29. 827, 15. Wh. 13, 29. 16, 27. 43, 3. 64, 19. 73, 21. 150, 29. 173, 11. 192, 29. 217, 29. 283, 17. 291, 27. 331, 11. 347, 19. 415, 3. Tit. 53 s. Schulz s. 49; ferner *frävel : nëbel* Parz. 302, 13. Wh. 253, 29. auch den reim *phärt : -ërt* kennt Wolfr. und wendet ihn im Parz. sehr oft an: 63, 13. 89, 3. 126, 19. 256, 29. 274, 1. 512, 23. 513, 21. 514, 11. 515, 23. 521, 9. 615, 17. 624, 13, 666, 17. 784, 21; *phärden : die wërden* 718, 13. später gibt er es wider auf, das wort in dieser weise zu binden, sowie schon von buch IX an in seinen reimen keines seiner md. *sân*, kein *cluoc* usw. mehr erscheint. im Wh. steht *phärt*, das im Parz. 15mal reimt, kein einziges mal mehr am versschluss. umgekehrt erscheint seine bindung von *-ähte:-ëhte* erst von buch V des Parz. ab und ist im kürzern Wh. häufiger als im längern Parz. (Wh. 14, Parz. 10), sowie Wolfr. sein *sider* erst von buch III ab wagt gegen Hartmanns *sît* (Beobachtungen s. 478) und sein *-uont, -uonde, -üende : -unt, -unde, -ünde* nach Behaghels vollkommen zutreffender beobachtung (Germ. 34, 487 f, s. auch Nolte Anz. XXV 299) erst von buch IV (180, 7), sein *-uort, -uorte : -urt, -urte* sogar erst von buch IX (444, 13) an und häufiger erst im Wh. (dort auch erst *gewuohs : fuhs* 61, 7). beides geht eben in der entwicklung der technik des mhd. dichters hand in hand: gröfseres selbstbewustsein und vertrauen in seine form (vgl. die *c : ch, häst* erst im Iw.!) und gröfsere kunst in der vermeidung dessen, was ihm trotz allem zu dialektisch, veraltet, traditionell, mit einem wort verwerflich schien[1].

[1] zu den reimen von *ä : ë* gehört vielleicht auch die bindung von *schemen : nëmen* (erstes beispiel Parz. 167, 23), *scheme : dëme : nëme*, die bei Wolfr., im

Walther von der Vogelweide reimt in den beiden sprüchen gegen Gerhard Atze *phärt : wërt* und *gewërt* 82, 19. 104, 7. das stimmte schlecht zu seiner österr. heimat. aber das ohr dessen, *den ez bestdt*, war ein thüringisches, sowie das *gekleit* < *geklaget* 25, 23 für ein österreichisches ohr bestimmt war, an das sich wol alle sprüche dieses tones wendeten. *ęge : ëge* reimt Walth. nicht, *ęge* in sich aber auch nur in *lęget : ręget* 54, 11, also vor *-get*, s. darüben oben s. 266. der viel besprochene reim *verwarren : pharren* 'parrochiæ' 34, 18 beweist aber nichts. erstens scheint mir ein so grober dialekticismus, wie mhd. *ar : or*, für Walth. überhaupt unmöglich, der doch *wort : -art*, den ersten reim von *or : ar* den sich höfische Österreicher gestatten, nicht kennt. zweitens hat doch schon Weinhold Mhd. gramm.[2] § 60 s. 60 dieselbe bindung *verwarren : pharren* (hier aber 'stiere', also nicht nachahmung Walthers!) in Hugos Martina nachgewiesen (223, 64). drittens steht neben diesem part. *verwarren* der conj. prät. *verwüere* (: *gefüere*) in Strickers Dan. 4311. es scheint mir daher wahrscheinlich, dass sich mit analogie zum schwachen *verwęrren*, das zb. in der Urst. erscheint (s. Lexer III 305 s.v.)[1], ein starkes *verwęrren, verwuor, verwarren* (s. *hęben, swęrn*) herausgebildet hat.

Ortn. und Wolfd. A., bei Konr. v Würzb., im Renner häufig ist. die bindungen von *schemen : nëmen* aber, die sich beim Pleier, im SOsw., bei Seifr. Helbl. und andern Österreichern finden, müsten dann auf *schęmen* mit altem umlauts-ę zurückweisen, wobei vor nasalis ę und ë schon in der weise des heutigen dialekts ausgeglichen wurden, von welcher ausgleichung aber *ä* und *æ* im bair. nicht betroffen werden. danach hätte es also im österr. neben dem *schämen* (heute *schámen* in Wien, ferner von Schatz für Imst nachgewiesen, s. s. 44), das nicht rein reimen kann, in einigen einzelmdaa. auch ein *schęmen* gegeben, sowie neben *färbm* < *färwen* auch ein *firbm* < *fęrben* steht. — im Ernst B reimt *ä : ë* recht häufig, s. *mähte : rëhte* 765, *gebrähte : knëhte* 2827, *: vëhten* 5171. aber über die sprache dieses gedichts ist noch gar nichts ausgemacht. rein-bairisch ist sie auf keinen fall. die *ä : ë* könnten allerdings aus der niederfränk. quelle stammen, wie die *is : gewis*, *schône : grüene* usw.

[1] *węrrent* Mart. 128, 58, nicht *wërrent*, wie Lexer III 793 ansetzt; denn es reimt auf *spęrrent* und die Mart. kennt keinerlei *ę : ë*, nicht einmal *stęte : -ëte*. (auch *gebrëste*, *nëst* haben ihr ë fest und reimen nicht zu *feste*, *beste*, *geste*, *weste*; *swester*, *gester* aber haben natürlich, sowie *weste*, auch hier ę, nicht ë). das schwache *węrren* der Mart. ist aber gleich *węrn* mit der für Hugo charakteristischen alemann. ausdehnung des consonantumlauts (s. *verhęrren* 'verheeren', *verzęrren* 'verzehren', *węllen* 'wählen', *lęmmen* 'lähmen' udglm.).

e vor nasal. — noch niemand hat untersucht, ob die heute in den meisten hd. dialekten sich bemerkbar machende einwürkung der folgenden nasalis auf die qualität der *e*-laute auch schon im mhd. hervortritt. wir wissen ja, dass sowol in fränk., als in alemann., als in bair.-österr. mdaa. *ę* und *ë* vor nasal, sei es nur vor gedecktem, sei es vor einfachem wie vor gedecktem, in éinem laut zusammenfallen, entweder im geschlossenen laut, wie zb. in den fränk. (s. etwa Heilig aao. § 208 ff) und niederalemann.-schwäb. (s. Kauffmann Gesch. der schwäb. mda. §§ 67. 70), oder im offenen laut, wie zb. in den hochalemann. dialekten (s. bes. Heusler Germ. 34, 116 ff), oder endlich in einem mittleren e, wie auf bair.-österr. gebiet (s. bes. Luick Beitr. 11, 499 ff. 14, 131 f). auch ich kann hier nur einige andeutungen geben, die vielleicht eine specialuntersuchung anregen; aber ich verfüge nicht über ausreichende sammlungen, um der frage energischer auf den leib zu rücken.

Das material, das die reime der einzelnen dichter geben, kann immer nur sehr gering sein, und den schluss aus der absenz einer bindung von *ę* zu *ë* vor nasal verbietet zumeist die geringe reimmöglichkeit auf der einen oder der andern seite. vor *n* + cons. gibt es auf hd. gebiet natürlich nur *ę* und keiu *ë*. ob eine bindung von *firmamënt*, *présënt*, *óriënt* zu gekürztem *ęnd*, *sęnd* oder *gęnt* < *gęndet* udglm. von vornherein als sichre bindung von *ë* : *ę* aufgefasst werden darf, ist fraglich. unter den worten mit e vor einfachem *n* überwiegen die mit *ę* (*sęnen*, *dęnen*, *jęner*, *węnen*) an zahl und häufigkeit des gebrauchs bei weitem wider die mit *ë*, von denen nur *lënen* ernstlicher in betracht kommen kann. nur vor einfachem *m* stehn sich *nëmen*, *zëmen* 'ziemen', *brëme*, *dëm* und, mit gewissen einschränkungen s. s. 312 anm. 1, *schëmen*, *schëme* auf der einen und etwa *lęmen*, *lęme*, *zęmen* 'zähmen', *ergręmen* auf der andern seite einigermafsen gleichberechtigt gegenüber.

Wir können nun constatieren, dass W o l f r a m *ę* und *ë* vor *n* und *m* noch scheidet; denn er reimt *erlęmt* nur auf *gezęmt* 'gezähmt' Par. 95, 17. 441, 27 und nie *-ęme(n)*, *-ęmet* auf die so häufigen *brëme*, *schëme(n)*, *dëme*, *gezëmen*, (*ver*)*nëme*(*n*), *nëmt*, *schëmt* (s. Schulz s. 45 ff). ebenso reimt er *lënt* nur zu *Trevrezënt* Parz. 251, 15. 268, 29, *lënte* : *Nouriënte* 790, 15 und ebenso *béaschënt*, *Gënt*, *Nouriënt*, *prisënt*, *firmamënt* usw. nur untereinander (Parz. 77, 5. 313, 3. 658, 27. 786, 27 uö.) und trennt

sein *lënt(e)* und das fremde *-ënt(e)* von den nicht seltenen bindungen der *(ge)sęnt : (ent)węnt : (un)gewęnt : gemęnt*, *sęnte : męnte : węnte* (s. Schulz s. 40. 46)[1]. da Wolfr. seine *e*-laute nach md. weise aussprach (s. s. 312), so hätte sich die würkung des nasals auf den vorangehnden *e*-laut in seiner sprache wol auch in der fränk. art gezeigt, db. *ę* und *ë* und *ǣ* wären hier im geschlossenen *e* zusammengefallen. wenn er nun das fremde *-ënt* nur auf *lënt*, nicht auf *sęnt* usw. reimt, so hat er sein *ë* also auch noch vor nasalis + cons., nicht nur vor einfacher nasalis offen ausgesprochen, *ë* und *ę* also vor allen nasalen noch unterschieden.

Und sogar Hugo v Trimberg scheidet *ę* von *ë* wenigstens noch sicher vor einfachem *m*. das beweist schon der umstand, dass er auf fremdes *-êm* (*Jerusalêm*) nur *lęme*, dagegen auf *widerzæm* und *næm* sein *dëm* reimt, wie ich oben s. 286 ausführte. auch sonst sind die bindungen von *lęmen : zęmen* 'zähmen', *lęmt : zęmt* 'zähmt' bei ihm häufig, s. zb. Renn. 20589. 22004. 22307 uö., bleiben aber vollkommen geschieden von den bindungen von *schëme(n)*, *nëmen*, *gezëmen* usw.

Wenn Ulr. v Eschenb. nur *vlên* < *vlêhen* zum alten *-ên* von *stên* und *gên* reimt, das lange *e* aber, das durch contraction von *sëhen*, *geschëhen* usw. entstand, nur zu *-æn* in *vernæn* < *vernæjen* oder zu *dën* und *wën*, so hat er vor einfachem *n* offenen und geschlossenen *e*-laut noch unterschieden, s. s. 288. 290.

Dagegen kann man sonst für spätre dichter den zusammenfall von *ë* und *ę* vor nasal meist schon nachweisen. der Büheler trennt zb. *ę* und *ë* noch streng, aber *gënde* < *gëbende* reimt ihm Diocl. 6265 auf *hęnde* und *wæne* auf *zęne* s. oben s. 291. ebenso *wæn* : *-ęn* in Ludw. Krzf. s. oben s. 294.

Bei den Mitteldeutschen und jenen Alemannen, denen heute *ǣ* und *ë* ebenfalls in eins fällt, tritt vor nasal (resp. nasal + cons.) ausgleichung aller *e*-laute ein, nicht nur des *ę*, *ë* und *ê*, sondern auch des *ǣ* und *æ*. bei jenen wenigen Alemannen aber, die heute noch den überoffnen laut für *ǣ* reservieren (s. Heusler Germ. 34, 117), sowie bei den Baiern und Österreichern bleibt dem *ǣ* (und *æ*) auch vor nasal seine sonderstellung bewahrt. ein reim von *wænen* auf *-ęnen* ist hier auch später nicht möglich, nur

[1] Wh. 276, 5 *sente : pigmente* ergäbe *sente* als prät. zu *sęnen* gefasst baren unsinn. wie die überlieferung zu fassen oder zu bessern ist, weifs ich nicht, s. Lachmanns vorschlag in der la. zur stelle.

ę, ē und é fallen hier vor nasal (resp. nasal + cons.) in eins, s. auch oben s. 312 anm.

Am frühsten trat wol auf bair.-österr. boden dieser zusammenfall des ę und ē im mittlern e ein. Heinr. vTürl., der ę und ē vor liquida so streng auseinander hält, wie nur irgend einer, reimt *lęme : nēme* Krone 14058. 23350, *sęne : dēn* 11123. ebenso reimt auch Ulr. vTürl. schon *sęn : dēn* Wh. 26, 9. 80, 15. 133, 11, *węn : dēn* 209, 23. 269, 1. s. auch *firmamēnt : ęnd* 225, 12. der dichter des Mai reimt *erlęmen : nēmen* 68, 5, des jTit. *erlęmende : nēmende* 3420, von den jüngern, wie etwa Seifr. Helbl. (s. *sich gręmt: vernēmt* 2, 1245, *sęne : dēn* 1, 1297. 7, 433, *ęn* 'ahne' *: dn* 8, 507, *présēnt : swęnd* 1, 982), ganz abgesehen, obwol sie alle, wie gesagt, ę und ē vor liquida genau unterscheiden.

Freiburg i. d. Schw., dec. 1899. KONRAD ZWIERZINA.

Nachtrag zu s. 9 der Zs.: es ist mir entgangen, dass das ó, welches Kochersberg und Zorntal für mhd. *ā* spricht, ein offenes ist und also auch dort von dem geschlossenen, *û*-ähnlichen ó < mhd. *d* geschieden bleibt. K. Z.

ZUM ERSTEN BEKANNTWERDEN OTFRIDS.

I.

Es ist allbekannt, dass die erste ausgabe von Otfrids Evangelienbuche, durch Flacius vermittelt, im j. 1571 erschien und zwar auf grund des Palatinus. nicht beachtet aber ist, dass wenigstens éin dazu gehöriges stück bereits einen älteren abdruck erlebt hat: der brief Otfrids an den erzbischof Liutbert von Mainz wurde 1562 (noch nicht 1556) in dem Catalogus testium veritatis p. 158—160 von Flacius zum ersten male mitgeteilt. der von ihm gegebene text zeigt (unter verzicht auf orthographie und ein paar druckfehler) folgende abweichungen von der 1882 veröffentlichten ausgabe Pipers: s. 6 z. 9 (Piper) *ut partem evang.* 11 *delerem* für *deleret* 13 *iungebant querimoniam* s. 7 z. 14 *Vergilius* 16 *Nostrae iam* f. *etiam* 21 *pigere* f. *pigrescere* 24 *francisce* 27 *Denique* f. *Deique* 32 *item* f. *pene* 34 *Et quamvis* f. *quamvis* (*hoc — edidi* ist vorhanden) 40—41 *quibusnam* f. *quibusdam* et *suam doctrinam praeclaram mundo notam fecit* f. *doctrina*

— *innotuit* s. 8 z. 45 *se a* f. *sese a* 59 *scriptum* f. *scripto* 61 *in* vor *sono* fehlt 63 *videtur* f. *videbatur* 64 *Graeciae* f. *Et etiam* 65 *sese* f. *se* 66 *qui grammatici* s. 9 z. 71 *praevidiant rationes* 75 *quod series* 77 *Aptum* 80—83 *et hoc — invenimus* fehlt 84 *lenem* f. *lenam* 88 *apertius* f. *apertior* 89 *in illis* f. *cum illo* 91 *Duae etiam negativae* s. 10 z. 92 *quae in* f. *dum in* 93—94 *et quamvis — curavi* fehlt 97 *necessaria et* f. *necessarie* 109 *Cavent etiam aliarum deform.* 110 *suam* f. *suarum* 111 *in propria* 112 *generant Res — habere* fehlt 116 *corruptae* f. *corrupta seu* s. 11 z. 117 *sive integrae laudet* f. *laudent* 118 *ei* f. *eis* 119 *quaerit* fehlt 121 *labiorum in. servitutem* 123 *Rabano* 124 *parum* fehlt 126 *pari* fehlt *sanctitatis* 129 *eundem* f. *eadem* *condemnet* f. *contempnet* 130 *decernendam* 133 *ac in recta* f. *rectaque.*

Überblickt mau diese laa., die man keiuesfalls alle dem herausgeber, sondern zum allergrösten teile sicherlich seiner vorlage wird zuschreiben dürfen, so erscheiuen einige davon als verbesserungen unsers textes, so z. 40f *quibusnam,* z. 84 *lenem,* z. 129 *condemnet* und z. 130 *decernendam,* jedesfalls und trotz der übersprungenen stellen wird man nicht einfach von verderbnissen uud verschlechterung reden dürfen, und der gedanke, dass eine der uns bekannten hss. hier zu gruude liege, ist damit ausgeschlossen. dass dieser brief aber nicht etwa einzeln überliefert war, sondern einer hs. des Evangelienbuches entstammt, sagt Flacius (p. 158) in den einleitenden worten deutlich : 'Floruit hic vir (sc. Otfridus) circa annum Domini 860 ac plura quidem scripsit, sed tamen inter alia edidit etiam vernacula lingua v libros titulo G r a t i a, quorum argumentum sequens eius praefatio indicat. V i d i autem eos libros et lingua adeo a praesenti variat, ut a nemine Germano nunc quidem intelligi queat, imo vix pauca verba possunt percipi'. weshalb er aber an diesem ihm unverständlichen werke besondern anteil nahm, verraten die folgenden äufserungen : 'Illud autem ibi observandum est ante annos 700 . . non esse habitum nefas, sed potius summam pietatem vulgari lingua idque rhythmis sacras literas vertere. cum quidem Germanica lingua tunc multo minus apta esset ad scriptionem . . Haud dubie autem in ipso textu multa dicit alienissima a praesentibus paparum erroribus et abusibus'. späterhin sei das buch, weil man es wegen der umwandlung der sprache nicht mehr verstand, in vergessenheit geraten.

Er gibt indessen doch noch eine andeutung darüber, wo die von ihm benutzte hs. sich befand, indem er bemerkt: 'versio eius etiam Liutberto episcopo comprobata est. Nam pene in omnibus bibliothecis eius fragmenta reperiuntur'. diese worte — auf welche schon Piper Einleit. s. 242 verweist, ohne die sache im zusammenhange zu erwägen — liefern den beweis, dass in dem Mainzer sprengel, also vielleicht in Frankfurt, sich damals eine jetzt verschollene hs. (oder sogar bruchstücke mehrerer?) befunden haben muss. es wird am nächsten liegen, auf diese auch die ergänzung zu dem im Palatinus fehlenden teil der widmung an könig Ludwig zurückzuführen, vgl. Kelles ausgabe des Otfrid s. xx—xxii, der hierbei an die Wiener hs. dachte. in den Centurien (Cent. ix col. 592) schöpfte Flacius seine kunde von Otfrid nur aus Trithemius. der text des briefes an Liutbert kehrte in den spätern ausgaben des Catalogus test. unverändert wider und wurde so auch noch von Io. Cordesius (Hincmari opuscula p. 631—634) ohne angabe der quelle(!) und daraus von der Biblioth. patr. max. Lugdun. xvi 764—765 widerholt. man wird hiernach dem um die geschichtswissenschaft hochverdienten Flacius wol den ruhm zugestehn müssen, dass er nach Beatus Rhenanus der zweite entdecker Otfrids gewesen ist, wie wir seiner mitwürkung die erste ausgabe verdanken.

Berlin, im märz 1900. E. DÜMMLER.

II.

Der letzte satz Dümmlers wird einer einschränkung bedürfen. zwischen Beatus Rhenanus (1531) und Matthias Flacius (1562) schiebt sich mindestens éin weiterer kenner Otfrids ein: Johannes Eck, der in der widmungsschrift vor seiner Bibelübersetzung (Bibel. Alt vnd new Testament, nach dem Text in der hailigen kirchen gebraucht, durch doctor Johañ Ecken, mit fleiß, auf hohteutsch, verdolmetscht) 1537 bl. *ij[ab] auch auf 'das alt Euangelibůch in frenckischer teutscher zungen geschriben' zu sprechen kommt: er verdankt seine bekanntschaft dem bischof Philipp von Freising, pfalzgraf bei Rhein und herzog in Baiern, der ihm 'der selben exemplar ains geliben, das Bischoue Vualdo, sein vorfaren hat schreiben lassen, wie der schreiber priester Sighard bezeügt'. Eck kannte mithin denselben codex F, aus dem auch Beatus Rhenanus sechs jahre vorher seine mitteilungen gemacht hatte.

Diese proben des Beatus Rhenanus waren die einzige quelle für die sprüche aus Otfrid, welche im j. 1548 den infanten Philipp (II)

von Spanien bei seinem einzug in Gent von einem triumphbogen herab begrüfsten und die jetzt KVoll aus der 1552 erschienenen beschreibung der fürstlichen reise von Juan Cristoval Calvete de Estrella überraschend ans licht gezogen hat (Beil. z. Münchner Allgem. zeitung 1900 nr 57). es sind die zeilen I 1, 59 u. 64, in vier kurzverse abgeteilt, und da sie zweifellos aus Beatus Rhenanus (Rer. Germ. libri tres III 107) entnommen wurden, so ist die vermutung Volls hinfällig, dass uns Calvete einen teil der inschrift vorenthalten habe: denn weitere verse, die auf den triumphbogen gepasst hätten, bot diese quelle nicht.

Als fernere proben der 'lengua Franconica antigua (que es la que usò Carlo Magno)' umrahmten diese Otfridverse zwei sätze aus der bergpredigt des ahd. Tatian: 22, 8 u. 12, welche geschickt die sanftmut und milde des infanten apostrophierten. über dem ganzen stand: *Thie Furist ist Gotes Bilidi*, und diese zeile wurde dem berichterstatter ausgelegt als 'El principe que (!) es ymagen de Dios'; ich bin geneigt, sie mit Voll (resp. Paul) für ein erzeugnis des gewährsmanns zu halten, welcher dem festcomité den wunderlichen gelehrten beitrag lieferte: neben dem doppelten fehler in *thie furist[o]* (form und bedeutung) bestärken mich darin die majuskeln, die nur hier in moderner weise angewendet sind.

Aber wer war dieser niederländische germanist, der nicht nur einem gelehrten druckwerke die Otfridzeilen als einen leckerbissen entnahm, sondern auch aus einer hs. des ungedruckten und unbekannten Tatian schöpfte und sich obendrein mit einer 'altfränkischen' überschrift eigener mache versuchte? wir erinnern uns sofort, dass sich am ende des 16 jhs. eine jetzt verlorene Tatianhs. (B) im besitz des Bonaventura Vulcanius zu Leiden befand (Sievers² s. xv), und wenn das *miltidum* des Calvete für *miltidun* (22, 12) richtig überliefert ist, hätten wir hier wenigstens éine alte lesart. die einzige persönlichkeit in den Niederlanden aber, die, soviel ich sehe, für jene frühe zeit in betracht kommt, ist der 1518 geborene, 1572 gestorbene Johannes Goropius Becanus (Raumer s. 89), der im nahen Antwerpen (dem druckort der reisebeschreibung Calvetes!) lebte. er hat von seinen germanistischen studien freilich erst 1569 umfassendere proben gegeben, scheint aber diese liebhabereien schon lange jahre hindurch getrieben zu haben. E. SCH.

ZUR HELIANDHEIMAT.

Wardos, thea thar ehuscalcos uta warun, weros an wahtu, wiggeo gomean, fehas aftar felda, das sind Hel. 387 ff die hirten auf dem felde in der christnacht; 422 heifsen sie dann einfach *hirdios.* dass der dichter sie zu pferdeknechten macht, hat man aus seinem nationalisierungsbestreben erklärt [1]. aber trotz dem guten rufe, in dem die sächsischen pferde standen, hat doch unsers wissens die pferdezucht die übrige viehhaltung nicht derartig zurückgedrängt, dass der dichter zu jener specialisierung der hirten des evangeliums getrieben worden wäre. und nun gar nächtliche pferdewärter draufsen auf dem felde? sollte es mit ihnen nicht eine eigne, locale bewantnis haben? und wie mögen sie sich dann zu meiner heimatsbestimmung stellen? eine anfrage deshalb bei dem besten kenner des alten Friesenfeldes und Hassegaues, herrn prof. dr HGröfsler in Eisleben, brachte alsbald den erwünschten aufschluss, den ich hier mitteilen darf.

Im kreise Sangerhausen und zwar in demjenigen teile, der dem ehemaligen gau Friesenfeld angehört, finden sich in manchen fluren kleine schläge, welche 'nachtfleck' [2] heifsen; nach aussage der ortseingesessenen führen sie diesen namen davon, dass sie früher als nächtliche pferdeweide gedient haben: in diesem falle sind natürlich knechte zur bewachung draufsen geblieben. solche nachtflecke finden sich in flur Beyernaumburg, Bornstedt, Sotterhausen, Ritteburg [3], Martinsriet, Kathariuenriet und wol noch andre mehr. dies ist derselbe bezirk des südöstlichen Sachsenlandes, in dem auch die ältesten kirchen liegen: Allstedt, Osterhausen und Riestedt, alle drei schenkungen Karls d. Gr. an Hersfeld [4]. auch sonst find ich bei Gröfsler anhaltspuncte dafür, dass gerade in diesen teilen des Unstruttales die pferdezucht einst eine hervorragende rolle gespielt hat [5].

[1] Vilmar Altertümer 37, Kögel Gesch. d. d. litt. I 288 a.

[2] vgl. hierzu auch DWb. VII s. vv. *nachtetze* und *nachtweide.*

[3] vgl. Gröfsler Mitteil. d. ver. f. erdk. z. Halle 1892 s. 92. es ist der 'locus Riade', wo 933 Heinrich I gegen die Ungarn sein lager aufschlug (ib. 91. 96): ist es blofser zufall, dass in dem von Jostes richtig erkannten kalender im Cod. Vatic. die einzige politische notiz gerade der von spätrer hand eingetragene todestag Heinrichs I ist? Memleben, des königs sterbeort, ligt nur wenig die Unstrut abwärts, zu den uralten besitzungen Hersfelds gehörig.

[4] vgl. zuletzt Mitt. d. inst. f. öst. gesch. 20, 364 f; sonst Gröfslers Histor. karte d. beid. Mansfelder kreise aao. 1896.

[5] aao. 1892 s. 132 f; wenig aufwärts von Memleben ligt Wendelstein, vom 16 bis ins 19 jh. ein renommiertes gestüt, weiter abwärts Burgscheidungen, die residenz Irminfrids, dessen silberfarbige rosse schon Cassiod. Var. IV 1 gerühmt werden.

Marburg i. H. FERD. WREDE.

ÜBER
DIE QUELLE VON WOLFRAMS PARZIVAL.

Ist zwîvel herzen nâchgebûr, Daz muoz der sêle werden sûr. Nolte Der eingang des Parzival s. 2 meint, der sinn des zweiten verses könne 'nur der sein, dass *zwîvel* in diesem leben die qualen der hölle in jenem nach sich ziehe'. das wäre im allgemeinen zuzugeben, wenn N. nicht s. 3 den ausdruck umschriebe mit 'dessen seele wird in der hölle büfsen müssen', also offenbar 'qualen der hölle' für gleichbedeutend mit 'qualen in der hölle' nähme. davon aber, ob der *zwîvelære* seine qualen in der hölle oder im fegefeuer abbüfst, ist in dieser zeile nichts gesagt. es müste denn N. 'hölle' in jenem umfassendern sinne nehmen, den auch mhd. *helle* meist hat, der die ganze unterwelt bezeichnet und vorhölle, hölle und fegefeuer begreift. jedesfalls mein ich, dass der *zwîvelære* die möglichkeit hat, der eigentlichen hölle zu entgehn und nach verbüfsung des fegefeuers in den himmel zu kommen. N. nimmt *zwîvelære* als gleichbedeutend mit *unstæte*, lässt also auch für den *unstæten* diese möglichkeit zu. er übersetzt offenbar *unstæte* mit 'unbeständig', was es natürlich auch heifsen kann, aber an dieser stelle sicher nicht heifst. denn es ist hier gleichbedeutend mit *valsch*, was auch N. nicht in abrede stellt, und für dieses jene abgeschwächte bedeutung zu belegen, dürfte N. kaum gelingen. den *valschen* in den himmel zu bringen, unter welchen umständen immer, konnte Wolfram, der den begriff eigentlich erst geprägt hat (es ist ein vor ihm, in der prosa noch lange nach ihm, seltenes fremdwort), gar nicht einfallen. so bleibt mir nichts übrig, als bei meiner dreiteilung zu bleiben, und sie ist auch gar nicht so unerhört, wie N. glauben machen will. *Thou art not false but thou art fickle* hat Burns gesungen, und das ist der gegensatz, auf den es hier ankommt: beide begriffe, unter einander entgegengesetzt, sind jeder für sich gegensätze zu 'treu', *stæte.*

Nach Wolfram (oder dessen quelle) kann der elsterfarbene noch in den himmel kommen, nach der strengern ansicht (ich habe Festgabe f. Heinzel s. 360 auf den Jacobusbrief verwiesen) ist er der hölle verfallen. am besten belegt uns diese orthodoxe ansicht der Renclus de Moilliens, ein französischer didaktiker des 12 jhs. in seinem Romans de Carité spricht er CLXXVII von Christi menschwerdung: 'damals wurde der häher

(*li gais*) gerupft, der stolze, der elsterfarbene (*li pielés*)'. CXXIX 'der häher bedeutet unsern widersacher, und sein buntes (*vaire*) gefieder seine ränke; satan ist bunt wie buntes gefieder'. CLXXXI 'Magdalene beherbergte diesen häher, aber später rupfte sie ihn und nahm grausame rache'. CLXXXII 'dieser stern der reuevollen war einige zeit ohne licht; als sie aber ihrer eignen finsternis gewahr wurde, da wollte sie nicht mehr die freundin des schlauen hähers bleiben. weinend lief sie zur sonne, und der dunkle stern[1] bewegte die sonne zum mitleid und warf sich so lange weinend vor die füfse der sonne, bis er den strahl der gnade empfieng'. in dem zweiten gedichte desselben autors, dem Miserere, begegnet ein ähnliches bild: LXVIII 'niemals wendet Gott sein antlitz zum almosen, das mit blutschuld gemischt ist[2]. wehe dem menschen, der doppelte spur verfolgt, der wolle und leinen mischt[3], der sein leben elsterfarben (*pielée*) macht, aus gut und böse gemischt; er gleicht einer geschälten rute[4]. vernichtet sei, wer es tut, und wisse, dass almosen, Gott dargebracht mit blutiger hand, niemals gnade erwerben wird'[2].

Es wird gewöhnlich angenommen, dass die ganze einleitung, einschliefslich der ersten 14 verse, Wolframs eigentum sei und in seiner vorlage, selbst wenn man eine solche aufser Chrestien annimmt, keine entsprechung gehabt habe. ich habe bereits Festgabe für Heinzel s. 372 die meinung verteidigt, dass diese einleitenden verse 'den ursprünglichen grundgedanken des ganzen' enthalten haben, der allerdings zu dem gegenwärtig überlieferten gedicht, an dem in abweichung von dem anfänglichen plane manigfache änderungen vorgenommen worden seien, durchaus nicht mehr stimme. ich dachte mir damals Wolfram als den urbeber dieser änderungen, da ihm ja jedesfalls nach dem, was wir aus seinem verhalten im Willehalm gegenüber der quelle wissen, eine grofse freiheit in der quellenbenutzung zuzugestehn ist.

[1] nichts andres ist sicher unter dem *tunkelsterne* MFr. 10, 1 gemeint; es ist der durch das sonnenlicht verdunkelte stern, am tage sind alle sterne *tunkelsterne*. [2] Isaia 1, 13 *Ne offeratis ultra sacrificium frustra*; 15 *manus enim vestrae sanguine plenae sunt.* [3] Deut. 22, 11 *Non indueris vestimento, quod ex lana linoque contextum est.*

[4] Gen. 30, 37 *Tollens ergo Jacob virgas ... ex parte decorticavit eas .... atque in hunc modum color effectus est varius.* die bunten schafe, die durch empfängnis beim anschauen der bunten stäbe erzeugt werden, sind Jacobs eigen, während die weifsen und schwarzen Laban gehören.

ich bin aber jetzt durch die lectüre von Wesselofskys Skasanija o Wawilonje, Skinij i sw. Gralje (Die erzählungen von Babilon, der stiftshütte und dem hl. Gral, Petersburg 1896) zu der ansicht gekommen, dass wir diese änderung Kyot zuschreiben müssen, oder vielmehr, dass der mangel an einheit im ganzen einer mischung zweier verschiedener quellen bei Kyot zuzuschreiben sei, die wir wol als die östliche und die westliche bezeichnen können, ohne dass wir deswegen der versicherung Kyots von dem arabischen buche so viel glauben beizumessen brauchen, wie Wesselofsky es tut. denn orientalische sagenelemente mochten sich auf den verschiedensten wegen in den westen verlieren und mochten gerade durch ihre leicht erkennbare art Kyot den anlass zu seiner erfindung bieten. einer solchen versicherung mittelalterlicher dichter ist nur ein sehr beschränkter glauben beizumessen, und ich widerhole, dass es durchaus nicht die angabe Wolframs ist, die mich veranlasst, eine andre quelle als Chrestien anzunehmen, sondern innere gründe, und dass auch der name Kyot für mich nur eine marke zur leichtern bezeichnung ist und nicht mehr. der held jener westlichen erzählung war Parzival, ihr inhalt ähnlich dem des gedichts Chrestiens, der held des östlichen Feirefiz, der könig von Äthiopien, der herr von *Patelamunt* = *mons patenæ* (s. Bartsch German. stud. II 138), den Gral zu erwerben berufen, wie die könige von Äthiopien in den von Wesselofsky besprochenen quellen die stiftshütte (bundeslade) erwerben, und, wie diese, frucht der verbindung eines weifsen königs mit einer mohrenkönigin. hierher stellt Wesselofsky mit recht auch die zusammenhänge mit der sage vom priester Johannes, auf die ich noch zu sprechen komme.

Auf dieselbe quelle geht, wenigstens mittelbar, auch der ndl. Moriaen zurück, dessen held, der mohr dieses namens, auszieht, um seinen vater Agloval, Perchevals bruder, der seine mutter, eine mohrenkönigin, verführt hat, zu suchen. in der einleitung erwähnt aber der dichter eine andre überlieferung, wonach Percheval selbst der vater des mohren wäre, die er als der traditionellen jungfräulichkeit Perchevals widersprechend verwirft, die aber nach te Winkels nachweis sicher die ursprüngliche ist. diese überlieferung wird wol auch die frühere sein gegenüber der unseres Parzival, in dem das verhältnis mit der mohrin dem vater des titelhelden, Gahmuret, zugeschrieben wird. denn Parzival selbst erscheint hier als

muster, wenn auch nicht wie sonst der männlichen jungfräulichkeit, so doch der ehelichen treue und der enthaltsamkeit in der ehe, sodass ein aufsereheliches verhältnis seinem sagentypus durchaus widersprochen hätte. mit recht hat Geering Die figur des kindes in der mhd. dichtung s. 25 darauf hingewiesen, dass die person seines vaters in dieser richtung in bewusten gegensatz zu der seinen gestellt wird. die erklärung, die Braune Beitr. 24, 191 ff von Parz. 139, 15 ff gibt, ist daselbst ohne begründung, aber sicher nicht ohne berechtigung abgelehnt. man muss die sache nur nicht einerseits zu crass auffassen: denn *diu buckel wære gehurtet baz* heifst durchaus nicht 'Gahmuret hätte sie genotzüchtigt', sondern 'er hätte es verstanden, den äufsersten beweis ihrer liebesgunst zu erringen'; anderseits muss man nicht philiströs sein und sich vor augen halten, wie galante ritter solches alleinsein mit damen zu benutzen verstanden: man denke an Gawans verhalten gegen Antikonie, an das Gasozins gegen Ginover in der Krone. wenn er das sagen wollte, was Braune ihn sagen lässt ('so würde er sich ritterlicher, tactvoller aufgeführt haben'), so hätte er sehr unrecht getan, sich nicht gegen die obscöne deutung irgend eines spafsvogels zu verwahren, wie es vorsichtiger weise UvdTürlein tut 218, 20, da er beschreibt, wie man acht geben muste, dass die damen in dem gedränge nicht zu schaden kämen: *Daz sie von hurte iht underlægen,* indem er hinzusetzt: *Daz sult ir mir verkêren niht: Ich mein, alse dick in drang geschiht, Des selben schaden vorhte man hie.* denn derartiges war ein allgemein gebräuchlicher euphemismus, vgl. UvEschenbach Alexander 737 *Dô wart nâch der minne gir Behurtet ûf der minne schilt,* 6872 *Jâ wart aldâ ûf dem clê Ûf der süezen minne schilt Solicher tjost alsô gespilt,* die citate aus den Fastnachtspielen DWb. IX 117a, vielleicht auch Rosengarten D 571 (s. Holz anmerkung), noch Shakespeare Much ado v 2 Margaret: *Give us the swords, we have bucklers of our own.* von dem bewustsein dieses gegensatzes aus lässt sich sehr wol die übertragung vom sohn auf den vater auf irgend einer stufe der sagenentwicklung begreifen. auf den namen *Gomeret* im 'Cimetière perilleux' hat Hertz Parzival s. 469 hingewiesen. ist es zufall, dass er dort als genosse des *Orgeuilleux fée* erscheint, der an den *Orgeuilleux de la lande* der Parzivalsage erinnert? ist es zufall, dass sein beiname *le démesuré* so gut denselben Gahmuret charakterisieren könnte? haben wir

hier nicht nur den gleicheu namen, sondern auch die gleiche sagengestalt? was von ihm und seinem genossen erzählt wird, die tötung eines Gauvain ungemein ähnlichen ritters, erzählt die Krone von *Gigamec* und *Zedoech*, so wie auch die daran schliefsende klage der freunde Gaweins über den vermuteten tod desselben. aber die Krone hat, wie Hertz aao. richtig gesehen hat, doch auch den namen selbst an andrer stelle 2338 als *Quinoquois Gomeret* (s. die lesarten), di. doch wol *qui n'ot quoi*, 'qui non habuit quietum' (mit der verwendung von *coi* als substantiv wie noch bei Lafontaine, s. Littré s. v.), was noch trefflicher auf unsern Gahmuret passt. jedesfalls ist seit Hertz nachweisen nicht mehr daran zu denken, dass Wolfram den namen aus dem namen des landes *Gomeret* bei Chrestien gewonnen habe.

Der Moriaen beginnt in Velthems compilation folgendermafsen : *Ic wane die gene die Lancelote maecte Dat hem in sijn dichten vaecte, Dat hi vergat ende achterliet Van Moriaene dat scone bediet.* Franck vermutet (Tijdschr. v. Ned. taal- en letterk. 19, 49) sehr einleuchtend, dass erst Velthem *Lancelote* für *Perchevale* eingesetzt habe. erinnert das nicht sehr an den tadel eines andern Perchevaldichters, Chrestiens, durch Wolfram? im Moriaen verlässt Agloval die mohrin, um den verlorenen Lancelot zu suchen; wir haben für Agloval Percheval und, nach GParis sehr plausibler construction (Hist. litt. xxx 252), statt der suche nach Lancelot die Gralsuche als ursprünglich anzusetzen. warum verlässt aber Gahmuret Belakane? sollte hier nicht eine ähnliche annahme am platze sein? bei Wolfram zieht Feirefiz aus, man weifs nicht recht, aus welchem anlass, kämpft mit Parzival und und besiegt ihn. wenn wir das oben gesagte bedenken, so haben wir einen in der afrz. epik ungemein beliebten sagentypus vor uns (Busse Beitr. 26, 28), demzufolge vater und sohn mit einander kämpfen, der vater den kürzern zieht, die ganze sache aber mit erkennung und versöhnung endet. im Moriaen zieht der held aus, um seinen vater zu zwingen, zu seiner mutter zurückzukehren, der vater fügt sich freiwillig — war ursprünglich ein kampf notwendig, um ihn zu seiner pflicht zurückzuführen? oder ist die friedliche lösung die ältere? Heinzel hat (Üb. d. franz. Gralromane 141) gezeigt, dass der Gralerwerber Galaad durch seine mutter von *Calafes Alphasan*, di. dem historischen könig von Abessynien *Caleb Elesbaas* abstammt. diese abessynischen

könige leiten sich aus der verbindung Salomos mit der königin von Saba her, und Wesselofsky hat darauf hingewiesen, dass hier der Gral, das christliche heiligtum, nur an stelle eines ältern jüdischen getreten ist. der älteste nämlich jener äthiopischen könige zieht zu seinem vater Salomo, bewegt ihn, ihm die bundeslade auszuliefern, und führt sie in sein land Äthiopien, wo sie sich seitdem befindet. im Moriaen kann Percheval den Gral nicht erlangen, weil er seine mutter, indem er sie verliefs, getötet und sich dadurch des Grals unwürdig gemacht hat. war es dem reinen sohne bestimmt, ihn zu erwerben? wenn der eigentliche Moriaen auch diesen schluss gehabt hätte, würde ihn Velthem im zusammenhange seines Lanzelot haben ändern müssen. im jTit. wird Parzival allerdings Gralkönig, muss aber nach jahren, weil er schuld am tode seiner mutter gewesen ist, die herschaft dem priester Johann, dem sohne des Feirefiz, abtreten. dass wir für die schlusspartie des jTit. (und die frühern vorausdeutungen auf dieselbe) eine zweite quelle neben Wolfram annehmen müssen, hat auch Borchling (D. jTit. u. sein verhältnis z. WvE. 105) zugegeben, nur will er den einfluss dieser zweiten quelle auf die auffassung des Grals als abendmahlsschüssel beschränken und nimmt für sie kurzen umfang und abfassung in lateinischer sprache an. diese beschränkung hat gar keinen grund, die lateinische sprache mag man gelten lassen. dass unter dem Indien des priesters Johann gerade in diesem zusammenhange auch Äthiopien gemeint sei, darauf hat schon Wesselofsky hingewiesen.

Alle diese vermutungen sind natürlich für denjenigen ziemlich hinfällig, der mit GParis (aao. 253) und andern die übereinstimmung zwischen Wolfram und dem Moriaen für zufällig hält. 'die schwarze farbe der mutter des helden drängte sich der phantasie mittelalterlicher erzähler auf, sobald sie aus ihr eine heidin machten, und bemerkenswert ist nur das zusammentreffen, vermöge dessen das nämliche abenteuer hier Parzival, dort seinem vater zugeschrieben wird'. auch für denjenigen, der die Moriaensage nur aus einem misverständnis des keltischen personennamens *Mor* herleitet, wird ein zusammenhang nur möglich, aber nicht notwendig erscheinen (vgl. Hertz Parzival s. 476). ich bemerke noch, dass auch in einem gascognischen märchen der sohn eines mohren und einer weifsen frau den namen *Mouret* führt (RKöhler Kl. schriften I 90).

Dass ein solches zusammentreffen zufällig ist, scheint mir an sich gar nicht ausgeschlossen. es scheint mir nur in diesem falle unwahrscheinlich: 1) weil Wolfram nicht nur die vorgeschichte, sondern auch die nachgeschichte seines Parzival mit andern fassungen der Gralsage gemein hat, während beide Chrestien fehlen. wenn ich beides zugleich ins auge fasse, so scheint mir hier allerdings annahme eines zufalls über das erlaubte mafs hinauszugehn. 2) weil sich die vorgeschichte nicht nur in dem Gralroman von Moriaen widerfindet, sondern a) in entfernterer ähnlichkeit im Grand SGral, wo der Gralsucher Galaad der sohn einer äthiopischen prinzessin und eines Europäers ist, b) in der verwanten sage von der erwerbung der bundeslade durch einen abessynischen könig, den sohn eines weifsen (Salomo) und einer mohrin (der königin von Saba), c) in besonders naher ähnlichkeit in einer der fassungen der verwanten sage vom babylonischen reich. auf die beiden puncte müssen wir nun näher eingehn.

1) die übereinstimmung in der verknüpfung der 'nachgeschichte', der Schwanrittersage, mit der Gralsage bei Wolfram und Gerbert hat zuletzt Blöte Zs. 42, 50ff für zufällig erklärt. dagegen ist an sich nichts einzuwenden, wenn man wie Blöte die vorgeschichte aufser acht lässt. aber wir haben es gar nicht notwendig, darauf zu recurrieren, da die verbindung mit der Schwanrittersage noch in einem dritten von Gerbert wie von Wolfram unabhängigen Gralroman vorkommt. es ist der von MGoldschmidt 1899 in der Bibl. d. litt. vereins 216 herausgegebene roman S o n e d e N a u s a y. auf einzelnes hat schon Goldschmidt s. 556 aufmerksam gemacht. ich gebe eine detailliertere inhaltsangabe der für unsern zweck in betracht kommenden stellen: Sone kommt an den hof Alains, des königs von Norwegen. der könig führt ihn einmal an den meeresstrand, dort bläst er in ein horn, zwei mönche kommen in einem boot und führen sie auf eine insel, auf der ein herliches schloss steht, das von den mönchen bewohnt wird. dort übernachten sie. am nächsten tage erzählt der abt die geschichte des klosters, wie sie der hl. Joseph von Abarimatie, der gründer desselben, an seinem letzten tage aufzuschreiben befohlen hat. er hatte dem Pylates 7 jahre gedient und verlangt zum lohne dafür den leichnam Christi. er begräbt denselben, wird aber deswegen angeklagt und in einen kerker geworfen, der von gewürm und schlangen erfüllt ist. da sucht ihn Christus selbst auf und gibt ihm ein gefäfs (*vaissiel*).

solchen glanz verbreitet das wahre blut (*li vrais sans*) wie die sonne; als er es an den mund hält, ist er so gesättigt davon, als ob er eben gegessen hätte. 40 jahre bleibt er dort. Vaspasianus war miselsüchtig, er wird durch Verone geheilt. aus dankbarkeit gegen Christus zieht er gegen Jerusalem. in der stadt ist solche not, dass die mutter ihr kind isst. sie wird erobert und man gibt 30 juden um einen pfennig. Joseph wird aus dem gefängnis befreit, alle kommen, das gefäfs zu küssen; ist es ein kranker, so wird er dadurch geheilt. Joseph hat einen sohn Josaphus, der der erste bischof war. er nimmt noch das hl. eisen, mit dem Longins gottes seite durchbohrt hat, unter einer mauer hervor, unter der es vergraben war, und verlässt auf den befehl Gottes das land. bei Escalone findet er ein schiff ohne mast und segel, das führt ihn nach Gayete. dort lässt er sich ritterliche rüstung reichen und verübt nun durch viele länder ziehend grofse taten zur erhöhung des glaubens, bis er endlich nach Noruweghe kommt und die Sarrasins aus diesem lande vertreibt. er tötet den könig des landes und heiratet dessen schöne tochter, die er sehr liebt. sie aber glaubt nicht an Christus und hasst in ihm selbst den mörder ihres vaters. zur strafe für seine liebe lässt ihn gott an den lenden und unterhalb derselben erkranken (*Es rains et desous l'afola*). Joseph lässt sich zum könig krönen, seine frau gebiert ihm einen sohn und wird ebenfalls gekrönt. der könig kann kein glied rühren und muss immer liegen. er lässt nun dieses mächtige und schöne schloss bauen. rings herum sind viele fische, und das einzige vergnügen des königs ist, mit einem schiffmann hinauszufahren und fische zu fangen, woher er den namen *rois peschieres* bekommt. das dauert so lange, bis ein ritter ihn heilt, dann wird er wider mächtig in den waffen und besiegt die ungläubigen. sein sohn starb jung, er aber wurde sehr alt. so lange er krank war, hatte das land den namen Lorgres, denn Lorgres ist ein name der trauer (*Lorgres est uns nons de dolour*). damals säte man nicht im lande, kein kind kam auf die welt, kein mädchen heiratete, kein baum trug laub, keine wiese ergrünte, kein vogel und kein tier brachte ein junges, solange der könig krank (*mehagnies*) und sündhaft war. denn Christus kränkte es sehr, dass er mit der ungläubigen lebte. so weit erzählt der abt die geschichte, dann verspricht er Sone das gefäfs zu zeigen *Qui jadis fu grealz nommés.*

Encor est il nommés grealz. er holt nun ein kreuz, in dem ein grofser teil desjenigen sich befindet, au dem Christus gekreuzigt wurde, dann nimmt er den *greal* aus einem elfenbeinernen kästchen, legt ihn neben das kreuz auf den altar, dann holt er die hl. lanze, an welcher ein blutstropfen hängt. von dem *greal* wird das ganze land erleuchtet. der abt zeigt ihnen die gräber von Joseph und seinem zweiten sohn Adans, sein erster war Josaphus gewesen, der erste bischof. darauf fahren sie von der insel zurück zum hafen Saint Joseph, der so heifst, weil Joseph dort gelandet ist. Sone erschlägt einen feindlichen kämpen, den Sachsen Aligos, mit dem schwert des hl. Joseph, das ihm der abt geliehen hat. als er Norwegen verlässt, soll er das schwert zurückgeben, was ihm grofsen schmerz verursacht; Odee, die tochter des königs, die ihn liebt, gibt ihm das schwert heimlich mit. er reist ab. nach mannigfachen abenteuern am hofe des königs von Frankreich angelangt, wird er dort durch eine botschaft der Odee erreicht, die durch das schöne 'spilwîp' Papegais und die hässliche gräfin Orvalle ihre ansprüche auf ihn geltend macht. Orvalle ist von fabelhafter hässlichkeit: vorn und hinten hat sie einen mund, ihr gesicht ist schwärzer als tinte, sie hat einen grofsen bart und 2 finger lange zähne, ihre augen sind grofs wie pferdeaugen, ihre augenbrauen 3 finger breit, ihre arme lang und dick, ihre fäuste grofs. Sone fragt sie nach dem befinden seiner geliebten. sie sei sehr traurig, antwortet sie, 'wenn ihr mich nicht so wohl empfangen hättet, so würde ich euch so schelten, dass jeder euch verachten müste; aber dazu kann es noch kommen, wenn ihr nicht meinen willen tut'. darauf singt Papegais einen 'lay', den Odee gedichtet hat, in dem sie ihre ganze liebesgeschichte erzählt, aber ohne namen zu nennen. nachdem sie gesungen hat, verlangt Papegais das urteil vom könig, ob die dame, um die es sich handle, nicht *doit avoir son ami.* der könig entscheidet, nachdem er seine barone angehört hat, zu ihren gunsten, und Sone, sowie die gräfin von Champagne, die sich selbst hoffnung auf ihn gemacht hatte, fügen sich der entscheidung. er zieht nach Norwegen, wo unterdessen der könig Alain gestorben ist. er soll Odee heiraten und könig werden. vor der krönung muss er das gesetz beschwören, das der hl. Joseph vom hl. Petrus (*Saint Pierre*) empfing. nach einsegnung der ehe wird der *greal* gebracht, dann die hl. lanze, dann das kreuz, in dem ein teil des kreuzes Christi ist, dann ein

goldner leuchter mit 5 kerzen, deren mittlere immer brennt. diese ist eine von den dreien, die die engel bei Christi geburt vom himmel brachten, die zwei anderen sind im tempel Mahommets. sie ziehen nun in procession, voraus der leuchter, dann das kreuz, dann die lanze, zum schluss der könig mit dem *greal*. der leichnam der heidnischen gemahlin des Joseph wird durch einen blitz aus dem grab gerissen. Sone zieht dem papste gegen die Sarazenen zu hilfe. in einem briefe erklärt der Sarazenenkönig Madoc, die herschaft der christen beruhe auf unrecht, denn sie führe sich auf Julius Caesar zurück, der seine regierung mit verrat an Pompeius begonnen habe. nachdem er gesiegt hat, kehrt Sone nach Norwegen zurück. sein sohn Henri zieht ins hl. land und heiratet dort die erbin von Baruch (di. Beirut). sein ältester sohn Houdiant heiratet die böse Matabrune von Boeme [hier endet das gedicht; das folgende nach der prosaeinleitung]. ihr sohn Oriant heiratet Elouse, die ihm drei söhne mit goldketten um den hals gebiert. die böse schwiegermutter Matabrune nimmt aus hass gegen Elouse dem einen kinde eine goldkette weg, wodurch es in einen schwan verwandelt wird und nach Galoches fliegt, wo der Gral bewahrt wird. das ist der schwan, der später seinen bruder Elias zur befreiung der Biautris führt. er tötet den Sachsen Animaye, verlässt aber seine frau, die ihm eine tochter Yde geboren hat, als sie ihn nach seiner herkunft fragt. auf den ruf eines hornes erscheint der schwan und führt ihn nach Baruch, wo er, selbst ein urenkel des Sone, eine enkelin desselben namens Fane heiratet und mit ihr drei söhne hat. aus einer schlacht mit den heiden wird er durch seinen bruder den schwan sterbend nach Baruch heimgeführt. seine frau hat diese ganze geschichte durch ihren schreiber Branque aufschreiben lassen.

Ich brauche dieser inhaltsangabe nichts hinzuzufügen. die ähnlichkeiten mit Wolfram, auch wo er nicht mit Chrestien stimmt, springen in die augen: die krankheit des Gralkönigs als strafe für liebe zu einer heidin, die hässliche botin aus dem lande des Grals (Chrestien sagt nicht woher?), ihre botschaft vermischt mit botschaft und gericht der vorgeschichte, in der eine Gralprinzessin und eine französische fürstin um den helden sich bewerben, endlich anschluss der Schwanrittersage. nur ein voreingenommener kann noch behaupten, dass Wolfram Chrestien benutzt habe.

2) Die geschichte des Apollonius von Tyrus, wie sie

HvNeustadt erzählt, enthält ebenfalls das liebesverhältnis des helden mit einer mohrin. es lässt sich zeigen, dass dieser zug nicht, wie man bisher meinte, aus Wolframs Parzival entlehnt, wenn auch in der ausführung von ihm beeinflusst ist, dass er vielmehr einen ursprünglichen bestandteil der einen der beiden quellen Heinrichs bildet. diese beiden quellen waren heide romane, die das leben des Apollonius von Tyrus behandelten; während der eine derselben aber sich genau an den bekannten lateinischen roman anschloss, schmückte ihn der andere mit allerhand phantastischen erfindungen aus, nahm vor allem die sage vom babylonischen reich in sich auf, uzw. in einer form, die bereits mit der sage von der gründung der abessynischen dynastie verschmolzen war. in dieser form hat die sage vom babylonischen reich jene 'östliche' fassung der Gralsage beeinflusst, die nach Wesselofsky durch Kyot mit der westlichen fassung derselben verschmolzen wurde. eine analyse des gedichts von HvNeustadt in den hier in betracht kommenden partien soll all das näher ausführen.

a) Das gedicht beginnt mit dem traume Nabuchodonosors. das geschieht in sehr verwirrter weise: die beiden träume (Daniel cap. 2 und cap. 5) werden vermischt. der traum wird abweichend von der gewöhnlichen deutung, wonach er die 4 weltmonarchien anzeigt, auf die 4 lebensalter des menschen gedeutet. dann fährt er fort: *Nu ist der troum pescheiden. Ir solt iu niht lân leiden, Daz ich daz zwispil hân getân, Ez ist ein hôhiu glôs daran.* der dichter entschuldigt sich also, dass er den traum zwiefach ausgelegt hat; denn ein substantiv *zwispil*, das 'gleichnis' bedeutet, wie Lexer und Strobl meinen, gibt es nicht, vielmehr nur ein adverb, das 'zwifach' heifst. er meint also, er habe den traum doppelt ausgelegt, einmal nach dem eigentlichen sinn (die 4 weltmonarchieen), das zweite mal nach der *glôs*, nach einem commentar, der die entferntere bedeutung angibt. er hätte sich aber gar nicht zu entschuldigen brauchen, denn er hat überhaupt nur die zweite deutung gegeben. und nach diesem musterstück von verwirrung findet er einen höchst gezwungnen übergang zu seinem thema: *Ez lît ein hôhiu glôs dar an, Diu gêt ouf aller werlde kint, Die nû und fürbaz lebende sint. Sie gêt ouch gar ouf einen man Von dem ich muot ze sagen hân.* man sollte meinen, das wäre der held des gedichtes, aber durchaus nicht: es ist Antiochus, der überhaupt nur im ersten teil eine rolle spielt. wenn eine

einleitung für ein gedicht, vor dem sie steht, nicht geschrieben war, so ist es diese. sie gehört offenbar vor den zweiten teil, der die zerstörung des babylonischen reiches behandelt, aus dem allerhand, wie wir sehen werden, schon in diesen ersten teil aufgenommen wird.

b) Es folgt die geschichte der blutschande des Antiochus mit seiner tochter. über den namen der amme *Pinelle*, der sonst nirgends vorkommt, weifs ich nichts zu sagen. hervorzuheben ist das orientalische märchen in der scheltrede an die minne, das sich am übereinstimmendsten im Tuti-Nameh (nach der türk. bearbeitung übers. von GRosen II 71 ff, 20. abend, geschichte von Gülfischân) findet, da dort sowol der *rôsenlachende man* als der tanzende krüppel erscheinen. andere fassungen s. Heinzel WSB. 97 (1888), 91; Strauch zu Enikel 25177; Hist. litt. xxx 66. eine eigentümliche variante, geistlich ausgedeutet in 'Salomonis hûs' bei Adrian, Mitteil. aus hss. s. 419. über die folgende heraldische variante weifs ich nichts sicheres beizubringen.

c) Apollonius zieht in Antiochia ein in begleitung eines mohren *Falech* und eines zwerges *Galiander*. beide spielen keine weitere rolle im gedicht, kommen auch in keinem andern Apolloniusroman vor. doch gehört der erstere jedesfalls in die vorgeschichte des babylonischen reiches, denn er ist der *Phaleg* (var. *Faleg*, *Falech*) der Vulgata Gen. x 25. xi 16. 18, der so genannt ist *eo quod in diebus eius divisa sit terra*, der *Fālēk* des äthiopischen Buches der jubiläen (Kautzsch Die apokryphen und pseudoepigraphen d. alt. testaments II 55), der tochtersohn des *Nebrod*, des gründers von Babylon. als titel der heiden, die in Antiochus dienste stehn, werden aufser dem mir unklaren *tanelier* und den bekannten *admiral* und *satrapê* noch die nur bei HvNeustadt vorkommenden *alfaki* und *mutkali* genannt, wie mir prof. Marti nachweist, gleich dem arab. *elfakîh* (oder *elfakih*), der rechtsgelehrte, und *muttakil* (oder *mutawakkil*), der präfect.

d) Als Ap. sich Antiochia naht, reitet ihm ein ritter entgegen: *Er flouc dort her durch den wint, Als er wær des tiufels chint . . . Er fuort ein trackenhoubet Ouf dem helm gepunden. Oben unde unden Was sîn decke alliu swarz, Recht als ein geprantez harz. Sîn schilt was von golde Geslagen, als er scholde: Daz swarze trackenhoupt daran.* es ist Taliarcus, der marschall des Antiochus. Ap. hingegen führt die sirene im wappen. er

sticht den gegner beim zweiten waffengang vom pferde. dass Ap. die sirene im wappen führt, ist ein vorausgreifen der erzählung; denn erst im zweiten teile der geschichte wird ihm von der sirene, die er von dem angriffe eines Centauren befreit hat, das recht verliehen, ihr bild im wappen zu führen (Strobl s. 24). dass als gegner des helden hier Taliarcus erscheint, ist vom dichter gut ausgedacht, um die spätere feindschaft der beiden zu erklären. im französischen prosaroman der Wiener hofbibliothek (s. meine inhaltsangabe, Beibl. d. Anglia x 108 f) ist es ein ungenannter *chevalier ardant*. dort kommt Ap. auf dem wege zu Antiochus nach Gresse, dessen könig Alexander ihn gegen den feindlichen ritter schickt, der auf einer insel *regnoit par l'art du deable*. er führt einen feuerspeienden drachen im schilde. Ap. gelingt es den drachen selbst zu verwunden, da wendet sich dieser gegen seinen eigenen herrn und verbrennt ihn. Ap. bringt seinen mit kostbaren steinen geschmückten helm als beute zurück. man sieht wol, wie HvNeustadt im bestreben seinen Taliarcus noch weiter im gedichte zu verwenden, dazu gekommen ist, diesen charakteristischen zug zu verwischen. wir sehen aber zugleich, dass dieser scheinbar bedeutungslose waffengang vor dem zusammentreffen mit Antiochus aus der erzähluug vom babylonischen reich stammen muss, wie sie nach russischen quellen Wesselofsky aao. s. 22 mitteilt: 'Nabuchodonosor liefs um Babylon herum einen grofsen drachen machen, im kopfe dieses dracheu ist der eingang in die stadt, er befiehlt drachenbilder zu machen auf alle geräte, auf die paläste, auf alle türen und auf das vieh; für sich selbst aber macht er das schwert 'Selbsthau, aspis-drache'. als er stirbt, befiehlt er das schwert in die stadtmauer einzumauern und verbietet es herauszunehmen bis zum ende der welt. da aber einstmals übermächtige feinde gegen die stadt heranziehen, bewegen die Babylonier seinen sohn Wassili (Basilius) gegen sein verbot das schwert aus der mauer zu nehmen. 'da fuhr Selbsthau aspisdrache aus der scheide und schlug des kaisers Wassili haupt ab, erschlug aber auch alle die feindlichen könige mit ihren grofsen heeren. aber alles an der armee der babylonischen krieger, was an ihnen von abzeichen an kleidern, waffen, pferden, zäumen, sätteln und rüstzeug von drachen war, alle diese begannen zu leben und frafsen das ganze heer. und was in der stadt von drachenbildern war, die frafsen die frauen und kinder und alles

vieh; und auch der grofse drache um die stadt herum wurde lebendig und zischte und brüllte'. später schickt der griechische kaiser Leo boten in das verödete Babylon. sie müssen dabei über die grofse schlange steigen und bringen aufser anderem kostbare steine zurück. in unserm prosaroman erscheint statt des kaisers Leo dessen mitregent *Alexander*, aus dem die russische erzählung eine kaiserin *Alexandra* gemacht hat (Wesselofsky Arch. f. slaw. phil. 2, 331). Wess. hat (Skasanija) auf verschiedene ähnliche nordische sagen verwiesen. ich will noch zwei weitere anführen, die ihm entgangen zu sein scheinen. in der saga von Eirik hinn vídförli kommt der held an die grenze von 'Ódáinsakr'. um dieses land ligt ein drache herum. er springt ihm in den rachen und gelangt durch denselben in jenes land. er gelangt dann in einen in der luft aufgehängten turm, der an den babylonischen turm einerseits, an den in der luft hängenden tisch der Konradssaga anderseits erinnert, von dort nach hause zurück. könig von diesem lande ist anderwärts Gúđmund af Glæsisvöllum. bei Saxo (ed. Holder s. 290f) führt dieser seine gäste in eine höhle, wo kostbarkeiten liegen. als sie sich dieselben aber zueignen wollen, verwandeln sie sich: *Armilla siquidem anguem induens uenenato dencium acumine eum, a quo gerebatur, appeciit. Cornu in draconem extractum sui spiritum latoris eripuit. Os ensem fabricans aciem precordiis gestantis immersit.* diese parallelen lassen uns eine symbolische bedeutung der sage von der stadt Babylon ahnen, wie sie uns der unten zu erwähnende hymnus in der vita von Cyricus und Julitta offenbart.

c) Ap. nennt als seinen vater *Chalidem* (*Chaliden*), di. doch wol *patrem Chaldeum*, was wider auf die sage vom babylonischen reich weist. im genannten franz. prosaroman ist der vater könig von Antiochia, Tarsus, Äthiopien und Arabien. die beiden ersten stammen aus dem lateinischen Apolloniusroman, die beiden letzten aus der tradition vom babylonischen reich, nach welches Nabuchodonosor der sohn der königin von Saba ist.

Es folgt rätsellösung, verfolgung durch Antiochus, flucht nach Tarsus gemäfs dem lateinischen roman. nur die breit ausgeführte beschreibung dieser stadt ist ihm fremd. folgt reise nach Pentapolis, schiffbruch, vermählung mit Lucina, abreise, scheintod der Lucina, erweckung durch Cerimonius. über dessen schüler Philominus s. meinen Apollonius von Tyrus s. 51f und meine recension von

Klebs Beibl. z. Anglia x 237f. die berührung mit slavischen fassungen ist vielleicht beaehtenswert.

f) Ap. übergibt das neugeborene kind dem Strangwilio in Tarsus und nimmt darauf abschied: *Urloup nam er sâ ze hant Und wolt varen gên Egiptenlant. Daz ich sage daz ist wâr, Dâ was er inne manic jâr. Wes er dâ pegunde Und pflœge ze aller stunde, Des ist ze sagen mîn gedanc.* so geschrieben im anschluss an den lateinischen roman. was aber folgt, stimmt durchaus nicht dazu, denn Ap. geht überhaupt nicht nach Ägypten, sondern zunächst nach Barcelona, dann nach Galacien, Armenien, Romania, Indien usw. der hs. A, die überhaupt bessert, ist dieser widerspruch auch aufgefallen: der schreiber schrieb zuerst *Urloup nam er sa ze hant*, strich dann aber diese zeile und liefs die folgende aus, so dass von Ägypten überhaupt nicht mehr die rede ist; die übernächste ändert er in *Sy pliben da manig jar*, so dass sie sich auf Tarsus bezieht; in der nächsten hatte er zuerst ebenfalls *da pegunde* geschrieben, radierte es dann und schrieb auf der rasur *dar nach pegunde.* ob schon der archetypus ändernd in der zweiten zeile *wolt er varen* statt *vuor* eingesetzt hat, will ich dahin gestellt sein lassen. hier verlässt der autor seine erste quelle für längere zeit und wendet sich der zweiten zu. die bruchstelle ist deutlich. diese zweite quelle war ebenfalls bereits ein Apolloniusroman, die übertragung auf den helden ist nicht erst durch HvNeustadt vorgenommen worden: das beweist vor allem die übereinstimmung in den anfangscapiteln mit dem französischen prosaroman. auch dieser füllt die 14jährige abwesenheit des helden mit allerlei abenteuern aus, die aber mit denen bei HvNeustadt gar keine ähnlichkeit mehr haben: diese zweite quelle war ganz nach dem muster eines französischen Karlsromans resp. kreuzzugsromans umgestaltet worden und bewahrt nur noch im anfang spuren der erzählung vom babylonischen reich.

g) Ap. zieht nun zunächst nach Barcelona dem könig Baldin zu hilfe gegen die völker Gog, Magog und Kolch. die zeit, in der das geschieht, gilt als die des griechischen kaisers Julian. derselbe tritt hier gar nicht hervor, wenn man aber seine stellung gegen den christlichen glauben bedenkt, die ihn wol als den Antichrist erscheinen lassen konnte, zu dessen zeiten diese völker hervorbrechen sollten, wenn man erwägt, dass sein nachfolger

in dem von Nöldeke Zs. d. d. morg. gesellsch. 28, 268ff besprochenen roman, indem er seine krone auf das kreuz niederlegt, die bekannte rolle des letzten kaisers spielt, wenn man sieht, wie in der gestalt des Jovinian der Gesta Romanorum, in dem Julian und sein nachfolger verschmolzen sind, die gestalten von Nabuchodonosor einerseits, Salomo anderseits aufzuleben scheinen, so wird man diese zeitbestimmung vielleicht nicht für zufällig halten. dass Apollonius als besieger von Gog und Magog auftritt, ist von zwei gesichtspuncten aus zu verstehn. wir finden ihn später (im franz. prosaroman gleich von anfang an) als herscher von Äthiopien: von dorther aber soll nach Pseudo-Methodius und andern der genannte letzte kaiser kommen, der seine krone auf dem kreuz niederlegt, vor allem verweise ich auf den genannten *Caleb-Elesbaas* (s. Sackur Sibyllin. texte und forschgn. s. 166), den wir in dem Gralkönig *Calaphe-Alfasan* widergefunden haben. anderseits aber ist schon nach dem Pseudo-Kallisthenes der besieger von Gog und Magog Alexander d. Gr., zugleich nach verschiedenen sagen sohn und gemahl einer äthiopischen königin (Sackur aao. 27ff). über die merkwürdigen beziehungen der Gralsage, auch speciell in Wolframs fassung, zum Alexanderroman hat Gaster Folklore II 198ff gehandelt (vgl. auch Wesselofsky Skasanija 50ff). über das local der handlung wie auch über das volk 'Kolch' s. Festgabe f. Heinzel 427.

h) Es folgt nach verschiedenen abenteuern, die unserem gegenstande fern liegen, die sendung des helden in das wüste Babylon. die überraschende übereinstimmung dieser episode mit der byzantinisch-russischen geschichte vom babylonischen reich hat Wesselofsky Arch. f. slav. phil. 2, 326—331. Skasanija ss. 15. 17. 25 aufgezeigt. anlässlich des Centauren *Piramort* will ich nur auf den Centauren *Piritous* hinweisen, den Moses vChorene (Wesselofsky Arch. 2, 315) mit dem drachenkönig Dhochâk der iranischen sage indentificiert, der dem grofsen drachen in der geschichte vom babyl. reich entspricht, wie auch auf die Onocentauren und Hippocentauren, die der hl. Cyricus in dem hymnus der syrischen legende von Cyricus und Julitta (Dillmann SB. d. Berliner Ak. 1887) vor Babylon autrifft. diesen in der bekannten lateinischen Vita der Acta Sanctorum fehlenden hymnus hat nun Zwierzina doch in einer lateinischen Pariser hs. aufgefunden. die in dem öden Babylon schachspielenden Centauren erinnern einer-

seits an das schachspiel Percevals mit dem unsichtbaren gegner in dem einsamen schloss bei Gautier und im Petit SGral, anderseits an das spiel der schlangen der Konradssaga mit dem grünen stein, der hier durch die kostbaren schachsteine vertreten wird. die mit Piramort zusammen schachspielende Centaurin *Pliades* habe ich Festgabe aao. als *Peliades* gedeutet. vielleicht ist aber statt dessen oder daneben (da solche doppelbeziehungen für unser gedicht charakteristisch sind) an das sternbild der *Pleiaden* zu erinnern. dies drängt sich auf, wenn wir an den folgenden kampf des Apollonius mit *Serpanta* und *Ydrogant* denken, welch letztrer mit einem kruge ausgerüstet ist, durch dessen zerschlagen er ungewitter erregt (vgl. Schweiz. arch. f. volkskunde 1, 208 anm. 5). ligt es hier nicht nahe, die sternbilder *Serpens* und *Hydra*, die die *hydria*, den wasserkrug auf dem rücken trägt, zur erklärung beizuziehen? wir werden unten einen sichern fall finden, in dem Apollonius an die stelle des gottes Apollo getreten ist. erklärt uns dies die übertragung aller dieser abenteuer oder eines teiles derselben auf Apollonius? haben wir hier einen astronomischen mythus vor uns? auch die kämpfe mit den Centauren, die beziehungen zu dem einhorn uam. liefsen sich so deuten. Sackur aao. 150ff hat gezeigt, dass als der letzte kaiser der weissagung der tiburtinischen Sibylle ursprünglich der sonnengott Apollo gemeint ist.

i) Ap. kommt nach überwindung verschiedener schwierigkeiten nach Indien und heiratet die tochter des dortigen königs. Indien ist sonst das land des priesters Johann. mit dessen beschreibung stimmen aufser verschiedenen geographischen notizen vor allem einige unter den daselbst berichteten wundern: der jungbrunnen, die wundertätigen steine usw. wir erinnern uns, dass das land des priesters Johann sich auch über Babylon erstreckt (Wesselofsky Arch. 2, 322), dass nach der einen russischen erzählung vom babylonischen reich Nemrod eigentlich 'Joannes' geheifsen haben soll (ib. 311), wir erinnern uns aber anderseits daran, dass er bei Wolfram sohn des Feirefiz und im jTiturel Gralkönig ist. von Feirefiz erzählt Wolfram Parz. 328, 14 *Man bett ihn an als einen got*, von dessen vater Gahmuret ib. 107, 19 *Ez betent heiden sunder spot An in als an ir werden got.* ist es da zufall, wenn in der sonstigen überlieferung vom priester Johannes dessen vater den namen *Quasideus* führt? er regiert über 72 völker und baut auf befehl gottes einen palast, dessen

decke aus saphiren zusammengesetzt ist, in welche da und dort leuchtende topase eingesetzt sind, wodurch der himmel mit seinen sternen nachgeahmt werden soll. dadurch erweist sich dieser vater des Johannes als eine ins gute gewendete contrafactur der bösen heidenkönige Nimrod (Nibelot, Ymelot), Nabuchodonosor und Chosroes (s. Wesselofsky Arch. 2, 311). ich füge noch den *Sigelot* des Rolandsliedes hinzu, *then ane peteten thie heithenen vur einen got* (ed. Bartsch 5592. Grimm 198, 21). Gahmurets gegner sind die neffen des Nabuchodonosor, von dem hervorgehoben wird Parz. 102, 4, dass er *an trügelichen buochen las, Er solte selbe sin ein got,* die söhne des *Ninus*, des gründers von *Ninnivê:* Apollonius ist ein neffe des sultans von *Ninnivê*. einer dieser gegner Gahmurets ist Pompeius: Wolfram lehnt ausdrücklich, wol aus besserer geschichtskenntnis heraus gegen seine quelle polemisierend, die identification desselben mit dem Römer des namens ab, aber im Willehalm 338, 26 lässt er den heidenkönig Terramer seine abstammung eben auf diesen Römer zurückführen, vielleicht wie so oft den Willehalm aus dem Parzival ergänzend: ihm gebühre als dem erben des Pompeius das römische reich, die herschaft der christenkaiser, die sich auf Caesar zurückführe, basiere auf unrecht; vgl. die oben aus Sone de Nausay ausgehobene stelle. die vierte erzählung der deutschen Gesta (ed. Keller s. 7) beginnt *Pompeyus in der stat zu Babylon waz gewaltig*; die entsprechende geschichte von den 3 saulen in den lateinischen Gesta Romanorum (ed. WDick cap. 22, s. 19) nennt den namen *Pollemius*. in der ersten erzählung der von Dick herausgegebenen Gesta wird die tochter des *Pompeius*, der *regnauit diues super omnes ac potens* (wol in Rom? es wird nichts darüber gesagt), von einem könig von *Babylonia* verführt.

Chosroes versieht seinen künstlichen himmel mit röhren, *ut q u a s i d e u s pluviam desuper videatur infundere* (Maſsmann Eraclius 503). er wird von den heiden als gott angebetet, damit aber auch die christen dasselbe zu tun scheinen, lässt er das kreuz neben sich aufrichten (id. 499). ebenso wird der tote Gahmuret von den heiden als gott angebetet, auf seinem grabe aber steht ein kreuz, vor dem sich nun wol auch die christen neigen. auf dem kreuze ist sein helm befestigt, wie die krone, die der letzte kaiser abgelegt hat, auf dem kreuze hängt.

Die indische prinzessin, die Ap. heiratet, heiſst *Diomena*,

ihre mutter *Palmena* (an späterer stelle freilich *Elsa*), ihre tochter *Altmena*, ihr sohn *Ptolemæus*, der astronom. da dieser aber auch sonst mit dem diadochen verwechselt wird (s. Wuttke Üb. erdkunde und erdkarten d. ma.s s. 22), denk ich an letztern, der sonst als παῖς, 'puer' Alexanders d. Gr. bezeichnet wird, was 'diener' bedeutet, aber wol fälschlich als 'sohn' genommen werden konnte (Sackur aao. 31 ff). im franz. prosaroman ist Antiochus, ein anderer der diadochen, eigentlich vasall des Apollonius und hat nur die herschaft in Antiochia usurpiert.

k) Ap. kommt nach Äthiopien, heiratet die königin des landes *Palmina*, die tochter des *Anphytimon* (*Anfimon*), sie gebiert ihm zwei kinder, eine tochter und einen sohn. das ist eine variante der vorhergehnden geschichte. über Äthiopien-Indien s. o., den namen der frau des Ap. führt dort deren mutter. wir kommen zu einer genealogie *Amphytimon* (di. *Amphytrion*) — *Palmena* — *Diomena* — *Altmena* (di. *Alcmena*); man beachte die gleichheit der zweiten compositionsteile. Amphitryon ist hier der urgroſsvater der Alkmene, in der griechischen sage ihr gatte und oheim. es ligt nahe, eine verschiebung von enkelin und nichte (*neptis*) anzunehmen. was aber hier die Heraklessage zu tun hat, wüst ich nicht zu sagen. auch als Ap. einstmals durch windstille auf dem meere festgehalten ist, kommt ihm unter andern helfenden gottheiten merkwürdiger weise *frou Alkmena* zu hilfe.

Als kinder werden Ap. und seiner frau, der mohrin, hier ein knabe *Garamant* und eine tochter *Marmatora* beigelegt. ich habe bereits Festgabe aao. darauf hingewiesen, dass hier Apollonius an die stelle von Apollo getreten ist, der in der antiken mythe als vater des *Garamas* (s. Servius ad Vergil. Aen. IV 198. Isidor Origin. IX 2), des stammvaters des groſsen volkes der *Garamantes* im innern Africa, erscheint. ich habe gezeigt, dass hier HvNeustadt durch Wolfram beeinflusst ist, indem er den knaben gefleckt und das mädchen ganz schwarz sein lässt, während in seiner vorlage offenbar die elsterfarbe nicht dem sohn sondern der tochter *Marmorata* zukam. ich glaube aber keinem widerspruche zu begegnen, wenn ich behaupte, dass gerade dieser sachverhalt darauf weist, dass für die ganze episode unmöglich Wolfram die quelle gewesen sein kann, dass bereits die vorlage Heinrichs unabhängig von Wolfram die verbindung des weiſsen mit der mohrin und die figur des daraus hervorgehnden elsterfarbenen

menschenkindes gehabt haben muss. wenn wir nun in *Garamant* den stammvater der *Garamantes* sehen, einen äthiopischen könig, der wie Nabuchodonosor in der sage, die reiche von Äthiopien und Mesopotamia in seiner hand vereinigt, so werden wir nicht anstehn, in *Marmorata* die stammmutter der *Marmaridæ*, der bewohner der benachbarten *Μαρμαρική*, der *marmarica regio* zu erkennen. eine falsche etymologie des namens als die 'marmorierten' lag nahe, hatten doch schon die alten die bekanntschaft mit dem partiellen albinismus der neger gemacht, wie die erwähnung des *δίχρωμος ἄνθρωπος* bei Lukian, auf die Hertz Parzival s. 476 hinweist, zeigt; ein ganzes volk dieses schlages anzunehmen, war natürlich unberechtigt, aber nicht unberechtigter als die ausdehnung der beobachtung des totalen albinismus auf einen ganzen volksstamm, die *Leukæthiopes* (Plin. Hist. nat. v 8, 1), die weifsen neger; dass in Guinea ganze länder mit solchen Albinos angefüllt seien, behauptete man noch im vorigen jh. (s. Zedlers universallexikon sv. Albinos). auch die meinung, dass diese 'elsterneger' aus der verbindung einer weifsen mit einer mohrin hervorgiengen, war noch bis ins vorige jahrhundert verbreitet: 'Les individus qui la présentent (l'anomalie de l'albinisme partiel chez les nègres) sont les fameux hommes ou enfants pies, qui ont tant excité la curiosité au siècle dernier. On les a considéré pendant long temps comme nés d'une nègresse qui aurait eu commerce avec un blanc: on sait maintenant que rien n'autorise une pareille supposition' (Grande Encyclopédie I 1178).

'Ob man *Azagouc* mit den äthiopischen *Azachæi* Solin 30, 4 zusammenbringen darf? für *Zazamanc* böten sich dann freilich nur die *Garamantes*, die höchstens vermittelst einer bedenklichen annahme von textverderbnissen mit jenem namen in nähere übereinstimmung gebracht werden könnten' (Martin Zur Gralsage s. 6). das zusammentreffen dieser hypothese Martins mit dem würklichen verhalten im Apollonius des HvN. ist sicher kein zufälliges. *z* für *g*, *z* für *r*, *c* für *t* sind jedes für sich paläographisch leicht erklärlich: wenn ich die last auf Kyot und Wolfram gleichmäfsig verteile, scheint sie mir nicht zu schwer zu sein. freilich meint Martin, dass W. den Solin direct benutzt habe. aber das scheint mir ebenso wenig bewiesen, wie dass er das Marbodsche lapidar benutzt hat. Martin stützt sich (s. 4 f) auf die namen *Agatyrsjente*, *Neurjente*, *Nomadjentesin*, *Trogodjentesin*, *Atropfagente*, *Orastegen*-

tesin, dazu kommt noch *Satarchjonte* für *Satarchjente* aus *Satarchæ gentes* (aao. 5). Martin meint nun, '*g* oder das gleichbedeutende *j* weist auf lateinische grundform; aus französischer vorlage würde *schent* geflossen sein, wie aus 658, 27 ersichtlich ist'. dass *j* und *g* gleichbedeutend sind, ist aber nicht richtig; *g* tritt allerdings orthographisch vor *i* für *j* ein, selten vor *e*, wie etwa *vergehen* Parz. 286, 20, der umgekehrte wechsel kommt kaum vor. unter den obigen 8 fällen zeigen 6 *j*, nur 2 *g*, von welchen einer sofort zu eliminieren ist, da sein *g* auf *gg* zurückgeht (*Anthropophagi gentes*), den andern mag ein gelehrter schreiber, dem das lateinische *gentes* einfiel, auf dem gewissen haben. was hätte einen Deutschen vermocht, in der mehrzahl der fälle lateinisches *g* durch *j* zu ersetzen? französisches *g* vor *e* gab er freilich durch *sch* wider, französisches *j* aber durch *j*. und für den Franzosen lag wol ein grund vor, hier *g* in *j* zu wandeln, und *Nomadi gentes* muste, wenn es nach analogie französischer worte behandelt wurde, sein intervocalisches *g* in *j* verwandeln (s. Schwan Afrz. gramm. § 201). dabei ist freilich das beibehalten der lateinischen endung auffallend.

Dann muss man allerdings die meinung aufgeben, als hätte Wolfram die namen *Azagouc* und *Zazamanc* aus dem Nibelungenlied bezogen (vgl. Braune Beitr. 25, 86ff). gerade wenn man mit Braune die strophe 417a für ursprünglich hält, verliert die annahme des umgekehrten vorgangs sehr an schwierigkeit. ein so weit verbreitetes gedicht wie der Parzival konnte doch wol dem dichter des Nibelungenliedes wie dem bearbeiter von C bekannt sein und von jedem besonders benutzt werden. dass man daraus, dass man keine sichern beziehungen zwischen zwei gedichten aufweisen kann, nicht schliefsen darf, der dichter des einen habe das andre gedicht nicht gekannt und deswegen nicht mistrauisch sein darf gegen annahme von beeinflussung im einzelnen falle, hab ich Festgabe f. Heinzel s. 377ff zu zeigen versucht. mich hat freilich die hübsche deutung von Nib. 720 durch Martin Zs. 32, 384f überzeugt, doch erkenn ich wohl, dass sie nicht für jeden überzeugend sein muss. hingegen ist die strophe von C so ungeschickt, dass sie mir kaum anders erklärlich ist, als durch läppische benutzung des geistreichen Wolframschen einfalls.

l) Ap. kommt zum paradies : wie Alexander. danach wendet sich der dichter wider der ersten quelle zu : es wird die ge-

schichte der Tharsia erzählt, ihr zusammentreffen mit ihrem vater, fahrt nach Ephesus und erkennung der Lucina. darauf eine reihe von festen und turnieren, die dem lateinischen roman natürlich fremd sind. Ap. gründet die tafelrunde: ich erinnere bei dieser gelegenheit daran, dass in der Thidrekssaga Apollonius der sohn des *Artus* ist. *Patrochel von Mirmidon* und *Archilan von Valcitron* (Strobl s. 115) widersagen der tafelrunde. es sind wol *Patroclus* und *Achilles*, worauf bei dem ersten der beiname weist, bei dem zweiten der umstand, dass früher (s. 59) ein *Achilles von Barcilon* vorgekommen ist. über verwechslung der namen *Achilles* und *Archelaus* s. Heinzel WSB. 126 (1892), 65. Apollonius selbst ist der neffe des königs *Priamus von Troya* (Strobl s. 120), was die gegnerschaft wol erklärt. ich verweise darauf, dass *Belakâne*, die mutter des Feirefiz, die cousine der *Eckuba von Janfûse* ist, deren beinamen ich freilich nicht erklären kann. wenn Bartsch German. stud. II 154 recht hätte mit der deutung *de gente fusa*, so würde das für die vertriebenen Trojaner schliefslich passen. charakteristisch ist aber ihr zweckloses hin- und herreisen: das local ist wol ursprünglich Afrika gewesen, und sie hatte nicht Parzival, sondern Feirefiz vor der Gralsuche zu ermutigen. ich verweise zum schluss noch darauf, dass *Priamus* und *Hecuba* (Sackur aao. 177) die eltern der tiburtinischen Sibylle sind, mit der die königin von Saba leicht vermischt wurde. ist *Belakâne* etwa aus *Balkis*, dem arabischen namen der königin von Saba entstellt?

Ich glaube gezeigt zu haben, dass die übereinstimmung des Apollonius des Heinrich vNeustadt mit der vorgeschichte des Parzival nicht auf entlehnung, sondern auf urverwantschaft beruht und deren bedeutung innerhalb der geschichte der bildung der Gralsage zu erhellen geeignet ist. S. SINGER.

WEITERE VERBESSERUNGEN ZUR ALTSÄCHSISCHEN GENESIS.

Dass in der partie von Kains verfluchung das metrum von v. 51 an recht auffallend ist, wird wol von manchem bemerkt worden sein. vermutlich hat man sich das aus eingestreuten schwellversen erklärt, die an sich in dieser scene ja nicht unangebracht wären. in ihrer unregelmäfsigen stellung muss ich

sie trotzdem bezweifeln, und es kommen andre momente hinzu, die zur kritik herausfordern. 1) die allitteration auf dem einführenden *quad* v. 56ᵇ. man könnte sich auf 245ᵇ *quad he gerno* berufen. immerhin ist hier dadurch, dass der abhängige satz nicht mit *that* eingeleitet ist, also eine kleine pause hinter *quad* erfordert wird, das verbum etwas gehoben, und jedesfalls ist in der regel ein solches *quad* tonlos (auch 98ᵇ), und auch in dem mit unserm verse gleichlautenden Hel. 2968 *quadun that sie uuissin garo* allitteriert *uuissin* und nicht *quadun*. im folgenden halbverse soll das von dem zugehörigen *bidernid* weit getrennte *uuerdan* ganz in die senkung fallen. der vers scheint mir geradezu unerträglich, wenn man nicht eine, m. a. nach unerlaubte, dreifache allitteration annehmen will. 2) der dat. von *uualdand* lautet sonst stets *uualdande*, nicht wie in 57 *uualdand*, und es kommt auch sonst im as. keine entsprechende form vor (Holthausen As. elementarb. § 320 f). mit Braune den acc. anzunehmen, (Glossar s. v), geht nicht an, denn *(bi)dernian* regiert den dat. der person. 3) sehr mit recht hat Jellinek DLZ 1898, 92 v. 66ᵇ beanstandet: *hugi* wäre unerklärlich, *triuua* kommt niemals als subst. fem. vor, nur *treuua*, und er nimmt darum das adj. an. allein die fügung *nu ik ni uuelda minan triuuan haldan* | *hugi* dürfte beispiellos sein. 4) während in der wörtlich entsprechenden antwort 70ᵇ—71ᵃ *hier* den höchsten verston hat, soll das wort 67ᵇ ganz in der senkung verschwinden. diese schwierigkeiten sind durch eine andre einteilung der verse zu lösen, die dann freilich noch einige weitere notwendige änderungen im gefolge hat. 56ᵃ ist der rest eines langverses, der sich schwerlich mit genügender sicherheit wider herstellen lässt. an sich möglich wäre wol einfach

Kain aftar them uuordun aftar them quidiun drohtinas.

eine andre möglichkeit wäre, dass ein adj. vor oder hinter *quidiun* — etwa *craftigun*? — ausgelassen wäre. die beiden folgenden langverse ergeben sich sehr einfach:

quad that hi uuisse garo that is uuerdan ni mahti
uualdanda uuiht an uueroldstundu

an der zweiten stelle ist die verwirrung etwas stärker, was sich aber auch schon darin erweist, dass der schreiber ja tatsächlich das subst. *triuua* statt des adj. eingesetzt hat. ich schreibe

nu ik triuuan ni uueldi
(*haldan minan hugi* eher) *m. hugi haldan* *uuid them thinum hlutrom muoda;*
nu uuet ik that ik hier ni mag *eniga huila libbian.*

man könnte gegen diese conjecturen einwenden, dass dadurch kurz hintereinander zweimal langverse mit gleicher allitteration geschaffen werden. dass das gern vermieden wird (Zs. 40, 217 f), ist unzweifelhaft. aber es kommt doch vor; in den fragmenten noch zweimal, in Hel. 1—1000 6mal (155 f. 234 f. 291 f. 307 f. 673 f. 718 f), und die tatsache kann ja gerade mit schuld sein an der verwirrung. wenn die ergänzung im folgenden halbverse, wie ich früher annahm, notwendig, und nicht etwa absichtlich *so huuat* statt *so huuer* gesetzt ist, um die gröste allgemeinheit zu bezeichnen — die quelle und, wie es scheint, auch die commentare geben keinen anlass dazu —, so ist vielleicht die stellung *huand mi uuero antwirkit* vorzuziehen. *so huat* könnte sowol zum 1 wie zum 2 halbvers gezogen werden. für 71ª sind die erwägungen von Ries Zs. 39, 302 völlig überzeugend; doch ist der vers wol noch, trotz 20ª und verwantem, durch einsetzung von *huil* auf ein beschränkteres mafs zu bringen in genauem anschluss an Hel. (C) 5802 *lif langerun huil.* — v. 77 hab ich schon früher in zwei langverse zerlegt. auch 78ª wird man in der umgebung noch für einen schwellvers ansehen. die notwendigkeit lässt sich leicht umgehn, indem man *thinon uuordon* schreibt nach analogie von v. 228. übrigens ist vielleicht an beiden stellen *mid* zu streichen und wie im Hel. der einfache instrum. zu setzen. so bleiben in der ganzen partie nur v. 51 und 52 als solche übrig, bei denen die wahrscheinlichkeit für schwellverse ist.

Wie wir bei den zahlreichen fehlern der hs. manchen andern kleinen bedenken gegenüber kühner sein dürften, so brauchen wir uns auch bei der schwierigkeit, die *bifallan* v. 185 bereitet, nicht aufzuhalten; es ist *bifellan* zu lesen.

V. 277ᵇ ist zu schreiben *im an is selbes duom.* wir haben es mit dem adverbiellen ausdruck *an is selbes duom* (neben *duoma*) ‘nach eigener verfügung, freiwillig’ zu tun, der parallel dem adverbialen *an is uuilleon* ist.

Bonn, februar 1900. J. FRANCK.

MITTELHOCHDEUTSCHE STUDIEN.

9. MHD. *EI* < *EGE*, *AGE*, *EDE*, MHD. *Î* < *IGE*, *IBE*.

HFischer hat in seiner bekannten, aber noch immer nicht genug berücksichtigten schrift Zur geschichte des mhd., Tübinger univ.-progr. 1889, die dichter, welche das neue, aus contraction über *g* entstandene *-eid*, *-eit*, *-eist* im reime mit altem *-eid*, *-eit*, *-eist* binden, in drei gruppen geschieden. er kennt eine gruppe ausschliefslich mitteldeutscher (s. aao. s. 61) dichter, die *-eit* < *-ęget*, *-eist* < *ęgest* nur in *treit* < *tręget* (resp. *treist*) und *leit* < *lęget* (resp. *leist*, *leite*, *geleit*), ferner, füg ich hinzu, in *meide* < *męgede*, *getreide* < *getręgede* zulassen, nicht aber in *seit* < **sęget*, mhd. *saget* (resp. *seist*, *seite*, *geseit*). er stellt diese dichter in seiner tabelle als nr 37—47 zusammen. wir werden sehen, dass auch noch eine reihe der von ihm wegen der reimform *geine* < *gęgene* (subst. oder adv.) gesondert aufgeführten md. autoren (tab. nr 141 bis schluss) hierher gehören[1]. eine zweite gruppe meist (doch nicht durchaus) alemannischer und fränkischer dichter (tab. nr 48—98) stellt neben *treit* und *leit* auch das *seit*[2], welches auf ein älteres **sęgit*, **sęgist* (neben dem allgemeinen *sagèt*, *sagèst*) zurückgeht, reimt aber sonst kein *-eit* < gleichsam mhd. *-aget*. die dritte gruppe endlich kennt neben *treit*, *leit*, *seit*, *meide* auch ein *verzeit* < *verzaget*, *verdeit* < *verdaget*, *gekleit* < *geklaget*, *meit* < *maget* usw. Fischer stellt die hierhergehörigen, meist bair.-österr. dichter in seiner tabelle als nr 99—140 zusammen. Fischer hat ferner schon bemerkt, dass bei den alemannischen dichtern in *treit* und *leit* die contraction schon mhd. obligatorisch ist und sich neben den *ei*-formen in der 2. 3 sing. präs. ind. von *tragen* und *lęgen*, im prät. und part. prät. von *lęgen* keine *g*-formen finden, dass aber die 2 plur. hier natürlich nur *ir traget*, *ir lęget*, sowie *ir saget* heifst, da *-eit* nur aus ahd. *-ęgit*, nicht aus ahd. *-agat*, *-aget*, *-ęget* < *-agjat* entsteht. heute sind in vielen alemannischen dialekten auch die *g*-formen von *saget sagest gesaget*

[1] ich bemerke gleich hier, dass ich auf diese vierte von Fischers gruppen mhd. dichter, die *ei* < *ege* : *ei* reimen, nicht näher eingeh.

[2] ich schreibe hier und im folgenden nach Fischers vorgang zur vereinfachung oft *treit*, *leit*, *seit*, wo die andern einschlägigen formen: *treist*, *leist*, *leite*, *geleit*, *seist*, *seite*, *geseit* mitverstanden sind.

ausgestorben und herschen auch bei diesem verb allein die contractionsformen. in mhd. zeit reimen alle alem. dichter ohne eine einzige ausnahme neben *seit seist geseit* auch die anders gebildeten, nicht auf **sęgist* **sęgit* **gisęgit* zurückzuführenden *saget sagest gesaget*, und es ist kein anlass vorhanden zur annahme, dass diese *g*-formen nicht auch dem würklichen dialekt der damaligen Alemannen entsprochen hätten und etwa aus einer aufseralemannischen schriftsprache geholt wären. dagegen spricht die einmütigkeit aller autoren, die gleichzeitigen schreibungen alem. hss. und der umstand, dass ja bei *tragen* und *lęgen*, wo die ältern formen in *-ęgit* eben keine anders gebildeten formen in ahd. *-agét* neben sich hatten, auch tatsächlich in den reimen der Alemannen *treit* und *leit* allein gilt, die dichter also von ihrer mda. hier zu gunsten der *g*-form nicht abgewichen sind. alle bair.-österr. und die meisten fränk. und md. dichter zeigen dagegen neben den bequemer zu reimenden *eit*-formen auch immer *g*-formen, uzw. sowol *saget*, beziehungsweise *klaget daget maget* usw., als (dies geht vor allem die Franken an) *leget* und *treget*. dabei ist zu bemerken, dass die dichter der dritten gruppe zwischen den verschiedenen *-aget* unterscheiden, der eine etwa neben *geseit* auch ein *gejeit* und *gekleit*, aber kein *meit* und zb. *verzeit* setzt, der andre etwa neben *geseit* gerade nur noch *meit* und *verzeit* reimt, und dass nur *seit* für *saget*, *geseit* für *gesaget* allen gemeinsam ist. dadurch wurde Fischer mit bewogen, alle contractionsformen der Baiern und Österreicher für zugeständnisse an die dichtersprache und misverständnisse der alem. *ei*-formen zu halten: man hätte sich nach analogie zum alem. *er seit* und *geseit* ein unalem., schriftsprachliches schiboleth *ir seit* und *gekleit* usf., nach analogie von *der meide* ein *diu meit* gebildet und so, weil man bei den alem. vorbildern ein *geseit* für eigenes *gesaget* fand, auch dort ein *-eit* für *-aget* gereimt, wo es historisch ganz unberechtigt war. nach dieser auffassung begriffe Fischers dritte gruppe durchaus dichter, die eigentlich ihrem dialekt nach weder, wie einige mitteldeutsche, *treit leit meide getreide* noch auch, wie die Alemannen, aufser diesen noch *seit* hätten reimen können. dies sei hier schon vorausgenommen, ich werde Fischers auffassung unten noch kritisch zu beleuchten haben.

Im folgenden werden nun zu jeder der drei gruppen Fischers, der mitteldeutschen, alemannischen und bair.-österreichischen,

der reihe nach nachträge beigebracht werden, nachträge nicht nur zum material, sondern auch und vor allem zur beurteilung des materials.

Die mitteldeutsche gruppe. — nicht alle md. dichter gehören hierher: viele ostmd. und auch einige ostfränk. dichter, zb. Wirnt, gehören in die bair.-österr. gruppe und die hauptmasse der Süd- und Rheinfranken steht zu den Alemannen. aber alle dichter der gruppe sind Mitteldeutsche, wenn wir einmal die Ostfranken auch zu den Mitteldeutschen rechnen.

Die dichtungen des 12 jhs. zeigen, einschliefslich der Vorauer bücher Mosis (tab. nr 4), Wiener Gen. und Exod. (nr 14), Kaiserchron. (nr 22), Rother (nr 24), GrRudolf (nr 27), Credo (nr 30), der alten fragmente von HErnst (nr 25), von Eilharts Trist. (nr 25) und einschliefslich Heinrichs Eneit (nr 28), meist gar keine *treit, leit* oder *seit*. auch dort, wo diese formen in dichtungen des 12 jhs. vorkommen, sind sie fast immer nur vereinzelt. oft wird es da wol nur zufall sein, wenn im gedicht gerade nur éin *leit* belegt ist oder nur éin *treit*, wie etwa im Rolandslied (nr 40) und nicht ein oder zwei *seit*, wie etwa im alten fragm. des Reinh. Fuchs (nr 55) uaa. aber es wird, wie schon Fischer bemerkte, kein zufall sein, dass fast alle ältern mitteldeutschen gedichte des 12 jhs., wenn sie vereinzeltes *ei* < *ege* überhaupt belegen, dieses *ei* in *treit* und *leit*, nicht in *seit* belegen, so besonders Pilatus (nr 39), Alexander (nr 41), Athis (nr 44). denn wie unter den *ei* < *ege* immer nur sporadisch aufweisenden gedichten des 12 jhs., sind es auch unter den spätern, zu deren zeit die contractions-*ei* bereits weiter um sich gegriffen hatten, eben nur mitteldeutsche werke, die neben *treit, leit* kein *seit* kennen. dazu gehört aufser den von Fischer nr 46 und 47 verzeichneten Oswald Zs. 2 und Eraclius auch Herborts Trojanerkrieg, den die tabelle wegen seiner *geine* 'regio', *engeine* und *engein* in eine letzte, ebenfalls hauptsächlich md. gruppe (nr 142) einreiht. aber auch Herb. weist in ca. 18500 versen zwar 40 *geleit*, 4 *leite*, 3 *treit* und sogar ein *beweit* auf, jedoch kein *seit* und *seite* und nur ein einziges *geseit*. und dieses eine *geseit* steht ganz zu anfang des gedichts, v. 216, und steht in einer fest geprägten und fertig aus der tradition entnommenen formel: *Als ich iu dd vor hdn geseit*. diesem *geseit* in v. 216 folgen noch alle 40 *geleit*,

aber kein *geseit* mehr, sondern nur 19 *gesaget* (: *maget, verzaget,* usw. 589. 1161. 1213. 1695. 1717. 2007. 3271. 4363. 4731. 9516. 10633. 12489. 13593. 13762. 14386. 15832. 16428. 16831. 16904), ferner *er saget* 545, *sagete* 1188. 1295. 10946. 13545. deutlicher kann sich ein litterarischer reim als solcher schon nicht mehr präsentieren.

In unsre gruppe gehören ferner drei fränkische dichtwerke, die von Fischer bei seinen zusammenstellungen nicht berücksichtigt wurden : Hugos Renner, der Mor. vCraun und die Heidin.

Zwar weist der Renner auch, sowie Herborts Trojkr., ein vereinzeltes *geseit* : *unbarmherzikeit* 9104 auf. aber dieses eine *geseit* steht in den ca. 25000 versen des Renner neben den 67 *geleit* (51. 242. 288. 771. 842. 870 1512. 2038. 2354. 2454. 2888. 3465 usf. . . . 24370), 17 *er leit* (1938. 2088. 2727. 3178. 4969. 6345. 7627. 8075. 8294. 8730. 8811. 10098. 10681. 16310. 16525. 16785. 22528) und 57 *treit* (313. 401. 468. 805. 1148. 1868. 2954. 3009. 3438. 3453. 3485. 3730 usf. . . . 21410)[1] so vereinzelt da, Hugo reimt sonst immer so consequent nur *gesaget* : *maget* 1640. 4687. 24096, : *geclaget* 20517 usf., *er saget* : *unverzaget* 7003. 22548, : *behaget* 18074, *sagete* : *behagete* 5851. 5877[2], dass wol kein zweifel bestehn kann, dass wir es in dem einen *geseit* mit einer litterarischen reimform zu tun haben, die Hugos dialekt nicht zukam. aufserdem finden wir bei Hugo häufiges *meide, meiden* für *megede(n)* (121. 317. 3779. 8995. 11833. 11910. 11938. 12082. 12478. 12528. 12582. 19546) und *getreide* für *getregede* (7700. 8148. 13555). das unflectierte *maget* reimt immer nur auf *-aget* (1624. 11944. 12328. 13050. 22298. 23078; 11936. 12630; 8198; 397; 13054; 1640. 4687. 24096).

Im Mor. vCraun reimt *geleit* auf altes *-eit* 781. 1689, *treit* : *geleit* 1117, aber nie *seit*, *geseit*, sondern *saget* : *taget* 1601 und *gesaget* : *maget* 485. 1363. ebenso in der Heidin (Gesamtab. nr 18) *geleit* auf altes *-eit* 267. 477. 692. 1616, *treit* auf altes *-eit* 1719, aber nie *seit, geseit,* sondern *gesaget* : *gejaget* subst. 720, : *verzaget*

[1] dazu noch die neutralen *treit* : *vertreit* 8090 und *geleit* : *vertreit* 19168.

[2] dass die hs., welche in der Bamberger ausg. abgedruckt wird, für alle *-aget* consequent *-eit* oder *-ait* schreibt (nur in den prät. 5851. 5877, ferner 6365. 8198. 18106. 18226 steht die *g*-form), tut natürlich nichts zur sache. Hugo reimt *maget, klaget, geklaget, verzaget, behaget, gejaget, bejaget* sehr oft (in 27 reimpaaren), aber immer nur in sich, nie zu *-eit*.

1565, *: maget* 1611, *: verdaget* 1617; *sagete : verzagete* 15, *: vrâgete* 1105. 1663; *sagetest : behabetest* 1421.

Die reime des Eraclius hat Fischer nur dem ganz ungenügenden reimverzeichnis Maſsmanns entnommen und verzeichnet demgemäſs für das gedicht bloſs 6 *leit* und 1 *treit* neben dem gänzlichen mangel von *seit*. diese absenz gewinnt aber erst ihre volle beweiskraft, wenn wir die richtigen, viel höheren zahlen von *leit* und *treit* kennen. *er treit* reimt nicht einmal, sondern zweimal auf altes *-eit* : 2019. 3948 (ich citiere nach Graef), ferner *geleit* 12 mal : 315. 1310. 1799. 2517, 3819. 3895. 4167. 4397. 4510. 4713. 4941. 4983 und *leite* 2 mal : 299, 5293. zweimal reimen ferner *treit* und *geleit* (resp. *leit*) untereinander : 2049. 5303. neben *geleit* findet sich einmal *gelaht* 2975, eine form, die auch in MHimmelf. Zs. 5, Elisab. und Erlös. widerkehrt (s. unten) und die Herb., wie ich glaube, nur aus rücksicht aufs hochdeutsche meidet. dagegen reimt nun *seit* oder *geseit* im Eracl. nie zu einem der 124 reimenden alten *-eit* oder einem der 18 *treit* und *geleit*, sondern nur zu *maget* (813. 1869. 2287. 2363), *unverzaget* (1189, wo Graef also ganz falsch *geseit : unverzeit* schreibt), genau so wie *maget* und *verzaget* auſserdem nur zu *jaget* 3 sing. (3141) und *behaget* (3299) reimen. auch *sagte(n)* reimt nie zu *leite* $<$ *legte* oder einem der 20 im gedichte reimenden alten *-eite(n)*, sondern nur zu *behagte* 4619 und *tagte* 4739.

Den sogen. Wiener Oswald hat schon Fischers tabelle in unsere gruppe eingereiht. ich will auch für dieses gedicht die belege einzeln vorführen, weil die tatsächlichen, nicht auf zufall beruhenden verhältnisse mehr als durch die nackten zahlen Fischers durch die citate und gegenproben anschaulich werden und weil wir gerade in diesem gedicht ein zeugnis haben, dass auch md. autoren spätester zeit sich noch der regel unsrer gruppe fügen. auch hat man ja gerade diesen Osw. als alemannisch in anspruch nehmen wollen (s. Rödiger Anz. II 245ff): dem widerspricht sein verhalten inbezug auf die reime von *leit* und *saget* durchaus. freilich bedürfte es dieses neuerlichen zeugnisses für md. abkunft dieses einheitlich gereimten gedichtes m. e. nicht mehr: man kann ja vielleicht jede der md. merkmale seiner sprache als einzelerscheinung durch einen paragraph unsrer alem. gramm. belegen — welches denkmal könnte man auf diese weise nicht als ale-

mannisch erweisen? — aber man wird kein sicher alemannisches denkmal finden, in dem sich eine gleiche anzahl md. eigentümlichkeiten zusammenfand, wie in unserm gedicht[1].

Der Wiener Osw. reimt also *geleit : -eit* 339. 1110, *leitę : -eit* 1160, *treit : -eit* 369. 543, aber *gesaget* nur zu *maget* 105. 640, *sagete : frâgete* 51. 212. 1282. 1297, *sagetę : maget* 1084, sowie auch sonst *maget* nur zu *unverzaget* 163. 409. 524. 877 und kein *-aget : -eit*. vergleichen wir damit ętwa das einschlägige verhalten in dem ungefähr gleichaltrigen österr. Oswald, den Ettmüller nach der schlechtesten hs. herausgegeben hat. *geleit : -eit* nur 3270, *leitę : -eit* 584. 1625; aber *geseit : -eit* 271, 1041. 1169. 1345. 1410. 1612. 1769. 1997, *seit : -eit* 1555. 2077. 2306. 2454. 3382 und gar kein *(ge)saget : -aget*. der contrast ist deutlich und beweist, dass das fehlen von *geseit* neben *gesaget* und *leit* und *treit* im Wiener Osw. trotz dem geringen umfang des gedichts nicht auf zufall beruhen wird.

Dazu kommen nun eine reihe md. denkmale, in denen die bindung von *seit : -eit* zwar relativ häufiger ist als im Trojanerkr. oder im Renner[2], in denen aber die *seit* vor den *leit* und *treit* einerseits und den immerhin schwerer zu reimenden *saget* anderseits so auffällig zurücktreten, dass wir berechtigt sind, in den *seit* der betreffenden denkmale litterarische, oder vorsichtiger ausgedrückt, der reinen mda. des autors nicht genehme reimformen zu vermuten. es ist dabei in betracht zu ziehen, dass bei den

[1] *sal*, *wanen*, *-üere : -üre* 401, *tragen : gân* 381, *mir : zier* uaa. 286. 153. 993, *spil : gefiel* 260, *kiele : île* 792, *helfenbeinen*, *verzîen* 223, *gewî* 1031, *tuon : nu* 169, *karte* 851, *swër < swëher* 1216. 1252, *sëhen : dën* 1262, *getreben* 1009, conj. prät. schw. verba vom ind. getrennt, *-ër : -är*, *ë : ä* (s. oben s. 304), *gienc liez*, kein *gie lie* (s. unten nr 10) usf.

[2] einfach falsch ist Kinzels angabe (Zs. f. d. ph. 8, 390), dass sich in der zu Troppau in Schlesien verfassten Kreuzf. Ludwigs 'für *saget* nie *seit*' fände, 'wie auch bei Wolfr.' *: geseit (verseit)* reimt zu altem *-eit* 109. 197. 3372. 4094. 5422, *er seit* 5527, *seitę* 3656. 4070. 4762. 5810. 7135. 7776 und *seit* ist im gedicht häufiger als *saget*. außerdem *geleit* 311. 345. 407. 666. 1142. 1344. 4626. 6082. 6228. 6480. 6898. 7055. 7476. 7968, *er treit* 7631, endlich *geleit : geseit* 6602. daneben kein *leget treget*, aber auch kein *-eit < -aget*. dieser Schlesier gehört also zur 'alemannisch-fränkischen gruppe'. ebenso Ebernand vErfurt, nur auch *geneit < genęget* 3108 neben *treit leit seit* (vgl. Herborts *beweit* udglm.). auch Heinr. vKrolewitz kennt nur *treit leit seit*, aber bei ihm ist nach md. art (s. oben im text s. 350 u. 351) *seit* seltner als *saget* und auch seltner als *leit (treit)*.

dichtern der alem. gruppe, der *seit* ebenso gut wie *leit* und *treit* eignet, *seit* an häufigkeit des vorkommens erstens den *leit* und *treit* die wage hält und zweitens die daneben üblichen *saget* (: *-aget*) stets übertrifft. ich will zunächst, um die gegebenen verhältnisse ein für alle male klar zu legen, für einen fränkischen dichter, der die *ei*-formen von *sagen* noch relativ häufig reimt, durch vergleich seiner übung mit der übung ungefähr gleichzeitiger Alemannen, die *seit* in der eigenen mda. vorfanden, die sachlage anschaulich machen und den contrast zwischen alemannischer und mitteldeutscher übung beleuchten. ich wähle als beispiel den Stricker, den ich mit Rosenhagen in Franken, jedoch in Südfranken, nicht in Ostfranken localisiere, ungefähr in der gegend, wo auch der dichter des Mor. vCraun zu hause war. der epigone, der sich an verschiedene classische muster anschloss, an Wolfram wie an Hartmann, der mancherlei publicum zu lust und gefallen zu dichten hatte, der weit herumgekommen ist und für den zb. ein aufenthalt in der österreichischen fremde feststeht, lässt mehr als ein andrer litterarische, seiner alten heimat nicht entsprechende reimformen seine technik beeinflussen, während er das viele positiv dialektische, das sich in seinem erstlingswerk (das bleibt m. e. der Daniel) noch findet, immer mehr aus seinen reimen zurückdrängt.

Der Stricker reimt nun neben 31 *geleit* (Dan. 1571. 2059. 2613. 4269. 4873. 5195. 5299. 5333. 5863. 8367, Karl 3801. 4063. 7835. 10725. 10753. 10899. 11129, Frauenehre 203. 611. 971. 1505, Am. 427. 1459. 2201, Bloch 407, Gesamtab. 60, 67. 46, 4. 25, Pf. Üb. 3, 21, Hahn III 7. IV 335), 1 *leit* (Dan. 7523) und 5 *treit* (Karl 3767. 10595, Frauenehre 280. 655, Pf. Üb. 3, 62) nur 1 mal *treit* : *leit* (resp. *tręget* : *lęget*) Hahn XII 463 und 1 mal das unalemannische *gelęget* : *geręget* Dan. 4137, ferner *gelęgte* : *ręgte* Dan. 7487, dem nach md. art kein *leite* zur seite steht[1]. dass dem Stricker sowie dieses *leite* auch das *seite* fehlt, während *sagte* häufig ist (Dan. 1051. 5309, Karl 33, Frauenehre 489. D 395. D 591, Am. 1485, Bloch 628, Zs. 7, 16, 23), könnte nicht weiter auffallen und wenn wir nun hören, dass *er seit* und *geseit* in des Strickers gedruckten werken zusammen 25 mal im reim belegt sind (*er seit* Karl 2183, Frauenehre D 361, Gesamtab. 60, 1, Zs. 7, 16, 35, HGerm. 8, 298, 157; *geseit* Dan. 123. 463.

[1] s. darüber unten.

2987. 3105. 4277. 5759. 7435, Karl 239. 8245. 9075. 12175, Frauenehre 95. 697. 783, D 622, 5, Am. 169, Bloch 345. 617, Hahn IV 307. XII 615), so wären wir leicht geneigt, den dichter mit andern Franken in die zweite, vorwiegend alemannische gruppe einzureihen. von der österr. gruppe kann die rede nicht sein bei einem dichter, der aufser in *seit* kein *-eit* $<$ *-aget* reimt. vergleichen wir aber nun das verhalten der hauptrepräsentanten der alemann. gruppe, so werden uns die 25 *seit* und *geseit* des Stricker nicht mehr imponieren. sie stehn in ca. 28000 versen. Hartm. reimt in ca. 25000 versen *seit* und *geseit* 91 mal, Gotfr. in ca. 19500 versen 54 mal, Rudolf (gGerh. und Barl.) in ca. 23000 versen 180 mal, Ulr. vZatzikh. in nur 9444 versen 46 mal usf. ferner ist beim Stricker *saget* und *gesaget* im reim viel häufiger zu belegen als *seit* und *geseit*, während die absolute reimmöglichkeit für *seit* doch 15 mal gröfser ist als für *saget*, denn sehen wir von *seit* und *saget* ab, so verhält sich die zahl der reimverse in *-aget* zu der der reimverse in *-eit* beim Stricker etwa wie 1 : 15. *er saget* reimt aber Dan. 6385, Karl 7373. 10135. 11795, Frauenehre 377, Am. 1577, Doc. Misc. II 224. 225, HGerm. 8, 291, 101, Germ. 6, 465, 51, Altd. wäld. III 228, 19, Hahn VII 85. XI 129. XII 393; *dû sagest* Gesamtab. 45, 41. 46, 91[1]. 52, 249; *gesaget* Dan. 805. 3427. 5357. 6369. 6647. 7419. 7761. 8041, Karl 215. 247. 945. 2839. 4039. 11279. 11377. 11387, Frauenehre 743, D 559, Am. 197. 1255. 2311. 2455, Bloch 115, Pf. Üb. 5, 198, Grimm ReinhF. s. 324, Doc. Misc. II 222, Hahn III 139. XI 5. 41. bei Stricker ist also das verhältnis von *seit : saget* wie 25 : 43, bei Hartm. wie 91 : 52, bei Gotfr. wie 53 : 25, bei Ulr. wie 46 : 19, bei Rud. gar wie 180 : 13. dabei sind *seist sagest*, *seite sagte*, wo Stricker gar keine belege der contrahierten form ergibt, noch gar nicht mit gezählt, sonst stünden bei Stricker 25 : 55 gegenüber 100 : 63 bei Hartm., 70 : 33 bei Gotfr., 49 : 24 bei Ulr., 192 : 18 bei Rudolf: also bei Stricker *seit* 31%, *saget* 69%, bei Hartm. umgekehrt *seit* 61%, *saget* 39%, bei Gotfr. *seit* 68%, *saget* 32%, bei Ulr. *seit* 67%, *saget* 33%, bei Rud. *seit* 91%, *saget* 9% der beiden in betracht kommenden formen. die Alemannen ergeben also ganz andere verhältnisse als der Stricker. dieser sprach *seit* und *geseit*, wenn er sie auch oft

[1] *du tragest* macht natürlich gar keine schwierigkeiten.

genug reimt, jedesfalls viel seltener als *saget* und *gesaget*, ja vielleicht waren seiner mda. diese formen ohne *g* ganz fremd.

Da wir nun für die hier in betracht kommenden zahlen den richtigen blick gewonnen haben werden, kann ich mich für die noch zu besprechenden md.-fränk. dichtwerke der gruppe viel kürzer fassen.

Ich nenne zunächst die Siebenschläferlegende (ed. Karajan) : *geleit* reimt 77. 226. 504, *geseit* nur 787, dagegen *gesagt* 206, *sagte* 783.

S. 61 anm. bemerkt Fischer selbst die seltenheit von *seit* und *geseit* neben häufigem *treit*, *leit* und *geleit* in MHimmelfahrt Zs. 5 und in der Erlösung. in dem erstgenannten gedicht findet sich *treit* 691. 864. 1120. 1249. 1820. 1834, *geleit* 1171, *geseit* 3 mal. alle diese drei *geseit* stehn knapp hintereinander und fast in der gleichen phrase : 731. 767. 805.

Zur Erlösung tritt noch die von Fischer nicht in den kreis seiner beobachtungen gezogene Elisabeth. diese vermeidet eine grofse anzahl litterarischer, di. oberdeutscher reime, deren sich der verfasser in seinem ältern werke, der Erlös., noch bedient (bem. vor allem das häufige *gân stân*, *gât stât* der Erlös., das aus der Elisab. bis auf wenige reste verschwindet : nur die *ê*-formen waren des dichters formen, s. unten nr 10 s. v. *vân vâhen*), während sie anderseits in gröfserem selbstvertrauen reime des eignen dialekts zulässt. *geseit* findet sich nun in der Erlös. noch 6 mal gereimt : 1189. 1331. 1768. 2930. 4376. 5852, neben 19 maligem *geleit* : 114. 219. 478. 553. 790. 1029. 1189. 1331. 1768. 1906. 2219. 3539. 4660. 4761. 5254. 5700. 6319. 6354. 6443; in der Elisab. aber, die fast doppelt so viel verse zählt als die Erlös., finden wir neben 28 *geleit* (52. 869. 982. 2015. 2137. 2225. 2304. 2335. 2775. 2795. 2831. 3001. 3289. 3335. 3575. 4023. 4119. 5333. 5659. 6053. 8610. 9411. 9491. 9511. 9531. 9545. 9561. 10239) gar nur 4 *geseit*, davon zwei ganz zu anfang und eins ganz zum schluss des gedichtes (87. 302; 10495), in welchen partien der dichter auch sonst litterarischem reim zugänglicher ist, ferner 6053. dazu kommt, dass auch in der Elisab. dieses *geseit* im reim nur in éiner phrase vorkommt, und wider, wie bei Herb., in dem formelhaft übernommenen *als iu ist geseit* (so 87. 6053. 10495, und ähnlich auch 302). sonst herscht *gesaget : maget* usw. natürlich gilt nur *maget*, kein *meit* für den

dichter. dagegen kann *meide* Erlös. 5646, *meiden* Elis. 2431 neben *megede : missehegede* Elis. 4097 hier eben so wenig auffallen als etwa oben bei Hugo vTrimberg [1].

Ich habe oben s. 280 im anschluss an die behandlung der *e*-laute in den reimen des gedichts hervorgehoben, dass Ortnit und Wolfdietrich A unmöglich in Österreich oder in Baiern gedichtet sein können, sondern sicher in ostfränk. gegend localisiert werden müssen. damit stimmt es überein, dass der Ortn. (nicht aber der Wolfd. A, wenn für ihn auch nur str. 1—505 in betracht kommt, s. *geseit* 17, 1. 328, 1. 456, 1) noch deutlich dieselben verhältnisse von *leit* zu *seit*, von *seit* zu *saget* erkennen lässt, wie der Renner und die andern oben erwähnten md. denkmale. im Ortn. reimt *treit : -eit* 13, 4. 84, 1. 117, 3, *geleit : -eit* 350, 3. 422, 4, niemals *legt* und *tregt*; dagegen reimt hier *widersaget : maget* 276, 31, *: verzaget* 264, 3, *gesaget : geklaget* 17, 1. 281, 3, *: maget* 393, 1, niemals *seit* oder *geseit : -eit*. ebensowenig andre *ei* < *age*, sondern *maget : verzaget* 193, 2. 383, 3, *: geklaget* 475, 3. nur éin reim widerspricht, *verzeit* < *verzaget : kleit* 'vestimentum' 95, 2. können wir aber für den dialekt unsers dichters ein *verzeit* zugeben, der doch sicher nicht zugleich *geseit* gesprochen und nur *gesaget* gereimt hat? *verzeit* ist also litterarischer reim und ist geholt aus den gedichten der heldensage : Nib., Gudr., Alph. und den andern. für diese gedichte ist *ei* < *age* charakteristisch und, wie wir hören werden, das fehlen von *geleit* die regel. der Ortn. verhält sich also gerade umgekehrt wie sie. im Wolfd. prävaliert wenigstens *geleit* (zb. 145, 2. 216, 3. 292, 3) im verein mit *gesagt* (87, 1. 273, 1) über *geseit* : man wird kein österr. volksepos finden, worin dies der fall ist [2].

[1] ein *er leit* belegen Erlös. und Elis. nicht; nur in der Erlös. findet sich *geleget* neben *geleit* (sicher im reim zu *neget* 1802, wol auch zu *treget* 6572), *er treit* nur Elis. 8617. 8705. das dialektische *gelaht* (s. oben über Erscl. und Herb. s. 349) ist, in übereinstimmung mit der besprochenen wandlung in der technik des dichters, in der Elisab. häufiger als in der Erlös., es steht Erlös. 2014. 2735. 4405. 5543, aber Elisab. 1883. 3423. 5775. 6663. 7721. 8307. 8605. 9239. 9475 und hier auch *lahte* (ebenso MHimmelf. Zs. 5, 1057) 91. 1385. 1468. 3538. 9097, conj. *lehten* 1608, die in der Erlös. fehlen. über *legete, leite* s. unten s. 357 f.

[2] vielleicht gehört auch die niederalemannische gFrau in diese md. gruppe trotz der drei *geseit : wârheit* (immer nur zu *wârheit*) 1985. 2093. 2999 in an Hartm. anklingenden (Iw. 601, Er. 3784) versen. *gesaget* reimt viel öfter : 119. 1253. 2059. 2095: 787. 805. 833. *geleit* reimt 351. 1383.

Wir werden nun begreifen, warum Wolfram, der nur *saget treget leget* sprach[1], unter seinen litterarischen *ei* < *ege* (s. Be-

1809. 2507, *leite* 813. 955. 1545. 2725 (dagegen nur *sagte* 535), *er leit : er treit* 1553. *legen* bildet auch *-eget*-formen, was auch mit der reinalemannischen übung (s. s. 346) in widerspruch steht, bei Mitteldeutschen und Baiern aber häufig ist: part. *umbelegt : erwegt* 2409. ich bin geneigt, die gFrau in ein grenzgebiet Alemanniens und Frankens zu verweisen, denn die scheu, die uns Behaghel vor den einst von dichtern so reich bevölkerten 'grenzgebieten' eingejagt, brauchen wir wol nicht so weit zu treiben, dass wir nun keinen dichter mehr in solchem gebiete suchen wollen. — endlich erwähn ich noch den md. Segremors, wo die wenigen erhaltenen verse freilich keinen sichern schluss gestatten. es steht da *geleit* Zs. 11, 495, 115 neben *geleget* Altd. bll. II 152, 5, Zs. 11, 498, 221, aber kein *geseit* neben *versaget* Germ. 5, 462, 95. ähnlich in Rittertreu (Gesamtab. 5; ostfränk.) nur *treit* 7, *geleit* 205; dagegen *gesaget : maget* 19 uam.

[1] ich möchte hier einen kleinen nachtrag zu meinen Wolfr. betreffenden ausführungen, Beob. s. 472f, vorbringen. es ist mir entgangen, dass vor mir schon Wrede Anz. XVI 287 bemerkt hatte, dass Fischers angabe, Wolfr. kenne kein sichres *lęget* und *tręget* (also *lęget*, resp. *tręget : męget*, *bewęget*, *ręget*), durch einen mangel des Schulzschen reimverzeichnisses hervorgerufen ist und durchaus nicht den tatsachen entspricht. Wrede selbst war so liebenswürdig, mich darauf aufmerksam zu machen. wenn Wrede aber im Anz. aao. behauptet, die hs.-liche überlieferung beweise, dass in den fällen, wo Wolfr. *treget* und *leget* untereinander reimt, die reime als *treit : leit* anzusetzen seien, so ist er im irrtum. dass die hss., worauf er sich beruft, nirgend für ein *saget gesaget sagete* Wolfr.s eine *ei*-form belegen, die indifferenten reime von *tregt* (resp. *treit*) auf *legt* (resp. *leit*) aber alle mit *ei* schreiben, beweist gar nichts. denn gerade durch Fischer wissen wir ja, dass es für den, der *leit* und *treit* sprach, meist keine nebenform mit *g* gab, er also, wenn er seine orthographie einführte, immer *ei* schreiben muste. dagegen kannte auch der, welcher *seit*, *geseit* und *seite* in seiner mda. hatte, daneben immer auch die formen *saget*, *gesaget* und *sagete*. die schreiber hatten also gar keine veranlassung, dieses überlieferte *saget* Wolfr.s, das auch sie ja neben *seit* sprachen, zu ändern und schrieben es, da es hier noch dazu auf wenigstens für alemannisch-fränkisches sprachgebiet sichres *-aget* reimte, natürlich als *saget*, wie sie es in der vorlage fanden, ab. anders aber bei *leget* und *treget*. die schreiber, die offenbar der gruppe von Fischers tab. nr 48—98 zuzuzählen sind, kennen kein *leget* und *treget*. wo also der reim sie nicht hinderte, im neutralen fall, schrieben sie natürlich *leit* und *treit*; ja sie schrieben *leit* und *treit* hie und da auch dort, wo sie mit sicherm *-eget* gebunden sind. diese schreibungen, die er erwähnt, hätten Wrede davor bewahren sollen, für Wolfr. nach autorität dieser hss. 15 sichre *-eit* < *eget* anzusetzen. Parz. 156, 23 gibt D *geleît : reît* statt *geleget : reget*, 323, 5 G *geleit : reiget* (für *reget*), 103, 21 G *treit : weiget* (für *weget*), 698, 5 Gg *treit : reit* (für *reget*); Wh. 38, 21 K *leîten : weîten* (für *wegeten*), 168, 29 Km und 337, 17 Klm *treît : erweît* (für *er-*

obachtungen s. 472) wol wenige *treit*, *geleit* und *leite*, aber kein *seit*, *geseit* und *seite* zulässt : denn nur jenes, nicht dieses hörte er aus dem munde seiner fränk. nachbarschaft. berührungen von Wolframs sprache mit der sprache fränk., ost- und südfränkischer, bei leibe aber nicht thüringischer gedichte, werden wir in der folgenden nr auf schritt und tritt begegnen und sind wir schon oben s. 310f in einem für die scheidung von bair. und fränk. grundlegenden sprachmerkmal begegnet.

Wirnt schliefst sich auch hier, sowie in der behandlung der *e*-laute, s. oben s. 276, obwohl seine heimat der bair. grenze weniger nahe ligt als die Wolfr.s, doch im gegensatz zu diesem jenen ostfränk. dichtern an, die mit den Baiern zusammenstehn. der Wigal. weist 32 *geleit* < *geleget*[1] auf und 12 *treit* < *treget*. einmal reimt *treit* aufserdem noch zu *geleit* (3858). das gedicht unterscheidet richtig zwischen *er treit* und *ir traget* (2823), kennt kein *er legt*, *er tregt* oder *gelegt* und anderseits kein *ir leit*. aber auch *er seit* findet sich im Wigal. (145. 153. 199. 7917. 8810. 9842. 10439. 10529) und einige dreifsig *geseit*. jedoch neben organischem *er seit* auch das nach Fischers auffassung unorganische *ir seit* (136. 1776. 4910) der Baiern und der imperativ *seit* (3161. 6033. 8566). neben *geseit* finden sich bei Wirnt auch die part. *erjeit* 2883. 3833 und *bejeit* 7831, denen vielleicht gar kein *bejaget* gegenübersteht, da *bejaget : gesaget* 3091 ebenso gut *bejeit : geseit* vorstellen kann. es ist bekannt, dass *jagen* in manchen dialekten in bezug auf den gebrauch der contractions-

wegel). die formen *weil* < *wegel*, *reil* < *regel*, die bei Wolfr. sowie bei allen andern hd. dichtern — Fischer belegt nur einen beweisenden reim uzw. aus Herbort — niemals auf *-eil* reimen, werde auch ich, sowie Wrede, nicht für Wolfr. in anspruch nehmen. wir sehen dann aber, dass gerade die haupthss. des Parz. und Wh. lieber zu *weil* und *reil* als zu *legt* und *tregt* greifen. was beweisen da ihre *leil* und *treil* in den neutralen reimen der helden worte? es scheint also doch bei Wolfr. überall, wo der reim nicht entgegensteht, *tregt* und *legt*, *tregst* und *legst* und niemals die *ei*-form zu schreiben zu sein. nur die éine möglichkeit stünde noch offen, eine möglichkeit, die ich auch durchaus nicht ganz von der hand weisen wollte: dass nämlich Wolfr. den diphthong in *treil* und *leil* anders als altes *ei* gesprochen hätte, etwa ähnlich dem später aus *î* entstandenen *ei*, sowie die Österreicher ihr *leil* und *geleil* sprachen, wie wir unten sehen werden.

[1] nach Fischer wären es nur 27, ich zähle : 794. 1275. 1735. 2348. 2382. 2763. 2895. 3423. 3491. 3570. 3574. 3619. 3801. 4093. 4132. 4409. 7227. 7370. 7387. 7526. 7800. 8239. 8247. 8377. 8850. 8905. 8911. 9746. 9954. 10393. 10556. 10896.

formen heute mit *sagen* und *legen* zusammengeht und nicht mit *klagen*, *verzagen* uaa. so sagt zb. die bair.-tirolische mda. von Imst nach Schatz neben *söišt, söit* und *ksöit* auch *jöišt, jöit* und *gjöit*. ebenso wie bei Wirnt scheint *jeit* im Willehalm Ulrichs vTürlein nur contractionsformen zu bilden, und wir werden unten bei besprechung der bair.-österr. gruppe sehen, dass es auch in andrer beziehung bei diesem dichter mit dem immer contrahierten *leit* zusammensteht, näher als mit *seit*, neben dem *saget* vorkommt. aus Fischers tabelle nr 119 lernen wir, dass in dem genannten gedicht neben 12 *leit*, 2 *treit*, 38 *seit* nur 4 *meit* < *maget* [1] stehn, kein *kleit*, *verzeit* usf., aber 13 *jeit*. ebenso steht im ostfränk. Wolfd. A (s. oben s. 354) nur ein *jeit* 3 sing. 91, 1 neben der bekannten dreiheit von *leit*, *treit* und *seit*, im ostfränk. Ernst D 2 *jeitę* neben 6 *leit*, 1 *treit*, 3 *seit* und einem (von Fischer tab. 110 übersehenen) *meide* 2794: aber kein *meit*, *verzeit* neben äufserst häufigem *maget*, *verzaget*, und endlich reimt in Konr. vWürzb.s Engelh. (tab. nr 118) ein *jeit* (1244) neben sonst allein geltenden *leit treit seit*.

Aufser diesem durchgehnden *jeit* nun findet sich bei Wirnt nach bair.-österr. art *gekleit* < *geklaget* (Wig. 4966) nur ein vereinzeltes mal in einem dreireim und ebenso éin *verzeit* < *verzaget* (8411) neben regelmäfsigem *geklaget* 938. 2159, *klaget* 2051. 2601. 2778. 7913 und *verzaget* 2778. 4372. 10801. dem entsprechend sagt Wirnt auch zwar *daz gejeit* (584), ob analogisch zu *gejeide*, bleibt mir zweifelhaft, aber nicht *meit* analogisch zu *meide* [2]: *maget* reimt nur zu *-aget* (*saget*, *gesaget*, *klaget*, *geklaget*, *verzaget*), uzw. 27 mal ohne störung, sodass es sicher ist, dass ein **meit* bei Wirnt unerhört wäre.

Zeigt sich Wirnt auf der einen seite gegen die bairisch-österreichische *-eit* < *aget* nicht durchaus ablehnend, so steht er in einer andern beschränkung des gebrauchs von contractionsformen mit einer reihe von westmd. dichtern zusammen. trotz seiner 32 *geleit* und ca. 40 *seit* belegt Wirnt kein *leite(n)* oder *seite(n)*. ebenso zeigt der Renner neben 67 *geleit*, 17 *leit*, 1 *geseit* kein *leite* oder *seite*, s. s. 348, der Stricker neben 32 *geleit* und *leit*,

[1] dazu kommt noch ein *gedeit* < *gedaget : bereit* 188, 17.

[2] da Wirnt auch *meide* nie zu *-eide* reimt, hat er wol *mägede* gesprochen. *meide* entspricht einem *męgede*, das ist schwäbisch, rheinisch-alemannisch und fränkisch.

25 *geseit* und *seit* kein *leite* oder *seite*, sondern nur 1 *legte* und 9 *sagte*, s. s. 351 f. auch die rheinfränk. Elisabeth und Erlösung kennen neben zahlreichen *geleit* und vereinzelten *geseit* (s. s. 353 f) kein *leite* und kein *seite*. *sagete*, conj. *segete*, ist häufig, daneben *legete* Elisab. 508. 622. 4459. 4945, *lahte* 91. 1385. 1468. 3538. 9097, conj. *lehte* 1608. dass *leite* und *seite* auch hier fehlen, ist um so auffälliger, als die reimmöglichkeit dieser formen hier eine ungeheuer grofse ist; denn der verfasser liebt die flectierten formen der subst. in *-heit* und lässt aufserdem noch *-eite* und *-eide* zusammenfallen. auch MHimmelfahrt Zs. 5 bildet das part. von *legen* als *geleit* 1171, das prät. aber heifst nur *lahte* 1057. dazu stimmt ferner noch das verhalten von Alberts Ulrich, einem südfränk. gedicht, das nach Fischers tabelle nr 58 2 *leit*, 1 *treit* und 5 *seit*, aber nur *sagete* und nur (s. v 694) *legete* kennt, und *leite* fehlt neben *leit*, *geleit* und *treit* auch in Moriz vCraun und in der Heidin (s. oben s. 348). der Eracl. (s. s. 349) und Herbort (s. s. 347) kennen *leite* neben *geleit*, *legete* und *lahte* sind ihnen fremd.

Ich habe ursprünglich gedacht, dass diese unterscheidung zwischen dem gebrauch von *leite* und von *(ge)leit* ihre erklärung vielleicht darin fände, dass die aussprache des neuen, durch contraction entstandenen *ei* sich in offner silbe von der aussprache des alten *ei* stärker unterschied als in geschlossner. dem widerspricht aber, dass Renner, Elisab. und Erlös., gedichte also, die kein *leite* reimen, dennoch *meide* und *getreide* im reim nicht scheuen (s. s. 348. 354). der grund der unterscheidung muss wol darin zu suchen sein, dass neben älteres md. *lahte* erst später analogisches *legete* trat oder *lahte* durch dieses *legete* ersetzt wurde, während *gilegit*, aus dem *geleit* entstand, natürlich schon von allem anfang an neben *gilaht* geltung hatte.

Die alemannische gruppe. — diese gruppe (tab. nr 48—98) steht in Fischers abhandlung mit recht im vordergrund des interesses. meine nachträge beschränken sich hier auf wenige einzelheiten.

Zunächst ist mehr als Fischer dies tut zu betonen, dass nicht wenige bairische und österreichische autoren, von frühester bis in späteste zeit, von Konrad vFufsesbrunnen bis Jans Enikel, gerade so gut wie Alemannen und Franken nur *ei* < *ege*,

nicht *ei* < *age*, nur *treit leit seit*, nicht *meit verzeit gekleit* usw. reimen, blofs dass sie dann immer im gegensatz zu den Alemannen und in übereinstimmung mit den meisten Franken auch die uncontrahierten formen von *tragen* und *legen*, also auch *geleget* (*treget*) neben *geleit* (*treit*), nicht nur *gesaget* neben *geseit* belegen lassen : s. zb. *leget : reget* Walth. 54, 13, *legest : megest* Kindh. 1771. auch der Oberpfälzer Reinbot gehört in unsre gruppe, nicht in die, der Fischers tabelle nr 120 ihn zuzählt, denn die part. *verzeit* 3047 und *gekleit* 3539 sind falsche lesungen des vdHagenschen resp. Vetterschen textes, s. Kraus Anz. xxv 55f. natürlich fehlt aber auch bei Reinbot neben *leit* und *geleit* nicht *er leget* (*: reget* Geo. 1025) und *geleget* (*: weget* 1215. 2061). und ebenso reimt der verfasser des Wigamur : blofs *treit leit seit*, kein *eit* < *aget*, kein *meit verzeit* trotz sehr zahlreicher *maget verzaget*, jedoch wider das unalemannische *gelegete* 1007 neben *leite, leit, geleit*. die heimatsfrage scheint mir für den Wigamur noch nicht sicher beantwortet zu sein. nur dass das gedicht nicht nach Alemannien gehört, ist zweifellos[1]. die frage ist, wie ich schon s. 274 hervorhob, nicht aus den reimen der bei vdHagen gedruckten überarbeitung, sondern nur aus den reimen der den originaltext überliefernden fragmente Germ. 27 und Zs. 23 zu beantworten. diese fragmente lehren uns doch wol auch, dass der Wigamur etwa um ein halbes jh. älter ist, als man ihn bislang anzusetzen pflegt.

Der gegensatz zwischen lautgesetzlichem *meide* < *mẹgede* < *mẹgidi* und lautgesetzlichem *maget* < *magad* gilt hauptsächlich nur für die Franken, sowie für diese nur noch für wenige rheinische Alemannen und ein oder den andern Schwaben, keineswegs aber für die ganze alemann. gruppe, wie dies aus Fischers darstellung hervorzugehn schiene. die fränkischen *meide* und *meiden* des Renner (s. s. 348), der Erlös. und Elisab. (s. s. 354), des Ernst D (2794), des Bonus (97), neben denen kein *meit* < *maget* vorkommt, stellen sich zu den, nach Fischer ebenfalls hauptsächlich fränkischen und md. *geine* < *gegene* (Herb., Elisab., Erlös., s. tab. nr 142 ff). wir haben oben s. 302 gehört, dass uns die reime alemann. dichter und die lautung heutiger dialekte lehren, dass wir in alemann. *gegene* vielfach zweiten, nicht ersten umlaut zu

[1] dasselbe gilt von Ernst B, der nach tab. nr 57 ebenfalls in unsre gruppe gehört, s. auch oben s. 313 anm.

constatieren haben, also *gägene* < *gagani*, nicht *gęgene*[1]. im fränk.[2] muss das *i* der dritten silbe sich schon früh das *a* der vorletzten silbe assimiliert haben, sodass die stammsilbe noch primären umlaut erhielt, so in *gegene* wie in *megede*, denn nur *ęge*, nicht *äge* wird bei Franken und Alemannen (wie wir sehn werden, im gegensatz zu den Baiern) zu *ei*. das alemannische *gegene* hat aber oft, das alemannische *megede* fast immer secundären umlaut, sodass auf alemannischem sprachgebiet aus *gägene* und *mägede* natürlich nicht *geine* und *meide* werden konnte, während *meide* < *mẹgede* hier sogar so obligatorisch hätte werden müssen, wie *leite* < *lẹgete*.

Dazu stimmt das alemannische reimmaterial vollkommen. wir finden bei so gut wie keinem ältern Alemannen ein die contraction beweisendes *meide* oder *meiden* im reim. und der reim wäre so leicht, bequem und gefällig gewesen und hätte den mhd. dichtern gelegen wie kaum ein zweiter, wie ja schon das verhalten etwa Hugos zeigt (s. oben s. 348), der eben *meide(n)* sagt, es dann aber auch oft genug reimt. bedenken wir doch die reimmöglichkeiten! *meiden : scheiden*, *meide : ougenweide*, *meide : leide*, *meide : beide*, *meide : heide* usw.! aber weder Hartm., noch Gotfr., noch Rud., noch Ulr. vZatzikh. oder Ulr. vTürh., noch Fleck[3] reimt *meide(n)*. ja auch die Franken, die nicht auch zugleich *geine* zulassen, kennen es nicht, zb. nicht Wirnt und nicht Stricker, und schliefslich auch Wolfr. nicht, auch Reinbot nicht, auch der Wigamur nicht. natürlich handelt es sich uns nur um jene autoren, die nicht zu gleicher zeit mit *meide* auch im nom. acc. sing. *meit* sagen. denn die hypothese, dass hier *meit* analogisch zu *meide* gebildet wäre, könnte nur für jene sprachgebiete geltung haben,

[1] neben *gagani* > *gägene* hat es im adv. auch ein *gegini* > *gęgene* gegeben, das zb. in Baiern-Österreich allein gilt, aber nicht in allen oberd. gegenden als ahd. entsprechung des mhd. *gegene* angesetzt werden darf.

[2] ich meine natürlich nicht : im gesamten Franken, sondern : auf fränkischem gebiet. denn nicht alle fränk. litteraturwerke kennen das *geine* und *meide*.

[3] Fleck gehört in unsre alemann. gruppe, nicht in die bair.-österr., in die Fischers tabelle nr 117 ihn setzt. denn *kleiten* < *klageten : geheiten* < *gehabeten* Flore 3215 ist orthographie des herausgebers, die hss. schreiben *klageten : gehabeten* und diese leichte ungenauigkeit des reims können wir Fleck viel eher zutrauen, als ein *kleiten* und *geheiten*, welche hier ja gerade so vereinzelt stünden, wie die bindung von *g : b* im 3silbigen reim

in denen ein *meide* neben *maget* stünde, also allenfalls für die sprache des Renner und der Erlös., aber nicht für das gros der alemann. dialekte. wenn zb. Walth. vRheinau sehr oft *meit* 4, 21. 20, 47. 23, 3 usf. neben *maget* 5, 24. 9, 20. 10, 20 usf. sagt, ohne je aufser den alemann. *treit leit seit* sich sonst ein *ei* < *age* zu gestatten, so hat er dieses *meit* sicherlich nicht der analogie zu **meide*, sondern der sprache bair.-österr. geistlicher poesie entnommen und es allein von allen andern bair.-österr. *ei* < *age* zugelassen, weil gerade die bequemere reimform dieses wortes ihm in folge des behandelten stoffes so sehr gelegen kam, sowie etwa ein und der andre unter den spätern Alemannen sich auch gelegentlich ein *degen unverzeit* aus der österr. heldenpoesie ausleiht: ich nenne beispielshalber etwa Konrad vStoffeln. wer aber kann sagen, dass die bair.-österr. *meit* < *maget* analogiebildungen zu *meide* < *mägede* seien, wo doch *meide* hier nie ohne begleitung von *meit* erscheint und überhaupt alle im mhd. vorkommenden *-aget* auch als *-eit* gereimt werden? warum sollen wir für *meit* < *maget* gerade diese, für *gekleit* < *geklaget*, *verzeit* < *verzaget* wider jene analogiewürkung annehmen? wir werden bei besprechung der dritten gruppe Fischers sehen, dass die österr. *-eit* < *aget* organisch entwickelte formen sein müssen und nicht auf analogie zu *-eit* < *eget* zurückgehn können.

Auch Konr. vWürzburg gehört zu jenen dichtern, die, sowie kein *meit*, auch kein *meide* reimen [1]. er ist uns besonders interessant, weil die flectierten formen von *maget* bei ihm ziemlich häufig im versschluss stehn, dort aber immer nur zu *getregede, geklegede, gejegede* gebunden werden (s. zb. Lied 32, 241, Engelh. 2139. 2221, Troj. 14309) und nie zu altem *-eide*.

Aufser dem Schwaben Gotfr. vNeifen, der nach Fischer

[1] Konr. vWürzb. gehört ebenfalls (wie Reinbot und Fleck, s. oben s. 359 u. 360 anm. 3) nicht in die bair.-österr. gruppe, in die Fischer ihn tab. nr 118 setzt, wegen eines *gejeit* < *gejaget* Engelh. 1244. Fischer hat nur den Engelh. herangezogen, Konr.s verhalten in den übrigen werken lehrt uns aber, dass aufser *jeit* < *jaget* kein *ei* < *age* bei ihm belegbar ist. denn Troj. 13313 werden wir wol mit den hss. und dem herausgeber *verzegel : legel* schreiben und nicht *verzeit : leit* corrigieren. Konr. gehört daher, mit rücksicht auf das oben s. 357 gesagte, auch dann zu den dichtern, die nur *ei* < *ege*, nicht *ei* < *age* contrahieren, wenn die conjectur Haupts an der genannten Engelhardstelle richtig ist. freilich reimt auch hier *gejeit : geleit* < *geleget*, es könnte also ebenfalls ein *gejęget* mit analogischem umlaut gemeint sein.

tab. 98 zwei *meide* aber kein *meit* im reim belegt, lassen auf alemannischem sprachgebiet nur noch die jüngern teile der Virginal die gleiche unterscheidung von *meide* und *maget* erkennen. die Virginal kann freilich nicht von Albr. vKemenaten sein, sondern gehört wegen der vielen rheinischen eigentümlichkeiten ihrer sprache[1], wenn sie überhaupt alemannisch ist, ins franco-alemannische gebiet. nach Wilmanns untersuchungen Zs. 15, 294 nun sind in der Virginal zwei verfasser zu unterscheiden. in str. 1—254 ligt die bearbeitung eines ältern gedichts vor, das wir auch im Heldenbuch (Dietrichs Ausfahrt) gekürzt und im gedicht von Dietrich und seinen gesellen mit teilen der Virginal contaminiert vor uns haben; str. 255 bis schluss (di. 1097) ist eine spätere fortsetzung, wahrscheinlich von der hand des bearbeiters des ältern, ersten teils. nun findet sich in dieser fortsetzung aufser häufigem *geleit* (268, 13. 354, 4. 371, 7. 423, 1. 505, 9. 536, 9. 542, 9. 571, 2. 642, 5. 673, 2. 5. 674, 1. 680, 11. 681, 4. 699, 2. 5. 726, 2. 741, 5. 751, 5. 755, 1. 770, 5. 832, 5. 849, 2. 902, 2. 952, 2. 11. 1070, 2), *leite* (930, 2)[2], *geseit* (385, 4. 503, 5. 506, 11. 530, 11. 613, 2. 731, 5. 11. 808, 4. 820, 2. 853, 9. 1064, 1. 1065, 1) und *seit* (654, 13) nur 2 mal *meide* (844, 6. 961, 3) und ein unentschiedenes *megede : geklegede* (535, 8)[3]. aber kein einziges *meit* oder *gekleit verzeit gejeit beheit* usw. diese worte in *-aget* reimen nur untereinander oder mit *gesaget* (*maget : unverzaget* 723, 7, *: gesaget* 301, 7. 350, 4. 398, 1. 415, 1. *: gejaget* 405, 7, *: behaget* 437, 1; *verzaget : gejaget* 392, 4. 824, 11. 870, 11; *behaget : gesaget* 502, 8 — klingend! — 781, 4; *geklaget : gesaget* 896, 8; *klagest : sagest* 326, 3; *klagtę : bejagtę* 1045, 1; *tagte : erwagte* 1038, 1). dagegen finden wir in str. 1—254, deren umfang nicht den dritten teil der fortsetzung ausmacht, statt der zwei *meide* von str. 255—1097 sechs *meide* (55, 3. 129, 8. 131, 3. 133, 3. 234, 6. 241, 8) und daneben nun auch drei *meit* (72, 1. 116, 9. 129, 11)[4]. aber auch dieser teil kennt kein *verzeit ge-*

[1] über *līn* < *ligen* s. unten; bem. ferner die reime von *t : d*, s. unten anm. 3.

[2] *treit* reimt nur zu *geleit* (*gelegt*) : 491, 1. 931, 11. 971, 11.

[3] *geleide* 341, 10, das Fischer noch anführt, ist wol *geleite* (reime von *t* zu *d* sind im gedicht sehr häufig) und nicht *gelegde*.

[4] in den str. 79—92. 103. 2—8, die Wilmanns als interpolationen des bearbeiters mit recht in anspruch nimmt, findet sich keins dieser dem alten gedicht eignenden *meit* und *meide*. ich bemerke noch, dass *maget* (resp. *meit*) in der fortsetzung durch *megetīn* (resp. *meitīn*) abgelöst wird. in der

kleit usw. (s. *verzaget : gesaget* 17, 1, *: maget* 38, 1. 55, 7. 100, 4. 132, 1. 245, 7; *verklaget : maget* 117, 7, ferner *maget : gesaget* 55, 11. 71, 1. 118, 1 und *megde : geklegde* 209, 3 [1]), sondern nur die bekannten *treit* (s. oben s. 362 anm. 2!) 170, 2. 199, 3. 211, 13. 223, 2, *geleit* 27, 13. 80, 5. 142, 2. 251, 2, *geseit* 35, 13. 50, 1. 83, 5. 85, 4. 87, 1 und *er seit* 14, 1. 47, 13. wenn der verfasser des alten gedichts auch der verfasser des Ecke gewesen sein soll (s. Wilmanns aao. 309), so hätte der überarbeiter die *verzeit gekleit* usw., die dem Ecke neben *meit* eigen sind (s. Fischer tab. nr 131), aus dem alten text der str. 1—254 entfernt. —

Kauffmann hat, Gesch. d. schwäb. mda. s. 282, vielleicht mit recht betont, dass Hartmann schwerlich ein Schwabe gewesen sein kann, da er die auf contraction beruhenden *ei* mit altem *ei* in ausgedehntestem mafse reimt, diese *ei* aber im engern Schwaben und in der Baar (nicht so in Hochalemannien und im Elsass) heute von der mda. unterschieden werden[2]. das argument wird noch tragkräf-

fortsetzung zählen die *megetîn*, sing. und plur., nach dutzenden, belege sind nicht nötig, es steht mindestens einer auf jeder seite von Zupitzas ausg.; str. 1—254 aber find ich nur zwei *megetîn* : 121, 1. 191, 3. str. 121 hat ihre entsprechung in Dietr. und seine gesellen str. 43 vdHagen, ist also kein zusatz des bearbeiters. schon mit 256, 10 setzen dann die *megetîn* ein, das zweite : 260, 5 und so fort.

[1] dieses *megde : geklegde* stammt, da es in der fortsetzung 535, 4 widerkehrt, vielleicht vom bearbeiter her und ersetzt dann ein altes *meide : -eide*.

[2] der zweite grund Kauffmanns, dass Hartm. länge und kürze reime, ist gegenstandslos, denn die angeführten belege beweisen kurzes *ich han*, *du hast* (s. Kraus Abh. z. germ. phil. s. 156 und oben s. 6. 12. 9 anm.) und nicht bindung von *a* und *â*. warum wäre denn *-ân* nur in *ich hân* und nicht auch in andern, ebenso häufigen worten (*getân*, *lân*, *gân*, *stân*) mit *-an* gebunden worden? wenn wir so fragen — und so muss gefragt werden — können wir die existenz eines kurzen *hăn*, *hăst* (später auch inf. und *er hăt*) auch für Wetzel, die Martina, für Reinfrit vBraunschweig, für Trist. als mönch, für Büheler, KvOdenw. und andre alemannische oder fränk. autoren stringent erweisen. warum sich so viele [zuletzt noch Michels in seinem Mhd. elementarb. § 138, 1 e] so eigensinnig gegen die ansetzung des kurzen *hăn*, *hăt* auch für Alemannen, in deren dialekt es doch heute noch nachzuweisen ist, sträuben, ist mir unerfindlich. wenn ein dichter *getân* und *lân* und *gân* und *stân* immer nur auf länge, *hân* aber auch auf *-àn* reimt, dann muss der grund dieser erscheinung in der lautung des *hân* zu suchen sein und nicht in der reimtechnik oder der lautung des *â* überhaupt. — *undertân : gewan* (das Kauffmann übrigens übersieht) Hartm. lieder MFr. 212, 9 ist entweder zu bessern (s. den vorschlag Lachmanns in der anm. zur stelle)

tiger, wenn wir bedenken, dass Hartm. mit diesen bindungen von *ei < egi : ei* keiner feststehenden tradition folgt. denn wer hat vor ihm diese reime so durchgreifend zur anwendung gebracht? weder die uns erhaltenen geistlichen noch die spielmannsdichtungen des 12 jhs., noch Eilhart, noch der Veldeker. wenn er also diese reime in die litteratur als 'litterarische' erst einführt, dh. sie erst durch ihn zum festen erbgut mhd. dichtung werden, dann sollten wir freilich erwarten, dass sie auch für Hartmanns idiom in dem hohen grade, den er sonst für die reinheit der reime forderte, rein gewesen seien.

Es scheint nun nach Fischer, als ob kein einziger alemannischer dichter, auch unter den Schwaben keiner, einen anhaltspunct dafür gäbe, dass altes und neues *ei* verschieden lauteten, denn wenn in ein paar strophen eines oder des andern schwäbischen lyrikers sich gerade zufällig keine oder nur éine solche bindung findet, darf man das würklich nicht mit Kauffmann pressen.

Ich habe nun doch éin dichtwerk herausgefunden, in dem altes und neues *ei* streng geschieden bleibt, obwol *ei < ege* darin feststeht[1]. es ist dies der sicher oberdeutsche Servatius Zs. 5. er reimt *geseit* nur auf *geleit*, di. *geleget* 1825. 2297, *seite* nur auf *leite*, di. *legete* 1927. 2469 und *widerseit* nur auf *vertreit*, di. *vertreget* 1517; diese reime beweisen *ei < ege*. ich stelle ferner noch hierher *geleit < geleget : treit < treget* 521. *aget* wird im gedicht nie zu *eit*, es wird nur *maget : gesaget* 337. 2817, *jagten : klagten* 2635 und unrein *verzagten : wdgten* 637 gebunden. bedenken wir, wie sehr die auf altes *-eit* endenden verse in allen mhd. dichtwerken die verse an zahl notwendigerweise übertreffen, die auf ein wort in *-eit < eget* ausgehn, so werden wir hier von zufall nicht sprechen wollen. muss aber deshalb der Servatius schon schwäbisch sein? dafür spräche so manches : vor allem etwa die zahlreichen reime der schwachen verba in *-ote, -ot*, worin das *o* immer kurz ist, geradeso wie etwa in Hugos Martina,

oder das lied ist unecht, wie manche andre in B und C unter Hartm.s namen überlieferte lieder, ein drittes gibt es nicht angesichts des umstands, dass Hartm. in 25000 versen *a* mit *á* nicht ein einziges mal bindet.

[1] [wie ich nun bemerke, ist in dem ältesten alem. (alan wol niederalem.) denkmal, das die contractions-*ei* durchgängig belegt, im Schoph von dem lône Zs. 40, neues und altes *ei* im reim ebenfalls geschieden. es reimt altes *-eit* in sich II^{a} 17. II^{b} 30; aber *treit : seit* II^{a} 1, *virseit : heit < hebit* 'hat' III^{a} 52. III^{c} 24, *treit : heit < hebit* III^{b} 11.]

bei Konrad vStoffeln [1]. auch *engeine* < *engegene* 1594 spräche nach dem oben s. 359 f angemerkten nicht dagegen, und Schröder (s. auch Zs. 35, 419) teilte mir neulich unabhängig von dieser beobachtung mit, dass er den Serv. deshalb in Augsburg zu localisieren geneigt wäre, weil dort die verehrung des h. Servatius mehr als in andern oberdeutschen gegenden eine stätte fand. freilich spricht all dies noch nicht zwingend für Schwaben. wir werden ja unten hören, dass auch auf bair.-österr. boden *ei* < *ege* wenigstens (nicht *ei* < *age*) in der aussprache sich von altem *ei* unterschieden haben muste und ich habe im verlauf der studien den Serv. deshalb öfter als 'oberpfälzisch' bezeichnet, weil ich ihn in seinen spracheigentümlichkeiten auf schritt und tritt im gefolge Reinbots, selten nur im gefolge der Schwaben fand. gegen die schwäbische heimat dieses alten gedichts sprächen meiner erfahrung nach vor allem die relativ häufigen bindungen von *a* zu *â*: freilich spricht das auch nicht gerade für die Oberpfalz, deren dialekt heute die beiden laute in ähnlicher weise trennt (*â* ist zu *au* geworden) wie der schwäbische, und auch Reinbot bindet kein *a* und *â*.

Wir haben oben die vermutung von der hand weisen müssen, dass *ei* < *ege* bei den Franken in offner silbe anders behandelt wurde als in geschlossner, dass also neben *geleit* bei vielen von ihnen deshalb das zugehörige *leite* fehlt, weil *ei* < *ege* in offner silbe sich von dem alten *ei*-laut mehr unterschied als in geschlossner. bei Alemannen aber, die kein *meide getreide* reimen und zugleich *leite* und *seite* zwar in den versschluss setzen, aber nur in sich, nicht mit alten *-eite* binden, schiene mir eine derartige annahme manches für sich zu haben. ich meine dann, dass *ei* < *ege* und altes *ei* in der mda. dieser dichter dem laute nach überhaupt differenziert klangen, die differenz aber in offner silbe mehr ins ohr fiel als in geschlossner. hier ist Rudolf vEms zu nennen, der *treit leit geleit seit geseit treist leist seist* unzählige mal zu altem *-eit* und *eist* reimen lässt, *leite* und *seite* aber nur im gGerh. mit altem *-eite* bindet (*seite : breite* subst. 1265, *: geleite* subst. 6063; *leite : arbeite* 2733) und dort niemals *leite : seite* reimt, im Barl. aber nur mehr die beiden präterita miteinander reimt (24, 7. 43, 11. 229, 31. 248, 13. 269, 23. 327, 37) und sie niemals mit altem *-eite* bindet. ob in der

[1] Gaur. 1585 ist natürlich *wunder hât* (*: îsenwât*) für *wunderôt* zu lesen.

gegend, aus der Rud. stammen mag, heute *ei* < *ege* und ahd. *ei* geschieden sind, weiſs ich nicht. daher ist das gleiche verhalten eines Schwaben, des Türheimers, noch interessanter. dieser reimt *treit* zu altem *-eit* Trist. 500, 4. 570, 11, *geleit* ebenso Trist. 542, 39. 585, 23, Rennew. Pf. Üb. 46, 342. 51, 818, Lohm. 765. 820, *seit* Trist. 543, 25. 576, 31, Rennew. Zs. f. d. ph. 13, 120^a, 7, *geseit* Trist. 524, 19. 534, 21. 536, 37. 549, 10. 587, 39, Rennew. Roth 325, 129, Lohm. 542. ferner bildet Ulr. auch *-eit* < *edet* (*reit*) und *-eit* < *ebet* (*heit*, s. oben s. 113), auch diese gehören natürlich unter den gleichen gesichtspunct. es reimt *heit* < *hebet* zu altem *-eit* Trist. 498, 5. 500, 39, Rennew. Heidelb. hs. 183^c. 246^b [1]. nur Trist. 569, 25 reimt *geseit : treit*, 508, 15 *gereit* < *geredet : ungeseit*, 568, 11 und Rennew. Heidelb. hs. 181^a *heit* < *hebet : geseit*. auch das nach Ulrichs art apokopierte prät. reimt zu altem *-eit*, so *leitę : bereit* adj. Rennew. Pf. Üb. 46, 411, *seitę : reit*, prät. von *rîten*, Trist. 526, 35, *heitę* < *hebete : kleit* Rennew. Heidelb. hs. 263^a. aber die vollen präterita in *-eite* < *-egete, edete, -ebete* reimen nur in sich (*reite* < *redete : seite* Trist. 557, 17, *: heite* < *hebete* 575, 27, *heite* < *hebete : seite* Trist. 555, 25. 583, 27) und, wenigstens soweit ich Ulrichs gedichte kenne, niemals zu altem *-eite*, obwohl es an reimgelegenheit nicht gefehlt hätte.

heit(e) für *hebet(e)* kann ich auſser beim Türheimer bei keinem der von mir untersuchten dichter nachweisen [2]. denn dass *geheiten* Flore 3255 falsche orthographie des herausgebers ist, wurde schon oben s. 360 anm. 3 hervorgehoben. *reit* und *reite* reimen auch gerade nicht viele. Freidank 80, 15; Konr. vHeimesf. *gereist* < *geredest : du seist* Urst. 109, 40. 120, 55; *gereit* < *geredet : geleit* < *geleget* Urst. 108, 16. 114, 77; Konr. vFussesbr. *reist* < *redest : du seist* 883; *gereit* < *geredet : leit* adj. 1591, *: geseit* 2363. 2693; Wolfd. A *gereit* < *geredet : geseit* 17, 1; Reinbot *er reit* < *redet : gelegenheit* 3355; Heinr. vTürlein *er reit : gewonheit* Krone 922, *: treit* 5. 4343, *: geleit* 3203, *: jeit* 6058; *gereit* < *geredet : bereit* 4574,

[1] die beispiele aus dem Rennew. Heidelb. hs. entnehm ich Lachmanns ausw. s. IX anm. = Kl. schr. I 362. RMMeyer hatte die groſse güte, mir Lachmanns citate nach der an der kgl. bibliothek zu Berlin befindlichen abschrift seines codex zu versificieren.

[2] [aus dem 12 jh. stellen sich zu den s. 114 genannten beispielen aus der Millst. hs. der Hochzeit noch die oben s. 364 anm. verzeichneten reime des Schoph von dem lône, aus spätrer zeit etwa die *heit* und *heite* bei Heinr. vBeringen, s. Zimmermanns ausg. s. 402.]

: reit prät. 18779, *: behendekeit* 7466; *reitę < redete : jeitę* 14560, *: dörperheit* 11787; Warnung *gereit < geredet* 3529.

Sonst kennt, abgesehen von Hartm.s ganz unsicherm *gereit*, wofür Bech wol richtiger *geseit* list, im reim auf *arbeit* Er. 7049, keins der ältern von mir untersuchten gedichte des 13 jhs. *reit* oder *reite* für *redet, redete*[1]. die gFrau (1549), Konr. vWürzb. (s. Wolff zur Halben birn 337), Konr. vStoffeln (Gaur. 193), Hugo vLangenst. (Mart. 77, 23. 103, 43. 110, 59. 138, 10. 141, 11 usf., part. *gerett : stetę* 33, 41), der Büheler (Diocl. 1209. 1451. 1879 usf.) reimen *rette : bette, wette*, allenfalls *stete* bei denen, die *t : tt* binden, wie Hugo[2].

Die bairisch-österreichische gruppe. — diese gruppe (tab. nr 99—140) ist bei Fischer am schlechtesten fortgekommen. hier kann ich im nachtrag zu Fischers ausführungen beobachtungen mitteilen, die mir die an meine materialsammlungen gewendete mühe reichlich lohnten.

Zunächst muss ein irrtum Fischers berichtigt werden, der schon weite kreise gezogen hat. Fischer behauptet, dass auf bair.-österr. boden die mhd. *ei < ege* und *ei < age* heute nirgend in den bekannten verbalformen gesprochen werden und gründet darauf seine hypothese, dass diese bair.-österr. *gekleit < geklaget, verzeit < verzaget* usw. nach dem muster des alemannisch-schriftdeutschen *geseit*, neben dem das bair.-österr. *gesaget* stand, von den mhd. dichtern zu reimzwecken gebildet worden seien, s. oben s. 346. er schiebt dabei eine bemerkung Schmellers (Bayerns mdaa., s. Fischer aao.), wonach die *ai* (*aə*) für *age* in den auf *t* auslautenden formen der verba *sagen tragen* usw. mehr in den gegenden längs der Alpen als an der Donau gehört würden, durch den hinweis bei seite, dass hier wol von den westlechischen, den

[1] s. aber schon Erinn. 435 und die Vorauer hs. der jJud. 153, 20. 155, 12. 160, 2. 166, 16. [2] die existenz der form *schâte* und *lâte* für *schadete, ladete*, die neben *schatte, latte* steht wie *reite* neben *rette*, sollte einer petitio principii zu liebe nicht angezweifelt werden; s. vBahder Zs. f. d. ph. 12, 486, Paul Mhd. gramm.[4] § 86 anm. 2). dieses lange *-ât < adet* steht durch den reim Büchl. 1765 für Hartm. fest, ferner für Ulr. vTürh. durch den reim *schâten : erbâten* Rennew. Alem. 17, 182, 205 und für Heinr. vTürl. durch den reim *lâten : lâten* Krone 481, denn *schatten* oder *schaten* (resp. *latten* oder *laten*) *: -âten* wäre ein bei diesen dichtern unerhörter reim. weniger beweisend ist *lât < ladet : hât* in Ulr. vTürleins Wh. xcv 2, denn dieser reimt im stumpfen reim auch *at : ât*, s. Singer s. xiv.

schwäbischen mdaa. Baierns und nicht vom bairischen die rede wäre. aber wenn ich auch davon absehe, dass diese auffassung nach zusammenhang und ausdrucksweise Schmellers hier unmöglich scheint, so lässt sich das vorkommen der contractionsformen von mhd. *saget, traget* (das ist die bair.-österr. form, nicht *trẹget*) und nach analogie zu *saget* von mhd. *frâget* in österr. mdaa. direct nachweisen. uzw. wird hier *gsoat troat froat*[1] mit genau demselben laut gesprochen, der auch altes mhd. *ei*, bair.-österr. *ai* widergibt. die bair.-österr. reime von mhd. *geseit, treit* zu altem *-eit* können uns also nicht wunder nehmen[2]. WNagl gibt (Blätter d. ver. f. landesk. von Niederösterr. 25 [1891], 111) in seinen aufsätzen über 'das hohe *a*' an, dass *froad soad troad* 'fragt sagt tragt' in verlassenen gegenden, bei ungebildeten und abgeschlossenen menschen in Oberösterreich, Salzburg und Baiern gehört werde. das klingt ja etwas sonderbar; aber, lassen wirs auch auf sich beruhen, wie es mit verkehr und 'bildung' dieser leute vom lande steht, von denen Nagl seine *froad, soad* und *troad* gehört hat, g e h ö r t hat er sie in Oberösterreich, Salzburg und Baiern, das muss wol feststehen. und nun find ich tatsächlich in den mundartlichen gedichten von Franz Stelzhamer, einem Oberösterreicher aus dem Innviertel, der nicht nur für einen der besten, sondern auch für einen der sprachlich zuverlässigsten unter den österr. dialektdichtern gelten darf, stets *gsaít* (mit *ai* gibt Stelzhamer das mhd. *ei*, bair. *oa* wider), *saist, sait, gfraít* für nhd. *gesagt, sagst, sagt, gefragt* geschrieben. mir steht zu citatzwecken augenblicklich nur der text von den proben Stelzhamerscher poesien zur verfügung, die in KBienensteins Dialektdichtung der deutsch-österreichischen Alpen, Wien o. j. s. 91 ff aufgenommen sind. aber es handelt sich ja vor allem um die einfache constatierung der fraglichen formen im oberösterr. dialekt und dafür werden auch diese citate genügen. wir finden also in 'Mein Müedal' s. 91 str. 3 *Und hat g'sait*, str. 4 *Mein Vada hat g'sait*,

[1] ich schreibe immer *oa* für die mundartliche entsprechung des mhd. *ei* in Baiern-Österreich, und lasse die nuancen der verschiedenen lautschriften, die für uns hier nicht in betracht kommen, außer acht.

[2] darnach leg ich zunächst keinen wert auf die *tröit ksöit glöit* usw., die Schatz aus der mda. von Imst s. 103 belegt. diese *öi* für altes *ei<ege* bleiben streng geschieden von der Imster entsprechung (*oa*) des ahd. *ei, ai*, während ein älteres *ei < agi* in mhd. *meister* und *getreide* als *moaštər* und *troad* auch hier dem alten ahd. *ei, ai* gleich ist, s. Schatz s. 60.

str. 6 *Und hat g'sait*, s. 92 str. 8 *Wos i g'sait han*, s. 93 str. 22 *A sodl hat's g'sait*, in 'Dö sehen Kellnarin' s. 95 str. 2 *Han i Hunga, saist : iss*, in 'Droi Wiegngsangl' s. 98 3 str. 1 *Du saist nöt na, du saist nöt ja*, im 'Früehlingsgsangl' s. 100 *Da Amuzel frait Wo rin lieb han und gern, Und da Gießvogel sait Daß's bal rögnat wird wern*. alle diese beispiele in wenigen kurzen gedichten auf s. 91—105 der genannten anthologie. daneben steht hier kein *g'sagt* oder *sagst*. aber Stelzhamer schreibt nur *g'lögt* für nhd. *gelegt* (s. zb. Bienenstein s. 98 str. 1), nie *g'lait*, was wir uns daraufhin merken wollen, dass *gesaget* und *geleget* hier in österr. gegend gesonderte wege gehn. jedoch nicht nur bei Stelzhamer, sondern auch bei andern österr. dialektdichtern lassen sich diese *gsait* (*gsoat*) usw. nachweisen. so steht in derselben sammlung Bienensteins s. 134 bei Ludwig Luber, der ebenfalls im Innviertel zu hause war: *sait da Blofueß*, s. 164 bei Johann Kirchmeyer *Aso hat vornacht d'Ahnl gsoat* im reim auf *Ham's Kind draf gsundö eina gloat* (hier also auch *gelait* neben *gesait*) und s. 192 im 'Salzburgabua' Franz Scheierls *Den's nit Plutzerbirn troat* (di. *trägt*, oder vielmehr österr. *tragt*) im reim auf *z' broat* dj. *zu breit*. wenn ich noch hinzufüge, dass SSinger mich auf *du soast* uä. im rein-bairischen Tirol zb. bei Dörler Sagen aus Innsbrucks umgebung s. 42 hinweist [s. jetzt Singer Die mhd. schriftsprache Zürich 1900, s. 22 anm. 56], so werden wir wol behaupten dürfen, dass diese in verhandlung stehnden verbalformen unserm dialekt nicht für heute und für alle zeiten abgesprochen werden können.

Damit ist natürlich nicht geleugnet, dass die bair.-österr. *gsoat* und *troat* auf weiten gebieten der mda. heute nicht mehr vernommen werden; da aber territoriale reste des geltungsgebiets von bair.-österr. *gsoat* und *troat* in verschiedenen gegenden nachweisbar sind, so werden wir den contrast zwischen den so häufigen *geseit*, *gekleit* usw. im reim der österr.-bair. dichter des 13 und 14 jhs. und dem überwiegenden gebrauch des heutigen dialekts wol anders zu fassen haben als Fischer dies tut.

Ich meine also, dass die formen mhd. *geseit*, *treit*, ferner *gekleit*, *verzeit* usw. bei bair.-österr. dichtern in ihrer mda. wol begründet waren. nur die möglichkeit geb ich zu, dass die dichter diese formen ihrer bequemen reimgestalt halber sich vielleicht ausgiebiger zunutze gemacht haben, als es die verhältnisse der reinen mda. eigentlich gestattet hätten. denn dass neben *-eit* < *aget*

immer auch das unveränderte *-aget* stand, ist stark zu betonen, und darin ligt der grund, warum die *ei*-formen durch die *g*-formen in den meisten einzelmdaa. des bair.-österr. gebiets verdrängt worden sind. wir müssen doch bedenken, dass hier der systemzwang, die analogie zu den formen, in welchen denselben verbis nur *g* zukam : dem inf. *sagen klagen verzagen* usw., der 1 sing. *sage klage verzage* usw., dem plural *wir sagen, si sagent* usw., und nicht zuletzt auch die analogie zu vom selben stamm gebildeten nominibus, wie *diu klage, klagebære, der zage, zagehaft* usw. notwendig einwürken musten. auch die erscheinung kann nicht auffallen, dass fast allen mhd. dichtern aus Baiern und Österreich *geseit* neben *gesaget*, aber nicht allen zugleich mit *geseit* auch alle andern *-eit* < *aget*, sondern einmal etwa neben *geseit* nur noch *gekleit* und *gejeit*, aber nicht auch *verzeit, beheit, beteit* und die andern eigen sind (s. oben s. 346), wenn wir auch, das gesammte sprachgebiet ins auge fassend, sagen können, dass für jedes mhd. *-aget* bei einem oder dem andern bair.-österr. autor auch das zugehörige *-eit* belegbar ist. in dem häufigsten worte, dessen aus dem system herausfallende form am häufigsten im munde war, hat sich die dem schema widersprechende gestalt eben auch am intensivsten durchgesetzt und war am wenigsten der beeinflussung durch die analogie der andern, der *g*-formen ausgesetzt. deshalb steht ja auch den *leit* und *treit* in Alemannien kein *beweit* < *beweget* und *reit* < *reget* gegenüber, dem *lît* kein *bewît* < *bewiget* usw., wie schon JGrimm Gramm. I 862 neudruck richtig erkannt hat.

Aber auch die frage können wir beantworten, warum in Alemannien sich die *ei*-formen im dialekt allgemeiner hielten als in Österreich, obgleich sich auch dort 'gut mundartliche neubildungen' wie *lekt glekt* nach *lę̄g lęgə* statt *lait glait* hie und da constatieren lassen, wie in Basel-Stadt, s. Heusler s. 68. das hängt klärlich damit zusammen, dass es hier früher neben *geleit leit leite* und *treit* kein *geleget leget legete* und *treget* gegeben hat, wodurch die *ei*-formen von *leit treit* und auch von *seit*, das im alem. umgekehrt *saget* vielfach verdrängte, eine stütze bekamen, die ihnen in Baiern-Österreich fehlte, wo, insofern es überhaupt ein *ei* < *ege* gab, dieses erstens, wie ich schon mehrfach betont habe (s. s. 346 uö.), nicht obligatorisch war und zweitens sich von den *ei* < *age* in vielen gegenden, wie wir sehen werden, lautlich unterschied.

In den einzelnen nominibus, bei denen die würkung des

systemzwangs nirgend einsetzen konnte, wie *meister, getreide* ua. hat sich nun auch im bair.-österr. dialekt die contractionsform allenthalben bis heute erhalten. auch das spricht wol dafür, dass wir es in den mhd. *ei* < *ege, age* der Österreicher nicht mit Alemannen nachäffenden analogien der dichtersprache zu tun haben.

JSchatz hat (Imster mda. s. 60 f und 103) darauf aufmerksam gemacht, dass im Imster bairisch die mhd. *meister* und *getreide* als *moaštər* und *troad* mit dem diphthong gesprochen werden, wie mhd. *ei*, dagegen der diphthong in *söišt ksöit gjöit glöit tröit* sich davon wesentlich unterscheidet. und Schatz erklärt sich dies daraus, dass in *meister* und *getreide* das ursprüngliche *agi* frühe zu *ei, ai* geworden sei, dass *g* hier wahrscheinlich schon palatalisiert und geschwunden sei, ehe *a* umgelautet war. darnach entspräche in dieser mda. bair. *ai* < mhd. *ei* dem alten *agi*, dem aus *ęgi* contrahierten diphthong aber ein anderer *i*-haltiger laut. der Imster dialekt steht dabei nur insoweit zu den alemann. dialekten, dass hier die contractionsformen von *sagen* (übrigens auch *jagen* s. oben s. 357) auf *ęgi*-formen zurückgehn, nicht wie in den bair.-österr. mdaa., den meisten wenigstens, auf *age*-formen.

Wollen wir Schatzens erklärung auf die bair.-österr. *-eit* (resp. *-ait*) < *aget* der alten dichter übertragen, also auf *meit* < *maget, geseit* < *gesaget, verzeit* < *verzaget* im reim zu altem *-eit*, so müssen wir, da *i*-qualität für den dem später palatalisierten guttural folgenden unbetonten vocal wol durchaus notwendig ist, annehmen, dass *maget gesaget verzaget* usw. nach analogie von *mägidi* einerseits und den schwachen participien der ersten conj. anderseits ein *magit gesagit verzagit* als nebenform entwickelt haben [1]. diese formen traten neben die alten, als die erste umlautsperiode bereits abgeschlossen war, und erhielten daher zweiten umlaut, worauf *-ägit* lautgesetzlich auf bair.-österr. boden zu *-eit, -ait, -oat* wurde. dieser neue diphthong fiel mit dem alten *ei, ai, oa* zusammen. die alten auf *-agad, -agêt* usw. zurückgehnden formen bestanden natürlich daneben weiter; in der mda. einzelner districte oder auch einzelner menschen, in gewissen, vor allem den weniger häufigen worten blieben sie eventuell sogar allein gültig.

Wir können nun auch Schatzens erklärung der Imster *moaštər* und *troad* dahin modificieren, dass auch hier vielleicht *g* palatali-

[1] wie ja auch bei manchen aufserbair. mhd. dichtern, zb. Konr. vWürzb., *verzegen* udgl. neben *verzagen* steht, s. zb. oben s. 361 anm.

siert wurde und schwand, nicht als das *a* noch unverändert *a* war, sondern als das *a* auf seinem wege zu geschlossenem *e* sich erst auf der stufe *ä* befand. wir können dann im bair.-österr. mehrere stufen der contraction über *g* unterscheiden. uzw. wurde zuerst in einigen bestimmten worten, in Imst zb. in *magister* und *gitragidi* [1], *g* palatalisiert und die uns interessiernde lautgruppe contrahiert, als *a* noch nicht zu *e* umgelautet war, sondern auf seinem wege zu *e* erst bei offenem *ä* hielt. in andern worten, in denen systemzwang oder seltenheit des gebrauchs die contraction zuerst vereitelte, wurde altes *agi* erst dann zusammengezogen, als *a* schon zu geschlossenem *e* umgelautet war, also sagen wir etwa altes *gilagit* bereits zu *gilegit* geworden war. der aus *egi* entstehnde laut unterschied sich von dem aus *ägi* contrahierten: nur dieser, nicht jener fiel mit altem *ei* zusammen. noch später aber waren nun infolge analogischer verdrängung alter endungs- und ableitungssilben in *-ad*, *-êt*, *-ôt* usw. durch *-id* und *-it* neben eine reihe alter *-agad*, *-agêt*, *-agôt* jüngere *-agit* und mit secundärem umlaut *-ägit* getreten, welche *-ägit* nun, wo systemzwang sich nicht durchsetzte, wider zu *-eit*, *-ait* mit dem alten *ei*-laut werden konnten, wie die früheren ahd. *-ägi-*, *-ägid-* zu *-ei-*, *-eid-* geworden waren [2]. diese entwicklung von *-ägi-* zu *-ei-* ist etwas speciell bair.-österreichisches [3], weder auf alem. noch auf fränkischem gebiet (von den ostmd. dialekten muss ich hier absehen) wird aufser *egi* auch *ägi* contrahiert (s. oben s. 345). in dieser selben mda. war ja auch die aussprache des *ä*, des secundären umlauts, eine ganz aparte, wie seine entwicklung zu dem bekannten hohen hellen *á* uns zeigt.

Für diese auffassung der verhältnisse finden sich nun sowol in den heutigen bair.-österr. mdsa. als besonders in dem reimmaterial, das uns die bair.-österr. dichter des 13 und 14 jhs.

[1] für dies wort allein brauchten wir keine ältere contractionsperiode *ägi* < *ei* anzunehmen, denn es muss neben *gitregidi* auch ein *gitragadi* gegeben haben, worauf die alem. *geträgde : mägde* weisen, s. oben s. 359f. *gitragadi* ergäbe *geträgede*, das dann in Baiern zusammen mit *mägede*, **mägit*, in seinen reimsilben *-eide*, *-aide*, *-oad* ergeben hätte.

[2] den hinweis, dass das österr. contractions-*ei* nicht auf *-agel*, sondern, wollen wir bei der formulierung des lautvorgangs bleiben, die Heusler Alem. consonantismus von Baselstadt s. 69 gibt, nur aus *-ägit*, *-ägel* erklärt werden darf, verdank ich MHJellinek. [3] wenn nicht auch teile Schwabens und Niederalemanniens daran teil hatten?

bieten, feste anhaltspuncte. ich bespreche zunächst das heute erkennbare, mundartliche material, hierauf ausführlicher den reimgebrauch der ältern zeit.

Nagl macht in seiner schrift über das hohe *a* (*á*), aao. 24, 133 — seinen mhd. herrendialekt glaub ich ihm natürlich ebensowenig wie seine hypothese von der beeinflussnng der ältern österr. mda. durch den Nürnberger- und Bambergerdialekt — darauf aufmerksam, dass in gewissen worten in österr. mdaa. für mhd. *ei* helles *á* und *å* gilt, obwohl sonst in diesen selben mdaa. mhd. *ei* durch *oa* widergegeben wird. er nennt als solche worte aufser *nd* 'nein' und *álf* 'elf' — deren sonderstellung sich anderweitig vollauf erklärt und in vielen mdaa. ähnlich hervortritt — nur *ádn* 'egge' und *ádaksl* 'eidechse'. *ádn* geht auf *ęgede* zurück, *ádaksl* ist deminutiv zu ahd. *egidehsa*. dem *ei* < *ege* entspricht also hier das bair.-österr. hohe *á*, dem *ei* < *age*, *ägi* aber entspricht, da ja Nagl sonst auch ein *trád* und ev. auch ein *máster* zu verzeichnen gehabt hätte, in diesen selben bäuerlichen dialekten [1] das *oa* < *ai* < mhd. *ei*. in *egede* und *egedehse* wäre also die palatalisierung des *g* erst eingetreten, als *a* zu *e* umgelautet war, in *troad* schon früher, in den *gsoat* und *troat* ('trägt') des Innviertels erst später. wenn ich nun nach Schmellers angabe, auf die Nagl hinweist, in bair. dialekten neben *ádn* auch *oadn* (Schmeller: *ædn*) findet, so ist auch dieses nebeneinander mit meiner auffassung durchaus im einklang. denn dass die subjectivität der einzelnen mda. spielraum hatte, ahd. *agida*, *ägida* allenfalls auch schon zu gleicher zeit mit *gitragidi*, *gitrāgidi* zu contrahieren, müssen wir ja schon deshalb zugeben, weil in der *ádn*, aber *troad* sprechenden mda. dasselbe -*agid*- in zwei verschiedenen worten in bezug auf eintritt der palatalisierung verschieden behandelt wird. und nun können wir uns über das *gloat* 'gelegt', das wir oben s. 369 bei einem modernen Salzburger dialektdichter constatieren mussten, nicht mehr wundern, denn eventuell könnte in einer einzelmda., in welcher der druck der analogie zu den andern, den *g*-formen des verbums nicht stark genug gefühlt wurde, älteres **gilagit* schon auf der stufe **gilägit* zu *geleit*, *gelait* werden, nicht erst auf der stufe *gilegit*.

Aufserdem wurde schon widerholt darauf hingewiesen, zuletzt von Brenner Beitr. 19, 482, dass die *Megin*- und *Regin*- in namen

[1] anders ist natürlich das spätre *á* für altes *ei* in Nagls 'stadtdialekten' aufzufassen, das ich mit Brenner Beitr. 19, 480 für aus *oa* entwickelt halte.

in der contraction auf österr. boden mit einer andern vocalisation erscheinen, als der entsprechung des alten *ei* in den betreffenden dialekten. nicht als *Moan-, Roan-,* sondern entweder mit dem hellen *á*, das auch in *ádn*<*egede* sich zeigt, oder mit einem diphthong, der sonst in den mdaa. die fortsetzung des mhd. langen *î* ist. die alten, hs.lichen schreibungen *Mängas*<*Megingoz,* die *Mänhart* (noch heute in dieser schreibung ein verbreiteter familienname in Österreich) <*Meginhart*, die *Ränolt* < *Reginolt* hat Nagl aao. 24, 148. 152 selbst namhaft gemacht. in österr. hss. bedeutet die schreibung *ä, å, æ* natürlich stets das helle, geschlossene *á*, denn mit diesem *á* wird der zweite umlaut des kurzen und der umlaut des langen *a* gesprochen, mit *ä, å, æ* aber geschrieben. so heifst heute der *Mánhartsberg* (Mannhardtsberg) in Niederösterreich so und nicht *Moanhartsberg* resp. Mainhartsberg, und Nagl hätte seine bekannte übersetzung des Reineke daher gewis *Ránad*, nicht *Roanad* zu betiteln gehabt, hätt er den namen aus dem mund österr. bauern noch vernehmen können.

Nagl hat aao. 24, 153 und Beitr. 19, 342 zur stütze seiner hypothese, dass *á* die aus Bamberg geholte herrensprache des österr. *ai, oa* sei, darauf verwiesen, dass die schreibung *a* und *ä* für *ei, ai* in herrenausdrücken, ‘amtlichen ausdrücken und amtlichen ortsschreibungen’ vorkomme. diese ‘amtlichen ortsschreibungen’ treffen vielfach die mit *Megin-, Regin-, Egin-* usw. oder die mit *-heim* (bair. unbetont *-haim*>*-heim*>*-hám*, s. Brenner Beitr. 19, 482 und unten s. 375) componierten namen. die hauptsächlichsten ‘amtlichen ausdrücke’ sind *tädingen, pantäding, gejät,* also älteres *tegedingen, bantegedinc, gejegede.*

Weinhold verzeichnet Bair. gramm. § 42, s. 54 eine reihe solcher *æ* (also *á*) für mhd. *ei*<*ege* aus alten bair. urkunden. ich setze blofs die worte hieher und spare mir die ziffernmäfsigen belege: *Mænhart, Rænolt, tæding, læt*<*legetę, lætest*<*legetest, læten*<*legeten, gelæt*<*geleget, træt*<*treget, træst*<*tregest.* hier finden wir neben den *Mænhart* und *tæding* auch die verbalformen in *-æt*<*eget,* die wol nicht gut auch zu den herrenausdrücken zählen können. aber nur *-æt*<*eget* wird von Weinhold belegt, kein *-æt* < *aget,* kein *geklæt, gesæt, verzæt, verdæt* usw. sehr interessant ist *ræt*<*reit*<*redet.* dieses *-æt* < *edet* schliefst sich den *-æt* < *eget* an (wir werden unten durch den reimgebrauch mhd. dichter den paralellismus noch einmal bezeugt finden); es

steht dem *-eit* (*-ait*) < *adet*, **ădet* gegenüber, wie *-æt* < *eget* dem *-eit* (*-ait*) < *aget*, **ăget*. nur in Baiernösterreich (und teilen Schwabens?) reimt ja bei den dichtern nicht nur *reit* < *redet*, wie in Alemannien, sondern auch *gebeit* < *gebadet*, ich citiere nach Weinhold Bair. gramm. § 77, s. 80 das Buch der rügen Zs. 2, 1139. Thomasins jargon treibt mit den *beit* < *badet*, *scheit* < *schadet* unfug. er wird sie wol in Österreich gehört haben; es gibt aber kein österr. gedicht, das diese formen in gleichem mafse zur anwendung brächte.

Wenn hie und da für diese *ā*, *æ* (das sind *á*) < *ege* auch *e* geschrieben wird (*teding*, *gejet*, auch *gelet* > *geleget*, *tret* < *treget*, s. Weinhold Bair. gramm. § 49, s. 60, und vgl., mit beziehung auf das weiter unten zur ausführung kommende, die *gestlich helig* usw. in § 45, s. 57), so ist das nur orthographie. für den secundären umlaut des *a* und den umlaut des *á* spricht der Österreicher helles *á*, er schreibt *ā* oder *æ*, daneben aber, da er von der übung andrer schreiber lernt, in deren dialekt *ā* = *ē* ist und *e* geschrieben wird, bald auch *e*: so wird ihm *e* ausnahmsweise auch zeichen für *á*, wo dieses *á* nicht den umlaut bedeutet.

Brenner hat nun ferner aao. dargelegt, dass mhd. *ei*, bair. *ăi* (*oa*) in unbetonter silbe durch bair. *ei* (di. *ái*, der laut des aus mhd. *î* entstandenen neuen diphthongs) zu *á* wurde, so im artikel *á* < *ein* < *ain* (im gegensatz zu betontem *oanər*), in *ká* < *kein* < *kain* (im gegensatz zu betontem *koanər*), in *-hᵃt* < *-hát* < *-heit* < *-hait* und *-hᵃm* < *-hám* < *-heim* < *-haim* (*'Lochham'* usw.). dass die entwicklung *á* < *ei* < *ai* (also lautschriftlich *á* < *ái* < *oa* oder *ăə*) war, beweist die schreibung *ein* für den artikel, die auch dort in bair. hss. eintritt, wo sonst *ai* für altes mhd. *ei* und *ei* nur für mhd. *î* geschrieben wird, ferner der umstand, dass auch diphthongiertes mhd. *î* auf bair.-österr. boden in unbetonter silbe zu *á* wurde: *bá mir* < *bei mir* < *bî mir*, *wirtá* < *wirtein* < *wirtîn*, *nāmlá* < *nāmleich* < *nāmlîch* usw. wir sehen also, dass unbetontes *ai* und unbetontes *ei* zu *á* wurden, *ai* (*oa*) aber nicht ohne durch die lautung *ei* (= mhd. *î*) hindurchgegangen zu sein.

Ich meine nun, dass auch die aus *ege* entstandenen österr. *á* durch *ei* (heute gesprochen *ái* mit hellem *á* im ersten teil = diphtongiertes *î*, nicht *oa* = mhd. *ei*) hindurchgegangen sind, dh. aus einem laut, der dem aus *î* entstandenen bair. österr. diphthong gleich war oder nahe stand. vielleicht nur 'nahe stand', denn *ei* < *î* wurde nur in gewissen stellungen (hie und da auch

wo es den ton trägt, so öfter vor *l*, s. Nagl Hohes *a* 24, 152) zu *á*, der aus *ege* entstandene diphthong aber, wie es scheint, in allen, dass auch hier *ei* (nicht *ài*, sondern wider der der bair.-österr. entsprechung von mhd. *î* ähnliche laut) das ältere ist, worauf *á* (*ā*) erst zurückgeht, werden die reime der mhd. epiker beweisen. möglich dass dieser übergang des österr. *ei* (nicht *ai*) < *ege* zu *á* auf gewisse gegenden beschränkt war, in andern dies *ei* (nicht *ai*) < *ege* erhalten blieb, worauf das nebeneinander von *Mein-* (nicht *Main-*), *Rein-* (nicht *Rain-*) < *Megin-*, *Regin-* und *Mán-*, *Rán-* in den namen hinwiese, möglich auch (um nicht zu sagen wahrscheinlich), dass dieses *ei* < *ege* nur deshalb in diesen gegenden andre wege gieng, als das *ei* < *î*, weil die bewegung des neuen bair.-österr. *ei* < *ege* den laut ergriff, als mhd. *î* seinen weg zu *ei* noch nicht vollständig zurückgelegt hatte. dass diese bewegung des *ei* < *ege* zu *á* auf gewisse gegenden beschränkt blieb, müsten wir dann stark betonen, sonst könnten wir die für uns so wichtigen reime von *geleit* : *ît* bei den mhd. dichtern, von denen wir gleich hören werden, nicht richtig einstellen.

In dieser beziehung ist es interessant zu constatieren, dass auch die diphthonge in *geist fleisch heilig*, die heute im dialekt nicht mit dem zu erwartenden *oa*, sondern mit dem neuen, aus mhd. *î* entstandenen diphthong gesprochen werden, mit dem *ei* < *ege* dieselben wege wandeln, sowol inbezug auf den mhd. reimgebrauch bei den Österreichern als inbezug auf die bewegung des *ei* zu *á*. wir finden die drei worte nämlich in alten hss. sehr häufig als *gâst flâsch hâlig* (resp. *hâltumb*) geschrieben. ich verweise auf Nagl Hohes *a* 24, 153 und bemerke noch, dass mehr als die hälfte der beispiele, die Weinhold Bair. gramm. § 44, s. 55 für alte schreibung *æ* statt ahd. mhd. *ei*, *ai* anführt[1], die worte *hâltumb gæstleich flæschpenche flæschtor flæschhæchel flæsch* (dazu bem. noch *vertädigen ædt gerechtikhædt* und die namen mit *Aenwicus* an der spitze[2]) betrifft. der stammvocal in *geist fleisch heilig*, für die aber neben dem *ei* (*di*) in mhd. zeit auch auf österr. gebiet immer das *ai* (*âi*) gegolten zu haben scheint, ist heute mit dem aus *î* entstandenen diphthong m. w. immer lautlich gleich, und im übrigen sind die schreibungen mit *æ* und *â* im vergleich zu denen mit *ei* und *ai* relativ so selten, dass wir wol annehmen dürfen, dass

[1] von den oberpfälzischen beispielen auf s. 56 müssen wir selbstverständlich absehen. [2] freilich auch vereinzeltes *Brætineich*, *Wædthofen*.

die entwicklung dieses *ei* zu *ā* dh. *á* auch hier territorial beschränkt blieb.

Die aus *-age-*, *-ägi-* contrahierten *ai* aber, mhd.-bair. *gesait*, *geklait*, *verzait*, *mait* usw., waren überall in Baiern und Österreich von den aus *-ege-* contrahierten *ei* verschieden. beide diphthonge waren sicher bodenständig, der erstgenannte lautete, sowie heute in den resten, die der dialekt uns hier und dort erhalten hat (*gsoad troad froad*), gleich dem alten *åi* (*oa*) < mhd. *ei*, der andre lautet heute bald *á* mit dem dem bair.-österr. eigenen hellen klang, bald *ei* (*ái*) < mhd. *î*. wie dieser letztgenannte entwickelt sich auch das alte mhd. *ei* in *geist fleisch heilig rein* usw. *gesaget* geht auf bair. österr. boden, sowie auf fränk., mit den *-aget* (*-äget*)-formen, nicht, wie auf alemann., mit den *-eget*-formen. dabei bieten die bair.-österr. dichter die directe umkehrung des gebrauchs, den wir oben s. 347 ff für eine reihe fränkischer dichter constatieren konnten. bei jenen fällt *-eit* < *-aget* im verein mit *gesaget* mit altem *-eit* zusammen, *-eget* geht seinen besonderen weg, bei diesen fällt *-eit* < *-eget* mit altem *-eit* zusammen, *-aget* im verein mit *gesaget* wird entweder gar nicht contrahiert oder der aus der contraction resultierende diphthong unterschied sich so stark von dem alten *ei* und *ei* < *ege*, dass es unmöglich war, beide im reim zu binden. aber vielleicht ist dieser contrast zwischen Baiern und Franken nur scheinbar. bedenken wir, dass *ęge* auf bair.-österr. boden heute vielfach als *ǻ* erscheint, alte schreibungen uud, wie wir sehen werden, auch einige alte reime es ebenfalls als *á* (neben *ei*, di. *ái* < *î*) erscheinen lassen und dass auf den in betracht kommenden ost- und südfränk. gebieten altes mhd. *ei* heute in vielen gegenden (s. über den '*a*-gürtel' Wrede Anz. xx 98) auch als ein solches *ǻ* oder wenigstens nicht verdumpftes *ā* gesprochen wird [1] und dort, wo es diphthong bleibt, ein *ái*, *āi* ist mit hellem ersten componenten, kein *åi*. wenn also im fränk. *ei* < *ege* mit dem selben *ǻ* (*ǻ*[i]?) oder *ái* (nicht *åi*) gesprochen wurde, als welches es im bair.-österr. sich gelegentlich präsentiert, so konnte dieser laut mit dem mhd. fränk. *ái* < *ei* eventuell zusammenfallen, weil sich dieses

[1] s. Nagl Beitr. 19, 342 f: am Obermain, an der Pegniz und Rezat, um Nürnberg wie am Bamberg. s. etwa auch Taubergrund: Heilig s. 43 § 96, Nauheim: Leidolf s. 24, Handschuhsheim: etwa Lenz Vergleich. wb. s. v. *breit*, *stein* usw. dass es ein 'grenzadnex' zu fränk. *ē* < *ei* sei und aus diesem entstanden, wie Nagl will, wird wol kaum seine richtigkeit haben.

ai < *ei* in fränk. teilgebieten ähnlich zu *å*, *ā* hin entwickelte; nicht so im bair.-österr., weil hier sich mhd. bair. *ai* < *ei* zu *åi*, *åə*, *oa* entwickelte. in der verschiedenen lautung des alten *ei* hier und dort, nicht in der lautung des aus altem *ege* contrahierten diphthongs wäre dann also der unterschied zwischen bair. und fränk. inbezug auf den verhandelten gegenstand gelegen.

Was nun die mhd. dichter Baierns und Österreichs anlangt, so zeigt schon die einfache beobachtung, dass bei ihnen *geseit*, *gekleit* usf. einerseits, *geleit eide* (*treit*) anderseits im reim verschieden behandelt werden, deutlich, dass wir es hier in keinem fall mit analogiebildungen zu fremdem alemann. *geseit* und mit aus der alemann. litteratur geholten reimformen zu tun haben können, denn die Alemannen scheiden *geseit* nicht von *geleit* und *treit* und reimen beides gleich oft und beides ihrer mda. (wenn wir vom schwäb. abseben) gemäfs mit altem *ei*.

Nur beiläufig will ich erwähnen, dass das analogisch zu österr. *soad* gebildete *froad*, das wir oben s. 368f aus österr. mdaa. belegen konnten, sich neben *sait*, *verzait* usw. auch bei österr. dichtern der mhd. zeit, so zb. bei Ottokar und beim Teichner, auf altes *-eit* (di. österr. *-âit*) gereimt findet, und wende mich nun der detaillierten besprechung der einschlägigen verhältnisse zu, wie sie uns sonst in den reimen der bair.-österr. dichter des 13 und 14 jhs. entgegentreten.

Zunächst ist festzustellen, dass ein grofser teil der österr. volksepen, für welche die häufigkeit des *ei* < *age* im reim geradezu charakteristisch ist (s. Fischer s. 63), uzw. gerade die ältesten und bedeutendsten unter ihnen, kein *ei* < *ege* im reime aufweisen [1]. so find ich in Nibelungen A 66 *geseit* < *gesaget* (resp. *verseit*, *unverseit*, *widerseit*), 51 *meit* < *maget*, 6 *verdeit* < *verdaget*, 5 *gekleit* < *geklaget*, 1 *ir kleit* < *ir klaget* (934, 1), aber kein einziges *geleit* < *geleget* und auch kein *treit* < *treget* [2]. der Biterolf weist

[1] auch *meit* geht auf *maget* zurück und *meide* auf *mägede*, nicht auf *megede*. [2] auch Nib. B kennt kein *geleit* < *geleget*, und es ist ein vollkommener beweis der unursprünglichkeit von Nib. C, dass diese redaction ein vereinzeltes *geleit* (1755, 5 = B 1817, 5) in den text schmuggelt. — Nib. AB zeigt aufserdem nur wenige neutrale reime, die alle wol besser, meist mit den hss., als *-eit*-reime zu fassen sind, als als *-aget*-reime. es sind *maget : gesaget* 58, 1. 71, 1. 416, 1, *: verdaget* 501, 1; *gesaget : verzaget* 2078, 3, *: verdaget* 1583, 3, *versaget : verzaget* 2097, 1. in den unechten str. 1—12 steht noch *gesaget : unverzaget* 8, 3. dieses attributive *unverzaget* (*Die*

55 sichre *geseit* < *gesaget* auf, eins im reim auf *treit*, 2 sichre *er seit*, 6 *meit*, 4 *meide*[1], 4 *verdeit*, 1 *ir verdeit*, 2 *gekleit*, aber kein einziges *leit leite geleit*, die Rabenschlacht 26 sichre *geseit*, 3 *seit*, 4 *meit*, 1 *meide*, 5 *unverzeit*, 1 *unverzeite*, aber kein einziges *leit leite geleit* und auch kein *treit*. und ebenso liegen die verhältnisse in der Gudrun, und ebenso im Rosengarten A. dazu kämen von kleineren sachen etwa Dietrich und Wenezlan (nach Fischers tab. nr 75 4 *seit*, kein *leit*), Walther und Hildegunde (tab. nr 1012 *meit*, kein *leit*), und aus Baiern Albers Tundalus (4 *seit*, kein *leit*).

Wie nun neben den md. dichtern, die gar kein *seit geseit* zulassen, sondern nur *leit geleit* reimen, andre stehn, bei denen *seit geseit* zwar vorkommt, aber an häufigkeit auffällig weit hinter *leit geleit* zurücktritt, so kann man beobachten, dass bei allen sicher österr. dichtern — Konr. vFussesbr. ausgenommen, der sich hier ganz zu den Alemannen stellt, s. s. 279 — *leit geleit* im reim auf altes *-eit* immer viel seltener ist als *seit geseit* oder die andern. ich brauche da nur ganz im allgemeinen auf Fischers tabelle zu verweisen, im besondern etwa auf die nrr 114 und 115, wo bei Heinrich vTürlein in v. 1—10000 der Krone nur 9 *leit* neben 38 *seit* und bei Pleier im Tandareis nur 10 *leit* neben 45 *seit* vermerkt werden[2]. auch das verhalten der Klage sei noch eigens

besten recken .... in allen strîten unverzaget), das in spätern epen so beliebt und häufig ist, steht im Nib. hier ganz vereinzelt da, ebenso vereinzelt nnd ohne parallele wie die andern oben s. 77f berührten wortverbindungen des nnechten eingangs.

[1] bei Fischer nur 8 *meit meide* (statt 10) in der tabelle. *meit* 1703. 1772. 1814. 6875. 12496. 12636, *meide* 1681. 3259. 4472. 12783. dagegen zählt Fischer 58, icb nnr 57 sichre *seit*; leicht möglich, dass ich eins übersehen babe, ebenso möglich aber, dass Fischer das unsichre *seit : treit* (*saget : traget*, im österr. fehlt der nmlaut sehr häufig) mitgezählt hat. es gilt in diesem abschnitt überhaupt, dass meine zählungen, wo ich mich nicht ausdrücklich auf Fischer berufe, immer anf eigne sammlnngen zurückgehn. meine nnd Fischers zablen variieren des öftern, fast stets ohne dass dadurch die auffassung der im denkmal vorliegenden verhältnisse irgendwie alteriert würde. wo meine zahlen gröfser sind als die Fischers, verdienen die meinen gröfseres vertrauen, da ich sie dann eben der discrepanz zu Fischers angaben wegen eigens verificiert habe. wo meine zahlen kleiner sind, als die Fischers, war die verification natürlich nicht möglich ohne anfwand von mübe, der in keinem verhältnis zum gegenstande gewesen wäre.

[2] in Pleiers Meleranz find ich 17 *geleit* und 1 *leitę* (824) neben 62 *seit* (13 *er seit*, 35 *geseit*, 12 *seitę*, 2 *ir seit*). daneben noch 1 *treit* (10347),

hervorgehoben. dort lassen sich (text A) nur 2 *geleit* (1208. 2024) im reim belegen, dagegen 10 *geseit*, 1 *seit*, 5 *gekleit*, 5 *meit* (1145. 1406. 1409. 2124. 2142) und 1 *meide* (1094). wenn wir damit das conträre verhalten der fränk. epiker und die art vergleichen, wie sich bei den alemann. dichtern die *leit* und *seit* stets die wage halten, sich dort nicht einmal wie 1 : 2 je gegenüberstehn[1], werden wir mit dem 'zufall' als bequemer erklärung dieser erscheinung nicht rechnen wollen. dass es sich hier um eine verschiedene behandlung der contraction aus *ęge* und der aus *age* (resp. *äge*) handelt, werden uns die reime der spätern und spätesten Baiern und Österreicher lehren.

Vorher möcht ich noch darauf aufmerksam machen, dass *treit* zwischen *leit* und *seit* in der mitte steht. in Nib., Rabenschl., Roseng. A, Klage finden wir kein *treit*, hier geht *treit* < *treget* mit *leit* < *leget* hand in hand. Gudr. 67, 3 und Bit. 391. 4526 finden wir aber *treit* zu altem *-eit* gereimt, obwohl die gedichte sicher kein *leit geleit* reimen konnten. hier steht dieses österr. *treit* mit *seit* < *saget*, nicht mit *leit* < *leget* zusammen, dh. es geht auf *traget* zurück, nicht auf *treget*. die unumgelautete form, die zb. auch Bit. 4872 überliefert ist, entspricht ja vielfach österreichischer mda., damals so gut wie heute[2]. ähnliches werden wir mit rücksicht auf das s. 357 gesagte auch für die *eit*-formen von *jagen* anzunehmen haben.

Die richtige würdigung und beurteilung dieses gegen die bindung *-eit* < *eget* : *-eit* sich mehr oder weniger ablehnend verhaltenden reimgebrauchs der österr. dichter des 13 jhs. ermöglicht uns die sichtung des reimmaterials jener bair.-österr. autoren, die es zuerst wagen, *î* mit *ei* zu reimen. '*î* mit *ei* zu reimen', so pflegt man ja wol zu sagen. in wahrheit aber kann, wenn er dialektisch rein reimt, kein bair. oder österr. autor altes *î* mit

1 *gekleit* (11589), 2 *jeit*, 1 *gejeit* subst. (7170), 3 *meit* und nicht weniger als 19 *unverzeit*. der misbrauch dieses *unverzeit* ist für den Pleier überhaupt charakteristisch. bedürfte es noch eines beweises, dass Mai und Beaflor nicht vom Pleier ist, so brächte ihn die beobachtung, dass dieses *unverzeit* im Mai durchaus fehlt.

[1] s. zb. Hartm. 86 *leit* (di. *leit leite leist geleit*) : 100 *seit* (di. *seit seite seist geseit*), Gotfr. 129 *leit* : 70 *seit*, Rud. 108 *leit* : 192 *seit*. dagegen ist das verhältnis von *leit* : *seit* bei den Österreichern, die *leit* noch am öftesten reimen, höchstens wie 1 : 4 oder 1 : 5.

[2] so könnte also Bit. 391 auch *gesaget* : *traget* gemeint sein.

altem *ei* binden. er kann seinem dialekt nach diese beiden auch für ihn grundverschiedenen laute ebensowenig zusammenkoppeln, als ein beliebiger Franke oder Schwabe oder auch Schweizer, und es muss einmal mit dem vorurteil endgiltig gebrochen werden, dass die bindung von mhd. *î* mit altem *ei* auf bair.-österr. herkunft ihres autors weise. was berechtigt uns denn anzunehmen, dass ein laut, der in ahd. und früh-mhd. zeit *î*, später *ei* geschrieben und heute *ai*, *æ* gesprochen wird, mit einem laut, der in spät-ahd. und früh-mhd. zeit *ei*, später *ai* geschrieben und heute *ǫ̈ə*, *oa* gesprochen wird, jemals auf irgend einer stufe zusammengefallen sei? doch nicht der umstand, dass die beiden *ei* in unsrer gemeinsprache von einem guten teil der Deutschen heute gleich gesprochen werden? dass die beiden laute jemals im dialekt ganz zusammengefallen seien, das ist ja schon ihrer sonderentwicklung halber ausgeschlossen; aber auch dass sie 'nahezu' gleich gewesen wären, berechtigt uns gar nichts anzunehmen. *æ* und *y* ist heut nicht verschiedener als bair. *ai* und bair. *oa*.

Den sachverhalt hat ua. schon, worauf MHJellinek mich aufmerksam macht, HRückert nahezu richtig erkannt, wenn er Lohengrin s. 272 auf die seltenheit dieser *î* : *ei*-reime bei den Österreichern und Baiern aufmerksam macht und darauf hinweist, dass diese bindungen im 13/14 jh. in Österreich-Baiern reime von *ei* auf *ai* waren, nicht reine, und dass sie auch heute in keinem deutschen lebendigen volksdialekt reine reime wären; s. ferner auch Wilmanns Gramm. i² 277, Behaghel Grundr. i² 703, und neulich ist zb. wider KGusinde (Neidhart mit dem veilchen s. 57) der ganz verkehrten auffassung dieser reime durch Michels (QF. 77, 17f) entgegengetreten, derselben auffassung, die zb. auch Socin (Schriftsprache und dialekte s. 137) vertrat, und hat auf die verschiedenheit der lautung von mhd. *î* und mhd. *ei* in den das *î* diphthongierenden mdaa. hingewiesen. auch die stellung 'vor dental' oder 'im auslaut', womit Michels jetzt im Mhd. elementarbuch § 145 operiert, hat mit einem auf bair.-österr. boden nirgend vorhandenen zusammenfall von mhd. *î* und mhd. *ei* nicht das geringste zu tun.

Dass die worte *geist*, *heilig*, *fleisch*, *rein*, *beide* (s. zuletzt Singer Mhd. schriftsprache anm. 27 s. 16) heute auf bair.-österr. gebiet mit dem sonst altem *î* in der mda. entsprechenden diphthong

gesprochen werden, ist bekannt. aber das steht, wie man es auch erklären will, nicht mit der bair.-österr. diphthongierung des alten *î*, sondern mit der bair.-österr. modificierung des alten *ei* in zusammenhang, wurde ja hier nicht mhd. *î* zu *ăi* (= altes *ei*), sondern mhd. *ei* (= österr. *ăi*) zu österr. *ei*, *di* (= altes *î*). auch ist das nichts speciell bair.-österr., da auch in vielen andern dialekten, in denen das alte mhd. *ei* einer stärkern lautveränderung unterlag, eins oder das andre eben dieser selben worte seinen *ei*-laut unverändert bewahrte, so auf fränk. gebiet[1] als auch auf aleman.[2]

Ähnlicher beurteilung unterligt der für ältere zeit zu erschliefsende *ei*- (nicht *ăi*-) laut für mhd. *ei* in unbetonter silbe (s. oben s. 375). auch hier wird mhd. *ei* (österr. *ăi*) zu österr. *ei*, *di* (mhd. *î*), nicht mhd. *î* zu *ăi* (= mhd. *ei*). was aber die -*eie* für -*ie* in der fremden, aus dem latein. stammenden ableitung, die *Paveie*, *abbeteie*, *vogeteie*, *probsteie*, *tegneie*, *salbeie* ahd. und mhd. texte anlangt, so bewürkt hier nicht die biatusstellung frühe, schon ahd. diphthongierung, wie noch Brenner Beitr. 19, 485 und Wrede Zs. 39, 295f annahm (s. auch ESchröder Anz. XXIV 30), sondern wir haben es wol, wie Kluge Zs. f. d. ph. 31, 499f ausführt, mit wucherbildungen, analogien usw. zu tun. die ältesten belege für dieses -*eie* stammen auch durchaus nicht vorwiegend aus bair. quellen und die meisten reimbelege bieten durchaus nicht vorwiegend die bair. dichter; so reimt zb. Hugo vTrimberg *vogeteie : drier leie* Renn. 4443, *: eie* 8879, *: leie* 9198, *abbeteie : reie(n)* 10826, s. ferner *abbeteie : probsteie* 831. 9012, dagegen *ketzerîen : schrîen* 11089, *symonîen : schrîen* 835. 7630 uö., und nie *ketzereie : abbeteie* oder gar altes -*eie* udgl. jedesfalls haben diese -*eie* für -*ie* nichts mit unsrer in Baiern-Österreich einsetzenden diphthongierung des alten *î* zu tun.

Wie steht es aber nun mit den reimbeispielen für den zusammenfall von *î* und *ei* in österr. und bair. dichtwerken des 13 und 14 jhs., die meist als untrüglichstes kennzeichen dieser

[1] s. zb. Lenz Handschuhsheimer dialekt I s. 15 s. v. *hailic*, Vergleich. wb. s. 26 s. v. *geist* (*rein* und *beide* fehlen dem wortschatz der mda., was bezeichnend ist!), Heilig Mda. des Taubergrunds § 97, Leidolf Nauheimer mda. s. 25, Breunig Mda. von Buchen s. 22, *ai* 2 usw.

[2] s. zb. Stickelberger Schaffhauser mda. s. 39 § 15 (hier auch *rein*), Bohnenberger Zur gesch. d. schwäb. mds. s. 105. 110 (hier auch *beide*), Haag Mdaa. des obern Neckar und Donaulandes s. 27 (*beide* usa.) usw.

ihrer provenienz von grammatik zu grammatik geschleppt werden? den zusammenfall beweisen diese reime nicht, die auf österr. boden im 13 jh. vollzogene diphthongierung des *î* aber beweisen sie allerdings.

Wir müssen uns, da die reime von *î : ei* ja erst bei den spätern häufig werden, hier, wie in der vorhergehnden nr, auch der besprechung jüngrer denkmäler zuwenden, die in den übrigen nrr dieser studien zu gunsten der ältern und formvollendetern werke des 13 jhs. zunächst vernachlässigt blieben[1].

Betrachten wir zunächst die reime des Vintlers. mhd. *î* und mhd. *ei* bleiben zumeist getrennt, ja vor *n* und *ch* reimt sogar des öftern *i : î* (s. zb. 118. 642 uö., 684 uö.). wie diese reime aufzufassen sind, ob als litterarische, ob sie auf im dialekt gegründete, alemannisierende nebenformen weisen, weiss ich nicht. im grossen und ganzen war die diphthongierung des alten *î* zu *ei* in der sprache des Vintlers bereits vollzogen. das beweist die bindung von *rein* und *unrein* mit altem *-în*. *rein* gehört, wie gesagt, zu den worten, die der dialekt verloren und dann wider entlehnt hat, und deren *ei* nun sowol mit dem laut gesprochen wurde, der mhd. *ei* im dialekt entspricht, als mit einem andern. litterarischen *ei*, das im laut mit dem neuen aus *î* entstandenen diphthong zusammenfiel und heute zusammenfällt. so reimt es auch Vintler teils auf altes *-ein*, resp. *-ain*, uzw. 485. 879. 1058. 1342. 1508. 2318. 2894. 2929. 3282. 3357. 4067. 4716. 5136. 5202. 5329. 5716. 5942. 6144. 6194. 6728. 7538. 8104. 8172. 9066, teils auf *sîn* und *wîn*, uzw. 813. 4950. 6455. 6664. 7298. 7952. 8810. wenn also Michels QF. 77, 18 *fîn* für *rein* (*: sîn*) 4950 vermutet, so tappt er im dunkeln. sowie bei Vintler ist in dem aao. behandelten gr. Neidhartspiel *unrein : sîn* Keller 449, 14 gebunden und hier der einzige reim von *î : ei* (s. Gusinde Neid-

[1] zusammenstellungen solcher reime bringen Weinhold Bair. gramm. § 78 s. 81, Mhd. gramm.[2] § 106 s. 101 und Behaghel Schriftsprache und mda. s. 15 anm. 4. die reime aus dem Wigamur bedürfen der beglaubigung, auch scheint mir die heimat des gedichts durchaus nicht festgelegt. das gedicht 'Frauenlist' Koloczaer codex s. 97 ff, aus dem Weinhold Bair. gramm. aao. ein *bewîste : geleiste* 107, 384 (übrigens unechter zusatz der hs.) beibringt, ist seinen sonstigen reimen nach klärlich fränkisch, nicht bairisch, s. oben s. 273. 290. meine ausführungen beruhen im folgenden, wie auch sonst, auf eignen sammlungen und berichtigen Weinholds angaben hie und da ohne ausdrücklichen vermerk.

hart mit dem veilchen s. 57 f)[1]. er unterligt natürlich derselben auffassung, wie die bindungen des Vintlers. aufserdem finden wir beim Vintler unbetontes *eim : drîn* 441 [2] und *sælicheit : lît* 6888. wir haben oben gehört, dass die *ei* in diesen unbetonten silben im dialekt über diphthong *î* [3] später zu *á* wurden. und auch dieses *á* (di. hohes, helles *a*, der laut des zweiten umlauts von *a* und des umlauts von *â* im österr. dialekt) für diphthong *î* < mhd. *ei* finden wir beim Vintler belegt. 8426 reimt der plural von *rât*, also apokopiertes *ræt*, di. österr. *rắt* mit hohem *á*, zu *êrbærchait*, und nun werden wir uns auch über die bindung *geist : næst* > *næhest* 'proxime', wie sie 7634 klärlich überliefert ist, nicht mehr wundern können. haben wir doch oben s. 376 gehört, dass in den hss. das entlehnte alte *ei* in *geist heilig fleisch* usw., das heute dem diphthong *î* gleichlautet, sehr häufig *æ*, *â* oder *e* geschrieben wird, also früher hier und da auch, sowie das unbetonte *ei* und unbetonter diphthong *î*, als *ắ* (oder *ắ*^{i}?) gesprochen worden sein muss. dass sonst beim Vintler *geist* zu *volleist* und *allermeist* reimt (34. 229. 2912. 5364. 7806), kann nicht auffallen. einmal hab ich schon des öftern betont, dass die *ei* dieser entlehnten *geist heilig fleisch* usw. bei allen österr. dichtern und schreibern früherer zeit gewis sowol mit diphthong *î* (resp. als *ắ*^{i}), als auch mit der entsprechung des alten, heimischen *ei* im dialekt gelautet haben müssen, und zu zweit könnten in diesen *geist : volleist* und *: allermeist* sich auch die altüberkommenen formeln fortsetzen.

Das *ei* der unbetonten *-heit* erscheint heute in der mda., soweit die worte nicht direct der schriftsprache entnommen werden, als irrationaler vocal, es lautet *-h*^{a}*t*, *-hət* uä. und schliefslich lässt sich auch schon diese entwicklungsstufe in den reimen des Vintlers erkennen. der Vintler reimt nämlich des öftern solche irrationale *-*^{a}*t* und *-ət* accentuiert und stumpf, so reimt er 4932 *nâch volget* auf unbetontes *het*, auxiliar udglm. wenn wir daher 3463 *falschait* zu *verheirdt*, di. *fâlsch*^{a}*t : f*^{a}*hâir*^{a}*tt*, gereimt finden

[1] *schalmeien : reien* 413, 9 fällt unter den s. 382 aufgestellten gesichtspunct, ist nicht ein reim von diphthong *î : ai*, sondern es ligt in *schalmeien* das in der fremden ableitung *îe(n)* mit altem *î* (resp. diphthong *î*) seit ältester zeit vicariierende *ei* vor.

[2] die überlieferung ist aber nicht ganz sicher, s. die laa.

[3] so bezeichen ich hier und im folgenden der vereinfachung wegen den im dialekt aus mhd. *î* entstandenen neuen diphthong.

437 (nach ausweis der klärlich besseren überlieferung) *bestætiget : êwichait* und 393 *snœdichait* zu unbetontem *hat* auxiliar, so verlangt die richtige beurteilung dieser bindungen, hier die ableitung mhd.*-heit* als verkürztes *-h^{a}t*, *-hət* (*-hait* > *-heit* > *hát* > *-h^{a}t*) anzusetzen. dass *-heit* beim Vintler trotzdem am häufigsten zu mhd. *-eit* reimt, darf uns wider nicht beirren. erstens wird es auch in der mda. lange zeit volles *-hait* neben *-heit*, *-hát* und *-h^{a}t* gegeben haben, schon weil dreisilbige worte wie *frûmekheit*, *sælecheit*, in denen die schlusssilbe starken nebenton trug, neben worten wie *wîsheit*, *wârheit* standen, und dann sind die meisten bildungen in *-heit* keine dialektworte, sondern litteraturworte und von den dichtern mit ihren litteraturreimen zu *-eit* übernommen worden. diese beiden erwägungen erklären es uns zur genüge, dass die bindung *-heit* : mhd. *-eit* bei allen Österreichern und Baiern ohne scheu zur anwendung kommt[1].

seit < *saget*, *geseit* < *gesaget*, *meit* < *maget* usw., auch *treit* < *treget* (971 nö.), *reit* < *redet* (649? s. laa.) und (*ge*)*leit* < (*ge*)*leget* (1252. 2492. 2734. 2750. 4838) reimt der Vintler stets auf altes *-eit*. damit ist noch nicht ausgemacht, dass in seiner sprache *-eit* < *aget* und *-eit* < *eget* ganz gleich standen. wir werden sehen, dass bei einer grofsen anzahl mhd. dichter, die sehr häufig *geleit* : *-eit* reimten, *-eit* < *aget* und *-eit* < *eget* doch sicher besondere wege gegangen waren. sowie ja auch das *ei* in *geist* sicher schon früh seine besonderen wege gieng und doch von allen dichtern auch auf das *ei* von *allermeist* und *volleist* gereimt wurde. übrigens ist auch beim Vintler *leit* und *geleit* nach österr. art (s. s. 379) unverhältnismäfsig viel seltner als *seit* und *geseit*.

Wir wissen, dass der Teichner, trotzdem er der reinen mda.

[1] sonst reimt in Zingerles text des Vintlers noch 1866 *gemeit* : *zît*. der reim vertrüge ja dieselbe erklärung, wie sie oben die bindungen von *rein* : *-în* gefunden baben, denn *gemeit*, das den heutigen mdas. fehlt, wird wol auch damals schon, wie überhaupt im 13 jh., blofs archaistische litteraturvocabel gewesen sein, die der Österreicher, so wie *geist* etwa, eben so gut mit neuem *ei* als mit altem *ai* sprechen konnte. auch die beim dichter sonst geltende bindung *gemeit* : *-eit* (s. 965. 660. 971. 4697. 4725. 6992. 7186. 7666. 8251) stünde nicht dagegen. aber an der genannten stelle bietet dieses *gemeit* nur die eine hs. F, die, nach Zingerles eigner auffassung der überlieferung, gegen den consens aller übrigen hss. und des drucks unmöglich allein das echte bewahrt haben kann. dieser consens (WSGD) bietet aber *sît* für *gemeit* (: *zît*) und damit auch die weit prägnantere lesart.

gelegentlich weiten spielraum einräumt, sowie etwa auch Ottokar, Ulr. vLichtenst., Herrand vWildonie und andre spätere Österreicher, sogut wie niemals mhd. *î* und mhd. *ei* bindet, s. Weinhold Mhd. gramm.[2] s. 102 [1]. aus den wenigen bemerkungen Karajans (s. 17) über die sprache des Teichners geht nicht hervor, wie er es in bezug auf die reime zu *-eit* < *aget* und *-eit* < *eget* hält. ich habe die gedichte des Teichners und die proben solcher durchgesehen, die in Lassbergs Liedersal (bd III) und in den anmm. bei Karajan gedruckt sind. ich finde, dass er *(ge)seit* stets zu altem *-eit* reimt. belege sind nicht nötig, denn so reimen alle Österreicher. diesem *(ge)seit* schliefst sich beim Teichner schon das oben s. 368. 378 besprochene spät-österr. *(ge)freit* < *(ge)frâget* (zb. Ls. 212, 9. 29. 43; Kar. 168) an, ferner *meit* < *maget* : *bescheidę* Ls. 230, 195 uö. ebenso können seine reime von *getreidę* subst. zu altem *-eit* (Ls. 144, 65. 155, 59) nicht auffallen, da *getreide*, heute *troad*, auf österr. boden sich allgemein zu den *eit-* < *aget* stellt, nicht zu den *-eit-* < *eget*, freilich nicht infolge jüngrer, sondern uralter, auf die zeit vor eintritt des umlauts zurückweisender contraction, worüber oben s. 371 f zu vergleichen ist. auch in *er treit* : *üppekeit* Ls. 150, 55 : *heit* 212, 57 : *rehtikeit* 231, 219. 252, 11 können wir es mit *-eit* < *aget* zu tun haben, s. oben s. 381. aber der Teichner bindet auch *leit* < *leget* : *geseitę* Ls. 144, 59, *geleitę* < *gelegete* : *breit* 145, 25, : *bereit* 34; Kar. 170. 175. daneben aber reimt derselbe Teichner *-eit* < *eget* (nicht *-eit* < *aget*) auch zu mhd. *-ætę*, di. österr. *-ât* (mit hohem *â*). so bindet er innerhalb der von mir untersuchten stücke Ls. 145, 17 *hætę* conj. prät. zu *geleitę* und 171, 5 *gesæt* part. von *sæjen*, 209, 23 *tætę* conj., 230, 35 *hæte* conj. : zu *gereit*, part. von *reden*; ferner Kar. 89 *stæt* (sic), 125 *blæt* 3 sing. von *blæjen* : zu *reitę* < *redete* und Ls. 63, 9 *tæten* conj. zu *widerreiten* < *widerredeten*. dass die letztgenannten bindungen so, und nicht als *gesæt* (*tæt*) : *gerętt* als bindungen von *æ* : *ę* aufzufassen sind, wie Weinhold Bair. gramm. § 43 s. 55 dies tut, ist mir zweifellos. niemals reimt der Teichner *æ* und *â* anders als, uzw. in hunderten von fällen, in sich oder vor labial auf mhd. *ou* (österr. *â*), sprach also gewis hohes *â* für *æ*, *â* und (vor labialis) *ou*; wie könnte er da ein *gesæt*, *tæt*, *hæt* mit

[1] auf die einzige bindung der art, die Weinhold namhaft machen kann: *fôreis* (sic!) : *spîs* (Karajan anm. 285) wird unten noch licht fallen.

einem *gerętt*, uzw. allemal gerade mit *gerętt*, hinden[1]? aufserdem ist *gereit* < *geredet* bei vielen Österreichern erwiesen (s. oben s. 366 f die belege aus Konr. vFussesbr., Warnung und Heinr. vTürl.) und ist die schreibung *ræt*, *rætt* für *redet*, resp. *reit*, in alten bair. hss. neben den *læt* für *leit* < *leget* nachzuweisen. ich habe oben s. 374 im anschluss an Weinholds Bair. gramm. § 42 auf sie aufmerksam gemacht.

Diese *geleit* und *gereit* im reim auf *hæt* und *gesæt* stellen sich also zu den *ådn* (nicht *oadn!*), *ådaksl* (nicht *oadaksl*) heutiger mdaa. (s. s. 373) und beweisen, dass beim Teichner *ei* < *ęge*, *ęde* und *ei* < *age*, *āge* verschiedene wege gegangen sind. wie dann die (übrigens wider sehr seltenen) reime von *geleit* zu mhd. *-eit* aufzufassen sind, ist eine frage für sich. ich verweise dafür auf das, was oben schon mit bezug auf den Vintler gesagt wurde, und komme auf sie noch kurz zurück, sobald ich die einschlägigen verhältnisse bei den andern Baiern und Österreichern dargelegt habe[2].

Ich möchte nun noch einmal an die wechselbeziehungen erinnern, die zwischen österr. diphthong *ī* an stelle einiger mhd. *ei* und österr. *å* an stelle dieser selben mhd. *ei* bestehn, wie ich sie oben im anschluss an Brenner darzulegen versucht habe (s. 375), und geh nun zur besprechung des einschlägigen reimgebrauchs von Laurin, Walberan, Lohengrin, dem sogenannten Seifrid Helbling und SChristophorus Zs. 17 über. nicht weil diese werke sich etwa innerhalb der bair.-österr. litteratur nach zeit und ort näher berührten, stell ich sie zunächst zusammen, sondern weil sich in den reimen gerade dieser werke die uns interessierenden sprachverhältnisse am reinsten ausprägen.

L a u r i n und W a l b e r a n besprech ich unter éinem. sie sind ja gewis nicht vom gleichen verfasser, aber sie zeigen in bezug

[1] dem *-ęt* in *gerętt* ist beim Österreicher lautlich gleich nicht nur *stęt*, sondern auch *bēt*, *tēt*, *brēt* usf. (oben nr 8); warum also nie *tæt*, *gesæt* zu *bēt*, *stęt* usw.? dagegen ist wider ein *geredet : -et* oder *-eit* beim Teichner nicht belegt!

[2] für die bindung von altem *ei* zu altem *a* (nicht umlaut!) auf bair.-österr. boden, also von *ǫa : ǫ*, gibt Weinhold Mhd. gramm.[2] § 123 s. 117 ein einziges beispiel, uzw. aus dem Teichner, *entweich : sprach* Lieders. 53, 23. aber *sprach* ist dort unsinn, für *sprach* ist sicher *streich* (resp. *straich*) zu lesen, eine conjectur, in bezug auf die mir nicht bang ist, dass sie auch hs.lich bestätigt wird. volltoniges altes *ei* (*åi*, *oa*) reimt bei Österreichern nie und nimmer auf altes *ă* (*ǫ̆*).

auf die bindung von mhd. *î* : mhd. *ei* und im zusammenhang damit auch in bezug auf die verwendung von *leit* < *leget* im reim ganz identische technik. im Laurin reimt *î* : *ei* dreimal. alle drei beispiele hat Müllenhoff zwar entgegen der vollkommen gesicherten überlieferung aus dem text entfernt, Holz aber hat heute (siehe darüber auch seinen Laurin s. xii) dieser überlieferung in seinem text mit gutem grunde wider zu ihrem recht verholfen und ist dafür der zustimmung der fachgenossen sicher, s. zb. Lambel Anz. xxv 286. die drei reime, um die es sich handelt, sind *zît* : *geleit* < *geleget* 131. 317, *strît* : *leitę* < *legete* 1319. der Walberan zeigt zwei solche bindungen von *î* : *ei*, uzw. (ich citiere auch hier nach Holz) (*wider*)*strît* : *leitę* < *legetę* 103. 799. immer also, sowol im Laur. als im Walb., ist das mit *î* gebundene *ei* ein durch contraction aus *ęge* entstandenes. sehen wir aber näher zu, so wird uns diese beobachtung bald noch auffallender und ausschlaggebend erscheinen. *geleit* < *geleget*, *leitę* < *legete* reimen nämlich in beiden gedichten nur an den genannten stellen, also nie mit altem *ei*, sondern immer, so oft sie vorkommen, mit altem *î*, dh. für den dialekt des Laur. und Walb. diphthong *î*. und ferner reimt nur -*eit* < *eget* so, dagegen reimt -*eit* < *aget* sehr häufig und immer gebunden mit altem -*eit*, nie mit -*ît*, s. *geseit* < *gesaget* : -*eit* Laur. 45. 119. 311. 455. 773. 831. 871. 1063, *seitę* : -*eit* Walb. 275. 451. 695, *unverzeit* < *unverzaget* : -*eit* Laur. 709. 995, : -*eip* 571, *meit* < *maget* : -*eit* Laur. 743. 779. 1101. von zufall kann da natürlich die rede nicht sein. im Laurin D (des Heldenbuchs) zb., dessen text aufserhalb Österreichs gereimt wurde, finden wir alsbald mehrere *geleit* : *eit* (1723. 2061). wenn Lambel aber (Anz. aao.) nach analogie der *geleit* : -*ît* auch ein *widerseit* : -*ît* in den text hineinconjicieren will, müssen wir ihm nun ein quod non zurufen. nur -*eit* < *eget* reimt in Laur. und Walb. auf -*ît* und reimt immer auf -*ît*, -*eit* < *aget* aber kann nur auf altes -*eit* reimen.

Der text des Lohengrin (ed. Rückert) rührt von zwei verfassern her, wie schon Lachmann (Kl. schr. i 149 f) erkannt hat. der kleinere erste teil (str. 1—67), dessen erzählung dem Wiener Lorengel parallel läuft, hat einen Thüringer, der gröfsere zweite teil (str. 67—767) einen Baiern zum verfasser. darüber kann nach Elsters aufsatz im 10 bde der Beiträge (s. bes. s. 111 f. 115 f. 169 und vgl. auch Panzer Lohengrinstudien s. 54 ff, Elster Philol. studien s. 252 ff) kein zweifel mehr statt haben. Elster

führt nun (nach vorgang von Rückert s. 272) aao. die drei reime von *î : ei* auf, die sich in der bair. fortsetzung des ersten teils finden. da steht zuerst 733, 7324 *aptî : zwei.* es ist natürlich *aptei : zwei* zu lesen; *aptei,* resp. *abbeteie,* und *vogtei* gelten nicht nur in Baiern, sondern auch in andern gegenden und ihr *ei* (bair. *ăi*) für *î* hängt mit der spätern, bairischen allgemeinen diphthongierung der *î* nicht unmittelbar zusammen, s. oben s. 382. einen sichern reimbeleg für *abbeîte* kenn ich überhaupt nicht. die beiden andern bindungen von *î : ei* in Lohengr. II sind 86, 859 *wît : beleit* < *beleget* und 92, 915 *zît : geleit* < *geleget.* wider also beide male *ei* < *ege : î,* kein andres *ei,* kein altes und kein *ei* < *age.* und wider sind die beiden auf *-ît* gereimten *leit* < *leget* die einzigen *leit* < *leget* im gedicht, so dass hier *ei* < *ege* stets auf *î* und nie auf *ei* reimt, wogegen *seit* und *seitę* < *saget(e)* 98, 974. 157, 1551. 181, 1809. 198, 1979 usw., im ganzen zehnmal, *geseit* < *gesaget* 131, 1305. 233, 2329. 260, 2595. 278, 2771 usw., im ganzen 12 mal, *jeit* und *jeitę* < *jaget(e)* 255, 2541. 311, 3109. 359, 3585. 415, 4141, *gejeit* < *gejaget* 588, 5872, *jeide* subst. < *jägede* 157, 1566, *unverzeit* < *unverzaget* 265, 2649. 270, 2699. 295, 2944 und ebenso oft auch *meit* < *maget* stets mit altem *-eit, -eide* gebunden werden. ein *geleit : -eit* kommt im bair. teil des gedichts nicht vor, während schon die wenigen strophen des kürzern ersten, des md. teils charakteristischerweise ihr *geleit : -eit* 19, 192 belegen [1]. wir dürfen also wol annehmen, dass der bair. verfasser von Lohengr. 67 ff *ei* < *ege* mit einem laut gesprochen hat, der es ihm ermöglichte diesen diphthong auf diphthong *î,* nicht aber, ihn auf altes *ei* zu reimen. *ein* 'allein' *: sîn,* wie Elster aao. s. 114 anm. in str. 600, 5995 conjicieren will, ist daher ganz und gar nicht 'für unsern verfasser durchaus passend', denn unser verf. reimt nur *ei* < *ege* auf *î,* nicht altes *ei.*

Ebenso klare verhältnisse und noch dazu mehr material bietet uns Seifrid Helbing. hier reimt *geseit* < *gesaget* und *seit* < *saget* immer auf altes *-eit* : 1, 363. 511. 590. 1140. 2, 391. 415. 785. 923. 1041. 1434. 15, 825. 8, 228. 358. 1153. 1229. 10, 39. 7, 40. 107. 143. 185. 241. 291. 309. 995, ebenso *ir kleit* < *ir klaget : daz lant ist ungeheit* 2, 1247, *gekleit* < *geklaget : -eit*

[1] aufserdem nur *geseit* 40, 395. 57, 569; aber natürlich kein *meit unverzeit* usf., wie im 2 teil, sondern nur *maget : saget* 51, 501, *:gesaget* 21, 204. 25, 241.

9, 38, *er jeit* < *er jaget* (nicht < *jęget* im Seifr., s. 7, 647) *: -eit* 7, 1164. 1170, *daz jeit* < *daz jaget*[1] *: bereit* 4, 401 und dat. *gejeide* < *gejägede : eide* 'iuramenta' 4, 111. auch *er treit* kann, wie gesagt, in einem österr. denkmal ebensogut einem *traget* als einem *treget* entsprechen. im Seifr. ist *treit* < *traget*, denn es reimt stets zu altem *-eit :* 2, 61. 15, 207. 8, 185. 7, 269. 903. aber *leit* < *lęget*, *leist* < *lęgest*, *geleit* < *gelęget* reimt Seifr. auf altes *-ît* und *-îst* und *eide* < *egede* 'egge' auf *-îde*. die beispiele sind zahlreich. *leit* < *leget : strît* 1, 844, *: zît* 1, 1258, *: vergît* 7, 1025, *geleist* < *gelegest : sîst* 2, 189, *geleit* < *geleget : strît* 3, 173, *: zît* 15, 505, *eiden* < *egeden : lîden* 8, 321. dieses *eiden : lîden* ist uns besonders interessant. hier finden wir ja bei Helbling den abweichenden stammvocal (*ei* für *ai*) wider, den wir oben im selben wort für heutige mdaa. (*ådn* für *oadn*) nach angaben Nagls zu constatieren hatten, wovon unsere ganze betrachtung ausgegangen ist (s. s. 373). während neben den 24 *seit, geseit : -eit* kein *seit, geseit : -ît* (resp. *: gelît*) steht, stehn neben den 6 *leit, leist, geleit : -ît, -îst* nur vier *geleit*, die, ich sage scheinbar, zu *-eit* gereimt werden. dass aber 1, 1030 *für leit : Ein schüzzel tief unde breit*, wie Seemüller nach der einzigen und vielfach verderbten hs. list, zu ändern ist in *für leit : Ein schüzzel tief unde wît*, halt ich für im höchsten grade wahrscheinlich, denn warum sollte der dichter hier von der ihm sonst geläufigen übung abgewichen sein, wo das, was ihr conform war, so greifbar nahe lag? in den drei übrigen fällen, wo *geleit* mit *-eit* gebunden scheint, ist die zweite reimsilbe allemal durch das unbetonte *-heit* gebildet (*: pfafheit* 2, 989, *: wârheit* 2, 1477, *: unbescheidenheit* 4, 711) und dass das *ei* dieser silbe schon damals sowol als altes *ei* als auch als diphthong *î* gesprochen werden konnte, steht doch wol fest (s. s. 375. 384). jedesfalls ist *leit* < *leget* die ausnahme, *leit* < *leget : -ît* die regel. Seifr. kennt nun, wie die meisten Österreicher (aber zumeist nur diese) neben dem starken *phlëgen* auch ein schwaches *phlęgen* (s. *ich phlege* 1, 124) und bildet daher *gephleit* aus *gephlęget* wie *geleit* aus *gelęget*. dieses *gephleit* reimt 2, 637 (nur hier ist es belegt) nach der hs. und Seemüllers text auf *Daz uns von dir*

[1] da bei den Österreichern jedes *-aget* zu *-eit* werden kann, so kann natürlich *jaget* unmittelbar zu *jeit* werden, so gut wie *geklaget* zu *gekleit* wird und braucht nicht erst analogiebildung zu gen. dat. *jęgede* zu sein. übrigens heifst es *jägede* und *mägede*, nicht *jęgede* und *męgede* und *äge* steht in der contraction *age* gleich, nicht *ęge*, s. oben s. 372.

ist für geseit. aber man sagt nicht *vür sagen*, sondern *vür legen* und der knecht *seit* nicht, sondern er *leit vür*, wie auch in derselben nr 926. 1252 uö. (s. auch 15, 609. 7, 1025) richtig, mit den gleichen beziehungen auf die darlegungen des knechts wie 637, überliefert ist. ich halte daher die conjectur *vür geleit* für *vür geseit* für so sicher, als eine conjectur nur sein kann. dann aber wird die beobachtung, dass *-eit* < *eget* einen von *-eit* < *aget* und altem *-eit* verschiednen klang bei Seifr. hatte, auch um das *gephleit* < *gephleget* erweitert, denn hier reimt *-eit* < *eget* dann charakteristischerweise in sich.

Nun aber weiter. *î : ei* reimt bei Seifr. aufser an den genannten stellen, an denen *î : ei* < *ege* reimt, sonst nur in folgenden drei, ganz charakteristischen fällen[1] *: sî :* lat. *dei*, gen. von 'deus' 7, 397, *bî :* lat. *mei* gen. von 'meus' 9, 153[2] und endlich *sîst : geist* (s. s. 381 f) 10, 49[3]. das spricht für sich selbst.

Endlich sind im Christophorus Zs. 17 *zît : leit* < *lęget* 865. 1003. 1389, *widerstrît : verleit* < *verlęget* 935 neben *spîstę : geist* 1394. 1481 die einzigen beispiele für bindung von *î : ei*[4] und die vier ersten zugleich die einzigen belege für *leit* < *lęget*. dieses *lęit* reimt also auch hier immer auf *-ît*, dagegen *meit* < *maget* (1519), *seit* < *saget* (15. 63. 75 usf.) immer nur auf *-eit*, sowie auch altes *-eit* nie auf *-ît* reimt. über die sonderstellung von *geist* s. oben s. 376 f. 381 uö.

So steht also fest: Laur., Walb., Lohengr. II, Seifr. Hebl., Christoph. hatten *î* bereits diphthongiert, der diphthong war ver-

[1] 4, 433 kann *umbesweife* ebenso gut zu *Greife* als zu *Grîfe* reimen. der name braucht so wenig imperativisch zu sein als die andern mit ihm verbundenen *Erge* usw. es sind. und als ein abstract zu *grîfen* konnte der dichter ein *Greife* so gut bilden als ein *Grîfe*.

[2] da Seifr. sicher schon *ei* für *î* sprach, ist an *sî, bî : dēî, mēî* nicht zu denken. was wäre es auch für ein zufall, dass beide male, wo bei dem dichter *-î*, das er *-ei* sprach, zum lat. genetiv reimt, dieser gen. *dei* und *mei* ist, der die auffassung *-ei : dei, mei* gestattet? nicht *Christi, domini, sui, nostri, vestri* usw., und auch nicht *tibi, mihi, sibi, caritati, homini, amavi* usw., denn auch sonst reimt kein lat. *î* zu deutschem *î* (das vocalspiel unterligt andrer beurteilung), sowie Seifr. auch von allen vocalen kürze und länge mit einander bindet, nur *î* niemals auf *i* und *û*, *iu* niemals auf *u*, *ü*. Seemüllers diesbezügliche angaben s. LXXI sind hier zu berichtigen.

[3] daneben natürlich auch (s. s. 376 f. 384) *geist : allermeist* 7, 1001.

[4] denn 1104 ist *waichen* wol gleich mhd. *weichen* 'weich werden', nicht gleich mhd. *wîchen*, wie dies ja auch das *ai* der hs. A erweist.

schieden von altem *ei* (*ai*), sowie heute auch, das aus *ege* contrahierte *ei* aber war hier identisch oder wenigstens ähnlich dem aus *î* entstandenen neuen diphthong, während *ei* < *age* mit altem *ei* (*ai*) zusammenfiel.

Sehen wir uns nun die ältesten beispiele für bindung des *î* mit *ei* im 13 jh. an, die sich bei Heinr. vTürl., im Mantel, bei Ulr. vTürl., im Mai und Beaflor und beim Pleier finden, so tritt uns ganz die gleiche erscheinung entgegen. entweder wir haben es mit dem *-teie* statt *-tîe* der fremden endung zu tun, oder das *ei* steht in einem, sei es aus der schriftsprache (*geist, rein*) sei es aus dem latein. (*dei, mei*) oder dem roman. entlehnten wort, — oder *ei* ist gleich *ege*!

Bei Heinr. vdTürlein reimt 8840 *erzenei : enzwei*, sowie oben im Lohengr. II *aptei : zwei*. es ist wol *ärzetei* zu schreiben und ein *arcîtteie* steht auch tatsächlich in der md. hs. des 13 jhs. der Hohenfurter Benedictinerregel, die Scherer Zs. 16 herausgab, XXVIII 7 (s. Lexer Nachtrag s. 34), welche hs. kein *ei* für *î* schreibt. ebenso geben die predigten der Leipziger hs., die Schönbach im ersten band seiner sammlung ediert, fast durchweg *arcteie, arcteige*, sonst aber kein *ei* < *î*; s. Schönbachs glossar s. 460 s. v. sonst reimt bei Heinr. nur *samît* zu *geleit* < *geleget* 2831 und *zît* wider zu *geleit* < *geleget* 25566. nie reimt *-ît* zu altem *-eit*, auch nie zu *-eit* < *aget*, die in der Krone doch so häufig und mannigfaltig im gebrauch stehn.

Sehn wir nun den Mantel (s. Warnatsch s. 94)! wider nur[1] *zît : geleit* < *geleget* 110. 216, *sît : geleit* < *geleget* 716! wider kein *-ît* im reim zu altem *-eit*, kein *-ît : geseit, verzeit*, welch letztere zu altem *-eit* sehr häufig reimen.

Und genau so verhält sich ferner Ulr. vdTürleins Willehalm. die bindungen von *î : ei* zählt Singer s. XV und LXIV seiner ausg. vollständig auf. davon ist (worauf Singer selbst mich aufmerksam

[1] Warnatsch führt noch an *enzît : beit* (prät. von *bîten*) 405. aber das ist conjectur, und wie wir wol heute schon urteilen dürfen, sicher falsche conjectur des herausgebers. die hs. hat *pîte : unzeite*, was allerdings keinen sinn gibt. es ist vielleicht zu lesen *Artûs enwolt niht vor gezzen, Unz er âventiure bite* (so die hs., *beit* Warnatsch). *In dûhte ez noch unzîte* (*unzeite* hs., *enzît* Warnatsch) *Daz er dannoch æze.* darauf führte vielleicht auch die von Warnatsch beigedruckte parallele in dem der quelle nahestehnden fabl. *Mes au roi Artus n'ert pas bel Que il menjast ne ne beüst.* vgl. auch Mantel 447, Wigal. 247.

machte) 68, 7 *zeigen : nîgen* zu streichen, denn es ligt *neigen*, das schwache verb, nicht *nîgen* vor. dann bleiben *gît : widerleitę < widerlegete* 9, 15, *zît : leitę < legete* 13, 20, *strît : gît : ûf geleit < ûf geleget* 168, 29, *gît : ûf geleit < ûf geleget* 217, 12, endlich *gît : treit < tręget* 314, 13, *ze bêder sît : umbe jeitę < jęgete* 45, 3. dass, wenn auch die Österreicher des öfteren *treit < traget* bilden, dennoch eine auf *tręget* zurückgehnde form bei einem oder dem andern von ihnen sicher möglich wäre [1], bedarf keines beweises. dass aber die *ei*-formen von *jagen* auch in andrer beziehung häufig mit *-eit < eget*, nicht mit den *-eit < aget* zusammenstehn, darauf hab ich oben schon im allgemeinen und für unsern Ulrich im besondern hingewiesen (s. s. 357). wider reimt also nur *-eit < eget* auf *-ît*, nie altes *-eit*, auch nicht das bei Ulr. so ungemein häufige *geseit < gesaget* [2].

Dazu kommt bei Ulr. nun noch die bindung *prîs : Arabeis* 210, 20. aber wir wissen ja schon, dass die *ei* fremder worte, *geist* und *rein* sogut wie *dei mei* und das roman. *-eis*, bei den österr. dichtern vielfach anceps gebraucht werden, sowol mit altem *ai < ei* als mit neuem *ei < î* gesprochen und gereimt werden konnten.

Im M a i u n d B e a f l o r finden wir nur dieses französische *ei* auf *î* gereimt, *curteis : prîs* 196, 25, und ebenso bindet auch der P l e i e r *curteis : amîs* Meler. 7773. Tand. 2903, *: prîs* Tand. 249. 16765. 16786, *: wîs* Gar. 12067, *: Florîs* Gar. 4837. 5391. 9874, *: Klarîs* 20789, *: Avenîs* 7359, *: Angenîs* 12687. 15240. beim Pleier finden wir aber auch wider unser *-ît : -eit < eget*, uzw. *wît* und *zît : (ge)leit < (ge)leget* Gar. 8778. 10260. Tand. 4347. 10582 und andre *î : ei* als diese finden sich auch beim Pleier nicht [3].

[1] daranf weist ja auch das fehlen von *treit* mit *leit* in Nib., Rabenschl., Roseng. A, Klage, s. oben s. 380.

[2] neben den 4 *leit < leget : -ît* stehn 12 *leit < leget : -eit*, uzw. 118, 7. 125, 14. 173, 9. 215, 13. 216, 15. 257, 1. 284, 23. 292, 17. 298, 9. 305, 23. 308, 7. 325, 11. also erst gegen den schluss hin werden diese häufiger. die ersten beiden *leit < leget* reimen auf *-ît*, ferner stehn bis 216 incl. 4 *leit : -ît* gegen 5 *leit : -eit*, von 257 an folgen dann noch 7 *leit : -eit* und kein einziges *leit : -ît*. in sich reimt *geleit : treit* 189, 21, die *g*-form reimt zu *beweget* 249, 27. Fischers zahlen, die ich oben s. 357 citierte, sind nach Singers ausg. also erheblich zu berichtigen; jedoch alteriert dies den oben aus den nicht ganz correcten zahlen gezogenen schluss in keiner weise.

[3] dass *lîden : scheiden* Tand. 3798 (dl. 3809 Khull), welches Weinhold Mhd. gramm.[2] s. 101 EHMeyers aufsatz entnimmt, zu streichen ist, hab ich

Alle diese dichter reimen freilich, hier im gegensatz zu den zuerst vorgeführten denkmälern, zu Laurin, Walberau, Lohengrin, Seifrid Helbling und Christophorus Zs. 17, *leit* und *geleit* auch des öftern (jedoch nicht allzuhäufig, s. s. 379) auf altes *-eit*.

Ebenso verhalten sich noch manche der jüngern Österreicher. die beiden einzigen bindungen von *î* und *ei* beim Suchenwirt sind widerum *gezwît* 'mit zweigen' *: erleit* < *erleget* 24, 136, hier ist *ei* also *ei* < *ege*, und *Sameit* 'Samogidi' *: hôchzît* 4, 257, hier ist *ei* fremdes *ei*, wenn würklich *Sameit* und nicht *Samît* anzusetzen ist. ebenso ist in dem einzigen *î : ei*, das Weinhold aus Teichner nachweisen kann (s. oben s. 386 anm.), *spîs : fôreis* Karajan anm. 285 *ei* fremdes, romanisches *ei*. im fastnachtspiel vom Berner und Wunderer find ich 550, 31 *zît : geleit* < *geleget*.

Auch Jans Enikel lässt noch die alten verhältnisse deutlich durchblicken. vers 1—3500 der Weltchron. reimt *geseit* zu altem *-eit* 18 mal, *er seit* 6 mal, *ir seit* 1 mal, *er treit* 2 mal, altes *-eit* in sich 27 mal. diesen 54 reimpaaren steht hier nur ein reimpaar mit *geleit* < *geleget : -eit* (1111) gegenüber. daher kann es nicht zufall sein, wenn unter den 32 bindungen von *î : ei*, die die Weltchron. aufweist[1], 23 bindungen von *-ît : (ge)leit* < *(ge)leget* sind, uzw. *(ge)leit : wît* 2577. 15793. 22069. 23239. 27026. 28495, *: zît* 3241. 3649. 4679. 4985. 11199. 11751. 11881. 17041. 18163. 20565. 20675. 24567. 26289. 27145. 28823, *: samît* 15977. 23667. da *(ge)leit* bis v. 4000 der Weltchron. nur einmal zu altem *-eit* und viermal zu *-ît* reimt, werden wir wol annnehmen dürfen, dass *ei* < *ege : î* die Enikel geläufigere verbindung war. sonst wird *-ît* in der Weltchron. noch sechsmal

schon Anz. xxii 363 notiert. — Gsr. 3510 muss es im reim auf *bereit* statt *Uf dem grüenen anger wît* heifsen *Uf d. g. anger breit.* die genau stimmende parallelstelle Meler. 5007 gibt *heide breit. Uf den grüenen anger breit* steht zb. auch Meler. 1528 uö. *anger breit* und *anger wît* wechseln beim Pleier fortwährend, sodass die unsicherheit des schreibers hier eben so erklärlich ist wie bei der setzung von *Mit rehte manlîcher wer* oder *gēr*, die, wie wir oben s. 267 anm. 1 sahen, öfter den platz tauschen. da die jüngern hss. *b* für *w*, *w* für *b* schreiben und *î* als diphthong, ist ein *breit* der vorlage leicht als *weit* (di. *beit*) verlesen. der gleiche fehler in der hs. des Helbling, s. oben s. 390.

[1] SSinger hatte die freundlichkeit, mir diese belege aus seinen sammlungen beizusteuern.

zu altem *-eit* gebunden [1], die beiden *wâhrheit : nît* 797 und *strît* 8119, die darunter sind, dürfen wir da nicht mit Singer Mhd. schriftspr. anm. 10 s. 15 pressen, denn dass unter 6 auf *-ît* reimenden *-eit* zwei dieser *-eit* durch das so häufige *-heit* repräsentiert werden, kann doch nicht auffallen. aufserdem notierte Singer aus der Weltchron. noch *stein : dîn* 16143, *zeichen : strîchen* 8617, *mît ein : mîn* 21585. sollte sich nicht in diesen bindungen schon die 'städtische', wienerische aussprache des alten *ei* (*â*, nicht *oa*, wie auf dem land) kund tun? s. auch Singer aao. anm. 17 s. 16, der freilich die sache etwas anders fasst.

Aber es gibt in spätmhd. zeit auf bair.-österr. gebiet auch aufser Enikel noch dichter, die *î* mit *ei* über die vorbin umschriebenen grenzen hinaus zu reimen wagen. viele sinds ibrer nicht, ich kenne nur Hadamar vLaber und Oswald vWolkenstein [2]. auch im dialekt dieser autoren war *î* gewis nicht gleich *ei*, also *ei* nicht gleich *ai*, aber der sprachgebrauch fremder gegenden hatte bei ihnen verwirrung angerichtet, und von Oswald wissen wir ja, wie sehr er auf fremdsprachliches horchte und es nachahmte. er hörte das *ei*, das er für mhd. *î* sprach, von fremden mdaa. in worten gesprochen, die er mit *ai* sprach, und dies richtete die verwirrung an. am deutlichsten ist das ja beim Bruder Philipp. dieser Mittelfranke reimt *î : ei* häufiger, als alle Baiern und Österreicher zusammengenommen, s. Rückerts anm. zu v. 1716 und doch fiel kein *î* und *ei* je, weder im Moselfränk. noch im Ripuar., zusammen, und ebensowenig in Steiermark, wo Philipps publicum zuhause war. aber die rücksicht auf den wildfremden dialekt hatte des dichters sprachsicherheit erschüttert und unsinniges zu tage gefördert.

Es ist dieselbe verwirrung und sprachmengung, aus der das identische *ei* für mhd. *ei* und *î* in unsrer nhd. gemeinsprache hervorgegangen ist.

Fassen wir nun zusammen. *ei* < *age* (dazu gehört in Baiern-Österreich stets auch *seit* und des öftern auch *treit*) wird von

[1] *nît : wârheit* 797, *: eit* 9097; *strît : wârheit* 8119, *zît : breit* 18199, *samît : gemeit* 16025, *: kleit* 26783. — aus dem Fürstenb. citiert Weinhold Mhd. gramm.^{2} s. 101 3 (*ge*)*leit* < (*ge*)*leget : -ît*, sonst nur ein *gestein : vingerlîn*.

[2] die beispiele für *î : ei* und *iu* (*eu*), die Bartsch Germ. 8, 134 aus der Oswaldlegende ed. Ettmüller beibringt, zerflattern alle bei näherm zusehen.

allen Österreichern und Baiern mit einem dem alten *ei* identischen laut gesprochen und von allen dichtern mit altem *ei* und nur mit altem *ei* im reim gebunden. *ei* < *ege* (dazu gehört an verbalformen aufser *leit* des öftern auch *treit* und *jeit*) wurde mit einem andern laut gesprochen als *ei* < *age* und altes *ei*. es wird daher in einigen der ältesten bair.-österr. dichtwerke gar nie gereimt (so Nib., Gudr., Bit., Roseng. A, Rabenschl., Tundalus), obwohl diese werke *ei* < *age* sehr häufig reimen [1], von manchen andern wider nur auf *î* oder in sich gereimt (so Laur., Walb., Lohengr. II, Seifr. Helbl., Christoph.), von noch anderen bald auf *î*, bald auf *ei* (so Heinr. vTürl., Mantel, Ulr. vTürl., Pleier, Suchenw., Enikel), von einigen wenigen aber auch auf helles *â* (*æ*, *â*, so Teichner). bei allen bair.-österr. autoren aber, die *ei* < *ege* überhaupt mit altem *ei* oder *ei* < *age* binden, ist doch diese bindung verhältnismäfsig selten und tritt vor der bindung von *ei* < *age* : *ei* in bezug auf häufigkeit des gebrauchs weit zurück.

Eins soll nicht verschwiegen werden. dass *ei* < *age* in Baiern und Österreich heimatsberechtigt ist und nicht aus alem. litteraturdenkmälern nur von den dichtern herausanalogisiert wurde, beweisen die aufgeführten reimverhältnisse allein bis zur evidenz. nicht dasselbe kann man mit gleicher bestimmtheit für *ei* < *ege* behaupten. wenn das *ei* von *leit* < *leget* oder von *eide* < *egede* bald auf *ei*, bald auf diphthong *î* gereimt wird, hat das als analogie zur seite die art, wie fremdes *ei*, das *ei* in *geist* und *rein*, das *ei* in *curteis*, *Arabeis*, *dei* und *mei* in den selben österr. gedichten bald auf *ei*, bald auf diphthong *î* gereimt wird; und der schluss läge nahe : folglich war auch *ei* < *ege* in Österreich ein fremdes *ei*, da es ja ganz gleich behandelt wird, wie andre entlehnte *ei*. aber darf man so schliefsen? wir müsten an eine gut mundartliche entlehnung denken, wie eine solche ja auch wahrscheinlich in *geist*, *heilig*, *rein* usw. vorligt, nicht an eine litterarische. denn *eide* < *egede*, *eidehse* < *egedehse*, *Mánhart(sberg)* < *Meginhart* wurden nicht durch vermittlung der litteratur und des

[1] zu deren zeit war also *î* noch nicht völlig zu diphthong geworden, der mit *ei* < *ege* und *ei* < *ede* zusammenfallen konnte. ich notiere auch das fehlen von *ei* < *ede*, bes. mit rücksicht aufs Nib. denn hier muss die absenz der reime auf das österr. (s. s. 386 f) *gereit* < *geredet* entschieden auffallen, weil *reite* für *redete* im innern durch die besten hss. widerholt bezeugt ist, s. Bartschs wb. s. 247 s. v., und bes. 1154,3. 1159,1. 1191,4 usw.

reims entlehnt. und eine solche, wie wir sahen, die weitesten strecken bair.-österr. gebiets begreifende entlehnung scheint mir für verbalformen, wie die *leit*, *leist*, *geleit*, *gejeit*, *gereit* (< *geredet*) es sind, doch wider ganz unmöglich zu sein.

An den schluss dieses abschnitts stell ich noch die zahlen für die sogen. reime von *î* auf *ei* bei den oben behandelten dichtern zusammen. von *-eie* statt *-îe* der fremden endung seh ich ab, ebenso von den reimen Hadamars, Oswalds und Philipps. dann find ich in Vintler, grNeidhartssp., Laur., Walb., Lohengr., Seifr. Helbl., SChristoph. Zs. 17, Krone, Mantel, Ulr. Wh., Mai, Pleier, Suchenw., Teichner, spiel vom Berner, Enikel zusammen 98 solcher reime. davon entfallen 58 auf reime von *î : ei* < *ege* (*leit, treit, jeit, eide*) uzw. Laur. 3, Walb. 2, Lohengr. 2, Seifr. 7 (oder 8?), Christoph. 4, Krone 2, Mantel 3, Ulr. Wh. 6, Pleier 4, Suchenw. 1, spiel vom Berner 1, Enikel Weltchron. 23. ferner 29 auf reime von *î* zu fremdem *ei*, uzw. Vintler 7 *rein*, grNeidhartssp. 1 *rein*, Seifr. 1 *geist*, 2 *dei* (*mei*), Christoph. 2 *geist*, Ulr. Wh. 1 *Arabeis*, Mai 1 *curteis*, Pleier 12 *curteis*, Suchenwirt 1 *Sameit*, Teichner 1 *fôreis*. weiterhin *-ît : -heit* 3 fälle (Vintler 1, Enikel 2), *-în*: unbetontes *ein* 1 fall beim Vintler und schliefslich aufserdem noch 7 unerklärte *î : ei*, alle in Enikels Weltchronik[1].

lît < *liget*. — Beobachtungen s. 470 hab ich auf den parallelismus aufmerksam gemacht, in dem bei Hartm. und Wolfr. der gebrauch und das fehlen des aus altem *igi* contrahierten *î* und des aus altem *agi*, *ęge* contrahierten *ei* stehn. so wie Hartm. nur die formen *er leit*, *er treit* und das part. *geleit* kennt, so gebraucht er auch ausschliefslich *er lît*, und so wie ihm ein **ir leit* für *ir leget* oder **ir seit* für *ir saget* fremd ist, so fremd ist ihm auch ein **ir lît* für *ir liget*: er reimt stets *er lît*, aber nur *ir liget : gesiget* Er. 9340. Wolfr. aber, der nur sporadische *treit* und *leit* aufweist, stellt auch nur ein einziges *er lît* neben zwölf *er liget* in den reim.

[1] als mein manuscript schon im wesentlichen abgeschlossen vorlag, erfuhr ich von MHJellinek, dass auch er schon selbständig die beobachtung gemacht hat, dass in den ältesten bair.-österr. bindungen von *î : ei* das *ei* meist contractions-*ei* ist. nur dass die *ei* < *ege* und die *ei* < *age*, *äge* in den reimen der Österreicher und Baiern hierin getrennt behandelt werden, dass contractions-*ei* in der bindung *î : ei* nie *ei* < *age*, sondern immer *ei* < *ege* ist, war Jellineks beobachtung bis dahin entgangen.

Ich führe nun zunächst noch einige dichter vor, die, so wie Hartm., ihrem allein gültigen *er lît* das ebenso allein gültige *ir liget* gegenüberstellen.

So reimt Ulr. vTürh. nur *er lît* Trist. 499, 26. 520, 17. 524, 19. 539, 19. 571, 9, Rennew. Germ. 16, 1, 81, Zs. f. d. ph. 13, 119[d], 43. 130[a], 45, Roth 323, 83. 341, 69. 378, 13, Lohm. 289. 777. über *er lît : er phlît* Trist. 508, 31 s. unten. aber Rennew. Roth 341, 71 reimt *ir liget : wiget* und nirgend steht ein *ir lît.*

Der Lanz. reimt *er lît* 1777. 2645. 4333. 4735. 8785. 8973, aber *ir liget : er phliget* 839. *phlît* erscheint im Lanz. niemals für *phliget*, das 1741. 6645. 7959 nur auf *gesiget* reimt. vgl. noch *unhôhe wiget : an gesiget* 2513. also niemals *er liget*, niemals *ir lît*!

Ebenso reimt Wirnt, hier in directem gegensatz zu seinem nachbar Wolfram, *er lît* Wig. 294. 2684. 2876. 3759. 5065. 5694. 8490. 9531. 9849. dass ihm diese form organisch zukam, zeigt auch bei ihm der richtige contrast von ausschliefslichem *er lît* und ausschliefslichem *ir liget*, das Wig. 7238 zu *gesiget* reimt.

Im Ortn. und Wolfd. A reimt *er lît* Ortn. 22, 4. 32, 4. 58, 2. 94, 3. 103, 4. 309, 3. 345, 2. 354, 3. 361, 2. 369, 2. 414, 4, Wolfd. 417, 1. 472, 4, *du lîst* 486, 1. *er liget* fehlt wider, wol aber heifst es nur *ir liget : gesiget* Ortn. 466, 1.

Noch in Konrads vStoffeln Gauriel steht sich *er lît* 2697. 3101 (daneben kein *er liget*) und *ir liget : an gesiget* 1102 (daneben kein *ir lît*) gesetzmäfsig gegenüber.

Bei vielen dichtern ist natürlich *ir liget* im reim nicht belegt, bei denen dennoch für die 3 sing. nur *lît* gilt. die formen der 2 plur. reimen ja überhaupt selten, noch dazu bietet *ir liget* keine sehr bequeme reimform. als solche dichter mit ausschliefslichen *er lît* wären etwa zu nennen : Rud. vEms, Konr. vHeimesf., Freidank, gFrau, Wetzel, Serv. Zs. 5, ferner Nib., Klage, Rabenschl. die Alemannen unter ihnen sagen auch ausschliefslich nur *treit leit* (aber natürlich *ir legt* Urst. 116, 57. 117, 86) und nie *tregt legt.* freilich steht es nur von den umfangreichern der eben genannten, so zb. von Rud. vEms, vollkommen fest, dass ein *er liget* bei ihnen unmögliche form ist.

ir lît kenn ich nur aus zwei md. dichtern, es reimt bei

Herb. 6946. 12464 und in Heinrichs Vaterunser 4188. bei Herb. scheint auch *er lît* obligatorisch zu sein: 247. 1233. 1343. 8596. 8975. 10823. 10861. 14418. 14785. 16274. 18064, *du lîs* 14070, *lît : phlît* 15461. *ir lît* ist eine analogieform, die sich erklärt wie das *lîn* und *lîgen* der hess. Elisabeth und der rheinischen (sic!) Virginal, von denen unten noch die rede ist.

er liget neben *er lît* belegen Gotfr. vStrafsb. (*er liget* 855. 6103. 6807), Reinbot (*er liget* 851. 4487), Walth. (*er liget* 42, 24. 64, 35), Konr. vFussesbr. (*er liget* 2033), Otte (*er liget* 2555. 4771), Hugo vTrimb. (*er liget* 5534. 10110. 11325. 11795. 15868), Mai (*er liget* 29, 25. 112, 1), Pleier (*er liget* Mel. 5564 uö.), Dietr. Fl. (*er liget* 10105) ua., ferner Hugo vLangenst., Walth. vRheinau ua. von Alemannen aufserhalb des Elsass, dem auch das md. *phlît* nicht fremd bleibt, sind nur spätere autoren unter dieser kategorie vertreten. die meisten (auch Hugo vLangenst. und Walther vRheinau) stellen auch *legt* neben *leit*, s. Reinbot 1025. 1215. 2061, Walth. 54, 11, Kindh. Jesu 1771, Mart. 56, 111. nur bei Gotfr. und Hugo vTrimb. fehlt *legt* und *tregt* im reim, jedoch ist zufall nicht ausgeschlossen.

Ebenso zeigt nun auch der Stricker *er liget* nebeu *er lît*. er reimt dieses *liget* zu *gesiget* Dan. 1831. Karl. 4761. Frauenehre 495. Hahn XI 125. Altd. wäld. III 229, 31, zu *phliget* (*phlît* fehlt bei ihm) Frauenehre 1011. Pf. Üb. 1, 82. Doc. Misc. II 52. Hahn XII 255. 441. 675; *lît* dagegen uur Karl 3559. 7071. Frauenehre 35. Am. 1387. Gesamtab. 60, 41. es stehn bei ihm also 11 *liget* gegen nur 5 *lît*, welches verhältnis dadurch noch mehr zu gunsten von *liget* verschoben wird, dass reime des typus *-iget* ja überhaupt viel seltener sind, als solche des typus *-ît* (s. Beobachtungen s. 470), für *lît* also viel mehr reimmöglichkeiten gegeben waren, als für *-iget*[1]. dies bezeugt auch deutlich das verhältnis von *lît : liget* bei den andern dichtern, die beide formen reimen, es ist für Gotfr. wie 18 : 3, für Reinb. wie 10 : 2, für Walth. wie 11 : 2. für Konr. vFussesbr. wie 3 . 1, für Otte wie 3 : 2, für Hugo vTrimb. wie 17 : 5, für Dietr. fl. wie 6 : 1 usf., nur für Stricker umgekehrt wie 5 : 11. Strickers form war also

[1] es reimt aufserdem blofs *phliget : gesiget* Dan. 975, Gesamtab. 37, 61 Germ. 6, 462, 55, Pf. Üb. 1, 30, *: wiget* Karl 9223, Hahn XIII 65, *wiget : gesiget* Frauenehre 287, Doc. Misc. II 216.

jedesfalls *liget* und die fünf reime auf *lit* sind vielleicht nur litterarische reime, sowie der eine auf *lit* bei Wolfr.

Bekanntlich ist *git* < *gibet* bei Wolfr. ein sehr häufiges reimwort, so vereinzelt auch *lit* < *liget* bleibt, s. Beobachtungen s. 431. auch der Stricker gebraucht *git* offenbar ohne jeden anstand, denn den 5 *lit* stehn bei ihm 16 oder 17 *git* gegenüber: Karl 345. 1103. 1139. 4629. 5213. Frauenehre 745. 953. Am. 2377. Gesamtab. 69, 51 (?). Grimm Reinh. s. 344. Doc. Misc. II 216. 217. 218. HGerm. 8, 297, 77. 300, 241. 265. Hahn x 47. bei Hartm. haben wir 23 *lit*, 3 *list* und 14 *git*, 3 *gist*, im Renner 17 *lit* und 7 *git* und gleiche verhältnisse bei allen andern dichtern, denen *lit* und *git* gleich gilt.

In dieser übereinstimmung des gebrauchs von *liget*, aber *git* beim Stricker und Wolfram dürfen wir aber kein zeichen bairischer oder bairisch-österreichischer herkunft des Strickers sehn. *lit* fehlt bei keinem Österreicher[1] und Wolfr.s differenzierung von *liget* und *git* ist wol eines der vielen fränkischen und nicht ein bairisches merkmal seiner sprache. das zeigt uns das gleiche verhalten von Alberts Ulrich. wie wir noch des öftern zu bemerken gelegenheit haben werden, ist der dialekt dieses gedichtes süd- oder ostfränkisch, nicht augsburgisch[2]. dass er mit dem dialekt, den Wolfr. reimt, die mannigfachsten berührungspuncte zeigt, hat schon CKraus Abhandlungen zur germ. philologie s. 125 anm. notiert[3]. genau so wie Wolfr. verhält sich nun Albert

[1] nur im Bit. ist *lît* merkwürdig selten. es steht bloſs 12611 ganz gegen schluss des gedichts und reimt dort auf *gît* < *gibet*. auch dieses *gît* ist sonst nur 6908 und 6960 im gedicht belegt. *lît : gît* könnte auch einen unreinen reim *liget : gibet* bedeuten (s. *tage : habe* Bit. 8567, *Bergen : werben* 1629). auch in der Gudr. steht *lît* nur 718, 2, *gît* fehlt, ebenso *liget*. der wenig umfangreiche MHelmbr. ergibt nur zufällig kein beispiel für *lît* oder *liget*; *gît* 1447.

[2] ESchröder bemerkt hierzu, dass auch andre anzeichen, vor allem das verhältnis zu den localnamen der quelle, ihn längst dazu geführt haben, die heimat des autors auſserhalb Schwabens zu suchen.

[3] dass dieses denkmal 'nahezu in allen puncten Wolframs dialekt (nur in etwas jüngrer gestalt) spiegle', ist vielleicht doch etwas zu viel gesagt. es sind auch die unterschiede zwischen Alberts und Wolframs sprache ziemlich bedeutend. Alb. reimt oft und ungescheut *quam* und *quâmen*, Wolfr. sprach nur *kom* und *kômen*, bei Alb. adj. *-lîch*, adv. *-lîchen*, bei Wolfr. *-lîch*, *-lîche*, auch Alberts nach süd- und rheinfränkischer art (s. unten nr 10) durchwegs verkürzten *himelrich* (258), *Uodelrich* (267. 806. 1058. 1185.

auch darin, dass er zwar *gît* zu *sît* und *zît* reimt: 23. 752. 1573, aber ebenso consequent *er liget* zu *phliget* 139 und *gesiget* 203, niemals *er lît*.

Anders geartet ist die unterscheidung, die zwischen der behandlung von *liget* und *gibet* zwei weitere md. dichter machen. der verfasser von Erlös. und Elisab. gebraucht *er lît* sehr häufig im reim: Erlös. 713. 861. 1008. 1145. 1530. 2115. 2523. 6044. 6099. Elisab. 855. 1094. 1335. 1367. 1872. 2615. 2673. 2995. 3509. 4567. 9283. 9735. 9952. 10079. *er liget* findet sich daneben, wie bei den meisten Franken; jedoch nur Erlös[1]. 2727. 6476 im reim auf *phliget* (ein sicheres *phlît* fehlt).

1363. 1527), *gelich* (735), sogar *lich* 'corpus' (305. 1508) laufen Wolfr. direct zuwider und sind kaum jüngre entwicklung seines dialekts. ferner Alb. *weste* 1397, Wolfr. nur *wesse*, Alb. *sî* pronom. 1191, Wolfr. nur *sie* (s. aber *Gregorii : hie* Ulr. 1293), Alb. *stân* (342. 1424. 1429) neben *stên*, Wolfr.s form ist *stên*, Alb. *trehtîn*, ein wort, das Wolfr.s wortschatz fehlt, Alb. *began* 37. 558. 578. 684. 1464, *began* ist bei Wolfr. vereinzelt und blofs litterarischer reim, Alb. *hâte* prät. 367. 683 neben *het*, nie Wolfr. dass Alb. die adj. auf *-sam* liebt, so wie der Stricker, Erlôs., Elisab., Herb. und andre Franken, Wolfr. diese adj. nicht kennt, ist vielleicht nur ein unterschied der reimtechnik und nicht der sprache, ebenso die zahlreichen *tet* Alberts (984. 1011. 1050. 1359 uö.), die Wolfr. fehlen. sehr auffällig aber ist die bindung *giene : dinc* 1238, die bei Wolfr. unerhört ist, s. darüber noch unten nr 10.

[1] dasselbe verhältnis bei *geleget*, das neben *gelaht* und *geleit* nur die Erlös., nicht die Elisab. kennt. dagegen reimt die Elisab. ein im gedicht ohne parallele dastehndes (denn *begēt* < *begēbet : gebēt* Elisab. 8509 hat kurzes *ē* und ein *lein* < *legen* fehlt) *lîn* für *ligen* 935. 278. 7125 und beide gedichte reimen die volle form des inf. nur mit länge, sagen also *lîgen* (*: stîgen* Elisab. 2639. 3513, *: Ludewîgen* 4561. 4589, *: verswîgen* Erlös. 2739. 2896). niemals reimt *ligen* etwa auf *gesigen*, das part. *verswigen* usw.; sondern diese worte reimen nur untereinander, zb. *swigen* plur. prät. *: verzigen* Erlös. Germ. 3, 471, *gesigen : gewigen* Elisab. 8377 usf. nur *geswige* sing. conj. prät. *: Ludewîge* Elisab. 5566 schiene zu widersprechen, aber die unbetonte reimsilbe des namens mag hier (wie auch in Ludwigs kreuzf.) als anceps gegolten haben, *Dietrîch* neben *Dietrich* udgl. ist zu vergleichen. sonst fällt gedehnte kürze, seis in offner, seis in geschlossner silbe, weder in Erlös. noch in Elisab. mit der alten länge zusammen. über *lîchâme*, *lobesâme*, *brûdegâme* usw., bei welchen *â* obligat ist, s. unten nr 10. aufserdem adv. *vôn* neben *von* (*gewon* nur kurz), wie in der hess. Evangelienübers. von SPaul [deren autor aber in Alemannien schrieb, wie Schröder beweisen zu können glaubt] adv. *ân*, s. Schönbach s. 13, und *Sîvrît* (s. Rieger s. 25). *lîgen* hat sein langes *î* und *lîn* als nebenform erhalten durch analogie zu *lît-liget*. ein solches *lîn* finden wir auch in der Virginal 461, 9. 499, 2 neben *lît*. daneben steht kein *-ân* < *agen*, kein *sîn* < *sigen*,

gīt nun reimt nur einmal in der Erlös. 1530 zu *līt* < *liget*. sonst bildet der dichter, sowie einmal aus *begëbet* eine form *begēt* (: *gebēt* Elisab. 8509, *ë* : *ē* oder *ę* reimt nirgendl), so aus *gibet* eine form *gīt*, die er Erlös. 2020 zu *diet* reimt und Elisab. 8717 zu *niet* (di. *niht*, welches oft mit *diet*, *schiet* usw. gebunden wird, s. Erlös. 1734. 3448. 6290, öfter noch in der Elisab. 3047. 3437. 4405. 3805. 3067. 3085. 3097. 6069. 6627. 6751. 6977. 9179). mhd. *ie* reimt in beiden gedichten, wie ja fast in allen md. denkmälern, die *ie* zu einem *ī*-laut monophthongieren, nur wider zu mhd. *ie* oder, in einsilbigem wort vor einfacher consonanz, zu kurzem *ĭ*, dem es qualitativ gleich stand, nicht zu langem *ī*, das später zt. diphthongiert wurde [1]. wir finden bloſs *grien*: *hin* Erlös. 925, *kiel* : *wil* Erlös. 919, *fiel* : *wil* Erlös. 6360, *liet*: *credidit* Erlös. 2058. 4344, *beschiet* : *tremuit* Erlös. 5194 und unsere *gīt* : *diet* und *niet* [2]. *gīt* ist also kurz wie *begēt*; dass es nie rein auf *-īt*, sondern beidemale auf *-iet* reimt, hat nicht die bedeutung, wie die tatsache, dass es beide male nicht auf *-īt* (*wīt*, *zīt*, *sīt*,

genīn < *genigen* in diesen gedichten, denn *līt* war die vorbedingung für *līn*. ebenso bildet sich bei Ulr. vEschenb. und Heinr. vFreib. aus *slahen* -*slân* ein constantes *slâhen* heraus, wobei hier freilich auch die analogie *vâhen*-*vân* eingespielt haben mag, s. WToischer gymn. progr. Prag-Neustadt 1888 s. 7, Bechstein an Heinr. Trist. 4687. merkwürdig ist auch das verhalten Hugos vTrimberg, der auſser dem weit verbreiteten *hô* (zb. Renner 1242) keine contraction über *h* im reim belegen lässt, niemals *i* : *ie* bindet und auch nur selten zweisilbig klingend auf zweisilbig stumpf reimt, und dennoch *smæhen*, *dræhen*, *næhen* usw. : *sehen*, *spehen*, *geschehen* (di. *smæn* usw. : *sên* usw.) 310. 679. 8667. 9594. 9600. 10660. 11784. 14122. 14520, *næher* : *höher* 13214, *gâhen*, *hâhen*, *vâhen* : *slahen* (di. *gân* usw. : *slân*) 288. 6801. 6823. 7009. 12808. 19439 und *ziehe(n)* : *vihe* (di. *zie* : *vie*) 3871. 9700. 9927. 11490. 15966. 22706 ganz anstandslos, aber niemals *gân* < *gâhen* usw. oder *slân* < *slahen* zu -*ân* und nie *zie* < *ziehen* oder *vie* < *vihe* zu altem -*ie* reimt. hat Hugo contrahiert und fielen die producte dieser contraction von *æhe* und *ëhe*, *âhe* und *ahe*, *iehe* und *ihe* zwar unter sich, aber nicht mit altem *æ*, *â*, *ie* zusammen? wenn dies der fall, unterliegen die formen vieler md. dichter, die kein *vân* < *vâhen* usw. kennen, vielleicht ganz neuer beurteilung. aber vielleicht spielt auch bei Hugo absichtliche beschränkung des mundartlichen und teilweises misverständnis ein.

[1] *i* < *ie* aber fällt dann mit gelängtem *ĭ* zusammen und macht die diphthongierung nicht mit.

[2] daneben nur noch *wirde* : *zierde* Elisab. 9889 und ein *geniezen* : *flīzen* Elisab. 2270, in dem kürzung des *ī* vor spirans anzusetzen ist, s. Salzmann Hersfelder mda. s. 21.

nît, strît, Davît) reimt, denn in streng einsilbiges *-ît* endet kein reimwort, als die lateinische endung, welche in der Elisab. nicht vorkommt[1]. auf diese kurzen *gît* und (s. Rieger einl. s. 26) *get* weist auch die heutige mda. hin, s. zb. Salzmann Hersfelder mda. s. 8 [und als beispiel für rheinfränk. gebiete Lenz Die flexion des verbums im Handschuhsheimer dialekt Zs. f. hd. mda. 1, 21 s. v.], und sie haben in der sprache des dichters ihr analogon in den präteritalformen von *haben*. das prät. von *hân* ist *hâte* (resp. *hâde*) für den ind., *hæte* (resp. *hæde*, aber nicht *hêde*, denn der dichter trennt *æ* und *ê* in den reimen) für den conj., dessen form aber auch in den indic. dringt. *hæte* im ind. ist überhaupt eine mehr md. und rheinische form und nicht eine wesentlich oberdeutsche, als welche sie Elster Beitr. 10, 111 fälschlich bezeichnet (s. auch oben s. 294). das prät. von *haben*, jedoch auch für das auxiliar in verwendung, ist *hatte* (Erlös. 435. 769. 3436. 4537. Elisab. 805. 6945) für den indic. und *hette* für den conj., dessen form in der Elisab. aber wider auch in den indic. dringt (Erlös. 2736. 2888. 3469. Elisab. 805. 1573. 1638. 1856. 2415. 3399. 3551. 5055. 6609. 7109. 7389. 8147. 8215. 8279. 8883. 9419). das doppel-*t* im innern entspricht dem einfachen *t* im auslaut.

Das kurze *gît* in Elisab. und Erlös. nun findet bei einem andern Hessen, bei Herbort, willkommene bestätigung, hier hat es schon Salzmann Hersfelder mda. s. 8 constatiert. auch Herb. reimt *lît* sehr häufig, uzw. nicht nur *er lît*, sondern auch *ir lît*, s. oben s. 399, daneben kein *liget*. der inf. heifst bei Herb. immer *ligen* mit kurzem *i*.

[1] der dichter kennt nur *mîde* und nicht, wie Herb., auch *mît*. die latein. endung *-it* sehen wir daher ja auch stets auf *-iet* reimen. auf *-ît* reimt diese endung so wenig wie die endung *-is* auf *-îs*, s. zb. *temporis : gewis* Erlös. 5990. — es wird vielleicht aufgefallen sein, dass die *ie : i* nur in der Erlös. häufig sind. das stimmt dazu, dass auch *sun : tuon* in der Erlös. ungemein oft reimt (741. 1215. 2641 usw., im ganzen 15 mal), in der fast doppelt so umfangreichen Elisab. der dichter sich dieser bindung aber ganz enthält. er gestattet sich hier zu anfang des gedichts *sun* 3 mal zur ableitungssilbe *-tuom* zu reimen (123. 311. 2189; später nur *-tuom : ruom* 6335. 6711. 6749. 7087. 9357. 10247. 10303, so auch schon 1669). auch *Abaguc* (nicht *Abagûc*!) *: genuoc* nur Erlös. 1170, *küme(n) : bluomen, luome* Erlös. 2002. 1355. *nu* und *du* (nicht *nû* und *dû*!) auf *zuo, iezuo, fruo, schuo* zu reimen, nimmt der verf. aber keinen anstofs : die Erlös. weist 26, die Elisab. 47 solcher reimpaare auf. dagegen trennt er die lautgruppen *-unt* und *-uont*, *-unde* (*-ünde*) und *-üende*, *-inc* und *-ienc*, *-inge* und *-ienge* im gegensatz zu Herb. durchaus. s. darüber noch unten nr 10 sub *uf*.

im ganzen Trojkr. reimen *î* und *i* nur einmal, uzw. vor *n*, wo ja diese bindung auch bei den die quantitäten rein scheidenden Alemannen vorkommt (s. s. 11): *mîn : bin* 8347. *er gît* nun reimt nie zu langem *-ît*, auch nie zu *lît* oder *phlît*, sondern nur zu *-it*, das, wenn Herb. auch *mit* neben *mite* sprach (s. *mit : samit* Herb. 2611. 8721. 8901, *: berfrit* 10193. 10467 [1], *: smit* 2987. 14665, s. auch oben s. 51. 98), doch der im vergleich zu *-ît* viel seltenere und unbequemere reimtypus war. so kann es auch nicht auffallen, dass *gît* nur éinmal, 10903, reimt; dass es dieses eine mal kurz zu *mit* reimt, ist entscheidend. und auch bei Herb. entspricht dem kurzen *gît* ein kurzes *gehăt* für *gehabet*, als participium von *haben*, weder *gehât* noch die volle form *gehabet* ist belegbar, *gehat* aber reimt häufig genug, immer auf kürze 6003. 8287. 8585. 12435. 14771. 16380. 16557. das prät. von *haben* lautet auch bei Herb. *hatte*, plur. *hatten*, conj. *hette*, sowie in der Elisab., nur dass bei Herb. indic. und conj. streng getrennt bleiben und *hatte* stets nur das prät. des vollworts ist, während das auxiliar nur *hæte* (resp., da Herb. im gegensatz zur Elisab. zwar intervocalisches *t* und *d*, aber nicht *æ* und *ê* auseinanderhält *: hête*, welches aber mhd. *hæte*, nicht mhd. *hête* entspricht) für indic. und conj. ist, s. zb. *hatten* < *habeten : bestatten* prät. Trojkr. 15368 usw., conj. *behetten* < md. *behebeten : beretten* 'retteten' 5098 usw.[2]

[1] *samit* und *berfrit* sind in der reimsilbe anceps (s. zb. *berfrît* 16075), wie die vocale in der geschlossenen endsilbe fremder worte von Herb. stets anceps gebraucht werden, in offner silbe nur lang (*berfrît* neben *berfrit*, aber nur *berfrîde*, *hamîde* usw., s. zb. 14142). ebenso wie *-it* behandelt er auch die fremde endung *-in*. *-it : -ît* müste durch reime von *mit*, *snit*, *smit* zu den häufigen *zît*, *wît*, *nît*, *strît*, *lît*, *phlît* erwiesen werden. da *mit* aber aufser auf *smit* (und *git*) nur auf das *-it* in fremdworten reimt, sind alle diese reime als rein anzusehen.

[2] vielleicht kennt Herb. auch ein kurzes *du has* (*: was* 8603. 11883) neben langem *hâs* (*: du lâs* 12119 nö., *âs* 13947 uö.). *a : â* reimt bei ihm äufserst selten, nur vor *r*, *ht* und *nd* fallen die beiden quantitäten des vocals sprachlich zusammen und auch vor einfachem *n* finden sich, aber ganz sporadisch, unreine bindungen, es sind *hin dan : gân* 14597, *man : hân* 8383, *an : sân* 4501, *-sam : stân* 281. vor *t* werden beide quantitäten in hunderten von reimen streng geschieden, sodass die im text oben mitgeteilten, widerholten und ausnahmslosen bindungen von *gehăt : -ăt* kurzes *gehăt* ausreichend beweisen. über *gehăt* (neben *hâte*?) bei Albr. vHalberst. s. Bartsch s. ccxxxv, bei Eilhart s. Lichtenstein s. lxxx, vgl. auch Weinhold Mhd. gramm.[2] § 394 s. 426, ferner Salzmann Hersfelder mda. s. 14, der darauf aufmerksam macht, dass in seiner mda. sämtliche formen von mhd. *hân* kurzen vocal haben.

phlît < *phliget*. — die 3 sing. ind. *wiget* erscheint nie contrahiert. schon JGrimm hat Gramm. I 862 (neudruck) die verschiedene behandlung dieser und ähnlicher gleicher lautcomplexe : *liget wiget, er gibet* und die conjunctive *ir tribet belibet, geleget erweget gereget* usw., auf die gröſsere oder geringere häufigkeit des einzelnen wortes zurückgeführt. s. darüber auch oben s. 370.

Anders als die 2 und 3 sing. von *ligen* wird auch die 2 und 3 sing. von *phlegen* von den meisten mhd. dichtern behandelt. ich vermag aus Westdeutschland nur wenige md. oder hd. dichter namhaft zu machen, die neben *list lît* auch *phlist phlît* sagen.

Vor allem ist da Herbort vFritzlar zu nennen. bei diesem reimt *phlît* zu altem *-ît* Trojkr. 989. 2737. 4134. 7333. 7663. 8121. 9217. 11355. 12805. 13357 und einmal zu *lît* < *liget* 15461. ein sichres *phliget* ist bei ihm im reim sowenig belegt als *liget*. auch Lampr. vRegensb., der ein fränkisches und kein bairisches idiom reimt, können wir hier anschlieſsen, s. zb. *phlît* Sion 747. 2023. 3825 uö., ferner aus dem Elsass Gotfr. vStraſsburg. dieser reimt Trist. 3505. 5723 *phlît : zît*, Trist. 18105 *phliget : bewiget* da er auch *liget* neben *lît* reimt (s. s. 399), so behandelt auch seine sprache *phliget* nicht anders als *liget*. wir dürfen in dem *phlît* wol eines der momente rheinischen einschlags in dem niederalemannischen dialekt Gotfrids constatieren. nach Franken weist auch das *phlît* in der Wiener meerfahrt 195.

In bezug auf die bindung *du phlist : du list* in Hartm.s Büchl. 695. kann man schwanken, ob man hier lieber die einzige contractionsform von *phlegen* oder die einzige *g*-form für die 2 (3) sing. ind. von *ligen* ansetzen wolle. dass Hartm. neben *du list* auch *du ligest* sagte, nicht aber *er liget* neben *er lît* (s. oben s. 397), wäre nicht unmöglich. wir könnten darauf hinweisen, dass bei Hartm. *du varst* Greg. 91, aber nur *er vert* Büchl. 1133. Er. 10092. Iw. 19. 2773. 5497 reimt. setzen wir aber *du phlist* an unsrer stelle an und betonen wir, dass nur Hartm.s ältestes werk diese contractionsform reimt, so ist zu bemerken, dass dieses *phlist* durch kein *phligest* oder *phliget* aus des dichters übrigen werken desavouiert würde. denn nicht nur *er phlît* und bis auf das eine beispiel *du phlist* fehlt bei Hartm. im reim, sondern auch *er phliget* und *du phligest*, für welche formen der dichter den reim doch ebensogut hätte finden können, wie er es zustande brachte, sein *ir liget* mit einem *gesiget* zu binden (s. oben s. 397). war

die contrahierte form Hartm.s form, so hatte er zweifellos kenntnis von der geringen verbreitung, dem dialektischen beigeschmack dieser seiner contrahierten form und vermied es sie zu reimen, verschmäht es dann seiner technik gemäfs aber auch, etwa das fremde *phliget* zu acceptieren [1].

Dem gleichen dilemma wie bei Hartm. stehn wir auch bei Ulr. vTürh. gegenüber. der Türheimer reimt nur *er lît* (s. oben s. 398) und reimt nur *er phliget* (Trist. 540, 27. Rennew. Zs. 26, 1ᵃ, 17. 35. Zs. 38, 65. Roth 321,23. 340,51, *phligest* Rennew. Zs. f. d. ph. 13, 129ᶜ, 47). aber Trist. 508, 31 reimt in *er phlît : er lît*, wie die hss. überliefern, das einzige *phlît* oder in *er phliget : er liget*, das einzige *er liget*. das noch ungedruckte material hilft uns vielleicht einmal aus diesem dilemma hinaus.

Sicher belegt sind *phlîst* und *phlît* also nur bei wenigen dichtern, wenigen Westmitteldeutschen und Elsässern. in Rheinfranken fehlen sie zb. im Eracl., Erlös., Elisab., Himmelf. Zs. 5. aufserdem steht kein *phlît*, sondern nur *phliget* neben belegtem *lît* und *gît* bei Ulr. vZatzikh., Fleck, Freidank, Walth., Konr. vFussesbr., Konr. vHeimesf., Wirnt, Pleier, Heinr. vTürl. Ulr. vTürl. Mai, Wetzel, Rud. vEms, Wernh. d. Gärtn., Serv. Zs. 5, Reinb., gFrau, Hugo vLangenst., Walth. vRheinau, Mor. vCraun, Nib., Gudr., Biterolf, Klage, Ortn. und Wolfd. A, Dietr. Fl. und Rabenschl., Wigamur, Hugo vTrimberg. dass *phlît* auch bei Wolfr., Stricker und in Alberts Ulrich fehlt, versteht sich fast von selbst.

Dagegen ist die contrahierte form bei den ostmd. autoren zu hause. beispiele aus Albr. vHalberst. und Passional bringt Lexer s. v., s. ferner Ludw. Kreuzf. 1499, Heinr. vKrolw. 4330. 4370, Ebern. vErf. 377. 1921. 1985. 2435. 1481 [2] ua.

[1] den ausweg, durch eine bindung *phlît : lît* die form in der schwebe zu lassen, konnte Hartm. nicht betreten. denn nicht nur für ihn, sondern auch für die meisten gleichzeitigen Alemannen gab es eben nur ein *er lît*, kein *er liget*.

[2] unentschieden bleibt bei diesem *phlît : lît* 4671, *phliget : liget* 3445. 4697, denn er reimt auch *er liget : gesiget* 2391. *quît* < *quidet*, das in diesen ostmd. gedichten ebenfalls häufig ist, sich aber zb. auch in Erlös. und Elisab. findet, verlangt gesonderte sammlungen.

Freiburg i. d. Schw., dec. 1899. KONRAD ZWIERZINA.

DIE SAGE VOM SCHWANRITTER IN DER BROGNER CHRONIK VON CA. 1211.

Nach einem chronikartigen bericht, welchen ein geistlicher des klosters Brogne (oder SGérard, südlich von Namur) um 1211 verfasste und den Le Paige in seinem merkwürdigen buche Histoire de l'Ordre héréditaire du Cigne, Bâle 1780, teilweise herausgegeben hat, war Manasses, herr von Hirgia, dh. Hierges zwischen Givet und Fumay, ein nachkomme des Schwanritters, denn er stammte — nach eben diesem bericht — durch seine mutter, eine schwester Gottfrieds vBouillon, von jenem berühmtesten vorfahren, *cui Cygnus in Rheno nauclerus exstitit*[1]. Manasses zog, wie dann ferner erzählt wird, 1141 nach dem hl. land, besonders auf die widerholte bitte seiner base, der königin-witwe von Jerusalem, gelangte daselbst am hofe zu hohen ehren, kehrte dann wider in die heimat zurück und schenkte dem kloster Brogne kurz vor seinem tode ein stück des hl. kreuzes, welches er aus Jerusalem mitgebracht hatte[2].

Es ist für eine untersuchung, die sich mit der sage vom Schwanritter beschäftigt, nicht ohne bedeutung, den bericht auf seinen wert als quelle zu prüfen. zunächst ist festzustellen, ob in den herren von Hierges, die übrigens schon anfangs des 13 jhs. erloschen[3], würklich ein geschlecht mit Schwanritterursprung fortlebte. sodann, ob die von dem chronisten gegebene form der tradition[4] eine eigentümliche version bietet, in welcher

[1] Reiffenberg Chevalier au Cygne, Bruxelles 1846, s. 147. — Le Paiges werk hab ich bis jetzt nicht zu gesicht bekommen können.

[2] Eug. del Marmol in Annales de la Société Archéologique de Namur t. v p. 261.

[3] AMiraeus Op. dipl. i² s. 683.

[4] '....... *Lotharingiorum matrona ... quam, velut alter Golias, nec corpore inferior, princeps impudicus Saxonum propellere et proscribere nitebatur, et quia nullum sibi corporeis viribus parem judicabat, oblata coram Caesare monomachia, ditionem et provinciam suam mulieri contradicebat; sed divina pietas, miserta illius, miracula antiqua renovans, ministrum duelli per Cygnum, fune argenteo limbum trahentem, viduae procuravit, cujus armorum strenuitate ille superbus dejectus est, et victori suo viduae filia matrimonio consociata est; de cujus germine Godefridum, Bullonis ducem, et Balduinum regem et Eustachium comitem, felices et strenuos in armis fratres et Sarracenorum expugnatores,*

allerdings einiges nicht vorkommt, was sonst in der sage vom Schwanritter begegnet, und einiges anders, aber welche eben dadurch unverfälschter und daher besonders bedeutend sein dürfte.

Stammte Manasses würklich von einem Schwanritter?

Die angaben des chronisten sind nämlich im widerspruch mit sich selbst. die mutter des Manasses, heifst es, sei eine schwester der boulognischen brüder gewesen, eine schwester also Balduins I (könig von Jerusalem 1100—1118). aber auch zugleich eine schwester des vaters der königin-witwe v. j. 1141, dh. des Balduin II (1118—1131) aus dem hause Rethel (diöcese Rheims), und dieser war mit dem ersten Balduin nur in sehr entferntem grade verwant. der chronist fasste also die beiden Balduin als éine persönlichkeit auf. da Gottfried vBouillon und seine brüder keine schwester hatten[1] und Balduin I keine tochter — seine drei ehen blieben kinderlos —, so folgt aus dem bericht unsers chronisten, dass Manasses der neffe Balduins II war und mit den boulognischen brüdern in keiner engern verwantschaftsbeziehung stand. aber dies bringt sofort den wichtigen schluss mit sich, dass Manasses von Hierges, trotz der ausdrücklichen angabe der Brogner aussage, nicht von einem Schwanritter stammte. wir müssen uns also zu andern quellen wenden, die unabhängig von unserm chronisten uns über Manasses aufklären, um zu sehen, ob wir durch sie zu ähnlichem resultat gelangen.

Aus einer urkunde vom februar 1140[2] erfahren wir, dass *Manasses nobilis vir de Hirge* beschlossen hatte, nach Jerusalem zu gehn, und deshalb dem kloster Brogne einige eigengüter für den kaufpreis von 80 mark überliefs mit dem rechte der spätern

effuderunt, quorum gesta Robertus, abbas (er meint *monachus*) *Rhemensis, stilo Tulliano describens, rutilo sermone conclusit. Horum ergo sororis filius Monasses exstitit ....*' Reiffenberg aao.

[1] entscheidend dafür sind die urkunden v. j. 1094 und 1096 (Miraeus t. I p. 76f), eine ca. 1095 verfasste genealogie (ebd. p. 363) und die ca. 1125 entstandene Vita B. Idae (Migne Patrol. lat. t. 155, 439). es ist ein irrtum, wenn Order. Vitalis († kurz nach 1143) dem Gottfried vBouillon eine schwester gibt, welche kaiser Heinrich IV geheiratet haben, und eine andre, die die gemahlin von Cono vMontaigu gewesen sein soll (ed. Le Prevost II 175. III 605; ed. Duchesne s. 509 und 755, nach der concordance Le Prevosts). Gottfried vBouillon hatte auch keine andern brüder als Balduin und Eustach, wie aus dem gleichen material hervorgeht, obgleich Wilhelm vTyrus IX 5 und nach ihm andre von einem bruder Wilhelm sprechen.

[2] Miraeus aao. s. 689f.

widereinlösung gegen 40 mark. er wird im sommer des jahres abgereist sein, da er 1141 [1] — tag und monat sind nicht angegeben — noch als zeuge für den bischof Albero von Lüttich (1136—1146) erscheint [2].

Im hl. lande — so berichtet Wilhelm vTyrus xvii 13. 14 — hatte die königin-witwe Melisendis, die tochter Balduins ii, die nach dem tode ihres gemahls Fulco vAnjou († 1142), während der minderjährigkeit ihres ältesten sohnes, des nachherigen Balduin iii, die regierung 'mit mehr als weiblicher kraft' führte, unter den männern, deren rat und tat sie in anspruch nahm, *familiarem admodum quendam nobilem virum, ejus consobrinum, Manassen videlicet.* diesem vertraute sie, sobald sie die herschaft antrat, die aufsicht über ihre ritterschaft an und machte ihn zum connétable des reiches. da Manasses aufserdem zu bedeutendem reichtum und grofsem besitz gelangte durch seine vermählung mit einer angesehenen witwe, so ward er, 'wie man sagt', anmafsend und erregte infolgedessen den unwillen der edeln des landes. unter denen, die den Manasses mit ihrem hasse verfolgten, stand voran der junge könig Balduin iii, der zuletzt den vertrauten ratgeber seiner mutter zwang, das königreich und das ganze land umher abzuschwören. — dass der tyrische bischof mit diesem Manasses denselben meinte wie den Manasses von Hirge der urkunden und den Manasses von Hirgia des chronisten, folgt aus xii 1. als Balduin von Bourg, heifst es da, der nachherige Balduin ii und vater der Melisendis, 1096 die heimat unter Gottfried vBouillon verliefs — *fuit natione Francus de episcopatu Remensi, filius domini Hugonis comitis de Retest* —, blieben seine vier jüngern geschwister zurück. Hodierna nun, eine der beiden schwestern, ward die gemahlin des *dominus Heribrandus de Herges, vir nobilis et potens; ex qua natus est Manasses de Herges, quem nos postmodum tempore dominae Melisendis reginae, regium vidimus constabularium.*

Da nun derselbe Wilhelm vTyrus nur bei Gottfried vBouillon und dessen brüdern die schwanensage erwähnt (ix 6), und die weise des erwähnens ausschliefst, dass Balduin ii und seine nachkommen von gleicher herkunft geachtet wurden; da ferner das haus Rethel, aus welchem Balduin ii hervorgieng, nicht von Ida

[1] das jahr fieng zu ostern an.
[2] ebda Nova Collectio iv s. 372.

vBoulogne oder von ihrem vater stammte, obgleich Wilhelm vTyrus den Balduin II einen consanguineus Gottfrieds vB. nennt (II 1. XII 1); da überhaupt von keinem autor und keinem dichter Balduin II und seinen nachkommen ein Schwanritterursprung zugeschrieben wird; da es sogar gegen die meinung des Brogner chronisten ist, dass Manasses auf eine andre weise als durch eine schwester Gottfrieds vB. zu seiner abstammung gekommen wäre: so beruht die dem Manasses von Hierges zugeschriebene herkunft von einem Schwanritter auf einem irrtum. dieser irrtum ist aber sehr begreiflich. er entstand, sobald für den chronisten oder dessen umgebung Balduin I († 1118) und Balduin II († 1131), nacheinander könige von Jerusalem, eine und dieselbe person wurden. vermutlich trug weiter zu diesem irrtum bei, dass der chronist sich die herren von Hierges, die das amt eines burggrafen von Bouillon inne hatten[1], durch diese würde in engerer beziehung zu Gottfried vBouillon dachte.

[1] als hurggraf von Bouillon wird 1127 Manasses von Hierges genannt (Miraens I 682). Miraeus hält ihn für unsern Manasses. dieser war aber 1131 noch 'adolescens' und 1140 noch unverheiratet, obgleich seine eltern im letzten jahre schon gestorben waren, wie aus den urkunden bei Miraeus I 94. 689 hervorgeht. — was Le Paige fabelt, Manasses wäre der sohn gewesen des Guy, grafen von Bar-sur-Seine und der Elisabeth oder Petronille von Hierges, diese widerum eine tochter der Ida vBoulogne, einer schwester Gottfrieds vBouillon, lohnt sich kaum der widerlegung. Gottfried vB. hatte keine schwestern, und schon durch diese tatsache fällt die ganze genealogie Le Paiges. aber auch ohne das lässt sich mit dem Guy von Bar-sur-Seine, seiner frau und seinem sohn Manasses für den Manasses von Hierges nichts anfangen. allerdings hatte Guy von Bar-sur-Seine (graf von frühestens 1125 bis ca. 1146) eine Elisabeth oder Petronille zur frau und unter mehreren söhnen auch einen Manasses, wie beides aus einer urkunde von 1139 hervorgeht. diese Petronille aber war die tochter des Anserich von Chacenai und stammte also nicht aus Hierges. Manasses von Bar-sur-Seine ist von 1139 an verfolgbar, er war seiner zeit eine wichtige persönlichkeit. er ward 1152 nach dem tode seines bruders Milon graf von Bar-sur-Seine, trat sodann in den geistlichen stand, wurde ca. 1166 decan von Langres, 1179 bischof, zeichnete noch 1190, machte mit Philipp August den kreuzzug mit (1190), starb nach seiner rückkehr 4 april 1193 und ward in Clairvaux beerdigt. — von den eltern des Manasses von Hierges heifst es in der urkunde von 1140 *pro salute suorum inibi quiescentium.* der vater des Manasses von Bar-sur-Seine dahingegen wird noch 1145 in einer urkunde des bischofs von Langres als ein lebender genannt, und seine mutter gründete als witwe 1158 ein frauenkloster zu Fromenteau sw. v. Troyes. — der Manasses der Brogner chronik und sein ältester sohn Herihrand starben schon 1176, wie die chro-

Wir haben somit auf andre weise bestätigt gefunden, was schon aus den angaben des chronisten von Brogne selbst folgte: Manasses von Hierges, den wir von 1131 an verfolgen können und der 1176 starb, stammte nicht von einem Schwanritter.

Und nun ergeht es diesem uns dem namen nach unbekannten Brogner chronisten, wie ein jahrzehnt vor ihm dem Lambert von Ardres, als dieser seinen Adolf von Guines aus dem anfang des 11 jhs. von den boulognischen grafen stammen lässt, *quorum auctor Cicni non phantastici, sed veri et divini, ducatu celitus advectus* [1] ihnen den göttlichen ursprung gab. indem er auf dem irrtum weiterbaut, dient ihm die abstammung vom Schwanritter mit zur erklärung der tugenden und der vortrefflichkeit seines helden. in der alternden welt, in einem entlegenen winkel (in finibus mundi), sagt der chronist, liefs die jungfrau Maria (flos Mariae) einen mann von dem adel des Manasses aufwachsen, ausgestattet mit allen tugenden. kein wunder. denn er kam väterlicherseits von dem stamm des königs Marcus (eines angeblichen königs von Cambrai), von der seite der mutter aber lebte in ihm die vortrefflichkeit der vorfahren, besonders des berühmtesten, dem ein schwan auf dem Rhein zum schiffspatron ward. und nun folgt eine reihe von zügen, und nur von solchen, die die vorzüglichkeit dieses vorfahren des Manasses bezeugen. hart bedrängt war die höchste fürstin des landes, die *matrona Latharingiorum*, aber dieser vorfahr des Manasses stellte durch seine beredsamkeit, seine waffenkunst, seinen eifer die edle fürstin mit ihrer tochter wider in ihrem rechte her. der bedränger war der unverschämte fürst der Sachsen, der wie ein zweiter Goliath, nicht geringer an wuchs, glaubte, dass niemand seiner körperlichen kraft im zweikampf gewachsen sei, und nun das gebiet der fürstin für sich forderte und danach strebte, sie und ihre tochter zu vertreiben und zu ächten. da aber schritt die göttliche vorsehung ein, hatte erbarmen mit ihr, und alte wunder erneuernd, ge-

nik angibt und bestätigt wird durch eine randbemerkung des Brogner martyrologs aus dem 13 jh. wäre also der Manasses von Bar-sur-Seine ein nachkomme einer schwester Gottfrieds vBouillon — was er nicht ist und auch nicht sein kann —, so hätte das für die abstammung des Manasses von Hierges keine bedeutung. vgl. über Bar-sur-Seine Art de vérifier les dates 8° t. xi 292 f, Gallia Christ. xii, preuves col. 42. für das Brogner martyrolog vgl. Eug. del Marmol aao.

[1] ed. JHeller in MG. SS. xxiv 570.

währte sie der fürstin einen kämpfer durch einen schwan, welcher an einer silbernen kette ein boot zog. durch die kraft von dessen waffen ward jener stolze niedergeworfen, und die tochter der witwe ward die gattin des siegers. aus dessen samen sind die brüder Gottfried, herzog von Bouillon, könig Balduin und graf Eustach von Boulogne hervorgegangen. von deren schwester war Manasses der sohn.

Die Schwanritterversion, die der chronist uns gibt, tritt demnach in ein eigentümliches licht. sie ist nicht die erzählung einer alten erinnerung, die in dem hause Hierges von vater auf sohn aufbewahrt wurde, sondern die widergabe irgend einer version, wie sie von Gottfrieds vBouillon vorfahren dem chronisten bekannt war. und zweck des erzählers war widerum nicht eine möglichst treue widergabe der sage: es galt den Manasses zu erhöhen, den woltäter des klosters, den schenker einer teuern reliquie.

Manasses stammt von dem könig Marcus, er stammt von dem gottgesanten, waffentüchtigen Schwanritter, er stammt von den alten herzogen von Lothringen, er ist eines blutes mit Gottfried vBouillon und dessen brüdern und mit dem königlichen hause Jerusalem. er führte die regierung für Melisendis, die das gute gerücht, das von ihm ausgieng, vernommen hatte. er hatte sich aber widerholt einladen lassen. in seine hände legte man nun die erziehung des jungen Emmerich (Amalrich, könig von Jerusalem nach seinem bruder Balduin III). kaiser Konrad und könig Ludwig erkannten seine hohen verdienste. und hatte die jungfrau Maria ihn aus seinem winkel zu grofsen taten hinausgehn lassen, so griff nach seinem tode die göttliche vorsehung ein, jetzt allerdings als rächerin an des Manasses sohn, als dieser sich weigerte, die reliquien herauszugeben, wie doch sein vater ihm geboten hatte. — ebenso wie in den historischen angaben des chronisten richtiges und unrichtiges gemischt ist und alles einseitig auf seinen Manasses gedeutet wird, so wird auch seine version mit ihren auslassungen und ihren abweichenden zügen nur in übereinstimmung sein mit dem charakter des übrigen gebotenen. wenn der chronist dabei die bedrängte witwe fürstin von Lothringen nannte, so vermittelte den übergang von Bouillon auf Lothringen wol kaum die Ida, die mutter der drei brüder, sondern die allmählich entstandene anschauung, dass ein herzog vBouillon und ein herzog

von (Nieder-) Lothringen gleichbedeutend waren, wie denn Jacob vVitry einige jahre nachher noch um eine stufe weiter geht, indem er Gottfried vBouillon und seinen bruder Balduin zu herzogen vBrabant[1] macht, dh. den namen Brabant für Lothringen einsetzt, obgleich in den verschiedenen fränzösischen redactionen der sage sonst herzog von Bouillon, herzog von Lothringen, herzog von Löwen oder Brabant ganz verschiedene personen sind. das verbot der frage, das wegziehen des ritters hielt unser autor nicht der erwähnung wert, wol weil diese züge nichts erhebendes an sich haben. und ist es nicht sehr erklärlich, dass der mann, der es mit dem tatsächlichen nicht gar zu genau nahm, wenn er nur seinen Manasses herausstreichen konnte, der die zwei Balduine nicht zu unterscheiden wuste und infolgedessen des Manasses mutter zu einer schwester Gottfrieds vBouillon, Manasses selbst zu einem nachkommen des Schwanritters machte, der seinem Manasses und seinem gespreizten stil zu liebe über kleinigkeiten hinwegschreitet, — dass dieser mann das verwantschaftsverhältnis zwischen dem Schwanritter und Gottfried vBouillon nur vage angibt? denn nicht klar und scharf wie in den französischen versionen, die vor ihm entstanden, heifst es, dass Gottfried und seine brüder die enkel des Schwanritters waren, sondern mit rhetorischem schwung *'de cujus germine Godefridum, Bullonis ducem, et Balduinum regem et Eustachium comitem, felices et strenuos in armis fratres et Sarracenorum expugnatores, effuderunt'*, gleichsam als läge der Schwanritter in weiter ferne.

An éinem besonderen zuge aber lässt sich, unabhängig von dem was wir schon über unseren chronisten wissen, zeigen, dass da, wo seine version abweicht von den bekannten versionen der Schwanrittersage, wir bei ihm nicht ursprünglicheres, nicht altertümlicheres erwarten dürfen.

Als landungsort des Schwanritters und als ort des kampfes ist sonst Nimwegen bekannt. Wolfram vEschenbach hat Antwerpen als ort der landung in der litteratur aufgebracht. der Brogner chronist hat für beide jedoch M a i n z. dieses Mainz hat er in keiner quelle vorgefunden, der zug rührt von ihm her.

Allerdings scheint auf den ersten blick seine angabe in zweierlei

[1] bei Martène et Durand Thesaurus t. III (Paris 1717) col. 282: *Godefridus de Bullon dux Brabantiae.* bei dem tode von Balduins nachfolger heifst es daselbst, dass *semen ducis de Brabantia* erloschen sei.

weise gestützt zu werden. in vier hss. der chanson du Chevalier au cygne wird in der anfangstirade gesagt, dass die geburt Gottfrieds vBouillon erzählt werden solle, wie man davon berichte in Mainz[1]:

> 'Signor, ceste chansons est de grant sapience,
> Ensi come l'estoire le raconte a Maience,
> Del bon duc Godefroi vos dirai la naissence'.

und in dem gedicht vom Lohengrin (ca. 1290) wird die nähe von Mainz als kampfesort für den Schwanritter und Friedrich vTelramund angegeben. das Mainz des Brogner chronisten scheint also eine stütze zu finden in dem französischen passus und der angabe im Lohengrin. und so nimmt es nicht wunder, dass neuerdings etwas vorschnell aus diesen drei parallelen geschlossen worden ist, dass 'diese (dreifache) anspielung auf Mainz vielleicht einen neuen weg biete für die untersuchung nach dem ursprung der berühmten sage vom Schwanritter'[2]. dass dieser neue weg auch ein irrweg sein dürfte, wird sich aus dem folgenden ergeben.

Der passus in den vier französischen hss. geht natürlich auf einen verfasser zurück. setzen wir den fall, dass der verfasser der französischen urversion würklich seinen stoff aus Mainz bezog, sei es dass er ihn dort selbst hörte, sei es dass er ihn von einem andern, der dort gewesen war, vernahm, was hat er dann erfahren? nicht dass der Schwanritter in Mainz landete, nicht dass der ritter in Mainz der herzogin von Lothringen zu ihrem rechte verhalf, sondern dass dies alles in Nimwegen geschah, wie aus dem fernern inhalt der Chanson hervorgeht. in Mainz wuste man also von diesen dingen, dass sie eben nicht in Mainz statt fanden. legen wir also dem passus der französischen versionen bedeutung bei, so ist die angabe des Brogner chronisten falsch. — aber auf das Mainz der französischen version dürfen wir uns nicht einmal gar zu sehr verlassen, da 'Maience', ein ort, der auch durch andere sagen der französischen dichterwelt bekannt war, vielleicht nur fingiert ist, etwa des tiradereimes auf *-ence* wegen, wie in einer andern eingangsstrophe derselben sagengruppe das SFagon für den reim *-on*[3] gewählt sein kann. wie

[1] AGKrüger Romania 23, 448 f.

[2] AGKrüger aao.

[3] 'Jou vos wel commencier une bone chançon;
L'estorie en fut trovee el mostier S. Fagon,
Tot droit eu Rainscevals, si com oï avon,

dem auch sei, der bericht der Brogner chronik findet in den französischen versionen, die die sage als in Mainz gehört vorstellen, keine stütze.

Aber wir haben mehrere anzeichen, die darauf weisen, dass Mainz nicht der ort gewesen sein kann, wo man die sage besonders erzählte, oder wo nach irgend einer version der Schwanritter landete und den kampf bestand. wenn im 12 jh. die sage von der geburt des herzogs Gottfried vBouillon, dh. die geschichte von dem Schwanritter, so besonders in Mainz erzählt wurde, wenn in Mainz der Schwanritter gelandet hiefs, sollte da Wolfram vEschenbach, der zeitlich zwischen dem autor der version der französischen mss. und dem Brogner chronisten dichtete, der sich als wolbewandert in den heimischen sagen erweist, der es ausdrücklich betonte, wenn er den stoff abweichend bot von andern, dieses 'goldene Mainz', von dem noch immer der glanz der kaisertage von 1184 ausgieng, so gänzlich tot geschwiegen, und dafür einfach Antwerpen eingesetzt haben? man bedenke, die sage wäre mit Mainz in Westdeutschland bekannter und verbreiteter gewesen als in Frankreich. er hätte stellung nehmen müssen zu dieser Mainzer tradition. Wolfram behauptet, dass er die sage aus dem munde der Brabanter vernahm. jedesfalls verfuhr er mit dem stoff wie mit einem ganz fremden material, ohne jegliche rücksicht die sage vom Schwanritter seinen künstlerischen tendenzen unterordnend [1]. — Konrad vWürzburg steht in bezug auf den rahmen seiner erzählung vom Schwanritter von allen deutschen dichtern den bekannten französischen versionen am nächsten. dennoch hat er bedeutende änderungen, wie die verhandlung vor gericht, die umsetzung Gottfrieds vBouillon in einen Gottfried vBrabant, der Jerusalem eroberte; bei ihm ist der Schwanritter aus einem grofsvater dieses Gottfried zu einem schwiegersohn desselben geworden, und statt einer tochter erzeugt der ritter zwei kinder. Konrad führte ferner die grafen von Geldern, Cleve, Rinek als nachkommen des brabantischen Schwan-

Par dedans une aumaire u les livres met on;
La l'avoit mise une abes qui moit estoit preudon;
Cil le prist a Nimaie, si com lisant trueve on'.
La naissance du Chevalier au Cygne,
ed. HATodd, Baltimore 1889, v. 5—10.

[1] s. Zs. 42, 24ff.

ritters in die litteratur ein. seine arbeit ist auch inhaltlich eine verdeutschung. und dabei sind gerade die grafen von Rinek wichtig. sollte Konrad, der in der nähe dieser grafen seine jugendjahre verbrachte, dem ihr haus in Würzburg ein gewöhnlicher anblick gewesen sein könnte, der vermutlich wegen des schwanes in ihrem wappen sie mit dem Schwanritter in beziehung bringen zu müssen meinte[1], der keine änderungen scheute, sollte Konrad nur so ganz allein Nimwegen berücksichtigt haben, falls Mainz besonders mit der sage verbunden gewesen wäre, und so ungerecht geworden sein gegen die aus den alten stadtgrafen von Mainz hervorgegangenen grafen von Rinek, die das ganze 12 jh. hindurch und bis kurz vor Konrad burggrafen von Mainz waren[2]? — und in diesem lichte hat es bedeutung, dass der französische dichter, der den eingangspassus mit Mainz verfasste, doch alles wesentliche in Nimwegen geschehen liefs. den ritter liefs er landen in Nimwegen, kämpfen in Nimwegen, mit der gattin über Koblenz nach Bouillon reisen und sich schliefslich widerum nach Nimwegen begeben, von wo der schwan ihn wegführte[3]. des ritters schlachtruf ist bei ihm '*Nimaie de par le roi Oton*'. alles spitzt sich auf Nimwegen zu. das einzige mal, da für irgend ein unbedeutendes factum Mainz in betracht kommt, geschieht es in natürlichster weise. nicht etwa bedingt durch den reim[4]. der kaiser ist nach den ereignissen in Nimwegen südlich gezogen, nach Köln und von da nach Mainz. der Schwanritter wird aber in Bouillon schwer bedrängt von den feinden. er sendet einen boten zum kaiser, nicht nach Nimwegen, denn dort kann der kaiser nicht mehr sein, sondern nach Köln. der kaiser, heifst es da, sei vor fünf tagen nach Mainz abgereist. der bote kommt in Mainz an, der kaiser verspricht ihm hilfe, sammelt sein

[1] ebda s. 3.

[2] Ludwig II, graf von Rinek, † um 1240, war der letzte burggraf zu Mainz. s. Friedrich Stein Geschichte Frankens 1885/1886. vgl. zb. die tafel bd II s. 450.

[3] ich urteile hier und in dem folgenden nach Hippeaus ausgabe vom Chevalier au Cygne, die aber in den uns beschäftigenden zügen nicht wesentlich von dem inhalt der hss. abweichen kann. vgl. PParis analyse in der Hist. litt. XXII 395 und HPigeonneau Le cycle de la croisade, Saint-Cloud 1877, s. 132.

[4] Hippeau I 231. der kaiser *Le quint jor de devant fu à Maienche alés*; der bote *Enfresi à Maienche nen est; li mes finés ......*

heer in Köln und entsetzt Bouillon. alles das mag zusatz des dichters sein, aber in anbetracht dieses Mainz: warum sollte dieser dichter ankunft, kampf, scheiden nach Nimwegen verlegt haben, falls er dies alles anfangs für Mainz berichtet gefunden hätte? denn besondere vorliebe für Nimwegen kann er nicht gehabt haben. trotz der beschreibung des saales im kaiserlichen palaste daselbst ist der ganze ort ebenso nebelhaft wie Mainz. nichts weist darauf, dass der dichter etwa da gewesen wäre. seine geographischen kenntnisse gehn nicht über das allgemeinste hinaus: von Nimwegen über Koblenz, wo der Moselwein getrunken wird, nach Bouillon, oder von Nimwegen über Köln nach Mainz. wenn er in Mainz die sage gehört haben will, so scheint dies eine finte, um der art seiner mitteilung, abgesehen von dem localen, das gepräge der wahrhaftigkeit zu geben. — und schliefslich : in allen französischen versionen und etwaigen übersetzungen, mögen sie auch die verschiedenste gestalt des ersten teils, der sage von den Schwanenkindern, bieten, ist Nimwegen und kein andrer ort die stätte der ankunft und des kampfes[1]. und so glaube ich mich berechtigt zu dem schluss: dass der Schwanritter in Mainz landete und in Mainz den zweikampf bestand, ist eine willkürliche behauptung des Brogner chronisten. wir ertappten ihn ja auch im historischen teil auf unrichtigen vorstellungen. vielleicht schwebte ihm das alte Mainz als wichtige kaiserstadt vor, vielleicht lebte noch der nachhall von den grofsen kaisertagen von 1184 in ihm nach und hielt er infolgedessen Mainz für den richtigen ort für solche angelegenheiten. kannte er die sage ja doch nur oberflächlich und knüpfte er für seinen Manasses am liebsten an grofses an. —

Aber der Lohengrin denn? hat dieses gedicht aus dem ende des 13 jhs. nicht die nähe von Mainz als ort des kampfes zwischen dem Schwanritter und Friedrich von Telramund? an diesem Mainz lässt nicht rütteln. ein Nimwegen oder ein andrer ort ist hier unmöglich, denn ausführlich wird erzählt, wie die brabantische herzogin von Antwerpen, wo der ritter gelandet ist, nach Mainz reist. haben wir damit nicht einen ausdrücklichen fingerzeig, dass wir dem Mainz des Brogner chronisten doch wol einige bedeutung

[1] im Dolopathos, wo unsre sage überhaupt keine namen aufweist, wird der ort der landung nicht angegeben. gleichfalls nicht bei Herbert.

beilegen müssen, dass es versionen gab, wenn auch nur wenige und jetzt verschollene, in welchen seit ihrem ersten auftreten Mainz die gleiche bedeutung hatte wie Nimwegen in den andern versionen, dass die französischen versionen die sage doch nicht so erzählten, wie man sie in Mainz hören konnte, und — dass man mit Wolfram, Konrad und allen andern ferner keine rechnung zu halten hat?

Die strophen 67_3—767 des Lohengrin haben einen andern verfasser als die vorangehnden strophen[1]. letztere dürfen unberücksichtigt bleiben, da sie keine andre örtlichkeit für unsre sage nennen als das allgemeine 'Brabant'. bei dem autor der zweiten partie aber ist Antwerpen der ort der ankunft, der vermählung und der scheidung, Mainz der ort des kampfes. folgte nun dieser verfasser in seiner darstellung für Antwerpen dem Wolfram, für Mainz einer andern tradition, so zwei verschiedene angaben mit einander verbindend?

Bei dem autor der str. 67_3—767 erfuhr die sage eine grofse und willkürliche erweiterung. in den zeitangaben, in der mitteilung der fahrten des ritters und seiner umgebung, in schilderungen, besonders aber in namengebung, in einführung von personen und in dem wechsel der örtlichkeiten bekundet der dichter eine freiheit der bewegung und der behandlung der sage, die gerade nicht dazu beiträgt, in irgend einem zuge ein ängstliches festhalten an der tradition zu sehen. er ist sogar in bedeutendem widerspruch mit Wolfram, der doch nach dem ersten teil und nach str. 230. 764 der erzähler sein soll. die version im Parzival kennt den hass eines e i n z i g e n ritters ebensowenig wie die stellung eines gegners wie Friedrich von Telramund; sie kennt keine einschränkung auf z w e i kinder; laut verbietet bei Wolfram der ritter seiner gattin, je nach seiner herkunft zu forschen, im Lohengrin geschieht es in der stille, abseits von der menge (str. 227. 708 f); im Lohengrin ist von dem segensreichen walten des Schwanritters in seinem lande keine spur, er reiht sich auf in fortwährender tätigkeit für den kaiser. kurz, der autor steht seinem stoff frei gegenüber, er ordnet, wie es ihm gefällt, macht zusätze, die ihm genehm sind —, denn auch in den uns bekannten französischen versionen finden die angeführten züge ihre entsprechung

[1] Ernst Elster Beiträge zur kritik des Lohengrin, Halle 1884.

nicht, und für eine grofse einschiebung kennen wir seine deutsche quelle, die Repgauische chronik [1].

Und namentlich liebt der autor die ortsveränderung. wir werden 'ganz vorwiegend mit der geographie der Niederlande, des Unter-, Mittel- und Oberrheins, Süddeutschlands und Oberitaliens bekannt gemacht' (Elster aao. s. 14). für die verschiedenen handlungen wählt er gern verschiedene orte. in Antwerpen die landung, in Mainz den zweikampf, in Antwerpen das beilager, dann die fahrten des ritters gegen die feinde des reiches mit ihren verschiedenen orten, in Köln die aufwieglung der clevischen gräfin zur frage und das übertreten des gebots durch die herzogin von Brabant, in Antwerpen widerum die scheidung. der autor hat also aus gewissen individuellen neigungen den kampf nach Mainz verlegt. wie sein gedicht ausweist, ist er in der deutschen geschichte früherer zeit nicht unbewandert. in der niederung bei Mainz und Worms und auch in Mainz selbst vollzog sich einst so manche feierliche handlung mit den deutschen kaisern. das Mainz für den kampfplatz erscheint uns darum ebenso willkürlich als das Köln für die frage. und bringen wir nun noch neben dieser schriftstellerischen eigentümlichkeit die frühere folgerung in anschlag, dass zur zeit Wolframs und Konrads unmöglich etwas besondres vom Schwanritter berichtet worden sein kann, wobei Mainz eine rolle spielte, so bleibt uns kein zweifel mehr, dass das Mainz im Lohengrin eine erfindung des autors ist und nicht die erinnerung an eine für uns verschollene gestalt der sage.

Das Mainz der französischen versionen war eine widerlegung der behauptung des Brogner chronisten, dass landung und kampf in Mainz stattfanden. der Lohengrin kennt Mainz nur als kampfesort, und aus mehrerem müssen wir dieses Mainz für eine erfindung des verfassers halten. alles andre ist gegen Mainz. das Mainz der Brogner chronik ist somit eine directe andeutung, wie unzuverlässig die angaben des chronisten auch für die sage sind.

Die version des chronisten von Brogne hat für die untersuchung nach den ältesten zügen der sage vom Schwanritter keine beweisende kraft. ihr wert ist nur ein allgemein culturhistorischer. sie ist mit eine probe, in wie hohem ansehen um 1200 die herkunft von einem Schwanritter stand, wie in dem bewust-

[1] über die quellen des dichters handelt Friedrich Panzer Lohengrinstudien, Halle 1894, s. 21 ff.

sein der damaligen zeit es für manchen keinen Schwanritter gab aufser als vorfahren Gottfrieds vBouillon, und dass ernste leute den ritter als eine unzweifelhafte persönlichkeit auffassten, in welcher Gott seine wunderkraft betätigte[1]. für die feststellung der ursprünglichen version der sage bietet sie, wo sie abweicht von den bekannten redactionen, nicht nur keine vertrauenswürdigen züge, sondern sogar falsche. hypothesen auf dieser version aufzubauen, ist demnach nicht gestattet.

Tilburg in Holland. J. F. D. BLÖTE.

QUELLEN UND ALTE PARALLELEN ZU BONERS BEISPIELEN.

Nachdem ChrWaas in seiner tüchtigen Giefser dissertation von 1897 (vgl. Anz. xxvi 171) die quellenforschung für Boner wider aufgenommen und unter umsichtiger verwertung neuerer publicationen vielfach gefördert hat, darf eine kritische nachlese, zu der mich der zufall vor einiger zeit führte, wol auf einiges interesse rechnen.

Über den zusammenhang, aus dem meine studien stammen, ein andermal. ihre wesentlichste förderung haben sie durch Thomas Frederick Cranes ausgabe der Exempla des Jacques de Vitry (London 1890) erfahren, die für unsern Anzeiger zu besprechen Reinhold Köhler durch den tod verhindert worden ist, auf die ich aber die germanisten bei dieser gelegenheit mit allem nachdruck hinweisen möchte. wenn auch leider der text recht nachlässig behandelt und in sehr unsauberer gestalt vorgelegt wird, die anmerkungen sind überaus nützlich, und die gelehrte einleitung giht eine litteraturgeschichte der predigtmärlein uud exempla, die des verfassers ältere abhandluug Mediaeval sermon-books and stories (1883; vgl. Anz. x 286) weit überholt. zu deu vielen neuen funden und erkenntnissen, die uns Crane vermittelt, gehört auch (s. cvif), dass der (seit 1881) in einer anonymen publication (Biblioteca Catalana, Barcelona, AVerdaguer) in zwei bänden vorliegende catalanische 'Recull de eximplis' nur eine übersetzung des 'Alphabetum narrationum' des Etienne

[1] andrer meinung war allerdings Helinand, wie aus Vincenz vBeauvais Spec. nat. II 127 hervorgeht: der Schwanritter sei ein beweis dafür, dass eine fruchtbare verbinduug zwischen dämon und mensch möglich ist. s. über die Helinandstelle Zs. 42, 6—8.

de Besançon ist, dem widerum Crane (s. LXXIff) zuerst eine fördernde besprechung gewidmet hat. daraufhin liefs ich mir im frühjahr 1898 aus München die von Crane bezeichneten hss. clm. 7995 (Kaisersheim 95; bei mir weiterhin A) und clm. 14752 (Rat. S. Emm. 752; bei mir B), beides pergamentcodices des 14 jhs., kommen, und auf ihnen fufsen die nachfolgenden mitteilungen. ich bemerke, indem ich mit weiterem zurückhalte, dass unser autor französischer dominicaner-provincial war und auf einer reise nach Italien am 22 nov. 1294 in Lucca gestorben ist: da er in grofsem umfang die Historia Lombardica des Jacobus a Voragine benutzt, so ist dies datum schon für den noch immer unsichern publicationstermin der tausendfach ausgeschöpften 'Goldenen legende' nicht ohne wert[1]. Etienne de Besançon hatte vor dem Alphabetum narrationum bereits ein Alphabetum auctoritatum verfasst — ob damit der Alphabetarius des clm. 3232 (Alsp. 32) etwas zu tun hat, wag ich nicht zu entscheiden.

Das Alphabetum narrationum war unserm Boner sicher bekannt. es trifft sich gut, dass die beiden Münchener hss. von einander unabhängig sind: so mag uns ein lesefehler des clm. 7995 (A) den weg weisen. ich meine das beispiel nr **76**, die bekannte geschichte aus der Disciplina clericalis VIII 2—4: 'Zoll von den gezeichneten' (ed. VSchmidt s. 45f). Etienne de Besançon (= Recull nr 198, I 181f), der den 'Petrus Alphunsus' selbst als seine quelle nennt (hs. A bl. 37, hs. B bl. 56'), hat den eingang stark abgekürzt: *Ianitor cuiusdem civitatis hoc donum habebat a rege, ut a transeunte per portam gibboso, scabioso, monoculo, petiginoso, hernioso haberet denarium.* für *civitatis* nun bietet die hs. A *comitis*, und mit diesem lesefehler, der offenbar bereits aus der vorlage stammt, hat Boner die geschichte kennen gelernt: *Von einem graven list man, daz Er wunderlicher sitten was;* in seiner knappen manier hat er den augenscheinlichen widerspruch (*iani-*

[1] man hat überhaupt bisher unnötige scheu getragen, über den terminus ante quem, das todesjahr des bischöflichen autors (1298), hinauszugehn, so zuletzt noch Mussafia Studien zu den mittelalterlichen Marienlegenden III 33: womit ich freilich die frage, ob Gil de Zamora, der 'nach 1282' seinen Liber Mariae schrieb, würklich den Jacobus a Voragine benutzt habe, nicht entscheiden will oder kann. nur eine chronologische schwierigkeit scheint mir nicht zu bestehn, und die alte vorstellung, 'dass im ma. neu erschienene schriften wol keine rasche verbreitung fanden', dürfte sich doch schon lange als irrig herausgestellt haben.

tor comitis — a rege) wegrasiert, indem er aus dem torwächter und dem grafen éine person macht.

Waas, dem zufällig aus der ausgabe der Contes moralisés des Nicole de Bozon von LTSmith und PMeyer (Paris 1889) s. 256 diese geschichte auch in der fassung Etiennes (aber mit der richtigen la. *civitatis*!) bekannt war, hat verständigerweise hier die entscheidung ausgesetzt. wie compliciert die dinge oft liegen, wird sich gleich zeigen. in der nächsten nachbarschaft von nr 76 treffen wir noch zwei geschichten aus Petrus Alphonsi : nr 71 ('Schlange gebunden', Disc. cler. VII 4—6) und nr 74 ('Traumbrod', Disc. cler. XX 1—8) — und beide kehren sie auch bei Etienne de Besançon wider : nr 71 (= Recull nr 625) hs. A bl. 104', hs. B bl. 160'; nr 74 (= Recull nr 201) hs. A bl. 38, hs. B bl. 57'; bei Petrus stehn 71 und 76, bei Etienne 76 und 74 eng benachbart. für nr 74 ist eine entscheiduug unmöglich: der Franzose folgt dem Spanier, wenn auch nicht im wortlaut, so doch satz für satz, nur dass im eingang das ziel der pilgerschaft von Etienne wie später von Boner fortgelassen ist; aber hierin Etienne als Boners führer anzusehen, ist keineswegs nötig, vielmehr sehen mir die verse 8 f : *Wallende wolten si do gan Mit einander in ein lant* ganz so aus, als ob erst Boner das ihm oder seinen lesern unbequeme oder gleichgiltige *Mecca* fortgelassen hätte. bei nr 71 aber setzt Boners moralizatio v. 59 ff gerade den schlusssatz des Petrus Alphonsi voraus, den Etienne de Besançon fortgelassen hat : *Nonne legisti : qui pendulum solverit, super eum ruina erit?* so bleibt also eine directe benutzung der Disciplina clericalis für nr 71 und nr 74 wahrscheinlich, und ich würde in nr 76 das zusammentreffen des *graven* bei Boner mit dem verlesenen *comitis* des clm. 7995 unbedenklich in den bereich des zufalls verweisen, wenn dies beispiel der einzige anhalt wäre, Etienne de Besançon in die reihe der quellenautoren Boners aufzunehmen und wenn sich nicht (bei nr 100) nochmals gelegenheit böte, auf lesarten der hs. A zurückzukommen.

Nicht so ohne weiteres gesichert (wie Waas zu glauben scheint) ist freilich der anspruch Etiennes bei nr 52 ('Asinus vulgi'). hier gilt es zunächst einen irrtum PMeyers [1], dem auch

[1] der die bekannte sicherheit mit der ebenso bekannten flüchtigkeit vereinigt, wenn er Nicole de Bozon s. 286 schreibt : 'M. Goedeke attribue cette rédaction à Jacques de Vitri, hypothèse dénuée de toute vraisem-

Waas gefolgt ist, aufzuheben und dem trefflichen Goedeke zu seinem rechte zu verhelfen, der in der bekannten, man darf wol sagen classischen abhandlung (Orient und occident I 531 ff) den Jacques de Vitry als den ältesten für uns erreichbaren gewährsmann dieses unendlich verbreiteten predigtmärleins ermittelt hatte. Johannes Junior[1] s. v. 'murmur' (ed. 1480 fol. 135) leitet die geschichte ein mit '*Refert Iacobus de Vitriaco*', und denselben autor meint Etienne de Besançon (Recull nr 706; hs. A bl. 112', hs. B bl. 173; vgl. PMeyer Nicole de Bozon s. 285) mit '*Narrator*'. diese quellenbezeichnung kehrt im Alphabetum narrationum noch fünf mal wider: entspr. Recull de eximplis nrr 4. [83.] 286. 457. 464, und davon ist nr 464 in der neuerdings gedruckten (aber, wie Crane selbst widerholt betont, keineswegs vollständigen) sammlung der Exempla des Jacques de Vitry als nr 107 enthalten, nr 286 steht in der Scala celi am schlusse einer reihe von diebsgeschichten (ed. 1480 fol. 101'), die sämtlich den Jacobus a Vitriaco als gewährsmann angeben, und da auch für nr 706 durch Johannes Junior dieser autor bezeugt ist, wird man die mit 'Narrator' bezeichnete quelle unbedenklich als eine sammlung von exempeln des Jacques de Vitry ansehen dürfen. ob Boner in nr 52 den Etienne oder dessen quelle, den 'narrator' Jacques benutzt hat, ist natürlich nicht zu entscheiden, da wir eben die version Jacques erst aus Etienne (und der entstellenden kürzung des Johannes Junior) kennen.

Jacques und Etienne treten des weitern in concurrenz bei nr 82 und nr 85. bei nr 82 ('Pfaffe singt wie der verstorbene esel der wittwe', Recull nr 99) steht der text Etiennes, der den Jacobus de Vitriaco citiert (hs. A bl. 19', hs. B bl. 30), diesem (ed. Crane nr 56) so nahe, dass eine entscheidung unmöglich ist. — bei nr 85 ('Laienbruder will nicht beim viehhandel betrügen', Recull nr 595), wo widerum auf Jacobus de Vitriaco (Crane nr 53) verwiesen wird (hs. A bl. 99', hs. B bl. 153), finden sich immerhin ein paar kleinigkeiten, die für Etienne als quelle Boners sprechen. es fällt jedesfalls auf, dass die bilderreiche mo-

blance' — und dabei hat Goedeke seinen excurs über Jacques de Vitry geradezu an das '*refert Jacobus de Vitriaco*' angeknüpft!

[1] dessen bedeutung Goedeke freilig stark überschätzt hat: seine weitgehnde abhängigkeit von Etienne de Besançon werd ich anderwärts dartun; für unsre geschichte kommt sie nicht in betracht.

ralisation des Jacques de Vitry bei Boner nicht benutzt ist; an der züchtigung des laienbruders beteiligen sich bei Jacques 'abbas et monachi', Boner nennt wie Etienne nur den abt; schliefslich sehen die verse 37 ff *Da von si dicke vallent nider So zien wirs bi dem sweife wider Uf; des hant si verlorn daz har* fast wie wörtliche übersetzung Etiennes aus : *quia frequenter cadunt sub onere, et sublevamus eas per caudas, et ita depilantur,* während die construction des Jacques de Vitry abweicht : *et ideo, dum per caudas eos sublevamus, depilantur caude eorum.*

Wenn bei nr 52 und nr 82 nichts im wege steht, Etienne de Besançon als quelle Boners einzustellen und bei nr 85 sogar einiges für ihn und gegen Jacques de Vitry zu sprechen scheint, fällt die concurrenz Etiennes fort bei nr 48 ('Fieber und floh'), wo die nr 59 in Cranes ausgabe des Jacques de Vitry einstweilen als quelle Boners zu gelten hat — mit vorbehalt : denn bei wenigen beispielen Boners hat man so lebhaft den eindruck, dass mündliche weiterverbreitung und lebensvolle ausschmückung des stoffes in volkstümlicher predigt dem poeten zu gute gekommen ist.

Boners nr 92 ist die bekannte geschichte 'Nachtigall, drei lehren' aus dem roman von Barlaam und Josaphat, der als 'Barlaam' auch bei Etienne citiert wird (Recull nr 162; hs. A bl. 30, hs. B bl. 46). die fassung des Petrus Alphonsi (XXIII 1—6) weicht so ab, dass an ihn als quelle Boners nicht zu denken ist. gegen Jacques de Vitry (Crane nr 28) sprechen die eingangsverse : *Ein weidman vieng ein vogellin Daz was klein stolz unde vin, Ein nahtegal was ez genant*; diese umständliche einleitung stammt aus dem original : — *unam de minutissimis aviculis quam philomenam vocant*; sie ist von Jacques fortgelassen, von Etienne aber treu bewahrt worden. und da für eine directe benutzung des Barlaamromans durch Boner sonst kein zeugnis vorligt, wohl aber die kenntnis Etiennes uns wahrscheinlich geworden ist, dürfen wir diese geschichte wol gleichfalls auf sein conto schreiben.

Bei nr 87 ('Edelstein auf der wage') glaubt Waas s. 59 ff den 'Liber de abundantia exemplorum' (pars v, cap. 'De memoria mortis', gegen schluss) als quelle (eben nur dieses einen gedichts) ermittelt zu haben : nichts hindert, auch dafür das Alphabetum narrationum einzustellen (Recull nr 452, hs. A bl. 78, hs. B bl. 120), wo die geschichte 'ex gestis Alexandri' erzählt wird. wenn Boner

für seine knappe darstellung, welche den namen des Alexander fortlässt, überhaupt eine schriftliche vorlage benutzte, so steht ihm entschieden die version des Etienne näher. der kostbare und schwerwiegende edelstein, der ein bild des mächtigen herschers ist, verliert durch aufstreuung von staub sein gewicht, ebenso der kaiser : '*Als bald din houbet wird bedacht Mit erde, so zergat din macht*' = Et. de Bes. *posito super vos pulvere in morte minus eritis quam aliquid mundi*; der Lib. de ab. ex. sagt dafür *positus in pulvere.*

Über den 'Liber de abundantia exemplorum', der somit aus der reihe der quellen Boners wider ausscheidet, lohnt es aber doch hier einige worte einzuschalten. zahlreiche hss. des werkes hat Hauréau Histoire littéraire de la France XXIX 546 ff nachgewiesen, auf die incunabel s. l. et a. et i. (Ulm, JZainer?) machte Crane in der Academy vom 20 febr. 1886 aufmerksam. leider gibt dieser einzige druck (ich benutzte das exemplar der Strafsburger universitäts- und landesbibliothek), in welchem das werk (wie in einer der hss. Hauréaus) recht verkehrt dem Albertus Magnus zugeschrieben wird, den text mit unzähliche entstellungen, zt. der schlimmsten art. so berichtet die geschichte, welche das (12) capitel 'Item de beata virgine' der pars VII einleitet, von drei brüdern, die, *a quodam castello 'murensi'* [dies adjectivum muss man sich aber erst aus dem nonsens der vorhergehnden zeile herausholen!] verstofsen, ein räuberleben führen, und versetzt das ereignis ins jahr 1325. aber nach der quelle, Etienne de Bourbon ed. Lecoy de la Marche nr 121, ist die geschichte *in comitatu nivernensi* und zwar 1225 passiert! das buch stellt nämlich eine nachahmung und gründliche ausschöpfung von Etienne de Bourbons 'Liber de septem donis spiritus sancti' dar, dem auch die mehrzahl der geschichten entnommen ist; der verf. scheint aber nicht über das erste buch hinausgekommen zu sein, sodass sein werk mit mehr recht als 'Liber de dono timoris' citiert werden könnte, wie gewöhnlich sein vorbild. dass dieser torso im westlichen Frankreich und gegen ende des 13 jhs. zu stande kam, glaub ich mit Hauréau, ob Crane gut tat, eine ältere hypothese aufzuwärmen, welche ihn dem Humbertus de Romanis († 1277) zuweist, scheint mir zweifelhaft; eine genauere untersuchung muss unterbleiben, bis wir eine vollständige ausgabe des Etienne de Bourbon besitzen.

Für nr 95 ('Richter bestochen mit ochs und kuh') haben wir wider als älteste, von Waas s. 65 nicht gekannte quellen Etienne (Recull nr 83, hs. A bl. 17, hs. B bl. 26) und dessen gewährsmann, den 'Narrator', di. höchst wahrscheinlich Jacques de Vitry zu verzeichnen. Johannes Junior und weiterhin Herolt schreiben unsern Etienne aus.

Bei nr 100 ('In allem bedenke das ende!') ligt die quellenfrage besonders schwierig und ist die wahrscheinlichkeit, dass Boner zwei verschiedene darstellungen (vielleicht die eine schriftlich, die andere mündlich) vorlagen, nicht abzuleugnen. zwar dass der könig nicht mehr selbst zu markte geht, und dass aus dem ehrwürdigen greis, der im geheimnisvoll leeren gemach die weisheit feil bietet, ein 'hoher pfaffe' geworden ist, das entspräche durchaus der nüchternen, allem märchenhaften abholden anschauungsweise des Berner dominicaners, hierfür bedürfte es keines directen quellenanhalts. auffälliger ist die verwischung eines wesentlichen zuges, den alle ältern fassungen (Thomas Cantipratanus, Etienne de Bourbon, Etienne de Besançon hs. B) bewahren: wenn der bösewicht, der im letzten moment von seinem mordgedanken zurückbebt, gerade ein barbier ist, so muss er den warnenden spruch eben auf dem rasiergerät, dem handtuch lesen: *in manutergio* (Thomas Cant., Gesta Rom.), *in mappula* (Etienne de Bourbon), *in tuallia* (Etienne de Besançon hs. B). diesen zug aber konnte Boner schon verwischt finden in der hs. A des Etienne de Besançon: wo es heifst: — *sed hoc scribe in domo tua, in ostiis, fenestris et muris et ubique. quod et ille fecit, etiam in illis quibus solebat radi* (so A für B: *etiam in tuallia cum qua solebat radi*), ohne dass nachher darauf zurückgekommen wird; Boner mochte das immerhin auffassen: 'auch in seinem toilettenzimmer'. die fassung des Dialogus creaturarum, welche nach Waas s. 73 unserm Boner am nächsten kommen soll (der Dialogus selbst kommt als quelle nicht in betracht), hat dann die sache noch weiter vereinfacht und lässt den spruch nur noch '*in ostio palatii*' und zwar '*litteris aureis*' anschreiben. es ist richtig, dass das genau zu Boner v. 47 f stimmt: allein mit der beseitigung der inschrift auf dem handtuch ergab sich die beschränkung auf das portal — und damit doch wol auch die goldnen buchstaben fast von selbst. dass der Dialogus creaturarum seinerseits aus Etienne de Besançon und zwar wol aus jener jüngern fassung schöpft, die uns die hs. A

repräsentiert, möcht ich aus folgendem schliefsen. Etienne de Besançon hat seiner uns hier durch ausdrückliche berufung gesicherten quelle, dem Etienne de Bourbon, namentlich éinen zusatz beigefügt: er fasst zunächst die lehre, welche bei jenem lautet: '*In omnibus factis tuis considera, antequam facias, ad quem finem inde venire valeas*' in die worte: '*In omni opere tuo cogita primo ad quem finem potes venire*', fügt aber alsbald hinzu: *unde versus*: '*Quidquid agas, operis finem primo mediteris*'[1]; der jüngere Dialogus creaturarum (in nr 93) macht ihm das nach, aber er weicht in der prosa abermals ab: '*In omnibus quae acturus es, semper cogita, quid tibi inde possit accidere*' und stellt statt des leoninen den geläufigern hexameter ein: '*Quidquid agas (!), prudenter agas et respice finem*'. steht dieser herleitung des Dialogus creaturarum aus Etienne de Besançon (hs. A) direct nichts entgegen, so sieht die fassung des spruches bei Boner, wenn wir sie pressen, doch wider so aus, als sei sie aus beiden versionen zusammengeflickt:

— — *du solt daz end ansehen*
diner werken, und waz dir beschehen
mag dar umbe künfteclich

daz end diner werken = *in omni opere tuo . . . finem* und *operis finem* Et. de Bes.; *waz dir beschehen mag dar umbe künfteclich* = *quid tibi inde possit accidere* Dial. creat.

Boner nr **94** ('Freundschaft erprobt durch verzauberung') hat Etienne de Besançon (Recull nr 53; hs. A bl. 10', hs. B bl. 15') abermals aus Etienne de Bourbon genommen, während Johannes Junior widerum jenen samt dem quellencitat ausschreibt. in Lecoy de la Marches lückenhafter ausgabe des Etienne de Bourbon fehlt dies beispiel, und so können wir nicht mit sicherheit entscheiden, ob dieser oder etwa Martin von Troppau die quelle Boners gewesen ist. Etienne de Besançon selbst scheidet unbedingt aus: die verse 23 ff haben bei ihm keinerlei entsprechung, wohl aber bei Martin — und jedesfalls auch in der Martin und Etienne de Besançon gemeinsamen quelle, Etienne de Bourbon.

Von den 23 beispielen Boners, deren quelle aufserhalb des Avian und des Anonymus Neveleti gesucht werden muss (Waas

[1] der Liber de abundantia exemplorum pars IV (cap. 'De fructibus memorie judicii') schreibt diese fassung mit geringen abweichungen, aber buchstäblicher bewahrung des von Etienne de Besançon eingefügten verses ab.

s. 39ff. 74f), haben wir für 11 eine entsprechung im Alphabetum narrationum des Etienne de Besançon gefunden : nrr 52. 71. 74. 76. 82. 85. 87. 92. 94. 95. 100. unter diesen durften wir die versionen für 87 und 92 unbedenklich als quellen Boners aussprechen und beseitigten damit zugleich die ansetzung zweier quellenschriften, welche ihm (nach Waas) nur je eine geschichte dargeboten haben sollten. für nrr 52. 82. 85. 95 stand uns die wahl frei zwischen Etienne de Besançon und Jacques de Vitry (resp. 'Narrator') : entscheiden wir uns für den ersten, so fällt auch Jacques de Vitry aus der quellenliste fort, da dieser für nr 48 allein wenigstens nicht als litterarische vorlage angesetzt zu werden braucht. mit diesen 6 nummern dürfte aber der bestand des aus Etienne de Besançon direct entlehnten erschöpft sein. für nr 100 schien allerdings eine beziehung zur fassung A des Alphabetum narrationum nicht abzuweisen, aber es könnte immerhin auch eine indirecte sein, und was nr 76 angeht, so wäre freilich der zufall sehr sonderbar, der bei Boner den *graven,* in der hs. A des Alphab. narr. den *comes* eingeschmuggelt hätte, anderseits aber darf die geschichte schwerlich aus dem zusammenhang mit den nahestehnden nrr 71 und 74 gelöst werden, die wie 76 der Disciplina clericalis entstammen und für sich eine vermittlung durch Etienne de Besançon kaum zulassen; es wird also hier eine contamination aus Petrus Alphonsi und Etienne de Besançon anzunehmen sein. für nr 94 schliefslich werden wir über Etienne de Besançon hinaus auf seine quelle Etienne de Bourbon zurückgehn müssen.

Aufser dem catalanischen 'Recull de eximplis', der ihm den Etienne de Besançon recht wohl ersetzen konnte, hat Waas nicht berücksichtigt den spanischen 'Libro de los exemplos' oder 'enxemplos' (ed. Gayangos in Rivadeneyras Biblioteca de autores españoles 51, 443—542; dazu die ergänzung einer lücke aus einer Pariser hs. durch Morel Fatio : Romania 7, 481—526). hauptquelle, wo nicht einzige grundlage des ganzen war ein lateinisches exempelalphabet, dessen entstehung nach Italien und in das ende des 13 jhs. fallen muss (s. u.). in dieser vorlage des Libro de los exemplos konnte Boner die genau entsprechende quelle für zwei seiner geschichten finden : für nr 72 ('Wittwe soll beiden das ganze zahlen') bei Gayangos nr 6 : *Valerius en*

el libro VII, *capitulo* III, *cuenta que Demóstenes filósofo* etc., für nr 97 ('Papirius') bei Gayangos nr 338 : *Dice Macrobio en el libro del suenno de Scipion.* Waas hat für nr 72 den Valerius Maximus direct, für nr 97 den Jacobus de Cessoles, dem übrigens hier auch der Spanier resp. seine vorlage wort für wort folgt[1], als quelle angesetzt, beide werke eben wider nur für je eine geschichte.

Es wird sich empfehlen, dem gegenüber den Libro de los exemplos im auge zu behalten, aber natürlich kann nicht das spanische werk des 14 oder gar 15 jhs. die quelle Boners gewesen sein, sondern nur dessen vorlage. trotz der ausdrücklichen versicherung des Clemente Sanchez (archidiaconus von Valderas in Leon), der sich in der Pariser hs. nennt und (zwischen 1400 und 1421?) dies alphabetarische exempelbuch compiliert und demnächst in die landessprache übersetzt haben will, hat Morel Fatio das ganze in ähnlicher weise als übertragung aus einem lateinischen Alphabetarius exemplorum angesprochen, wie das für den catalanischen Recull inzwischen durch Crane erwiesen ist. Crane s. CIV f, der ihm darin zuzustimmen scheint, hat bereits eine übersicht über die wichtigsten quellen gegeben. bemerkenswert für die datierung scheint immerhin, dass zwar die 'Coronica Martiniana' widerholt (Rom. VII nr 33, Gayangos nr 29. 73) citiert wird, die Legenda aurea (die für Etienne de Besançon eine hauptquelle bildete) wenigstens gelegentlich (nr 23. 197) benutzt erscheint und Jacobus de Cessoles zweifellos in nrr 177 ('Rosmilda'). 187 ('Camillus'). 329 ('Mundus und Paulina'). 338 ('Papirius') abgeschrieben wird, litteraturwerke des 14 jhs. aber fehlen. von den 39 stücken, die sich nach meiner zählung im gegenstand mit den Gesta Romanorum decken — die zahl erscheint auffallend grofs —, ist bei den allermeisten nummern doch jeder directe zusammenhang ausgeschlossen. so stehn diejenigen, welche aus der Disciplina clericalis stammen, fast durchweg dieser quelle sehr nahe : zb. Gay. nrr 7. 13. 27. 53. 90. 91. 92. 234; Rom. 18. 19; eine ausnahme macht nur Gay. nr 334 ('Ölfässer'), wo der Spanier eine starke kürzung bietet. ich habe mir überhaupt nur 6 nummern notiert, wo ein näherer zusammenhang mit den Gesta Romanorum erwogen werden könnte : Gay. nr 103. 155ª. 174. 183. 374 — lauter sehr verbreitete exempla, und dann nr 118 'Zweierlei tuch', wofür wenigstens bei Österley (zu nr 26) keine parallelen erscheinen : aber die darstellung im Libro weist hier originelle und zweifellos echte züge auf, und da ist denn für die so unendlich schwierige frage nach den quellen und vorstufen der Gesta Romanorum das quellencitat des Spaniers von starkem interesse : *Una hestoria es tal que se lei de los Romanos.* aus dem gleichen grunde erwähn ich zu Gesta Rom. nr 87 aus

[1] auch das ungenaue citat aus Macrobius (denn die geschichte steht nicht im Somnium Scipionis, sondern Sat. I 6) stammt von dorther.

dem Libro ed. Gayangos nr 253 *Leise en el libro de las trufas de los pleitos de Julio César*. dass das ein werkchen italischen ursprungs war, ist mir nicht zweifelhaft (vgl. Graf Roma nella memoria e nelle immaginazioni del medio evo I 253). überhaupt weist der charakter des quellenmaterials und weisen zahlreiche einzelzüge darauf hin, dass die compilierte vorlage in Ober- oder Mittelitalien entstanden ist. gerade diejenigen geschichten, für welche eine quelle nicht genannt und auch nicht ohne weiteres zu ermitteln ist, spielen grofsenteils in Italien — und hier hat sich der Spanier mit den lateinischen bezeichnungen seiner vorlage öfters nicht abzufinden gewust : so wenn er Gay. nr 10 schreibt *la cibdat de Reatina* (latein. *civitas Reatina* di. Reate) oder Gay. nr 330 *en el lugar de Tudertina* (latein. *in urbe* [*civitate*] *Tudertina* di. Todi). während eine grofse anzahl von geschichten in der Lombardei und Sardinien (das bald *Sardania* bald *Cerdeña* heifst), in Rom, Romagnola, Florenz, Siena, Viterbo, Cremona, Bologna spielt, entfallen auf französische schauplätze nur etwa 10 exempla, meist aus bekannten quellen. nr 138 nimmt partei für die Lombarden gegen die Franzosen. in Spanien ist unter den 467 (Gayangos 395 + Morel Fatio 71 + 1) geschichten nur eine einzige localisiert : nr 203, ein Marienwunder, das sich *en la cibdad de Leon, de sobre el Ruédana* im j. 1100 zugetragen haben soll und das der spanische bearbeiter immerhin unter die grofse zahl ähnlicher stücke (nrr 192—213) eingeschaltet haben mag. an der tatsache, dass zum mindesten der grundstock des Libro de los exemplos ein lateinischer alphabetarius exemplorum italienischer herkunft, wahrscheinlich aus der zeit zwischen 1280 und 1300 war, ändert dies spanische mirakel nichts.

Marburg i. H. EDWARD SCHRÖDER.

EIN TAFELDRUCK DES MÜNCHENER PATERNOSTERS.

(zu Zs. 44, 187).

Der umsicht und freundlichkeit Eulings verdank ich einen wertvollen hinweis, der mich veranlasst, alsbald noch einmal auf das Münchener Paternoster zurück zu kommen. auf dem 15 blatt der durch Heitz publicierten 'Neujahrswünsche des 15 jhs.' (Strafsb. 1899) befindet sich die photographische nachbildung eines holzschnittes aus dem Münchener kupferstichcabinett, der wol die 'figur' darstellen könnte, über die der Münchener barfüfser 1481 gepredigt hat. das bei Heitz etwa auf die halbe gröfse reducierte blatt[1] stellt Gott vater dar, wie er an einer *lieb* beschriebenen herunterhängenden schnur sieben farbige scheiben mit den bitten des vaterunsers eine unter der andern hält; das spruchband vor seinem

[1] Schreiber, Manuel de l'amateur de la gravure sur bois au 15 siècle II 240, gibt die mafse '400 (?) : 275 (?)' an. der text des blattes ist auch bei ihm, doch nicht ganz fehlerlos, abgedruckt.

munde sagt: *Also solt ihr peten:* links von den scheiben steht die deutung ihrer farben, dieser text genau wie oben s. 190, rechts ebenso die triaden, aber nicht die der dritten reihe, sondern nur die der vierten: einzig die beiden triaden des holzschnitts, die zu den worten *Vater vnser* und *Der du pist In den himelen* gehören, finden eine sehr freie entsprechung in der dritten reihe. im übrigen ist die übereinstimmung zwischen dem drucke und der handschriftlichen tabelle für jene drei rubriken (1. 2. 4) so genau, dass das blatt — es trägt das datum 1479, ist also älter als der codex [1] — sehr wohl die directe quelle der handschriftlichen aufzeichnung sein könnte, trotz gleichgiltigen orthographischen und sprachlichen differenzen. für dies nahe verhältnis spricht vielleicht das druck und hs. gemeinsame merkwürdige *einfür* in der 6 bitte. der druck belehrt mich nun auch, dass das verstümmelte *anp* (4 bitte) und *lupkeit* (6 bitte) des schreibers zu *dankp* und *luspkeit* (*dankper, lusperkeit*) ergänzt werden muss [2]; beides verdient auch inhaltlich vor meinen vorschlägen den vorzug.

Aber der zusammenhang zwischen jenem tafeldruck und der hs. reicht noch weiter. der holzschnitt ist am oberen und am rechten rande beschnitten; oben list man noch über den triaden die worte *So erhoret in got gnediglich.* das ist die schlufszeile der reimeinleitung (oben s. 189). auch diese also hat ursprünglich auf der tafel gestanden. und zwar unmittelbar vor dem Paternoster. meine annahme, dass die todsünden und blutvergiefsen (s. 189) erst interpoliert seien, bestätigt sich also. wozu nun war das blatt bestimmt? von Heitz wird es als neujahrswunsch publiciert, und es enthält unten links würklich die worte *Ein Seligs Newͤs Jaer.* dass diese zeile aber erst nachträglich in der tafel angebracht ist, darauf deuten wol schon die buchstabenformen: das spitzwinklige *E*, das einstöckige *a*, auf das Wilh. Meyer besondern wert legt, auch die schreibung *ae* für *â*. wer Heitz sammlung durchläuft, sieht alsbald, wie isoliert unser blatt neben den üblichen christkindchen steht. und zumal die reimeinleitung schliefst die ursprünglichkeit des neujahrswunsches aus: sie muste weggeschnitten werden, um diese verwendung möglich zu machen [3].

So bleibt ein druck zu rein katechetischen zwecken. ein hsl. paternoster '*mit dryerley vslegung*', die im kerne zu den

[1] auf der photographie bei Heitz kann ich nur 1470 lesen; doch ergibt die beschreibung von WSchmidt Interessante formschnitte des 15 jhs. s. 15, dass im original 1479 erkennbar ist.

[2] angesichts des druckes will ich auch *gerügsam* in den triaden der 2 bitte nicht mehr antasten: es muss eine, mir sonst unbekannte, contamination von *geruowic* und *gerunwesam* sein. gern heb ich hervor, dass dr Kück mir schon früher in ähnlichem sinne von der änderung des wortes abgeraten hat.

[3] auch die auffällig ungeschickt unten angeklemmte jahreszahl könnte als spätere zutat verdächtigt werden: jedesfalls ist aber der druck nicht jünger als 1479, und das allein interessiert uns hier.

triaden des druckes stimmt, aber ohne die farben und ohne die einleitung, sowie ein gleichartiges avemaria weist mir Euling Alem. 12, 167 aus der zeit um 1500 nach. gedruckte blätter mit den zehn geboten, dem glauben, dem benedicite, auch beichttafeln, nach Geffcken 'zum ankleben an die wände bestimmt', sind erhalten[1]. aber gerade wenn wir an diese stücke denken, macht sich das misverhältnis fühlbar, das in unserm paternosterdruck zwischen der breiten reimeinleitung und der wortkargen kurzen tabelle, der hauptsache besteht. es fiel fort, wenn ich jene für die einleitung der predigt, diese für ihre disposition hielt, wie das die schlufsnotiz der handschrift (oben s. 194) nahe legte. für den (Nürnberger?) druck aber ist nicht bezeugt, dass er als grundlage einer predigt gemeint war, und der Münchener mönch, der ihn so benutzte, hat das erst nach zwei jahren oder noch später getan.

Fand der prediger den gereimten eingang bereits gedruckt vor der figur vor, die er erklärte, so bleibt ja die möglichkeit, dass er ihn mitsamt seinen reimen adoptierte und auch weiter reime gab, wo sie sich boten: aber mehr als möglichkeit ist das nicht mehr. vielleicht findet sie eine gewisse stütze in einer bewusten abweichung, die der hsl., auf die predigt von 1481 bezügliche text gegenüber dem drucke zeigt. ich meine die einfügung der gereimten triaden der 3 reihe, welche die nur gelegentlich reimenden der vorlage anfangs wol ersetzen sollten: erst nachträglich wurden auch diese noch angehängt. freilich, die reime der neuen triaden sind billich; so stellen sie sich in solchen parallel gebauten dreiheiten wol auch ungesucht ein. dass zufall hier aber abzuweisen ist, das erhärtet die art, wie in der hs. die beiden triaden behandelt sind, die im druck den eingang des paternoster begleiten. sie werden benutzt: da die glossierung von *Der du pist In den himelen* in allen drei zeilen auf *-eit* ausgeht, blieb der prediger ihr leidlich treu. dagegen die auslegung von *Vater vnser*, die im druck nicht reimt (*Hoch in der Schöpfung. Reiche in dem erbe. Süße in der liebe*) arbeitet er so um, dass er das erste schlusswort *schoppfung* beibehält und zwei andere zeilen auf *-ung* anreiht. das ist absicht[2]. und diese absicht des Münchener predigers verrät immer noch eine freude am reimschmuck, die meine ursprüngliche auffassung begünstigt. trotzdem würd ich heute das wort 'reimpredigt' nicht mehr so apodiktisch in die überschrift zu setzen wagen. ROETHE.

[1] vgl. Geffcken Bilderkatech. 41 beil. 119. 203, Schreiber nr 1844—1855. 2756 f. [2] an eine zweite triadenquelle zu denken, die, sonst ohne jede berührung mit den dreiheiten des drucks, gerade in den beiden anfangsstücken mit ihnen zusammen getroffen sein sollte, etwa aus gemeinsamer quelle, das ligt doch gar zu fern.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND GUSTAV ROETHE

SECHSUNDZWANZIGSTER BAND

BERLIN
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
1900.

INHALT.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXVI, 1 februar 1900

Bilderatlas zur geschichte der deutschen nationallitteratur. eine ergänzung zu jeder deutschen litteraturgeschichte. nach den quellen bearbeitet von dr Gustav Könnecke. zweite verbesserte und vermehrte auflage. Marburg, NGElwert, 1895. — 22 m.

Könneckes vortrefflicher Bilderatlas ist seit 12 jahren in unsern händen; für philologische arbeit und wissenschaftlichen unterricht hat er sich als wertvolles hilfsmittel erwiesen; er hat nicht nur die sinnliche anschauung befördert, die jeder geschichtlichen disciplin dringend not tut; er hat auch wesentlich dazu beigetragen, dass paläographische und ikonographische gesichtspuncte nicht mehr ausschliesslich die domäne weniger begünstigten sind; er hat unmerklich und sicher unsre arbeitsmethoden bereichert. als er erschien, hatte K. für die verwürklichung des wissenschaftlichen gedankens, dem sein buch dient, wenig brauchbare vorarbeiten : der 'authentische bilderschmuck' half ja wol gelegentlich dieser und jener nichtsnutzigen litteraturgeschichte als vorspann : im grunde muste K. jungfräuliches terrain bauen. seitdem ist manches anders geworden : für unsre ältesten litteraturperioden besitzen wir in den publicationen von Enneccerus, Piper, Gallée handschriftennachbildungen, die auf ihrem engen gebiete an reichhaltigkeit und auch an güte K.s entsprechende partien natürlich übertreffen; der zuweilen unwahrscheinliche farbenglanz, mit dem die nachbildungen ahd. und mhd. bilderhss. in Vogts populärer litteraturgeschichte prangen, macht immerhin eine schwäche mancher K.schen reproductionen fühlbar; und mit den vortrefflichen bildern, die das schöne Historische porträtwerk von Seidlitz schmücken, kann sich in der technischen ausführung nur diese und jene der K.schen beilagen messen. aber an zuverlässigkeit des materials steht der Bilderatlas hinter keinem dieser werke zurück; an umsichtiger vielseitigkeit übertrifft er sie alle; und nur die weise beschränkung, die K. sich in auswahl und technik auferlegt hat, gab ihm die möglichkeit, ein buch zu schaffen, das nach umfang und preis zu weiter verbreitung geeignet war. der erfolg hat K.s mühen gelohnt. diese zweite auflage, die überall von der sammelnden und sichtenden tätigkeit des verfassers erneutes zeugnis ablegt, bietet mir den erwünschten anlass, der tüchtigen arbeit auch an dieser stelle ein spätes wort der würdigung zu widmen.

Den text, der die 2200 abbildungen begleitet, hat K. mit recht in der anspruchslosen form kurzer einzelbemerkungen gehalten: knappste biographische und bibliographische, vereinzelt auch litterarhistorische notizen; buchstäbliche umschrift der mittelalterlichen handschriftenproben, dazu übersetzung des ganzen oder erklärung einzelner worte; nützliche winke zur druck- und theatergeschichte; die nötigen angaben über herkunft und autor der aufgenommenen bilder. dieser text ist, obgleich er in der zweiten auflage gegenüber der ersten beträchtlich gewonnen hat, noch immer die schwächste seite des werkes. gleich in der ersten anmerkung (zu Tac. Germ. 2) stört die längst veraltete conjectur *Tuisconem*. die umschrift der mitgeteilten Beowulfseite zeigt drei lese- oder druckfehler. im Hildebrandslied conjiciert K. befremdlich *cunosles* st. *cnuosles* (soll das zu *cunni* gehören?); zu *sumaro enti wintro sehstic* hat er die seltsame paraphrase 'sechzig sommer und sechzig winter = dreifsig jahre' usw. diese fehler schleppen sich aus der ersten auflage fort; es wäre schon besser, K. liefse sich in derartigen fragen der textkritik und -erklärung durch irgend einen germanisten unterstützen; solche versehen, unnötige, leicht zu tilgende und doch ärgerliche flecken können den unkundigen benutzer verdriefslich irre führen. mancher besserung bedürfen auch die biographisch-litterarischen sätze: es erfüllte mich doch mit wehmut, als ich zb. s. 113. 115 schnell hintereinander gleich zweimal (bei Ringoltingen und MvStein) irrtümer wider traf, die ich an der bequemst zugänglichen stelle, in der ADB, hoffte abgewehrt zu haben. indessen, es widerstrebt mir, auf dieses angreifbare nebenwerk pedantisch rote tinte zu verspritzen. lieber heb ich hervor, dass die notizen über Grimmelshausens leben in der zweiten auflage viel wertvoll neues enthalten, das den lebhaften wunsch erweckt, K. möchte bald noch mitteilsamer werden.

Nur über die partien des textes noch einige worte, die sich unmittelbar auf den kern des werkes, auf die illustrationen selbst beziehen. zunächst ein allgemeines bedauern: K. hat laut vorrede dieser zweiten ausgabe, 'soweit es sich nicht um ältere handschriften handelt[1], die orte, wo sich die gebrauchten originale befinden, nicht mehr hinzugesetzt': er hofft dadurch zu verhindern, dass man ihn ausplündere, ohne ihn zu nennen. wie sollte ich die grollende aufwallung berechtigten unmuts nicht verstehn! aber der unmut soll doch nicht leiten, wo wissenschaftliche dinge in frage kommen. ich fürchte, die plagiatoren wird K. doch nicht hindern, ernsthaften benutzern aber macht er das leben unnötig schwer, und vielleicht sich selbst: es wäre nur eine wohlverdiente strafe, wenn er mit fragen über fragen drangsaliert würde. tatsächlich ist den fundort zu kennen wichtig, selbst wo es sich um ganz verbreitete drucke des vorigen jahrhunderts handelt.

[1] übrigens fehlt die angabe der herkunft auch bei der miniatur einer osterfeier s. 26.

wie unsicher sind wir vielfach über die gleich datierten, gleich ausgestatteten doppel- und nachdrucke, die doch differieren! ich habe sofort einen scrupel: s. 246 bringt (nur in der 2 ausgabe) 'drei kupfer (von Crusius) zu Wielands Musarion, aus der ausgabe von 1769'. von Crusius? mein exemplar der Musarion von 1769 zeigt bei zweien die deutliche, in K.s reproduction fehlende unterschrift: '*Stock fec.*'[1], und genaues zusehen überzeugt mich, dass die platten des Bilderatlas und meiner Musarion nicht identisch sein können. wer von uns ist nun dem copisten oder gar dem 'schleichdrucker' zum opfer gefallen (Büchner, Wieland und die Weidmannsche buchhandlung s. 32)? ich glaube zunächst, die zartere ausführung und die unterschrift der bilder spricht für mein büchlein: die weitere nachprüfung hindert K.s schweigen über seine quelle.

Im einzelnen dann noch folgendes zu dem engeren begleittext der bilder: s. 59, bei den hss. von Wolframs Parzival, hat K. Lachmanns chiffern D und G verwechselt. — s. 120 heifst es von den bildern des Narrenschiffs, dass sie 'wahrscheinlich von Albrecht Dürer ... nach Brants angaben' gezeichnet wurden. K. tritt also der bekannten, meist mit zustimmung aufgenommenen hypothese DBurckhardts bei. ist es nun absicht, dass er s. 115 bei dem 'Spiegel der tugend' Furterschen druckes die gleiche annahme Burckhardts unerwähnt lässt? die ähnlichkeit mit Dürers Terenzillustrationen ist hier mindestens so einleuchtend wie beim Narrenschiff. ich selbst bin vorläufig in beiden fällen nicht überzeugt. — s. 131 zeigt sich K. geneigt, Murner an der illustration seiner werke einen anteil zuzuweisen; er nimmt speciell einen mitgeteilten holzschnitt aus dem Lutherischen narren für ihn mit bestimmtheit in anspruch; wie denn auch Martin (Jahrb. f. gesch., sprache u. litt. Elsass-Lothringens 9, 107) die zeichnungen zur Badenfahrt, zur Mühle von Schwindelsheim ua. in gleicher richtung vorsichtig erwogen hat. beide gehn dabei aus von den flotten illustrationen, mit denen Murner selbst seine nur hsl. erhaltene übersetzung der weltgeschichte des Sabellicus geziert zu haben scheint. proben dieser handzeichnungen des dichters liegen jetzt aus der Karlsruher hs. in der dankenswerten publication des Strafsburger photographen Mathias Gerschel (Strafsb. 1892) vor, neben dessen acht hübschen blättern mir noch je ein bild bei Martin aao. und bei Könnecke bekannt ist. soweit ich nach diesem beschränkten material urteilen darf, halt ich Murners illustrative tätigkeit bei Badenfahrt und Mühle von Schwindelsheim für ganz unwahrscheinlich; bei der satire 'Von dem grofsen lutherischen narren' verkenn ich nicht, dass zb. die

[1] '*fec.*' meint meines wissens in der regel das zeichnen und stechen, seltner das stechen allein. dass Stock indessen nicht ganz freischaffend gearbeitet hat, beweist schon sein bildchen zum zweiten buche, das in der hauptsache eine umzeichnung des titelbildes von 1768 ist (K. s. 245). es steht ihm in nüancen näher als der von K. mitgeteilte (Crusiussche?) stich; auch das erhärtet den vorsprung Stucks, wie das verhältnis sonst auch liege.

stellung des neunten bundesgenossen (Luth. narr I 3ª) an die des hirten auf Gerschels 1 blatt erinnert, dass die haltung von schwert und lanze des bundeshauptmanns (Luth. narr O 3ª) entfernt an den mörder Lucretias bei Gerschel bl. 3 anklingt, dass hie und da in der gestalt der bauwerke, des türbeschlags (Luth. n. a 4ᵇ, Gersch. 7), der knüttel (Luth. n. L 1ª 4ª ö., Gersch. 1. 7) und sonst ähnlichkeiten auftreten. der gesamtcharakter aber der sicher Murnerschen zeichnungen scheint mir entscheidend zu differieren: Murner liebt kurze, rundlich gekritzelte linien im baumschlag, der oft geradezu wollig aussieht, und in den wellen (vgl. Gersch. 5 mit Schwind. A 4ᵇ D 2ª 3ª E 1ᵇ), im faltenwurf der kleider, in der zeichnung nackter körper; auch seine gestalten sind rundlich kurz; selbst seine tore (Gersch. 2. 4. 6) heben sich durch breite und niedrige rundung von den höhern und schmälern toren im Luth. narren (L 4ª N 3ᵇ) deutlich ab; eben so fehlen diesem die runden kuppeln der türme (Gersch. 2. 4), das geringelte haar (vgl. Daniel und seine löwen Gersch. 6, den richter bei K., den könig Gersch. 6 gegenüber Luth. narr F 2ᵇ), gewisse hutformen Murners; umgekehrt zeigt der Luth. narr stets gewundne, die Sabellicusbilder stets gerade parierstange (Gersch. 2. 3. Könn.; Luth. n. G 2ª I 3ª? O 3ª 4ᵇ P 1ᵇ X 1ª); in der architectur der zehn Murnerbilder fand ich kein fachwerk mit schrägbalken angedeutet wie öfter in der Mühle und im Luth. n. usw.; schon die abweichung des formats, in den drucken mehr hoch als breit, in den hss. ziemlich quadratisch oder in kreisrunder medaillonform, ist charakteristisch für den zuschnitt der bilder. liegen den genannten drucken Murnersche entwürfe in der art der Sabellicusillustrationen zu grunde, nun, dann hat der holzschneider so scharf und selbständig eingegriffen, dass Murners anteil kaum viel gröfser sein würde, als Muther, Dehio uaa. ihn bei SebBrants illustrierten werken dem autor zuweisen. ich muss darauf gefasst sein, dass die übrigen mir unbekannten Murnerschen zeichnungen mein resultat alterieren; jedesfalls spricht mir K. viel zu bestimmt. — s. 160 stellt der links stehnde kupferstich Sichems nicht 'Faust und Auerhahn', sondern natürlich Christoph Wagner mit seinem geiste Auerhahn dar, wie das auf dem bilde richtig zu lesen ist; es hat würklich als titelbild des Wagnerbuches gedient. — das titelbild des Finkenritters s. 162 ist aus Wickrams Lofsbuch (bl. D 4ᵇ der ausgabe Mühlhausen 1564) entnommen, wohin es denn auch besser passt. vgl. noch Luth. narren N 3ᵇ. — die allegorie, die den freiherrn von Canitz an der seite seiner muse darstellt, s. 204, entnahm K. Königs ausgabe der Canitzschen gedichte von 1750; als autor nennt sich SFokke, Amsterdam 1746. er gibt aber anscheinend keine originale leistung, sondern zeichnet nur das ältere blatt der Dresdener künstlerin AMWernerin um, das, von Wolffgang in Berlin 1726 gestochen, schon der ersten Königschen ausgabe von 1727 beigegeben ist; die Wernerin ist

auch sonst wohl bekannt, hat zb. für Breitkopf gottschedische werke künstlerisch versorgt und von dem dankbaren dichter die anerkennung geerntet: *'wir würden nichts von dem Apelles lesen, Wär eine Wernerinn in Griechenland gewesen'*. — CAKlotzens porträt s. 233 beruht nach einem exemplar des Stockschen stiches, das sich auf der Göttinger univ.-bibl. in Conradis sammlung 'Academia Georgia Augusta Iconibus Illustrata' befindet, auf einem gemälde von Rosenberg in Halle. — s. 268 heifst es, der originaldruck der 'Poetischen gedanken über die höllenfahrt Christi' in den Frankfurter 'Sichtbaren' sei verschollen. das ist unrichtig: das Goethearchiv besitzt ein exemplar aus Goethes nachlass, und ein facsimile des stückes wäre jedesfalls angebrachter gewesen als die nachbildung des schwerlich goethischen ehrengedichts auf Corona Schröter. — nach s. 291 will Paläophron die Neoterpe aushungern 'und hat zu dem zwecke sie eingemauert'. nein, so grausam ist Paläophron nicht: K. interpretiert das niedrige mäuerchen des bildes falsch, das nach Goethes ausdrücklicher angabe lediglich ein asyl bezeichnet, also Neoterpe symbolisch schützt, nicht gefangen hält. — für das wenig sympathische bild Graffs s. 347, das nach K. Corona Schröter darstellen soll, darf diese deutung in keiner weise als gesichert gelten (Vogel, Graff s. 54): künftig wird besser das liebliche selbstporträt oder allenfalls auch Kraus gemälde von 1785 an seine stelle treten; Thons bild kenn ich nicht. —

Nun aber zur hauptsache. das schwergewicht des werkes ligt mir in der vielsagenden geschichte der büch erausstattung und -illustration, die sich ohne worte aus der folge gut gewählter beispiele heraus uns ergibt: besonders deutlich seit den anfängen des druckes. sehr mit recht hat K. wenigstens bis auf unsre classiker hin die gleichzeitigen illustrierten ausgaben berücksichtigt: auffassung und geschmack der zeit, die würkung des dichters auf die anschauung, die besondern neigungen des publicums werden durch die zeichnerische ausführung der motive, durch die wahl der dargestellten scenen oft schlagender erhellt als durch manch gesprochenes zeitgenössische urteil; schon reichtum oder dürftigkeit, anmut oder strenge der äufsern ausstattung lassen auf exclusive oder allgemeine beliebtheit, auf die beteiligung höherer und niederer kreise schliefsen. man halte nur den bilderschmuck vieler deutscher dichtungen des 16 jhs., die feierliche eleganz der deutschen renaissancepoeten des 17 jhs. neben die sparsame schmucklose gestalt der meisten gleichzeitigen lateiner: vor der reformation existierte dieser unterschied nicht. oder man vergleiche die prachtrüstung der sog. volksbücher im 15 und beginnenden 16 jh. mit ihren nachfolgern im 17 und 18. wer die salonfähige zierlichkeit Amsterdamer drucke von Opitz und Zesen, den monumentalen pomp etwa des Heräus neben die Grefflinger, Schoch, Schwieger uä. hält, sieht alsbald den unterschied der leser; wie man im 17 jh. trotz einigen ausnahmen den prosa-

roman tief unter die dichtung stellte, springt alsbald in die augen, wenn man das äufsere der bücher an einander misst. und schon das format erzählt geschichte. zur psychologie des publicums — und sie bildet einen wichtigen teil der litteraturgeschichte — gibt es kaum einen bessern leitfaden als die bücherausstattung: der buchhandel hat von jeher schnell die fühlung dafür gehabt, was gefällt und lohnt. K. hätte den gesichtspunct bei seiner auswahl vielleicht noch schärfer im auge behalten sollen: namentlich von den schlecht ausgestatteten büchern hat er aus begreiflichen gründen zu wenig proben gegeben: das fruchtbare moment wird sich auch so jedem aufmerksamen benutzer des Bilderatlas aufdrängen.

Auch für das mittelalter wär es klarer herausgetreten, wenn K. seine handschriftenproben nicht in gar so kleinen fetzen uns zuteilte. aus seinen facsimiles bekommt zb. kein unbefangener leser einen eindruck davon, welche rolle in mhd. zeit die grofsformatigen zwei- und dreispaltigen hss. spielen. gibt doch K. die spaltenzahl nicht einmal regelmäfsig an! viel besser eine vollseite der Vorauer, der Ambraser hs., der grofsen Heidelberger liederhs. usw. als das halbe oder ganze dutzend vereinzelter strophen, deren buchstabenzeichen ohne andeutung ihres pergament- oder papiergrundes randlos zwischen andres geklemmt werden. diese randlosigkeit vieler abbildungen stört mich übrigens auch bei den drucken. K. liebt es sehr, auch vignettenlose titel abzubilden, ist mit ihnen zumal im 18 jh. für meinen geschmack viel zu freigebig (so bei Herder und Schiller): mindestens muste dafür gesorgt sein, dass das format deutlich zu tage trete. wozu soll zb. das facsimile des titels der ersten Klopstockschen odenausgabe (s. 226) nutzen? im original würkt das stattliche quartformat mit seinem vielen freien weifs, bei K.s randloser reproduction bleibt auch nicht ein schatten von anschauung übrig. ich verkenne gewis nicht, dass hier die raumausnutzung, von K. mit entsagungsvoller virtuosität geübt, oft das entscheidende wort gesprochen hat. aber ich würde eine verminderung der proben gern in den kauf nehmen, wenn ich dafür mehr ganze seiten erhielte, auch von den hss. die einrichtung zumal eines complicierteren werkes wie der Williramschen paraphrase, lässt sich nun einmal aus einem einzelnen spaltenstück (s. 19) in keiner weise erkennen.

Den paläographischen interessen kommt K.s buch so ausgibig entgegen, wie der beschränkte raum und der charakter des werkes das gestattete. gleich die gotische schrift ist reichlich vertreten: höchstens dass von einem der Ambrosiani eine bessere und gröfsere probe wünschenswert wäre, als Castigliones durchzeichnung sie gewährt: man hat in Mailand ein paar blätter so weit von der lat. überschrift gereinigt, dass sie ein unmittelbar deutliches bild des gotischen untertextes hergeben. die wichtigsten ahd. denkmäler und schrifttypen sind, allerdings in etwas

ungleicher ausführung [1], vorhanden : es hätte litterarhistorischen wert, wenn beim Muspilli die ganze seite der hs., nicht nur die deutsche randschrift mitgeteilt wäre; ich vermisse ferner eine probe von abd. interlineargIossen und ein neumiertes stück, Petruslied, Ruodperts gesang oder wenigstens Melker Marienlied : wie ich denn auch weiterhin notenproben aus der Jenaer liederhs., aus dem wichtigen Kolmarer meistersingerbuche entbehre. die lateinischen denkmäler, die vom 10 bis ins 13 jh. eine lücke der deutschen litteratur füllen, sind nicht vergessen : nur möcht ich für eine probe der Cambridger lieder ein gutes wort einlegen und sähe den Karlsruher Waltharius gerne durch den Brüsseler ersetzt. — bei dem wert, den K. auf die originalschrift der dichter legt, wundert es mich, dass er den berühmten autograph verschmäht hat, der zugleich Notkers des Deutschen und Eckehards IV hand neben einander zeigt (facsimile M. SS. II, taf. zu s. 101). — für die zeit vom 11 bis ins 13 jh. hinein hätt ich manche wünsche. aber die paläographie der deutschen hss. dieser zeit verdiente einmal eine sonderpublication : es kann nicht aufgabe des Bilderatlas sein, das klaffende vacuum in unsern paläographischen hilfsmitteln zu füllen. K. hat die Vorauer, die Millstädter, die Görlitzer Ava-hs., das Heidelberger Rolandslied, den Casseler Reinhard ua. berücksichtigt : immerhin sei ihm dies und jenes einzelne stück der übergangszeit, etwa der Strafsburger Ezzo oder Noker, der Merigarto, der Arnsteiner leich, das mittelfränk. legendar, der graf Rudolf noch zur erwägung empfohlen.

Mit besondrer vorliebe verweilt der Bilderatlas bei der eigentlichen mhd. blütezeit; es fehlt da nicht einmal an unbekannten stücken, der wonne des sammlers. ein sehr glücklicher gedanke war es, bei einem so vielgelesnen gedicht wie dem Nibelungenlied einmal proben aller hss. zu geben : ich hätte nur auch sie wider gröfser gewünscht und dafür auf die facsimiles derselben hss. bei der Klage gern verzichtet. die möglichst genau abschätzenden datirungen des umsichtigen handschriftenkenners geben jenen proben noch einen weitern wert : nicht alles freilich leuchtet mir ein : dass zb. das Linzer Nibelungenfragment M erst aus dem 2 drittel des 14 jhs. stammen soll, will mir gar nicht in den sinn. auch den führenden kunstepikern, den wichtigsten minneliedersammlungen geschieht ihr recht : höchstens wünscht ich eine probe aus der Würzburger hs., dem berühmten hausbuch Michaels de Leone, das durch das stückchen aus Michaels Rennerhs. (s. 75) nicht befriedigend ersetzt wird. diese grofsen haus- und sammelbücher, anthologien des lesenswertesten, sind für das ausgehnde mittelalter so charakteristisch, dass das eine oder andre K.s auf-

[1] die deckende falte auf der 2 seite des Hildebrandsliedes stört um so mehr, als K. in der 2 ausgabe WGrimms facsimile der unleserlichen worte fortgelassen hat : bei Enneccerus ist es gelungen, die falte in der nachbildung fast unschädlich zu machen.

merksamkeit verdient hätte: ich erinnere nur an novellen- und legendensammlungen wie die Kalocsaer und ihre verwanten, an die hss. Teichnerscher und andrer lehrgedichte, noch an die Hollsche hs.: grade diese dickleibigen wälzer machen die gesteigerte leselust höchst anschaulich, die seit dem 14 jh. in mode kommt und sich weiter ausprägt in den immer billigeren, schlecht geschriebnen und schlecht gemalten papierhss., vor denen das sorgfältig behandelte teure pergament schuell zurückweicht. wenig hat K. die geistliche prosa (meister Eckart), gar nicht die mnd. litteratur herangezogen; auch eine probe der deutschordensdichtung wäre willkommen gewesen. es ist merklich, dass K. sich für die ausläufer der mhd. dichtung im späten 13 und im 14 jh. sehr viel minder interessiert als für ihre höhe.

Mir trat das auch in der auswahl der handschriftillustrationen entgegen. für die frühzeit und die guten tage mhd. dichtung ist widerum wohl gesorgt: dass die schon mehrfach reproducierten bilder der Wiener Otfridhs. fehlen, ist kein unglück; es fällt mir immerhin auf, dass K. sich den schönen Berliner Wernher hat entgehn lassen, von dessen malereien jetzt Vogt eine probe mitteilt. stärker schon empfind ich die lücke, wenn K. sich für die viel gelesnen und illustrierten ritterromane der epigonen mit den Runkelsteiner fresken und einem farbig nachgebildeten flandrischen teppich begnügt: bilder aus dem Leidner Wigalois zb., dessen pracht mir Edw. Schröder jüngst noch gerühmt hat, aus dem Casseler Wilhelm vOrlens, dem hannöverschen Wilhelm vWenden wären mir daneben lieb gewesen, weil sie directere zeugnisse litterarischen lebens sind. und ein mangel gradezu ist es, dass K. die illustrierten weltchroniken bei seite lässt: es ist schlechthin üblich gewesen, die weltchronik in bilderschmuck zu kleiden: noch über die zahlreichen erhaltnen bilderchroniken hinaus zeugen für den geschmack des publicums die in bildlosen hss. für bilder frei gelassnen stellen (schon in hss. der Kaiserchronik, der Steir. reimchronik usw.): Murner folgte in seinen Sabellicusbildern geprägter tradition. für das geschichtswerk Rudolfs vEms konnte etwa Cassel, für die Sächsische weltchronik Berlin geeignete bilderproben hergeben. auch bei Boner und namentlich bei Mandeville, dem vertreter der gleichfalls häufigst illustrierten reisebeschreibungen, hätt ich lieber handschriftliche bilder als holzschnitte gehabt; ich verweise zb. auf den Basler Boner, auf den Stuttgarter cod. poet. fol. N 4, der neben einem deutschen Mandeville auch Wissenheres gedicht von Heinrich dem Löwen illustriert enthält. von den in rechtshss. üblichen bildern gibt K. karge beispiele. ständige illustrationsserien pflegen ferner die schachgedichte zu bringen. auch der totentanz hätte eine probe verdient: hübsche federzeichnungen sah ich in der Münchner hs. Clm. 3941, die einen in verschiedner hinsicht interessanten deutschen totentanz birgt, über den ich bald einmal zu handeln

boffe. der überquellende bilderreichtum, der sofort mit dem drucke zu tage tritt und da auch bei K. uns veranschaulicht wird, hat schon die hss. des 15 jhs. in ähnlicher weise belebt: auch eigentliche bildergedichte, wie sie der druck des 16 jhs. so liebt, sind dem mittelalter keineswegs mehr fremd gewesen. der holzschnitt trat unmittelbar das reiche erbe der fabrikmäfsigen colorierten handschriftenbilder an und trägt die nachwürkungen der herkunft noch eine ganze weile zur schau in der neigung zu nachträglichem austuschen (so in frühen bibeldrucken, im Theuerdank usw.). ich sähe diese wichtige, spätmittelalterliche handschriftenillustration bei K. gern etwas reicher, am besten auch in ein paar farbigen proben uns vorgeführt.

Den glanzpunct des Bilderatlas bilden die drucke des ausgehnden 15 und 16 jhs.: romane und volksbücher höhern und tiefern ranges, fliegende blätter, bilderbogen und bildergedichte, flugschriften, zeitungen, historische und andre neue lieder, Geiler, Brant und Murner, Luther, Hans Sachs, Wickram, Fischart, alles reich und gut vertreten. Muthers stoffreiches werk hatte hier freilich die wege bereitet. aber K. weifs auch eigne pfade zu finden. alle billigen wünsche werden befriedigt. in der reihe der volksbücher sähe ich gern noch den 'Bruder Rausch'. neben dem gedruckten Theuerdank, dessen holzschnitte auch den spätern ausgaben des romans von Pontus und Sidonia (so 1548) zu gute kamen, durften die für die entstehungsgeschichte so entscheidenden Wiener hss. berücksichtigt werden: handelt es sich da doch um ein wichtiges stilistisches und metrisches phänomen. vielleicht fände sich ferner noch platz für eine Manuelsche zeichnung, etwa zu dem spiele von papsts und Christi gegensatz. auch sonst böten — und damit stofs ich auf eine fühlbare schwäche der K.schen auswahl — die massen der reformationsstreitschriften, die K. kaum berücksichtigt, das schönste material an charakteristischen darstellungen. ich denke etwa, um rein beim poetischen zu bleiben, an Mychael Styfels vEsslingen gedicht 'Von der christförmigen leer Luthers': darin ein Lutherbild mit heiligenschein und nieder schwebender taube. im contrast dazu vielleicht die carricatur in Emsers versen 'Der Bock tritt frey auff disen Plan' (1525), wo Luther als schnauzbärtiger roher kriegsmann figuriert, dem ein geflügeltes teufelchen ins ohr flüstert: Emser sollte so wie so nicht ganz fehlen. oder Hans Heinrich Freiermuts 'Triumphus Veritatis', der im hauptbild den üblichen renaissancetriumphzug darstellt: Salvator auf dem prunkwagen, den Carlstat kutschiert, Luther palmenschwingend begleitet; während auf dem titelblatt Gott den papst in den abgrund stürzt. der holzschnitt bildet da überall eine kräftige stütze der polemik, das sinnlich geschaute hilft den sinnlichen menschen des 16 jhs. überzeugen. so verstärken teufelsfratzen denn auch gerne die groteskeu mahnungen der teufellitteratur, die bei K. nicht begegnet. auch aus der

wappen-, pritschmeister- und heroldsdichtuug fänd ich bei ihm gerne diesen und jenen beleg : die verbreitete gattung wurzelt übrigens mit ihren bildern ebenfalls schon in der mittelalterlichen handschriftenillustration. die neulateiner, die zahllosen gesangbücher und deutschen psalter zeigen, dürftig ausgestattet, selten etwas typographisch oder illustrativ bemerkenswertes: immerhin kamen illustrierte Encomia urbium, kam der psalter des Melissus, die hohen schmalen gesangbuchformate des 17 jhs., die eleganten mystischen stiche der Sudermannschen 'Hohen geistreichen lehren' (Frankf. 1622) uä. in betracht.

Vom 17 jh. an gewinnen bei K. die porträts ein wachsendes übergewicht über die druck- und illustrationsproben. die emblematisch und allegorisch reich stilisierten titelbilder des 17 jhs. bringt der Bilderatlas in fülle; gewünscht hätt ich etwa eine probe aus Harsdörffers Frauenzimmergesprächspielen, von des Heräus monumentaler würde und dies und das aus den zt. recht apart ausgestatteten Zesenschen büchern : namentlich vermiss ich ganz die eleganten Amsterdamer drucke. für die wichtige emblematische poesie durfte etwa Zinkgref-Grefflingers werk eintreten. der westphälische friede hat allerlei festgedichte gezeitigt, die durch Clais Ireue mit ihren prunkenden festbildern repräsentiert werden mochten. für das epos sei Hohenbergs illustrierter Ottobert genannt. die minder vornehme unterhaltungslitteratur in versen (zb. die Geharnischte venus, der Unhöffliche monsieur Klotz, der Deutschfranzos mit seinen scherzbildern, die gesellschaftslieder) und roman (aventuriergeschichten, robinsonaden, schwankbücher) sollte stärker zur geltung kommen [1]. aber dem vorherschenden ornamentaleu und architektonischen kupferstich niederländischen geschmacks wird K.s auswahl unzweifelhaft trefflich gerecht, und sie greift immerhin weiter.

Mit dem 18 jh. fangen die titel mehr und mehr au, ihren prachtvoll umrahmenden decorativ-malerischen bildschmuck zu verlieren; mehr und mehr gehts auf eine rococovignette zurück oder selbst die fehlt. so hätt ich viele der von K. mitgeteilten titelblätter gern entbehrt : die armut braucht nicht massenhafte belege. doch verdiente das vorbild des Wandsbecker boten mit seiner beziehung auf Werthers leiden wol die aufnahme. — was die innenillustration betrifft, so zeigt K. eine liebenswürdige, aber allzueinseitige vorliebe für Chodowiecki : Gellert, Gleim, Lessing, Nicolai, Jung-Stilling, Rousseau, Bürger, Voss, Miller, Iffland, Pestalozzi, Weifse, Hermes, Hippel, Blumauer, selbst Goethe und Schiller wird uns durch Chodowiecki illustriert, der doch mindestens bei Hermann und Dorothea schon wie ein grober anachronismus wörkt, während er allerdings der rechte mann war für den Aufkläreralmanach, für die populär berlinische auffassung Friedrichs

[1] auch aus Christ. Reuters dramen La maladie et la mort und namentlich Graf Ehrenfried liefsen sich geeignete bilder gröberen schnitts gewinnen.

des Grofsen, für Schmidt-Werneuchens rührendes behagen im engen, für die Musen und grazien in der Mark : grade diese typen Chodowieckischen geistes durften stärker hervortreten. sonst aber würd ich mehr wechsel empfehlen. die erste auflage brachte bei Gellert noch JHMeils Grünen esel : in der zweiten ist auch er dem alleinherscher gewichen. und Gellerts dritter illustrator, der glückliche zeichner und radierer BRode, ist, so viel ich sah, im Bilderatlas nur bei Ramler vertreten, wo er denn freilich in dem bilde Ramlers mit der muse ein reizendes stückchen blutiger, wenn auch ungewollter carricatur geliefert hat. Bolt und Lips tauchen auf, verhältnismäfsig selten. und zu Wieland gehörte Oeser, in der widergabe seines schwiegersohns und hauptstechers Geyser, ganz unumgänglich. zwar mit Oesers zeichnungen zum Neuen Amadis war der dichter, so hübsch sie sind, nicht zufrieden. um so einiger war alle welt darin, dass die 'grazien, wie Wieland sie schreibt und Oeser sie zeichnet', in liebreizender harmonie zusammenstimmten. und das titelblatt der Grazien von 1770 empfahl sich für den Bilderatlas um so dringender, als es vielleicht das älteste publicierte porträt Wielands enthält [1]. wessen medaillon wenigstens sollte die hintere grazie sonst hochhalten? die dargestellte scene (s. 75 f) gibt keinen anhalt, und es ist um so wahrscheinlicher, dass Oeser da dem vater der Musarion ein zierliches compliment erwies, als sich die beiden eben juni 1770 in Leipzig kennen gelernt hatten. ebendort liefs sich Wieland in miniatur malen (Ausgew. briefe II 379), vielleicht von Oesers schüler Füger; mir scheint die ähnlichkeit des Oeserschen medaillons mit dem erst 1773 publicierten porträt Fügers (Würtembg. vierteljahrshefte f. landesgesch. 2, 4) frappant, sowie man sich die perrücke fortdenkt, die in dem antikisierenden medaillon nicht angieng. — und Füger wünschte ich noch einmal im Bilderatlas zu haben : wurden Rambergs zeichnungen zu den Abderiten aufgenommen, so sollte eins der schönen Fügerschen Messiasbilder aus der parallelen Göschenschen prachtausgabe Klopstocks nicht fehlen. die Matthissonillustration pflegt dem poeten instructiv gemäfs zu sein. auch die bilder der unendlich gelesenen ritter-, räuber -und geistergeschichten und -dramen sollten noch das eine oder andre abschreckende beispiel liefern : die einzige probe aus Spiefs (K. s. 328) ist ja in ihrer art grell genug und der sternenhimmel, der nahe kirchhof, das gerippe recht stilvoll : aber doch, ohne ritter in costüm, ohne wollüstigen pfaffen, grade noch gerettete jungfrauen, einen echten geist ists nicht das wahre : ich empfehle etwa die vignette zum zweiten bande des Hasper a Spada : kerker, zwei gepanzerte, ein wahnsinniges weib auf stroh, ein gerippe im hintergrunde, und dazu die unterschrift : *Das ist meine Mutter! und das ihr Schänder!* wem läuft es da nicht kalt über den rücken?

Mit dem 19 jh. nehmen porträts und namenzüge bei K.

[1] es ist natürlich druck- oder schreibfehler, dass K. s. 272 Goethes zeichnung von Wieland auf 1762 datiert : richtig wär 1776.

der illustration jeden raum. auch im titelbilde sind, abgesehen von Goethe und Schiller, nur noch die Kinder- und hausmärchen vertreten; selbst des knaben wunderhorn bekommen wir nicht leibhaftig zu sehen. schade, bitter schade schon für Brentano, der sinn hatte für hübsche und drastisch würksame titelblätter, dem obendrein an Steinle ein congenialer illustrator zur seite trat. wie vortrefflich kennzeichnen ferner etwa FrTiecks zeichnungen zu vdHagens Heldenliedern jene romantische auffassung des mittelalters, wie sie Fouqué gewis für eine wissenschaftliche errungenschaft hielt. grade das 19 jh. hat zunächst seine besten in den dienst der dichterillustration gestellt : wer hat sich nicht am Faust versucht von Carstens und Cornelius an; für die Düsseldorfer war die gleichzeitige dichtung lange die fundgrube ihrer besten stoffe; sie haben den würkungen der poesie redlich geholfen. es wäre hübsch, wenn davon auch bei K. etwas durchschimmerte : da bestehn geistige zusammenhänge, die für uns nachlebende zu erkenntnisquellen werden. allermindestens aber wird künftig im Bilderatlas zu tage treten müssen, wie Ramberg höchst unwürdig Chodowieckis erbe antrat, schonungslos und geistlos alles verillustrierend und doch die lust seines publicums : auch VHSchnorr von Carolsfeld, Opitz, der illustrator der Bezauberten rose gehören in diese sphäre, und die süfsen, allzusüfsen frauenköpfchen der Vergissmeinnichte, Rosen und wie die almanache alle heifsen, braucht es notwendig, um ganz zu erkennen, was dem leser der zwanziger und dreifsiger jahre wol gefiel. 'leser, wie gefällst du mir?' ich widerhol es, die gleichzeitige dichterillustration ist ein unschätzbares hilfsmittel zur historischen erkenntnis des publicums, und es verdient vollen dank, dass K. das thema wenigstens angebrochen hat : hoffentlich erleben wir einmal eine geschichte der bücherillustration, die, nicht auf die technisch-bibliographische erörterung einer kurzen periode beschränkt, den litterarhistorischen ertrag des themas in vollen garben einzuheimsen versteht[1].

Auch die ideale maske, die der dichter gern einmal anzulegen liebt, wechselnd mit zeit und geschmack, lugt in den titelbildern oft hervor : dem neuen prunk des gekrönten poeten tritt zu ende des 15 jhs. der narr und schelm gegenüber; der harfende judenkönig schmückt gern die modernen geistlichen psalter des 16 und 17 saeculums und hat bekanntlich auch unter den meistersingerischen emblemen einen ehrenplatz gefunden; im 17 kommen weiter gott Pan mit seiner flöte und die schäfer, dann die satyrn an die reihe; hier und da folgt Anakreon und Tyrtäus, aber auch die ungezählten amoretten, die seit der anakreontik zumal auf den titeln herumflattern, fügen sich in diesen zusammenhang; ein leuchtendes beispiel endlich sind die barden. auch diese

[1] die flüchtigen bemerkungen Witkowskis (Zs. f. bücherfreunde 1, 401 ff) können natürlich auch nicht als der bescheidenste ansatz zur lösung der aufgabe gelten, die mir vorschwebt.

waudlungen veranschaulicht K. meist. aber der 'christliche ritter' (zb. vor Ringwalts Teutscher wahrheit) gehört auch in dies capitel, und ich vermisse entschieden den wunderlichen, aber für die deutschtümelei der Nürnberger bezeichnenden altdeutschen 'Witdod', der, von Harsdörfferschen versen erklärt, vor Clais Lobrede der teutschen poeterey abgebildet ist. ich moniere ferner Meils kupfer zu Gleims Grenadierliedern; nicht nur der barde Ossian, auch der barde Kretschmann-Rhingulph (Lpz. 1769) war uns vorzustellen; das titelbild zu den 'Romanzen der Deutschen' (Lpz. 1774) lehrt drastischer als worte, wie sich Gleim und consorten, auch wol noch Bürger, den echten volkstümlichen romanzensänger dachten (vgl. auch Klenze Kom. romanzen s. 11); aus dem Rafaelkopf der Wackenroderschen Herzensergiefsungen sprechen die idealen träume des kunstliebenden klosterbruders mit der schwärmerischen inbrunst ihres autors. das realistische bild einer meistersingersitzung, das K. s. 152 aus einer Hagerschen (nicht 'Hagert'schen) hs. bringt, wird prächtig ergänzt durch die beiden jetzt verloreuen idealgemälde aus dem besitz der Strafsburger singschule, von denen uns Lobstein zum glück abbildungen erhalten hat (Martin Die meistersänger von Strafsburg, Strafsb. 1882): das eine zeigt uns die 12 alten meister im kreise, zumeist in bürgerlicher tracht (in ritterlichem waffenschmuck nur Walther), in ihrer mitte die biblischen dichter David und Salomo, über ihnen die accompagnierenden himmlischen heerschaaren; das andre führt uns in das rund der würklichen Strafsburger säuger, im hintergrunde ihre stadt, unverkennbar dank dem münster : aber auch mitten in diesem realeren mittelstück zwei schwäne im weiher, sinnbilder des gesangs, und drüber wider der himmel offen, den hier ein orchester harfeuder könige im purpur bevölkert, unten der tiere bezähmende Orpheus[1]. ich rühre die saite nur an: gerade beim künstler sind derartig idealisierende bilder vielleicht lehrreicher als bare würklichkeit.

Im grunde gehören auch die b i l d e r d e r m i n n e l i e d e r h s s. in diesen kreis oder in den kreis der gedichtillustration. porträts sucht da niemand; hie und da sind scenen aus den liedern dargestellt, sehr selten aus der realen, geschichtlich bezeugten biographie der dichter : im ganzen tritt uns ein verschöntes und stilisiertes idealbild ritterlichen und gesellschaftlichen lebens entgegen, wie es sich dem maler aus der poesie ergab, aus epos und lyrik : gewis ebenso gut dichtung als wahrheit (vgl. nur Jac. vWarte, Kraus nr 20); ein jahrhundert hatte genügt, um die hohe blüte ritterlicher kunst in die befreiende ideale ferne zu rückeu. immerhin hatte der maler mit der technik dieser dichtung noch fühlung genug; um uns über manches

[1] vgl. auch den ähnlich symbolisierenden Iglauer postenbrief Joh. Waidhofers, den schon vWolfskron im 7 bde d. Schriften der hist. stat. sect. d. mähr. gesellsch. (Brünn 1854) publicierte und jetzt auch Nagl-Zeidler s. 520 f mitteilen.

äufsere an der poetischen praxis der minnesinger aufzuklären. K. hat die bilder aus C, die er teils in grofsen schönen farbenblättern [1], teils, und das meist, nach stark verkleinerten photographien bietet, anscheinend nach dem berühmten namen ausgewählt: aber reich genug, um auch so gewisse stadien der entstehungsgeschichte eines gedichts zu veranschaulichen. so dictiert Reinmar vZweter (K. s. 66) ins concept, dh. auf die zusammenklappbare wachstafel, in der fehler noch durch auslöschen beliebig zu beseitigen waren; Gottfried vStrafsburg (K. s. 57) liest aus dem diptychon vor, Heinrich vMorungen (K. s. 55; vgl. auch B Pfeiffer s. 89) überlift in ihm wol das fertige stück (ebenso Gliers Kraus nr 28). die übertragung von der wachstafel in die reinschrift, auf das teure pergament mag Reinmars vZweter schreiberin neben dem schreiber andeuten; ein dictat direct auf pergament scheint Bligger vSteinach zu zeigen (Kraus nr 58, fehlt bei K.). dass man auf den langen pergamentstreifen der länge nach, nicht quer schrieb, erhellt, deutlicher als hier und als Kr. nr 123, aus dem bilde Eberhards vSax in C (Kraus nr 21), das K. künftig aufnehmen sollte. diese langen streifen sind in C und noch fester in B die typischen begleiter der dichtenden, nachdenkenden, vorlesenden, huldigenden sänger (vgl. im Bilderatlas Reinmar den alten s. 29, Neifen s. 67); gleich kaiser Heinrich ist in BC so als dichter gekennzeichnet; Hausen führt solchen streifen in B auf der kreuzfahrt bei sich (K. s. 30), Walther in C auf seinem steine usw.; Veldeke handhabt ihn in B unter dem vögeldurchflatterten baume (K. s. 53). dies letzte bild ist auch darum so interessant, weil es zu beweisen scheint, dass der streifen an einem stab befestigt wurde, wol um ihn herum zu rollen. solche stäbe sind in C nirgend deutlich; in B aber auch bei Bligger (Pfeiffer s. 31) und namentlich bei Dietmar von Aist (Pf. s. 33), der obendrein einen umrollten stab in der andern hand trägt und mit einem körbchen voll solcher zusammengewickelten schriftrollen durchs land zieht, ein wichtiges abbild des fahrenden, der ein kleines repertoir mit sich führt: K. s. 28 bringt Dietmars bild leider aus C, wo, bei unzweifelhafter grundverwantschaft, das in B rein erhaltene urbild misverstanden und Dietmar zu einem krämer gemacht wird: das körbchen mit den schriftrollen ist aber auch da gerade noch erkennbar geblieben. die geringe höhe der streifen bei ungeheurer breite wird auf den bildern stark übertrieben sein, eine art parallele gewährt immerhin das briefformat der zeit: was ich von ältesten deutschen briefen in den originalen aus dem Düssel-

[1] das bild Neidharts steht technisch kaum zurück hinter der entsprechenden farbentafel, die Schönbach im 1 bande der 'Geschichte der stadt Wien' (Wien 1897) publiciert hat. ich mache aber auf das schöne werk um so mehr aufmerksam, als es, dem germanisten zunächst fernliegend, noch weitere prächtige farbenreproductionen bietet: Reinmar den Alten und Walther aus B, Ulrich vLichtenstein und den Tannhäuser aus C. farbige nachbildungen aus C bringt auch vOechelhäuser Miniaturen d. Heidelb. bibl. II.

dorfer archiv gesehen habe (vgl. Steinhausen Privatbriefe I 2 ff), erwies mir das übergewicht der breite über die höhe gutesteils greller als die briefprobe bei K. s. 81 und steht zt. kaum mehr ab von den gemäfsigteren proportionen, die in den streifen Kilchbergs (Kraus nr 12), Winterstettens (Kraus nr 36), Oberuburgs (Kraus nr 116) zu tage treten. der brief, den Hadlaub (K. s. 79) seiner dame ans kleid heftet, wird ein gefaltetes pergamentblatt meinen; briefe ähnlichen kleineren formats kommen, zt. gesiegelt (Kraus nr 51. 101. 123), noch oft in C vor (Kraus nr 38. 52. 66. 88, an pfeilen befestigt nr 54. 84); die tätigkeit Rudolfs des schreibers (Kr. nr 123) zeigt die verwandlung des langen pergaments in den brief mit aller wünschenswerten evidenz. endlich fehlt in den C-bildern auch die buchform nicht ganz, die gewis nicht für das einzelne lied, sondern höchstens für die liedersammlung in betracht kam: jenem entspricht der streifen, dieser erst das buch. doch Konrad vWürzburg dictiert (K. s. 71) direct in ein buch, vielleicht ein symbol des epikers; auch bei Alram vGreften (Kraus nr 104) erscheint die uns geläufige buchform in den händen eines liebespaares, das etwa einen liebesroman list; der schulmeister von Esslingen dociert natürlich aus einem würklichen schulbuch, und Bucheim (Kr. nr 91) führt das buch nur im redenden wappen. möglich also immerhin, dass alle diese bücher mi dem minnesang nichts zu tun haben. —

Auf keinem gebiete der litteraturgeschichte ist die kenntnis des äufseren, zuständlichen wichtiger und fruchtbarer als für drama und theater: die bühnenverhältnisse würken bei gesunder beziehung des dichters zur bühne unmittelbar auf die dramatische technik und umgekehrt. K. hat mit recht namentlich in der zweiten auflage wertvolles material zur entwicklung von bühne und schauspielkunst zusammengebracht, auch dies grösstenteils wider aus der buchillustration, aber doch erheblich darüber hinausgreifend. so verwertet er gleich die bekannte Xantener plastische scene von der verhöhnung Christi als nachwürkung eines bühnenbildes des 15 jhs. gewis mit recht! aber noch aufklärender für den engen zusammenhang zwischen bildender kunst und bühne waren mir doch tafelbilder, wie sie Froning (DNL 14, 338) uns aus dem städtischen museum zu Frankfurt commentirend mitteilt. von costümen und scenenbildern des 16 jhs. geben einen guten begriff die zahlreichen holzschnitte, resp. federzeichnungen, die K. aus Gengenbachs Gouchmat (1516), vor allem aber aus Rueffschen dramen (1535—45) aufgenommen hat. dass hier mindestens teilweise abbilder der würklichkeit vorliegen, wird für Rueffs hsl. illustrierten Weingarten gestützt durch K.s hübsche beobachtung, dass die frauen der zeichnungen deutliche männergesichter haben, entsprechend dem brauch, frauenrollen an männer zu geben. übrigens hat auch Rueffs Schaffhauser landsmann, der bekannte maler Tobias Stimmer, die figuren seines kleinen ehelustspiels (1580) in

die hs. hineingezeichnet, und Bächtold Gesch. d. schweiz. litt. anm. 102 erwähnt eine illustrierte hs. von Christ. Murers 'Ecclesia Edessaena'. diese dramenillustration geht indes nicht etwa von der Schweizer volksbühne aus. sie scheint gelehrten herkommens; stecken doch die ältesten in Deutschland auftauchenden beispiele solcher scenenbilder, wie K. wohl weifs (s. 91), in Terenzdrucken; dazu dann, hauptsächlich aus Grüningers Terenzausgabe (Strafsb. 1496) bilder entlehnend, die gleichfalls bei Grüninger gedruckte 'Tragoedia de Turcis et Soldano' Lochers von 1497. aus dem Ulmer Terenz nimmt K. ein bild auf, nicht aus dem Strafsburger oder aus Locher, offenbar weil deren illustrationen ihm durch ihre mittelbare oder unmittelbare franz. herkunft verdächtig waren. mir ist der nach K. benutzte Lyoner Terenz von 1486 nicht zugänglich. indessen die humanistische schulcomoedie hat nun einmal etwas internationales, das merkwürdige, ein theatrum darstellende titelbild des Terenz von 1496 (zwei ränge mit zuschauern über der bühne) ist unter allen umständen kennenswert, und, wenn der übersetzer des Strafsburger Terenz noch 1499 kaum an die bühne dachte (Mitteilungen f. erziehungsgesch. 3, 20), Lochers Tragoedia wurde im jahre ihres druckes würklich zu Freiburg aufgeführt. das gibt ihren zusammengestoppelten scenenbildern doch ein gewisses interesse, zumal da sie, aus schmalen holzstöcken combiniert, eine coulissenartige andeutung der scenerie enthalten : so etwas konnte vorbildlich würken. und in die gleiche humanistisch-gelehrte sphäre weist weiter die 'Comedia welche jn dem Königklichem Sale tzů Pareifse .... gespylt worden' (1524), der tendenziöse bericht über ein angeblich vor dem französischen hofe aufgeführtes reformationsspiel; es zeigt im druck die kleinen holzschnitte der dramatis personae Reuchlins (mit langem bart!), Erasmi, Huttens, Luthers, des papstes; mag es mit der aufführung stehn wie es will, die figürchen entspringen doch der fiction einer scenischen darstellung, natürlich durch gelehrte leute[1].

Von der meistersingerbühne haben wir leider nichts bildliches, von den englischen comödianten sehr wenig : erst in der 2 hälfte des 17 jhs. treten wider reichere bühnenbilder auf (K. s. 198. 200f). ich verweise K. noch auf das anschauliche bildchen vor Claufs prosaischer Cidübertragung (Strafsb. 1655). von ChrWeises bühne gibt der titel der 'Liebesalliance', den Fulda (DNL 39, xxiv) abdruckt, allerdings ebenso wenig einen sichern begriff, wie etwa die allegorische scenerie in Menantes 'Theatralischen gelehrten und geistlichen gedichten' (Hamb. 1706) von der damaligen Hamburger theatereinrichtung. dagegen konnte K. für die unglaubliche üppigkeit, die schrankenlose scenische phantastik und die gewaltigen technischen ansprüche und effecte der oper auch in

[1] noch Harsdörffers 'Vernunftkunst' (Frauenzimmergesprächspiele bd v) führt die handelnden personen über den einzelnen scenen als initialbildchen vor.

Deutschland manch überraschendes und leidlich authentisches bühnenbild gewinnen aus den von Math. Küsel gestochnen bildern Burnacinis für die Wiener oper. neben reizvoll verwegenen extravaganzen der tollsten barockarchitectur ein aufgebot aller elemente: ein brennendes zeltlager; ein flammenmeer, das sich über eine statuenwimmelnde prachtstadt mit Semiramisgärten auf den weiten säulenterrassen heranwälzt; ein höllenrachen, aus dem lodernde städte und seen hervorglühn; die unterirdische höhle des Aeolus; der ganze Olymp in den lüften; prächtige wolkenschlösser und wolkensäle; Phöbus, sein sonnengespann über den himmel lenkend; ebenso Mercur, Amor fliegend; erscheinungen in flammen und auf wolken; Pegasus, der durch seinen hufschlag einen wasserfall erweckt; löwengezogene wagen, delphinbespannte schiffe; ein gartenprospect, dessen wände lauter springbrunnen bilden; einstürzende paläste; seesturm: kurz, keine moderne ausstattungsoper überbietet das, und was von dem aufwand zb. der Hamburger oper berichtet wird, erscheint nach diesen bildern nur wahrscheinlich. ich selbst kenne solche stiche nach Burnacini ua. aus einer stattlichen sammlung von franz., ital., holländ., deutschen bühnenprospecten, die, von dem vielseitigen liebhaber JFvUffenbach angelegt, jetzt der Göttinger bibliothek (bibl. Uff. 10 fol.) angehört; von dem blendenden glanz der höfischen bühne des 17 und beginnenden 18 jhs. gibt sie ein verblüffendes bild; übrigens fehlt da auch nicht eine klägliche decoration mit der unterschrift '*princeps invenit*', gezeichnet natürlich von einem andern. jener selbe Uffenbach schrieb für Wolfenbüttel ein, anscheinend nicht aufgeführtes, singspiel 'Pharasmanes' (Göttingen ms. Uff. 18), 1720 nach einer episode der 'Römischen Octavia' für die nachkommen des fürstlichen autors gedichtet; er stattete die hs. mit prachtvollen bunten scenenbildern aus, die ebenso durch ihre architektonik wie durch ballet und aufzüge K.s aufmerksamkeit verdienen. was K. s. 201 gibt, gewährt von der theatralischen pracht, die in oper und ballet entfaltet wurde, nur ein ärmliches bild, und es braucht da der anschauung: wir wissen ja, wie das gesprochene drama unter dieser pracht beim publicum gelitten hat. die für das katholische Deutschland wichtige Jesuitenbühne sollte nicht ganz vergessen sein: die textlich so elende Nagl-Zeidlersche Deutsch-österreichische litteraturgeschichte liefert jetzt dafür, wie sonst, schätzbares bildermaterial. — auch der bühnenvorhang hat bedeutung. am eingang von Harsdörffers Geistlichem waldgedicht tritt die präludierende musica (Frauenzimmergesprächsp. IV 40) aus einem in der mitte sich teilenden teppich hervor, also ein vorhang in Bayreuther art (ähnlich vielleicht in Uffenbachs sammlung nr 17); aber auch der aufrollende vorhang scheint bei Uffenbach nr 96 (vielleicht auch nr 129) bezeugt. er war offenbar schon damals die regel[1], wenigstens

[1] doch hab ich mir aus Picanders Säuffer (Berl. 1725) den schluss notiert: '*so werd ich .... die guardinen zu ziehen lassen*'.

als hauptvorhang: so spricht zb. König im Dresdner frauenschlendrian (1742) s. 22 vom fallen und aufziehen der 'decke', die bei ihm auch grofse löcher zum durchgucken zeigt wie in spätern tagen.

In ganz anderm sinne gewähren theatergeschichtlichen reiz die vignetten aus dem 'Theater der Deutschen' (Berl. u. Lpz. 1766ff); sie geben lediglich von der typischen haltung und gebärdensprache der schauspieler Gottsched-Weifsischen stils eine andeutung. das ist nun freilich genug. ligt doch eben darin der wert der vielen an sich sehr schlechten stiche, die K. s. 340—345 aus dem Gothaer theatercalender aufgenommen hat. für die geschichte der schauspielkunst ist ein elendes scenen- und costümbild des schauspielers tausendmal wichtiger als das beste porträt sonst. so hätt ich bei Iffland das Klotzsche porträt gerne geopfert für das berühmte gemälde der Sanssoucigallerie, auf dem Graff seinen vielumstrittnen Pygmalion erfasst hat; es ist sehr lehrreich und vergewissert uns der zuverlässigkeit Graffs, wie die haltung des Rousseauschen helden in Ifflands verkörperung dem einen der Franz-Moor-bilder Catels (K. 345) gar so ähnlich geraten ist: diese bewegung hat Iffland offenbar geliebt. die posierenden rollenbilder, zb. der Unzelmann und LudwDevrients, die K.s umsicht bringt, sind unschätzbar: wäre die Ninastellung der Unzelmann, Devrients Richard III in einer modernen schauspielerphotographie irgend denkbar? der stilistische wechsel der gesten drängt sich vor diesen guten bildern in greller energie auf, und man bedauert nur, dass K. einen vergleich mit der von ihm ganz vernachlässigten süddeutschen schauspielkunst, zumal der Wiener bühnen, nicht gestattet — an material fehlt es wahrlich nicht —, dass er mit Devrient seine schauspielerbilder bereits beendet hat. freilich, die moderne photographie kann auch auf diesem gebiete nicht hergeben, was früher zeichnungen, meinetwegen selbst carricaturen, aus der ganzen stimmung der zeit geboren, eindrucksssicher noch für uns festgehalten haben.

Die minderwertigkeit der p h o t o g r a p h i e wird, sollt ich meinen, jedem benutzer des Bilderatlas fast beleidigend empfindlich, wenn er an K.s sichrer hand die wandlungen der porträtkunst sich vergegenwärtigt. K. hat auf die auswahl seiner porträts eine ebenso kritische wie liebevolle sorgfalt verwendet: auch wo ich anfangs nicht ganz einverstanden war, hab ich mich oft bekehrt. so fiel es mir zunächst störend auf, dass K. oft auch da, wo gute ölgemälde vorhanden sind, für den Bilderatlas rohere bilder, so gleich die holzschnitte von Luther und Frischlin, bevorzugt oder wol gar stiche und andre reproductionen nach den gemälden, also abgeleitetes material, heranzieht. er hat doch recht getan. nicht nur weil die mechanische reproduction alter verdunkelter ölgemälde nicht immer glückt, nicht nur weil schliefslich die holzschnitte und stiche doch in ganz andrer weise das verbreitete bild des mannes geben als ein immer nur wenigen zugängliches

ölbild : vor allem auch weil gerade in der eigentümlichen wechselnden art dieser billigen vervielfältigungen ein gutes teil vom intimen hauche der zeit lebt. ist es nicht, als wäre der derbe holzschnitt den groben kraftnaturen des humanismus und der reformationszeit wie auf den leib geschnitten? und wie vortrefflich passt dann die feine, gravitätische, auch wol antik stilisierende manier des kupferstichs von Sandrart und den Kilians bis auf die Bernigroths für die würde des hollandisierenden und französierenden classicismus! die silhouette und die stark unter ihrem einfluss leidenden stiche und radierungen aus der 2 hälfte des 18 jhs. entsprechen ganz den regungen, die sich schliefslich in Lavaters Physiognomischen fragmenten offenbaren. und wem wehte nicht aus den lithographien unsrer grofseltern ein vormärzlicher hauch entgegen? dann eine sehr ausdrucksvolle radierkunst; schliefslich aber doch herschend die fatale, demokratische, nivellierende photographie, aus der so wenig zu gewinnen ist, die unbarmherzig geist und leben und persönlichkeit tötet. man sehe nur einmal auf s. 413 Riehl und Treitschke, zwei herliche, geisteskräftige, originelle menschen : welch leere nichtssagende gesichter, so leer und nichtssagend, wie sie der ganze Bilderatlas bis ums jahr 1850 nicht bringt. oder s. 416 Detlev vLiliencron! auch das schlussbild : ich glaube nun und nimmer, dass Sudermann dieser 'schöne' mann, diese fade graf-Trast-carricatur ist. ich bin nicht immer so skeptisch : Wildenbruch denk ich mir ungefähr so, wie ihn s. 415 zeigt, und auch Hauptmann trau ich wol dieses asketengesicht herber unreife zu, sehnend, durstig, ringend nach einer schönheit und wahrheit, die zu erobern ihm doch an der schaffenden urkraft ein schlimmes etwas immer fehlen wird. aber das sind ausnahmen. die photographie bietet dem, der einen menschen kennt, erwünschten anhalt, die association täuscht dann wol auch über den unwert des hilfsmittels. von dem unbekannten wird das lichtbild im guten falle sehr wenig, viel öfter grundfalsches aussagen. für hss. reicht die photographie aus, nicht für menschen. erst menschenauge, menschenhand, menschengeist vermittelt der nachwelt das bild des bedeutenden menschen. wie sehnt man sich aus diesen photographienseiten zurück zu den schönen Kriehuberschen lithographien, die K. reichlich mitteilt! und welche belebende anschauung tritt uns entgegen aus Hensels entzückenden bildern ETAHoffmanns, Fouqués, WMüllers, die, unter einander grundverschieden, jedes in seiner weise gleich ein ganzes stück geistesgeschichte ausstrahlen; aber auch zb. aus LGrimms Brentano, aus Steinles Görres, aus Storcks Herwegh, den K.schen lithographien Dingelstedts, Sallets usw. ich glaube zu spüren, dass K. ähnlich denkt, und ich kann ihn nur bitten, den raum der photographie so sehr zu beschränken wie möglich : also zb. Gottfr. Keller in Stauffers prächtigem bildchen zu geben. schlimm genug, dass der moderne porträtmaler es so oft nicht verschmäht,

die photographie im interesse einer äufsern ähnlichkeit zu hilfe zu nehmen, der dann doch von der künstlerischen wahrheit und freiheit allzuleicht mehr zum opfer fällt, als jene bequemlichkeit irgend verlohnte.

Die silhouette hat ihrer zeit einen ähnlich ungünstigen einfluss geübt. man vergleiche nur bei K. das zahlenverhältnis der profilbilder zu den bildern en face im 18 und im 19 jh. immerhin, der schade des schattenrisses war geringer : scheint doch die photographie mehr zu geben als das im weuigen um so präcisere schattenbild, und eben dadurch bindet sie den künstler. K. hat hie und da dafür gesorgt, dass das verhältnis von bild und schattenriss recht deutlich hervortrete : so besonders schlagend bei Hölty (s. 258), wo K. in der silhouette[1] die grundlage des medaillons sieht, auf dem dann weiter Chodowieckis kupfer ruhte[2]. er mag wol recht haben. ich will immerhin die frage aufwerfen, ob bei einem zusammenhange zwischen schattenriss und stich oder zeichnung nicht auch das umgekehrte verhältnis denkbar ist. die Göttinger univ.-bibliothek besitzt ein inhaltreiches stammbuch gezeichneter und schwarz getuschter silhouetten, wahrscheinlich zusammengebracht von dem stud. Carl Schubert (angelegt 22 juni 1779). darin findet sich ein riss Basedows, ohne perrücke und sehr viel sturm- und drangmäfsiger als Chodowieckis profil (K. s. 255), der offenbar aufs engste stimmt zu einer flotten zeichnung Schmolls, die das Goethemuseum des Frankfurter Hochstifts in seinen schauschränken aufbewahrt und die garnicht den eindruck einer silhouettencopie macht; man vergleiche den auf Schmoll beruhenden stich Physiogn. fragm. IV 272, wo die übereinstimmung mit der silhouette schon in dem abschluss des halses zu tage tritt. ähnlich deckt sich Schuberts (anscheinend gedruckter) schattenriss Ramlers mit einer rötelzeichnung, eine (nachträglich eingeklebte, ausgeschnittene) silhouette Kästners ganz zwingend mit einem medaillon, die beide Lavater in den Physiogn. fragm. (III 210. IV 375) mitteilt. warum sollte der silhouettenlustige nicht aus einem bilde in scharfem profil seinen riss herstellen, durchzeichnen, ausschneiden? es war das immer noch weit leichter als etwa eine nachzeichnung der ganzen vorlage[3]. und man war gewöhnt, silhouetten auch nach anderu silhouetten anzufertigen : schattenrisse berühmter männer siud

[1] die quelle gibt K. eigensinnig auch hier nicht an, ich vermute, dass er die silhouette den 'Schattenrissen edler Teutschen' II I (Halle 1784) entnommen hat. da Höltys biographie dort von einem freunde des verstorbenen geschrieben ist, so erhöht das den wert des bildes, trotz der späten publication. aber ich sehe nicht ein, warum diese silhouette älter sein sollte als die schattenrisse Höltys bei Ayrer, Schubert, im Hochstift.

[2] aus welcher quelle schöpft das Baumannsche profilbild in Hennings Deutschem ehrentempel bd VI (Gotha 1824)?

[3] auch Zarncke Originalaufnahmen von Goethes bildnis s. 62 sieht für zwei Goethesilhouetten Schmolls zeichnung (Phys. fragm. III 222) als grundlage an.

massenhaft verbreitet und dabei unwillkürlich auch verändert worden; man wird sich sehr zu hüten haben, überall originalrisse zu suchen.

Grade das Schubertsche stammbuch gibt zu solcher betrachtung anlass. es beginnt mit Göttinger professoren; dann folgen schattenrisse von studenten, die im grofsen und ganzen originalaufnahmen sein werden, es schliefst mit allerlei Göttinger bürgern und damen, für die das gleiche gilt: in der mitte, hinter den studenten, steht eine sehr reiche collection von silhouetten namentlich litterarischer berühmtheiten, unter denen sich recht hübsches findet. so würd ich zb. Schuberts ausdrucksvolles Lessingbild der K.schen silhouette s. 232 vorziehen; ebenso würd ich K. das profil Bürgers zur aufnahme empfehlen, das sehr viel glaubwürdiger ist als die silhouetten der Ayrerschen sammlung, und das Fiorillos (nicht 'Fiorellis') banales ölbild glücklich ergänzt; ferner fesselt alsbald der vornehm sinnliche schattenriss Thümmels; auch von Hölty, Lenz, Campe, Klinger, Gleim, Wieland[1], der Karschin und vielen andern[2] hat Schubert interessante porträts zusammengebracht. ob aber in dieser ganzen grofsen celebritätengruppe auch nur éin originalschnitt ist, sei dahingestellt. jedesfalls sinds nicht alle. ein flüchtiger blick zeigte mir, dass selbst von den Göttinger professoren Claproth, Heyne, Koppe, Feder, Ebeling, (Eyring?), von den schriftstellern Campe, Miller, vielleicht auch Claudius zusammenfallen mit den 'Schattenrissen edler Teutschen' (Halle 1783), alle (aufser Feder) mit umgedrehtem profil: darin steht natürlich Schuberts nachzeichnung den originalen näher als der druck. es stellte sich weiter heraus, dass mindestens Leisewitz, Basedow, die Stolberge schlechthin dieselben profile sind, die auch in der schönen Ayrerschen sammlung (Leipzig 1899) vorkommen: die zahl der identitäten ist wol noch gröfser: auch bei Hölty, Claudius, Rabener, Ebert möcht ich das glauben. zu Lavaters physiognomik stimmen bei Schubert Klopstock, Mendelssohn, Fritz Jacobi, Claudius, die Stolberge ua., wol auch Goethe, jedesfalls der Eimbecker mordgeselle Rüthgerodt, den Schubert, wie das ebenso seine rückenbemerkung als das verkehrte profil zeigt, schwerlich aus Lavater nahm. auf allerlei übereinstimmungen zwischen Ayrer und Lavater hat Ayrers umsichtiger herausgeber Kroker s. 29 seiner einleitung bereits aufmerksam gemacht. und als ich an Goethes feiertage vor den schränken des Hochstifts stand, da fiel mein blick alsbald wider auf eine reihe von silhouetten, die ich sicher war bei Schubert,

[1] die Wielandsilhouette Schuberts stimmt aufs nächste zu der von Weizsäcker (Würtemb. vierteljahrsh. n. f. 2 s. 39) mitgeteilten.

[2] ich hebe noch heraus: Teller, Spalding, Mauvillon, CHSchmid, Gellert, Semler, Kaiser, Gluck, Zachariä, JGJacobi, Hermes, Rabener, Zimmermann, Uz, Herder, Jerusalem, Moser, Bahrdt, Gotter, GForster, Schubart, Bode, Overbeck, Miller, Ebert, Göckingk usw.

Ayrer, Lavater gesehen zu haben, wenn ich sie auch aus dem gedächtnis nicht gleich hier oder da fest unterbringen konnte. dass die Stolberge an allen vier stellen übereinstimmen, bin ich gewis.

Die Schubertsche sammlung hat mich auf diese betrachtungen geführt: ich wollte sie K. nicht rühmen, ohne mir ihren wert klar gemacht zu haben. dass Lavaters berühmtes werk beigesteuert hat, ist mir wahrscheinlich genug: das lag gar so nahe. daneben aber, und weit wichtiger als das, ein lebhaftester austausch, ein eifriges copieren, wobei manche verwechslung vorgekommen sein wird: Kroker überschätzt trotz seinen sehr verständigen einschränkungen s. 28 ff noch die zahl der silhouetten, die Ayrer nach den viel besuchten berühmtheiten selbst schnitt [1]. man liefs sich im vorigen jh. von den reisenden jungen leuten, die die welt und ihre capacitäten kennen lernen wollten, ja viel gefallen. ihre grenzen hatte die geduld doch auch damals. auch silhouetten haben das günstige vorurteil, nach der natur geschnitten zu sein, nicht ohne weiteres für sich; auch sie verlangen eine ikonographische quellenuntersuchung. und sie wird den quellenwert des Schubertschen stammbuchs grade in seinen interessantesten partien wahrscheinlich noch weit mehr in frage stellen, als mich die schnelle orientierung das lehrte.

K. hat die silhouette nur sehr sparsam aufgenommen, wesentlich zur ergänzung des reichen bildmaterials für unsre classiker (so 7 silhouetten Goethes, 3 Schillers) und für nebenfiguren: natürlich wär es nicht schwer gewesen, für Clodius, Knigge, Blumauer auch ausgibigere bilder zu finden, von Fichte und Schelling nicht zu reden. aber ihren bescheidenen raum im Bilderatlas will ich der silhouette gewis nicht bemängeln. dagegen bin ich garnicht einverstanden mit einer andern art technik, die K. auffallender weise duldet: ich meine die rohen holzschnitte ANeumanns, die für HurKurz gut sein mochten, die aber in K.s Bilderatlas unangenehm abstechen. am anstöfsigsten ist mir die verhunzung von Angelikas Winckelmann (s. 230); aber auch Franziska vHohenheim (s. 302) und der gereifte Herwegh (s. 390) verdienen ein besseres schicksal, und den ganz misglückten Bopp (s. xxIII) würd ich lieber missen, als in dieser gestalt sehen. sollte sich nicht auch für Hebbel eine würdigere darstellung finden lassen als der plumpe holzschnitt s. 383? von dem bekannten Rahlschen bilde bin ich freilich auch nicht eben entzückt. der sonderbare holzschnitt s. xxI, auf dem Frdr. Hnr. vdHagen wie ein rococomarquis aussieht, ist wol nur faute de mieux genommen; ich kenne kein bild des fleifsigen mannes.

Ein zweites technisches bedenken! K. gibt die bilder und

[1] so scheint Kroker gerade die oben besprochene silhouette Basedows (Ayrer xxxvI) für original zu halten, die aller wahrscheinlichkeit nach von Schmoll-Lavater entnommen ist.

stiche sehr oft nur im ausschnitt. dabei geht manche charakteristische umrahmung, manche eindrucksvolle zutat verloren, die dem bilde grade besondern reiz gab: K. weist bei Zimmermann s. 239 selbst auf solche zutaten hin, und dem Boltschen stiche Ifflands (nach Schröder), den das Historische porträtwerk bringt, gereichen die mit zartem stift auf den rand hingeworfnen rollenbildchen zu eigentümlicher zier. ich war nun höchst erstaunt, in eben diesem porträtwerk den Kininger-Pfeifferschen Joh. vMüller zu finden mit einem bei K. unkenntlich gemachten bilde der drei Tellen im hintergrunde. warum dies symbol der Müllerschen geschichtsschreibung, und kein übles symbol für seine wenig kritische localhistorische ader, beseitigen? — nach Justi II^2 269 liefs Winckelmann in bewuster huldigung auf seinem bilde von Angelikas hand ein relief der grazien anbringen: in Neumanns nachzeichnung fehlt es natürlich. und ein dritter, ähnlicher, aber noch stärkerer fall kommt vor. bei Vogt-Koch s. 510 fiel mir auf dem Wielandschen familienbilde der Weimarer bibliothek die andeutung zweier wandbilder auf, von denen K.s weit gröfsere reproduction s. 244 nicht die geringste spur zeigt. Weizsäckers aufsatz über die bildnisse Wielands (Württemb. vierteljahrshefte n. f. 2, 6) belehrte mich wenigstens für das eine, dass es die wahl des Hercules darstelle; und Schüddekopf war so freundlich, mir aus augenschein zu bestätigen, das grofse viereckige wandbild behandle würklich diesen gegenstand[1]. nun, ein vortrefflicheres, ja drastischeres symbol für Wielands dichtung ist garnicht zu denken, zumal da Sokrates und die grazien auch bei K. aufserdem im zimmer stehn. die 'wahl des Hercules' ist gradezu das leitmotiv Wielandischer poesie: von den Klosterberger schulaufsätzen an bat es ihn nicht losgelassen, und was Seuffert Euph. 1, 531 aus anlass des lyrischen dramas von der 'wahl des Hercules' darüber zusammenstellt, deutet die ausdehnung dieses motivs nur eben an. selbst Hermanns des Cheruskers ahn hat auf dem scheideweg gestanden; Lady Johanna Gray weifs, von NRowe sich emancipierend, dem toten vater nichts bessers nachzurühmen, als dass er gleich Hercules den steilen

[1] Schüddekopf teilt mir aufserdem aber mit, dass links und rechts von diesem grofsen gemälde zwei ovale pendants hängen, von denen das linke also auch bei Vogt-Koch abhanden gekommen ist: dies linke, durch nachdunklung ganz undeutlich, stelle vielleicht einen nackten knieenden jüngling dar, auf seinen schultern einen amor oder genius mit flügeln; das rechte eine sitzende, athletische gestalt (älterer mann mit vollbart?), unbekleidet bis auf einen über das linke knie geschlagenen mantel; der rechte arm ist aufgestützt, die hand fasst einen stab; der linke, auf dem knie ausgestreckt, hält den mantel; im ganzen trauernde, gedrückte stellung; Schüddekopf denkt an den Phanias der Musarion. soweit ich nach seinen eignen angaben ohne autopsie urteilen kann, würd ich eher zwei typen als bestimmte gestalten hier suchen: den jüngling in Amors macht (in der art etwa des Dafnis der Grazien) und den resignierten gereiften philosophen, wie ihn Wieland so oft geschaffen (etwa Diogenes vSinope; das buch war zur zeit des Kransschen bildes eben erschienen).

pfad der tugend der wollust schnöden süfsigkeiten vorgezogen habe; der Phanias der Musarion wird sarkastisch zum neuen Hercules gestempelt, als er keine wahl mehr hat; und im neuen Amadis figuriert der schwankende held Xenophon-Shaftesburys auch schon auf einem wandgemälde: ausgesprochen und unausgesprochen klingt das thema immer wider bei Wieland an, so wenig herculisch sich seine helden zu behaben pflegen. so ist jenes wandbild bei Kraus mit weiser absicht gewählt, wahrscheinlicher von Wieland selbst veranlasst worden, der in diesem symbol ein verschämtes bekenntnis ablegte. nein, dieser zug durfte einer nachbildung des Krausschen bildes am wenigsten abgehn.

Weizsäcker in der eben erwähnten studie lässt, während er eine fülle von Wielandporträts nachbildet, doch einen anonymen stich aus der jugend, ca. 1754/5, unberücksichtigt, da er seiner 'treue' nicht traut. ich bedaure das doch: ein bild von 1770 ist für den frühreifen Wieland etwas spät; kommt er doch 5 jahre drauf den stürmern und drängern eigentlich schon wie ein überlebter greis vor, dessen 'alten tagen' (er war 42 jahr alt) Goethe gerne etwas freundliches bereiten will. und würklich, man möchte wol den seraphischen jüngling oder mindestens doch den dichter des Araspes, des Silvio vor augen sehn: vielleicht entschliefst sich K. später einmal die lücke bei Weizsäcker zu füllen. mich bringt das aber auf eine allgemeinere frage. der dichter, hat er nicht die seltene gabe steter selbstverjüngung, wie sie Goethes begnadeter natur verliehen war, wird eine ἀκμή haben. die braucht keineswegs in der jugend zu liegen: bei Fontane fiel sie bekanntlich ins ende der sechziger. der litterarhistoriker wird aber wünschen müssen, den poeten grade in der blüte seines schaffens vor sich zu sehen. K. ist dieser gesichtspunct natürlich nicht fremd (vgl. zb. s. 372), er ist ihm aber nicht so treu geblieben, wie es doch wol möglich gewesen wäre. ich greife beliebig herein. was sollen mir von Spielhagen und Heyse photographien aus dem jahre 1885? der dichter der Problematischen naturen, der jüngling dem l'Arrabbiata gelang interessiert mich, nicht die würdigen herren, die auf eine rühmliche vergangenheit zurückblicken. gibt es würklich kein bild des jungen Bauernfeld? dann lieber gar keins als ein hässliches greisenbild, das beträchtlich mehr als ein menschenalter über B.s schaffen hinausligt. und was soll mir ein holzschnitt Mor. Hartmanns von 1872, aus einer zeit, wo keine seele mehr von seinem dichten wuste? nein, der schöne interessante flüchtling in Paris gehört in den Bilderatlas, der diese nr freilich überhaupt entbehren konnte: grade bei einem ephemeren poeten dritten oder tiefern ranges ligt alles daran, dass man ihn in der zeit fasst, als er das bischen galt, was er unter glücklichen umständen gelten konnte. auch Schleiermachers bild (s. 324) sieht mir nicht aus, als ob es aus der zeit der Lucindebriefe, der Reden über die religion herstamme: warum nicht der weit jugendlichere Lipssche stich?

denn die litteraturgeschichte kümmert der ausgezeichnete theologe und prediger erst in zweiter linie. und so wenig ich die köstlichen bilder maler Müllers von LGrimm und Genelli missen möchte, dem Bilderatlas ziemte zunächst der dichter der Schafschur, des (ersten) Faust und des Golo, also eher noch ein allzujugendliches bild, wie es die Geliebten schatten bringen, als charakterköpfe, die durch 40 jahre von Müllers dichterischer blüte getrennt sind.

Ich habe auch sonst allerlei bedenken gegen die porträts, die K., wo mehrere in betracht kamen, für seinen bildersaal gewählt hat. zum beispiel : K. hat unbedingt das rechte getroffen, wenn er für Kästner und Lichtenberg die profilbilder Tischbeins [1] und Schwenterleys genommen hat : bei den beiden satirikern (wie bei Liscow) ist das profil besonders frappant : man braucht nur desselben Schwenterley beide enfacebilder und die sonstigen bemühungen um Lichtenbergs offenbar schwer zu fassendes gesicht [2] zu vergleichen. einen seltsamen gegensatz zu dieseu scharfen satirikerprofilen konnte Rabeners rundlich behagliche bonhommesilhouette abgeben. der barde Denis dagegen macht in Caspers profilbilde (K. s. 241) ausschliefslich den eindruck des k. k. hofrats : ich zögere keinen augenblick dem Kisliugschen von vorn geuommenen porträt, das ich in Schleuens stich kenne, den vorzug zu geben. bei Lavater wider plaidier ich unbedingt für das spitznäsige profil, in dem ihn alle welt kannte, dank seiner eignen freude an der silhouette. Fritzschs perrückenloser stich (nach vdSmissen) und auch Graffs bild von Hagedorn scheint mir weit charakteristischer als der von K. gewählte stich nach Denner. auch sonst hätt ich ein paarmal Graffsche porträts vorgezogen : so bei Tiedge, den Graff höchst individuell fasst, bei Nicolai, dessen geschäftliche betriebsamkeit dem ausgezeichneten künstler wundervoll geglückt ist, bei Sulzer, der bei K. eine befremdende verbrecherphysiognomie zeigt. und besonders wenig befriedigt mich die gestalt, in der uns Haller bei K. (s. 208) entgegen tritt : ein wolwollender, würdiger biedermann ohne jede gröfse und kraft. da war doch ein gehaltvolleres, jugendlicheres bild zu finden. Vogt-Koch bringen einen geschwollen-weichlichen stich von Lips, vor dem schon Lavater (Phys. fragm. IV 252) dringend gewarnt hat; aber das bild, das er selbst empfiehlt, ist zu alt. indesseu es ist sonst kein mangel an Hallerbildern; allein der katalog der Berner Hallerausstellung von 1877 verzeichnet mehr als ein halbes hundert. Bauses stich, den Seidlitz gewählt hat, ist würdig und ausdrucksvoll; Conradis oben erwähnte sammlung von Göttinger professoren-

[1] zumal Kästners profil muss drastisch gewürkt haben : Schubert hebt in seinem stammbuch die lebendige ähnlichkeit gerade der einen Kästnerschen silhouette (ganz ähnlich Phys. fragm. IV 375) ausdrücklich hervor : '*Kästner wie ihn Gott erschaffen*'.

[2] Schuberts silhouette bestätigt durchaus die ähnlichkeit des Schwenterleyschen profils, dem wol ein schattenriss zu grunde ligt.

bildern zeigt mehrere beachtenswerte stiche; die Georgia Augusta besitzt auch ein, freilich nicht allzuvertrauenswertes ölbild; und die langgesichtige silhouette in Schuberts stammbuch spricht wenigstens gegen die kurze breite des Tardieuschen stiches.

Aber genug dieser zweifel! es soll nicht scheinen, als ob ich über meinen wünschen die dankbarkeit vergäfse, die ich K. für soviel des wichtigen und neuen auf schritt und tritt schulde; als ob ich den vorsichtigen respect aus den augen liefse, den ich einem so trefflichen kenner unsrer porträtkunde um so bereitwilliger zolle, je öfter ich mich überzeugt habe, dass er jeden schritt mit bedächtiger sachkenntnis getan hat. dass der litterarhistoriker hier und da anders denkt, sieht und wählt als der ikonograph, das ist selbstverständlich.

Und so will ich denn einen letzten wunschzettel auch nicht in den papierkorb werfen. er betrifft die wahl der dargestellten. ich darf hier zuversichtlicher sprechen; denn hier entscheidet, soweit porträts überhaupt vorhanden sind, rein der litterarhistorische gesichtspunct. meine desiderien setzen gleich mit der ersten abteilung, den deutschen sprachforschern und litterarhistorikern ein. Morhof verdient da seinen ehrenplatz; Erdmann Neumeister, der erstling modernerer ästhetischer kritik, war aufzunehmen; ob es ein bild Erd. Kochs gibt, weifs ich nicht; Julian Schmidt aber gehört in das präludium eines litterarhistorischen atlas sicherlich dringender als Bopp und gar der ganz überflüssige Pfeiffer. im mittelalter vermiss ich nichts, habe nur zu danken: ein bild wie das mehrfach reproducierte Konrads vAmmenhausen aus der Stuttgarter hs. hat natürlich keinen porträtwert und durfte also fehlen. die neulateiner dagegen sollten stärker auftreten: Erasmus und Macropedius darf keine deutsche litteraturgeschichte den nichtigen grenzpfählen opfern; Pirckheimer hat einen platz unter den poetae wol verdient; vor allem aber vermiss ich Petr. Lotichius, von dem Burmanns grofse quartausgabe einen schönen stich Houbrekens enthält, und Jacob Balde. in andern fällen mag K. ein bild nicht gekannt haben: es wird mir freilich schwer zu glauben, dass würklich zb. von Thomas Naogeorg und späterhin von Laurenberg gar kein bild vorhanden sein sollte: wie unweigerlich hat man im 16. 17 jh. die pastoren und professoren gemalt, brustbilder und ganze figur, bis in die kleinste dorfpfarre herein: bei landedelleuten wie Logau, Ans. Ziegler, Schönaich ist der mangel eines bildes viel weniger auffallend. welche mühe hatte Tersteegen, der aus princip ein conterfei dieses irdischen jammerleibes verschmähte, dem aufdringlichen pinsel zu entgehn (es soll ihm nicht einmal gelungen sein[1]).

[1] nachforschungen, die Tschackert auf meine bitte bei kundigen anzustellen die güte hatte, haben jedoch zu dem ergebnis geführt, dass aller wahrscheinlichkeit nach die Tersteegenbilder, die nachträglich aufgetaucht sind, jeder verlässlichkeit entbehren.

indessen die suche versteckter bilder ist sache der special- und localforschung, kann unmöglich K.s aufgabe sein. ich unterdrücke also alle bitten, soweit ich nicht gewis bin, dass sie erfüllbar sind. dahin aber gehört für das 16 jh. der historiker Tschudi, dann der vielseitige Cyr. Spangenberg, Andr. Musculus, der autor des Hosenteufels, auch der treffliche Martin Rinckart. er führt auf ein durchgängig dürftig versorgtes gebiet, auf das kirchenlied: Selnecker zb., Nic. Herrmann, Mathesius, der später so einflussreiche Heermann, der seltsame Quirinus Kuhlmann, sie alle fehlen; sogar Joh. Arndt, einer der allergelesensten und obendrein ein würklich tüchtiger schriftsteller. man darf die gesunde abneigung gegen alle erbauliche litteratur — ich teile sie von herzen — auch nicht übertreiben. im 17 jh. verdient noch Aug. Buchner, der daktyliker, der mafsgebende Wittenberger professor, einen platz; dann die garnicht vertretenen gesellschaftsdichter wie Greflinger, Wenzel Scherffer; auch von Filidor dem dorferer wissen wir jetzt, dank Köster, wie er ausgesehen hat; Schwiegers 'Liebesgrillen' (Hamb. 1654) zeigen einen schreibenden jüngling, dem Pallas dictiert: das soll doch wol der dichter sein? Stoppes selbstgefälliges bild 'einsam und vergnügt', im schlafrock bei coffee und toback, ist für gewisse niedre sphären lustig bezeichnend. weiter erinnre ich an den politicus Riemer, den wir nicht nur von vorne, sondern anscheinend gar von hinten kennen ('Schatzmeister' Lpz. u. Frkft. 1681); an Drollinger, Richey, an Günthers gönner, den klugen Philander von der Linde; vor allem an den ästhetiker Baumgarten, dessen name trotz allem eine poesiebefreiende tat bedeutet usw. für unsre classische zeit ist sehr reich gesorgt; Sprickmann fand ich nicht und unter den buchhändlern PhilErReich, den Graff vortrefflich gemalt hat; von der Bondeli gibts wol kein bild? sonst eine fülle, die im interesse andrer sogar hie und da gemindert werden könnte: ich wenigstens würde von den dutzendphilosophen, den Moses, Garve, Abbt, Engel, Sturz, ohne schmerz manchen entbehren: solche leute, die man nur im plural denken kann, brauchen eben nur diesen oder jenen repräsentanten.

Ernstlicher weicht mein urteil im 19 jh. ab: auf die jüngste periode unsrer dichtung geh ich geflissentlich nicht ein. aber wo ist Rahel? ich liebe sie wahrhaftig nicht: es gab doch aber eine zeit, wo der salonesprit herschte, den sie besafs wie keine zweite und den sie, wer dürfte das leugnen?, auch fruchtbar zu machen wuste. von bedeutenderen namen kennt der Bilderatlas nicht den grafen Löben, den humoristen Weisflog, die jungdeutschen Wienbarg, Mundt, GeoBüchner, den fürsten Pückler, die lyriker Strachwitz, Gilm, Leuthold, die romanschriftsteller AvSternberg, Sealsfield, Spindler, den epiker Scherenberg, den satyriker Glassbrenner; zumal aber brauchts die philosophen Feuerbach und Nietzsche, die wahrlich dringender in eine deutsche litteraturgeschichte ge-

hören, als ein bedeutender gelehrter von so geringen schriftstellerischen qualitäten wie GeoWaitz, aber auch als Herbart, Roscher, Lotze, AWoltmann, Lübke und manche andre von den aufgenommenen professoren. ich habe mich ja der starken berücksichtigung der wissenschaft gefreut, und so bedeutende prosaiker wie zb. Ranke, Mommsen, Treitschke, Vischer, Lagarde haben den allerbesten anspruch auf ihren platz : auch Jacob Burckhardt wird künftig nicht fehlen dürfen, wie ich denn aus andern naheliegenden gründen den mythologen Creuzer, den physiker Ritter und ähnliche vertreter romantischen denkens in der wissenschaft zur erwägung stelle. wo aber das verdienst ganz vorwiegend wissenschaftlich ist, da hat selbst der fruchtbare modeautor den vortritt. K. hat diese species unbillich zurückgeschoben. er bringt ja Langbein, Clauren, Vulpius. aber das ist zu wenig. wo bleibt der göttliche Lafontaine, wo Cramer, Schilling, Laun, die deutschen Scotte vdVelde und Tromlitz, wo der Freischützdichter, wo eine so merkwürdige erscheinung wie Julius vVoss? selbst Luise Mühlbach oder die Marlitt scheinen mir dringlicher als Höfer und Rodenberg. auch bühnenbeherscher wie die Birch-Pfeiffer, der talentvolle possendichter Räder, der dichter des Narziss gehören in ein solches buch, das nur vor den litterarischen und theatralischen siegen der nackten impotenz halt machen darf: mehr talent als Mosenthal hat die Birch-Pfeiffer gewis gehabt. und endlich : wie darf der gewaltige machthaber der Dresdner abendzeitung, wie darf Theodor Hell vergessen werden? auch Gubitz und der gefürchtete feind der schönen Henriette, Rellstab durften etwa erscheinen. so einflussreiche litterarische organe wie Abendzeitung und Morgenblatt, auch manches der taschenbücher für das frauenzimmer beiderlei geschlechts scheinen mir sogar des facsimiles nicht unwürdig. man denke über die erspriefslichkeit dieser ästhetischen zeitschriften wie man will. sie haben ihrer zeit markt und meinung beherscht, wie Gott sei dank heute nichts ihrer art. fehlte es K. an raum, nun, ich wäre um streichungen nicht verlegen, zumal von s. 381 an; aber auch für Theodor Körner sind zwei blatt des guten doch über alles verhältnis zu viel, und éin exemplar Auerbach (s. 377) hätte mir auch genügt.

Nun aber genug! von dem reichen und freigebigen wird füglich erst recht gefordert, und es ist nur billich, dass in wissenschaftlichen dingen der dank auch wol die form verdoppelter wünsche annimmt. ich bin mir wohl bewust, welch willkürlichen charakter meine bemerkungen tragen, wie zufällig hier mein wissen ist; ich fühle nicht minder, wie viele meiner ansprüche eben erst dadurch rege werden konnten, dass ich aus K.s schönem werke gelernt habe, auf dinge zu achten, über die ich früher allzuleicht hinwegsah. die grofsen vorzüge der zweiten auflage vor der ersten lassen mich gleichen fortschritt zur dritten hin hoffen,

und dazu wollt ich helfen. der bitte gemäfs, mit der K. seine erste vorrede geschlossen hat, hab ich nicht gezögert, so manches von dem auszuschütten, was mir in fleifsiger benutzung des Bilderatlas sich aufgedrängt hat. der grund- und schlusston muss doch der ungebrochne klang voller anerkennung sein. wer unserm auge gestalten und bücher vergangener tage zu so reicher anschauung bringt, wer uns den wechselnden kunstgeschmack in buchschmuck, porträt und bühnenwesen so sinnfällig vergegenwärtigt, der verstärkt in unsrer litterarhistorischen arbeit ein unschätzbares sinnliches element, das über bücher und papier hinweg schliefslich doch frische wege in die nachschaffende kenntnis pulsierenden lebens bahnt.

Göttingen, september 1899. ROETHE.

Niederdeutsche studien. von dr H. TÜMPEL, oberlehrer am gymnasium zu Bielefeld. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1898. XII und 151 ss. 8°. — 3 m.

Die vorliegende schrift, deren erste 30 seiten schon 1896 als beilage zum osterprogramm des Bielefelder gymnasiums erschienen sind, stellt eine weiterführung der bekannten abhandlung des verf.s in Paul und Braunes Beitr. 7, 1 ff dar. während aber Tümpel damals die ostelbischen bezirke sowie Schleswig-Holstein unberücksichtigt liefs und seine hauptaufmerksamkeit auf die mundartlichen verschiedenheiten in der sprache des alten niedersächsischen landes richtete, sind jetzt der ndd. norden und das siedlungsgebiet auf ehemaligem Slavenboden mit in die untersuchung gezogen und die frage nach einer mnd. schriftsprache steht nunmehr im vordergrunde. ein fernerer unterschied zeigt sich in der benutzung des materials: in dem artikel der Beiträge sind blofs urkunden benutzt, in diesem buche aber auch andre quellen, wie rechtsdenkmäler, briefe, chroniken, daneben auch neuniederdeutsche schriften und dialektforschungen. selbst Wenkers Sprachatlas und eine reihe noch unveröffentlichter materialien aus den sammlungen des genannten forschers, die T. in Marburg und durch briefliche mitteilungen Wredes zugänglich gemacht wurden, sind der untersuchung zu gute gekommen. dass der verf. es an müh und fleifs nicht hat fehlen lassen, ersieht man schon aus dem am ende des buches gedruckten quellenverzeichnis, das 15 ss. (134—149) umfasst; auch sonst zeugt die arbeit überall von liebevollem vertiefen in den oft trockenen und öden stoff, der häufig erst — wie das vorwort sagt — nach langer wanderung einen ausblick eröffnete. aber die brennende frage nach dem wesen und der entwicklung einer mnd. schriftsprache hat auch durch T.s bemühungen eine bedeutende förderung erfahren, und alle forscher auf diesem leider noch so wenig bekannten gebiete sind ihm für seine Studien zu lebhaftem danke verpflichtet.

Werfen wir nunmehr einen blick auf den inhalt des buches! das 1 capitel, überschrieben 'Grundsätze der quellenbenutzung', bespricht die frage, welchen wert die mnd. denkmäler, urkunden sowol wie andre aufzeichnungen, für die bestimmung der ortsmundarten haben. T. verteidigt warm die mehrfach verdächtigten urkunden. wenn mnd. formen mit denjenigen der heutigen mundart übereinstimmen, gehörten sie wahrscheinlich der würklichen sprache an, wenn auch die möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, dass sie erst später in die letztere eingedrungen sind; weichen aber die mnd. formen von den heutigen ab und stimmen diese widerum mit den altsächsischen überein, so müssen jene formen der schriftsprache angehört haben. besondre verhältnisse herschten in colonisierten orten, wo sich Niederdeutsche verschiedner herkunft niederliefsen und sich erst allmählich durch ausgleichung einheitliche sprachgruppen bildeten: hier kann die mnd. litteratur gar wol formen bewahren, die damals würklich gesprochen wurden, aber heute verschwunden sind. schliefslich gibt es beweise dafür, dass schon im 16 jh. sprachlich abgestufte bevölkerungsschichten bestanden, indem bauern und arbeiter eine gröbere, städter und gebildete eine feinere mundart redeten. dasselbe mag bereits in früherer zeit der fall gewesen sein, und auch solche verschiedenheiten können in den quellen zu tage treten, wenn es natürlich auch schwer fällt, hier eine entscheidung zu treffen. in neuerer zeit finden sich auch dialektmischungen infolge des wechselnden wohnorts der verfasser; darum dürfen denkmäler der letzten jahrhunderte nicht immer unbedingt als reine quellen einer ortsmundart angesehen werden. nachdem T. so alle etwaigen fehlerquellen nachgewiesen hat, geht er im 2 cap. zum vocalismus über und behandelt in 7 abschnitten: 1) *van* und *von*, 2) den wechsel von *i* und *e*, 3) die formen für 'oder': *efte, ofte, edder* und *oder*, 4) den übergang von *o* zu *a*, 5) den wechsel von *é*, *ei* und *i*, *ie*, 6) den von *ô* und *û*, 7) die präpos. *to*, *te*. seine ansicht über das nebeneinanderbestehn von *von* und *van*[1] hat T. später (s. 132 f) unter dem einfluss der Jostesschen aufstellungen Zs. 40, 129 ff geändert, der *von* bekanntlich für südostsächsisch erklärt, während T. darin ursprünglich hochd. einfluss vermutete. wegen der as. formen verweis ich jetzt auf mein Altsächs. elementarbuch § 127 anm. 1; ich halte *fan* für die betonte, *fon* für die unbetonte form (vgl. ae. *an* und *on*). — der wechsel von *e* und *i* findet sich ja auch schon vereinzelt im as. (vgl. mein Elementarbuch § 78, §§ 82 ff und § 126), wo er allerdings auf verschiedenen gründen beruht. wenn heutiges westfäl. *iə* für as. *i* auf mnd. *i* zurückgeht, wie ich jetzt auch glaube, so setzt die gleiche vertretung des as. *e* (*i*-umlaut von *a*), zb. in *biəkə* 'bach', wol zunächst einen allgemeinen westfäl. übergang von *e* zu *i* voraus. dies konnte bei

[1] s. 13 z. 6 lis *von* statt *van*!

d-schwund sogar lang werden, vgl. Soester *stuiə* 'stätte' = *stie, stide, stèdi.* das s. 17 f besprochene *gistern* 'gestern' zeigt offenbar denselben einfluss des *g* wie schon as. *giban, giba* und *gilp* (Elementarb. § 83). — zu den formen für 'oder' vgl. jetzt As. elementarb. §§ 121. 152 anm. 2. 204 und 208 anm. und den artikel von WHorn in den Beitr. 24, 403 ff. auch die Soester mundart hat *of* in ausdrücken wie *'n iur of tainə* 'gegen 10 uhr' (wörtlich: 'ein uhr oder 10', vgl. nhd. *ein stück 'er zehn*). — zu § 4 habe ich nur zu bemerken, dass schon das as. einzelne *a* für *o* kennt (Elementarb. § 86 anm. 1), zb. *gibaran, hanig.* — der interessante § 5: wechsel von *ē, ei* und *i, ie* erinnerte mich an eine ähnliche erscheinung in der engl. orthographie, wo bekanntlich *ie* schon me. zur bezeichnung des langen geschlossenen *e* dient, vgl. ne. *chief, friend, shield* uä.[1] hier war es der dialektische übergang von afrz. *ie* > *ē*, der die 'umgekehrte schreibung' hervorrief; das geschriebene *chief*, gesprochen *tšēf*, war die veranlassung, auch *friend, shield* für *frēnd, shēld* zu schreiben. vgl. hierzu T. s. 28, der übrigens auch noch nr 4 auf s. 30 hätte heranziehen sollen, da mnd. *sên* auf spät-as. *sian, sien* zurückgeht (vgl. Elementarb. § 83). bei nr 5 (s. 31 ff) wäre es vielleicht gut gewesen, die fälle, wo *ē* = urgerm. *ai* vor folgendem *i* oder *j* steht und wo im heutigen westfäl. *i*-umlaut vorligt (vgl. Soester *vaitə* 'weizen', as. *hwēti*, neben *voit* 'ich weifs'), von den übrigen zu sondern. schreibungen wie die von T. s. 32 angeführten as. *bithion, gihrinid* C = *bēthion, gihrēnid* sind aber gewis blofs schreibfehler, die in ihrer vereinzelung nichts beweisen. — einen zwingenden grund, mit T. die as. *ē* = germ. *ai* in zwei classen, eine speciell as. und eine gemeindeutsche, zu zerlegen, kann ich nicht finden; das s. 35 unter 5b aufgeführte *sile* 'seele' geht übrigens auf spät-as. *siala* (im Ps.-comm.) zurück, und könnte somit historische schreibung zeigen, wenn man eine mittelform **siele* annimmt. dagegen *mira* = *mēra* C (s. 36 unten) ist offenbar schreibfehler; das ebenda genannte *kierta, bikiert* der Prud.-gll. jedoch zeigt palatalisierung des *k* vor *e*, ist somit *kjērta, bikjērt* zu lesen, vgl. As. elementarb. § 242. zum überfluss sind diese beiden formen noch hd. im consonantismus! — wie für *ī* = *ē* ist auch für *ū* = *ō* (urgerm. *ō*) die mark Brandenburg der mittelpunct. T. möchte diesen, in § 6 ausführlich erörterten übergang teilweise durch hochdeutsche bestandteile der colonisten-bevölkerung, teilweise durch den einfluss der hd. schriftsprache aufs mnd. erklären (s. 42 unten f.). s. 133 setzt er sich darüber mit Jostes auseinander, der as. *uo* für eine südostsächs. eigentümlichkeit hält und darnach Hel. C mit andern denkmälern nach Ostfalen verlegt. wegen der im as. weitverbreiteten schreibung *wo* vgl. übrigens mein Elementarb. § 94 f. ich halte den übergang von *ō* > *uo* für ebenso gut as. wie den von *ē* > *ie* und

[1] vgl. Morsbach Me. grammatik s. 36 mitte.

meine im mnd. *u* (*ů*) eine ebenso historische schreibung erblicken zu dürfen, wie in den oben besprochenen *ie* für as. *ie, ia, io.* diese schreibung gewährte zugleich die möglichkeit, nd. $\bar{o}$ = urgerm. $\bar{o}$ und ndd. $\bar{o}$ = urgerm. *au* zu unterscheiden. ndd. (Soester) *xuət* 'gut', das T. s. 44 bespricht, muss hd. lehnwort sein und setzt zunächst ein kurzes *u* voraus, Soester *xrius* ist ebenso 'missingsch', wie *jiudə* 'jude', *piudl* 'pudel' uaa. warum aber nicht auch **xiut*? — das in § 7 s. 46f besprochene *tote* 'zu' findet sich as. schon im Ps.-comm., der, wenn T.s sammlung alle mnd. beispiele erschöpft, aus Münster, Dortmund oder Soest stammen könnte, da natürlich Lübeck, Riga, Stendal und Brandenburg für jene zeit noch nicht in betracht kommen. einen schönen beweis für die richtigkeit von T.s ergebnis, dass *te* vorwiegend dem westen angehörte, bildet der name *Altena* gegenüber *Altona* (s. 48).

Das 3 cap. 'Zum consonantismus' behandelt die schreibung *th, dh* für mnd. *d*, ferner intervocal. *d*, inl. *d* nach *n, l, r* und den abfall des *t* in *nicht* usw., sowie die formen für 'nicht' und 'nichts'. die schreibung *dh* (s. 49) findet sich schon — neben *dh* — in der as. Genesis (vgl. Elementarb. § 206 anm.); die form *erder* = *edder* (s. 56) möcht ich nicht für einen druck- oder schreibfehler ansehen, da ähnliches auch sonst vorkommt, vgl. as. *giwerthirid*, Elementarb. § 179 anm.; nnd. *niks* 'nichts' ist wol dissimilation der spiranten, da es zunächst auf *nichs* zurückgeht, also mit as. *ēkso* = **ēgso* (d. i. *ēchso*) und mnd. *ekster* 'elster' = as. *agastria* (mittelform **echster*) zu vergleichen. dieses *-chs-* hatte jedesfalls eine schärfere aussprache als das alte *-hs-*, da letzteres bekanntlich *-ss-*, im auslaut *-s*, ergibt.

Im 4 cap. 'Ableitungs-, flexions- und proklitische silben' werden der wechsel von *e* und *i* in den endungen, sowie die präfixe *be-, bo-, bu-, bi-* und *er-, der-, dir-* besprochen. in dem *-i-* für *-e-*, dessen verbreitung genauer nachgewiesen wird, sieht T. mitteldeutsche einflüsse, *bo-, bu-* ist besonders häufig östlich der Elbe, ebenso ist *der-, dir-* aufs colonistengebiet beschränkt und offenbar hochdeutsch.

Das 5 cap. gibt belege für den im westen, in Lübeck und im nordosten häufigen gen. *der, des stades* 'der stadt'.

Besonders wichtig und interessant ist das den pronominalformen *ik, ek, mi, mik, di, dik, dek, sik, sek, wy, we, eme, ome, ime* und *us, uns, os, usik* gewidmete 6 cap. in mnd. zeit haben Westfalen, das nördliche Hannover und die Altmark *-ik*, während sich das gebiet der die Elbe und Saale nicht überschreitenden *-ek*-formen wesentlich mit dem heutigen deckt (s. 73); nur in einigen gegenden ist *-ik* auf kosten des *-ek* vorgedrungen. umgekehrt kommt jetzt *-ek* auch in Ost- und Westpreußen, sowie an der untern Ruhr vor. — ausführlich wird dann die mnd. und die heutige verteilung der formen *mi, mik* und *di, dik*, zt. auf

grund neuen materials, erörtert und auch die nebenformen *mē*, *dē* nicht übersehen (s. 84), die in *wī*, *wē* eine parallele haben (s. 86 ff). letzteres war im mnd. sehr verbreitet, ist aber später beträchtlich zurückgegangen. — auch der wechsel der vocale in *eme*, *ome*, *ime*, *ere* usw., *ene* usw. gibt zu längern ausführungen veranlassung (s. 91 ff), und T. kann auch hier eine wesentliche übereinstimmung zwischen mnd. und nnd. zeigen, woneben aber auch wider gebietseinschränkungen vorkommen. — endlich erörtert T. die formen *uns*, *ons*, *us*, *os*, *usik*. da das as. nur *ūs* kennt, woneben die Harzer formen ein nicht überliefertes **ūsik* erschliefsen lassen, so kann man in dem überhandnehmen der form *uns* hier so recht deutlich den einfluss der schriftsprache erkennen, der sich sogar in einzelnen fällen urkundlich nachweisen lässt.

Das kurze 7 cap. behandelt die zahlwörter *twēne* und *twō*, die im mnd. noch lange vom n. *twē* geschieden bleiben, bis sie endlich von diesem ganz verdrängt werden. die verschiedenen formen des f. *twō*, *twū*, *tū*, *tō* gehn offenbar auf as. *twō* zurück; ein dem as. *twā* entsprechendes *tvā* ist nur einmal in der Sächs. weltchronik belegt.

Im 8 cap. werden eine anzahl charakteristischer verbalformen, wie 1) *is*, *es*, *ist*, 2) *hevet*, *heft*, *het*, 3) *schal*, *sal* usw., 4) der pl. auf *-et* und *-en*, 5) die formen des pl. prät. ind. der IV und V ablautsreihe besprochen. von den erstgenannten ist *is* durchaus die herschende form, woneben nur selten *es* und (etwas häufiger) *ist* erscheint. im as. kommt ja *ist* neben *is* oft in C, seltner in M vor, während von den kleinern denkm. nur die Werd. Prud.-gll. einmal *ist* bieten, vgl. mein As. elementarbuch § 239 anm. 2 und § 473 anm. das heutige nd. scheint nur *is* zu kennen. — 'er hat' heifst as. in C *habit* = *havid* in den Elt. und Ess. gll. das ältere mnd. *hevet* setzt ein **hėbit* voraus, vgl. die formen *hėbbiu*, *hėbbiad*, *hėbbie*, *hėbbian* und *sėgis* in C (Elementarb. § 465). später tritt dafür, aufser in Westfalen und den Ostseeprovinzen, in der regel *heft* ein, während die heute sehr häufigen *het*, *hat*[1] im mnd. viel spärlicher belegt sind. seltne nebenform ist *hef*. — *schal* hat in Westfalen meist die jüngere nebenform *sal*, die auch im nordosten und in der mark Brandenburg häufig erscheint. jetzt ist überall die letztere form im vordringen oder herscht schon. in as. zeit bietet nur die Gen. einmal die 2 pers. *salt*. die formen ohne *-k-*, die sich auch in engl. und skandin. mundarten finden, sind wol die im satze unbetonten gewesen, und ich möchte annehmen, dass zunächst im hilfszeitworte unmittelbar nach einem consonanten, also in fällen wie *ik skal kuman*, *wit skulun* usw., diese erleichterung des anlauts durchgeführt wäre. im pl. kommen formen ohne *l*, wie *schun*,

[1] die Soester form ist übrigens *hẹat*, nicht *heet*, wie T. s. 109 z. 8 v. u. bietet! *ẹa* ist 'breehung' von *e*.

schon, *sun* bis zur mitte des 14 jhs. nicht gerade selten vor (s. 113), verschwinden dann im 15 durch den einfluss der schriftsprache, um im 19 wider aufzutauchen. — die pluralendung des ind. ist jetzt ein wichtiges dialektkriterium, da die mundarten auf as. boden *-t*, in den colonistengegenden — mit ausnahme von Ostholstein und dem westl. Mecklenburg — dagegen *-n* zeigen. letzteres herscht auch schon in der Altmark und bei Magdeburg bis zum Harz hin (s. 114). in mnd. zeit ist anfangs *-et* auf altem Sachsenboden noch überwiegend, um dann gegen 1500 fast ganz zu verschwinden und durch die aus dem hd. und dem nl. stammende endung *-en* ersetzt zu werden. dabei trugen wol auch die präteritopräsentia, der conj. präs. und das ganze prät. mit bei. als *-et* noch herscht, nehmen auch die prät.-präsentia häufig diese endung an. im ostelbischen gebiet ist dagegen schon in mnd. zeit *-en* die regel, *-et* die ausnahme, doch ist die grenzlinie zwischen beiden endungen nicht dieselbe, wie heute. endlich ist die endung *-ent* vereinzelt mnd. bezeugt und findet sich auch jetzt noch in grenzmundarten; T. hätte dabei an die vereinzelten *-ent*, *-and*, *-ond* in C, M und den Werd. gll. erinnern können (vgl. mein Elementarb. § 405 anm. 4), die aber auf die 2 und 3 pers. beschränkt sind. — der letzte § behandelt den umlaut im pl. ind. prät. in *wēren* 'waren', *sprēken* 'sprachen', der, aus dem conjunctiv eingedrungen, in früherer zeit noch öfters fehlt. wenn aber später wider *ā* auftritt, ist dies wol hd. einfluss der schriftsprache. heute ist der umlaut allgemein; formen wie *wœren* (s. 123) neben *wēren* erklären sich durch den einfluss des verbums 'werden', vgl. Soester mda. § 300 anm.

In cap. 9 bespricht T. einen fall von assimilation, nämlich den des artikels mit vorausgehender präposition. hier finden sich sowol in älterer wie in späterer zeit die vollen formen neben den assimilierten, zb. *üter* neben *üte der*, doch gelangt T. zu keiner sichern entscheidung darüber, ob in jüngern schriftstücken die letztern formen vermieden werden oder nicht. gewisse schreiber scheinen nämlich unter dem einflusse der schriftsprache wider die unassimilierten formen einzuführen (s. 125).

Das 10 und letzte cap. fasst die 'ergebnisse' zusammen: es gab im mittelalter zwar noch keine durchgeführte, einheitliche mnd. schriftsprache, wol aber ansätze zu einer solchen; die volle entwicklung wurde durch das eindringen der hd. gemeinsprache im 16—17 jh. unterbrochen (s. 128).

Ein 'excurs' bespricht 'die nd. mundarten und die heimat der as. denkmäler' auf grund des aufsatzes von Jostes Zs. 40, 129 ff, zu dem T., auf seine eignen forschungen gestützt, nunmehr stellung nimmt. was zuerst den Heliand betrifft, der im acc. (wie Gen. stets) meist *mi*, *thi*, und nur vereinzelt *mik*, *thik* hat, so hält T. die ersteren formen für die des dichters, die letztern für copisteneigentümlichkeiten. dies würde als heimat des verfassers

das südöstl. Westfalen und das gebiet zwischen Oberweser und Mittelelbe ausschliefsen. der Harz (Südostsachsen) ist auch deshalb auszuschliefsen, weil man sonst einen dat. acc. **ūsik* im Hel. finden müste. die dichtung kennt aber nur die kürzere form *ūs*. in den kl. denkm. finden sich vereinzelt die acc.-formen *mik*, *thik* in der Beichte, dem Ps.-comm. und den Werd. Prud.-gll., was natürlich auf beziehungen zu den heutigen *mik*-gebieten deutet. wenn T. behauptet, der acc. 'uns' käme im as. nicht vor, so wird er sich aus der neuen ausgabe von Wadstein überzeugen, dass die Gregorgll. dreimal den acc. *ūs* bieten. die formen *ek*, *thek*, *mek* finden sich in echt-as. quellen[1] gar nicht, während sie doch im nnd. zwischen Oberweser und Mittelelbe herschen, im mnd. noch weiter gereicht haben, also ostsächsisch sein müssen. dies widerlegt genügend die annahme von Jostes, dass die meisten as. denkmäler dem osten angehörten! nur die östlichen *me*, *we* finden sich ganz vereinzelt in M. T. meint, vielleicht wären die *ek*, *mek*, *thek*, *we*, *ge* nur unbetonte nebenformen zu *ik* usw. und hätten in as. zeit noch keine dialektische bedeutung gehabt. ich verweise noch auf die ae. (anglischen) doppelformen *mec*, *mic* und *ʒe*, *ʒi*, ferner auf aisl. *ek* neben runischem *ek*, *ik*, aisl. *mik*, *þik* neben anorw. *mek*, *þek*, ohne diese schwierige frage damit erledigen zu wollen.

Was aber die heimatsfrage der handschriften des Heliand betrifft, so können allerdings die vereinzelten *mik*, *thik*, *me* und *we* auf den südosten deuten. T. ist jetzt geneigt, das von ihm vorher als schriftsprachliche (hd.) form erklärte *von* mit Jostes für echt südostsächsisch zu halten, doch bleibt er in beziehung auf *ie* (*ī*) und *uo* (*ū*) bei seiner meinung, dass sie einem hd. schreiber ihren ursprung verdankten und daher nicht echt sächsisch seien. nun findet sich *ie* für *ē* und *uo* für *ō* auch häufig in andern as. denkmälern (mein Elementarb. §§ 92 und 94) und es ist doch höchst unwahrscheinlich, dass wir in allen diesen fällen hd. schreibereinflüsse haben sollten! ich glaube vielmehr, wie ich schon oben s. 31 f bemerkt habe, dass auf einem teile des as. sprachgebietes *ē* und *ō* würklich, gleichwie im hd., diphthongiert worden sind, dass aber im mnd. diese diphthonge wider zu monophthongen wurden. der rückgang von *ie* zu *ē* und von *uo* zu *ō* würde ja in dem unbezweifelbaren übergang von *ie* = *eo*, *io* (wie in mnd. *dēf* = as. *thiof*) in *ē* und von *iu* in *ǖ* sein gegenstück haben! dann könnten mnd. *lēt* 'liefs' und *fōt* 'fufs' sowol auf as. *lēt*, *fōt* wie auf as. *liet*, *fuot* zurückgehn. ich steh im übrigen nach wie vor allen localisierungsversuchen, so weit sie die as. denkmäler betreffen, durchaus ungläubig gegenüber und warte auf bessere beweise, als die bisher beigebrachten.

Gotenburg, 21 november 1899. F. Holthausen.

[1] zu diesen gehört das wunderliche Taufgelöbnis gewis nicht!

Die lausavísur der Egilssaga. beiträge zu ihrer erklärung von F. Detter. [aus den Abhandlungen zur germ. philologie. festgabe für R. Heinzel.] Halle a. S., MNiemeyer, 1898. s. 1—30. sonderabdruck 1 m.

In dieser abhandlung hat Detter einige der strophen der Egilssaga zum gegenstand einer erneuten untersuchung gemacht: es sind natürlich vorzugsweise die schwersten und dunkelsten. kein wunder, wenn es nicht gelungen ist, alle behandelten stellen befriedigend zu deuten. der vf. hat meine erklärungen oder vielmehr erklärungsversuche geprüft; ich gesteh aber, dass weder die meinigen noch die jetzt von ihm vorgetragenen die schwierigkeiten gelöst haben. nur eine, die erklärung der str. 54 (s. 23—24), scheint mir gut und besser als die meinige; die der str. 2 (s. 3) ist jedesfalls sehr beachtenswert. die übrigen sind ziemlich gezwungen und, was schlimmer ist, nicht immer übereinstimmend mit der ausdrucksweise der skalden oder der alten sprache überhaupt.

regn Háars þegna (str. 10) kann nicht, wie vf. will, eine umschreibung für 'kampf' sein; 'der regen der Asen' ist etwas ganz anderes als wenn der kampf 'der regen (sturm) Odins, Hilds oder der walküre' genannt wird; Odin, Hild oder die walküre waren gerade kriegsgottheiten, aber nicht die Asen überhaupt. dagegen ist 'der regen der Asen' (regen = trunk) eine tadellose umschreibung des skaldenmets di. des gedichts. der ganze satz ist einer der häufigsten in der skaldendichtung. warum soll man nun eine correcte umschreibung mit einer unrichtigen vertauschen? was ist eigentlich gewonnen?

In str. 19 habe ich *knák* (Sagabibl.) geschrieben, nicht weil *kná ek* etwas bedenkliches an sich hätte; gegen die form ist nichts einzuwenden; es waren vielmehr die hsl. lesarten auf *-is* des voranstehenden wortes (*-meldis*, also ein *ja*-st.), die die form *knák* ermöglichten. übrigens ist D.s vorschlag *vanga* statt *vinga* (*unga*) nicht eben unmöglich, aber kaum nötig.

Die str. 23 und 24, die von Egils liebe (zu Asgerd) handeln, und worin Egil auf ihren namen anspielt, sind mir jetzt ebenso unverständlich als früher. — *bergǫnundr* kann nicht ein 'riese' sein; noch unmöglicher ist eine umschreibung wie '*faldr* (hauptbedeckung der frauen) des ,riesenlandes' für *Gerðr* (und *Gerðr*, als eine asin, wider = *Ás-gerðr*). ich versteh gar nicht, wie eine solche kenning überhaupt nur denkbar wäre. ein non liquet ist doch gewis viel besser. ähnliches gilt auch von der str. 24. schon eine kenning wie *sef-Skuld* 'Skuld iunceti', di. Frigg, genügt, um zu zeigen, dass wir auch hier im gebiete der unmöglichkeit uns befinden. was in aller welt konnte zu einer solchen umschreibung der höchsten göttin berechtigen? gewis nicht der umstand, dass sie 'herrin der Fensalir' genannt wird, denn *sef* und *Fensalir* haben nichts gemein. ein *borga* 'sich hüten' gibt es, wie vf. bemerkt, auch nicht. mit diesem sonst

bekannten worte sind *gjálpa, ekkja* 'schenkel' nicht parallel, denn diese wörter sind sonst unbelegt. mit *sauðr* 'opfer' könnte es sich anders verhalten.

Wider in der folg. str. (25) nimmt vf. eine kenning an, die sonst nicht ihres gleichen hat; ja, hier bildet er selbst ein wort *þorn* 'siccatio'; eine 'siccatio cerevisiae' (*horna á* 'bier') soll 'ein zug, ein schluck' sein; 'Schluck-Ǫuund' wider = *Berg-Ǫnundr*, weil *berg-* sich an *bergja* 'kosten, geniefsen' schliefsen kann — alles gleich unwahrscheinlich und unannehmbar.

Schlimm steht es auch mit der erklärung der str. 26, wo alles, was in betracht kommt, unsicher ist. *fold væringja* würde niemand den 'holm', wo der zweikampf gehalten wurde, genannt haben, denn *væringi* bedeutet sonst niemals ein 'krieger' im allgemeinen. gegen die deutung D.s spricht entschieden das impf. *deildum*, was er ganz übersehen hat. er übersetzt den satz: 'sobald wir (*nægris vér*) die holmganga ausgefochten haben werden'; aber impf. ist syntaktisch ganz unmöglich von etwas, was futurisch bezeichnet werden soll; es müste *deilum* oder *munum deila* (oder endlich *munum deilt hafa*) heifsen. damit fällt die ganze erklärung.

Zur str. 36 soll nur bemerkt werden, dass in der zeile *hnigrat 'hjallr' sás holla* die dreifache allitteration ein unding ist; so kann ein skalde nicht gedichtet haben. darum ist die conjectur *allr* notwendig; *allr* kann auch 'tot' bedeuten. — in der str. 42 kann es nicht richtig sein, wenn D. *eyða ǫrmálgastan bróður* construiert, denn in einer solchen verbindung müste *eyða* mit dativ stehn; es heifst *eyða land* = *gera land autt* 'ein land verwüsten', aber zb. *eyða mann* udgl. hat niemand jemals gesagt. auch scheint mir die bezeichnung der kehle (!) als 'der bruder des backenzahns' eine verzweifelte zu sein. jedesfalls sehr zweifelhaft ist es weiter, ob man jemals *bera með* mit dativ für *bera* mit einfachem dativ (= überwältigen) gesagt hat.

Zu der erklärung der str. 52 ist zu bemerken, dass *eld* für *eldi* (dativ) kaum für so alte zeit angenommen werden darf; meine beispiele aus der skaldenpoesie sprechen dagegen. hierzu kommt, dass *Emblu eldr* 'das feuer der E.' in der bedeutung 'atem' sicher nicht das richtige getroffen hat.

Zu der str. 55 bemerk ich, obwol *skipa barða baugskjǫldum* nicht sprachwidrig ist, passt eine solche wendung nicht gut in den zusammenhang; es ist doch viel natürlicher, dass Einar drohend sagt: 'ich will mir einen platz auf dem schiffe des ringschildtragenden Sigvaldis aufsuchen' als 'ich will meinen ringschild auf dem schiffe Sigvaldis aufhängen'. — betreffend die str. 58 genügt es zu bemerken, dass *hreggja : fregnask*, also *hregg- : freg-*, was D. als eine 'ganz correcte' adalhending bezeichnet, überhaupt gar keine hending ist, denn *g*, resp. *gn*, kann nicht mit *gg* reimen. die bei Kahle (Die spr. der skalden s. 100) angeführten

reime sind sämtlich zu streichen: teils enthalten sie *gg : gg*, wenn sie richtig geschrieben werden (nr 2, 4—6), teils *g : g* (nr 1); nr 3 gehört in einen sehr zweifelhaften zusammenhang. das von D. eingesetzte wort *hreggja* kann also nicht das richtige sein.

Es ist also klar, dass die erklärungen D.s in den meisten fällen nicht haltbar sind. es ist überhaupt eine misliche sache, die skaldenpoesie so zu erklären, wie es D. getan hat. vor der verbreiteten neigung, bald wörter mit einer sonst nicht belegten bedeutung anzunehmen, bald umschreibungen, die eine natürliche und zu den alten regeln stimmende auffassung nicht zulassen, eigenmächtig zu bilden, bald endlich unbelegte wörter selbst zu construieren, muss ernstlich gewarnt werden. die skaldenstrophen waren durchaus nicht so geschraubt oder so künstlich, wie man so oft sich denkt; es gab grenzen, die nicht überschritten werden durften! aber leider sind sie oft in den handschriften so verunstaltet, dass sie schwer verständlich, ja geradezu unverständlich sind, und dann helfen in der regel weder scharfsinn noch lexika.

Kopenhagen, januar 1900. Finnur Jónsson.

Das sogenannte II büchlein und Hartmanns werke. von C. Kraus. [aus den Abhandlungen zur germanischen philologie, festgabe für Richard Heinzel.] Halle a. S., Max Niemeyer, 1898. s. 111—172. sonderabdruck 2 m.
Beobachtungen zum reimgebrauch Hartmanns und Wolframs. von K. Zwierzina. [ebendaher.] s. 437—511. sonderabdruck 2 m.

Auf grund eingehnder beobachtung der reime und des sprachgebrauchs weist **Kraus** nach, dass das II büchlein kein werk Hartmanns sein kann. es kommen in dem kurzen raume von nur 826 versen folgende von HvA. sonst nicht gebrauchte formen im reim vor: conj. prät. *zerunne : sunne* v. 17 f gegenüber seinen sonstigen *günne, künne, gewünne, entrünne*; — *hère* v. 822, das Hartm. wie überhaupt das wort *hèr* nie im reime verwendet; — *daz ein* v. 409 statt *daz eine*; — *inne* (*werden*) v. 290 statt *innen* (*werden*); — *ze klagenne : ze tragenne* v. 337 f, während H. sich dreisilbige reimwörter mit kurzer stammsilbe und zwei durch schwaches *e* gebildeten nebensilben, die durch doppelconsonanz getrennt sind, nicht erlaubt; — ferner *swern* v. 654 und *doln* v. 402 in übertragung auf seelische leiden statt für physische schmerzen; — endlich die sonst bei ihm nicht zu findende redensart ***sneller list*** v. 30. — begegnen diese erscheinungen sonst nicht in Hartm.s werken, so enthält das II büchl. daneben eine zweite gruppe für seine technik beachtenswerter formen, die zwar bei HvA. auch vorkommen, der mehrzahl nach aber nur in seinen frühern dichtungen. da nun aber die parallelstellen, die schon Saran gesammelt hat und die K. hier bedeutend vermehrt, dem II büchl. seinen platz unmittelbar vor oder nach dem Iwein anweisen würden, den Iw. als letztes der werke H.s vorausgesetzt,

so entsteht ein widerspruch in der chronologischen reihenfolge. die drei ersten dieser zweiten art von formen rücken das gedicht in die nähe des Iw. : *müge* v. 511 findet sich sonst nur noch im Iw., mit 1 pers. sg. ind. *(ent)stân* v. 135 und 676 tritt es vor diesen, der nur *stên* hat, ebenso mit *dâ vone* v. 735, da im Iw. nur *dâ von* begegnet; aber mit *wærliche* v. 171 schon vor den aHeinr., da in diesem und im Iw. nur noch *-lichen* gebraucht werden, mit *vervât* statt *vervâhet* v. 572, das sonst nur im I büchl. und im Er. vorkommt, vor den Greg., mit *fruot*, aufserdem nur noch im I büchl., auch vor dieses älteste der reimpaargedichte.

Die erste gruppe allein, ja selbst die beiden zusammengenommen, würden m. e. nicht absolut beweiskräftig sein, denn diese H.s gebrauche widersprechenden einzelheiten wären in einem erstlingswerke, aber auch nur in einem solchen, da er sich noch keine bestimmten grundsätze über sprachrichtigkeit ausgebildet hatte, etwa noch denkbar. aber jene stellen, welche das II büchl. mit den andern dichtungen H.s gemein hat und die jedesfalls erst aus diesen entlehnt sind, würden es an das ende seiner künstlerischen entwicklung rücken. den endgiltigen ausschlag für die unechtheit des II büchl.s gibt also die störung der chronologie. und wer nach Sarans darlegungen noch zweifelhaft war, wird sich der strengen auf gesicherte formale tatsachen gestützten beweisführung von K. nicht mehr entziehen können[1].

Auch für die sonderheiten der zweiten gruppe kann nur das éine mit sicherheit gefolgert werden, dass sie in die erstlingszeit der dichterischen tätigkeit H.s fallen müsten; K. aber nimmt an, dass die fälle, die das II büchl. jeweils gleich hat mit den andern werken, auch ein und dieselbe entstehungszeit bedingen, dass also zb., weil aufser im II büchl. nur noch im Iw. *müge* vorkommt, es unmittelbar vor oder nach diesem entstanden sein müsse (s. 150 und 172). aber die reimgelegenheiten zu *müge* sind überhaupt nicht häufig, es ist auch jedesfalls ein litterarischer reim (H.s dialekt hat ja *mege*), und aufserdem kommt noch hinzu, dass es erst Iw. v. 7985 auftritt, also in jenem letzten teile, der nach Zwierzina (s. unten) mehrfach technische freiheiten enthält. so kann auch das nur 2mal vorkommende *stên* mit *ê* im Iw. nicht für chronologische folgerungen benutzt werden : als litterarische form konnte es Hartmann leicht auch schon in einem technisch noch unvollkommeneren jugendwerke angewendet haben; und diese erwägung drängt sich auch bei andern von K. beigezogenen formen auf.

[1] seitdem hat Saran Beitr. 24, 1ff gezeigt, dass das II büchl., ein rhetorisches kunststück, auch aus innern gründen nicht von H. verfasst sein kann. — codificiert ist diese art rhetorischer minnecasuistik in dem mit scholastischer dialektik abgefassten Tractatus de amore des capellans Andreas.

Die reichen belege sind nicht nur den werken Hartmanns, sondern auch Wolframs und Gotfrids entnommen und behandeln abschliefsend einzelne grammatische erscheinungen in der sprache dieser dichter, so das eintreten bezw. unterbleiben des umlauts bei kurzem *u*, die *gân stân* neben *gên stên*, *vâhen* neben *vân* uaa. K. sucht einzelne ausweichungen scharfsinnig zu erklären, wol zu subtil; die combinationen im sprachleben, die bei der entstebung einer und der andern dieser analogiebildungen vorausgesetzt werden, sind zu verwickelt; sprachliche erscheinungen müssen sich natürlicher, weniger gesucht entfalten, um zu allgemeiner geltung bei einer sprachgemeinschaft zu gelangen. so leitet K. die nicht umgelauteten conj. prät. *vunde*, *betwunge* auf beeinflussung der conjunctive der *i*-conj. wie *ich griffe* zurück, weil die *i*- und die *u*-conj. die einzigen seien, wo der plur. prät. ind. denselben stammvocal habe wie das part. prät., wodurch jene conjunctive an den vocal der indicative und participien angeglichen worden seien. man kann statt dessen zunächst an jenes unterbleiben des umlauts von *u*, besonders im conj. prät. der *u*-reihe, im schweizerischen denken, woneben, ohne dass eine bestimmte regel erkennbar ist, auch umgelautete formen erscheinen. beruht aber das unterbleiben des umlauts auf morphologischer übertragung, was K. annimmt (s. 127, vgl. auch Kauffmann Gesch. d. schwäb. mda. § 124*a*), so ist der vorgang am ehesten folgender: die conjunctive *kunde gunde* hatten als schwach gebildete überhaupt keinen umlaut, durch analogie trat auch *vunde* für *vünde* ein und die mit *nd* den stamm schliefsenden verba zogen dann die auf *ng* nach sich wie *betwunge*, die mit *nn* wie *gewünne* hielten sich dagegen aus dem schon von K. angenommenen grunde, nämlich wegen *künne*, *günne*. Wolfram und Gotfrid anderseits baben auch *künde günde* mit umlaut neben *kunde gunde* in folge von angleichung an ihr *vünde* und wol hauptsächlich aus dem allgemeinen grunde, weil der umlaut dem conjunctiv prät. im sprachgefühl den modalen charakter verleiht. — ob in den reimen von *hân* auf *-an* im I büchl., Er. und Iw. die mdartl. kürze *han* anzunehmen ist (s. 156), ist wol kaum zu beweisen, jedesfalls ist dann auch *hast* in *hastes : gastes* Iw. 2667 f mit Henrici als kurz anzusetzen. schon dadurch ist es ausgeschlossen, dass *han* seine kürzung der angleichung an *kan gan* verdankt; es ist gewis nur in folge von schwacher betonung aus *hân* gekürzt. — auch in der entwicklung der conjugation von *lân* nimmt K. weitgehnde analogische beeinflussung an, nämlich durch *gân* und *stân* (s. 156), aber darauf ist höchstens die I pers. sg. präs. ind. mit *n* zurückzuführen, wobei übrigens auch noch *ich tuon* mitgewürkt haben kann. — die sonst für zusammengezogen gehaltenen 3 sg. *vât*, inf. *vân*, fasst K. (s. 161) ebenfalls als nachbildungen von *gân* auf, und das hat bei der parallele prät. *vie : gie* zunächst etwas bestechendes, aber die den gleichen lautlichen bedingungen unter-

stehenden *nd* und *hô* können nicht als ausgleichungsergebnisse erklärt werden, deshalb führt K. *nd* auf **ndw* zurück, nebenform zu got. *nēhv*, ahd. *ndh* nach Sievers gesetz, kann aber für *hô* keine entsprechende entwicklung beibringen. den weg der entstehung von *vât vân nâ hô* zeigen formen wie Notkers *hôo* oder *hô*, *gdes* für *gdhes*, es ist also doch ausfall des hauchlautes und dann contraction eingetreten und ist ein echt alemannischer vorgang. zur stärkern erhaltung der zusammengezogenen formen *vât vân* kann dann allerdings die ideenverbindung mit *gât gân* beigetragen haben.

Die untersuchung von K. ist nicht nur wegen des unumstöfslichen resultats, sondern auch wegen der methodischen behandlung, die jene sicherheit ermöglichte, im höchsten grade beachtenswert. das gleiche gilt von der folgenden arbeit.

Im sinne von Lachmann und Jänicke führt Zwierzina die untersuchung über Hartmanns und Wolframs sprachgebrauch weiter mit umfassender beherschung des materials und feiner beobachtung des details. die ergebnisse sind dafür auch lohnend genug. wir sehen deutlicher als früher, mit welcher selbstprüfung diese dichter an der sprachlichen form ihrer werke gearbeitet haben, wie pedantisch Hartmann im Iwein seinen stil ausfeilt und wie selbst Wolframs freie genialität sich zwang auferlegt, um einem ihm vorschwebenden sprachideale nachzukommen. 'wir sehen die dichter an der arbeit' und werden mit Z. übereinstimmen, dass sie zu den grösten formtalenten aller zeiten gerechnet werden müssen. so bilden Z.s untersuchungen auch einen wertvollen beitrag zur kenntnis der mhd. litteratursprache. höfisch ist in der tat im grunde nur der Iwein, aber bei einem derartig sich steigernden streben nach einer idealsprache von seiten einer gelehrtennatur wie Hartmann ist es für uns nun auch nicht mehr zu verwundern, dass ein einziges werk den gipfelpunct der höfischen kunst bildet, denn dieses werk ist eben, innerhalb der betreffenden stilistischen richtung, ein kunstwerk.

Schon Lachmann hat darauf hingewiesen, dass Hartmann im Iwein es vermeidet, gewisse formen in den reim zu setzen (Z. s. 449). es sind doppelformen, die grofsenteils zugleich je nach den mundarten schwankten wie *began begunde*, *kam kom*, *hâte hete*, *sande sante*, *wande wante*, *twellen tweln*, *gesetzet gesat*, gen. dat. der fem. i-decl. wie *hant hende*, *siecheit siecheite*. einige ist ihm gelungen ganz zu unterdrücken, andre lässt er im Iw. wenigstens nur vereinzelt zu. Lachmanns andeutungen scheinen mir durch Z.s einzelbeobachtungen zur gewisheit erhoben, gegenüber dieser statistik von tatsachen ist blofser zufall ausgeschlossen. — aber nicht der ganze Iw. ist mit dieser tüftelnden pedanterie abgefasst. im ersten tausend der verse hat Hartmann die säuberung nicht mit der vollen entschiedenheit durchgeführt, da begegnet noch sechs mal *kam* (s. 502), das später nur noch einmal durch-

dringt, und neunmal das verbum *dagen* (s. 503), das sonst nie mehr auftritt. und am schluss fällt er wider aus der rolle, in den letzten 500 versen, da er zum ende eilte (s. 465) : hier schlüpft zb. das einzige *begunde* (s. 465) in den reim ein, das einzige *(über)zalt* (s. 481) und *gesat* (s. 485). — auch für Hartmanns dialekt ergeben sich einige feste puncte : er hat nur *gîst gît lîst lît* statt *gibest* usw. (s. 470), *kam kâmen* nicht *kom kómen* (s. 500 ff), nur *treit leit* nicht auch *treget leget* (s. 471), aber *saget* und *seit* nebeneinander [seinem dialekt eignet *seit*, hier hat er also die doppelformen doch nicht vermieden].

Die beobachtungen von wortwahl und reimgebrauch sowie der formelhaften berufungen auf die quelle oder auf vom dichter selbst früher erzähltes (Z. s. 506—510) ergeben eine zielbewuste technik, und diese hat, nach Z., ihre vollendetste stufe erlangt im Iw., demnach muss dieser H.s letztes werk sein und die von Lachmann und Haupt angesetzte reihenfolge I büchl., Erec, Greg., aHeinr., Iw. ist damit gesichert. es geht aber aus Z.s beobachtungen mit sicherheit zunächst nur hervor, dass im Iw. die technik vollkommener ist als im Gregorius, nicht auch als im aHeinr. zwischen Greg. einerseits, aHeinr. und Iw. anderseits ist allerdings ein starker abstand, kein nennenswerter dagegen zwischen aHeinr. und Iw., denn den entgleisungen des ersteren stehn auch solche im Iw. gegenüber, doppelformen wie *mege : müge*, adj. *swâr : swære* (usw., s. Z. s. 490; aber nicht *hôch : hô*, denn *hôch* ist adj., *hô* adv.), 1 mal *hœte* (bezw. 2 mal, weil noch 1 mal in der schlusspartie), und besonders die ungenauen (oder dialektischen) reime wie *man : hân*, *gastes : hâstes*, *pflach : ersach*, *bestreich : sweich*, endlich auch die aufserordentlich häufigen typischen reime auf *man*, die im aHeinr. viel seltner sind, die auf *sâ*, die hier ganz fehlen. — da man aber den aHeinr. in der zeitlichen folge nicht wird vom Greg. trennen können, so ergibt sich, Z.s princip des reim- und sprachgebrauchs vorausgesetzt, der Iw. allerdings als letztes werk Hartmanns.

Nun aber hat neuerdings Saran Z.s entdeckungen mit seiner eigenen reihe, wonach der Iw. v o r den Gregor, aHeinr. fällt, mit sehr beachtenswerten gründen zu vereinigen gesucht, indem die reimtechnik im Gregor in folge längerer arbeitspause, etwa des kreuzzuges, gesunken, die feinere technik im Iw. zudem in seiner höfischen tendenz begründet sei (Beitr. 24, 64 ff). da diese voraussetzungen nicht zu bestreiten sind, so scheint mir die alte chronologie mit Iw. am schlusse noch nicht über alle zweifel hinaus gerettet. — für seine eigene reihenfolge führt Saran die entwicklung in der technik des rhythmus ins feld. besitzt nun d i e s e s erklärungsprincip absolute beweiskraft? zunächst ist der einwand Henricis (Jahresber. der germ. phil. 1891, 264), dass die hss. für diese metrischen untersuchungen nicht volle gewähr bieten, indem sie oft die fehlenden senkungen ausfüllen (vgl.

Bartsch Germ. 19, 229), nicht ganz ungerechtfertigt. vergleicht man zb. die einleitung des Gregorius nach dem texte von Paul mit der herstellung von Z. (Zs. 37, 407 ff), bei welcher dieser seine neu gefundeue hs. mit benutzen konnte, so findet man hier 4 fälle fehlender senkung mehr als bei Paul. bei der schlechten überlieferung des aHeinr. bieten unsre ausgaben noch weniger sicherheit. und ferner bildet jene glättung der verse würklich allmähliche technische fortschritte? ein allmähliches, unbewustes vorwärtsschreiten, ein natürliches ergebnis zunehmender gewantheit, müste sich eigentlich schon im verlauf der einzelnen dichtungeu zeigen, schon während des Erec oder wider im laufe des Iwein; bis zum Gregor hätte H. schon ca. 20000 verse gedichtet, und nun sollen erst mit diesem gedichte, und zwar mit einem male und nur aus dem gefühl heraus, widerum glättere verse als im Iwein entstanden sein, zudem vielleicht noch eine längere arbeitspause, der kreuzzug, vorhergieng, die in der reimtechnik einen rückgang verursachte? und weshalb sind im Greg., aHeinr. nur diejenigen einsilbigen tacte vermindert, die nur aus einem selbständigen wort bestehn? gewis waren diese auffallender als jene, wo die senkung innerhalb desselben wortes fehlt, aber ein ausgleich wäre bei spontaner entwicklung doch auch bis zu einem gewissen grade durch ausfülluug dieser zweiten art von senkungen zu erwarten. und Hartmann, der so fein, ja übertrieben peinlich die form der reime und den sprachgebrauch beobachtete, sollte den rhythmus seiner verse ohne controle gelassen haben? schon im I büchl. hat er viel glättere verse gebaut als in allen seinen spätern reimpaargedichten. diese geschliffenere technik war ihm also schon vor dem Erec geläufig. weshalb ist er im Erec davon abgegangen? gewis mit bewuster kenntnis des unterschieds : er folgt hier dem überkommenen epischen typus wie sein vorbild Heinrich vVeldeke in der Eneide (Behaghel s. CXVII f). diesen freiern, archaistischen stil im versbau (Saran s. 41) hat er im Iw. beibehalten, wenn auch, der ganzen sonstigen haltung dieses gedichts entsprechend, bedeutend gemäfsigt. die entwicklung des versbaues ist also nicht unbeeinflusst von künstlerischen principien, dem dichter gleichsam selbst unbewust, vor sich gegangen. dann aber verliert dieses kriterium bedeutend an beweiskraft, denn der dichter konnte zu jeder zeit, je nach dem stoffe des gedichtes (vgl. I büchl. und Erec), eiue änderung seines rhythmischen stilcharakters eintreten lassen. — ein unterschied der rhythmischen form besteht auch zwischen Veldekes Eneide und seinem Servatius, bei welchem viel seltener präpositionen oder besonders der artikel allein einen tact bilden als in der Eneide (den Servatius setzt Kraus HvVeldeke und die mhd. dichtersprache s. 166 zeitlich vor die Eneide). und der Stricker hat in seinen epen Karl und Daniel die senkungslosen füfse ziemlich häufig (Rosenhagen Untersuchungen über Daniel s. 31), während er in

seinen beispielen regelrechten wechsel von hebung und senkung durchzuführen strebt.

Demnach bieten bis jetzt weder der reim- und sprachgebrauch noch der rhythmus, die formalen kriterien, ganz einwandfreie merkmale für die relative zeitbestimmung von Hartmanns werken. unwillkürlich prägt sich das bild ein, das Schönbach durch die psychologische betrachtung seines geisteslebens entworfen hat. so stellt sich H. als abgerundeter charakter dar. aber muste selbst er, dessen wolgegliedertes wesen uns freilich in der erfassung und in der darstellung des stoffes klar zu tage tritt, eine solche unserm heutigen empfinden entsprechende einheitliche natur sein? und konnten nicht stimmungen, die uns jetzt widerspruchsvoll erscheinen, im innern der menschen jener zeit enge bei einander wohnen?

Für Wolfram geht Z. aus von Jänickes sammlung sog. unhöfischer wörter. Jänicke hatte nur ganz allgemeine schlüsse auf die fortschreitende kunst Wolframs gezogen, Z., die untersuchung vertiefend, weist nach, dass mehrere dieser wörter auf bestimmte weise in einzelnen partien seiner werke verteilt sind — es sind *mære* (b. I—VIII), *gemeit* (b. I—VI), *urliuge* (b. I—VII), *wîgant* und *wîc* (b. I—V), dazu noch *lære* (b. I—XI), *laz* (b. I—XI) und *last* (b. I—VIII) in umschreibungen und *dagen* (öfter erst von b. IX an) — und zieht aufserdem grammatische formen bei, die nur vereinzelt, besonders in Parz. b. I—II. VII. IX. XV und I. II des Willeh., auftreten und Wolframs dialekt nicht angehören, wie *begân, kam, lie, gân stân, lît, treit leit, -lich* uaa. gegenüber seinen einheimischen *begunde, kom, liez, gên stên, liget, treget leget, -lîch* uaa. besonders in die augen springend ist die verteilung von *sân* (Parz. b. I—VIII), und *sît* (b. I und II) gegenüber *sider* (von b. III an). gewisse reimgewohnheiten finden sich also nur über bestimmte teile verbreitet um dann zu verschwinden, andre setzen erst an spätern stellen ein. aber der dichter ist, wenn er einmal einen reim aufgegeben hat, nicht ganz consequent, die verpönte form begegnet wider, es finden sich 'rückfälle' in die frühere technik. diese rückfälle kommen in bedeutungsvolleren zahlen gerade in jenen büchern vor, wo auch die dialektformen häufiger sind, so besonders in b. IX, weniger in b. VII und XV, und dann in den beiden ersten büchern des Willehalm. die rückfälle sind folgen einer 'arbeitspause', der dichter hatte längere zeit seine tätigkeit ausgesetzt und dadurch die übung verloren. derartige arbeitspausen sind ohne weiteres anzunehmen zwischen der abfassungszeit zweier werke, wie hier des Parzival und des Willehalm, aber auch innerhalb ein und desselben gedichts können sie auftreten. eine unterbrechung der arbeit nach b. VI ist schon längst festgestellt dadurch, dass Wirnt nur die ersten sechs bücher bekannt wurden, b. XV wurde nach Haupt (Z. s. 467) vielleicht erst mehrere jahre nach dem vorhergehenden abgefasst. auf zu-

fall können diese verschiedenartigen und doch an bestimmten puncten verstärkt auftretenden erscheinungen nicht beruhen, durch den stoff sind sie nicht bedingt, und so hat Z. wol die glücklichste lösung gefunden, indem er sie als 'rückfälle' erklärt, die in folge von 'arbeitspausen' entstanden sind.

Die grofsen ergebnisse, die einen bis jetzt nicht erreichten einblick in die art des arbeitens beider dichter gewähren, scheinen mir durch diese mit der kraft zwingender tatsachen geführten untersuchungen gesichert. es tut ihnen keinen eintrag, wenn ein einzelner fall sich einem andern anders darstellt.

An die spitze seiner untersuchungen stellt Z., gleichsam als musterbeispiel, die verwendung von *sâ* und *sân* im reime : *sân* tritt bis zu b. VIII des Parz. 86 mal auf, von da an nur ganz vereinzelt (5 mal, im Willeh. 2 mal), das gewöhnliche obd. *sâ* aber nie. Z. erklärt diese zunächst auffallende erscheinung so, dass *sân* eine Wolframs mda. eigentümliche form gewesen sei und zwar die für die pausa, *sâ* dagegen die im satzinnern; er habe später *sân* im reime deshalb aufgegeben, weil es als dialektisch in andern gegenden anstofs erregen muste. aber eine solche verteilung der beiden formen *sân* und *sâ* ist sonst nicht nachzuweisen. zwischen *sâr* und *sâ* wäre sie in gewissen fällen denkbar, sowie zb. nebeneinander *dâr* (*dar*) und *dâ*, dann aber müste umgekehrt eher *sâ* die pausaform sein; zwischen *sân* und *sâr* > *sâ*, die ja ursprünglich verschiedene bildungen sind, lässt sich ein grund für eine derartige scheidung nicht ersehen. auch ist es überhaupt nicht zu erweisen, dass das nd. md. *sân* jemals in Wolframs heimat gesprochen wurde (vgl. Pfeiffer Germ. 6, 242 und Freie forschung 106 ff). zur ahd. zeit galt in Baiern und Ostfranken *sâr* wie in Alemannien, Williram hat nur *sâ*, auch noch in den ältesten gedichten des bair.-österreich. sprachgebiets sind *sâr* (*sâre*) und *sâ* die einzigen formen; in den reimgedichten von MSD. erscheint nie *sân*, auch *sâ* nur 4 mal[1] im Laudate dominum; in den von Kraus herausgegebenen gedichten des 12 jhs. nur 2 *sân* : in dem md. SPaulus; der dichter der Kaiserchronik und des Rolandsliedes hat nur *sâ* (Schröder Kaiserchron. s. 53); nie *sân* bei HvMelk (1 *sâ*), nie in Wernhers Marienliedern (4 *sâ*). erst gegen ausgang des 12 jhs. findet sich *sân* auch im bair.-österr. : in Albers Tundalus 2 *sân* neben 2 *sâ*; im Anegenge ebenso 2 *sân* neben 2 *sâ*; im hErnst B dagegen 13 *sân* gegen 5 *sâ* und diese bair.-österr. überarbeitung eines mittelfränk. originals ist gleichsam der weiser für den weg, auf welchem das md. *sân* ins obd. gekommen ist, nämlich durch die md. dichtung, was schon Pfeiffer aao. ausgesprochen hat. *sân* ist also ein litterar. wort im

[1] bei den folgenden zählungen, die bei rascher durchsicht der betr. werke gemacht sind, sind gewis fehler untergelaufen, aber die relativen verhältnisse, auf die es ankommt, werden darum nicht wesentlich geändert werden.

bair.-österr., es wurde dann daselbst, besonders durch Wolframs einfluss, im 13 jh. als gute reimgelegenheit öfter gebraucht, wenig aber im alem. auch das hat seine parallele in den litterarischen strömungen: die volkstümliche rheinische dichtung, aus der jene *sân* zunächst stammen, wurde fürs erste in Baiern aufgenommen, erst später und spärlicher in Alemannien. so hat denn zb. der erste fortsetzer der Kaiserchronik, ein Baier, 3 *sân* neben 2 *sâ*, der zweite, ein Schwabe, 1 *sân* neben 5 *sâ*, in welchem *sân* sich der 'einfluss der schriftsprache' bezw. litteratursprache verrät (Schröder Kaiserchron. s. 395 u. 410).

sân also war nicht ein dialektwort Wolframs, sondern ein litterarisches. unter den 93 fällen, wo es im reime vorkommt, sind denn auch etwa ein drittel ganz formelhafte einleitungen zu directer rede wie *sprach aber sân*, wo *sân* eine substantielle bedeutung kaum mehr hat. wenn nicht *sân*, so muste aber doch *sâ* ihm geläufig gewesen sein? wäre dies der fall, so wäre es allerdings auffallend, dass Wolfram es nie im reime gebrauchte, und das hat offenbar auch Z. bestimmt, eine scheidung zwischen *sâ* und *sân* in obigem sinne zu machen, indem er zugleich davon ausgeht, dass *sâ* in zahlreichen beispielen im i n n e r n vertreten sei (s. 442). aber das ist nicht der fall. ich habe 9 *sâ* und *sân* zusammen im innern des Parzival gefunden, Lachmann schreibt davon 5 mal *sâ* und zwar 4 mal in *sâ zestunt*, nur éinmal *sâ* allein, und 4 mal *sân* (woneben aber auch *sâ* in guten hss. bezeugt ist) alleinstehend, und diese *sâ* und *sân* kommen nur bis b. VI vor; im Willeh. nur 2 *sâ*, in *sâ zehant* 46, 22 und 49, 28 (vgl. anm. zu Erec 8076). dieses sehr spärliche auftreten im innern, wo es sich doch als füll- und flickwort oft willkommen einstellen konnte, beweist, dass einfaches *sâ* in Wolframs dialekt kein ganz gewöhnliches wort war. und auch nicht in dem Hartmanns (vgl. Vos Diction and rime-technic of HvA. s. 28): im Erec steht *sâ* zwar 22 mal im reim, aber nur 5 mal im innern, im Iwein 13 mal im reim und nur 3 mal im innern, im Gregor 5 mal nur im reim, im aHeinr. 1 mal im versinnern; über *sâ zehant, sâ zestunt* vgl. anm. zum Er. 8060. Hartmann hat demnach *sâ* vor allem als litterarisches reimwort mitgenommen und es begegnet fast durchweg in dem formelhaften reime *dâ : sâ*, so 19 mal im Er. (außerdem 2 mal zu *anderswâ*, 1 mal zu *nâ*), im Iw. 11 mal (1 mal : *nâ*, 1 mal : *wâ*), im Gregorius 4 mal (1 mal : *Equitânjâ*). mit dieser bindung *sâ : dâ* hat Hartmann also noch im Iw. eine formel fortgeschleppt, einer jener fälle, wo er sich auch hier von der tradition nicht ganz losmachen konnte. beachtenswert ist die verteilung der reimformel im Er.: sie erscheint 17 mal bis v. 5171, von da an bis zum schluss nur 1 mal. im Iw. wie im Gregorius ist die verteilung gleichmäßig. *sân* gebraucht Hartmann überhaupt nicht. — im W i g a l o i s zähl ich *sâ* 82 mal im reime, darunter 78 mal auf *dâ*, im innern nur vor *zehant, sâ zehant*,

9mal, nie alleinstehendes *sâ*; *sân* 5mal im reime, von v. 10192 an, in nachahmung von Wolfram, s. Jänicke s. 32, nie im innern. daraus ergibt sich für Wirnt, der als einer Wolfram benachbarten gegend angehörig, für diesen von besondrer wichtigkeit ist, dass *sân* seiner mundart gar nicht angehörte und ihm *sâ* nur in der verbindung *sâ zehant* üblich war. — im Lanzelot nur 1 mal *sâ* im reime (*: Elîdâ* v. 7989), im innern nur 1 mal in *sâ zestunden* (v. 7578) und 3 mal in *iesâ*; 4 mal *sân* im reime (s. Jänicke s. 32, wo statt 2121 zu lesen ist 2427). in Fleckes Flore im reime 5 *sâ*, 2 *iesâ* (je 2 mal *: dâ*), 1 mal *sân*, im innern nie *sâ* allein, 4 mal *iesâ*, 2 mal *sâ zestunde*, 1 mal *sâ zestunt*, 1 mal *sâ zuo der selben stunde*, 1 mal *sâ zehant*. Veldeke hat im Servatius 5 mal *saen*, in der Eneide nie im reime (Kraus HvVeldeke s. 25).

In den fragm. des alten Reinh. Fuchs im reime 8 mal *sâ* (3 mal *: dâ*), in der bearbeitung 10 *sâ* (9 mal *: dâ*, 1 mal *: jâ*), ein *sân*; im Moriz vCraon 3 mal *sâ* (*: dâ*), kein *sân* (Schröder s. IX); beim Stricker im Karl 11 mal *iesâ* 1 mal *sâ*, im Daniel 1 mal *iesâ* 1 mal *sâ*, im Amis 4 mal *iesâ*, in den kleineren ged. ed. Hahn 1 mal *sâ*, nie *sân*, gerade bei späteren autoren trifft man *sâ* (*iesâ*) zugleich mit *sân*, so bei Lamprecht vRegensburg beide oft im reime, aber im innern *sâ* nur in verbindung mit *zestete zehant zestunt*, nie *sân*; im Renner *sâ* und *sân* oft im reim und innen. einfaches *sâ* ist also offenbar schon gegen ende des 12 jhs. in einem grofsen teile von Deutschland auf dem wege zu veralten oder haftet zunächst nur noch in gewissen kreisen als altmodisches wort. in einzelnen landschaften war es länger üblich, so hat Ulrich vLichtenstein häufig neben *sâ zehant* auch einfaches *sâ* und besonders *sâ als*, *sâ dô* als einleitung eines satzes. dieses *sâ dô* oder meist *sân dô* kommt öfter vor zb. in Alberts hl. Ulrich (über *sân* — *sâ* in dessen reimen s. Kraus in oben besprochener abhandlung s. 125 anm.), auch bei Neidhart (33, 9), in den genannten höfischen epen dagegen nicht, hier auch nie einfaches *sâ* mit der wortstellung des hauptsatzes wie Neidharts *sâ sî spranc* (7, 6). sonst hält sich *sâ* länger nur in den verbindungen *sâ zehant sâ zestunt sâ zestete*, (auch in der prosa, bei Berthold vRegensburg oft *sâ zehant* s. Rötteken Der zusammengesetzte satz bei BvR. s. 44) und in den reimen, aber hier als litterarisches wort besonders in der formelhaften bindung auf *dâ*. *sâ : dâ* ist übrigens in den älteren gedichten noch nicht fest gewordene conventionelle reimformel, sie begegnet zb. im Rolandsliede noch nicht, obgleich *sâ* 9 mal (aber erst von v. 5298 an!) im reime vorkommt, in der Kaiserchronik 1 mal unter 30 bindungen mit *sâ*; im hErnst B unter 5 reimen mit *sâ* schon vier auf *dâ*. der untergang von *sâ* wurde in vielen mundarten beschleunigt dadurch, dass *â* > *ā* oder *ô* übergieng, wodurch es nahezu oder gänzlich mit *sô* zusammenfiel. schon der dichter der Erlösung und der hl. Elisabeth gebraucht neben *iesâ*

auch *ieso* im reime (Bartsch Erlösung s. 371, Germ. 7, s. 3 u. 4, Rieger Elisabeth s. 30 u. 383f). — es ist also mit obd. *sô* ähnlich gegangen wie mit nd. *sân*, dessen geschichte Roethe verfolgt hat (Reimvorreden des Sachsenspiegels s. 44 u. 87). für Wolfram ergibt sich, dass *sô* schon in seinem sprachgebrauch nicht unbedingte geltung mehr hatte, und damit ist es auch nicht mehr auffallend, dass er es im reime meidet.

Ist *sân* ein wort der litteratursprache und nicht der lebenden mundart des dichters, so ist es also doch mit Bötticher unter die 'flickwörter zu reimzwecken' zu rechnen (Z. s. 440). und vielfach werden ihm auch die formwörter *dâ* und *dô*, *nû* und *sô* deshalb aufgestiegen sein, weil er schnell fertig damit einen reim bilden konnte, und nicht in folge des natürlichen flusses der gewöhnlichen rede. bei Hartmann trifft es nicht zu, was Z. für Wolfram geltend macht (s. 440 anm.), dass jene wörtchen bei fortschreitender technik sich häufiger einstellen. im gegenteil. im Erec steht *dô* von v. 1—7031 42 mal im reime, von da bis zum schluss 9 mal (hinter v. 7031 ein merklicher abstand, von da bis v. 8458 nie, von 8834—9725 ebenfalls nie), *sô alsô* im reime von v. 1—7340 19 mal, von da bis zum schluss 2 mal, *dâ* von v. 1—5684 31 mal, von da bis zum schluss 7 mal (*sâ* s. oben). auch eine abnahme vom Er. zum Iw. ist zu bemerken: *dâ* begegnet im Iw. im reime 19 mal, *dô* 17 mal, nur *sô alsô* sind häufiger, 21 mal, aber die bindungen von *frô* zu *dô sô alsô* viel seltener als im Er.

Ein ähnliches ergebnis wie für *sâ-sân* liefert Z.s beobachtung von *sît* und *sider* (s. 478). auch hier nimmt man eine bestimmte absicht im reimgebrauche wahr: Parz. b. I u. II nur *sît*, von da an nur noch 4 mal, im Willeh. gar nicht; für *sît* tritt mit Parz. b. III *sider* ein, bis zum schluss 12 mal, im Willeh. desgleichen 12 fälle. Z. gibt keine erklärung für diese erscheinung und wirft drei fragen auf: war nur *sît* oder nur *sider* oder waren beide zugleich in der mundart des dichters heimisch? *sît* war es jedesfalls, denn er lässt es als adverb auch im innern, also in unbeeinflusstem ausdruck, recht häufig zu. für *sider* ist die entscheidung schwieriger. ich find es im innern des Parz. 6 mal, und zwar in b. I 56, 23 und dann gerade in den gravierten büchern VII 340, 6; IX 434, 9. 439, 29. 446, 4; XV 768, 26 und nur ganz selten im Willeh. das ist wenig gegenüber dem auftreten von *sider* in den reimen. aber diese, *sider : nider, wider*, sind litterarische und gehören unter die allgemein gebräuchlichen reimformeln der mhd. technik. *sider* hielt sich hier, indem es sich bequem einstellte zu den häufig sich aufdrängenden vocabeln *nider* und *wider*. darauf weist schon die bemerkung im Mhd. wb. unter *sider* (II² 322a) 'häufig im reime'. besonders im md. sind die betreffenden bindungen recht oft zu finden, vgl. Bartsch Über Karlmeinet s. 322, Kinzel Lampr. Alex. zu v. 478 (s. 426), Heinr. vFreiberg (im glossar bei Bechstein), Livl. reimchronik

usw. man kann also nicht sicher sagen, ob *sider* auch der mundart Wolframs angehörte oder lediglich ein litterarisches wort für ihn war. und weshalb hat er sein *sît* aufgegeben? aus gründen der wortstellung? Z. ist eher geneigt, die reime mit *sît* als litterarisch aufzufassen, das aber ist ausgeschlossen, weil *sît* gewis Wolframs persönlichem wortschatz angehörte. die untersuchung anderer dichtungen kann vielleicht weiteren aufschluss gewähren. so steht zb. im Nibelungenlied nach Bartschs grofser ausgabe, die varianten eingerechnet, *sider* im innern 27 mal, 8 mal im reime, adverb *sît* aber 100 mal im innern und nur 2 mal im reime, also eine entschiedene abneigung gegen *sît* als reimwort.

Zu einzelheiten noch folgende bemerkungen: *künne* (s. 445) begegnet auch im Gregor v. 3147, dazu *künneschaft* Iw. v. 804 (in den ersten 1000 versen! Jänicke s. 23). — *gemeit* (s. 457) prädicativ auch aHeinr. v. 1192 (Jän. s. 10). — das bild vom spiegelglas (s. 462) als symbol der reinheit geht nach Schönbach Über HvA. s. 131 aus von Sap. 7, 26. ein 'altüberlieferter, conventioneller, fertig vorliegender' vergleich war es am anfang des 13 jhs. wol in der deutschen litteratur noch nicht, gläserne spiegel waren damals noch nicht lange in gebrauch (vgl. Wackernagel Kl. schr. I 131), zur abgegriffenen formel wurde es erst bei den spätern dichtern, in nachahmung von Hartmann, Wolfram und Gotfried. man darf also das zweimalige auftreten von spiegelglas im Willeh. (22, 28 u. 67, 13) nicht als einen beweis für einen rückgang in der technik anführen. (in dem Walther zugeschriebenen liede 122, 24ff ist *spiegelglas* ein bild der vergänglichkeit [1].) — die präterita der verba *kleiden arbeiten leiten breiten bereiten* werden von Wolfram im reime streng geschieden von den übrigen reimen auf — *eite* — *eiten* (s. 485f). ligt der grund hierzu in einer andern aussprache, als nachwürkung von ahd. *cleidta leitta* etc.?

Heidelberg. G. Ehrismann.

[1] Ulrichs vSingenberg lied *Betrogeniu welt* (Wackern.-Rieger Walther s. 215) geht aus der gleichen religiösen anschauung hervor wie diese Walther zugeschriebene, aber die ähnlichkeit geht über das allgemeine des inhalts hinaus, auch einzelne vorstellungen sind die nämlichen. so jene drei begriffe, welche den gedanken der beiden ersten verse Walther 122, 24f bestimmen *Ein meister las troum unde spiegelglas*: bei Singenberg 216, 17 *und liegent unser meister niht*, 216, 16 *daz ez im zeime troume wirt*, 216, 4 *ein betrogen glas*; ferner Walther 123, 22 *zer winstern hant reht in die gluot*: bei Singenberg 217, 14 *inz winster viur*. es macht den eindruck, als ob Singenberg die idee des gedichts aufgenommen, dazu einige schlagwörter herausgegriffen und in den zusammenhang seiner eigenen verse gebracht habe. bestehn würklich solche beziehungen zwischen den beiden liedern, dann läge hier ein positiver grund vor, Walther diese strophen zuzusprechen.

SCHRIFTEN ÜBER MURNER.

Thomas Murner Die Gäuchmatt (Basel 1519). herausgegeben von Wilhelm Uhl. mit einleitung, anmerkungen und excursen. Leipzig, Teubner, 1896. VII und 290 ss. — 2,80 m.

Thomas Murner An den grofsmächtigsten und durchlauchtigsten adel deutscher nation, 1520. herausgegeben von Ernst Voss. [= Neudrucke deutscher litteraturwerke des 16 und 17 jhs., nr 153. Flugschriften aus der reformationszeit XIII.] Halle a. S., Niemeyer, 1899. IV und 57 ss. — 0,60 m.

Über Murners verhältnis zu Geiler. von Karl Ott. Bonn, PHanstein, 1896. 103 ss. — 2 m.

Die metrik und rhythmik Thomas Murners. von Julius Popp. Heidelberger diss. Halle a. S., EKarras, 1898. 76 ss.

Das interesse für Murner scheint in stetigem wachsen begriffen zu sein. die letzten jahre haben uns abhandlungen über Murner und ausgaben seiner schriften in reicher fülle bescheert, und unsre kenntnis hat dadurch manche förderung erfahren. von Murners dichtungen liegen nun alle bis auf die Von den vier ketzern predigerordens in bequemen neudrucken vor; zur ausgabe der prosaschriften hat Voss den ersten schritt getan und zugleich versprochen, dass dieser erste schritt nicht der letzte sein soll.

Mit der tüchtigen ausgabe der Narrenbeschwörung (= NB) durch Spanier (s. Anz. XXII 285 ff) ist die der Gäuchmatt (GM) durch Uhl freilich nicht ganz auf gleiche stufe zu stellen. der text scheint den anforderungen, die man an einen neudruck zu stellen gewöhnt ist, zu entsprechen. ich habe keine originalausgabe zur hand und kann keine stichproben nehmen, zweifle aber nicht, dass der herausgeber sorgfältig verfahren ist, wenn ich auch nicht verschweigen kann, dass mich zwei gelegentliche bemerkungen etwas stutzig gemacht haben. erstens die ablehnung der vollständigkeit in anführung der verbesserten druckfehler (s. 8). die berufung auf Scherers verfahren beim photolithographischen nachdruck der Schelmenzunft war doch wahrlich nicht am platze, und wenn irgendwo so gilt hier das 'Si duo idem faciunt'. zweitens aber die anmerkung zu v. 1604, wo es heifst: 'die formen *nach* und *noch* sind wegen der vocalschwankungen manchmal kaum auseinanderzuhalten. ich habe bei diesen wörtern stets die ursprüngliche schreibung gewahrt'. soll das heifsen, dass der herausgeber sonst kühnlicher von der 'ursprünglichen schreibung' abgewichen ist? und was heifst überhaupt in diesem zusammenhange 'ursprüngliche schreibung'? ich vermute, dass wir es nur mit einer leichthin geschriebenen und unbedachtsamen anmerkung zu tun haben, komme aber über ein etwas unbehagliches gefühl nicht ganz hinweg. denn wenn auch die gaben verschieden verteilt sind, und wir philologische mitarbeiter mannigfacher art wünschen müssen und brauchen können: für den herausgeber eines textes bleibt allemal akribie die erste der tugenden.

Einzelne besserungsvorschläge hat U. in der einl. s. 9 be-

sprochen. die zu v. 1595. 1982. 2005. 2561. 3316. 5013 liegen auf der hand. sicher unrichtig sind die zu v. 1512 (*der der* für *der*). 2591 (*eyn wyb zur ee* für *ein zur ee* = eine ehefrau). 3193. 4471 (*also* für *alsa*, was natürlich 'sogleich' heifst, wie U. übersehen zu haben scheint). die übrigen sind discutabel. manches andre aber wäre hinzuzufügen gewesen. v. 210 l. *Ein* st. *En*. v. 416 ligt *beliben* st. *bleiben* sehr nahe. v. 535 fehlt sicher *sy* hinter *Bifs*. sollte s. 42 z. 20 von oben nicht *wes* st. *was* einzusetzen sein? v. 939 (*dem geuchim halfs bandt machen liefsen*) wäre das überlieferte *geuchim* besser in *geuchin* oder *geuchinn* = *geuchinne(n)* st. in *geuch ein* geändert worden. *halfs bandt* ist plural, collectivisch gebraucht. *geuchin ein*, wie in der anmerkung vermutet wird, geht natürlich nicht an.

Die interpunction ist mehrfach verbesserungsbedürftig. v. 4 tilge man das komma hinter *lesen*, v. 13 das hinter *tandt*. v. 16 gehört punct hinter *geseit*: es beginnt ein ganz neuer gedankengang. in v. 38 stünde wol besser komma und in v. 39 punct (s. u.), v. 133 komma, v. 536 komma usw.

Nicht glücklich find ich es, dass U. die verse doppelt beziffert hat, indem er sie einmal durch das ganze werk, dann durch die einzelnen capitel durchzählt.

Die anmerkungen U.s sind nicht unverdienstlich, wenn sie auch einen für mein empfinden gar zu saloppen charakter tragen. das gilt besonders für die ästhetischen aperçüs zu v. 2710. 3775 f. 4276. 4355 uaa. wem nutzen die schulmäfsigen censuren, die der herausgeber seinem dichter mitgibt: 'langweiliger vers, der unschön hinterdreinhinkt', 'zwei sehr schwache verse' usw.?

Irgend ein princip für die anmerkungen vermag ich überhaupt nicht zu entdecken. vielfach hat U. offenbar mit der feder in der hand seinen Murner gelesen und nachher in druck gegeben, was ihm gerade bei diesem oder jenem verse eingefallen war, ohne recht zu überlegen, was und an welcher stelle ein erläuterndes wort dem leser frommen kann. so wird v. 2111 plötzlich bemerkt, das unberechtigte *e* in *gouche* sei wol nur wegen des metrums angehängt. das hätte passend zu v. 21 erwähnt werden sollen. v. 2723 wird mit rücksicht auf *ware*, das auch nicht zum ersten mal vorkommt, hinzugefügt, die meistersinger bezeichneten ein solches *e* als klebsilbe. zu v. 3111 aber entdeckt der herausgeber, allerdings nicht ohne ein sehr berechtigtes fragezeichen, dass das *e* in *stiesse* analogiebildung nach der 2 sing. sein könne.

Vielfach hat U. offenbar vergessen, was er selbst über eine erscheinung anderwärts angemerkt hatte. zu v. 733—739 heifst es: 'die reime sind in diesen versen merkwürdig ungeschickt'. (beiläufig bemerkt: der erste der unerlaubt rührenden reime *nit : nit* lässt sich vermeiden, wenn man v. 734 richtig interpungiert: *so bruchens ouch kein hoffart, nit* [= *nit*], und bei dem zweiten ligt

es gar zu nahe, das *sagt* in v. 739 als druckfehler für *klagt* zu betrachten). v. 1012f wird dann zu *fundt : kumpt* bemerkt: 'derselbe ungenaue reim wie 736. 737; s. u. zu 1233. 34'. v. 1233f heifst es '*fündt : kümpt*; vgl. 736. 737. 1482. 83 uö.' eine halbe seite später zu 1299f heifst es über *fundt : kumpt* : 'diesen unreinen reim gestattet sich M. öfter'.

Bei der ganzen art des arbeitens ist es nicht verwunderlich, dass U. einige kräftige versehen untergelaufen sind, die er leicht bei etwas sorgfältigerer redaction seines manuscripts vermieden hätte.

Dass die anmerkung zu v. 1395 allen ernstes den erzvater Isaak auf dem sterbebette einen dachhasen verspeisen lässt, ist doch etwas starker tobak. andres wigt leichter. ich gebe nur ein paar beispiele.

Zu v. 40. *So mer.*] wir sagen 'um so mehr'. nein. *So mer* ist natürlich das mhd. *alse mære* 'gerade so lieb', 'gerade so gut', dann : 'immerhin'.

V. 320 wird es als eine bei Murner 'seltene erscheinung' hervorgehoben, dass der vers keinen auftact habe. nach Popp enthält die GM 10,97% auftactlose verse!

V. 509. *ietzung* wird freilich kein druckfehler für *ietzund* sein; aber der vergleich mit *tolung* (*tagelanc*) hinkt doch sehr bedenklich.

S. 205 z. 6 v. o. *äschen gryddel* hat mit *Grete* nichts zu tun. s. DWb.

V. 821. die zeile hat der herausgeber offenbar ganz misverstanden. zu übersetzen ist natürlich : 'und männer sind den frauen günstig gesinnt'. von einem latinismus und einem acc. c. inf. kann nicht die rede sein. überhaupt wird mit latinismen bei Murner ein arger unfug getrieben. so soll nach den anmerkungen zu v. 45 und 2364 auch *all die sich wyber lon betriegen; der liefs sich doch die lieb bezwingen* latinismus sein. als ob dergleichen nicht schon im mhd. gang und gäbe wäre. selbst wenn es von v. 1409 in der einleitung heifst, *iederman ein gouch sich syn leuckt* sei dem lat. 'unus quisque cuculum se esse negat' nachgebildet, so möcht ich diese naheliegende annahme bezweifeln. ich fasse zunächst *syn* als gen. neutr. *löugnen* mit gen. ist schon mhd. ganz gewöhnlich; vgl. Freidank 47, 3 *ein iegelich diep weiz vil wol, wie er der diupe louken sol.* ebenso mit zugefügtem dativ der person, zb. Nib. 2284, 1. *sich eines dinges löugnen* könnte, wenn man sich erlaubt, *sich* als dativ zu fassen, im 16 jh. ganz wol bedeuten 'sich etwas nicht gestehen wollen'. wahrscheinlicher aber ist doch *sich* accusativ und *einen eines dinges löugnen* hiefs ebenso wie *einen ein ding löugnen* (HSachs nach DWb. VI 343 : *sie laugnet jn ein verschnitten man*) 'einem gegen die wahrheit eine eigenschaft absprechen. *iederman ein gouch* ist dann zu fassen als 'jeder, der ein gouch ist'. — auch v. 250

Des hand sy mich ein gouch geschatzt soll latinismus sein. statt andern parallelen verweis ich nur auf Fnsp. 262, 7 *so wird ich darumb ein narr geschatzt.*

V. 1745. *Byſs* ist weder in *Wyſs* zu ändern noch gleich *Bissam*, sondern natürlich das lat. *byssus* 'feines leinen, battist'!

V. 2506 wird *schied* in der verbindung *schied es in schon dri künigrich* als conj. prät. von *schaden* erklärt mit der souderbaren bemerkung: 'Heyne im wb. vergleicht Weinhold[2] 464'. dass die eigentliche schwierigkeit bei dieser auffassung von *schied* = *schüede, schadete* in dem accusativ des inhalts liegen würde, wird mit keiner silbe gssagt. U. übersetzt wol 'kostete es ihnen schon drei königreiche' = 'schadete es ihnen schon unendlich viel'. ich ziehe vor, *schied* als conj. prät. von *scheiden* zu fassen = 'in scheidung, hader bringen'.

Die anmerkung zu 3847 nicht miszuverstehn, scheint mir ein wahres kunststück (lis übrigens: Zs. f. d. ph. 27, 550 f).

V. 3778 ff, im anfang der die sieben bösen weiber einführenden capitel 38—45 lesen wir:

Ich habs im anfang wol betracht,
Das ich zwelff man in gouchradt macht;
Das disser radt möcht nit zergan,
Ich müst ouch wyber dynnen han [1].

U. merkt an: 'gemeint kann wol nur das XXXII capitel der GM sein: 'Summa Summarum aller gouch' (2552 ff), wo jedoch bei aufzählung der thörichten männer die zwölfzahl weit überschritten ist. vom 'gäuchrat', der erst 4075 wider erwähnt wird, war bisher überhaupt noch nicht die rede. vielleicht hat der dichter diese ursprünglich geplante idee später fallen lassen, ohne sich ihrer nachher noch zu entsinnen. man sieht, wie nachlässig M. zu arbeiten pflegte'. damit ist das eigentlich litterarhistorische problem der GM berührt, ich meine die frage, wie die auffallend, auch für das 16 jh. und für Murner auffallend, zerfahrene composition der GM genetisch zu verstehn ist. die sache lässt sich natürlich nicht im handumdrehen erledigen. ich muss also für ein paar hypothetische bemerkungen von vornherein um nachsicht bitten.

Zunächst ist mir die beziehung auf c. XXXII ganz unwahrscheinlich, schon weil, wie U. ganz richtig bemerkt, dort nicht von 12 gäuchischen männern die rede ist und dann, weil mir der vom dichter selbst hervorgehobene parallelismus gegenüber den folgenden 7 weibercapiteln auch 12 vorausgehnde männercapitel und nicht bloſs eines zu verlangen scheint. von diesen sind nun auch mindestens 11 würklich vorhanden, nämlich cc. 21—31 (David, Alexander d. Gr., Salomon, Simson, Adam, Herodot, Aeneas, Kasp. Schlick-Eurialus, Moses, Ninus, Holofernes). die

[1] ob diese verse so richtig überliefert und von U. richtig interpungiert sind, ist mir zweifelhaft.

ähnlichkeit mit den weibercapiteln ist unverkennbar, wenn man beachtet, dass die von weibern verführten — es sind die traditionellen namen darunter (vgl. Roethe zu Reinmar vZweter 103) — ebenso wie nachher die weiber meist in erster person reden. die überschriften dürfen zunächst nicht irre führen, und die zwölfzahl würde herauskommen, wenn man c. 20 ('Johannes ein papst') mitrechnet und annimmt, dass entweder die päpstin Johanna würklich vom dichter in unpassender und seinen eigenen intentionen widersprechender weise unter die männer gerechnet wurde, oder erst bei einer ursprüngliche pläne verwischenden überarbeitung an die stelle eines würklichen mannes getreten ist. überhaupt schliefst, wenn ich auch die cc. 20—31 fürs erste zu derselben 'compositionsschicht' rechnen möchte wie cc. 38—45, diese annahme natürlich nicht aus, dass eine überarbeitung stattgefunden hat, worauf schon die wunderliche anordnung hindeutet.

Schwieriger wird die frage dadurch, dass c. 19 mit c. 20 nicht übel zusammen zu passen scheint, und list man die überschriften und sprüche zu cc. 19—26, so entsteht der eindruck, als sollten vielmehr die frauen (Venus, die päpstin, Bathseba, Thays, die möhrin, Delila, Eva, Mariamne) revue passieren. man vergleiche dazu Brants NS c. 13. vielleicht hat der hastige mann von vornherein zwei verschiedene ideen durcheinander gemengt, sich aber dann doch im fortgang seiner arbeit durch die dominierende leiten lassen; mir ist nachträgliche umgestaltung a priori wahrscheinlicher : doch führt das zu sehr ins detail, und ich möchte nur betonen, dass cc. (19) 20—31 und 38—45 zu einer leidlich einheitlich werdenden dichtung gehören können. dass dort von der Gäuchmatt, hier von dem Gäuchrat die rede ist, halte ich für belanglos.

Dagegen fallen die abweichungen andrer capitel von den eben erwähnten für die compositionsfrage viel stärker ins gewicht; während wir es hier mit reihen zu tun haben, für die 1) ältere revuen, 2) die fastnachtspiele, 3) Brants NS, 4) die Gäuchmatt Gengenbachs vergleichbar und, was 1—3 angeht, sicherlich auch vorbilder sind, so enthalten c. 7—18 (*'den gouch locken, — fahen, — berupffen, — verkouffen'* usw.), c. 34 (*'dem gouch die pfinn besehen'*), c. 50—54 (*'den gouch lernen essen', 'ein gouch in pfeffer essen', 'ein gouch reuchen', 'den gouch leren gan', 'den gouch rösten'*) reihen ganz andrer art, die sich freilich keineswegs fest zusammenschliefsen, sondern verschiedenartige ansätze erkennen lassen. es sind hier nicht personen, sondern handlungen auf die schnur gezogen, und schon den überschriften nach erinnern diese capitel an die 'Geistliche Badenfahrt', in zweiter linie an die NB. wie in der BF die handlungen des baders (und des badenden) das einteilungsprincip abgegeben haben, so in der GM die des vogelstellers und -züchters. bedenkt man nun, dass die BF 1514 erschien und die GM im jahre 1515 dem drucker Hüpfuff übergeben

wurde, so ist die annahme wol nicht allzukühn, dass die urgestalt der GM, von der sich noch reste in jener zweiten capitelreihe erhalten haben, der BF erheblich näher stand, als die überarbeitung von 1519. weiterhin weist auch, was sonst für die vorgeschichte der GM bei Murner in betracht kommt, zunächst auf diese capitelreihe: NB c. 6 *Geuch vfsbrieten* (vgl. GM c. 11), NB c. 85 *Das Gouch geschrey* (vgl. GM c. 15). auch das capitel '*Von der Genſs wegen*' (NB c. 17), das Spanier Beitr. 18, 55 analysiert hat, ist heranzuziehen. sind die berüchtigten ganspredigten [1] von dem findigen franziskaner etwa zunächst in gauchpredigten umgewandelt, dann versificatorisch verarbeitet worden?

Ob der kanzler, der zunftmeister, der gäuchwäscher und was sonst zur einkleidung gehört, dieser zweiten arbeitsperiode angehört oder einer dritten, altes und neues rasch und äufserlich zusammenschweifsendeu, will ich nicht entscheiden. U. hat zu 3827 ff die gute bemerkung gemacht, dass für das Tulliacapitel der personenreihe (c. 39) offenbar MS 329—345 vorgeschwebt hat — das stimmt zu der annahme späterer abfassung [2] —, dass aber Murner sorgfältig vermieden hat, sich wörtlich auszuschreiben. in c. 33 verfährt er viel ungenierter. wie dies und das folgende aus der handlungsreihe stammende capitel, so mag auch noch andrer bauschutt in die lücke zwischen die beiden abteilungen der personenreihe gestopft sein. sorgfältige philologische untersuchung würde wol weiter führen.

U.s excurse enthalten aufser einer antrittsrede des herausgebers, in welcher der misglückte versuch gemacht wird, Muruers Institutionen zu 'retten', und allerhand mehr oder weniger belanglosen kleiuigkeiten, einen aufsatz Jeeps, in dem, wie mir scheint, überzeugeud der name Eulenspiegel als ekelname *ûle den speigel* 'verre podicem' gefasst wird. —

Kürzer kann ich mich über Voss ausgabe der schrift an den adel fassen. sie gleicht den üblichen neudrucken. auch hier hab ich kein exemplar der originalausgabe eingesehen und kanu nur anmerken, was mir bei geuauerer durchsicht des ueudruckes allein aufgefallen ist. 40, 4 war *zwischten* nicht in *zwischen* zu corrigiereu, vgl. Uhl zu GM 7. 8, 34 lis *radten* st. *radtcn*; 10, 28 *erkennen* st. *crkennen*, 11, 36 *heiden*, 15, 31 *botten*, 15, 34 *dem*, 18, 7 ist das komma hinter *red* zu tilgen, 24, 15 *finden* st. *findcn*, 38, 21 *erachten*, 50, 26 *belonen* st. *bclonen*. 33, 4 f sind die worte *er das geret hab, ist wol zů ermessen so dy* zweimal gesetzt. sind etwa auch 36, 37 *adelischen*, 41, 2 *engliche* uur druckfehler des ueudruckes für *adelichen* und *englische*? manche eigenartige schreibungen (zb. das häufige *Romaniscen*) und offen-

[1] ich glaube nicht, dass sich die bekannten beschuldigungen lediglich auf NB c. 17 stützen.

[2] vorausgesetzt, dass MS erst nach cassierung der ersten GM gearbeitet wurde.

bare fehler (zb. *zerstörung* 8, 33 statt *zerstören*) gehören aber offenbar dem original an. —

Dass Geiler vKaisersberg von ThMurner nicht nur, was uns ausdrücklich bezeugt wird, in äufserlichkeiten nachgeahmt wurde, sondern auch auf ihn einen tiefergehenden einfluss geübt und und zur ausprägung der schriftstellerischen persönlichkeit Murners beigetragen habe, ist an sich sehr wahrscheinlich und mehrfach, am nachdrücklichsten von WKawerau behauptet worden. das misliche ist nur, dass wir kein rechtes mittel besitzen, um uns die unmittelbare einwürkung des predigers auf den prediger anschaulich zu machen. und ist die indirecte einwürkung in den poetischen werken Murners noch deutlich genug erkennbar? Ott ist dieser ansicht und hat dem nachweis scharfsinn und fleifs gewidmet. ich kann indessen nicht sagen, dass mir seine zusammenstellungen ein schärferes und klareres bild hinterlassen hätten.

O.s beweisführung, in äufserlichkeiten an den aufsatz Spaniers Beitr. 18, 1 ff erinnernd, ist eine doppelte, ohne dass die beiden seiten mit der wünschenswerten schärfe auseinander gehalten würden: darin ligt ihre schwäche. einmal sollen auf litterarische werke Murners die predigten Geilers gewürkt haben, und zwar einerseits indirect, indem Murner seine predigten nach dem vorbilde der Geilerschen gestaltete, seine predigtmanier, wie von O. ganz hübsch gezeigt wird und noch schlagender hätte gezeigt werden können, auch in der poesie nicht vergafs, anderseits in einem gleich zu erwähnenden specialfall auch direct. zweitens wäre aber auch mit dem einfluss der geschriebenen und gedruckten predigten zu rechnen. nun erschienen zwar Geilers predigten grösteuteils erst als Murner in NB und SZ seinen stil bereits ausgebildet hatte. es kämen also wesentlich die geschriebenen predigten — etwa nach der sammlung des Joh. Pauli — in betracht. nur für die NB wären wir nach O. in der glücklichen lage, die verschiedenen sich kreuzenden einflüsse in ihrer ganzen stärke kennen zu lernen.

Die NB Murners, so behauptet O., sei nicht allein durch das NS beeinflusst worden, sondern erst die Geilerschen predigten über Brants werke hätten den anstofs zu der 'neuartigen' behandlung gegeben. das ist an sich wol möglich, und ich halte es für einen ansprechenden gedanken, dass Murner durch den seelsorgerischen standpunct, den Geiler den Brantschen narren gegenüber einnimmt, auf die idee eine narrenbesserung gekommen sei; wenn aber O. nun auf schritt und tritt nach spuren Geilers suchte, so geht er entschieden zu weit.

Bekanntlich hat Geiler seine predigten über das NS 1498—1499 gehalten. 'Murner als mönch, der ja das amt des predigers übte, wird wol ein eifriger zuhörer gewesen sein' (s. 5). 1510 erschien die erste gedruckte ausgabe der Navicula (= Nav.). möglich, dass Murner seiner zeit erst durch Geiler auf das 4 jahre zuvor erschienene NS aufmerksam wurde, sicher, dass er durch

Geiler — vielleicht durch die Nav. von 1510 — angeregt, 1511 bis 1512 über seine NB predigte. aber darf man darum geradezu Geiler an stelle Brants bei der NB zu gevatter bitten? O. nimmt das an. 'bei Brant ist es eben das tote buch, das vor Murner ligt und ihm anregung gibt, bei Geiler das lebendige beispiel in seiner unmittelbarkeit, das einen starken eindruck zurücklässt; eine sinnliche würkung erzeugt, die ihm verwante natur in der tiefe packt.' das klingt ganz gut, besagt aber doch herzlich wenig, wenn man Murners eigene berufung auf Brant bedenkt und die chronologischen schwierigkeiten recht erwägt. die entstehung der NB setzt Spanier in die jahre 1509—1512. legt man auf die bekannte erklärung LN 162ff *ich hab vor fierzehn gantzer iaren Allein die kleinen närlin beschworen* gewicht — meines erachtens darf sie nicht eliminiert werden —, so kommt man ins jahr 1508. später als 1509 aber wird man die anfänge der NB gewis nicht setzen dürfen. sollten nun würklich Geilers NS-predigten ein decennium lang so intensiv nachgewürkt haben, dass Murner auch einzelheiten im gedächtnis blieben? denn dass Murner zwischen 1489 und 1510 seine erinnerungen durch benutzung der sammlung Paulis aufgefrischt habe, bleibt doch eine sehr zweifelhafte hypothese, und wenn man sie auch gelten lässt, so hat Murner doch jene handschriftliche sammlung sicherlich nicht so andauernd in händen gehabt wie das NS, von dem O. ganz grundlos behauptet, es sei erst in den jahren 1510—1512 in den engeren gesichtskreis Murners getreten, weil eine frühere 'eingehnde' beschäftigung mit ihr 'gewis' aus Murners büchern und schriften erkennbar wäre (s. 5). den langen versreihen, die zb. Spanier aus NS und NB nebeneinanderstellt, vermag auch O. nichts von gleicher beweiskraft an die seite zu stellen.

So nimmt O. im gegensatz zu Ries zb. an, dass Nav. c. 87 Murner veranlasst habe, das bild zu NS c. 87 so umzudeuten, wie es in NB c. 7 geschehen ist. dadurch dass Geiler in seiner predigt im vorbeigehn ein 'wurfspiel' erwähnt und einen spieler vorführt, der im frevelnden zorn über verluste sein schwert zum himmel 'wirft', und dass er die bekannte geschichte von den drei söhnen erzählt, die ihre pfeile gegen den leichnam ihres vaters 'schiefsen', soll Murner auf die idee des geisspiels als ein wurfspiel gekommen sein! die Geiler geläufige redensart *die frag eins lochs enger gürten* soll die veranlassung dazu gegeben haben, dass Murner das bild zu NS c. 12 in seiner NB c. 20 im gegensatz zu Brant dahin deutet, als solle der esel gegürtet werden.

Wäre ein so ins einzelne gehnder einfluss aber würklich nachweisbar, so müste man ihn von dem erscheinen der Nav. ab datieren, und es würde sich dann die philologische aufgabe ergeben, die vor der Nav. gearbeiteten capitel von den nach ihrem erscheinen entstandenen zu scheiden. Uhl hat den nicht üblen einfall, die anlage der NB auf eine sprüchwörtersammlung zu-

rückzuführen (s. 261). ich könnte mir denken, dass etwa jemand sich anschickte, nachzuweisen, dass Murner anfangs einzelne capitel im anschluss an diese quelle, aber ohne den gedanken einer beschwörung fertiggestellt und erst nach dem erscheinen der Nav. den eigentlichen plan und mit ihm auch den engeren anschluss an Brant gewonnen habe : vor der hand seh ich indessen keinen rechten grund zu dieser oder einer ähnlichen annahme.

Etwas anderes ist es natürlich mit der behauptung, dass die Nav. nach ihrem erscheinen in secundärer weise für die im anschluss an das NS werdende NB herangezogen ist. hier nun verweist O. auf die ausgabe von 1511. ich habe weder diese noch die von 1510 zur hand, kann also nicht feststellen, ob sich seine angaben etwa auch auf die Nav. von 1510 beziehen lassen. es kommen besonders c. 29. 30. 33 in betracht.

Für das bild zu NB c. 29 hat bereits Ries s. 29 bemerkt, dass es aus Nav. c. 35 stammt. wenn er meinte, der drucker habe gegen des dichters absicht das eigentlich zu diesem capitel gehörige bild des NS durch das entsprechende der Nav. ersetzt, so hat Spanier in seinem commentar zur NB mit recht bemerkt, dass das bild der Nav. auffallend gut passe. O. sieht hier bewuste absicht des dichters, der demnach die Nav. nachweislich wenigstens bei der illustrierung benutzt hätte : wenn Ries ausführungen zutreffen, aber doch wol nach fertigstellung des textes von c. 29. — ebenso behauptet O., wie es scheint, mit recht gegen Spanier, dass das bild zu NB c. 33 nicht aus einer der ausgaben B-F des NS stamme, sondern aus Nav. c. 108 und vom dichter mit absicht und in bezug auf v. 31 = NS 83, 29 gewählt sei (s. 30). auch hier kann es sich aber um heranziehung in letzter stunde handeln. die textparallelen sind ohne belang, und unerlaubt ist es sicherlich, auch später gedruckte predigten mit oberflächlich anklingenden ausdrücken zu vergleichen. — etwas anders ligt der fall bei c. 30. im text ist NS c. 55 benutzt; der schnitt aber, der auch zu NB c. 93 widerkehrt, findet sich in der ersten ausgabe des NS bei dem unverwanten capitel 38. nur die ausgaben B-F bringen ihn zu c. 55, während A hier den von Murner zu NB c. 69 ausdeutend benutzten ähnlichen schnitt hat. (die angaben von Spanier sind ungenau). O. nimmt hier an und glaubt es auch durch textparallelen beweisen zu können, dass Murner Nav. 54 vor augen gehabt und von dort auch den schnitt entlehnt habe. wenn mir die textabhängigkeit, an die ich hier allerdings eher glaube, überzeugender wäre, so würd ich annehmen, dass das ganze capitel, das übrigens eins der wenigen ist, deren überschrift keinen infinitivus enthält, kurz vor der drucklegung eingefügt wurde, als Murner beim suchen nach einem passenden schnitt für NB c. 29 und c. 33 beim durchblättern der Nav. auf schnitt und text von c. 54 aufmerksam wurde. eine gleich späte entstehung für das geniale c. 93 (*Der narren harn*

besehen) anzunehmen, ist deshalb nicht unbedingt notwendig (für kühnere entstehungshypothesen aber vielleicht ganz erwünscht?).

Auch das wird man ohne zwang nur auf die einrichtung der gedruckten Nav. von 1510 bezw. 1511 beziehen können, wenn Murner würklich auf das citat NB 1, 47

Salomon spricht, der narren zal
Unwisslich sy ganz vberal

dadurch gekommen ist, dass jede überschrift der Nav. den spruch *Stultorum infinitus est numerus Eccl.* 1 enthält.

Das zweite und dritte capitel O.s führen die betrachtung mehr ins allgemeine. recht festen boden find ich nirgends, obwol ich nicht leugnen will, dass manche gute bemerkung förderlich ist, wie denn überhaupt redliche arbeit, mag man auch den hauptergebnissen nicht zustimmen, immer mancherlei zu tage fördert und dem der weiterbauen will nützlich ist. —

An die heikle aufgabe, Murners metrik einer darstellung zu unterziehen, hat sich Popp, ein schüler Braunes, gemacht mit frischem wagemut und redlichem fleifs, freilich noch ohne die sichre hand, die eine solche untersuchung erfordert. eine reinliche lösung wird von vornherein dadurch erschwert oder unmöglich gemacht, dass sich die inconsequenzen der überlieferung mit Murners eignen inconsequenzen auf eigentümliche art verketten. Murners eigne sprache enthält dialektische und schriftsprachliche elemente; ebenso, aber in etwas andrer mischung, die seiner drucker, und ich gebe P. völlig recht, wenn er meint, dass nicht nur dialektische formen Murners durch schriftsprachliche, sondern auch umgekehrt, freilich seltner, schriftsprachliche durch dialektische ersetzt seien. es sind daher nach P., um zu Murners text, wie er für den metriker construiert werden muss, zu gelangen, nötig 1) die einführung von formen mit apokopiertem und synkopiertem *e* : *knab* für *knabe, eins* für *eines, filn* für *filen, gemacht* für *gemachet* uaa., aber auch umgekehrt von *e*-formen; 2) einführung von *solch* für *solich, heilg* für *heilig, nerrsch* für *nerrisch*, gelegentlich aber auch umgekehrt; 3) reduction von *be-, ge-* zu *b-, g-*, umgekehrt auch gelegentlich *beleiben* uaa.; *z* für *zů, d* für *die, s* für *sie* oder *es*, kaum umgekehrt; 5) bisweilen einführung der schriftsprachlichen 2 pl. auf *-t* für dial. auf *-ent, dörft* für *dörffend* uaa. was bei Murner möglich ist, darüber lässt sich wol eine einigung erzielen, schwerer über das, was in einzelnen fällen erforderlich ist. denn hier greift die metrische inconsequenz ein. P.s ansichten über Murners vers lassen sich auf folgende sätze bringen : 1) Murner baut seine verse im princip nach dem natürlichen wortton; 2) es kommen indessen auch nicht wenige verse vor, die nur mit verletzung des natürlichen accents gelesen werden können; 3) Murner strebt im princip wechsel von hebung und senkung (einsilbige senkung) an; 4) in einer anzahl von versen ist aber mehrsilbige (meist zweisilbige) senkung, seltner

auch fehlen der senkung anzunehmen. haben wir es würklich mit einem solchen rattenkönig von inconsequenzen zu tun, so kam für den, der es unternahm, uns Murners metrik zu erklären, alles darauf an, nicht selbst inconsequent zu werden. P. hat das wol gefühlt, wenn er s. 37 schreibt: 'will man einmal die beobachtung des natürlichen sprachaccents zum princip machen, so muss sie consequenter weise stets princip sein'. er seinerseits hat das princip des regelmäfsigen wechsels von hebung und senkung durchzuführen gesucht, aber doch nicht überzeugt genug, um frischen muts die negativen instanzen aus dem wege zu schaffen. man ist denn auch schliefslich trotz aller aufgewanten mühe nicht viel klüger als am anfang. ich habe den eindruck, als schäme sich P. etwas seines unbewiesenen ausgangspunctes und suche ihn unter allerhand zugeständnissen an gegnerische ansichten zu verleugnen: es ist dies der in unserm 'kritischen' zeitalter so häufige verhängnisvolle irrtum, als sei es überhaupt unerlaubt, eine vorgefasste meinung zu haben, während ohne eine klare hypothesis sich weder eine gute analysis noch eine befriedigende synthesis geben lässt. die richtigkeit oder unrichtigkeit muss sich bei methodischem vorgehn more geometrico herausstellen, und wer der kritik völlig genüge tun will, erbringt den indirecten beweis der gegenprobe. meine bemerkungen sollen sich innerhalb der analytischen behandlung halten.

Nimmt man das princip des regelrechten wechsels von hebung und senkung an, so muss, falls sich herausstellt, dass es trotz der von vornherein als nötig anerkannten textconstruction ganz streng nicht durchführbar ist, die erste frage lauten: unter welchen besondern bedingungen ist zweisilbige senkung gestattet?

P. hat sich die frage in der tat gestellt. aber die beantwortung ist unbefriedigend. er ordnet sein statistisches material in vier gruppen: 1) 'flexionssilbe und einsilbiges wort (resp. präfix)'; 2) 'ableitungssilbe und einsilbiges wort (resp. präfix)'; 3) 'ein zweisilbiges wort oder zwei einsilbige wörter'; 4) 'zwei unbetonte (nebentonige) silben eines wortes'. die systematik ist wol der der Wilmannsschen untersuchungen über die metrik Otfrids nachgebildet. unpassender weise! denn bei Otfrid steht von vornherein fest, dass und zt. auch unter welchen lautphysiologischen bedingungen verschleifung auf der hebung oder mehrsilbige senkung gestattet ist. für Murner aber handelt es sich gerade um diese vorfrage. P. hätte also besser getan, zunächst einmal im groben vocale und consonanten der nach seiner hypothese zulässigen doppelten senkungssilben zu betrachten. würklich liefs sich hier weiter kommen. mir scheint, es ergeben sich bei benutzung des von P. zusammengetragenen materials folgende fälle:

1. die beiden silben sind durch einfache consonanten, insbesondere *m*, *n*, *l*, *r* getrennt und zwar:

a) der vocal der ersten silbe ist unbetontes *e*. hier ist doppelsenkung bei Murner ohne weiteres erlaubt. oder vielmehr: man wird in fällen wie NB 8, 57 *umb pfýffen ein ésel*, 10, 64 *lästerlichen entéren*, Sz 2, 26 *den réchten an léit*, LN 560 *bei diesem erbúten*, NB 12, 8 *der ándẹr ist fúl*, GM 653 *artickẹl ich lésen* gar nicht von zweisilbiger senkung reden dürfen, sondern sagen müssen, dass das sonantische *m, n, l, r* in solchen fällen vor dem folgenden vocal consonant wird. so erledigen sich aus P.s abschnitt: NB 8, 57. 10, 64. 16, 16 (nb. ableitungsilbe). 58, 65. (s. u.). 68, 30. 75, 74. 95, 190; SZ 2, 26. 3, 13. 4, 18. 45, 22 (*frowẹn in kurzen jaren*). 46, 21; BF 8, 24. 9, 21. 14, 33. 24, 33; MS 1532; GM 109. 436. 885. 1315. 2384. 4137. 5003. 5412 (*kloster-fröwẹn ietzúnd*) MN 355. 560. 568. 1176. 1254. 1305. 1390. 1596. 1652. 2158. 2238? (*héiligẹn éwangéliúm*); 3779. 3889. 3908 (*trágẹn einẹ schwére bürd*). 455 (*bei gót und héilgẹn ich schéi/s*). nicht mit angeführt sind die verse, denen P. auf andere weise aufhilft, obgleich noch einiges hierher gehören mag. unnötig ist jedenfalls in GM 59 (*buckt üch ir wýbẹr im ánefang*) mit P. *anfang* einzusetzen, und zweifelhaft bleiben andere fälle. vermutlich gehört auch hierher SZ 37, 5 *wir schwýgẹn[t] ir missethát*. GM 1135 *sy háttẹn[t] ein grósse*.

Aus abschnitt 2 sind so zu beurteilen: NB 12, 9. 39, 63. 43, 39. 47, 29. 57, 16. 59, 27. 68, 5. 9, 44. 95, 60. 31, 67; SZ 48, 36. 2, 4; BF 12, 58. 23, 23. 6, 29; GM 550. 659 (s. u.) 1612. 2096. 2844 (*Alexándẹr ein gán/s*). 653. 665. 3523(?). 4392. LN 1254. 279. 876. 942. 1562. 2176. 2688. 1632. 1230. 1253. 1634 (*im séckel bú/s lan úff dẹm áltár*). 3017. 3368. 4077.

Aus abschnitt 3: NB 15, 2 (*drý machẹn ein*). 38 d (*wan ich ein éy uff dẹm* [oder *uffm*] *áltar findt*). 53 d (*das trieg vil mé dann dẹr ésel vier*). 93, 62 (lis: *ẹs trifft dir doch lýb und lében án*). BF 9, 24 (*all deine gût mogẹn úns nit léren*, wenn man nicht vorzieht *dein* für *deine* zu setzen). MS 875 (*dás mein sáck an dẹr érden lýt*), MS 952 (*jo dó der sáck an dẹr érden lág*). LN. 1136 (*hel áb, tüffẹl áb und fégfeüẹr áb*).

Abschnitt 4 lass ich bei seite, weil ich zu weitläufig werden müste.

b) wie unbetontes *e* ist auch unbetontes *i* behandelt. Hierher aus abs. 2: NB 25, 94 *sant véltịn und*, abs. 3 LN 250 *fiérn in schón und stélt ịn an bránger*, 907 *thuot érs, ich schénk ịm ein schweinin bráten*[1].

2. Auch wenn auf eine mit *r, l, m, n* schliefsende silbe eine zweite mit *h* anlautende silbe folgt, scheint dieselbe art der verschleifung vorzuliegen. die fälle sind, wenn anders P.s zusammenstellungen zuverlässig sind: (abs. 1) NB 11, 59 *liebẹr herr dó-*

[1] NB 67, 10 wird aber wol besser zu lesen sein: *ẹs ist ein glö/slin, ein nüwer ránck.*

miné. 95, 190 *mit den héimschȩn hab ich* (wo auch *mit dén heimschén hab ich* möglich wäre). 97, 77 *der wýbȩr hab ich.* 8, 48 *sym brůdȩr hatt zů' geséit* (oder *brů'der hátt zů gȩséit?*) LN 2087 *dise lügin hast gȩthán*, 2087 *ein gů'tȩr hauptmán.* (abs. 2) LN 2493 *den tüffȩl herúfs.* (abs. 3) *und álles dás da ist in dȩr héllen.*

3. die eine silbe kann in folge ihres consonanten mit einer vorausgehnden oder folgenden besonders leicht verschmolzen werden.

a) silbe auf nasal steht hinter nasal: (Abs. 1) NB 6, 60 *kúmȩndt die teüffel bschwérer*, 12, 15 *méynȩndt der hýmel*, 19, 19 *gsúngȩn der, úff den riemȩn zü trétten*; SZ 44, 37 *singȩn von üwert wégen*, 47, 16 *weinȩn so dú*; GM 162 *gespúnnȩn was sie*; LN 1160 *die stimȩn regiérten*, 1312 *den schweinȩn wer bliben*, 2363 *und némȩn sich*, 2936 *wir kůnnȩn doch nichts.*

b) silbe auf nasal steht vor nasal: NB 2, 8 *mit syn wérkȩn mit sýner lére*, 9, 17 *umbwúndȩn mit*, 65, 12 *die léndȩn mit*, SZ 46, 13 *lóuffȩn noch stón*, BF 22, 18 *zéigȩn nach*, 35, 15 *des gléichȩn nit ist*, GM 3721 *ein sólchȩn marckólffen*, 4363 *zů kirchȩn mit*, 5331 *dichtȩn nach*, LN 89 *und mögȩn nit*, 613 *uff érdȩn nichtz*, 1193 *des bétlȩn nit schámen* (?), 1307 *den franzósȩn nit*, 2741 *weder sitzȩn noch gón*, 3110 *die kátzȩn mit müsen*, 4511 *uff érdȩn mein.* vielleicht ist auch hierher zu rechnen NB 3,14 = SZ 22, 28 = 93, 2 (und *wissȩn[dt] nit wás die rů'ben gélten*, obgleich auch möglich ist *und wissendt nit was dịȩ rů'ben gélten*; ferner NB 3, 14 *wir áchtȩn[dt] nit.*

c) es folgen zwei silben auf nasal, die eine enthält den artikel oder das pronomen personale GM 759 *die fürsten dés in dȩn órden*, BF 21, 59 *sálbȩn den dótten*, LN 1157 *bráchtȩn den gláuben*, (abs. 3) BF 12, 21 *ùnd die schäff von dȩn geisen bándt*, 16, 24 *ob mán ịn wörmt óder zártet schón* (bei P. falsch scandiert), GM 1484 *danck gót das sý nun dȩn spiégel eigt* (wenn man nicht vorzieht *dass nún den spiegel*), 1188 *got géb in dȩn ritten in den sáck.*

4. die beiden silben stehn in einem fremdwort oder eigennamen, vgl. Zarncke NS s. 291.

Mustert man nach diesen abzügen noch einmal P.s material durch, so schrumpfen die fälle von zweisilbiger senkung sehr zusammen, und es bleiben beispielsweise aus abs. 1 von den 132 von P. gezählten fällen zweisilbiger senkung noch 11 übrig. davon erledigt sich leicht NB 5, 45 durch die lesung *Und wi/sten dich noch vil bafs zů léren.* ebenso BF 9, 58 *Schánden, leiden, dạs kind gebéren*, SZ 46, 30 *so réd[en] wir dánn.* NB 90, 44 wird man *zů tütsch* für *zů tütschen* zu lesen haben. ferner sind, wenn man P. darin recht gibt, dass die schwebende oder versetzte betonung für Murner zuzugestehn sei, ganz unanstöfsig : GM 4675 *Hoffierȩn, sprechén : frow dás nempt ir*, MS 596 *Wo ich nit wil bietén welsch figen*, 1076 *Yetz můofs mans in küblén dar trágen*, BF 17, 54 *Das sịȩ hielten só grossén gedúlt* (oder *das sie hieltén*

so grössen gędült), 3471 *So ich nackènd wurd vör dir stön*[1]. nicht ohne weiteres erledigen sich einzig und allein NB 54, 4 *in eigner persón zûn närren stán*, wo aber doch vielleicht nicht zufällig am schluss des vorausgehenden verses ein auf nasal ausgehendes wort (*dran*) steht, und GM 1540 *darumb verwundren sol sich nieman*, wo man auf verschiedene weise abhelfen könnte[2]. in den andern abteilungen ist freilich der rest etwas gröfser, und ich bezweifle überdies, dass P. alle fälle zweisilbiger senkung zusammengetragen hat: es ist aber auch gar nicht zu erwarten, dass sich die frage nach den bedingungen für zweisilbige senkung auf anhieb erledigen lässt; mir kam es nur darauf an, zu zeigen, dass man in ihrer beantwortung leicht erheblich weiter kommen kann, als dies in der vorliegenden arbeit geschehen ist.

Ohne diese sicherung des fundaments aber bleiben die ergebnisse des 2 capitels über die betonung, wo nach dem vorbilde der verdienstlichen dissertation von Helm Zur rhythmik der kurzen reimpaare des 16 jhs., Karlsruhe 1895 ziffernmäfsig festgestellt wird, wie oft auf der 1. 2. usw. hebung verletzung des wort- oder satzaccentes statt hat, äufserst problematisch. für tiefere metrische einsichten ist überdies die Helm-Poppsche methode zu grob mechanisch, schon weil sie nur mit der alternative betont oder unbetont, nicht aber mit den feineren abstufungen der betonung rechnet.

Jena, 12 august 1899. VICTOR MICHELS.

Die vorläufer der modernen novelle im achtzehnten jahrhundert. ein beitrag zur vergleichenden litteraturgeschichte von R. FÜRST. Halle a. S., Niemeyer, 1897. 240 ss. 8°. — 6 m.

Die entwicklungsgeschichte der kurzen prosaerzählung im 18 jh., die Goethe übernahm und zur modernen novelle gestaltete, ist das thema dieses buches. die frühen novellen Goethes wie seine theorie dieser art der erzählung bilden den ausgangs- und endpunct desselben und haben wol auch die anregung dazu gegeben. 'überblickt man', sagt Scherer, 'die ganze gruppe Goethischer novellen, so geht auch er (wie die prosaische erzählung überhaupt) von spukgeschichten und märchen zur auffassung des würklichen lebens über'. dazwischen liegen die moralischen erzählungen, und damit ist der stoffkreis der novellistik des 18 jhs., besser gesagt: ihrer vorläufer umschrieben. diese alten formen der kurzen prosaerzählung, die in Goethes, Tiecks und Kleists novellendichtung noch kenntlich sind, verfolgt F. in ihrer entstehung und ihren mannigfachen wandlungen, bis er bei den romantikern halt macht. in drei abschnitten behandelt er die typen des übernatürlichen, des moralischen und revolutionär-

[1] von rechts wegen dürfen, um zweisilbige senkung zu erweisen, nur verse von mehr als 8 bei männlichem, mehr als 9 silben bei weiblichem reim in betracht gezogen werden. P. ist darin nicht consequent verfahren.

[2] oder gestattet sich Murner bei wörtern wie *nieman* die barbarei, die reimsilbe als senkung zu behandeln?

würklichen iu einer langen reihe von erzählungen der französischen, englischen und deutschen litteratur.

Dieser grofsen revue geht ein capitel voraus, in dem der verf. die entstehung und entwicklung der form der kurzen prosaerzählung skizziert und zeigen will, dass die kürze eine innere eigenschaft derselben ist. er beginnt damit, die novellensammlungen des mittelalters, des Boccaccio usw., aus dem gebiete seiner untersuchungen zu verweisen; nicht wegen der stoffenge, sondern wegen ihres internationalen zusammenhangs. sie entsprechen, nach der ansicht des verf.s, den anforderungen der modernen richtung nicht; diese verlangen vielmehr eine individuelle erfindung, die darstellung eines neuen, noch nicht gehörten falles, der sich den neigungen der individualität des leserkreises, social oder national gedacht, anzupassen im stande ist (s. 4). an die stelle des nacherzählers müsse der erfinder treten, der seine erzählung aus dem würklichen leben schöpft. das geburtsland der modernen novelle ist demnach Spanien und ihr begründer Cervantes. von da führt sie der verf. nach Frankreich, wo sie den schäferroman vernichtet. eine volkstümliche deutsche prosa, die sich in knapper form mit dem täglichen leben beschäftigte, bildete sich an der übersetzung der französischen 'contes', der spanischen 'novelas', der 'characters' der englischen wochenschriften heran. die letztere brachte zur selbständigen geltung Wieland, Lenz und hauptsächlich Sturz.

Wenn die spanische würklichkeitserzählung der ausgangspunct der modernen novelle ist, so verlor sich zunächst ihre spur völlig in den 'Contes de fées', die durch lange zeit die form der kurzen prosaerzählung ausschliefslich beherschten. F. zeigt uns ihren kreislauf, mit Perraults märchen in der kinderstube anhebend und von Mme de Beaumont nach 70 jahren dorthin zurückgeführt. dann folgt die derbe travestie der feenmärchen durch Crébillon fils, das 'conte licencieux' und orientalische geschichten, die viele motive aus den alten italienischen novellen entnommen haben. das erste feenmärchen in Deutschland, Wielands Don Sylvio, trägt bereits den satirischen zug an sich. hier begleiten uns überall reichliche quellennachweise des verf.s. die motive werden auf ihren ursprung zurückgeführt, die übersetzungen mit dem originale verglichen und die feenmärchen der bühne nicht vergessen. Musaeus erhält eine ausführliche charakteristik. während das deutsche märchen sich nur schwer von seinem vorbild zu trennen vermochte, ist die englische prosa von dem einflusse des französischen conte beinahe unberührt geblieben. hier jedoch nimmt das übernatürliche, das vor, während und nach der herschaft der moralischen erzählung eingedrungen ist, eine eigenartige entwicklung, die zu zwei höhepuncten der litteratur führt, der satirischen wundergeschichte Swifts und dem romantischen spuk Walpoles. England, das in diesem abschnitt

au letzter stelle steht, eröffnet den nächsten, der die neue gattung der moralischen erzählung behandelt (s. 102 ff). der verf. muss dabei an die entstehung der kurzen prosa (s. 20 ff) anknüpfen, die in den wochenschriften die keime der spätern moralischen romane enthält; was er besser im zusammenhange gegeben hätte. dann erschienen, wie ich gleich hier bei der summarischen inhaltsübersicht bemerken will, Addison und Steele als vorläufer der modernen novelle; und entsprechend der anlage des buchs und der absicht des verf.s müsten sie die stelle von Richardson, Fielding und Smollett einnehmen, die umfangreiche romane ('novels') schrieben, denen die kurze prosaerzählung nur motive und tendenz verdankte. denn den kräftigen anstofs zur betrachtung des würklichen lebens haben schon jene gegeben, zugleich aber stehn sie in der form und technik der novelle näher. sie lieferten die einzelnen fälle bürgerlicher existenz, aus denen Richardson und die andern gruppen bildeten, das material, aus dem sie die labyrinthe ihrer romane bauten. Smolletts theorie der erzählung (s. 104) dh. des romans ist natürlich weit entfernt von dem wesen der novelle, die Goethe schuf, indem er sie zu ihrem ausgangspuncte zurückführte.

Die wurzeln der moralischen erzählung reichen wol in die philosophischen schriften John Lockes und David Humes zurück. ihre bedeutung für die entwicklung der gattung lag in der wahl des stoffes aus der würklichen uns umgebenden welt und in der psychologischen vertiefung in die menschliche natur. trotz dem englischen ursprung dieser beiden eigentümlichkeiten der prosaerzählung fanden wir, was deren form betrifft, in England kaum eine entsprechung für Goethes moralische novelle in den Unterhaltungen deutscher ausgewanderten, eher noch in den Contes moraux, deren begründer und hauptsächlichster vertreter Marmontel gewesen ist. F. gibt uns eine skizze seines lebens, einen überblick über seine contes und die der zahlreichen nachahmer (s. 108 ff) und sieht ihre aufgabe, die sie nur zum schein in die hand genommen haben, würklich erfüllt von Voltaires Contes philosophiques (s. 121 ff), so in Candide, L'ingénu ua., die doch als grofs angelegte zeit- und culturbilder von der eigentlichen novelle sich wider entfernen. sie wurden übersetzt, aber nicht nachgeahmt, während den verdeutschten contes moraux alsbald 'Moralische erzählungen im geschmack Marmontels' von Sophie Laroche folgten (s. 129 ff). F. analysiert ihre schriften in erschöpfender weise und knüpft den fortschritt der moralischen erzählungen durch aufnahme eines socialen zugs an den namen August Lafontaines, den er gegen WSchlegel in schutz nimmt. revolutionäre ideen, noch ziemlich harmlos, tauchen auf. die erste wendet sich gegen das starre gesetz, das dem verbrecher nicht in die seele sieht. so zweigt sich von den moralischen erzählungen eine gruppe ab, die criminalgeschichten (s. 143 ff), deren

bedeutendste Schillers Verbrecher aus infamie ist. durch ihr bestreben, den innern menschen zu erfassen, bilden sie — nach einer skizze des deutschen conte licencieux Langbeins und der Straufsfedern, das F. schwank nennt — den übergang zum IV abschnitt: Revolution und realismus (s. 163 ff). die umwertung der moralbegriffe durch den politischen umsturz führt zur entdeckung einer neuen welt: der innern des menschen. Diderot ist der führer. ihm folgt auf eigenen pfaden Restif de la Bretonne 'wie der vertreter einer andern welt' (s. 169 ff). in Deutschland führte der kampf gegen die oberflächliche moralgeschichte zunächst zur abkehr vom täglichen leben, beeinflusst von Goethes Götz, der eine altdeutsche renaissance hervorrief. allein die socialen bestrebungen der gegenwart erfüllten die romantischen erzählungen aus der ritterzeit: hass gegen geistlichkeit und klöster und verfechtung der gleichheit aller stände (s. 177). von der dialogform gibt F. eine ansprechende erklärung und führt die lange reihe der erzähler vor, die die romantik allmählich in verruf bringen. das 3 cap. des letzten abschnitts (s. 189 ff) endlich macht uns mit der 'modernen novelle' Goethes, Tiecks und Kleists bekannt, und es zeigt sich, dass sie mit den alten formen der prosaerzählung eng zusammenhängt, allerdings nur äufserlich. das schlusswort (s. 211) erhalten die englischen erzähler vor Walter Scott, die besser weggeblieben wären und von denen ich nur Mrs. Inchbald nenne, deren namen s. 214 und im index verdruckt ist (Juchbald).

F.s buch gibt mehr und auch weniger als der titel besagt: er behandelt nicht blofs die vorläufer der modernen novelle im 18 jh., sondern alle gattungen der kurzen prosaerzählung; so das märchen, das, ein product der einbildungskraft, welche 'keine pläne macht, sich keinen weg vornimmt, sondern von ihren eigenen flügeln getragen die wunderlichsten bahnen beschreibt', von Goethe der novelle als besondre gattung nachdrücklich gegenübergestellt wird. diese soll verarbeiten, was würklich geschehen ist; sie berührt sich mit jenem weder im stoff noch in der technik. die kunstregeln, die Goethe für die novelle aufstellt, schliefsen das übernatürliche völlig aus, das deshalb als vorläufer der novelle nicht gelten kann. aber auch F.s eigene definition der modernen novelle als würklichkeitserzählung, die frei erfunden und aus der gegenwart geschöpft ist, steht ihm überall im wege. sie passt weder auf die kurze erzählung des 18 jhs. noch auf die novelle unsrer zeit. Goethe verlangt wol von der novelle, dass ihr stoff der würklichen welt entnommen werde, nicht aber der gegenwart, und die forderung der freien erfindung, 'des unerhörten falles' weist er ab. F. citiert (s. 1) aus den Unterhaltungen deutscher ausgewanderten Goethes worte, die die neue erzählung theoretisch einführen; doch finden sich an demselben orte andre, die er hätte mit heranziehen sollen, um Goethes mei-

nung klarer auszudrücken. von dem märchen sprach ich schon (Hempel 16, 102). die novelle vom jungen Ferdinand wird durch die bemerkung eingeleitet (aao. s. 83), dass diese familiengemälde einander alle so gleich sehen, '*und wir haben fast alle Verhältnisse derselben schon gut bearbeitet auf den Theatern gesehen*'. indessen will er die geschichte doch erzählen, '*die nur durch eine genaue Darstellung dessen, was in den Gemüthern vorging, neu und interessant werden dürfte*'. hier sehen wir deutlich : die forderungen der neuen zeit liegen durchaus nicht in der neuheit des stoffes, nicht in der freien erfindung, sondern die individuelle behandlung überlieferten stoffes zeigt sich in der geschmacksrichtung, der lebenserfahrung, der erzählungskunst und der vertieften psychologischen analyse. so hat Goethe des öftern stoffe, die vor ihm behandelt wurden, wider erzählt, und dasselbe tun die novellisten unsrer tage. gibt es überhaupt noch unerhörte fälle? von seiner definition der modernen novelle ausgehend, schiebt F. den meister und das ewige muster der novelle, Boccaccio, zur seite. er stellt an den ausgangspunct ihrer entwicklung die moralischen novellen des Cervantes; hier ist die freie erfindung, dort nachdichtung, hier das würkliche nationale leben, dort internationale stoffe. dass Boccaccios erzählungen weniger national seien als die des Cervantes, lässt sich doch kaum behaupten. ist nicht die fülle realistischen details in den novellen des italienischen meisters eine quelle der culturgeschichte seiner zeit? seine stoffe sind freilich aus internationalen quellen entnommen : das wissen wir, nicht jene, für die Boccaccio schrieb. sie lasen nicht die französischen fabliaux, die wir mit den italienischen erzählungen vergleichen. es war doch nicht wie zu Goethes zeit, wo die originale in jedermanns händen sein konnten, wo man die stoffe vom theater kannte. den lesern des Boccaccio waren die novellen neu und aus dem nationalen leben geschöpft. aus demselben grunde müste F. aus der reihe der vorläufer der modernen novelle Lafontaine ausscheiden, dessen Contes vielfach erneuerung der alten Cent nouvelles nouvelles sind. die feenmärchen in Deutschland, die aus dem französischen und in letzter linie aus dem oriente stammen, sind im grunde ebenso international. aber handelt es sich hier überhaupt um den stoff? Boccaccios verdienst ist, dass er eben aus dem fabliau die novelle schuf und diese kunstform zugleich auf eine unerreichte höhe brachte. ganz verkehrt ist es, bei der betrachtung der entstehung der novelle von Boccaccio abzusehen, von dem ganz allein wir lernen können, was das wahre wesen der novelle ausmacht. spräche F. blofs von den prosaikern des 18 jhs. und hätte er nicht die novellen des Cervantes aus rein stofflichen gründen an die spitze der entwicklung gestellt, so müste er dennoch bei der beurteilung der novellen Goethes auf Boccaccio zurückgreifen. keinem seiner vorgänger im 18 jh. und darüber hinaus ist Goethe

5*

in bezug auf die innere form, die technik, die erzählungskunst der novelle so tief verpflichtet wie dem alten Boccaz. alles was zwischen diesen meistern ligt war irrweg, die alte kunst war verloren und kam auf langem umweg zu Goethe zurück.

Von den kurzen geschichten in den Unterhaltungen deutscher ausgewanderten entspricht keine der forderung der neuheit, die F. für die moderne novelle beansprucht; am allerwenigsten jene, der die oft citierte stelle, in welcher Goethe die erzählungslitteratur vor ihm verurteilt und eine norm für die künftige aufstellt, als einleitung vorausgeht. F. hätte die Goethischen worte mit der erzählung, auf die sie gemünzt sind, in beziehung zu setzen nicht unterlassen sollen : sie erscheinen bei ihm aus ihrem zusammenhange losgelöst. der geistliche hausfreund erklärt sich bereit, eine geschichte zu erzählen; doch die baronesse verlangt, es möge keine von der art sein, welche sie nicht liebt. ihre kritik trifft die ganze gruppe der modeerzählungen, wo auf leichtsinnige weise die neugierde des lesers erregt und seine aufmerksamkeit nur durch seltsame kunstgriffe wach erhalten wird. sie lässt die wahl des stoffes vollkommen frei, denn ihr ästhetisches interesse haftet an der charakteristik der personen, der entwicklung der handlung, der sprache, kurz an der künstlerischen formung des stoffes weit mehr als an diesem selbst. ihre hohen und strengen forderungen setzen den erzähler in verlegenheit; die geschichte, die er vorzubringen im begriffe stand, muss er nun aufgeben, *'und ich weiſs wirklich nicht'*, fährt er fort, *'ob ich mich in der Eile vergreife, wenn ich eine alte Geschichte, an die ich aber immer mit einiger Vorliebe gedacht habe, sogleich aus dem Stegreife vorzutragen anfange'*. es ist die novelle vom Ehrlichen procurator, die den Cent nouvelles nouvelles entstammt und bei Goethe die modernste richtung der prosaerzählung inauguriert. die baronesse stellt ein programm auf, welches das vorhandene entschieden ablehnend etwas neues fordert, und erhält eine geschichte, die in der blütezeit der novellistik erzählt wurde. deutlicher konnte Goethe seinen zusammenhang mit den alten meistern nicht bekunden.

F.s bemerkungen über diese novelle, die schon ihrer äuſsern stellung nach beachtung verdient, sind äuſserst dürftig; er nennt sie einen schwank und berichtet, dass Goethe sie aus dem Boccaz entlehnt zu haben glaubte. er rechnet es Goethe als verdienst an, dass die heldin seiner geschichte vor dem falle bewahrt bleibt und dass die lösung das sittliche gefühl nicht verletzt. doch sein lob gilt der quelle, an die sich Goethe im ganzen verlauf der begebenheiten eng anschliefst und mit der er zum teil wörtlich übereinstimmt. eine genaue vergleichung beider vorzunehmen, ist hier nicht am platze; es mag genügen, auf die quellenuntersuchung hinzuweisen, welche MHerrmann Vjschr. 3, 22ff geliefert hat : danach hat Goethe zweifellos die fassung der Cent

nouv. nouv. direct benutzt und sich vielfach auch bis in einzelne wendungen und geringe details hinein an sie angeschlossen[1].

Daraus mögen wir zugleich entnehmen, dass der erzähler, wie genau er auch dem originale folgt, beflissen ist, dem wunsche der baronesse rechnung tragend den ton der guten gesellschaft zu wahren. darauf beschränken sich dann auch zumeist die änderungen, die Goethe an der alten geschichte vornimmt. die gesellschaft, für die er erzählt, hat sich verfeinert, so ihre begriffe, ihre sprache und künstlerischen ansprüche. wenn Goethe eine lange rede des kaufmanns an seine frau durch die einsprache der letztern zum lebendigern dialog gestaltet, hier und da durch einen psychologischen zug, den er beinahe unvermerkt anbringt, die wahrheit der gestalt bekräftigt, oder zum schluss seiner erzählung mit wenigen strichen einen bedeutenden ausblick eröffnet, '*dem Leser den stillen Reiz hinterlassend, weiter nachzudenken*'; dann hat er die alte novelle unserem modernen geschmacke genähert, aber ihr wesen nicht modificiert. Schiller, dem Goethe die geschichte erzählt hatte, bevor er sie niederschrieb, war beim empfange des ms. besonders über die 'entwicklung' erfreut, bei der Goethe das original verlassen habe. gemeint ist natürlich nicht die aufsteigende entwicklung, sondern die entwirrung (dénouement), die handlung zwischen der peripetie und der katastrophe. doch auch hierin weicht Goethe ebensowenig wie in andern teilen der erzählung von den Cent nouv. nouv. ab. der wörtlichen übereinstimmungen sind zu viele, als dass man annehmen könnte, Goethe habe würklich, wie Schiller annimmt, seine quelle verlassen und sich in seiner eignen erfindung mit den Cent. nouv. nouv. begegnet. Goethe erneuert die alte novelle, wie es viele vor ihm getan haben; das merkwürdige aber ist, dass er sie den novellen seiner zeit als eine neue art gegenüberstellt, die für die zukunft zu gelten habe. Goethe ist auch der erste gewesen, der für seine eigne production daraus gelernt hat. im unmittelbaren anschluss an die alte erzählung gibt er eine neue, eine parallelgeschichte, die denselben moralischen grundgedanken nunmehr nach dem wunsche seiner zuhörer in einem einheimischen familiengemälde entwickelt, die aber zugleich nach denselben gesetzen geformt ist. von diesem gesichtspunct hätte F. die entstehung der modernen novelle betrachten müssen, und wenn er sich nicht ausschliefslich vom stofflichen interesse hätte leiten lassen, würde er wol in den einleitenden worten Goethes zu der geschichte von Ferdinand den richtigen fingerzeig erhalten haben, in welcher richtung die definition der no-

[1] schon bei Guhrauer Wiener jahrbb. d. litt. (1846), bd 116, anzeigebl. s. 81 hätte F. lesen können: seine (Goethes) erzählung stimmt von anfang bis zu ende so ganz mit dem altfranzösischen original überein ...., dass der Procurator weniger den namen einer bearbeitung als einer freien übersetzung verdient.

velle zu suchen ist, oder vielleicht gar die definition selbst gefunden haben. sie lauten : '*Ich übergehe mancherlei Scenen, die in seiner Jugend vorfielen, und erzähle nur eine Begebenheit, die seinen ganzen Charakter ins Licht setzt und in seinem Leben eine entschiedene Epoche machte*'. darin ligt das wahre wesen der novelle, dessen erkenntnis Goethe durch die alten meister vermittelt wurde. man denke nur an des alten Boccaz novelle vom Falken.

Wien. B. Hoenig.

Deutsche einflüsse auf die anfänge der böhmischen romantik. mit einem anhang : Kollár in Jena und beim Wartburgfest. von dr Matthias Murko. Graz, Styria, 1897. xii und 373 ss. — 5 m.

Der verf. gibt selbst in der vorrede (s. vi) zu, dass der titel seines werkes etwas schwerfällig und zu wenig umfassend sei. in der tat, man würde kaum daraus genau ersehen, um was es sich hier eigentlich handle. darüber werden wir durch das vorwort, in welchem erörtert wird, wie das werk entstanden ist, belehrt. dem verf. handelt es sich da vor allem um den einfluss der spätern deutschen romantik auf die sogenannte patriotische dichterschule in Böhmen, welcher er auch den namen 'romantisch' beilegen möchte. eigentlich bildet dieses werk nur den anfang einer serie von untersuchungen, die den gesamttitel 'Deutsche einflüsse auf die anfänge der slavischen romantik' führen sollen. ursprünglich wollte nämlich M. die deutschen einflüsse auf Stanko Vraz, den bedeutendsten dichter des Illyrismus, aufdecken. da zeigte es sich, dass bei ihm die indirecten einflüsse, die einflüsse der nordslavischen, speciell böhmischen romantik vor allem in betracht hätten kommen müssen. das führte den verf. einerseits notwendigerweise zur böhmischen litteratur, anderseits brachte es so manche unebenheit und ungleichheit in der anordnung des stoffes mit sich.

Bei den engen berührungen der Böhmen und Deutschen auf allen gebieten des geistigen lebens wird man schon von vornherein einflüsse der deutschen litteratur auf die böhmische zugeben können. vielfach sind sie auch schon nachgewiesen worden. für uns kommt hier im besondern eine arbeit von Jaroslav Vlček in betracht (Prouf novočeská škola básnická — Die erste neuböhmische dichterschule, Prag 1896), weil sie jene dichterschule in der neuböhmischen litteratur betrifft, welche der speciell von M. behandelten unmittelbar vorhergieng. es war dies das von dem deutschen oder besser von dem französisch-deutsch-polnischen arkadiertum beeinflusste böhmische rococo mit Ant. Puchmayer an der spitze.

In M.s vorliegender arbeit wird namentlich die darauf folgende sog. patriotische dichterschule eingehender behandelt. worin sieht nun M. hier hauptsächlich den deutschen einfluss oder

den einfluss der deutschen romantik? er muss zwar auf s. 60 zugeben, dass es wol immer in Böhmen leute gegeben hätte, welche die goldenen alten zeiten lobten, aber seit dem aussterben des heidentums hätte es keine solchen gegeben, die ihre heidnischen vorfahren in dem rosigsten licht darstellen und die christianisierung ihres volkes mehr oder minder bedauern würden. auch hätte es in Böhmen patrioten nach den jeweiligen begriffen gegeben, aber selbst den erleuchtetsten und volkstümlichsten männern wäre es nie eingefallen, das ganze geistige leben auf die traditionen ihres volkes in seinen untersten schichten aufzubauen, aus allen seinen erzeugnissen, auch aus solchen, in denen viel aberglaube vorkommt, einen kanon für die kunst zu machen. diese verehrung der alten götter, die man sich zum grofsen teile erst schaffen muste, und die heilige scheu vor dem gesamten volkstum hätte man von der deutschen romantik gelernt, welche schon das wort 'volk' mit frommem schauer aussprach, und von ihrem vorläufer Herder. man könne ruhig sagen, dass die keime, von denen diese befruchtet wurden, in geringem mafse direct nach Böhmen verpflanzt wurden, denn von den litterarischen triebkräften übten nur Ossian und Rousseaus evangelium der rückkehr zur natur ihren einfluss.

Man wird mit diesen ansichten im allgemeinen übereinstimmen müssen, zumal sich dafür aus der böhm. litteratur schlagende beweise anführen lassen. am deutlichsten lässt sich der einfluss der deutschen romantik bei dem hauptrepräsentanten dieser dichterschule, bei Čelakovský verfolgen, da wir neben seinen werken im sinne der romantik auch eine ausführlichere correspondenz von ihm besitzen, in welcher man zumeist genau verzeichnet findet, welche werke er las, wie sie ihm gefielen, auf ihn würkten usw. Murko hat daher mit recht diese correspondenz in hervorragender weise berücksichtigt (s. 56—115). es kommen hier natürlich auch Čelakovskýs freunde in betracht. reflexe des romantismus können wir auch noch bei Šafařík in seinen jugendwerken beobachten (s. 129—192). gar zu stiefmütterlich ist Palacký als vaterländischer historiker, organisator der nationalen arbeit und politiker (s. 115—126) behandelt worden, während man es sonst beobachten kann, dass sich der verfasser nicht immer streng an sein thema hält. jetzt, nachdem seit dem heurigen jahre so zahlreiche jubiläumsschriften über ihn vorliegen, würde das capitel gewis reichhaltiger ausfallen. vom eigentlichen romantismus finden wir bei Palacký freilich wenig. ganz anders verhält es sich wider mit Kollár (s. 192—274), dem sich während seiner studien in Jena (1817—1819), wo Luden, Fries, Oken uaa. würkten, eine ganz neue welt eröffnete, was natürlich für seine dichterische laufbahn nicht ohne folgen blieb. am meisten interessiert uns hier Murkos nachweis, dass Kollár, in seiner 'Slávy dcera' (tochter der göttin Sláva) das ganze capitel Herders über die Slaven (Ideen

zur philosophie der geschichte der menschheit. IV teil, Riga u. Leipzig 1791, 4 cap., 3, 32—36) nebst anderen hierher gehörigen stellen umgedichtet hat. Herder gab aber nicht blofs die anregung zu den vielen archäologischen sonetten, sondern wir finden in der Slávy dcera (und ebenso in anderen werken Kollárs) vielfach auch seine leitenden ideen selbst, insbesondere ist es die idee der humanität, die übrigens auch bei Palacký eine grofse rolle spielt.

Ueberaus anregend ist in der vorliegenden schrift auch das capitel über Hanka und die Königinhofer und Grünberger handschrift (s. 33—52). es wird hier die ideenwelt, aus welcher diese modernen producte hervorgegangen sind, analysiert, wobei Murko namentlich hervorhebt, dass sich in der Königinhofer handschrift sehr viel rittertum und minnesang vorfindet und dass speciell die alten Inder (nicht blofs die Indianer der Chateaubriandschen Atala in Jungmanns übersetzung), welche ebenfalls die deutsche romantik modern gemacht hatte, das modell zu dem curiosen cermoniell in Libušas gericht (der Grünberger hs.) waren.

So hat M. unsere kenntnis der böhmischen litteratur bereichert und einen noch innigeren zusammenhang zwischen der deutschen und der böhmischen litteratur, als man ihn bis jetzt anzunehmen geneigt war, aufgedeckt. ab und zu schiefst er freilich auch übers ziel, so zb. wenn er zum schlusse kommt (s. 275), dass das hauptverdienst an der widergeburt des böhmischen volkes deutschen einflüssen, speciell aber der romantik und ihrem vorläufer Herder zu verdanken sei. denn man kann hier zum mindesten streiten, da es ja doch eine ganze reihe von factoren gab, welche diese widergeburt oder überhaupt dieses erstarken des litterarischen (und geistigen) lebens herbeigeführt haben. dass unter diesen in erster reihe die durch die reformen Josephs II bewürkte lockerung der geistigen fesseln, unter welchen früher das volk schmachtete, anzuführen ist, darüber kann nicht mehr gestritten werden.

Als einen anhang zu seinem werke hat M. auch einen teil aus der autobiographie Kollárs in deutscher übersetzung (s. 293 bis 362) unter dem titel: 'Kollár in Jena und beim Wartburgfest' beigegeben. hier wird das leben auf den deutschen hochschulen, insbesondere in Jena, geschildert. weiter schreibt uns Kollár hier über einige professoren daselbst, so über Luden, LOken, JFFries, wie er auch mit Goethe bekannt wurde und schliefslich über das Wartburgfest.

Wien. W. VONDRÁK.

Michael Albert. sein leben und dichten. von Adolf Schullerus. Hermannstadt, WKrafft, 1898. 206 ss. 8°. — 3 m.

Selbst guten kennern neuester litteratur wird der name Michael Albert fremd in die ohren klingen; und doch gilt er einem deutschen stamm, den Siebenbürger Sachsen, als der seines bedeutendsten dichters. in der nähe von Schässburg wurde Albert als sohn behäbiger bauersleute geboren, die den ältesten die vornehme laufbahn des gymnasiallehrers einschlagen liefsen, welche dortzulande wol gerne zu einer pfarre, ja gar zur bischofswürde führt; indes blieb Albert bis an seinen tod, 1893, professor in Schässburg, in ungetrübtem stilleben, ja abgesehen von den studentenjahren in Jena und Berlin kaum einmal den bannkreis der heimat verlassend. die dichtkunst, zuerst die lyrik, später die novellistik, zuletzt die hohe tragödie, brachte auch keine aufreguug in dieses ruhige daseiu, wie ihr ruhm auch nicht über die siebenbürgischen grenzgebirge drang. und dennoch wird nicht leicht ein leser das lebensbild des trefflichen gymnasiallehrers und dichters teilnahmslos aus der hand legen, denn neben und über diesem gemütlichen bild enthält Schullerus büchlein die anziehendste schilderung 'sächsischen' geisteslebens.

Selten passt das wort 'sprachinsel' so völlig, wie auf das Sachsenländchen, dessen 200000 deutsche bewohner so meileufern von allen volksgenossen getrennt sind. wie auf gewissen landfernen inseln tierisches und pflanzliches leben ganz eigenartige, seltsam altertümliche formen zeigt, so mutet auch bei diesen Sachsen vieles ganz seltsam altfränkisch an. dieser volkssplitter muste, weun er nur irgend erhalten bleiben wollte, alle kraft in einem zähen verharren suchen; jahrhunderte währt die verteidigung gegen national und culturell grundverschiedene nachbarn. von haus aus bauern bildeten die Sachsen ihre starre bauernnatur zur höchsten potenz aus; auch in den kleinen städten — die übrigens weniger widerstandsfähig sind — ist der bäuerliche geist noch erkenubar. der kampf ist dort ein anderer als an der grofsen sprachgrenze; von einem rückhalt an der übrigen volksmasse, gar von einer sehnsucht, im allgemeinen aufzugehn, kann nicht die rede sein. der bewohner des königsbodens fühlt sich als 'Sachse', nicht als Deutscher; will er schriftsprache und dialekt scheiden, so spricht er von 'deutsch' schlechtweg und 'sächsisch'. diese beschränkung auf den engen stammbezirk, die man nicht engherzig nennen darf, denn sie ist von harter not geboten, kennzeichnet die besten sächsischen schriftsteller, vor allen Schullerus jede sächsische schrift, sei sie welchen inhalts immer, ist mitbestimmt von dem allbeherscheuden gedanken, sächsische eigenart zu fördern uud zu stützen. so auch die vorliegende schrift, wo den Sachsen — ihnen in erster linie — ihr lieblingsdichter und die entwicklung neuerer sächsischer dichtung überhaupt gezeigt werden soll. der wunsch ist allerdings schwer zu

unterdrücken, dass der verfasser doch wenigstens in den ausdrücken rücksicht auch auf den fremden leser hätte nehmen sollen, dem worte wie 'hattert' (gemeindegebiet) oder 'hann' (schultheifs) unverständlich sind.

Es widerspricht dem sächsischen sondergeist nicht, dass die gebildete sächsische jugend einen starken zug nach dem Deutschen reiche verspürt. hier würkt vor allem das confessionelle moment; dem Sachsen ist die evangelische landeskirche mit eine hauptstütze seiner existenz, die namen Luther, Hutten und Honterus (der landesreformator) klingen ihm sehr lebendig. noch ist der pastor, der 'herr vater', unbedingtes haupt der dorfgemeinde, ist der landesbischof der führer der nation. noch stehn trotz mancher erschütterungen in innigem zusammenhange mit der kirche die gelehrtenschulen des landes, die evangelischen gymnasien, welche bei dem mangel einer sächsischen universität eine weit wichtigere rolle als anderswo spielen, gemahnend in manchem an die einstigen humanistengymnasien. von hier geht eine rastlose wissenschaftliche durchforschung des landes aus, von hier zumeist die spärliche schöne litteratur — künstlerisches schaffen gilt den Sachsen nicht gerade viel; Albert wuste davon ein lied zu singen. bedenkt man die abgelegene lage, den geringen verkehr, die wesentlich auf ackerbau und hausindustrie gestellten erwerbsverhältnisse, so mag dies zusammengehalten mit den eigentümlichen formen geistigen lebens in manchem stark an kleinstädtisches deutsches leben im 18 jh. erinnern, freilich mit manchem befremdenden einschlag aus dem modernen leben und aus der halborientalischen umgebung.

Wie an einem schulbeispiel zeigt dies alles Sch. an Albert, nicht als unbefangener beobachter, sondern selbst alles mitlebend. ihm ist Albert nur dort dichter, wo er ganz aus sächsischem boden emporwächst. wenn der junge lyriker sich von Heine befangen zeigt, so ist das für Sch. eine verirrung, und es bedeutet eine selbstbefreiung und eine läuterung, wenn seine dichtung sich in ziemlich althergebrachten tönen der naturschilderung zuwendet. um die novellen Alberts — die allein in ihrer kräftigen, oft recht unerfreulichen schilderung sächsischen lebens der gegenwart modern anmuten — recht verständlich zu machen, entrollt der kritiker das ganze bild der heimatlichen geistesentwicklung seit den fünfziger jahren, mit ihr auch einen kurzen abriss der gleichzeitigen litteratur. wie Albert immer mehr und mehr mit dem lande verwächst, wie er alle kämpfe inniger und inniger mitfühlt, das wird uns mit unendlicher treue und sorgfalt geschildert. am höchsten stellt Sch. aber — der fremde leser wird ihm hierin wol selten folgen — die dramatische tätigkeit Alberts. dieser schrieb vier dramen, durchaus iambentragödien hohen stils. ein jugendstück 'Karl XII' fiel gänzlich ab; ihm liefs nach langer pause Albert zwei localhistorische dramen 'Die Flandrer am Alt'

und 'Harteneck', endlich einen 'Ulrich von Hutten' folgen. nach Sch. war der miserfolg des Karl XII für Albert ein glück : 'so ward er mit seiner poetischen kraft auch äufserlich von den allgemein der menschheitscultur angehörigen stoffen abgestofsen und in die enge und tiefe des eigenen volkslebens gedrängt; so wurde er nur ein siebenbürgisch-sächsischer dichter, aber ein echter dichter und blieb vor dem geschicke bewahrt, in der schar der 'iambentragödien dichtenden oberlehrer' aufzugehn'.

Es ist leider zu fürchten, dass fremde leser trotz allem den dichter in diese grofse schar stellen werden. diese 4 stücke sind geradezu musterbeispiele des nachschillerschen historischen architekturdramas, mit seinen monologen und massenscenen, mit seinem breiten aufbau, seiner tragischen schuld und mit seiner ganzen kälte. für Sch. freilich gilt dies nicht: in ihm, im Siebenbürger Sachsen überhaupt regen die beiden localhistorischen stücke Alberts mit den mächtigen erinnerungen, den starken anklängen an gedanken der gegenwart, dem dröhnenden nationalen pathos tiefste gefühle auf. wo aber dieses nicht aus den dichtungen selbst stammende interesse fehlt, da fühlt man die kälte, verspürt man die steife, unzulängliche technik, die mehr angedeutete als würklich gegebene charakterschilderung des dramatikers, der kaum einmal eine würkliche bühne zu gesicht bekam; da wird man auch nicht so liebevoll aus eigenem hinzutun, wie der kritiker Sch. sehr bezeichnend ist es, wie Sch. gerade auf den aufbau das gröste gewicht legt und die dramaturgischen vorschriften, die aus den dramen der classiker geschöpft sind, auf diese kaum ein jahrzehnt alten stücke anwendet; bezeichnend ist es auch, dass Sch. zum berater hierin gerade den verfasser der allerjüngsten poetik, Elster in seinen Principien der litteraturwissenschaft (1897) wählt, indes er das völlig veraltete dieser stücke nicht fühlt.

Sind sie aber auch würklich veraltet für die, für die sie geschrieben sind, die Sachsen? ist es nicht ungerecht zu fordern, dass dieselben litterarischen gesetze geltung haben sollen in den weiten deutschen gebieten, wo das deutschtum zwar nicht unbestritten aber doch ungefährdet herscht, und im äufsersten osten, wo stündlich der verzweiflungskampf mit völliger vernichtung zu enden droht? diese Sachsen fordern von ihrem dichter entweder stärkung in ihrem widerstand oder trost in ihrem kummer; ihnen muss man das recht zugestehn, ihre poeten selbst zu wählen, und wenn wir einem ihrer besten glauben dürfen, so ist ihnen Albert ein dichter, ein vates im besten sinne geworden, ein tröster und prophet.

Wien, im februar 1899. VALENTIN POLLAK.

LITTERATURNOTIZEN.

Die Sintflutsagen. untersucht von HERMANN USENER. Bonn, Fr. Cohen, 1899. VIII und 279 ss. 8°. 8 m. — die erste phase der vergleichenden mythologie ist an der rasch mechanisierten mythendeutung gescheitert. in der zweiten haben sowol die nominalistische schule Max Müllers als auch die realistische der Folkloristen wie Andrew Laug die eigentliche interpretation der mythen vorschnell überhaupt aufgegeben. es wird Useners dauerndes verdienst sein, dass er der deutung der mythen wider zu ihrem recht verholfen hat, hierbei aber den ganzen apparat des gelehrtesten philologen und den scharfsinn des geübten völkerpsychologen zu den alten werkzeugen hinzubrachte. dadurch werden seine mythologischen arbeiten, auch wo man sich nicht völlig überzeugt fühlt, so methodisch, so wichtig, so fruchtbar, so anregend.

Das neue werk stellt eine genaue untersuchung der griechischen flutsagen und ihre vergleichung einerseits mit den stammverwanten indischen, anderseits mit den stammfremden semitischen mythen — deren einfluss auf die arischen (besonders s. 253) entschieden abgelehnt wird — in den vordergrund. U. fasst die sagen von der grofsen flut ('Ergebnisse' s. 230 f) als ursprüngliche lichtmythen auf. der junge himmelsgott wird in der truhe von der flut auf den berg getragen und durch seine epiphanie auf der höhe wird er beginner und vater der menscheuwelt. zu diesem ursprünglichen bild tritt dann (s. 234 f) vermittelnd die vorstellung, die 'das aufsteigen des neugeborenen lichtes mit einer flutwelle, die den sonnenball wie mit einem ruck emporzuheben scheint, in verbindung setzte.' aus ihr entwickelte sich die idee der sintflut, die dann unter mitwürkung geographischer, local motivierter legenden (s. 246) zu dem mythus des grofsen strafgerichts umgedeutet wurde.

Glänzend erscheinen mir die nachweise über 'das götterkind in der truhe' (s. 80 f), über den tausch von tod, winter, nacht (s. 85), den ersatz der local- durch die nationalgottheiten (s. 103), das wechselverhältnis von bild und gott (s. 104), über die vielfältigkeit und mehrdeutigkeit mythischer bilder (s. 181 f), den anteil des einzelnen dichters am mythus (s. 182), die doppelung der mythischen bilder (schiff und fisch s. 184 u.). äufserst wertvoll auch speciell für die germanische mythologie sind die erwägungen über die 'novellistischen motive' (s. 139) und über einzelne mythenkreise wie die vom himmelsschatz (s. 182), von den götterträgern (s. 187), vom sitz der götter (s. 192), dem land der seligen (s. 201) und dem goldenen zeitalter (s. 202). überhaupt nimmt U. nicht nur auf germ. sagen, sondern auch auf deutsche märchen und sagen (s. 112), volkslieder (s. 238), familiennamen (s. 195) widerholt bezug. ebenso auf cultgebräuche wie den neuerdings aus anlass des Mauricius vCraun wider mehrfach behandelten schiffsumzug (s. 126 f). vor allem aber scheint mir

doch der grundgedanke wichtig : dass wir uns hüten sollen, allzu rasch sinnliche unterlagen für mythische bilder zu suchen, weil diese bald ein selbständiges leben gewinnen und behalten (s. 194). zwischen die ursprüngliche sinnliche conception und die reife mythe schiebt U. den ganzen process psychologisch-poetischer verarbeitung, und hier vor allem ist der mythologie aller völker ein neues, wichtiges arbeitsgebiet eröffnet.

Für sein hauptergebnis siebt U. (s. 262) neuen urkunden ältester flutsagen mit festem zutrauen entgegen. ein zusammenhang zwischen licht- und flutmythen, wie er ihn aufgedeckt hat, wird wol auch als dauernder gewinn zu verzeichnen sein. der schwächste punct scheint mir die vermittelung durch die wellenberge, die in der ausnutzung der Jordantaufe (s. 235) und poetischer ausdrücke in späten liedern (s. 238) die psychologische vorsicht des berühmten autors nicht immer völlig zu bewähren scheint. ob die griech. etymologien (Herakles s. 58, Deukalion s. 65) tragfähig genug sind, kann ich nicht beurteilen. aber jedesfalls ist über allgemeine probleme der mythologie wider eine so grofse flut von licht ergossen, dass wir diese epiphanie dankbar feiern, wenn selbst das götterkind in der truhe noch länger auf unsichern wellen schwanken muss. Richard M. Meyer.

Die bau- und kunstdenkmäler in den hohenzollerschen landen. im auftrage des hohenzollerschen landesausschusses bearbeitet von dr Karl Theodor Zingeler, fürstl. hohenzollerscher hofrat, und Wilhelm Friedrich Laur, architect. mit 22 lichtdrucken, 168 abbildungen im text und einer archäologischen übersichtskarte von Hohenzollern. Stuttgart, Paul Neff, 1896. xi und 304 ss. 8°. 15 m. — das officielle vorwort, das der landesausschuss von Hohenzollern dem buche mitgegeben hat, berichtet, wie die inventarisation der kunstdenkmäler in den hohenzollerschen landen wesentlich nach den grundsätzen, die Bergau für Brandenburg und Preufsen aufgestellt, erfolgt sei. demnach enthält das werk eine kurze kritische beschreibung aller in Hohenzollern vorhandenen denkmäler der bau- und bildhauerkunst, der malerei und der verschiedenen kunstgewerbe von der ältesten zeit bis auf unsre tage, soweit solche in kunst- und culturgeschichtlicher beziehung von wert sind, mögen sie im besitze des staates, einzelner communalverbände, gemeinden, corporationen, vereine oder im privatbesitze sein. der landesausschuss hat einen besondern wert darauf gelegt, 'dass das werk durch in Hohenzollern ansässige kräfte ausgearbeitet werde'.

Man muss diesen hohenzollerschen kräften das zeugnis geben, dass sie ihre sache im allgemeinen vortrefflich gemacht haben. kunstdenkmäler höchsten ranges sind überall nicht zu verzeichnen gewesen; aber für das mannigfache, mehr oder minder gute ist, soviel der fernerstehende zu sehen vermag, die höchste sorgfalt sowol in vollständiger aufzählung und angemessener, bis in kleine

einzelheiten reichender beschreibung, als besonders auch in den bildlichen beigaben verwendet worden. zeichnungen und lichtdrucke, und unter den letztern besonders die widergabe der vier Zeitblomschen bilder, die sich in dem pfarrdorf und marktflecken Bingen an der Lauchert befinden, sind vortrefflich. einzig die burgruinen und die vorgeschichtlichen befestigungen kommen etwas zu dürftig weg. ich würde zb. eine ausgeführtere notiz über die bei Weildorf vorkommenden 'trichtergruben', die auf s. 108 mit der bemerkung abgespeist werden : 'im walddistricte Maika bei Tannenburg eine gröfsere anzahl, 50—60 trichtergruben. erdfälle sollen ausgeschlossen sein', und einen lagerplan derselben, auch durchschnitt einzelner; — oder eine nähere beschreibung der bei Dietfurt gelegenen 'interessanten' wallburg (s. 207), und so noch mancher ähnlicher dinge, weit lieber gehabt haben, als die angabe über die in privatbesitz zu Weilheim befindliche 'alte Bibel' (s. 173), deren verdeutscher der herr autor des betreffenden abschnitts nicht entziffern kann und den er als *dr Johann Dieter .. rger* gibt. es handelt sich natürlich um das bekannte scheufsliche machwerk des predigermönches Johann Dietenberger. man sieht, 'die in Hohenzollern ansässigen kräfte' wissen auch nicht alles, und sie durften sich wol herablassen, über den titel und wert des buches leute zu befragen, die nicht die auszeichnung geniefsen, den oberämtern Gammertingen, Haigerloch, Hechingen oder Sigmaringen zugehörig zu sein.

Besonders angenehme zugaben zu dem werke bieten einmal die 'übersicht der in Hohenzollern erhaltenen bau- und kunstdenkmäler' auf s. 294—304, von Laur verfasst, und dann die archäologische übersichtskarte von Hohenzollern, von Zingeler bearbeitet, mit ihrer einzeichnung von römischen und vorgeschichtlichen resten.

M. Heyne.

Häufigkeitswörterbuch der deutschen sprache. festgestellt durch einen arbeitsausschuss der deutschen stenographiesysteme. herausgegeben von F. W. Kaeding. Steglitz bei Berlin, 1898. selbstverlag des herausgebers. im buchhandel zu beziehen durch ESMittler & sohn, Berlin. vi und 671 ss. 8⁰. 22,50 m. — das buch ist das ergebnis einer wahren riesenarbeit, an welcher fünf jahre hindurch 1320 personen teilgenommen haben, und welche sich über 20 millionen silben erstreckt. in erster linie muss es den stenographen nützen, die bei seiner ausarbeitung auch zu einem weit überwiegenden teile tätig gewesen sind; nur auf grund solcher ausgedehnter untersuchungen ist es möglich, verbesserungen in ihren systemen vorzuschlagen und einzuführen. dass auch die deutsche philologie ihren vorteil aus dem werke zieht, ist gern zuzugestehn, soweit es sich um sprachliche untersuchungen handelt, die mit hilfe der statistik gelöst werden müssen. und da auch die fremdwörter berücksichtigt worden sind, so bietet sich, wie der herausgeber selbst bemerkt, dem allgemeinen deutschen sprachverein dadurch

die gelegenheit festzustellen, in welchem grade das deutsche von fremdwörtern durrchsetzt ist. — besonders hervorzuheben ist der sorgfältige, schöne und klare druck, der die benutzung des buches sehr angenehm macht. M. Heyne.

Wegweiser zur deutschen litteraturgeschichte. bibliographischer grundriss für vorlesungen und zum selbststudium. I teil : Die älteste zeit bis zum 11 jh. von dr phil. J. Fath. Würzburg, Stahelsche verlags-anstalt, 1899 8°. VIII und 90 ss. 1,60 m. — über die gesichtspuncte dieser bibliographie sagt das vorwort (datiert vom august 1898), dass sie 'dem lernenden als führer dienen und den lehrer entlasten' solle, ferner, dass 'diejenigen denkmäler, welche nur für die sprachwissenschaft von bedeutung sind, weniger eingehend behandelt' wurden, endlich, dass 'jegliche beurteilung der einzelnen schriften' unterblieb, weil 'eine zusammenhängende darstellung der litterarhistorischen forschung' später folgen werde, immerhin seien durch einen stern leicht zugängliche oder mafsgebende arbeiten hervorgehoben.

Fasst man auch die einschränkung, die im ersten satze ligt, möglichst weitherzig auf, so bleibt doch nichts übrig, als die unvollständigkeit, unzuverlässigkeit, flüchtigkeit, mit der dieses buch gearbeitet ist, scharf zu verurteilen.

S. 1 ff ('gesamtdarstellungen') sind Roquette, Lindemann, Koenig genannt, nicht aber Khulls und Golthers arbeiten. unter 'erläuterungen' zu den Merseburger zaubersprüchen fehlen die aufsätze und notizen von Jessen Zs. f. d. phil. 2, 126, Wilken Germ. 21, 218, vdRecke Zs. 23, 409, Behaghel Beitr. 15, 570, Kauffmann und Gering Zs. f. d. phil. 26, 454 ff, Grienberger aao. 27, 433, Möller Allitt.-poesie 51. zum Hildebrandslied vermiss ich unter den ausgaben die textherstellungen Heinzels, Möllers, Vollmer-Hofmanns, die aufsätze und bemerkungen Scherers Zs. 26, 378, Lufts in der festgabe für Weinhold, Wilkens Germ. 24, 263, Martins Zs. f. d. phil. 24, 227, Kraus Zs. f. d. öst. gymn. 1894, 131 und besonders 1896, 316, Gross Über den Kasseler codex 1879, Jellineks Zs. 37, 20, Cosijns Tijdschrift 11, 200, ja sogar Kauffmanns aufsatz in den Philol. studien fehlt. bei De Heinrico erfährt man nichts über die mitteilungen von Priebsch im Anz. xx 207 und den Deutschen hss. in England 25. zu Otfried fehlt unter den 'quellen und vorbildern' Marold Germ. 31, 119 und Loeck Homiliensammlung des Paulus Diac., unter 'grammatik' Benrath Vocalschwankungen, Ohle Wortstellung, Bodenstein Accent der mehrsilb. präp., unter 'metrik' Saran in den Philol. stud., unter 'erklärungen und allgemeines' Schade Wissenscb. monatsbll. 7, 205, Krüger Germ. 32, 297, Jellinek Zs. 39, 56. besonders schlecht ist die Wulfilalitteratur vertreten : von Stamm-Heyne ist nur die 8 aufl. genannt. die ganze neuere forschung zum leben Wulfilas seit Krafft in Herzogs Realencycl. und Sievers Beitr. 20, 302 ist bei seite gelassen; zu der Skeireins findet man

weder die ausgabe von van der Waals noch die aufsätze von Jellinek, Beets, Marold, McKnight. von Gallées Alts. sprachdenkm. und Steinmeyers mitteilungen dazu Anz. XXII 266 keine spur. diese (wie ich ausdrücklich bemerke, von mir gelegentlich, nicht systematisch notierten) proben werden genügen.

Die unvollständigkeit ist aber nur éine äufserung der sorglosigkeit, mit der Fath überhaupt seine arbeit zum drucke gebracht hat. auf s. 2 drei druckfehler, s. 4 Sierers (f. Sievers), Seidle (f. Seidel), Bonike (f. Bonitz) usw. usw. diese flüchtigkeit war wol schon im manuscript ausgeprägt: s. 36 citiert er Stosch Zs. 3 statt 33, s. 77 figuriert das Fränk. taufgelöbnis als MSD³ LXX, das zu GKaufmanns Unterss. der quellen etc. gehörige citat steht s. 48 bei der vorausgehnden nummer (Bessel), die jahreszahlen der aufsätze Moureks zum Tatian nr 13. 14 sind falsch (die abhandlung von 1897 fehlt). die MSD³ 302 ff gebrachten segensformeln werden s. 10 völlig unzureichend als 'bruchstücke von zauberformeln' mit der hinweisung auf MSD und Koegel I 2, 162f abgetan, wahrscheinlich weil der vf. die genauere auseinandersetzung mit der vagen grenzbestimmung 'bis zum 11 jh.' scheute, die er auf das titelblatt schrieb. Otlohs gebet hat er noch, nicht aber das Memento, nicht Williram. die §§-einteilung ist inconsequent.

So taugt die vorliegende bibliographie durch ihre zusammengeraffte unvollständigkeit nicht für den fachmann, für den schüler nicht durch ihre unzuverlässigkeit und die planlosigkeit der sternauszeichnungen, für den gebrauch bei vorlesungen nicht aus eben diesen gründen und durch die aus den vielfachen unterabteilungen folgende unbequemlichkeit des citierens. Fath bezeichnet das heft als '1 teil'; ehe er an den zweiten geht, möge er den ersten von neuem und sorgfältiger anlegen und dadurch seine berufenheit für jenen erst erweisen. JOSEPH SEEMÜLLER.

La lingua gotica. grammatica, esercizi, testi, vocabolario comparato, con especial riguardo al tedesco, inglese, latino e greco. del S. FRIEDMANN. Milano 1896. [Manuali Hoepli, serie scientifica, 214—215.]

Gotische sprachdenkmäler mit grammatik, übersetzung und erläuterungen. von HERMANN JANTZEN. Leipzig 1898. [Sammlung Göschen 79.] — der Mailänder professor Friedmann, in Deutschland wol weniger durch seine Grammatica tedesca (1895) als durch sein Dramma tedesco del nostro secolo (1893) schon bekannt, will mit dem vorliegenden manuale die italienischen studenten ins gotische einführen. er bringt eine knappe elementargrammatik im anschluss an Braune, einen sprachvergleichenden anhang, aus der gotischen bibel zusammengestellte und den einzelnen kategorien der grammatik folgende übungssätze, danach etliche bibelstücke im zusammenhang, ein etymologisches und zu dem elementaren charakter des buches kaum im verhältnis stehndes glossar, endlich deutsche, englische, griechische, lateinische,

romanische indices. einzelne fehler wären leicht zu monieren, und neuheiten wird man nicht erwarten, obgleich ebenso discrete wie bedenkliche ansätze dazu nicht fehlen (zb. *sunna* als **sum-nan-* zu *sommer, siponeis* zu *sibja* ua.). immerhin darf man es als bescheidenheitshyperbel bezeichnen, wenn der vf. sich nur einen 'dilettante in glottologia' nennt, und zugeben, dass seine arbeit ihren zweck zu erfüllen geeignet ist.

Welchen zweck aber hat Jantzens büchlein? wozu in der sammlung Göschen nun auch ein gotisches bändchen? weshalb den einstigen culturhistoriker, der aus dem inhalt popularisierender verlegerunternehmungen auf das bildungsbedürfnis unsrer tage schliefsen will, so in die irre führen? gewis ist das heft gewissenhaft und solid gearbeitet; einzelne unebenmäfsigkeiten im druck und kleinere versehen wären zu entschuldigen (die 3 druckfehlerberichtigungen s. 137 enthalten selbst wider 2 fehler). aber das hauptbedenken : ich gesteh, dass mir schon bei Braunes altbewährtem hilfsbuch öfter zweifel aufgestiegen sind, ob es praktisch war, ihm die wenigen sprachproben beizugeben : es gibt nur zu oft banausische studenten, die nach seiner durcharbeitung sich einbilden gotisch zu können und deshalb gern vergessen, auch den ganzen Ulfila in die hand zu nehmen. vielleicht verdienten da übungsstücke in Friedmanns art den vorzug. Jantzen nun gar gibt nicht nur sprachproben, sondern darunter auf jeder seite zugleich die nhd. übersetzung und einen zum elementarsten hinab- und zu umfassender sprachvergleichung hinaufsteigenden commentar : ich fürchte, sein erfolg wird der sein, dass man sich in zukunft hüten muss, die von ihm ausgewählten stücke in gotischen seminarübungen von anfängern interpretieren zu lassen!

Ferd. Wrede.

Ivens saga. herausgegeben von Eugen Kölbing. [Altnordische sagabibliothek. herausgegeben von Gustaf Cederschiöld, Hugo Gering und Eugen Mogk, heft 7.] Halle, Max Niemeyer, 1898. xxviii und 136 ss. 4 m. — seiner ausgabe der Flóres saga ok Blankiflúr lässt Eugen Kölbing eine ausgabe der Ivens saga folgen, die wie jene ein heft der rüstig fortschreitenden Altnordischen sagabibliothek bildet. nach einer kurzen inhaltsangabe der saga, die der plan der sammlung verlangte, handelt er in der einleitung zunächst über ihre französische quelle. frühern forschungen folgend, eigne ansichten kurz begründend, zeigt er, wie Christian vTroyes aus vorhandenen sagenmotiven den stoff seines Yvain formte. die französische dichtung wurde in der ersten hälfte des 13 jhs. in norwegische prosa übersetzt, aber diese übertragung ist nur in der isländischen, vielfach gekürzten version erhalten. sie lässt sich ebensowenig wie der englische Iwein auf eine hs. des Yvain zurückführen, zeigt vielmehr berührungspuncte mit mehreren von ihnen; die directe vorlage ist demnach nicht mehr erhalten. in zusammenhang mit der norwegischen übersetzung steht eine

schwedische bearbeitung in versen aus dem jahre 1303, der Herra Iwan Lejon-riddaren. in seinen Riddarasögur hatte K. zu erweisen gesucht, dass das schwedische gedicht nicht, wie die schlussverse behaupten, auf eine französische vorlage zurückgehe, sondern dass es nach der norwegischen prosaübersetzung gearbeitet sei; jetzt glaubt er auf grund einer neuen vergleichung, von der die wichtigeren belegstellen mitgeteilt werden, schliefsen zu dürfen, 'dass der verfasser der visa in der tat neben einem ms. der nordischen saga auch eine hs. des frz. Yvain vor sich gehabt und nach neigung je an die eine oder andre fassung oder auch an beide sich angelehnt hat'.

In seiner ersten ausgabe in den Riddarasögur hatte K. den text nach der vollständigeren hs. A (cod. Holm. perg. 6, 4⁰) gegeben und die varianten von B (A. M. perg. 489, 4⁰) mitgeteilt. der neuen ausgabe legt er B zu grunde, das vielfach bessere und vollständigere lesungen bietet, und lässt erst wo diese hs. abbricht die hs. A eintreten. in einer längern note der einleitung und an vielen stellen des commentars gibt er rechenschaft über die stellen, in denen er die la. von A vorgezogen hat. als anhang folgt der text von A, soweit er nicht der ausgabe zu grunde gelegt ist.

Der commentar ist noch reichhaltiger als der zur Flóres saga. er enthält einmal die erklärung der wörter und wendungen, die sich bei Möbius nicht finden. ein geringfügiges versehen bemerk ich in der note zu cap. 1, 3 : '*fyrir hvetvetna* unter allen umständen'; es ist eher *fyrir hvetvetna fram* in der gleichen bedeutung zusammen zu nehmen als *fram* mit *út at ganga* zu verbinden. zu den worterklärungen treten anmerkungen über stoffliche dinge, unter denen ich die über die waldleute zu cap. 2 und die über weinende tiere zu cap. 10, 30 hervorheben möchte. von besonderem interesse sind die stilistischen bemerkungen. der übersetzer hielt sich ganz an die darstellung seiner vorlage, nur vereinzelt tauchen reminiscenzen aus der heimischen litteratur auf. so erinnert der *hituketill*, der in einem der saga eigentümlichen vergleich vorkommt (cap. 2, 25), entfernt an den kessel Hymirs; die voraussage der königin an Kæi : *æ mun þins nafns at illu getit, meðan heimrinn stendr* lässt an Grip. 23 und 41 denken; die worte Lunetas cap. 16, 13 : *Svá fegin em ek yðrum fundi* könnten allenfalls zurückgehn auf HH. II 42. einer anpassung an nordische verhältnisse verdanken ihr dasein *et hæsta sæti* (= *hásæti*) cap. 7, 4 u. 5 und das *svefnhús* cap. 9, 3. eine menge allitterierender formeln zeigen sich, auf die der herausgeber in den anmerkungen aufmerksam macht; an einer stelle — cap. 16, 25 — erscheint zweimal hinter einander gekreuzte allitteration. die eigentümlichkeiten des ältern sagastils sucht man vergebens, und ein übergang wie *Nú er at segja* mutet uns in seiner umgebung fremdartig an. — der herausgeber weifs zu einzelnen stellen zahlreiche parallelen anzuführen aus andern süd-

ländischen sögur wie aus den Fornaldar sögur Nordrlanda; wir sehen hier an vielen beispielen, wie sehr die letztgenannte gattung auch in einzelheiten des stoffs und im stil abhängig ist von der nordischen übersetzungslitteratur. WILHELM RANISCH.

Jacob van Maerlants Strophische gedichten. nieuwe uitgave bewerkt door J. FRANCK en J. VERDAM. Groningen, Wolters, 1898. [Bibliotheek van middelnederlandsche letterkunde onder redactie van J. VERDAM en J. te WINKEL.] XCII und 300 ss. 12,50 m. — die ausgabe umfasst zehn gedichte, von denen acht in 13 zeiligen strophen, zwei in 12 zeiligen abgefasst sind : die letztern haben die verdopplung der letzten reimzeile nicht. sie unterscheiden sich auch sonst formell und inhaltlich von den andern : der versbau beruht auf regelmäfsiger abwechslung von hebung und senkung; der auftact mangelt. es ist die strophe genau die des 'Stabat mater'. auch der ausdruck ist gewöhnlicher, weniger eigenartig als er bei Maerlant zu sein pflegt. es ist mehr gelehrsamkeit, überlieferung als eignes urteil, wie es bei Maerlant doch sonst überall hervortritt. da diese bedenken von beiden herausgebern geteilt werden (s. XLVII), so wär es doch wol besser gewesen, die beiden gedichte : Vijf vrouden und Ons Heren wonden, wenn nicht von der ausgabe auszuschliefsen, doch sie etwa nur anhangsweise ihr beizufügen.

Die überlieferung ist sehr verschieden für die einzelnen gedichte. von den drei ersten Wapene Martijn ist sie besonders reich : aufser einer anzahl von handschriften ist eine vom dichter selbst verfasste parodie Van den verkeerden Martine, allerdings nur ein fragment, nur der anfang vorhanden, ferner eine lateinische und eine französische übersetzung, letztere bis jetzt nur teilweise bekannt. über die filiation der hss. hat Franck in diesem Anzeiger mehrfach gehandelt und jetzt seine ergebnisse wesentlich bestätigt. es ist freilich unerwünscht, dass für fast alle hss. die benutzung mehrerer vorlagen vorausgesetzt werden muss. immerhin gehören diese gedichte zu den bestbezeugten texten der mnl. litteratur, und es ist sehr richtig gewesen, hier auch die normalisierung der orthographie durchzuführen, die sich auf zahlreiche reime stützen kann.

Ergebnisreich ist auch die behandlung der quellen in der einleitung. abgewiesen wird die benutzung des französischen dichters Rutebeuf, der etwa gleichzeitig gedichte in ähnlicher form und tendenz, teilweise mit den gleichen titeln geschrieben hat, wie wir sie bei Maerlant finden. trotzdem glauben die herausgeber s. LXXV, dass die verwantschaft zwischen den nl. und den franz. gedichten nicht anders zu erklären sei als die, welche heute zwischen artikeln gleichen inhalts von zeitungen derselben partei bestehe. 'Maerlants abwendung von der französischen poesie spricht a priori gegen eine beeinflussung durch den franz. dichter'. dieser allgemeine grund genügt nicht. Maerlant tadelt die lügen

der franz. romandichter : hier haben wir es aber mit einer andern, ihm naheverwanten richtung zu tun. so möge die ganze frage noch offen bleiben; zu einer eignen untersuchung find ich gegenwärtig keine zeit.

Auf den text der gedichte folgen reichhaltige anmerkungen und ein wörterverzeichnis. zu *persemare* (*-mere, -mier*) wird bemerkt, dass es zu mnl. *persemen* 'wuchern' und *perssem* bei Kilian gehöre, das schon in den altniederfränkischen Psalmen als *prisma, presma* vorkommt. die ahd. formen hat Grimm Gramm. II 147 damit zusammengestellt : bei Tatian erscheint *phrasamo*. der ursprung ist, wie es scheint, noch nicht nachgewiesen. sollte nicht eine romanische neubildung von lat. *praesumere* zu grunde liegen, womit das vorwegnehmen des zinses, eine der gewöhnlichsten arten des wuchers, bezeichnet werden konnte? **praesuma* wäre eine wortbildung wie *doute* = lat. **dubita* von *dubitare*. freilich fehlt *praesumere* wie *sumere* in den romanischen sprachen. vielleicht kommt für das wort auch lat. *proxima* in betracht.

Auch sonst fehlt es im wortvorrat der W. M. nicht an puncten, die der aufklärung noch harren. so ist *sonder* (oder *onder*) *spit delven* nicht klar in seiner ableitung, wie zu M. I 20 bemerkt wird. auch *verscruven* 'verstofsen', der bedeutung nach gleich *verscuven* und mit diesem öfters vertauscht, bedarf noch der erklärung. ist der titel De gaudibus beatae Mariae s. LXVIII überliefert?

Erwünscht gewesen wäre eine inhaltsübersicht und womöglich auch ein blattweiser. E. MARTIN.

Das deutsche Madrigal, geschichte seiner entwickelung bis in die mitte des 18 jhs. von KARL VOSSLER. [Litterarhistorische forschungen, VI heft.] Weimar, Emil Felber, 1898. XI und 163 ss. 8⁰. 3,50 m. — die geschichte des deutschen madrigals, die wir seit Koberstein, vWaldberg und Minor im umriss übersahen, erfährt durch die V.sche erstlingsarbeit eine sorgfältige und gründliche darstellung. freilich führt die wanderung zumeist durch die niederungen der deutschen litteratur. denn das madrigal, zur zeit ihres grösten tiefstandes in die deutsche dichtung verpflanzt, ist in dem fremden boden nie recht heimisch geworden, es wird vorzugsweise von untergeordneten dichtern gepflegt und stirbt nach kurzer scheinblüte bei dem aufblühen einer kräftigeren nationalen litteratur ebenso schnell ab. V. selbst findet seine bedeutung 'in der fülle verwanter formen, die sich aus ihm heraus entwickelte', vor allem in der ausbildung und förderung der freien verse. immerhin aber bietet seine geschichte einen lehrreichen querschnitt durch die formale entwicklung der lyrik des 17 und und 18 jhs.

V. behandelt nach einem raschen überblick über die entwicklung des italienischen madrigals und einer etwas unklar geratenen betrachtung der etymologie des wortes die zeit bis zum

erscheinen des grundlegenden Zieglerischen tractats (1653), in der das madrigal, als musikgattung schon sehr beliebt, in der dichtung noch als 'componimento illegitimo' betrachtet wird. Fleming erscheint hier für die lyrik als erster mit übertragungen aus dem pastor Fido. Zieglers bedeutung, seine abhängigkeit von den Italienern, sein einfluss auf die poetik, die weltliche und geistliche lyrik wird eingehend belegt und gewürdigt. unmittelbar unter dem einfluss der italienischen und nun auch der französischen madrigaldichtung stehn die galanten dichter, die es — auch im drama — eifrig pflegen, aber durch vermischung mit verwanten massen verwirrung in die einseitige, aber klare auffassung Zieglers bringen. nicht glücklich erscheint mir die allerdings nur vorsichtig ausgesprochene polemik gegen vWaldberg und Minor s. 108 ff. ob jene übersetzer ihre rein alexandrinischen 'madrigale aus dem französischen oder italienischen' würklich mit bewustsein von der deutschen form unterscheiden wollten, wird sich nicht erweisen lassen. auch die versuche, aus der 'individuellen auffassung, welche der betreffende dichter von den madrigalischen formen überhaupt gehabt haben mag', zu bestimmen, ob ein gedicht noch als madrigal zu bezeichnen sei, wie s. 149 bei Günther, können nicht zu sicheren ergebnissen führen. das entscheidende bleibt doch — was auch V. als endresultat des letzten abschnittes: Die letzten madrigalisten feststellt —, dass eine sichere grenze zwischen madrigal und sinngedicht nicht mehr zu ziehen ist. das madrigal geht in der masse der verwanten formen unter.

Die untersuchungen über die einzelnen dichter sind, soweit sich bei der weitschichtigen, zt. unzugänglichen litteratur überblicken lässt, mit eindringender sorgfalt unter reichlicher benutzung der italienischen und französischen vorbilder angestellt — zu Chph. Woltereck (s. 142) sei bemerkt, dass die erste ausgabe seiner oden, Hamburg 1711, wie die zweite nichts neues bringen, da sie beide in die vollständige ausgabe der 'Holsteinschen musen' aufgenommen sind —; dagegen wäre der arbeit oft gröfsere klarheit der darstellungsform und gruppierung, vor allem ein schärferes herausheben des grofsen zusammenhanges zu wünschen. Weltis darstellung des sonetts hätte hier ein treffliches vorbild geben können. Wilhelm Keiper.

Der einfluss der deutschen litteratur auf die niederländische um die wende des 18 und 19 jahrhunderts. von dr Karl Menne. I teil: Periode der übersetzungen; Fabel- und idyllendichtung; Klopstocks 'Messias'; Übersicht über das drama. [= Litterarhistorische forschungen, hrsg. von Schick und Waldberg, VIII heft.] Weimar, Emil Felber, 1898. IV und 97 ss. 2,40 m. — das vorliegende heft kündigt sich als erster teil einer gröfseren arbeit an; es behandelt die niederländischen übersetzungen und nachahmungen von Klopstock, Wieland, Gellert, Gessner und einigen andern und

fügt als 'noch nicht ganz verarbeitetes material' eine liste von niederländischen übersetzungen deutscher schauspiele hinzu. ein zweiter teil soll die sentimentalen schriften in Holland, vornehmlich die einwürkung von Goethes Werther, ein dritter Lessing, Goethe, Schiller, ein vierter die lyrik behandeln. das bisher veröffentlichte ist die ausarbeitung fleifsiger, im wesentlichen bibliographischer notizen, in dem sinne, dass vf. seine büchertitel und übrigen collectaneen zu gruppieren sucht und den namen und sachen, die ihm dabei begegnen, nachspürt. diese zusammenstellungen sind zweifelsohne dankeuswert (wie auch schon von holländischer seite anerkannt worden ist), wenngleich die ungeschickte redigiernug, in folge deren gar kein wertunterschied zwischen dem text und den umfangreichen fufsnoten besteht, die lectüre wenig angenehm macht. auch würde der vf. gut tun, wenn er bei den folgenden teilen einen Niederländer die correctur lesen liefse: die anzahl der schreib- und druckfehler in den titeln und citaten ist gröfser als erlaubt.

Wer aber, durch den titel und den kühnen stil des büchleins verleitet, höhere ansprüche stellen und eine verarbeitung des materials in dem sinne erwarten möchte, dass der einfluss deutscher geistesströmungen auf die führenden und geführten geister Hollands sich aus der masse der erscheinungen heraushöbe, der wird sich durchaus enttäuscht sehen. hierzu fehlt dem vf. nicht nur die nötige bekanntschaft mit der holländischen nationallitteratur, sondern auch überhaupt der für betrachtung culturgeschichtlicher fragen geschulte bedächtige blick. litterarhistorische beeinflussung wirft er rückhaltlos mit übersetzung und nachahmung zusammen; gedrucktes jeglicher qualität nimmt und gibt er ohne unterschied als litterarisches urteil; dagegen geht er ahnungslos an eigentlich wichtigen dingen, zb. der verbreitung einer übersetzung (Gellerts schriften überschwemmen noch heute den büchertrödelmarkt) und deren reflexen bei dem gebildeten publicum vorbei. so ist nicht viel hoffnung, dass die folgenden teile eine in der tat vernachlässigte und schwierige aufgabe der litteraturgeschichte lösen werden; wenn aber der vf. sich entschliefsen könnte, seine übrigen sammlungen in schärfer disponierter schlichter form, unter ausscheidung aller gesuchten citiererei und allgemeiner urteile, zu veröffentlichen, so würde er sich doch auf beiden seiten der grenze dank verdienen.
E. F. Kossmann.

Strafsburger Goethevorträge. zum besten des für Strafsburg geplanten denkmals des jungen Goethe. Strafsburg, Karl JTrübner, 1899. 8°. 197 ss. 2,50 m. — das buch enthält sieben vorträge, die sich ihrem zweck entsprechend an das grofse publicum wenden. gleichwol wird sie auch der Goetheforscher mit nutzen lesen, besonders diejenigen, die nicht litterarhistorischen charakters im engsten sinne des wortes sind. E r n s t M a r t i n stellt Goethes ansichten über 'Weltlitteratur und dialektpoesie' zusammen. R u-

dolf Henning gibt eine gedrungene, sehr lebendige charakteristik des 'Jungen Goethe', in der er mit grofsem geschick und plastischer anschaulichkeit die entscheidenden züge seines entwicklungsganges hervorhebt und die bis 1775 entstandenen werke nach art und wesen kurz und prägnant beschreibt. Eugen Joseph bespricht in 'Goethe und Lili' das auf und ab ihrer beziehungen und zeigt in feinen beobachtungen, wie die natur des verhältnisses in den werken des dichters reflectiert. Wilhelm Windelband spendet einen glänzenden abriss 'Aus Goethes philosophie'. den mittelpunct seiner betrachtung bildet die frage, wie Goethe die stellung des menschen im universum auffasste von den tagen an, da er im Prometheus und Faust dem entschiedensten individualismus huldigte, die grenzen des eigenen wesens zu sprengen und sich zum ganzen zu erweitern strebte, bis zu der zeit, da er das sittliche ideal der selbstbefreiung durch erkenntnis fand, um schliefslich die vollkommenheit des menschen in der beschränkung und unterordnung zu erblicken. er gibt also eine entwicklung der Goethischen welt- und lebensanschauung. er zeigt das eingreifen des der natur des dichters so verwanten Spinozismus, erörtert den begriff der Goethischen frömmigkeit und den für die erkenntnis seines wesens so wichtigen der 'entsagung', der in seinem positiven sinn 'tätigkeit' ist. er bespricht die unsterblichkeitslehre des dichters und behandelt den culturphilosophischen grundgedanken des 'Wilhelm Meister', in dessen helden er geistreich den typus des Deutschen dargestellt findet, der vom 18 in das 19 jh. herüberschreitet und das ästhetische ideal mit dem praktischen vertauscht. Adolf Michaelis gibt einen nicht weiter fördernden überblick über Goethes verhältnis zur antike. Jacob Stilling liefert eine sehr beachtenswerte rettung der Goethischen farbenlehre. er preist die verdienste des dichters um die physiologische optik, indem er ihn als den entdecker des wichtigen gesetzes des antagonismus der farben hinstellt, hebt hervor, welche anerkennung noch heute dem psychologischen teile der farbenlehre zukommt, und weist nach, wie Goethe in einem puncte Newton gegenüber recht behalten habe. Theobald Ziegler behandelt den Faust und bemerkt allerlei über seine entstehung, den gegensatz in der auffassung der sage im 16 und 18 jh., über die wandlungen, die der stoff im laufe der langen zeit in Goethe selbst erfuhr, über den charakter des dramas im allgemeinen, über die intentionen des dichters, seinen optimismus in der gestaltung Mephistos uaa. ich bin während der lectüre das gefühl nicht los geworden, dass der dem redner aufgezwungene rahmen und der gebotene oder gewählte ton der leichten plauderei in einem unüberwindlichen misverhältnis zu der schwierigkeit der angeschlagenen probleme stehn.

Berlin. OTTO PNIOWER.

Jahresbericht der männer vom Morgenstern, heimatbund in Nordhannover, heft 1. Bremerhaven, GSchipper, 1898. 112ss. 3 tafeln. — mit diesem 1 hefte tritt eine in der stille herangewachsne nordhannöversche gesellschaft in die öffentlichkeit, es enthält 4 beiträge zur heimatkunde. in der chronik des fleckens Lehe zieben besonders die um die wende des 18 und 19 jahrhunderts gelegenen jahrzehnte an, in denen der stille Unterweserort zwischen englischer und französischer herschaft hin- und hergeworfen und endlich auch vom deutschen befreiungsdrange ergriffen wird. GvdOsten's deutung der namen der Wurster siedlungen im 2 aufsatz hätte durch benutzung des Förstemannschen Namenbuches hie und da gesichert werden können. Detleffsen berichtet knapp über die beziehungen der Römer zur Nordseeküste zwischen Weser und Elbe, Bohls über einige steinkammergräber, die wenig fundgegenstände bieten, aber, obgleich neben einander gelegen und derselben jüngern steinzeit angehörig, doch verschiedne arten der beisetzung anwenden, den leichenbrand und die bestattung des unverbrannten körpers. wir wünschen dem Morgenstern dauernden, wegweisenden glanz, von dem auch ein heller strahl auf die volkskunde fallen möge. E. H. Meyer.

Personalnotizen.

An der universität Zürich wurde der ao. professor dr A. Bachmann zum ordinarius befördert. die privatdocenten dr M. H. Jellinek in Wien und prof. dr F. Jostes in Münster wurden zu aufserordentlichen professoren ernannt. privatdocent dr E. Joseph, in Strafsburg zum extraordinarius befördert, wurde als aufserordentlicher professor der neuern deutschen sprache und litteratur nach Marburg berufen.

Prof. dr G. Sarrazin wurde in Kiel zum ordinarius befördert und demnächst als nachfolger Kölbings nach Breslau berufen. der privatdocent dr W. Keller in Jena wurde zum ao. professor der englischen philologie ernannt.

Der oberbibliothekar dr W. Seelmann in Berlin sowie die privatdocenten dr O. Bremer in Halle und dr F. Wrede in Marburg erhielten den professortitel.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXVI, 2 mai 1900

Zeitschrift für hochdeutsche mundarten. herausgegeben von Otto Heilig und Philipp Lenz. jahrgang 1, heft 1 u. 2. Heidelberg, Carl Winter, 1900. 112 ss. gr. 8°. — (der jahrgang zu 6 heften 12 m.)

Der Naglschen zeitschrift (vgl. Anz. xxiii 313) ist unerwartet rasch die vorliegende nachgefolgt. ihr ziel ist im wesentlichen dasselbe, nur beschränkt sie ihr forschungsgebiet auf den hochdeutschen mundartencomplex, während Nagl — wenigstens auf dem programm — das ganze gebiet einbeziehen will. wir halten diese beschränkung angesichts der tatsache, dass das nd. schon durch den Verein für nd. sprachforschung eine eifrige pflege findet, für durchaus angemessen. auch die namen der herausgeber, die durch ihre bisherigen leistungen in der mundartenkunde einen guten klang haben, berechtigen zu den besten hoffnungen für die zukunft des unternehmens. freilich werden auch sie sich der gefahren wol bewust sein, denen sich eine zeitschrift für dialektforschung aussetzt, und die schicksale der vorgänger sind in der tat noch zu lebendig in aller erinnerung, als dass sie sich allzu optimistischen illusionen hingeben dürften; aber anderseits hat gerade das scheitern früherer unternehmungen die klippen offenbart, die zu vermeiden sind, und namentlich wird man sich vor der einseitigkeit und ausschliefslichkeit zu hüten wissen, wie sie Nagl und vGrienberger in ihren erwiderungen auf die anzeigen der 'Deutschen mundarten' an den tag gelegt haben. eine zeitschrift, die schon im zweiten heft zur polemik übergeht und im dritten symptome von verfolgungswahn zeigt (oder ist die 'Nagl-scheu' etwas andres?), hat sich der existenzberechtigung begeben, und sollte sie noch so treffliche mitarbeiter haben. auf den tact der leitung kommt schliefslich alles an; besonders bei zeitschriften, deren mitarbeiter sich teilweise aus laienkreisen rekrutieren. der leser wird sich viel lieber hie und da einen unwissenschaftlich gehaltenen artikel gefallen lassen, wofern er wenigstens brauchbares material liefert, als wissenschaftlich scheinende hirngespinste ohne materielle basis; ungünstig aber würkt in allen fällen das polemische hervortreten des herausgebers gegen sachliche kritik. vollständige zurückhaltung und stricte objectivität sollte sich jeder herausgeber einer derartigen zeitschrift zum grundsatz machen. von Heilig, Lenz und der rühmlich bekannten verlagshandlung dürfen wir uns wol in dieser hinsicht des besten versehen.

Wenn wir nun im folgenden kurz auf den inhalt dieses ersten doppelheftes eintreten, so erachten wir es als pflicht der kritik, vorwiegend auf diejenigen puncte aufmerksam zu machen, die einer allfälligen verbesserung bedürften.

Die beiden ersten artikel bringen uns eine tabellarische übersicht der verbalformen von Grofsen-Buseck bei Giefsen von Emma Wagner und Wilh. Horn und eine ähnliche des Handschuhsheimer dialekts von Ph. Lenz. ein besonders charakteristischer unterschied zwischen beiden mundarten ligt im präteritum, indem die Grofsen-Busecker mda. die alte ununmschriebene form noch besitzt, während in der Handschuhsheimer mda. der präteritale begriff mit 'haben' ausgedrückt wird. das ist wol auch der grund, weshalb die erstere im grofsen und ganzen interessantere formen aufweist. aufgefallen ist mir hier nur die verwendung von χ. soll damit ein andrer laut bezeichnet werden als der stimmlose palatale reibelaut (*ich*), der in der vorschriftsgemäfsen transscriptionstabelle (s. 7) mit *c* widergegeben ist? wenn ja, so hätte in der einleitung etwas über dieses zeichen gesagt werden müssen; ebenso über *ā*, das in der lautschrifttabelle merkwürdigerweise fehlt.

Interessant ist ein aufsatz Horns über einige fälle von dissimilation, ein capitel, das verdiente, weiter verfolgt und auf grund eines umfänglichen materials noch mehr präcisiert zu werden. manches ist hier noch fraglich und zweifelhaft, indem bestimmtere gesetze fehlen. in erster linie wäre zu beachten, unter welchen accentverhältnissen die veränderung stattfindet; ist es doch nicht gleichgiltig, ob dissimilation unter hauptton, nebenton oder unbetontheit eintritt. ferner zeigen oft die ersten bestandteile eines compositums trotz ihres ursprünglichen haupttons eine reduction. hierher zb. *schloweifs, kawasser* (käswasser), weiterhin schwäb. *bofink* (buchfink), bern. *šumeištər* (schulmeister) usw. — inconsequent ist die anwendung des zeichens *ʒ* bei *neiʒwaʒ*, da dasselbe nach der transscriptionsvorschrift den stimmhaften velaren reibelaut bedeutet. gemeint ist natürlich *ʒ*.

Weniger angesprochen haben uns die beiden aufsätze von O Weise 'Die zahlen im Thüringer volksmunde' und '*Theekessel* (tölpel) und verwantes'. der erstere, weil seine belege denn doch etwas gar spärlich ausgefallen sind. wie kann man überhaupt eine abhandlung über zahlen im volksmunde schreiben, ohne die volkskunde in ausgedehntem mafse beizuziehen? die erklärung von *Theekessel* = 'tölpel' aus dem begriff des hohlen scheint mir gesucht. nach Kluge Studentensprache s. 130 ist theekessel 'ein einfältiger mensch, der nicht gern mitmacht'. dieser letztere begriff ist offenbar der ursprüngliche, und da nun der theekessel ein specifisches hausgefäfs ist, das sich kaum in studentische kreise verirrt, so ist er auch zum symbol des hausbackenen, philiströsen geworden. ganz ähnlich braucht man in der Schweiz '*nachtstuhl*' i. s. v. philister, leimsieder. — zu der redensart *im*

thran sein ('betrunken sein') vergleiche man mecklenburgisch *in't fett sin*.

Über den wortschatz eines erzgebirgischen chronisten (MChrLehmann Historischer schauplatz 1699) berichtet uns EGöpfert. an eine kurze sprachliche charakteristik wird ein sorgfältig ausgearbeitetes alphabetisches wörterverzeichnis angeschlossen, das uns ein anschauliches bild gibt von der starken durchsetzung mit mundartlichen elementen, wie sie in denkmälern des 17 und 18 jhs., die einen local begrenzten leserkreis voraussetzen, noch häufig vorkommt. manches dabei ist freilich allgemein schriftdeutsch (*verrecken*, *schadhaft*, *schaube* uam.) und hätte füglich wegbleiben können.

AHolder verbreitet sich über die berechtigung der stammeslitteraturgeschichte, besonders auch der volksmundartlichen. dass die mda. das recht hat, sich poetisch zu betätigen, wird niemand bestreiten, nur kann ich ihr unmöglich die hohe litterarische bedeutung beimessen, wie H. es tut. die wenigen schriftsteller, die würklich bedeutendes in der mundartdichtung geleistet haben, verdanken ihre erfolge vorzugsweise der einsicht, dass nur ein ganz beschränktes gebiet der poesie der mda. zugänglich ist; die grofse masse aber der muudartlichen litteratur ist übersetztes schriftdeutsch und nichts weniger als 'stammheitlich' empfunden. sie ist nicht einmal für ein idiotikon, geschweige denn für die volkskunde verwertbar.

S. 80ff veröffentlicht KRieder einen mystischen tractat aus dem kloster Unterlinden zu Colmar, von dessen lautstand nur gesagt wird, dass zuweilen *b* für *w* eintrete. es wäre zu wünschen, dass ältere schriftwerke stets von einem kurzen grammatischen commentar begleitet wären.

Den schluss bilden sprachprobeu und texte. zunächst einige kurze stücke aus dem Markgräflerland von AHaass mit sorgfältiger transscriptiou, dann badische anekdoten von OHeilig und endlich schwäbische sprichwörter und redensarten mit 'leute', 'mann', 'weib' von WUnseld. diese letztern drei gruppen werden als 'texte' qualificiert und sind nicht, wie die 'sprachproben', cursiv gedruckt; auch ist die transscription keine streng phonetische.

Ein wort noch über die lautschrift, wie sie s. 6ff vorgeschrieben wird. im allgemeinen bin ich mit der einfachheit derselben völlig einverstanden; nur darf man darin nicht zu weit gehn. so vermiss ich, wie bereits bemerkt, das dunkle *å*; auch seh ich nicht ein, warum die nasalierung des vocals vor nasal unbezeichnet bleiben soll, da sie ja doch für manche obd. mdaa. geradezu charakteristisch ist; und schliefslich wollen mir die gründe für die graphische unterschiedslosigkeit von stimmhaftem und stimmlosem *b*, *d*, *g* nicht recht einleuchten. ich habe, als im april 1899 der erste prospect der zeitschrift an mich gelangte,

auf diese inconsequenz aufmerksam gemacht und bin noch heute der meinung, dass diese verschiedenheit phonetisch gekennzeichnet werden sollte. ähnlich verhält es sich mit dem stimmhaften *s*, für das die lauttabelle auch kein eigenes zeichen vorgesehen hat.

Dies einige bemerkungen, die man nicht als nörgeleien auffassen wolle. es lag mir daran, durch einige principielle ausführungen und wohlgemeinte besserungsvorschläge mein interesse an dem trefflichen unternehmen zu bekunden. möge es einen gedeihlichen fortgang nehmen.

Wenn wir auch an den verleger noch einen wunsch richten dürfen, so wär es der, die erscheinungsweise der zeitschrift auf dem umschlagtitel zu nennen und im innern des umschlags eine notiz über den inhalt des betreffenden heftes, den preis und die einsendungsbedingungen anzubringen.

Zürich, 15 februar 1900. E. Hoffmann-Krayer.

Der germanische himmelsgott. von R. Much. [sonderabdruck aus Abhandlungen zur germanischen philologie, festgabe für Richard Heinzel, s. 189—278.] Halle a. S., MNiemeyer, 1898. 90 ss. gr. 8°. — 2,50 m.

Als Bremer in den Idg. f. 3, 301 f die gleichung *Ziu Týr* = *Ζεύς* bestritt, erklärte er, zugleich mit dieser etymologie schwinde die ganze lehre von dem einstigen himmelsgotte **Tīu* und seiner entthronung durch Wodan. dass diese folgerung nicht zutrifft, will Much in der vorliegenden schrift zeigen. er hält zwar, mit recht, den lautlichen zusammenhang zwischen *Ziu* und Zeus nicht für widerlegt — seinem hinweis auf Kögel Litt.-gesch. I 1, 14 wäre besonders noch die zweite stelle ebda I 2, 523 beizufügen —, aber er will herkunft und bedeutung des namens aufser spiel lassen, um auf andern wegen die bedeutsame Müllenhoffsche hypothese zu festigen.

Seine wanderung lässt kaum einen wichtigeren teil der germanischen götterlehre unberührt; auch fragen der heldensage, der völkerkunde, der archäologie werden gestreift. überall streut M. verschwenderisch seine combinationen aus: manche davon betracht ich als glückliche erweiterung oder berichtigung der herschenden ansichten; die meisten regen zu ernstlicher prüfung an; einige von denen, an die M. im grunde selbst nicht glaubt, hätten den druck nicht verdient, so die verbindung von *deixl* mit **Þīhsaz* s. 194 (sollte nicht auch mnl. *dijsdach* eine mischform von *Tīs-* und *Dings-* sein, wie md. *diestag*, hd. *zinstag*?); die meinung, *Fiǫrgunn*, auf an. *fiǫr* usw. bezogen, könnte 'weltgott' bedeutet haben s. 207; die frage, ob in mundartlichem *dornstag* ein keltischer *Taranus* stecke s. 228.

Wenn man sich nach der fülle von gesichten, die M. heraufbeschworen hat, dem zu anfang gezeigten ziele zukehrt und sich fragt: kann nun ein germanischer himmelsgott **Tiwaz* (= **deivos*) als gesichert gelten? so würde ich die frage nicht zu bejahen

wagen. als erwiesen betracht ich : 1) dieser gott ist einst nicht nur kriegsgott gewesen, 2) er erscheint an einzelnen puncten als höchster gott. aber dass er der himmelsgott im eigentlichen, naturmythischen sinne gewesen sei, und dass Odin, so wie wir ihn aus der nordischen dichtung kennen, erkleckliche züge gerade von Tý geerbt habe, diese annahme scheint mir nicht mehr notwendig; hierfür wäre der ansatz **Tīwz* = *Ζεύς* nach wie vor unentbehrlich. auch M. bemerkt s. 254, dass der höchste gott, dessen thron Odin einnahm, nicht überall Tý sein muste; dass es zb. auch Frey gewesen sein kann. anderwärts scheint Thor als höchster gott dem Odin vorangegangen zu sein. für die annahme aber, dass auch Frey und Thor ihrerseits erst einen ältern götterherscher entthront hätten, fehlt uns doch der anhalt; und die forderung, dass es aufser dem sonnengott, dem gewittergott, dem kriegs- und gerichtsgott, die wir, den einen hier, den andern dort, an höchster stelle als vorgänger des windgottes ahnen, noch einen germanischen himmelsgott ungefähr von der art des griechischen gegeben habe, entbehrt des festen grundes — immer abgesehen von der etymologie **Dĭēus*.

Für M. stellt sich nämlich die sachlage wesentlich anders als für Mogk und Golther, dadurch dass er Frey, Heimdall, Baldr von dem himmelsgotte trennt und in ihnen eine besondre gruppe der sonnen-, sommer- oder naturgottheiten erblickt. es bildet dies ein hauptthema seiner abhandlung. mir ist diese auffassung, die auf viele einzelfragen einfluss übt, durch M. wahrscheinlich geworden. eine gegnerschaft allerdings zwischen diesen sonnengöttern und dem himmelsgott kann ich in germanischen quellen nirgends erkennen : der Vanenkrieg bietet zu wenige vergleichspuncte mit dem kampf der Kroniden und Titanen dar (s. 273), und Hǫd : Baldr möcht ich nicht neben Zeus : Phaethon stellen (s. 274), sondern zu dem typus finsternisdämon : lichtgott. auch würde man nach der parallele Heimdall : Loki, Frey : Surt (Apollo: Typhon) als gegner des Fenri nicht sowol den Tý (s. 222) als einen aus der Vanengruppe erwarten, wenn es überhaupt geraten wäre, in diesen einzelheiten der epischen ausgestaltung eine naturmythische folgerichtigkeit zu suchen.

Auch ein paar weitre spuren des himmelsgottes halt ich für trügerisch. bei der *Forneótes folme* hat gewis JGrimms hinweis auf die abgerissene hand Grendels (Myth. I 199) den vorzug vor der gleichsetzung mit der abgebissenen hand Týs (s. 224). die beziehung von *heklumaðr* auf den himmel ist abzuweisen, der dunkle mantel (über *blár* vgl. Arkiv 9, 189) könnte nur auf die wolke gehn; und bei *Síðhǫttr* würd ich an M.s stelle eher an den petasos des windgottes Hermes erinnern. für die annahme, dass Wodan auch als herscher der totenhalle einen ältern abgelöst habe, dürfte das s. 266 ff ausgeführte nicht genügen.

Wenn M. Loki und Wodan ebensowenig wie Frey und ge-

nossen als ausflüsse des himmelsgottes gelten lässt und s. 251 bemerkt: 'welchen anlass hätten wir, für die urzeit einen solchen monotheismus vorauszusetzen?', so stimm ich ihm rückhaltlos bei. in der tat trägt man bedenken, da mit hypostasen zu operieren, wo die verglichenen göttertypen ihrem ganzen poetisch-malerischen bilde nach so ungeheuer verschieden sind wie Loki, Wodan und der vorauszusetzende himmelsgott. aus demselben grunde zögert man, die kerngestalt des Thor aus dem Tîu abzuleiten. Muchs versuch in dieser richtung, s. 227 ff, vermag, bei vielem ansprechenden und geistreichen im einzelnen, nicht recht zu überzeugen. er geht davon aus, dass Tîwaz, der germanische Zeus, die blitzwaffe besafs (s. 227); ferner dass **Ferhŭnaz-Fiǫrgunn* ein beiname des himmelsgottes war (s. 204 ff. 230). da nun lit. *Perkúnas*, slav. *Perunŭ*, die M. als entlehnungen aus dem germanischen fasst, auf einen donnerer hinweisen, entsteht für M. die frage (s. 230), 'ob hier ein alter beiname des donnernden himmelsgottes auf den neugeschaffenen selbständigen donnergott übertragen worden war, was möglich ist, oder ob die Goten letzteren etwa gar nicht kannten und die befugnisse des *Týr* und *Þórr* noch in einer hand vereinigt liefsen'. beide annahmen scheinen mir entlegener als die einfache gleichstellung von **Ferhunaz* und **Þunraz*. hiermit liefse sich die bedeutung 'perattus', die M. für *Ferhunaz vorschlägt, wol vereinigen, ebenso die weibliche *Fiǫrgyn* als mutter Thors, — wogegen freilich der männliche *Fiǫrgynn* in seinem verhältnis zu Frigg unklar bliebe. darauf, dass die Goten den fünften wochentag nicht nach *Þunraz benannten (vgl. bair. *pfinztag*), wird M. selber kein gewicht legen wollen (s. 231); denn es böte sich hier dieselbe erklärung dar wie bei dem schwäbischen *aftermæntig* (s. 253): 'ist hier der name eines besonders angesehenen gottes mit absicht unterdrückt?' indessen wissen wir ja gar nicht, ob die Goten neben dem 'fünften tag' die übrigen wochentage nach den göttern benannt haben.

Die abspaltung des donnerers vom himmelsgott, sagt M. s. 230, muss der erhöhung des windgottes vorausgegangen sein. dies steht aber der meinung entgegen, dass der 'Mars' der Germ. c. 9 noch den Tîwaz + den donnergott umschlossen habe (s. 231), weil Mercurius hier schon als höchster auftritt. — was Thors waffe anlangt, so lehnt es M. mit recht ab, dass uns das wort 'hammer' in die steinzeit zurückführe. aber die grundbedeutung 'stein', vorausgesetzt, dass sie richtig sei[1], nötigt uns überhaupt nicht, den hammer Thors, den litterarischen zeugnissen zuwider,

[1] man berücksichtige, dass an. *hamarr* nicht 'stein' schlechthin und als material bedeutet, sondern 'klippe, felszacke' u. ähnl. (auch in dem ersten der belege bei Fritzner s. v.). GVigfússon übersetzt geradezu 'a hammer-shaped crag, a crag standing out like an anvil', indem er die bedeutung 'malleus' als die ältere nimmt. aber auch wenn sie die jüngere ist, kann bei der benennung des gerätes seine form das bestimmende gewesen sein.

steinern zu denken. wenn das mythische gerät erst aus einer zeit herrührt, wo der menschliche hammer vorwiegend metallen war, hatte man auch bei dem göttlichen keinen anlass, an stein zu denken. M. glaubt allerdings, aufgefundene werkzeuge aus der steinzeit — die man bekanntlich oft als blitzsteine deutete — hätten die vorstellung von Thors hammer erst erzeugt. natürlicher finde ich die auffassung, wie sie zb. in Saxos worten ligt (l. XIII p. 630): ***cupiens enim antiquitas tonitruorum causas usitata rerum similitudine comprehendere, malleos, quibus coeli fragores cieri credebat, ingenti aere complexa fuerat, aptissime tantae sonoritatis vim machinarum fabrilium specie imitandam existimans.*** nicht der optische eindruck des blitzes (s. 231), sondern der akustische des donners führte auf den hammer, wie ja überhaupt die naive anschauung im donner nicht die unschädliche begleiterscheinung des blitzes erfasst.

M. vergleicht sehr viel aufsergermanisches, nicht nur bei wortverwantschaft, sondern auch bei inhaltlicher ähnlichkeit. von der frühern, längst in miscredit geratenen mythenvergleichung unterscheidet sich das verfahren dadurch, dass nicht urverwantschaft, sondern spätere wanderung angenommen wird. bei der parallele Gefion : Dido erwägt M. phönikischen einfluss, vermittelt durch die Kelten (s. 265). — angesichts der im kunsthandwerk handgreiflichen steten verbindung des nordens mit dem süden ist es klar, dass man sich nicht auf die zwei factoren, urverwantschaft und späte litterarische zufuhr, beschränken darf; es gibt ein breites gebiet zwischeninne. M. bringt diesen standpunct, der sich schon in verschiedenen bezirken heilsam geäufsert hat, für die germanische göttersage nachdrücklich zur geltung. wieweit die nahe übereinstimmung zwischen keltischer und germanischer religion stich hält, darüber möcht ich mir kein urteil erlauben. die griechische mythenwelt, so häufig sie von M. herangezogen wird, zeigt gerade in der ausgestaltung der grofsen götter mehr unterschiede als gleichheit — obwol man sichs auf dem boden der neuen entlehnungstheorie viel bequemer macht und das irgend vergleichbare heraushebt, ohne erst fragen zu müssen, ob es wol in die vorgriechische zeit zurückreiche. wie ungleich sind die hauptrollen verteilt! wie unvollkommen deckt sich ein einzelner germanischer gott mit einem einzelnen griechischen! wird nicht einer interpretatio graeca zuviel zugemutet, wenn M. aus dem zeugnis Herodots v 7 über 'Hermes' bei den Thrakern kurzweg folgert : Wodan sei mutatis mutandis bei den Thrakern nachgewiesen (s. 268), Kelten-Germanen-Thraker hätten hier eine gemeinsame entwicklung vollzogen (s. 253)? man müste doch wissen, welche züge des griechischen Hermes bei dem thrakischen gott widerkehrten.

Ich habe noch das allgemeine bedenken, dass M. das der entlehnung verdächtige gut zu viel als naturmythisch-religiösen,

zu wenig als märchenhaft-novellistischen stoff behandelt[1]. vgl. s. 246ff : wegen der ähnlichkeit Bǫdvild : Athene soll die erstgenannte eine germanische kriegsgöttin sein; s. 217 : bei der beziehung des einhändigen Tý zu dem keltischen Nuada, Nudd soll es sich um einen 'austausch heidnischer religiöser vorstellungen' handeln, der nur in urgermanischer zeit in Deutschland erfolgt sein könne. auch glaub ich, dass M. in den vorliegenden litterarischen quellen zu viel mythisch-deutbares sucht. s. 272 soll der tod Ulfheðins Fms. III 183 in dem tode Freys ein gegenstück haben. in der erzählung der Völsungasaga c. 1 von Lióđ mit dem apfel werden andre ein märchenmotiv sehen, das mit costümstücken aus der isländischen mythologischen überlieferung ausstaffiert ist : M. entwirft eine uraltertümliche grundform und vergleicht *Κορωνίς*, die mutter des Asklepios, und eine phrygische phallische sage (s. 275). der stammbaum Fornióts (Fas. II 3), der mir wie ein richtiges zerrbild echt-mythischer fabel vorkommt, wird s. 224 auch wider zu einem kühnen schlusse benutzt. die deutung der germanischen mythen ist hinter der der griechischen so unendlich im nachteil, weil wir von gottesdienstlicher überlieferung nur ärmliche reste haben, die bildende kunst fast ganz mangelt und bloſs das dritte und undeutbarste, die unterhaltungslitteratur, reichlicher vorhanden ist.

Da sich die abhandlung auf einem so viel bearbeiteten felde bewegt, kommt sie oft in die lage, bekannte beweisstücke und hypothesen kritisch sichtend vorzunehmen, und in diesen teilen ligt nicht zuletzt ihr verdienst. man muss wünschen, dass der verf., der im wesentlichen als sprach- und mythenvergleicher vorgeht, auch fernerhin sein ausgebreitetes wissen und seine glänzende combinationsgabe der germanischen götterlehre zu gute kommen lasse : die mehr in der litteraturgeschichte wurzelnde betrachtung wird immer viel von ihm zu lernen haben.

Berlin, 9 october 1899. ANDREAS HEUSLER.

Yule and Christmas. their place in the Germanic year. by ALEXANDER TILLE, ph. d. lecturer in German language and literature in the university of Glasgow. London, David Nutt, 1899. 218 ss. 4°.

In urzeiten haben die Indogermanen ein zweigeteiltes jahr gehabt, in urzeiten haben sie dann von Ägyptern oder Semiten ein sechsteiliges übernommen, ohne aber deswegen das urzeitliche aufzugeben. dies, wenn ich den autor recht versteh, der inhalt des 1 capitels. worauf gründet sich nun die zweiteilung des urjahres? auf Schraders schrift Die älteste zeitteilung des idg. volkes (Samml. gemeinverständl. wissenschaftl. vortr. XIII 296. Berlin 1878). in desselben verf.s Sprachvergleichung und urgeschichte (Jena 1883) s. 58 hätte T. bereits einen verschämten rück-

[1] in stärkstem gegensatz dazu steht vdLeyen (Das märchen in den göttersagen der Edda, Berlin 1899), der zugleich die entlehnungen in eine ganz späte periode verlegt.

zug finden können [1], da dort eine unterscheidung angenommen wird 'zunächst zwischen dem schneereichen winter und einer freundlicheren jahreszeit, die wider vielleicht schon frühzeitig, in einen vorsommer (lat. *ver*, griech. ἔαρ etc.) und einen hauptsommer (ahd. *sumar*, altkymr. *ham*, zend *hama* : skrt. *sámā* halbjahr [2]) geteilt gedacht wurde'. factum ist, dass wir 3 jahreszeitennamen überliefert haben : daraus auf eine zweiteilung zu schliefsen, ist kühn (s. Schmidt Urheimat d. Idg. 22 ff). ich möchte auch nicht auf eine dreiteilung schliefsen, obwol sie möglich ist, so gut wie eine zwei- oder vierteilung, wenn die vierte jahreszeit etwa in jedem gau des Indogermanenlandes einen andern namen führte. 'dann müste man auch aus dem fehlen einer gemeinidg. bezeichnung der milch folgern, dass die alten Idg. nicht mit muttermilch gesäugt wurden' (Kretschmer Einl. in d. gesch. d. griech. sprache 68). so steht die ururzeitliche zweiteilung auf schwanken füfsen. wie verhält es sich nun mit der in der urzeit entlebnten sechsteilung? sie soll bewiesen werden: 1) durch die altindische jahresteilung; diese ist aber gewis nicht altertümlicher als etwa die 6 jahreszeiten des Thukydides (s. Unger in Müllers Handb. d. class. altertumswissenschaft I 562) : schon Schrader hat in erstgenannter schrift (s. 22) darauf hingewiesen, dass der Rigveda nur 4 jahreszeiten kennt. 2) durch die germanische. hier wird eine sechsteilung erschlossen aus der ungeschickten verdeutschung je zweier (aber auch dreier!) römischer monatsnamen durch einen deutschen : überliefert ist die sechsteilung in alter zeit nirgends. da haben wir wol auch auf ein doppeltagsystem in der woche zu schliefsen, weil *Sonnabend* und *Sonntag* im grunde den gleichen namen führen und auf einander folgen, und dienstag im Augsburgischen *aftermæntig* heifst [3]? vor der annahme der Grimmschen zusammenstellung von *juleis* etc. mit dem cyprischen ἰουλαῖος hätte T. schon das ags. *geohhol*, das doch nicht davon zu trennen ist, bewahren sollen, da es auf *hw*, *gw* im inlaut weist (Zupitza Die german. gutturalen s. 64). die andern von Beda überlieferten ags. monatsnamen will er ebenfalls aus einer nicht-arischen sprache herleiten: es ist ihm aber wol selbst nicht ernst damit, denn er gibt durchaus keinen fingerzeig, wie er das anfangen will. aus der zweiteilung und der sechsteilung soll sich nun eine dreiteilung (in drei grofshunderte von tagen) auf unbekanntem wege entwickelt, alle drei jahreinteilungen aber immerwährend noch nebeneinander existiert haben. auch diese letzte entwicklung muss wol noch in vorgeschichtlicher zeit stattgefunden haben, da Griechen und Germanen sie teilen. was nun die Griechen anlangt, so haben diese, wie mir scheint, immer 4 jahreszeiten gehabt, die zu Homers zeiten noch ungleiche zeiträume bezeichneten, was später

[[1] vgl. indessen die 2 aufl. (1890) s. 436. E. Sch.]

[2] Kluge Etym. wb.[6] 367 gibt an skr. *samā́* jahr; genau zu *sumar* stimmt das armen. *amarn*, gen. *amar-an* (Brugmann Grundr. I[1] § 232).

[3] Kluge aao. 77.

als störend empfunden wurde, so dass sich aus seiner ὀπώρα, die schon ende juli begann, die unserem herbst entsprechenden μετόπωρον und φθινόπωρον entwickelten. der name ὀπώρα sieht ja freilich nicht sehr alt aus, aber ebenso wenig ist θέρος für den sommer alt und doch der begriff schon gemeinindogermanisch, wie von keiner seite geleugnet wird. mehr schein hat die dreiteilung des jahres bei den Germanen. Tacitus berichtet, die Germanen (dh. die Germanen, von denen ihm sein gewährsmann nachricht gab) hätten keinen namen für den herbst gekannt. ich sehe keinen grund an dieser angabe zu zweifeln. daraus schliefst er, dass sie auch den begriff nicht gehabt haben, und T. folgt ihm darin. was er zur unterstützung vorbringt, ist aber schwach: es hätte nur 3 volksversammlungen (und damit im zusammenhang 3 miet- und zinstermine) im jahr gegeben — ja, wo steht denn, dass in jeder jahreszeit eine gehalten werden muste? und der schluss des Tacitus ist wol naheliegend, aber durchaus nicht berechtigt: nach verschiedenen analogien kann ich mir sehr wol denken, dass seine Germanen 3 jahreszeiten mit namen bezeichneten, die vierte aber nur 'von mittsommer bei wintersanfang' benannten. die Norweger hatten nur für 4 monate eigentliche namen, dann zählten sie weiter: 1 und 2 frühling-, 1 und 2 sommer-, 1 und 2 herbst-, 1 und 2 wintermonate. mischung von benamung und namenlosigkeit bei einteilungen kommt mir durchaus nicht unwahrscheinlich vor. wo ich hinsehe, find ich eigentlich nichts als unsere 4 jahreszeiten, meist mit stärkerer betonung zweier darunter, der heifsen und der kalten, was auch unserem modernen gefühl nicht widerspricht.

So steht dieses erste capitel in der luft und mit ihm die andern, die darauf gebaut sind. das altgermanische jahr werden wir uns wol nach Bilfingers bezeichnung (Untersuchungen über die zeitrechnung der alten Germanen I. Das an. jahr. Stuttgart 1899) als ein 'naturjahr mit mondmonaten' vorzustellen haben. ob es einen auf den tag bestimmten anfang hatte, ist mir ganz zweifelhaft: man rechnete wol vom eintritt der kalten jahreszeit bis zum widereintritt derselben. die monateinteilung ist davon nur insofern abhängig, als man mit dem nach beginn des neuen jahres fallenden neumond dieselben frisch zu zählen beginnt, doch muss der jahresanfang nicht auf einen neumond fallen und kann die zahl der monate innerhalb eines jahres zwischen 12 und 13 schwanken. aufserdem geht T. von der falschen voraussetzung aus, dass die Germanen 'purely nomadic cattle-keeping tribes' gewesen seien 'at the dawn of history', eine voraussetzung, die mir durch Muchs aufsatz 'Waren die Germanen wanderhirten?' (Zs. 36, 97 ff) endgültig abgetan scheint, ja die wol nicht einmal für die Indogermanen zutrifft, da die alte anschauung, als wäre die ausschliefsliche viehzucht ein notwendiges vorstadium des ackerbaues, doch einmal aufgegeben werden sollte (vgl. Grofse Die formen

der familie s. 29, Bücher Die wirtschaft der naturvölker s. 8 ff). die deutung eines einzelnen calenders aus dem 14 jh., wie des von T. s. 21 angeführten Xantener, kann natürlich nicht ohne genaue erforschung des ganzen zugehörigen materials in der gewissenhaften weise Bilfingers gegeben werden; doch zeigen schon die daten 11 nov., 13 jan., 17 märz, 12 mai, 12 juli, 17 sept., dass wir es mit einem durchaus christlichen calender zu tun haben, der den wintersanfang (und damit allerdings nach volkstümlicher weise den jahresanfang) auf den Martinstag festgelegt hatte, dann aber nach der doch natürlich nicht germanischen 7 tägigen woche weiter rechnete: denn zuerst kommen 2 × 9 wochen, dann 2 × 8 wochen mit einem *sumarauki* von 5 tagen, die setzung des 17 septembers als grenzscheide zwischen den beiden übrigen abschnitten erklärt sich wol am leichtesten dadurch, dass in dem jahre, für das der calender bestimmt war, der herbstquatember (di. der mittwoch nach kreuzerhöhung) wie in den jahren 1315 und 1326 innerhalb des 14 jhs. (Grotefend Handb. d. hist. chronologie s. 123) eben auf diesen tag fiel. worauf die sechsteilung dieses jahres beruht, vermag ich nicht zu sagen; jedesfalls haben wir in einem solchen späten, complicierten, durchaus christlichen calender nichts besonders ursprüngliches zu suchen.

Die deutung des von Tacitus Ann. I 50 erwähnten festes der Marsi auf das winteranfangsfest (s. 24 ff) geht von der voraussetzung aus, dass die Germanen nur jahreszeitenfeste gekannt hätten; richtiger ist es wol (vgl. EHMeyer Germ. mythol. 288, Müllenhoff Zs. 23, 24 ff) auf das fest der gleich nachher erwähnten göttin *Tanfana* gedeutet worden. die erste erwähnung des Martinsfestes bringt vielmehr das concil von Auxerre (573—603; vgl. Gröber Zur volkskunde aus concilienbeschlüssen und capitularien. KWeinhold zum 26 october 1893, nr 4. 5. 18), welches allerhand abergläubische gebräuche an den vorabenden der heiligentage, besonders aber des Martinstags, ebenso wie (can. I) die am neujahrstage, und so wie (can. XI) die schmausereien in der weihnacht und osternacht untersagt. daraus ist nichts zu schliefsen, als dass Martin ein in dieser diöcese besonders hoch verehrter heiliger war. dass diese verehrung später nicht auf Südfrankreich beschränkt blieb, wissen wir allerdings. wann in einer gemeinde geschlachtet wurde, hieng natürlich vor allem von wirtschaftlichen gründen ab: jede solche allgemeine schlachtung wurde aber als ein fest begangen, und ein teil des geschlachteten gehörte den göttern. so erklärt es sich, dass die schlachtfeste und mit ihnen die opferfeste auf verschiedene daten fallen, dass in England der *blótmónath* der november, in Schweden der october ist, ebenso wie in Island der *gormanadr*, während in Deutschland der *schlachtmant* da und dort bis zum december herunterrückt (vgl. Jahn Die deutschen opfergebräuche 251 f). aber das datum der schlachtfeste ist gewis nicht von cultlichen erwägungen, sondern von

ökonomischen bestimmt und der cultus umgekehrt zeitlich von ihnen abhängig, wie ja T. selbst (s. 64 ff. 72) sehr hübsch anführt. das hat ursprünglich wol weder etwas mit einem auf den tag fixierten wintersanfang noch mit Martinstag zu tun, hat aber natürlich in jenen gegenden, wo das grofse schlachten mitte november stattfand, auf die art der festlichkeiten des Martinstags eingewürkt. ebenso sind auf dasselbe die ursprünglich gewis auch nicht auf einen tag fixierten, nach beendung der wintersaat zur abwehr der dämonen (kaum zur verehrung der götter) angezündeten feuer verlegt worden.

Ob diese verschiebung der wintersaat- und der schlachtfestbräuche der festsetzung des ehemals wandelbaren winter- und jahresanfangs durch die kirche auf Martini vorangegangen oder nachgefolgt sind, wüste ich nicht zu sagen. aber durch die kirche ist es natürlich geschehen, und die Westgoten haben es durchaus nicht, wie T. (s. 36) meint, nach Spanien mitgebracht, sondern aus Südfrankreich aus erster hand empfangen. dass der tag- und nachtgleiche bei der bisherigen speculation über den germanischen calender ein zu breiter spielraum gelassen wurde, glaub ich T. gerne; dass aber dieser begriff den Germanen erst aus den gelehrten kreisen zugänglich gemacht wurde, scheint mir unglaublich: dagegen spricht schon der jedesfalls sehr alte, mit einem kaum belegten simplex componierte ausdruck *sungiht*, welcher ebenso wie *sunnewende* keinesfalls blofs übersetzung von *solstitium* ist, da dieser das stillstehen, jene ausdrücke aber das sich-wider-in-bewegung-setzen der sonne bezeichnen, da auch *wende* hier nicht die änderung, sondern das einschlagen einer richtung meint. und dän. *solhverv* heifst natürlich das gleiche und nicht 'throwing of the sun' (s. 75).

Welche gründe die katholische kirche bewogen, gewisse festliche gebräuche und schliefslich das fest allerheiligen in den anfang des november zu verlegen, kann hier nicht untersucht werden: doch sind die beschlüsse südfranzösischer synoden und römischer päpste wenigstens kein voller beweis für das basieren auf germ. cult, da die anknüpfung an antike bräuche, über die wir ja leider nur sehr fragmentarisch unterrichtet sind, mindestens ebenso nahe läge.

Das dogma vom ursprünglichen monotheismus der Germanen, zu dem sich auch T. (s. 77) bekennt, fängt an gefährliche dimensionen anzunehmen. spukt nicht noch die alte vorstellung dahinter, dass die ersten menschen furchtbar gescheit gewesen sind, so gescheit wie wir selbst, dass sie dann degenerierten, bis die offenbarung sie endlich wider emporhob? halb schüchtern wird ein weibliches princip neben dem männlichen zugegeben. am consequentesten hat Mogk diese lehre ausgebildet: alle götter sollen hypostasen des einen *Tiwaz* sein. gerade diese consequenz der durchführung wird mit der zeit wol manchen die augen darüber öffnen, dass man hier 'auf einer schiefen ebene unaufhaltsam

hinabgleite' (Usener Götternamen 275 ff). so ist schon Much stutzig geworden, ohne aber von dem princip sich lösen zu können: er hat nur (Der germanische himmelsgott. Abh. z. germ. philol. festgabe f. RHeinzel s. 189 ff) für eine gruppe von göttern, bei denen die hypostasenmethode allzu auffällig ins unwegsame führte, entlehnung von den Semiten angenommen [1]. aber so kommt man nicht weiter: man muss mit dem princip brechen. wenn selbst *Tiwaz* der einzige überlieferte name ist [2], so muss es darum nicht der einzige überlieferte gott sein. ebenso leicht wie in urgermanischer nehm ich in indogermanischer zeit hypostasen an. eines der idg. völker mag den eigentlichen namen, alle andern nur die beinamen des gottes erhalten haben, ebenso wie nur die Skandinavier uns den alten namen des frühlings bewahrt, die andern Germanen ihn durch eine neubildung ersetzt haben. so könnten *Indra* und *Thonaraz* (ich will es damit nicht gerade von diesen beiden behaupten) schon einen idg. besondern donnergott repräsentieren. andere götter haben sich wieder sicher nicht aus hypostasen eines gottes entwickelt, sondern sind aus der namenlosen menge der dämonenheere aufgetaucht, wie etwa die hebräischen *Aschmedai* und *Lilith* aus der nicht unterschiedenen masse der *Schedim*. nicht anders scheint mir der führer des seelenheeres, *Wôd-anaz* ('der wutschnaubende' oder 'geisthauchende'), wozu ein altes hypokoristikon im deutschen *Wôde*, *Wuote* erhalten ist, zuerst zu einem namen, dann zu göttlicher verehrung gekommen zu sein. aus der menge der *holden* hat sich ebenso die eine *Holda* als führerin hervorgehoben, die in den verschiedenen gegenden Deutschlands verschiedene namen hat, die man mit vergeblicher mühe alle auf *Frija* zurückleiten will. was verlangt man mehr zum nachweis, dass wir nicht weniger sondern mehr götter, je weiter wir zurückgehn, anzusetzen haben, als die tatsache, dass zwei als die ältesten überlieferten götternamen, sich später nur mehr als beinamen Freys und Odins nachweisen

[1] die ähnlichkeiten gehn wol weiter, als er selbst annimmt: nicht nur *Freyr* ist gleich *Baal*, *Freya* = *Baaltis*, sondern auch *Baldr*, der durch seinen bruder *Váli*, di. der kleine Vane, als zugehörig erwiesen wird, ist gleich *Moloch* 'könig', oder *Adonis* 'herr'. *Niọrdr*, *Nerthus*, wenn wir sie zu gall. *nertos* 'kraft' stellen dürfen, haben ihre entsprechung in semit. *ēl*, das als 'der starke' gedeutet wird (s. Marti Gesch. d. israel. religion s. 25). die *vanir* sind wol nichts als die bewohner, die *landvættir* eines in besitz genommenen, freundlichen landstriches (wobei man auch mit dem begriff des zeitweiligen aufenthalts auskommt, wenn man, wie Kraus meint, den begriff von *wonen* gegen *bûwen* urgieren müste). auch sie haben ihre semitische parallele: 'die göttlichen mächte waren nicht von einander zu unterscheiden, und *elôhim* bezeichnete wol die summe der göttlichen wesen, die an einem orte hausten' (Marti aao. s. 26). die *vanir* fliefsen mit den *álfar* und diese mit den seelen zusammen, wie auch 1 Sam. 28, 13 das gespenst *elôhim* heifst. alle diese ähnlichkeiten scheinen mir aber so in der natur der sache zu liegen, dass sie die annahme einer entlehnung nicht genügend begründen. [2] Kretschmer aao. 78 hat allzu bereitwillig Bremers zweifel geteilt; vgl. Kögel Gesch d. deutschen litt. I 14 anm.

lassen: *Yngvi* und *Jǫrmunr*? wer würde der abgeblassten *Hlóðyn* einen cult zutraun, wenn nicht die sicher zugehörige *Hludana* dafür zeugte? wer nicht *Fulla* für eine späte erfindung halten, wenn der Merseburger spruch uns zufällig verloren wäre? *Thrymr* steht neben *Thórr* nicht anders als *Hyperion* neben *Helios*, als *Alexikakos* neben *Apollo*. die allitteration mit *Vóðenn* zeigt, dass *Vile* und *Vé* wenigstens nicht gar zu spät sein können, spätestens ins 8 jh. fallen müssen, wenn Noreen Aisl. gramm.[2] § 228 mit seiner datierung recht hat. was macht man sich für unnütze not mit den versuchen der identification aller von schriftstellern und inschriften überlieferten altgermanischen götternamen mit denen der Edda, statt sie frischweg als das gelten zu lassen, als was sie sich geben, als besondere götter! ich leugne durchaus nicht, dass hypostasen vorgekommen sind, aber ich möchte der mythenbildenden phantasie auch der späteren zeit nur ihr recht gewahrt wissen, dass sie ohne anlehnung an einen grofsen gott aus sich heraus nun kleinere götter schaffen konnte. so sind *Seaxneat*, *Gesecg*, *Andsecg*, *Sveppa*, *Sigefugel*, *Heðca* und *Bedeca* (Müllenhoff Beowulf s. 7 anm.) durchaus nicht hypostasen des kriegsgottes sondern ostsächsische 'sondergötter', an denen Usener seine freude haben könnte. auf 'die zahllosen heiti Odins' hat schon RMMeyer Anz. XXIII 104 hingewiesen. auch die ags. monatsgöttinnen Bedas möcht ich nicht deswegen von der hand weisen, weil ihre namen aus den monaten abstrahiert scheinen. und was für die spätere zeit galt, hat für die frühere eher in erhöhtem mafse zu gelten. darum glaub ich durchaus nicht mit T. aao., dass der germanische götterhimmel so arm war, dass man bei der übersetzung der wochentagsgötter nicht einmal einen ersatz für *Saturnus* fand. das beweist nur, dass es keine interpretatio romana gab, die irgend einen deutschen gott durch *Saturnus* widergegeben hätte. der germanische götterhimmel war vielmehr so reich, dass ein wochentagsgott *Mars* in 3 verschiedenen gegenden durch je einen besonderen götternamen interpretiert werden konnte (*Ziu*, *Thinxus*[1] und *Er*), von denen freilich der erste das weiteste verbreitungsgebiet hatte, ohne dass aber deshalb die beiden andern sich als blofse hypostasen erweisen liefsen. wie die interpretatio romana schwankte, ehe sie eben durch die wochentagsnamen fixiert wurde, zeigt uns ja am besten der *Hercules*, der bei Tacitus für Donar eintritt. also von dem standpunct aus könnten die Germanen

[1] das ist sicher nichts als ein gott des dingfriedens, den mit Mars zu identificieren die Römer durch sein symbol, den speer, veranlasst sein mochten. dingversammlung und heeresversammlung fallen vielfach, aber doch nicht ganz zusammen, insofern als an ersterer auch die nicht mehr waffenfähigen greise teilnehmen. in dem *Tustingso*, das Hübner (Scherer Kl. schr. I 535) als fehler für *Tiwo Thingso* fassen wollte, könnte man einen dem *Thinxus* entgegengesetzten 'sondergott' (vgl. got. *tuz*, ahd. *zur*) der *dincslete* sehn, dem man so gut altäre errichten mochte, wie die Griechen dem *Φόβος* (Usener aao. 369) opfer brachten.

sehr wol einen sonnendienst gehabt haben, den T. leugnet und auf den allerdings aufser der nachricht Cäsars sonst wenig weist (vgl. Meyer Germ. myth. § 21. 24. 25. 349. 375. 376).

Consequenterweise hält T. (s. 82) den begriff des monats für durchaus nicht indogermanisch, den Germanen insbesondre erst durch die Römer vermittelt. er macht sich den beweis einfach, indem er die vorsichtige ausdrucksweise einzelner forscher, mit der sie sich für die altidg. herkunft dieser monatseinteilung aussprachen, als ein indicium gegen dieselbe verwendet. Kluge (Et. wb.[6] 272) aber hat aus guten gründen das 'vielleicht', mit dem er früher (Et. wb.[4] 260) die behauptung altidg. herkunft einschränkte, weggelassen, Franck (Et. woordenboek 603) hatte sie sofort 'bepaald' behauptet. es wäre ein merkwürdiger zufall, wenn unabhängig von einander die verschiedenen idg. völker darauf gekommen wären, den durch lauf und gestalt des planeten gemessenen zeitraum einfach durch den namen dieses planeten zu bezeichnen. bezeichnet man doch auch das jahr nicht mit 'sonne', den tag höchstens in gehobener sprache, wo auch lat. *luna*, franz. *lune* ab und zu vorkommt. eine übersetzung des lat. *mensis* ist aber *mênô(þ)* gewis nicht.

Ich will nicht weiter fortfahren, die unbegründeten hypothesen T.s zu bekämpfen. eigentlich sind sie auch gar nicht die hauptsache in seinem buch, aber so pompös vorgetragen, dass man sie leicht für die hauptsache halten könnte. den kern seiner arbeit halt ich für gesund. er hat, wie mir scheint, mit guten gründen die meinung erschüttert, dass die gebräuche um martini erst von michaelis, das als eigentlicher winteranfang zu gelten habe, übertragen seien, hat sehr plausibel gemacht, dass Beda nur von dem jahr seiner christlichen mitbürger spricht und nicht als zeuge für ein heidnisches julfest geführt werden kann, und dass begriff und name der zwölften dem kirchlichen *dodekahemeron* entspringt, er hat die annahme eines altgermanischen wintersonnenwendefestes als unbegründete behauptung erwiesen, und die gebräuche um jene zeit überzeugend aus den antiken der *Saturnalia, Brumalia* (vielleicht auch der *Matronalia*), *strenae, tabulae Fortunae* hergeleitet, ohne zu verkennen, dass allerhand deutscher aberglaube, der zu den verschiedensten zeiten des jahres prakticiert wurde, damit verschmolzen ist. über einzelnes will ich mit ihm nicht rechten. er hat sich durch Weinholds vorwurf (Zs. d. ver. f. volksk. 4, 100), er 'hätte manchen irrtum vermeiden können, wenn er über die deutsche jahrteilung die richtige ansicht hätte', verleiten lassen, diese ansicht zur stütze eines ältern buches beweisen zu wollen. das war nicht nötig und hat nur geschadet, indem es schuld trägt, dass das lob seiner arbeit hinter dem tadel zurücktreten muss. die aufsenwerke haben die probe nicht bestanden, die eigentliche festung aber scheint mir solid gebaut.

Bern, 14 november 1899. S. Singer.

Heinrich von Veldeke und die mittelhochdeutsche dichtersprache. von Carl Kraus. mit einem excurs von Edw. Schröder. Halle, Niemeyer, 1899. xv und 189 ss. 8°. — 4 m.

Das problem der sprache Veldekes, die sowol fürs hd. wie fürs nd. in anspruch genommen werden konnte, hat einen unserer tüchtigsten jüngern philologen seit jahren von neuem beschäftigt. seine ansicht, die bereits vor zwei jahren auf der Dresdner philologenversammlung den fachgenossen bekannt geworden war, ligt jetzt ausführlich begründet vor. während Braune und Behaghel beim versuch, Veldekes sprache als rein niederländisch oder maastrichtisch zu erweisen, auf schwierigkeiten gestofsen waren, die sie mit annahmen ad hoc umgehn musten, gelangt die neue untersuchung unter vorsichtiger erwägung der tatsachen zu dem ergebnis, dass die sprache eben nicht rein maastrichtsch sein könne. Kraus sucht zu erweisen, dass das streben des dichters in der Eneide 'in erster linie darauf gerichtet war, reimwörter zu verwenden, die sich ins hd. übertragen liefsen, ohne dass die reinheit des reims darunter zu leiden brauchte', ein streben, das aber durch die reimnot und die beschränkte kenntnis des dichters von dem was im hd. als dialektisch erscheinen muste, in gewissen grenzen gehalten, auch durch stimmungen und gelegentliche unaufmerksamkeit beeinträchtigt wurde. das gleiche gilt auch schon für Veldekes andres gröfseres gedicht, den ältern (s. 166 anm.) Servatius, wenn auch hier das mundartliche in noch etwas stärkerem grade anerkannt werden muss. dagegen hat V. seine lieder in reinem nl. gedichtet.

Die überaus gründliche arbeit ist von einem mangel geschädigt worden, dessentwegen man dem einzelnen kaum einen vorwurf machen kann. die deutsche philologie ist ja gewohnt, an der nl. grenze ganz schroff halt zu machen. auch das gebiet des mnd. und selbst des alts. würdigt sie nicht wie es sich gehörte, und auch die erkenntnis, dass eine menge von sprachlichen und andern culturbeziehungen zwischen den verschiedenen gebieten hin und her gehn, hat vorläufig noch wenig abhilfe gebracht. K. hat sich darauf beschränkt, stücke von 10 mnl. dichtungen zu vergleichen, um die heimatssprache Veldekes festzustellen, und daneben, wie es scheint, recht spärlich, oder auch nachträglich, vHeltens Mnl. spraakkunst und Kerns einleitung zu den Limburgischen sermoenen benutzt. von den texten ist die hälfte flämisch, und von den übrigen kommt nur einer, die Christina, einigermafsen landschaftlich in Veldekes nähe. das ist so, als ob einer durch ein kleines fenster in einer dicken mauer in eine landschaft hinausschaute; und ich habe das gefühl, als müste ich ihn an die offne tür leiten und ihn freundlichst einladen, doch ins freie hinaus zu treten. ich glaube K. gerne, dass er sich von der dürftigkeit der ihm zu gebote stehnden hilfsmittel überall beengt gefühlt hat. aber ich meine, in den jahren, in denen

er dem problem oblag, hätte er dem mangel doch wol abhelfen können und abhelfen müssen bei der wichtigkeit, die die sache beansprucht[1]. er ist weit von der richtigen vorstellung entfernt, wenn er nicht nur den durchschnitt aus jenen 10 mnl. texten im grofsen und ganzen auch für Veldekes heimatssprache nimmt, sondern auch im einzelfalle einen reim, den andre nl. dichter gebrauchen, ohne weiteres, und ganz ausdrücklich mit dieser begründung für V. als rein ansieht (prät. *hilt : schilt* 'scutum', s. 106). wol in den meisten fällen, in denen K. nachweist, dass V. einen reim nicht gebrauchte, der sich bei den Niederländern findet, wird tatsächlich nur bewiesen, dass er sich der in Maastricht oder einem andern centrum seiner heimat zu seiner zeit gebräuchlichen schriftsprache bediente. der abstand zwischen K.s voraussetzung und der würklichkeit wird noch gröfser durch die tatsache, die auch in seinem buche mit Schröders worten (s. 189) ausdruck findet: 'als unser dichter zu schreiben begann, gab es keine nl. litteratur und keine nl. schriftsprache'. auch wenn man die sache nicht ganz so schroff hinstellen mag, so ist doch jedesfalls so viel an ihr richtig, dass selbst dann, wenn in der mitte des 13 jhs. in der limburg. schriftsprache oder sogar später in der dortigen volkssprache eine sprachform sich nachweisen lässt, damit nicht ohne weiteres auch ihr vorkommen am ende des 12 jhs. verbürgt ist. man kann die sachlage nicht mehr verkennen, als es K. s. 30 tut. V. reimt nur die form *geslechte* (einfach weil es die limburg. form ist), nie die unumgelautete *geslachte*, die im nl. die regel bildet. dass daraus nicht folge, V. sei die letztere form überhaupt unbekannt gewesen, zeige zb. Flore, wo neben *geslachte* auch *geslechte* reime. aber der Flore beweist hierin für V. gar nichts. K. geht vom normalmnl. aus, von dem er in einem 1 cap. 11 puncte, und die zt. noch zweifelnd, als nichtlimburg. in abzug bringt, statt V. als hauptzeugen für eine locale litteratursprache zu nehmen, die sich noch jahrhunderte später in vielen puncten vom nl. unterschied, wie das bei Braune und Behaghel und am klarsten bei JHKern hervortritt. auch meine übersicht im vorigen jahrgang von Taal en letteren hätte vielleicht noch dienste tun können.

Noch ein andres tut der sicherheit der ergebnisse abbruch.

[1] an den stellen, wo über den reim von *uo* mit andern *o*-lauten gesprochen wird, § 38, s. 78 anm. 2, s. 79 anm. 1 und s. 98 anm. 2, beeinträchtigt die unzureichende kenntnis des mnl. den gang der untersuchung. *gevloen* (und prät. *vloen*) hat trotz vHelten ohne jeden zweifel den diphthong *oe*, und die reime sind reine, ebenso wie einige andre kategorien, die K. als unreine in anspruch nimmt. vermutlich hat sich K. durch vHeltens darstellung irre führen lassen, während er sich andern orts besser hätte unterrichten können. eine anzahl andrer versehen greift wenigstens nicht weiter in die untersuchung ein. doch sei hier der angebliche plural *lider* (s. 20 anm. 1) berichtigt (an der betreffenden stelle ist 'corium' gemeint), sowie das [von Schröder verschuldete] misverständnis s. 69, als ob ich 'zweig' im nl. (*twijg*) für ein hd. lehnwort erklärt hätte.

K. berechnet nach andern dichtungen, wie oft die einzelnen reime im verhältnis vorkommen sollten, wobei er nicht vergisst, dass die zahlen nicht so genau genommen werden dürfen und allerlei besondre momente im einzelfalle zu berücksichtigen sind. aber er hat die möglichkeit solcher momente m. e. doch nicht genügend erwogen: stimmungen, die art des stoffes, das verhältnis zur quelle, das verhalten stilistischen und metrischen traditionen gegenüber und mancherlei andre — imponderabilien möcht ich sagen, wenn das wort nicht so unphilologisch wäre. das material ist doch lange nicht so empfindlich, wie K. voraussetzt, und nach meinen erfahrungen dürfen solche berechnungen nur mit ganz groben unterschieden arbeiten. in § 33 tut K. dar, dass V. die bindung von wörtern mit germ. *þ* und *d* (hd. *d* und *t*) untereinander stark einschränkt. der folgende § untersucht dann die fälle mit diesen consonanten hinter *l*, *m*, *n* und *r*. *lþ* und *ld*, *nþ* und *nd* werden anstandslos gereimt, aber hinter *r* zeigt sich alsbald wider deutlich die zurückhaltung. darin soll sich die bekannte Sieverssche beobachtung aussprechen, dass die grenze der verschiebung des *d* nach *r* viel weiter nördlich läuft als nach *l* oder *n*. es wäre ja recht schön, wenn das material und die methode würklich so empfindlich wären. allein V.s sprache kann ja mit jenem verschiebungsunterschied überhaupt nichts zu tun haben; wenn sie auf oberdeutsche lautformen wie *rdten*, *siten* rücksicht nahm, muste sie es ja auch auf solche wie *swerte* tun. anders läge noch die sache, wenn man etwa betonen wollte, dass *rþ* : *rd* bei ihm sogar seltner seien als selbst intervocalische *þ* : *d*. aber ich fürchte, die ganze beobachtung ist reine täuschung. die einzigen wörter mit germ. *rþ*, die in betracht kommen, sind die beiden *erde* und *werden*. sie reimen dreimal mit germ. *rd*, dagegen 20 mal untereinander. daneben stell ich nun die tatsache, dass das wort *stonde* 36 mal mit germ. *nd*, aber nur 6 mal mit *gonde*, *begonde* oder *konde*, die K. unberechtigterweise mit germ. *nd* statt mit *nþ* ansetzt, gebunden ist. so wenig man daraus schliefsen darf und schliefsen wird, dass die bindung von *nþ* : *nd* gemieden werde, so wenig berechtigt ist K.s schluss bei *rþ* und *rd*. beide wörter, *erde* und *werden*, gehören zu den formelbildenden, während unter denen mit *rd* kaum solche sind. die 10 wörter mit *rd*, die V. im reim braucht, kommen zusammen überhaupt nur in 33 reimpaaren vor. aufserdem führ ich noch folgendes an. in stark 10000 versen des Lancelot reimt *erde* 18 mal zu *perde*, 2 mal zu dem fem. subst. *werde*, dagegen nur 8 mal mit wörtern, die hd. *rt* haben, trotzdem dem dichter von solchen *herde*, *swerde*, *verde* von *vart* und einige präterita zu gebote stehn. bei Geth. vMinden (ed. Leitzmann) reimen *erde* und *werden* 6 mal untereinander und nur 1 mal eines der beiden wörter anders (*werde* : *herde*). wir werden unten noch andre beispiele kennen lernen, wie zb. die reime auf *mé* und *é*, die uns zeigen,

dass manches nur zufall ist — zufall richtig zu verstehn —, was K. als bedeutungsvoll ansieht.

Bei der wichtigkeit des problems, dem wert, den K., nicht ohne berechtigung, auf seine eindringliche und durchdachte methode legt, und dem hierin sowie in der grofsen fülle des materials begründeten bestechenden charakter seiner arbeit dürfte es geraten sein, in eine besprechung der einzelheiten einzutreten.

In den 1 abschnitt, der die mnl. reime behandelt, die sich bei V. deshalb nicht finden, weil sie nicht limburg. sind, hätte also aus den folgenden noch viel anderes hineingehört. *ăr* und *ĕr* sind limburg. geschieden — *-wart* und *-wert* sind ablaute —; also entfällt auch die bedingte beweiskraft, die § 10 noch zulässt. aus den folgenden paragraphen heb ich hervor *bet*, *das* (auch die übrigen pronominalformen sind problematisch), *(ge)dwas*, *echt*, *vernoi*, *goom*, *heden* (Veld. kannte möglicherweise nur *hiden*), *hoe*, *houde*, *lier*, *loech* (präteritum), *ghemicke*, *port*, *raken*, *scern*, *scamp*, *geslachte*, *sochte* (prät. von *soeken*), *spoet*, *stoet*, *stont*, *treke* (so, nicht *trek*), *twint*. bei den allermeisten dieser wörter und formen ist es auf grund des uns bekannten materials oder sonstiger indicien unwahrscheinlich oder mindestens zweifelhaft, ob V. sie in seiner sprache gekannt hat, und unter dem, was der § 29 zusammenstellt, befindet sich recht wenig, was man überhaupt bei V. im reim erwarten könnte.

Im einzelnen hab ich noch das eine und andre hinzuzufügen.

Bei der besprechung von *hoe* übersieht K., dass das fragewort *wie* allgemein limburgisch ist. V. hätte also in jedem falle *wie* reimen können, und das fehlen von *hoe* und *wie* muss sich irgendwie anders erklären. in bezug auf *sochte* ist m. a. nach eher Behaghel im recht. wird doch aus Kern § 15b wahrscheinlich, dass *soeken* im limburg. eine andre als die nl. präteritumsform *sochte* hatte, die dann natürlich auch *roeken* zugestanden haben kann. es ist dann klar, warum die prät. der beiden wörter in der Eneide nur untereinander gebunden werden. im Serv. ist entweder neben der autochthonen form zweimal die nl. gebraucht, oder eher eine in dem spätern werk vermiedene reimungenauigkeit zugelassen. beim prät. von *stân* ligt die sache möglicherweise so, dass die alte form *stoet* V.s sprache gar nicht zukam, auch *stont* eigentlich nicht und darum nur ausnahmsweise gebraucht wurde, die geläufige form vielmehr die mit nasal und erhaltener länge gewesen ist. dass V. *lêren* in der bedeutung 'lernen' absichtlich gemieden haben sollte, ist schwer zu glauben. man wünschte dafür wenigstens den nachweis, dass der begriff auszudrücken gewesen und das wort wirklich umgangen worden ist. mit *-wart*, *-wert* (s. 35) ist nichts bewiesen, denn die eine oder die andre form hätte V. ja auch bei rücksicht auf ein deutsches publicum gebrauchen können, und er vermeidet das wort doch

auch im innern des verses. selbst bei *ghemoet* und *spoet* bin ich nicht ganz überzeugt, dass sie absichtlich umgangen sind und kann auch der anm. bei *gemoet* nicht zugeben, dass die reimwörter auf *-oete(n)* sonderlich beschränkt seien. übrigens scheint es mir immer noch mit Lichtenstein möglich, dass in 5221 ein wort dieser sippe stecke; etwa *diere* (= *die dare*; oder *die hen*) *volgen*, *moeten* (*moeten* als verbalform). aus dem fehlen eines wortes im reim wie *tand*, das überhaupt nur 4mal vorkommt, kann man aber wol gewis nichts schliefsen.

Selbst in einzelnen der fälle, in denen ich geneigt bin, mich K.s grundanschauung anzuschliefsen, würd ich weniger zuversichtlich sein. bei wortformen wie den participien *gevaen*, *gestaen*, *gegaen*, *geheven* wär es wol nicht richtig, sie für nicht maastr. zu erklären. aber es bleibt immerhin die schon geltend gemachte möglichkeit, dass sie erst nach V.s zeit aus der nl. schriftsprache eingedrungen seien. und sollen sie selbst zu seiner zeit schon vorhanden gewesen sein, so bleibt immer noch zu berücksichtigen, dass jede schriftsprache auch ohne rücksicht auf ein auswärtiges publicum die neigung hat, sich gewählt auszudrücken und ihre beschränkende auswahl auch auf die in der heimat gangbaren formen ausdehnen kann. in der regel wird in dem fall ja, wenn es sich um die auswahl einer ältern und einer jüngern, durch ausgleich entstandenen form handelt, die letztere den vorzug erhalten; doch mag individuell auch das umgekehrte vorkommen. diese frage drängt sich auch bei einem worte wie *trecken* auf; so lange noch ein andres gleichbedeutendes verbum daneben bestand, könnte es als zu alltäglich gemieden worden sein. K. hat einen in diesem sinne gemeinten hinweis Schröders (s. 18) vielleicht nicht genügend berücksichtigt.

Auch in den beiden folgenden abschnitten, die ich hier zusammenfasse, ligt für meine auffassung manches anders. am klarsten dürfte es sein, dass Behaghel wider mit den präteritis vom typus *hielt* und *gienc* im recht ist (§ 47). was Kern § 29 beibringt, spricht entschieden genug dafür, dass die formen mit diphthong (oder länge) die V. geläufigen waren, ähnlich wie wir es auch oben bei *stoent* annahmen. daneben hat er ausnahmsweise auch die formen mit gekürztem vocal gebraucht, die gleichfalls autochthon seiner sprache angehört haben könnten (Mnl. gr. § 153; Zs. 40, 33), oder aber als lehnformen anzusehen sind. eben so sicher ist, dass reime zwischen *ou* und *ó* aus *au* nach V.s eigener sprache ausgeschlossen waren; s. Kern § 62. eine erörterung des § 43 will ich mit *hie* beginnen, das K. auf vHeltens Spraakk. hin für unniederländisch erklärt. doch spricht vHelten gar nicht so bestimmt, und tatsächlich ist *hie* allgemein limburgisch; s. Kern Limb. serm., glossar s. v. desgleichen spricht nichts gegen die möglichkeit, dass *da* und *na* V.s geläufige formen waren; s. Kern unter den wörtern. dasselbe nehm ich von *é* und *mé*

an; die formen *ēr* und *mēr* (nicht *mēre* = ahd. *mēra*) scheinen V. sogar gefehlt zu haben. die beiden wörter reimen dann unter einander, oder stellen sich ein, wenn *sē* und *wē* oder sonst ein wort auf *-ē* zu binden ist, und es geht hierbei, wie in einigen andern von K. merkwürdig gefundenen fällen, wol nur ganz natürlich zu, wenn solche reime gruppenweise auftreten. dh. es ist eben nur in bestimmten teilen der erzählung von *wē* und *sē* und andern wörtern auf *-ē* die rede. an drei stellen will K. die formen *mēre* und *ēre* in den text hineinconjicieren, indem er das reimwort *sē* mit dem synonymon *mere* vertauscht. die argumentation wird ohne zweifel bestechen. trotzdem würd ich schon nicht zu folgen wagen, weil ich es entschieden für unberechtigt halten muss, die bindung von länge und kürze in offner silbe durch conjectur in die En. zu bringen. die ganz wenigen überlieferten oder vermuteten beispiele sind zweifelhaft oder mehr als zweifelhaft, bis auf die bindung von *sone* mit formen des verbums *doen*. hier steht aber aufser der quantität auch die qualität des vocals in frage, und diese kann nur gelöst werden durch eine umfassendere untersuchung, die auch auffallende nl. reime zu begreifen hätte. aus V.s gebrauch dürfte sich vielleicht ergeben, dass sich beim vb. *tun* quantitativ und qualitativ besondre formen in minderbetonter satzstellung entwickelt haben. was die synonyma *sē* und *mere* betrifft, so würde ich eher glauben, dass die deutschen hss. das erstere öfter durch das letztere ersetzt haben. dem Österreicher K. ist *sē* 'ungewöhnlich und leicht misverständlich'. für V. kann es aber sehr leicht die geläufige bezeichnung gewesen sein, neben der *mere* vielleicht nur mehr als bequemes reimwort weitergeführt wurde. im Gloss. Bernense (hg. von Buitenrust-Hettema) findet *meere* nur mehr die übersetzung 'lacus', die übrigen bedeutungen sind auf *see* beschränkt. wenn dann V. in den liedern neben *ē* auch manchmal *ēre* gebraucht, so mag er hier, wo ihn die rücksicht auf deutsche leser weniger band und der reim gesteigerte anforderungen stellte, seine zuflucht zu einer form genommen haben, die er auch kannte, die ihm aber eigentlich nicht geläufig war.

Über die pronomina ist es, wie K. selber anerkennt, nicht so einfach zu reden, da sich so wenig feststellen lässt, wie sie eigentlich in V.s sprache gelautet haben (§ 46). man darf aber hier wol zugeben, dass es mit in der rücksicht auf das deutsche publicum begründet ist, wenn sie im reim fast ausgeschlossen bleiben. ganz lässt sich indessen auch diesmal die skepsis nicht unterdrücken. wenn dativ und accusativ *mik* und *dik* lauteten, und der nominativ 'er' *hē̄*, mit einer form, deren *ē̄* sich von dem gewöhnlichen langen *e* im klang unterschieden haben könnte, so war die reimfähigkeit der pronominalformen von natur beschränkt. aufserdem will ich aber darauf aufmerksam machen, dass in den 4704 versen des Moriaen nur ein einziges mal zwei pronominal-

formen, *mi* und *hi*, miteinander gebunden sind. auch sonst kommen bis v. 4000 — von da an ist die hand eines bearbeiters stärker im spiel — pronominalformen verhältnismäfsig selten im reim vor: *u : nu* 3mal, je 1mal *mi : bi, mi(e) : sie* ('sehe'), *hen : ben, hem : bem.* das fällt ganz besonders in der umgebung auf, in der uns dies gedicht überliefert ist, in Velthems Lancelot, wo die von den pronomina untereinander und mit andern wörtern gebildeten bequemen reime sich bis zum überdruss widerholen. angesichts dieser tatsache muss man vielleicht mit der möglichkeit rechnen, dass einzelne dichter diese reime wegen ihrer kunstlosigkeit absichtlich gemieden haben [1].

Mit der frage des umlauts von *â* (§ 59) ist ohne zweifel K. wider im unrecht gegenüber Kern (§ 25). V. muss in seiner heimatssprache den umlaut als *ê* gekannt haben, also werden wir wol auch die reime zwischen *êr* aus umgelautetem *âr* und *êr* aus germ. *air* im Servatius als beweise dafür hinzunehmen haben. die versuche, diese reime wegzucorrigieren, könnte man gelten lassen, wenn vorher das nichtvorhandensein des umlauts bewiesen wäre, sie sind aber keineswegs so schlagend, um selbst die sache zu beweisen. weiter glaub ich mit Kern, dass das fehlen entsprechender reime in der En. nur dafür spreche, dass sie nicht ganz rein waren, und der dichter sich in dem jüngern werke gröfserer sorgfalt befliss. ein solcher reim steckt übrigens vielleicht doch auch in der Eneide, denn das durch eine sehr glückliche conjectur Behaghels v. 2240 in den text gebrachte zeitwort lautet vermutlich in seiner eigentlichen form *ontmêren.* schreiben wir in der En., da wo der reim nicht entgegen steht, immer, oder mit abwechslung, *ê*, so haben wir denselben zustand wie in andern limb. texten, wo *â* und *ê* wechseln. vielleicht waren die *â*-formen V. noch nicht so geläufig wie seinen jüngern litterarischen collegen, und erklärt es sich daraus, dass die reime von *â : æ* nicht ganz so häufig sind, wie sie bei völliger unbefangenheit etwa zu erwarten wären. immerhin mag man aber auch hierbei wider an die rücksicht aufs deutsche publicum denken, und jedesfalls tut K. recht daran, hervorzuheben, dass diese bindungen in den letzten 2700 versen überhaupt nicht mehr vorkommen. im ganzen ist aber der reim von *â : æ*, der also mit V.s eigner sprache nicht stimmt, nicht selten, und dabei ist vielleicht zu berücksichtigen, dass auch in den ältern deutschen gedichten die reime von *â : æ* nicht unbekannt sind, eine bekannte tatsache, die aber heute wol eine erneute untersuchung ertragen könnte.

Noch eine reihe weiterer einzelheiten erscheinen mir doch in einem andern lichte. aus den reimen von *doe : toe* (s. 75) würd ich nichts zu schliefsen wagen. ich mache mich anheischig, noch ganz andre unterschiede im verhältnis dieses reimes unter

[1] [vielleicht kommen hier Zwierzinas beobachtungen oben in der Zs. s. 34—46 in betracht.]

den mnl. dichtern selbst nachzuweisen. es braucht einer nur ein etwas sorgfältigerer stilist als ein andrer zu sein, und der bequeme flickreim wird sofort bei ihm zurücktreten. ebenso skeptisch bin ich in bezug auf die reime von *sus* : *-us* (§ 39). K. selbst macht gelegentlich geltend, dass bestimmte reime zufällig eine zeit lang nicht ins gedächtnis treten, dann auf einmal auftauchen und sich nun auch öfter einstellen, ein gedanke, der nicht nur auf reime, sondern auch auf einzelne wörter und wortformen auszudehnen wäre und sich auch sonst wol hätte einstellen dürfen, wo K. an dem vorkommen von einzelheiten etwas auffällig findet. werden nun die namen auf *-us* mit *sus* (oder *dus*) gebunden, so ist es natürlich, dass andre reime, die früher herhalten musten, um die namen auf *-us* zu versorgen, zurücktreten. dreimal hat V. wörter auf hd. *-ahs* mit *was* gereimt (s. 84), und er soll den nicht hd. reim nur zugelassen haben, weil er sich sonst mit den betreffenden wörtern in reimnot befunden habe. warum brachte er sie aber nicht im versinnern unter, womit er sich doch sonst oft geholfen hat (vgl. zb. s. 46 anm. 2)? dasselbe muss man bei *skat* und *geboet* § 31 fragen.

Die geläufige form V.s für die negation war die gemeinnl. *niet* (s. 83). daneben gebraucht er, nur im reim mit 'licht', eine zweite form. da *licht* bei V. offenbar den vocal nicht gekürzt hatte, also *liecht* (oder *licht*?) lautete, war die andre form *niecht* (*nicht*?). dieselbe könnte aber, neben *niet*, recht wol einheimisch gewesen sein (s. Mnl. woordenb. s. v. *nicht*), und wir dürfen schwerlich mehr behaupten, als dass die bekannte rücksicht vielleicht m i t von einfluss auf ihren gebrauch gewesen sei. auch hier hebt nun K. die merkwürdige verteilung der zweiten form in dem gedichte hervor. ist die aber so merkwürdig? die ungewöhnlichere form stellt sich eben ein, wenn ein reim auf *liecht* nötig ist. das 'licht' ist doch sicher immer das prius bei diesen reimen gewesen. auch die im § 70 behandelten dinge lassen sich m. e. nicht einmal so weit verwerten, als wofür K. sie mit vorbehalt in anspruch nimmt. er führt nicht weniger als 41 reime an, in denen *o* und *u* vor *ld*, *lt*, und 30, in denen sonst *o* und *u* miteinander gebunden sind. ist es nicht bedenklich, bei einer solchen zahl überhaupt noch von einer absichtlichen beschränkung zu reden? im zusammenhang damit macht er die beobachtung geltend, dass vor *ld*, *lt* diese reime bei V. sogar viel häufiger vorkommen als bei den nl. dichtern. auch das erklärt sich anders als er vermutet. die betreffenden wörter reimen nämlich bei den Niederländern — von der möglichkeit der formen *-ult*, *-ulde* abgesehn — mit den zahlreichen wörtern auf *-alt*, *-alde*, und durch diese, für den Limburger nicht möglichen, bildungen wird ihre reimfähigkeit grösteuteils erschöpft. diese tatsache ligt aufserhalb der eigentlichen beweisführung von K. es schien mir aber doch der mühe wert, einen augenblick bei ihr still zu stehn, um auf

die möglichkeit von beobachtungsfehlern hinzuweisen. ein beobachtungsfehler steckt auch in einer erörterung, wie sie § 139 anm. 1 und sonst öfter angestellt wird. ich hebe das prägnanteste daraus hervor. V. hat 2mal (hd.) *-oge : -oge*, 3mal *-üge : -üge*, 23mal *-ogen : -ogen* und 6mal *-ugen : -ugen*, oder *-ügen : -ügen*, oder *-ugen : -ügen* gebunden. 'da ist es denn gewis höchst bezeichnend, dass gerade auf diese kategorie, wo so viel reimwörter vorliegen, nur ein einziger unhochdeutscher reim entfällt (*bogen : vlugen*)'. ich glaube dagegen, dass die 'richtigen bindungen' sich einfach von natur häufiger einstellen. schon allein die tatsachen, dass die participia *gelogen* und *ongelogen* phrasen bilden und anderseits wortformen auf *-ogen* sehr viel häufiger sind als solche auf *-ugen*, legen ein beträchtliches übergewicht auf ihre seite. ferner ist es möglich, dass im limburg. sich etymologisches *o* und etymologisches *u* etwas von einander unterschieden (Taal en letteren 8, 506) und ganz rein die reime nur in der nl. schriftsprache gewesen wären. w e n n also V. absichtlich lieber *ōg* mit *ōg* als mit *ūg* oder *ūg* reimt, so wäre das doch nicht rücksicht aufs hd., sondern auf die eigene mundart. schliefslich heb ich hervor, dass der 'unrichtige reim' in den 2673 untersuchten versen von Maerlants Alexander überhaupt nicht vorkommt; denn der eine von K. angeführte, *evenhögen : vlogen*, kommt wegen der quantitätsverschiedenheit für V. nicht in betracht. das ergebnis von § 33, dass V. die bindung von germ. *þ* und *d* möglichst einschränke, halt ich im grunde für richtig. doch da K. selbst annimmt, dass der dichter auch die bindung von *i : e* einschränke, die form *-hede* neben *-heit* nicht kenne und das prät. *seide* nicht gebrauche, da ferner die umlautsverhältnisse, sowie die verteilung zwischen monophthongiertem *ê* und nichtmonophthongiertem *ei* in V.s sprache sich nicht ohne weiteres mit den gemeinmnl. verhältnissen decken, so werden die verhältniszahlen auch hier nicht unwesentlich andre, als K. sie berechnet[1]. eine gröfsere anzahl von reimen würden den s. 51 anm. 1 aufgeführten hinzuzuzählen sein. ähnliches gilt für § 35. für nr 1 ist im allgemeinen die möglichkeit zu erwägen, dass V. zt. *i* sprach. und die formen von 'dieser' hätten hier nicht in betracht gezogen werden dürfen, nachdem sie früher bereits in einem andern sinne in anspruch genommen waren (s. Kraus selbst s. 65). dasselbe gilt bei nr 2b zb. von *bet. iht : reht* im Karel ende Elegast beruht auf einem misverständnis. und wenn gar bei so plauen tatsachen wie der vocalkürzung vor *cht* (§ 62) oder den labialverhältnissen (§ 64) noch nach einem besondern grund geforscht wird, warum 'V. nicht das gesamte sprachgebiet des hd. hier berücksichtigte', so wird wol schwerlich jemand so weit folgen wollen. V. ist sicher in keiner weise in der lage gewesen, rücksicht auf ein publicum zu nehmen, dem

[1] durch ein druckversehen bei K. ist das verständnis beeinträchtigt: s. 52 z. 8 v. u. sollen *e* und *i* nicht geschieden werden.

nur das würklich oberdeutsche mundgerecht gewesen wäre. ebenso urteil ich über § 68, unter berücksichtigung des hinweises von Schröder wegen der reime *triuwe:riuwe* und *vrouwen:scouwen*, und, mutatis mutandis, über den folgenden §. zwischen einzelnen unter den verglichenen nl. gedichten könnte man selber ähnliche unterschiede feststellen wie zwischen ihrer summe einerseits und Veldeke anderseits. und es ist nur die anwendung eines satzes, dessen sich K. mit der spitze nach andrer richtung selber bedient, wenn wir sagen, in folge jeder reimmöglichkeit, die auf grund sprachlicher, stilistischer oder stofflicher momente für V. gemeinsam mit den Deutschen oder für den Limburger allein besteht, mindert sich naturgemäfs die anzahl specifisch nl. reime. sehr ansprechend ist die vermutung (s. 112), dass das subst. *here* in den hss. der En. häufig an die stelle des adj. *gehere* getreten sei. weiter würd ich mich aber fragen, ob die gröfsere seltenheit von *here* in der En. dem Serv. gegenüber nicht etwa dadurch bedingt sein könne, dass das wort mit vorliebe von Gott und geistlichen herren gebraucht wurde. die beobachtung s. 109, dass die form *dane* 'von dannen' nur mit der präpos. *ane* reimt, beweist wol sicher, dass V. die form nicht unbefangen gebraucht hat. aber ob es eine hd. form war, durch deren berücksichtigung er sich dabei leiten liefs, halt ich wider nicht für ausgemacht.

Ganz schlagend scheint der nachweis, dass im ganzen Servatius und in der En. bis 8416 das adj. *hart* gebraucht wird, aber von En. 11833 an dreimal *herde*, kein *hart* mehr. er ist um so bedeutsamer, als im nl. eine adjectivform *herde*, wie K. annimmt, überhaupt nicht besteht; an den stellen des Lanc. ist das adv. gemeint und *e* steht secundär für *a* vor *r*-verbindung. mit dieser beobachtung scheint einiges andre zu stimmen: das zurücktreten der bindung *â* : *æ* zum schluss der En. und die tatsache, dass bis En. 11594 das prät. *sach* auf nl., md. *-ach* = germ. *ag*, von da an aber auf hd. *-ach* = germ. *-ak* reimt. aber scheinbar in geraden gegensatz dazu stellt sich, was über *swâr* s. 116 beobachtet ist. das adj. kommt in der En. nur im letzten teil 3 mal vor, und zwar in der unhd. form *swâr*, eine tatsache, die ich mir nicht zu erklären weifs. K. erörtert die anscheinende zunahme der hd. elemente gegen den schluss der En. noch einmal im zusammenhang s. 151 ff, aber ich habe den eindruck, dass er mit den tatsachen nichts rechtes anzufangen wuste. den wert seiner hübschen beobachtungen will ich nicht verkürzen, obwol wir keineswegs ganz klar in der sache sehen.

Ich möchte hier noch kurz die erörterung einiger einzelheiten anschliefsen, die zwar aufserhalb des von mir zu liefernden nachweises liegen. mit recht nimmt K., s. 41 anm., anstofs an dem reime *wit* : *vernit* 5171 f. Behaghels versuch eine form *vernit* einzuführen ist nicht berechtigt, nl. ist nur *vernis*. aufserdem könnte man ein *vernitz* zugeben; vgl. mlat. *vernitium*, ital.

vernice, vernitz in hs. G der En. und mnd. *fornitzen* 'firnissen'. auch hätten wir in V.s heimatssprache nicht *wit* vorauszusetzen, sondern, wie allgemein nl., *wit* (reimbelege fehlen). für die annahme, dass die ganze überlieferung hier gründlich geändert habe, dürfte schwerlich raum sein; aber nach der ganzen sachlage glaub ich auch nicht, dass der dichter gleich an hd. *wiz : verniz* gedacht haben könne. was hat er nun gereimt? *wit : vernis* oder *wit : vernitz* mit dem gedanken an eine falsche verhochdeutschung *wiȥ* oder *witz*? — was zur rechtfertigung des reims *satte : vate* (eine form *vatte* ist auch für V. schwerlich berechtigt) 8324 s. 48 f gesagt wird, ist einschliefslich der anm. 3 zu streichen. man könnte denken, V. habe *út* mit dem acc. construiert (vgl. Behaghel cmf) und im relativsatz das umschriebene perfectum gehabt. der reim *vat : gesat* hätte an solchen wie *vat : scat* (K. § 31) seine parallelen. aber V. gebraucht das part. *gesat* sonst in En. nicht im reim (s. 46 anm. 2). vielleicht ist würklich *satte* : *vate* als eine gelegentliche folgerung aus jenen zugelassenen reimen wie *vat : scat* anzusehen. — mit der frage nach dem umlaut des *u* sieht es auch nach der besprechung in § 65 noch recht verzweifelt aus. der ausweg, einen klang vorauszusetzen, 'der zwischen dem des *e, i* in *senden*, *binden* und dem des *u* in *stunde* die mitte hielt', scheint mir nicht gangbar. nach lage der sache müssen wir am ersten annehmen, dass V. würklich neben *sünde* (und vielleicht *sonde* nach nl. art) ein *sende* gebrauchte, eine form, die im nl. ja auch bezeugt ist (meine gr. § 35a; vHelten § 22), aber mundartlich ganz eingeschränkt gewesen sein muss.

K. hat den bau seines beweises mit so massigem material angelegt, dass man ruhig einen grofsen teil desselben entfernen kann, und das gebäude doch bestehn bleibt. dass V. bei seiner En. und auch schon — was ganz neu ist — bei seinem Sinte Servaes an deutsche leser gedacht hat, dürfte wol jetzt trotz den vielen zweifeln, die ich zu erheben hatte, allgemeine überzeugung werden. zu den bis jetzt für eine solche ansicht ganz vereinzelt und gelegentlich geltend gemachten fügt er eine reihe neuer beweismomente, die man schwerlich wird anzweifeln können, hinzu. ich möchte — allerdings auch da noch gern mit vorbehalt, dafür aber auch bei einigen andern die möglichkeit nicht bestreitend — folgendes aus K.s abschnitt II, 1 hierhin rechnen: *blide*, *doen* 'bewürken', *geval*, *fijn*, *vort*, *vroet*, *gader*, *gegaen* nebst *gestaen* und *gevaen* (doch s. oben), *claer*, *min* (die möglichkeit, dass V. *men* sprach, kann dabei nicht in betracht kommen), *naken*, *quaet*, *sachte*, *saen*, *gesciede*, *gesciet*, *seggen*, *sie sijn* [1], *wale* (während bei *wel* die sache wider zweifelhaft ist, s. Kern s. 19, fufsnote 3).

[1] da En. 2568 in Hw noch die von mir Anz. VIII 143f (vgl. auch Mnl. woordenb. II 150) nachgewiesene construction vorligt, die auch 662 und vielleicht sonst erhalten ist, so ist ihre lesart jedesfalls als echt anzusehen. ob es dabei möglich ist, *sijn* als conjunctiv zu fassen, lass ich dahingestellt.

bei den folgenden abschnitten bleibt nicht viel, wo mir die bedenken nicht überwiegen : die erörterungen über die bindung von germ. *t* und *d*[1], *þ* und *d*, die dehnung kurzer vocale in offner silbe und die synkopierten verbalformen wie *breit* für *breitet* § 58. mit einschränkung hab ich mich schon zustimmend geäufsert betreffs der pronominalformen und des umlauts von *â*. auch hier würde die rücksicht des dichters darin bestehn, dass er vermied, was im Deutschen einen unreinen reim ergeben hätte. positiv scheint er nur mit einigen bindungen von *k : g* und — im letzten teil des gedichtes — einigen von *sach* mit wörtern auf germ. *k* über die eigne sprachform und zwar auf die benachbarten mfrk. übergegriffen zu haben. das ist also des beweiskräftigen in diesen abschnitten nicht viel.

Ein weiteres argument hat Schröder beigesteuert mit der beobachtung, dass die neuern französisch höfischen fremdwörter im Servatius und der En. auffallend wenig vorkommen, viel weniger als selbst in V.s liedern. V. 'erblickte darin ein element, das für seine heimatliche sprache charakteristisch war und der hd. zu widerstreben schien'. freilich dürfte sich schwer genauer abschätzen lassen, was von diesem sprachgut in Veldekes heimatlichen kreisen zu seiner zeit schon tatsächlich einigermafsen geläufig gewesen ist. *colomme* und *solfer* sind übrigens im nl. eingebürgerte wörter, und *sot* hätte nicht ohne weiteres als fremdwort in anspruch genommen werden sollen.

Alles in allem wird man den beweis des hauptsatzes, wie gesagt, wol allgemein für erbracht halten. aber um das mafs der rücksicht zu bestimmen, die der dichter nach aufsen gebrauchte, halt ich die untersuchung für weniger geeignet. V. hat im grunde doch eben limburgisch oder maastrichtsch geschrieben. K. selbst führt dafür eine erkleckliche anzahl von einzelheiten ins feld. sie mehren sich beträchtlich durch eine reihe von andern einzelheiten, die entweder unmittelbar dafür sprechen oder die an sich nach beiden seiten verwertbar, m. a. nach in anderm sinne gedeutet werden müssen, als von K. geschieht. ich möchte in diesem zusammenhang auch aus meiner Mnl. gr. s. 94 anm. 1 widerholen, dass m. a. nach V. wahrscheinlich *du doets* und *du moets* gereimt hat (s. Behaghel s. xci, Kraus s. 151). eine gröfsere anzahl von wörtern und leicht auffallenden flexionsformen scheint er absichtlich gemieden zu haben. in der lautlehre erstreckte sich sein lebendiges bewustsein vom unterschied der sprachen oder seine fähigkeit dem unterschied gerecht zu werden aber nur auf wenige besonders hervorstechende einzelheiten. was hd. *t : ȥ* oder *tz* gewesen wäre, glückt ihm zu vermeiden, aber wo es sich um hd. *ȥ : tz* handelt, da erlahmt schon

[1] gegen die hypothese, ausl. *t* = germ. *t* und ausl. *t* = germ. *d* seien in V.s sprache verschieden gewesen, könnte man auch die reime von *niet* zu wörtern wie *riet* geltend machen.

seine fähigkeit. K. macht eine anzahl von stellen späterer dichter und theoretiker geltend, die uns beweisen, dass man mit vollem bewustsein in der weise, die er für V. schon annimmt, verfuhr, um einer gemeinsprache entgegen zu kommen. aber was diese leute im auge haben, sind doch auch nur verhältnismäfsig wenig sprachliche einzelheiten gewesen und ist, trotzdem wir uns um mehrere jahrhunderte weiter befinden, gar nicht zu vergleichen mit 'der last, die er V. aufbürdet', und die in der tat, glaub ich, seinen schultern zu schwer gewesen wäre. K. hat, um das mafs von V.s rücksicht auf das hd. zu veranschaulichen, s. 155ff die verhältniszahlen von 29 arten von reimpaaren, die nach beiden seiten richtig sein würden, in der En., bei Hartmann, Wolfram und Gotfrit nebeneinader gestellt. da erhalten wir die allerdings auffälligen zahlen: Veldeke1891, Hartm. 713, Wolfr. 509, Gotfr. 775. ich bestreite nicht, dass an ihnen V.s rücksicht auf das deutsche publicum anteil haben mag, aber ob das bild zuverlässig ist, um das ausmafs derselben anschaulich zu machen, bezweifle ich doch. zu diesem zwecke hätten m. e. a l l e indifferenten reime neben einander gestellt werden müssen, zb. auch die auf *al(le)*, *an(ne)* ua., die nicht aufgenommen sind. auch dann würde es die nackte wahrscheinlichkeitsrechnung allein noch nicht tun; es können mancherlei mitwirkende momeute in betracht kommen. es gibt eine sehr grofse anzahl oberdeutscher reime, die V. nicht zu gebote standen — K. selber hat s. 152 eine stattliche liste solcher aufgestellt — und die er also durch andere ersetzen muste. ich glaube nicht, dass sie durch eine ähnliche anzahl von nicht oberd. aus V.s eigner sprache ausgeglichen würden. zur feststellung fehlt uns freilich das material. und wie viel kommt dabei nicht auf die individualität an! zb. das verhalten der dichter gegenüber typischen reimen. in der En. erreichen die reime auf *-as* die höhe von 306 wegen des namens *Eneas*. standen den andern dichtern eben so bequeme namen zu gebote? und wenn ja, haben sie die bequemlichkeit ebenso weit getrieben? K.s liste zeigt offenbar, dass der beträchtliche abstand Wolframs von seinen hd. kunstgenossen wesentlich darin begründet ist, dass er die wortformen *kam*, *kâmen*, *gân* und *stân* so gut wie nicht gebrauchte. man sieht also, wie viel sprachliche einzelheiten hier ausmachen können.

Auch die frage, welche deutsche gegend denn V. im auge gehabt habe, wird beantwortet und zwar dahin, dass es 'hauptsächlich' Thüringen gewesen sei. daneben wird unter benutzung von nachweisen Schröders auf mögliche beziehungen des dichters zu Ostfranken aufmerksam gemacht.

Dem möglichen einwand, dass die uns vorliegende sprache etwa das ergebnis einer mitteldeutschen bearbeitung von V.s text sein könne, ist der verfasser gleichfalls begegnet. er verneint die möglichkeit im allgemeinen, gibt sie aber bis zu einem ge-

wissen grade zu, indem er an verschiedenen stellen eine bearbeitung, die den zweck gehabt habe, im deutschen nicht reine reime wegzuschaffen, für wahrscheinlich ansieht. ich kann mich indessen mit der auffassung der betreffenden fälle nicht einverstanden erklären. wenn an zwei verschiedenen stellen die reime *jongelinc : dinc vienc : (er)gienc* aufeinanderfolgen, so teil ich K.s ansicht nicht, dass dies unmöglich zufall sein könne. K. hat an 40 000 Wolframschen versen die gegenprobe angestellt, dass dort niemals die beiden reime hintereinander stehn. das spricht gewis für die aufserordentliche gründlichkeit und gewissenhaftigkeit seiner untersuchung, aber es beweist m. e. nichts. dafür müste erst die vollständige übereinstimmung der vorbedingungen dargetan sein. wenn zb. einem autor der ausdruck *sine dinc anevaen* geläufig war, dem andern nicht, so verändert dieser einzige umstand die sachlage von grund aus. freilich geb ich zu. dass der reim *jongelinc : anevinc* oder *dinc : ane vinc*, wie K. als ursprünglich vermutet, besonders nahe ligt für einen, der die lautform *vinc* gebraucht. da aber V. nicht so sprach (s. oben), so würd ich eher noch vermuten, dass er selbst an beiden stellen einen derartigen typischen reim mit rücksicht auf seine sprache, oder auf eine reinere reimtechnik oder meinetwegen auch auf das deutsche publicum umgemodelt habe. bei den beiden ersten der 3 folgenden stellen muss ich bestreiten, dass die herstellung eines reimes von hd. *t : ʒ* durch streichung leicht zu bewerkstelligen sei. wohl ist das der fall 13463ff, und hier wird jeder aufserdem zugestehn, dass die grofse umständlichkeit des ausdrucks zu der von K. erwogenen athetese verlockt. allein wird würklich viel dabei gewonnen? bleibt nicht auch so eine wenig geminderte redseligkeit bestehn? in v. 10304 ist an dem ausdruck *met mâtliken sinnen* nicht zu mäkeln, denn Lavinias liebe zu Eneas wird in der tat v. 10149 eine *onmâte* genannt, und der folgenden conjectur steht die verschiedenheit der quantität von *speren* und *sêren* entgegen. richtig wird sein, dass 5879 ein part. *geschien* nicht anzuerkennen ist. wenn wir aber K. weiter folgen, so wäre V. nicht nur ein part. *geschiet*, sondern zugleich auch ein reim *t : ʒ* entschlüpft. ich denke, es waren die infinitive *geschien* und *sien* gebunden; die hss.-gruppe EH mag mit rücksicht auf die metrik von 5880 geändert haben.

Ein bemerkenswertes zusammentreffen brachte fast zu gleicher zeit mit dieser schrift, deren eindringlicher philologischer methode, trotzdem sie hier zum teil übers ziel hinausschiefst, ich recht viel nachfolge wünschen möchte, in den Abhandlungen der Göttinger ges. d. wissensch. eine schrift Roethes heraus, die sich in methode und ergebnis eng mit der von K. berührt. sie geht von den zwei gereimten vorreden des Sachsenspiegels aus, von denen sie ihren bescheidenen titel entlehnt[1]. nebenbei weist sie, um das

[1] Die reimvorreden des Sachsenspiegels (Berlin 1899).

hier vorweg zu nehmen, nach, dass die alten sächsiscben verse in Goethes epigramm 'Sprache' widerklingen [1]. es ist überraschend, wie viel grammatische, stilistische und metrische beweismomente R. den paar hundert versen abzugewinnen weifs. sie sind manchmal subjectiver art, wie man auch bei dem gründlichen commentar der verse hier und da einmal einen zweifel an der auffassung hegen kann, aber der verfasser dürfte wol jeden überzeugen, dass, wie es auch von anderer seite schon ausgesprochen und auch zu begründen versucht worden ist, nur die zweite der vorreden Eike vReppichau selbst zum verfasser hat. in diesen seinen versen bediente er sich einer sprache, die den prononcierten charakter des mitteldeutschen sowol wie des niederdeutschen meidet, die markanten idiotismen beider sprachgestalten leidlich fern hält und den beiden gemeinsamen besitz bevorzugt.

Auf dem grundsatz fufsend, dass es durchaus nicht 'natürlich' ist mundart zu schreiben — ich möchte, was darüber s. 29 so schön gesagt ist, allen ganz besonders ans herz legen — weist die schrift dann aber weiter nach, dass die gesamte ältere nd. reimlitteratur bis zum 14 jh. in einer sehr stark vom hd. beeinflussten sprache abgefasst ist. die dichter hatten kein heimisches vorbild, und die notwendigkeit, sich an die md. oder hd. kunst anzulehnen, hat den charakter ihrer sprache bestimmt. ähnlich wie bei K. wird der beweis nicht blofs damit geführt, was positiv an nichtniederdeutschem in den texten als ursprünglich von den dichtern herrührend anzusehen ist [2], sondern auch mit dem, was an nd. sprachelementen fehlt, und ein besonderer nachdruck wird auf die bedeutung des wortschatzes für derartige untersuchungen gelegt.

Auch wem nach eigener forschung oder nach Behaghels bekanntem aufsatz die tatsache nicht ganz neu ist, dem dürfte sie hier doch in einem neuen lichte erscheinen, und ebenso neu wie einfach ist vor allem die auffassung des verfassers, dass es durchaus kein zufall ist, wenn fast die gesamte überlieferung dieser ältern poesie so stark hd. erscheint. das ist eben nicht

[1] Roethes auffassung von der construction der letzten 4 zeilen teil ich nicht und bleibe dabei, *Gottheit*, sowie *Macht* als rufformen aufzufassen.

[2] einige kleinigkeiten : zu *das* s. 56 mit anm. 4 ist das mnl. zu beachten; s. Mnl. wb. II 76f und vgl. anch Behaghel im Grundriss I² 778. *straffen* und *klôk* scheint R. mit bestimmtheit als hd. lehnwörter anzusehen; wahrscheinlich mit unrecht. auch die erklärung von *rechter* als comparativ (s. 94 anm. 6) ist nicht sicher. wenn es sich bestätigt, dass die form so weit reicht wie der gebrauch starker adjectivformen nach dem artikel, so spricht das eher für die ableitung aus *ter rechter hant*. bei der verwendung der deminution (s. 81) wäre etwas vorsicht geboten, da die formen ursprünglich wol weniger schroff nach mundarten getrennt waren, sondern vielfach mehrere bildungen nebeneinander gebraucht wurden. reste von dieser gröfseren freiheit sind immer in den mundarten geblieben und am leichtesten wol in der schriftsprache. was das nd. betrifft, so wäre im ganzen vielleicht etwas mehr rücksicht auf die innerhalb des sprachgebiets selbst vorauszusetzenden unterschiede zu nehmen gewesen.

verhochdeutschung durch fremde schreiber, sondern der ursprüngliche charakter. erst vom 14 jh. ab bildete sich, indem man der heimatssprache immer mehr raum gewährte, eine nd. poetische litteratur. auch sie schleppt immer noch eine nicht geringe dosis hd. reime mit sich, die als 'der vererbte, technisch versteinerte rest aus einer periode, wo man in Niederdeutschland nicht nur hd. reimte, sondern auch hd. schrieb, so gut es gehn wollte', anzusehen sind. als eine spontane mode der nd. dichter lassen sie sich nicht erklären.

Kraus hat noch vor dem druckabschluss kenntnis von R.s schrift nehmen können. trotz der übereinstimmung in tendenz und methode zwischen dieser arbeit und seiner eignen muss er (s. 172 anm.) einen wesentlichen unterschied feststellen zwischen dem verhalten der nd. dichter in dieser frage und dem Veldekes. bei jenen ist es der mangel einer heimischen tradition, der sie nach hd. vorbildern zu greifen nötigte; bei Veldeke fehlte diese nötigung, es war vielmehr sein freier wunsch, auf das hd. publicum zu würken. 'ferner stehn die Niederdeutschen so sehr unter dem bann ihrer vornehmeren und gewandteren hochdeutschen genossen, dass sie auch massenhaft hochdeutsches sprachgut aus ihren händen entgegennehmen, ihrer eigenen sprache zum trotz: bei V. aber liefs sich gerade so hübsch beobachten, wie er dem fremden concessionen macht, ohne doch das heimische zu schädigen'. R. sieht das zurücktreten der mundartlichen farbe als eine immanente folge der wahl der hd. schriftsprache an, er will die rücksicht auf ein gemeindeutsches publicum ausschliefsen oder doch stark einschränken. ich bin aber hier von R. nicht ganz überzeugt. selbst wenn die leute blofs in consequenz ihres anschlusses an die hd. litteratursprache dahin gelangt wären, das eigenmundartliche einzuschränken, so scheint mir das kein blofs naives verfahren mehr zu sein. etwas von der überlegung, die R. ausschliefsen zu wollen scheint, ist notwendig dabei vorauszusetzen. R. selber spricht öfter auch von der gewähltheit der sprache, die darin besteht, dass der alltagsausdruck mit bewustsein und absicht gemieden wird, und manchmal fliefst doch auch die rücksicht auf eine gemeinsprache oder doch einen weiteren leserkreis bei seinen betrachtungen ein. also die motive schillern, das verfahren ist ein compliciertes, und das spricht mir für bewustheit und überlegung, nicht für die notwendige folge eines getanen schrittes. man stellt sich leicht die mittelalterlichen menschen als zu naiv vor. wenn Maerlant sagt

Men moet om de rime souken
Misselike tonghe in bouken:
Dietsch, brabants, vlaemsch, zeeus,
Walsch, latijn, griex ende hebreeus,

so steht das ja freilich auf einem andern blatte, aber doch wenigstens im selben buche, und es spricht so drastisch für eine

bewustheit und absichtlichkeit in litterarischen dingen, dass es uns auch in verwanten fragen zur vorsicht mahnt. ich meine, wir dürfen V. doch den Niederdeutschen näher rücken und brauchen ihn nicht als besonders individuelle erscheinung zu nehmen. eine schwierigkeit, die dabei nicht zu übersehen ist, hat K. schon richtig hervorgehoben. in V.s nächster nachbarschaft bestand eine ripuarische litteratursprache, aber die schreibt V. entschieden nicht, und sie ist es auch nicht, auf die er besondere rücksicht nimmt. wir sehen uns wol hier zu der voraussetzung gezwungen, dass er seine dichtersprache oder die anschauung, die dazu führte, sich nicht in der heimat, sondern in Niederdeutschland, oder wol im östl. Mitteldeutschland gebildet habe. dort würde er sich die rücksicht auf eine an das hd. sich anlehnende gewähltere sprache, die das ausgeprägt mundartliche vermeidet, angeeignet haben, ohne aber sein maastrichtsch als positive grundlage seiner schriftsprache zu verlernen. ein entschiedenes theoretisches bewustsein, das sich bei ihm besonders stark in den wunsch umsetzte, nach Deutschland hin zu würken, brauchen wir nicht abzuleugnen. wenn also dem dichter sein unvollendetes manuscript entwendet wurde, und er neun jahre warten muste, ehe er in Thüringen wider in dessen besitz gelangte, so war das trotz seinem '*toren*' nicht ganz gegen seine absichten. ohne zweifel ist das werk auch bald in jene art von md. sprache umgeschrieben worden, in der die gesamte überlieferung gehalten ist, und die er selbst vorbereitet hatte. so wurde es um so leichter zum vorbild nicht nur für mitteldeutsche und mitteldeutsch-niederdeutsche, sondern auch für oberdeutsche dichter, die ja daran gewöhnt sein musten, dass ihnen die modecultur in mitteldeutscher form zukam. der zufall hat also nur unterstützt, was V. selbst beabsichtigte, und was die absicht in ihm erregte, werden nicht nur seine beziehungen zu Deutschland gewesen sein, sondern auch die tatsache, dass ihm in den Niederlanden wahrscheinlich ein genügendes publicum gefehlt haben würde. das ritterliche wesen, dem er sich als dichter dienstbar machte, hatte ja jene gegenden mit macht ergriffen und ihnen die hauptsächliche vermittlerrolle zwischen Frankreich und Deutschland übertragen. aber die an verkehr und mitteln reicheren höfe, ohne die eine höfische epik damals noch nicht bestehn konnte, waren in den nl. provinzen, die hier in betracht kommen, wol grofsenteils durch die französische poesie mit beschlag belegt. als wenigstens 50 jahre später eine höfische epik in der landessprache auch dort verbreitung fand, da gab es für V.s gedicht keine nl. überlieferung, und gegen die deutsche poesie hatten die gebiete sich abgeschlossen. auch hatten die zeiten sich inzwischen doch wesentlich geändert, und dem nl. publicum der höfischen gedichte, zu dem, wie ich glaube, schon sehr viele der bürgerlichen gehörten, die gern an der vornehmen mode mittaten, stand der alte ritter Veldeke schon

fern. dass dessen vermittlung nach Oberdeutschland nicht den Rheinlanden zufiel, muss sich eben daraus erklären, dass seine persönlichen beziehungen nicht hierhin, sondern nach Binnendeutschland giengen. der unterschied zwischen V. und den niederdeutschen poeten, den wir eben mit K.s worten hervorgehoben haben, erklärt sich wol genügend einerseits aus dem so viel gröſseren abstand seiner heimat und sprache von dem vorbildlichen litteraturcentrum, anderseits aus der tatsache, dass jene nd. dichter grösstenteils in den gegenden zu hause waren oder würkten, wo doch gewis schon damals das mitteldeutsche die ersten schritte getan hatte, die später zur ablösung auch der niederdeutschen volkssprache führten. natürlich sind auch inviduell bedingte unterschiede nicht ausgeschlossen. wie mannigfach verschieden sich das im grunde übereinstimmende streben nach einer temperierten sprache, 'die weit über die engen grenzen des dialekts verständlich ist und sich auſserdem eine über das alltägliche herausragende würde wahrt', bei den einzelnen dichtern reflectiert, das hebt sowohl K. wie R. hervor, besonders lehrreich der letztere, und unter den individuellen gestalten, die er vor uns vorüberziehen lässt, erscheinen einige höchst interessante charakterköpfe.

Noch manchen trefflichen gedanken für die geschichte der deutschen sprache und litteratur enthält R.s schrift. aber wenn sie nun weiter noch erweisen will, dass Eike auch den text seines rechtsbuches in derselben sprache wie die gereimte vorrede abgefasst habe, so folge ich nicht mehr. R. hat mich wol überzeugt, dass der verfasser auch hier temperierte, vielleicht stark temperierte. aber dem eindruck, den ich stets gehabt habe, auch über die zufällige überlieferung hinaus, dass in seinen versen und in seiner prosa zwei verschiedene arten von sprache zu erkennen sind, kann ich mich auch jetzt nicht entziehen. ich finde es nicht so seltsam, dass man in einer zweisprachigen gesellschaft die im platt sich bewegende prosa von versen in dem vornehmeren gewande begleitet sein lässt. wenn R. so glücklich den stand der überlieferung für seinen satz, dass die frühere nd. poesie hd. abgefasst gewesen sei, verwertet, so möcht ich auch hier die gleiche rücksicht auf die überlieferung beanspruchen. in der Weltchronik haben wir doch wider dasselbe verhältnis, und die sache scheint mir auch nicht viel anders zu liegen, wenn der schreiber eines nd. prosaischen textes, den er nicht selbst verfasst hat, aber doch nd. abschreibt, ihm hd. verse hinzufügt (s. 34; 67 anm.; 74 anm.). wenn der Deutschenspiegel nach einer nd. handschrift bearbeitet ist, so scheint mir das denn doch mehr zu ergeben, als 'dass in den sechziger jahren etwa schon nd. ausgaben des Sachsenspiegels existiert haben müssen'. sollte, wenn Eike das werk selbst hd. geschrieben und verbreitet gehabt hätte, dem bearbeiter eine mehr hd. handschrift so schwer

zu erreichen gewesen sein, dass er sich mit einer nd. begnügt hätte, die ihm so viel gröfsere schwierigkeiten bereitete und ihn zu so mancherlei misverständnissen verführte?

Ich habe der auffassung, dass die poetische sprache sich an die hd. deshalb angelehnt habe, weil ihr die heimische tradition fehlte, nicht widersprochen. wollte man nicht die schwierigkeit auf sich nehmen, die eigene sprache — nicht auf die höbe des schriftlichen ausdrucks, auf der befand sie sich meines dafürhaltens — sondern auf die höhe der gewähltheit, die man der poesie der höhern kreise für angemessen erachtete, zu bringen und sie für den ausdruck neuer anschauungsweisen und gedanken umzumünzen, so blieb nichts anderes übrig als jene anlehnung. die alte epische poesie in versen mag sich grofsenteils in prosa aufgelöst gehabt haben. doch haben auch verse noch weiter bestanden. das würde ja schon allein der von dem mhd. abweichende, aber mit dem mnl. übereinstimmende versbau beweisen, dessen eigentümlichkeiten sich sogar auch da zum teil einstellen, wo man die hd. dichtersprache wählt. diese mündliche poesie hat aber wol nicht für gesellschaftsfähig gegolten, und besonders fehlte die tradition für die neu aufkommenden stoffgattungen. aber ich glaube, wir dürfen dabei zweierlei nicht übersehen. erstens war der schritt wol schon insofern erleichtert, als man sich dort, wo er getan wurde, in den oberen kreisen auch so wie so schon dem einfluss des hd. erschlossen gehabt haben wird, und zweitens war das eindringen der sprache mit dem eindringen einer neuen cultur und deren besonderer poesie verknüpft. also der zwang, den wir hier zugeben, war doch nicht blofs zwang, sondern zugleich auch eine mode, der man willig entgegenkam. demgegenüber ist meines dafürhaltens für die litterarische prosa eine alte tradition vorhanden gewesen. sie ist doch ungefähr zur zeit des Sachsenspiegels als etwas fertiges da. selbst wenn das original dieses werkes kein zeugnis für sie ablegte, so doch seine nd. redactionen und abschriften; und dann die Weltchronik und so manches andre. das vorhandensein einer nd. geschriebenen prosa erklärt auch leichter den übergang von einer stark hd. gefärbten nd. poesie zu einer reiner niederdeutschen. auch die friesischen gesetze gehören in diesen kreis einer allgemein nd. litteratursprache. wie sollte man ihre erscheinung als eine völlig isolierte erklären können? wer einmal acht darauf gibt, wird wol die beweise für die wechselbeziehungen zwischen nd. und fries. prosa leicht bemerken. ich glaube wenigstens auf einen solchen beweis aufmerksam machen zu können: das gewöhnliche orthographische *th* für germ. *t*, ganz besonders im anlaut, das im norden am häufigsten ist, aber dann in die schriften aller nd. gegenden und ebenso die holländischen eindringt. das griech.-lat. *th* genügt gewis in keiner weise, die orthographie zu erklären, wohl aber würde sie sich erklären, wenn wir von den

schreibgewohnheiten solcher gegenden ausgehn dürften, wo das anl. *th* sprachlich zu *t* geworden war, also friesischer. mir scheint, dass wir uns nicht die richtige vorstellung über den umfang der litteratur — litteratur im weitesten sinne genommen — in früherer zeit machen, dass wir zu viel nach den zufällig bewahrten resten urteilen. auch schon vor unsern ältesten nd. denkmälern dürfte eine geschriebene litteratur liegen, und ein sicherer beweis dafür scheint mir das *uo* neben *ô* in nd. schriften, das ebenso wenig als hd. anzusehen ist, wie zb. das *uo* (für späteres *ô*) in altkölnischen texten, sondern mit einer ursprünglich viel weitern ausdehnung des diphthongierungsgebietes zusammenhängt. auch die *ê* für *â* — soweit sie nicht umlaut sind! — reden vielleicht mit. diese frage, sowie der lebenskampf zwischen den anglofriesischen und sächsischen mundarten bilden wichtige probleme in der geschichte der nd. litteratur, die also, wie ich glaube, keineswegs im 13 jh. neu entstanden ist. wir wollen selbst einmal einen augenblick zugeben, es habe vorher keine prosaische litteratur gegeben; würde es dann richtig sein, dass 'der schritt von der gewohnheitsmäſsigen übung deutscher sprache in dem mündlichen rechtsverfahren bis zu seiner schriftlichen fixierung sehr groſs war'? ich bin überzeugt, dass die öffentliche rede vor gericht in den damaligen zeiten sogar besonders stark stilisiert gewesen ist, und die poesie der geschriebenen gesetze auch schon der gesprochenen rechtsprosa innewohnte. nehmen wir einmal ein andres gebiet. ist wol viel mehr nötig gewesen als der entschluss zu der mechanischen procedur, um eine predigt zum ersten mal schriftlich festzulegen?

Aber Eike sagt ja selber, dass ihm die deutsche abfassung seines werkes, das er vorher schon lateinisch geschrieben hatte, 'so schwer' gefallen sei!

des heren lîbe in gar verwan,
daz he des bûches began,
des im was vil ungedâht,
do erz an latîn hatte brâht
âne helfe und âne lêre;
dô dûhte in daz zû swêre,
daz erz an düsche wante.

wir haben uns hier, fürcht ich, wider einmal verleiten lassen, die alte sprache mit modernen augen zu lesen. ich halte es für unnötig zu untersuchen, ob *swêre* bei Eike überhaupt 'schwierig' bedeuten könne. jeder, der sich richtig besinnt — sonst möge er die gewöhnlichen wörterbücher nachschlagen — wird mir zugeben, dass es für die leser nicht notwendig und nicht einmal das nächstliegende war, die worte in diesem sinne aufzufassen, dass sie ihm vielmehr zunächst nur besagten, die deutsche abfassung sei Eike lästig gewesen. sollte nicht die erwähnung der lat. redaction in bezug zu dem *swêre* stehn, nicht der sinn

einfach sein, 'nachdem ich das mühevolle werk vollbracht, *âne helfe und âne lêre*, schien es mir zulästig, auch noch die deutsche bearbeitung auf mich zu nehmen'? eine andre auslegung uoch steht offen. wir hatten schon einigemal anlass die vermutung auszusprechen, dass bereits damals in eigentlich niederdeutsch redenden gegenden die hd. sprache eingang gefunden habe, und wenn R. sagt, dass man recht gut hd. verstanden haben müsse, so läuft das ja ungefähr auf dasselbe hinaus. dann hat man aber gewis besonders gern beim schreiben das vornehmere idiom gewählt. bei graf Hoyers auftrag kam es jedoch darauf an, zum ganzen volke der Sachsen, den *lûten al gemeyne*, zu reden, und dafür muste eben das platt gewählt werden. das mag Eike 'unangenehm' gewesen sein, ähnlich so wie es auch heute manchem gebildeten *swêre* ist, wenn man ihm nur die kenntnis seiner mundart zutraut, oder etwa einem Luxemburger *swêre* wäre, wenn er zum schriftlichen ausdruck statt des französischen seine landessprache gebrauchen sollte. das könnte wenigstens in den worten gefunden werden, aber ein beweis gegen das vorhandensein einer nd. prosa meines erachtens nicht.

Vielleicht muss ich auch noch dem einwurf begegnen, warum man denn damals die urkunden noch nicht nd. abgefasst habe? darauf würde ich einfach antworten, 'weil es so mode war'. eine notwendigkeit ist es sicher nicht gewesen, sich so lange des lateinischen zu bedienen. es war eine tradition von alter zeit her, und sie fristete sich aus bekannten motiven immer weiter, bis die kunst des lesens schon eine weitere verbreitung erlangt hatte, und der gröfsere anteil von leuten, die kein latein verstanden, an den öffentlichen geschäften erfolgreich an ihr rüttelte.

R. schliefst seine schöne arbeit mit einem hinweis auf den anteil des norddeutschen an unserer modernen litteratursprache, wobei ich in erinnerung bringen darf, was ich in ähnlichem sinne grade vor neun jahren an dieser stelle (xvii 108) geäufsert habe. vor fast 700 jahren ist der Niederdeutsche Eike der schriftsprache, der litteratur uud cultur des deutschen südens entgegengekommen. man könnte von einer verlobung reden, bei der der norden sich der feineren erziehung, die in der vornehmeren familie der braut herschte, willig zu fügen suchte. aber das geschlecht, das dieser ehe entsprossen ist, verleugnet die art des vaters nicht.

Bonn, november 1899. J. Franck.

Geschichte der deutschen schriftsprache in Augsburg bis zum jahre 1374. von Friedrich Scholz. [= Acta Germanica v 2.] Berlin, Mayer und Müller, 1898. iv und 286 ss. 8°. — 8,50 m.

Die Scholzische arbeit (von der s. 1—38 bereits 1895 als Berliner dissertation erschienen) bietet einen beitrag zur geschichte der deutschen schriftsprache, der aus mehreren gründen beachtenswert erscheint: einmal beruht die untersuchuug direct auf

handschriftlichem material, das Sch. selbst aus den archiven zu München, Berlin und Augsburg zusammengetragen hat, und weist principiell, ebenso wie Brandstetter es für Luzern und rec. für Köln und Stettin getan hatten, die benutzung von urkundenpublicationen zurück. anderseits greift er durch die wahl der behandelten stadt mitten hinein in die brennendsten fragen der schriftsprachlichen entwicklung zum nhd. hin, in der Augsburg als vermittlerin zwischen schwäbischen und bayrischen elementen durch seine führende stellung unter den süddeutschen reichsstädten neben Nürnberg zur trägerin weiter greifenden einflusses besonders berufen war. damit ist man endlich einmal an die lösung der schwierigen und für die weitern entwicklungen so wichtigen fragen nach der ausgleichenden wichtigkeit der süddeutschen reichssprache herangetreten. freilich behandelt die vorliegende arbeit erst den zeitraum bis 1374, db. bis zu der inneren angleichung der localen schriftsprachen Augsburgs unter einander in der zeit des stadtschreibers Nicolaus Hagen: der weitere fortgang, besonders seit dem hinzutreten des buchdruckes, wo sich widerum nach allen seiten neue und wichtige ausblicke öffnen, harrt also noch der bearbeitung; die beginnende zeit Karls IV tritt weniger hervor.

Sch. teilt sein buch in vier abschnitte; der erste behandelt grundlagen und methode der untersuchung, der zweite in allzu ausführlicher weise das urkundenwesen Augsburgs, das sich doch principiell nicht von dem andrer grofser städte unterscheiden dürfte, der dritte bringt die zusammenstellungen über lautstand und schreibung, weniger über stil der quellen, der vierte eine übersicht über den gesamtverlauf der sprachlichen entwicklung des gewählten zeitraums. auf diese teilung selbst werd ich unten weiter einzugehn haben; von den bei Sch. s. 6 angeführten drei methodologischen winken möcht ich jedoch nur den dritten, der übrigens nicht neu ist, im princip anerkennen: 'um für die frage nach der ältesten schriftsprache weitere gesichtspuncte offen zu halten', will Sch. als schauplatz einen für die geschichte der zeit bedeutsamen ort wählen, die localen rechtslitterarischen denkmäler müssen in reicher zahl und womöglich in ununterbrochener reihe vorhanden sein, es darf nur ungedrucktes material gewählt und das vorhandene muss auf originalität des schriftstückes und zuverlässigkeit des ausgangsortes hin kritisch gesichtet werden. dass nur ungedrucktes material zur verwendung kommen dürfe, wie schon oben bemerkt, hat bereits Brandstetter seit 1890 in seinen drei bekannten abhandlungen gezeigt, von denen Sch. (s. 5) nur die letzte citiert; aber auch über kritische sichtung des materials hat derselbe Brandstetter 1891 und der rec. im Nd. jahrb. 20 (1894) s. 59 in einem aufsatze über die pommerische kanzleisprache geredet, den Sch. in diesem bereits 1894 gedruckten teile seines textes nicht mehr verwenden konnte.

Die beiden ersten forderungen hingegen sind als principielle erkenntnisse nicht zu halten. gewis wird sich die schriftsprachliche entwicklung einer bedeutenden stadt wie Augsburg mit ganz anderer klarheit bei fast lückenloser überlieferung des materials entwickeln lassen, als etwa bei kleineren orten. darum dürfen aber doch diese nicht principiell aus der reihe des zu behandelnden ausgeschieden werden; mögen sie sich auch wider an eine gröfsere stadt anlehnen, die in ihrer nähe ligt und in politischer oder handelsbeziehung zu ihnen steht, jedesfalls ist auch hier eine untersuchung geboten, wie ja der verf. selbst vereinzelt derartige bemerkungen gemacht hat. ja es ist der notwendige anhang zur entwicklungsgeschichte der schriftsprache eines centralpunctes, zu sehen, wie die anregungen, die dem gröfseren orte durch den verkehr von aufsen zugeführt wurden, ihrerseits kleineren orten als neues aufgedrängt worden sind. jede arbeit wie die vorliegende steht im dienste einer allgemeinen entwicklungsgeschichte der nhd. schriftsprache, die, wie der rec. an anderm orte ausgeführt hat, erst dann würklich in ihrem ganzen umfange überschaut werden kann, wenn alle archive durchforscht und die tausendfältigen schriftstücke eingesehen worden sind, die in durcheinanderlaufenden fäden das ganze reich durchziehen.

Um diese fäden zu entwirren, dazu bedarf es sorgsamer hände, die die wege im einzelnen kennen. arbeiten in der art der Sch.schen locken zur ausführung: es ist aber zu bedauern, dass jede ihren eignen weg sucht; es ist für ein so wichtiges gebiet der forschung, das würdig der erkenntnis der herausbildung einer mhd. schriftsprache an die seite tritt, ein fester halt nötig, damit man in den weiten sälen der archive nicht irre gehe. und so reich an einzelbeobachtungen die vorliegende arbeit ist, deren minutiöse gewissenhaftigkeit man nur bewundern kann, es fehlen drei wichtige factoren, die vielleicht die gewonnenen resultate zu ändern oder mindestens anders zu beleuchten im stande wären, das ist 1) principielle betonung des adressaten, 2) principielle heranziehung der einlaufenden urkunden, also vorzüglich auch aus der kaiserlichen canzlei, die Sch. nur hie und da und besonders nur dann beachtet, wenn sie in Augsburg ausgestellt waren, und 3) beleuchtung des historischen hintergrundes. hiermit komm ich zur besprechung der disposition.

Sch. hat in seinem grammatischen teile eine eigenartige einteilung gewählt, die zur kritik herausfordert. er gibt äufserlich das schema der mhd. grammatiken, teilt aber innerhalb eines jeden lautes regelmäfsig belege, geltung, bezeichnung; die beiden letzteren bilden öfter éin capitel. innerhalb des abschnittes 'belege' sind aufserordentlich sorgfältig die einzelnen schreiborte Augsburgs, zb. 1) städtische urkunden, 2) bischof und domcapitel, 3) curie, 4) klöster, 5) stadtbuch, 6) achtbuch usw. geschieden.

sehen wir uns aber zb. die belege des wichtigen vorganges der neu eintretenden diphthongierung bei *î* an (s. 114 ff), so folgen da seitenlange aufzählungen der verschiedenen beispiele mit erhaltenem *î*, und mit neuem *ei ey*, ohne dass ein klarer überblick möglich ist, an wen diese urkunden gerichtet sind. nur vereinzelt erscheint eine orientierende bemerkung darüber: 1342 rat an Rotenburg: *wisen* nur *i* S (= stadtschreiber) 15 (R XI, M 42 1/2 vgl. s. 116) gegenüber einem *ei* bereits bei S 3 z. j. 1283 in einer ratsurk. (an wen?). diese beiden belege geben also nur ein allgemeines bild des schwankens, das wir auch schon a priori haben; die frage tritt aber sofort greifbarer in das licht, wenn wir die belege nach den adressaten scharf sondern. so ist es wol ganz erklärlich, dass 1330 S 9 in einer vorurk. des kaisers an die stadt auch *ei* schreibt, und der einfluss kaiserlicher urk. mit Sch. s. 125 f durchaus wahrscheinlich, aber das beispiel gehört, wie alle die gleicher gattung, nur bedingungsweise hierher. die urk. ist zwar in der stadtcanzlei geschrieben, aber von aufsen beeinflusst, da sie an die stadt selbst gerichtet und eine vorurk. ist; ebenso schreibt S 17 bei gleicher gelegenheit 1345 fast nur *ei*, während er 1346—47 sonst *ei* meidet (s. 129): solche urkk. nehmen klärlich eine ausnahmestellung ein und sind besonders zusammenzustellen. die zahlreichen beispiele schliefsen sich also nur dann zu einem verständlichen bilde zusammen, wenn einerseits eingänge von aufsen, und ausgehnde urkunden geschieden und anderseits — damit komme ich auf das im Nd. jahrb. 20 vorgeschlagene zurück — bei diesen letzteren die correspondenz innerhalb der engeren landschaft und über diese grenzen ins reich, an den kaiser auch in den beispielen streng auseinander gehalten werden. dass die sprache im innern verwaltungsdienst der canzlei und in den dafür bestimmten schriftstücken wider eine ganz andre, viel conservativere färbung zeigt, sieht auch Sch. zb. s. 127. ist dem aber so, dann ist die von Sch. zu grunde gelegte disposition nicht zu halten. noch kürzlich wies Burdach in der recension der Arndtschen arbeit über die Breslauer canzleisprache (DLZ 1899, sp. 60 ff) darauf hin, dass die schriftsprache ganz anders zu untersuchen und zu behandeln sei, als etwa ein in sich geschlossener volksdialekt: hier tauchen von allen seiten neue fragen auf. wir dürfen also schriftsprachliche untersuchungen nicht in das schema der herkömmlichen mhd. grammatiken zwängen: der zweck des schriftstückes muss das einteilungsprincip geben, nicht der einzelne laut. ist die sprache der urkunden, die nach aufsen gehn, dann ihre sprache innerhalb der landschaft, sodann die sprache der inneren verwaltung, jede in sich mit beispielen belegt, dann erhellt die entwicklung eines jeden dieser teile im einzelnen und kann an einander und an weiteres angeknüpft werden. so gibt Sch. in den capiteln über bezeichnung

der laute resultate, die dann im gesamtverlauf nochmals untersucht werden. das resultat selbst zerfällt in einzelheiten. doch soll eine derartige saubere belegsammlung wie die Sch.s durchaus nicht gering geschätzt werden. sind die belege zu zahlreich, um im text eine stelle zu finden, so sind sie vielleicht als anhang empfehlenswert, wie es Nebert 1891 in seiner freilich nur aus gedruckten quellen schöpfenden arbeit über die Speyrer canzleisprache, getan hat. der text selbst ist der gegebene mittelpunct, den die belege erläutern sollen, nicht umgekehrt!

Als dritten punct möcht ich die möglichst deutliche heranziehung und verwertung historischer beziehungen empfehlen. Sch. hat zum ersten mal, durch sein material in hohem mafse begünstigt, gerade schreiber und schreiberhände zu verfolgen gelegenheit gehabt. in wie weit die zusammenziehung der von Chr. Meyer im stadtbuch von Augsburg geschiedenen hände VIII, IX, X zu einer hand (S 17) berechtigt ist, kann natürlich nur an ort und stelle entschieden werden; stutzig macht freilich eine allzu grofse regellosigkeit des schreibers (NHagen = S 17), dem Sch. eine führende stellung in der canzlei zuschreibt und unter dessen 'ära', wie er es nennt, die ausgleichung aller augsburgischen schreibgelegenheiten auf sprachlichem gebiete stattfand, so dass er ihn als grenze seiner abhandlung aufstellte. vergleiche dazu die recht praktisch eingerichtete übersicht über die urkunden der stadt und des kaisers als vergleichung s. 275ff anm. 2 zu den jj. 1347ff. allerdings wird gerade hier das urteil sehr durch den mangel der adressatenbezeichnung der urkk. eingeschränkt, während Sch. anderseits die einlaufenden kaiserurkk. hier und da wenigstens verwertet und damit die richtigkeit meiner obigen behauptung zugeben wird. im gegensatze dazu scheint dem nachprüfenden beurteiler vielmehr S 16 eine weit gröfsere wichtigkeit wenigstens für die folgezeit gehabt zu haben, wie Sch. selbst s. 283 durchblicken lässt; während nämlich S 17 sich zuerst merkwürdig ablehnend gegen beeinflussung von seiten der kaiserlichen canzlei zeigt, schreibt S 16, der anscheinend 1369/70 (also nach S 17) die leitung der stadtcanzlei übernimmt, *ei* (selten *ai*) für *ai* und meidet den u m l a u t (näheres Sch. s. 283), also mit charakteristischen merkmalen der canzlei Karls IV. die wichtigkeit beider lässt sich danach vielleicht schärfer so trennen, dass S 17 (ich versteh nicht, warum der geselle S 16 eine niedrigere zahl trägt als der meister s. 54) mit seiner entwicklungszeit ganz in die zeit Ludwigs des Bayern gehört und mit all seinen sprachlichen einigungsbestrebungen durchaus auf dem boden einer localen canzleisprache steht, local insofern, als ja bairischer einfluss auf allen gebieten seit lange spürbar war. im unklaren bleibt, woher der merkliche umschwung zur zeit Hagens S 17 1348ff und der übergang von der gemeinen canzleisprache älterer zeit zu der allgemeiner üblich gewordenen der vierziger

jahre kommt. ist S 17 hier führer oder geführter? wichtig, und noch genauer zu untersuchen bleibt die sprache der urkk. des domcapitels und überhaupt der geistlichen schreiborte Augsburgs, die merkwürdigerweise, wie Sch. auch s. 129 zb. bemerkt, eine schnellere sprachentwicklung genommen haben. sollte hier auf das s. 280 gebotene weiter einzugehn sein?

S 16 ist der schreiber, der sofort der neu eindringenden art der urkundensprache Karls IV rechnung trägt, freilich (s. 283) schon vor 1346 ähnlich geschrieben hat (beispiel?). die beziehung zur kaiserlichen canzlei Ludwigs des Bayern erwähnt Sch. mehrfach und 'widmet dann auf s. 273 dem diplomatischen verkehr zwischen der reichscanzlei und Augsburg einige worte'. zu einem abschliefsenden urteil hat er nicht den mut gefunden. nach seinen ausführungen ist es mir aber sehr wahrscheinlich, dass die kaiserurkk. je nach regerem oder schwächerem verkehr und der anzahl der Augsburger beamten in der kaiserlichen canzlei zeitweilig einen gröfseren oder geringeren einfluss auf die Augsburger urkundensprache gehabt haben.

Eine nochmalige untersuchung gerade dieses problems muss also zwei puncte besonders beachten: erstens hat Sch. die kaiserurkk., die in Augsburg selbst von Augsburger schreibern geschrieben wurden (s. oben), mit andern vermischt, die aus andern städten nach Augsburg gesant worden sind (wenn ich so das fehlen des städtischen schreibers zb. bei der urk. 1322 (A) s. 277 anm. recht deute). zweitens kann diesem schwanken zwischen *î* und *ei* usw. nur dann energisch zu leibe gegangen werden, wenn wir procentualische berechnungen des vorkommens gegen einander halten können: eine bemerkung zb. wie s. 279 anm.: 'S 16 *î : ei, i*' nutzt garnichts und lässt die hauptsache im dunkeln. s. 278 anm. 'kaiser: *î : ei, ey, i*' deutet durch die stellung wenigstens auf geringeres vorkommen des *i*. nur wenn wir die beispiele in zahlen vor uns haben, kann hier ein weiter bindendes urteil gefällt werden. besser orientieren die beispiele, in denen alle fälle der betreffenden art in einer urk. neben einander gestellt werden.

Endlich möcht ich darauf aufmerksam machen, dass die zeit um 1374, bis zu der Sch. seine untersuchung führt, auch noch aus einem andern grunde für die stadt wichtig ist. in diese zeit fällt die innere neuordnung der städtischen regierung, das emporkommen der zünfte an die leitenden stellen, das in der geschichte der stadt so wichtig erschienen ist, dass mehrere der Augsburger chronisten gerade hiervon ihren ausgang nehmen. vgl. Chron. d. dtsch. städte, Augsburg I s. 21. 22. bes. beil. I s. 135ff. III, s. 5 (Hektor Mülich) II, s. 1 ff (Burkard Zink). sollte sich aus der combination dieser städtisch-politischen dinge mit der sprachlichen entwicklung etwa helleres licht auf letztere werfen lassen?

Ich stelle zum schluss noch einmal zusammen, was ich bei weiteren bearbeitungen gleicher themata für nötig halte:

1) die disposition geht von den verschiedenen canzleien aus und gibt nach einander die sprachentwicklung der stadtcanzlei, und eventuell der bischöflichen, fürstlichen usw. canzlei; innerhalb dieser teile nach üblichem grammatischem schema.

2) in der canzlei werden auch räumlich geschieden:
a. urkundensprache nach aufsen,
b. urkundensprache im rahmen der stadt und landschaft,
c. sprache im innern verwaltungsdienst.

3) die einlaufende correspondenz:
a. aus dem reiche,
b. aus der landschaft.

unterteil: fremde urkunden in der eigenen canzlei geschrieben. bei allen teilen ist der adressat zu notieren.

4) procentberechnung der beispiele, soweit nötig.

Steglitz. WILLY SCHEEL.

Die anfänge des deutschen minnesanges. eine studie von ANTON E. SCHÖNBACH. Graz, Leuschner und Lubensky, 1898. IX und 128 ss. 8°. — 3 m.
Beiträge zur erklärung altdeutscher dichterwerke. von ANTON E. SCHÖNBACH. I. Die ältern minnesinger. Wien, bei CGerolds sohn in comm., 1899. [Sitz.-ber. d. acad. d. wiss. in Wien, phil. hist. cl. CXII, II.]

Nachdem unsere wissenschaft sich seit fast zwei jahrzehnten überwiegend mit ängstlicher scheu auf den pfaden der 'exacten' aufnahme und vergleichung gehalten hat, beginnt seit kurzem wieder ein kühnerer wagemut die probleme anzugreifen, die ohne hypothesen und folgerungen nicht von der stelle zu bewegen sind. zum teil sind es dieselben forscher, die skepsis und wagelust verbinden, wie es bei unsern nachbarn, den indogermanisten, in typischer weise Kretschmers ausgezeichnete 'Einleitung in die geschichte der griech. sprache' tut. so ist sich auch Schönbach wol bewust, wie bedenklich es in der philologie in der regel um 'beweise' steht (s. 91); er denkt darüber sogar erheblich ungünstiger, als mir berechtigt scheint. dennoch vereinigt sein neuestes, wider von vielfältiger gelehrsamkeit und scharfsinnigem nachgrübeln beseeltes buch mit dieser erkenntnis vermutungen von überraschender kühnheit.

Man kann es bei der lectüre der gewant und klar, wie immer, geschriebenen studie verfolgen, wie auf einer breiten gut studierten grundansicht sich mit immer gefährlicherer verengung zuletzt eine nadelbreite spitze aufbaut, auf der ich wenigstens nicht fufs zu fassen wage. die grundlage bietet Sch.s allgemeine anschauung von den anfängen des minnesangs. aus einer scharfsinnigen verwertung des über litterarische moden und die zeitdauer ihrer entstehung allgemein bekannten (s. 120) sowie einer vielleicht überscharfen beurteilung der im strengern sinne volks-

tümlichen gesangspoesie der gegenwart (s. 7) kommt Sch. unter sorgfältiger prüfung auch der gegengründe zu einer über Wilmanns hinausgehnden betonung des romanischen ursprungs unserer minnedichtung. nur den sog. 'objectiven gattungen', wie dem tanzlied, traut er eine ununterbrochene einheimische tradition zu, dagegen sei der minnesang (s. 24) schon in den ältesten proben, insbesondere auch in den hierher zu rechnenden stücken der Carmina Burana (s. 6) von den Provençalen beeinflusst. auch die spätere volkstümliche lyrik wie insbesondere Neidhart (s. 22) und das herbstlied (s. 111) seien nur durch romanische nachbarn und vorgänger möglich geworden.

Diese anschauung deckt sich nicht völlig mit der, die Burdach, Berger, ich und andere (s. 1 f) vertreten haben und die mir durch Josephs Kürenberg-analyse (s. 9), selbst wenn ich sie mir ganz aneignen könnte, nicht widerlegt scheinen will. aber ich glaube, dass wir uns für den augenblick mit der annahme einer wenigstens annähernden übereinstimmung begnügen müssen. Edw. Schröder erhofft weitere aufklärung des problems besonders von dem studium des verhältnisses zur antiken lyrik und hat an meister Alexanders kindheitslied (Zs. 42, 371) ein merkwürdiges beispiel solcher beziehungen gegeben; mir selbst scheint eine systematische vergleichung der metrik und besonders des strophenbaus als der hoffnungsvollste weg, die ursprünglichen verhältnisse der vaganten-, troubadour- und minnedichtung aufzuhellen. dass meine formelsammlungen (s. 4 f) allein nicht genügen, um Sch.s wohlbegründete auffassung zu erschüttern, geb ich willig zu.

Als zweite schicht erhebt sich auf dieser basis eine wichtige vermutungsreihe, der wir wol den titel einer entdeckung zugestehn dürfen. für die übermittelung des romanischen geistes nach Deutschland zeigt Sch. neben den bekannten Donaustrafsen den weg durchs Friaul (s. 78) als eine bahn ersten ranges. hier bildet sich zuerst eine ritterschaft von ganz eigentümlicher art (s. 80 f), hier sind ethnologische mischungen vorhanden, die eine verschmelzung romanischer und deutscher art begünstigen (s. 27 f). die aristokratie (s. 33) sowie der von Sch. geistreich, aber doch wol allzuhoch für den minnesang gewertete stand der ministerialen (s. 95) ermöglichen gerade hier ein frühes auftauchen von chevalerie (s. 98) und minnedienst. die blüte in Österreich (s. 79) und persönlichkeiten wie Lichtenstein (s. 89) werden so leichter verständlich: gerade in solchen grenzgebieten entsteht leicht ein übergleiten der poesie ins leben und des lebens in die poesie. (s. 83. könnte es sich aber bei der wappenänderung nicht um einen schon von Wolfram benutzten allgemeinen brauch handeln, so wie zb. die bastarde heraldische abzeichen führen?)

Die dritte stufe bildet ein vergleich romanischen und deutschen minnesangs (s. 92), wobei Sch. mit recht vor der aus bequemlichkeitsgründen vielfach üblich gewordenen 'kanonischen

geltung' von MFr. (s. 94) warnt. Günther vdVorste kann ich freilich unmöglich auf einen der überschüssigen stühle dieser akademie setzen (vgl. ADB 40, 312). Sch. entscheidet sich gegen RBeckers eheliche minne (s. 99) und gegen Scherers deutung der frauenstrophen (s. 103 f); er betont stark das conventionelle in dem früh 'feudalisierten' minnesang, obwol er für die musik (s. 112) einfachste volkstümliche art annimmt. von hier aus kommt er (s. 120) im gegensatz zu früheren ausführungen zu einer entschiedenen ablehnung des biographischen werts der lieder, der besonders durch die beständige nachahmung fremder muster (s. 125) bis auf ein minimum zusammenschrumpft.

Ich geh hier nicht ganz mit. wie gefährlich ein biographisches auspressen der dichtung sei, haben neuerdings wider RMWerner und Joseph mit recht betont. ich selbst habe mir einmal das vergnügen gemacht, aus solchem material eine Goethebiographie zu schmieden: geboren im selben haus mit Klinger (*'Eine Schwelle hiefs ins Leben Uns verschiedne Wege gehn'*) als sohn eines pastors (*'Um Mitternacht gieng ich nicht eben gerne . . . Zu Vaters Haus des Pfarrers'*), verfasst 1771, also vor Jerusalems selbstmord, 'Werthers leiden' (*'wer mit* XXII *den Werther schrieb —'*) usw. aber man darf doch über den conventionellen und phantastischen bestandteilen einer jeden poesie die realistischen nicht vergessen oder gar läugnen. es gibt im minnesang situationen — Morungens papagei, Walters badende — die den eindruck unmittelbarster lebenswahrheit machen; es gibt bilderreihen — vor allem bei Hadlaub —, die nicht einfacher zu erklären sind, als mit der annahme der tatsächlichkeit. vor allem aber zieh ich gerade den entgegengesetzten schluss wie Sch. es ist wol kaum zu bezweifeln, dass die deutschen dichter die lyrischen romane der troubadours — gerade wie die epischen von Tristan und Dido — für erlebt ansahen; was war natürlicher, als nun auch dergleichen erleben zu wollen? man denke nur etwa an die art, wie Lenz seine intriguedramen anzettelte, wie Herwegh den Posa spielte udgl. dafür spricht ja auch, was Sch. selbst über die berührungen von dichtung und leben (s. 83), über die stellung der ministerialen (s. 95) darlegt. und ist es denn unwahrscheinlicher, einem mittelalterlichen dichter einen roman als die erfindung eines romans zuzumuten? was jedem primaner gelingt, das wird Reinmar der Alte wohl auch noch gekonnt haben! gerade weil er ein stück Don Quijote ist, glaube ich, dass seine Dulcinea gelebt hat.

Und nun, als schlussstein der pyramide, wälzt Sch. eine hypothese heran, die gerade seinen eigenen ausführungen über den biographischen wert der dichterworte widerspricht! er hatte (s. 34 f) Thomasin vZirklære als typischen repräsentanten der adelichen anschauungen im Friaul (s. 49. 53) scharfsinnig nachgewiesen; er hatte im anschluss an Burdach eine längere dienst-

zeit Walthers bei Wolfger von Aquileja und damit (s. 57) nähere beziehungen zwischen dem welfischen uud dem gibellinischen lehrdichter wahrscheinlich gemacht. von dieser auffassung ausgehend, dehnt er (s. 64 f) Thomasins anspielungen auf Walther weit über das gewöhnliche mafs heraus, in geistreicher umschreibung und ausdeutung (s. 70 f) und doch nicht ohne vor verlockenden auslegungen ('der klôsenære' s. 71) auf der hut zu sein. da kommt er nun aber (s. 64) zu der vermutung, Walther und Thomasin müsten zehn jahre im gemeinsamen dienst Wolfgers verbracht haben, weil (v. 11111) sprichwörtlich gesagt wird : 'wenn einer zehn jahr mit mir zusammen gewesen ist, weifs ich immer noch nicht, ob er gut oder schlecht ist!' auf Walther kann das ja freilich nicht gehn, denn den erklärt der Wälsche gast (v. 11191) ausdrücklich für einen *guoten kneht*. noch gewaltsamer scheint mir (s. 67) die übersetzung : 'wenn er da noch mich zum herater gehabt hätte'. wo steht denn 'noch'? Thomasin sagt doch einfach : ich hätte ihm von solcher rede abgeraten! mir scheint es unmöglich, aus solchen stellen mehr zu folgern, als ein durch persönliche begegnung (wie bei Wolfram, der ja auch Walther citiert) erwecktes interesse und eine gute kenntnis der politischen gedichte des gegners. beide puncte haben nichts unwahrscheinliches, und beide bedeuten eine nicht unwichtige bereicherung der mhd. litteraturgeschichte; aber zehnjährige genossenschaft und intime beziehungen herauszulesen, scheint mir eine bedenkliche überschätzung des biographischen wertes dichterischer stellen! —

Die mannigfaltigen anmerkungen Schönbachs zu den gedichten in MFr. erhalten eine innere einheit durch das bestreben, die gemeinsamen voraussetzuugen der ältern minnesinger, die 'allgemeine bildung' von dichter und publicum in ihrer zeit festzustellen. als deren hauptelemente stellen sich eine popularisierte biblische sprach- und anschauungsmasse sowie die rechtssprache des bürgerlichen und staatlichen lebens dar. im allgemeinen wird man das ohne weiteres annehmen, im einzelnen die biblischen vorbilder oft ablehnen (zb. zu 12, 18 über stete freundschaft; zu 88, 25. 88, 33. 91, 20—21; zu 117, 25 ankündigung des neuen liedes, die ja auch im Rigveda nicht fehlt) und die juristischeu erklärungen zuweilen gesucht finden (so zu 26, 7. 64, 9. 110, 25). es hat doch aber entschiedenen wert, die allgemeine anschauung mit reichlichen belegen durchgeführt zu sehen. es hilft gelegentlich direct zur interpretation (42, 19 hübsch zu *klûse*), öfters zur scheidung der individualitäten. denn bei dichtern von besonders religiöser aulage wie Johansdorf und auch Rugge mag man wol etwa eine antithese, die schon altgermanisch ist (96, 1 *tump-wîse* vgl. Müllenhoff DAk. v 281, meine Altgerm. poesie s. 461), in speciell christlicher beleuchtung aufzufassen haben.

Auf die eigenart der dichter geht Sch. denn auch widerholt ein. Gutenburgs überschwänglichkeit (s. 78—79), Johansdorfs

ausdrucksweise (s. 86), Rugges technik (zu 106, 30), Horheims poetische armut (zu 115, 27) werden hervorgehoben. besonders gipfelt aber die betrachtung in der würdigung Morungens, mit der die studien vorerst abschliefsen. seine eingänge (zu 143, 22) und schlüsse (s. 142), sein realismus (zu 130, 31), seine lieblingsmotive (zu 126, 34) werden beleuchtet, vor allem aber widerholt ein engeres verhältnis zu den classikern und vor allem zu Ovid wol erfolgreich aufgedeckt. Sch. nimmt (s. 151 f) von hier den ausgang, um (im anschluss an Schröder Zs. 42, 371 f) eine unmittelbare einwürkung der antike auf den minnesang zu verteidigen. — aufserdem findet er aber auch bei Mor. (bes. aao. zu 127, 1) eine kühne weltliche ausbeutung geistlicher motive, wie sie sonst (s. 151) nur vereinzelt begegne.

Vor neuen auffassungen schreckt der gelehrte und geistreiche verf. nirgends zurück. oft scheinen sie mir überkühn, wenn er etwa (zu 54, 1 und 115, 27) blofse gedichtentwürfe anzutreffen glaubt, in einer stelle Johansdorfs (90, 36) eine anspielung auf Walther oder bei Morungen (141, 1), zweifelnd, die beschreibung einer statue findet. auch die conjecturen (47, 37 zum *sumer von Triere*!) erwecken oft widerspruch. doch geht Sch. auch hier von allgemeineren anschauungen aus, die er sich über C (zu 39, 18; 45, 37; s. 120) und ihr verhältnis zu A (zu 123, 10) gebildet hat, oder über Bartschs neigung, die dichter aus dialektgründen chronologisch zu verschieben (zu 45, 1. 131, 7). auch seine mahnung zur gründlicheren berücksichtigung der sachen in der deutschen philologie (s. 123) verdient beachtung, da Burdachs älterer appell würkungslos geblieben zu sein scheint. seine eigene belesenheit darf Sch. freilich von andern nicht fordern. wer in kirchenvätern, mirakellitteratur, antike und mhd. dichtung so bewandert ist, der darf wol zu seinen lesern sagen: 'legimus aliqua, ne legantur'!

Berlin, 30 october 1899. RICHARD M. MEYER.

Spaniens anteil an der deutschen litteratur des 16 und 17 jahrhunderts. von ADAM SCHNEIDER. Strafsburg i. E., Schlesier & Schweickhardt, 1898. XIX und 347 ss. 8°. — 9 m.

Unter dem motto: 'Somos hermanos' hat AEbert in dem ersten jahrgange der Deutschen vierteljahresschrift (1857, II 86ff) einen gehaltvollen aufsatz: 'Litterarische wechselwürkungen Spaniens und Deutschlands' veröffentlicht und als erster in eingehnder weise gezeigt, dass 'die litterarischen wechselwürkungen beider gar mannigfach sind: nur dass wir erst in diesem jahrhundert in früchten der wissenschaft zurückzahlen, was an blumen der dichtung schon seit jahrhunderten von dort wir eingeführt'. Eberts aufsatz, der sich vornehmlich dem neuern schrifttum zuwante, das 16 und 17 jh. nur cursorisch behandelte, fand in AFarinellis untersuchungen: 'Die beziehungen zwischen Spanien und Deutschland in der litteratur beider länder' (I), 'Spanien und die spa-

nische litteratur im lichte der deutschen kritik und poesie' (II, beide teile Berlin, Haack, 1892), endlich : 'Deutschlands und Spaniens litterarische beziehungen' (III und IV, Zs. f. vgl. litt.-gesch. n. f. 8, 318—407) eine erwünschte ergänzung. Farinelli hatte sich nicht begnügt, den deutschen übersetzungen aus dem spanischen nachzugehn; seine beiträge schildern die spanisch-deutschen beziehungen in weitem umfange, also auf grund von reisen, berichten, druckerverhältnissen im zeitraum von mehreren jahrhunderten.

Über eine stattliche reihe ähnlicher untersuchungen gibt eine bibliographie aufschluss, die das einschlägige material zusammenzufassen versucht : es ist der Essai de bibliographie des questions de littérature comparée von Louis PBetz, erschienen in mehreren abteilungen der Revue de philologie française bd X und XI : Études théoriques, Ouvrages généraux (bd X 247 ff) und L'Espagne et l'Allemagne (bd XI 104 ff) [1].

Auch Sch.s buch ist seinem wesen nach eine bibliographie. auf die angabe der titel der deutschen übersetzungen folgt das verzeichnis der urschriften unter berücksichtigung der widerholt nachweisbaren lateinischen, französischen, italienischen und holländischen mittelglieder. biographische angaben über autoren und übersetzer, hie und da auch — verhältnismäfsig umfangreiche — proben aus urschrift und übersetzung sind eingestreut. in dieser weise behandelt Sch., den stoff nach fächern einteilend, zunächst die theologischen erbauungsschriften, die heiligenleben, die wissenschaftliche litteratur, roman, novelle, satire, drama und oper; zum schluss in einem selbständigen anhange Harsdörfers Gesprächspiele.

Eine zeitlich wie stofflich so weit ausgreifende untersuchung lässt natürlich eine beurteilung nach verschiedenen gesichtspuncten zu. nach einer richtung ist Sch.s verdienst voll anzuerkennen: das vierthalbhundert seiten starke buch, das, wie bemerkt, vorwiegend bibliographisches material bringt, entspricht dem, was Farinelli unter eingehnder berücksichtigung culturhistorischer verhältnisse auf etwa 70 seiten zusammenfasste; schon aus diesem rein äufserlichen vergleich erhellt, dass Sch. — immer mit rücksicht auf das quellenmaterial — eine weit reichere sammlung bietet, als sein trefflicher vorgänger.

Dies verdienst wird nur derjenige verkennen, der nicht aus eigner erfahrung weifs, mit wie grofsem aufwand von mühe und geduld derlei bibliographische zusammenstellungen verbunden sind. es ist ein widerwärtiges schauspiel, wenn ein recensent, dem auf

[1] nach dieser bibliographie [jetzt selbständig unter dem titel : La Littérature comparée, Strasbourg, Trübner, 1900, erschienen] wären die angaben, die JTexte zum schluss seines aufsatzes : Les relations littéraires de la France avec l'étranger au XVIII^{e} siècle in Petit de Jullevilles Histoire de la langue et littérature française bd VI veröffentlicht hat, insbesondre die teile 'Espagne' und 'Allemagne', zu ergänzen.

wohlfeile weise ein oder der andre nachtrag zu einer grofsen bibliographie gelungen ist, den 'fund' zum anlass nimmt, um den autor einer so mühsamen zusammenstellung zu zausen. dass Sch. vollständigkeit nicht erreicht habe, dessen war er sich wol bewust. in der vorrede betont er, dass namentlich aus der Wiener und Münchner bibliothek noch reichliche nachträge zu holen seien. sehr mit recht.

Ich habe einzelne teile der bibliographischen angaben Sch.s mit den einschlägigen beständen der k. k. hofbibliothek verglichen und gefunden, dass eine nur auf ein paar wochen ausgedehnte arbeit hier für Sch. genügt hätte, sein material zu verdoppeln. es ist das kein vorwurf, den ich gegen den autor erhebe — die bedingungen, unter denen wir im allgemeinen heute noch bibliographische arbeiten an verschiedenen fundstätten auszuführen haben, sind nicht so glänzend, dass sie einen solchen rechtfertigten.

Es ist mir, schon mit rücksicht auf den rahmen dieser besprechung, nicht möglich, die richtigkeit meiner behauptung hier in ihrem vollen umfang zu erweisen. kleine stichproben müssen genügen. ich wähle als beispiel gleich den ersten absatz in Sch.s buch, in dem die übersetzungen von des Diego de Estella De la vanidad del mundo verzeichnet werden.

Sch. nennt aufser der ersten übersetzung: 'Weltlicher eytelkait Verachtung . . . . verteutscht durch Jodocum Lorichivm, Cöllen, 1586' noch drei weitere deutsche, ferner sechs lateinische, vier italienische ausgaben; zwei auflagen der verdeutschung Huberts (1589 uud 1599), endlich drei ausgaben des spanischen originals. die edition der 'Obras del P^e Estella', wie es auf dem schmutztitel heifst, enthält mit gesondertem titel und gesonderten seitenzählungen zunächst den 'Tratado de la vanidad' und dann die 'Meditaciones devotissimas del amor de Dios', beide Madrid, Julian de Paredes 1668. Sch. dürfte die ausgabe [HB : 19. C. 14][1] nicht zu gesicht bekommen haben, und aus diesem grund entgieng es ihm wol, dass es auch von den Meditaciones eine deutsche übersetzung gibt: 'Hundert Von der Liebe Gottes Schöne | ausserlesene vnd andechtige Betrachtuugen. Auß H. Schrifft vnd anderer H. Vättern Bücher | durch den Ehrw. Herrn Didacum Stellam Ord. S. Francisci beschrieben | Nun aber durch H. Petrum Plickium Andernacum Teutschmeisterischen gebiets auf der Ebnen zu Offenaw Pfarherrn in Teutsch vbergesetzt. Gedruckt zu Cölln durch Aruoldum Quentel im Jar M.DC.VII.' [HB : 16. L. 15]. die vorrede lehrt, dass das buch 'auß dem Latein in unser Teutsch' übersetzt wurde; die lateinische übersetzung fliefst wider aus einer französischen — auch darüber geben unsre Wiener schätze aufschluss: 'Méditations très dévotes de l'amour de Dieu Mises d'Hespañol en Français par Gabriel Chappuys, Anvers, 1594. 8°.'

[1] signatur des exemplars der k. k. hofbibliothek Wien.

[HB. : 17. G. 61.] — und demnächst 'De amore dei meditationes piissimae. Primo ex hispanico in Gallicum denuo nunc primum in latinum sermonem redacte studio et opera Johannes Governerii. Coloniae Agrippinae Baltas. Clipeus 1703' [HB.: BE. 3. V. 80].

Von Petrus Plickius, über den Zedler, Jöcher, Adelung usw. nichts zu sagen wissen, verzeichnet Jos. Hartzheim Bibliotheca Coloniensis s. 279f zwei übersetzungen : 'Nachfolgung Mariae ... durch R. P. Franciscum Ariam ... beschrieben, und jetzt .. verteutscht durch H. P. Plickium Andernac. Gedruckt zu Cöllen durch Arnoldum Quentel 1602' (in 12 mo pp. 634) und 'Geistliche Vollkommenheit' aus dem ital. (bezw. lat.) urtext des Lucas Pinelli, ebenda 1603, jedoch nicht die in rede stehnde übersetzung, die Hartzheim offenbar nicht kannte; da sie auch von Draudius nicht angeführt wird, scheint unser exemplar von Plicks verdeutschung der Meditaciones zu den rariora zu gehören. anderseits besitzen wir kein exemplar der Plickschen verdeutschung : 'Nachfolgung Mariae', auch nicht das spanische original, wohl aber die mittelglieder, denen nachzugehn auch hier wider lehrreich ist : 'Trattato della imitazione della ... vergine Maria madre d'Iddio. Tradotto di Spagnuolo da Giulio Zanchini, Firenze, Michelagnolo Sermartelli, 1599' (1596) [HB. : 31. X. 21]; — 'De imitatione B. Virginis Mariae liber, nunc primum ex Italico idiomate conversus, Coloniae Agrippinae, Birckmann 1602' [HB. : 18. M. 4], ferner noch '... e gallico in latinum sermonem conversus per Audream Hoium Autverpiae Keerberg 1605' [HB. : 18. M. 111] und die 'Diva virgo imitanda' mit dem (separat betitelten und paginierten) 'Rosarium, Coloniae Agrippinae, Joh. Kinckius 1613'. der ganze bei Sch. fehlende artikel Plick-Arias wäre also nach diesen hauptzügen darzustellen. damit ist aber die desideratenliste, die sich an den einen artikel 'Estella' anschliefst, noch nicht beendet. es fehlen die französischen übersetzungen : 'Livre de la vanité du monde ... Reueu, corrigé et augmenté suyant le dernier exemplaire Espagnol, par Gabriel Chappuis Tourangeau. Paris, Fizelier, 1587' [HB. : 18. X. 50]. 'Livre de la vanité du monde. Édition dernière. Louvain, J. Bogart, 1594'. 8° [HB. : 18. X. 38].

Endlich gibt es aufser der von Sch. angeführten italienischen übersetzung Peruschis (in 4 ausgaben) noch zwei verschiedene andre : 'Il dispreggio delle vanità del mondo. Divisi in tre parti. Nuovamente tradotto dalla Spagnola nella lingua italiana da Gieremia Foresti. Venetia, Zanetti, 1575' [HB. : 71. Z. 83] und 'Dispregio della vanità del mondo ... nuovamente tradotto dalla spagnuola nella lingua toscana dal R. M. Pietro Buonfanti. Venetia, Ziletti, 1589'. 4 bde. [HB. : 18. Y. 48].

Der blofse hinweis auf den umfang dieser nachträge, die zu einem einzigen und verhältnismäfsig unwichtigen artikel in Sch.s buch zu liefern sind, wird es rechtfertigen, wenn ich mich be-

züglich der übrigen teile auf kurze bemerkungen beschränke, die ich mir beim nachprüfen der bibliographie notiert habe.

S. 26. von den latein. übersetzungen der Meditaciones Luis de la Puentes (den vorlagen der deutschen bearbeitungen) besitzt die k. k. hofbibliothek nebst den von Sch. genannten noch eine: Cöln 1636.

S. 27 ff (vgl. insbes. s. 31). 'Luis de Granada : Memoriale Granatae . . Güldin Denkbüchlein von eim vollkommenen Christen . . . . in teutsche Sprach gebracht durch Philip. Dobereiner. München, A. Berg, 1576' [HB. : 22. J. 49]. der übersetzername fehlt bei Sch.; desgleichen die spätere ausgabe v. j. 1588 [HB.: 16. L. 5]. — die verdeutschung des Quadragesimale durch Johannes Rullius, von der Sch. bemerkt, dass sie ihm nicht vorgelegen, findet sich in der hofbibliothek [21. C. 19] : das exemplar trägt die jahreszahl 1593 (Sch. nach Draudius 'o. j.'); unbekannt blieb Sch. (vgl. s. 31) die verdeutschung : 'Dux peccatorum, das ist deß Sünders Beleytsmann. Anfänglich Spanisch beschrieben, jetzt durch Joh. Eisengrein in unser Hochteutsche Sprach gebracht. Meyntz, J. Albin, 1599' [HB. : 16. L. 9]. s. 320 wird zwar erwähnt, dass Harsdörfer eine übersetzung des Dux peccatorum gekannt habe; das ist aber, wie Sch. auch andeutet, die lateinische, Coloniae 1601 [HB. : 19. Aa. 53]. endlich sei noch erwähnt, dass Luis de Granadas 'Seelen-Todt' in Matthaeus Timpes Teutscher Theologey, Münster, 1601—1614 als teil 3 u. 4 erschien. auch die von Sch. mitgeteilte liste der originalausgaben, der werke Luis de Granadas, der ital. und franz. übersetzungen, könnte durch die hiesigen bestände reichliche ergänzungen erfahren.

S. 108 ff. Bernardino de Mendoza. die Sch. unbekannte ital. übersetzung ist: 'Teorica et prattica di guerra terrestre et maritima, Tradotta dalla lingua Spagnuola nella Italiana da Salustio Gratti Venetia, Diotti 1596'. 4° [HB. : *48. G. 54].

S. 245 ff. von dem 'Carcell de Amor' des Diego de San Pedro besitzt die hofbibliothek folgende von Sch. nicht genannte übersetzungen : zwei deutsche : Hamburg 1660 [HB. : 144. H. 45] und ebenda 1675 [HB. SA. 34. F. 7]; eine französische : 1527 [HB. : 39. K. 37] und eine italienische, Venezia, Francesco Bindoni 1537 [HB. 71. Z. 159(3)][1].

Gelegentlich sei auch auf einige irrtümer und kleinere lücken, die allerdings nicht Sch., sondern seinen vorlagen zur last fallen, aufmerksam gemacht. s. 136 citiert Sch. nach Ferdinand Wolfs vorgang eine ausgabe der Floresta des Santa Cruz de Dueñas: ‚Salamanca' 1576. ich bemerke — damit der fehler sich nicht

[1] der gelehrte catalanische antiquar Salvador Sanpere y Miquel, der Sch.s buch in der Vanguardia (Barcelona) vom 30 dec. v. j. besprach, erwähnt noch die von Sch. nicht verzeichneten ital. erstausgaben (Rusconi) v. j. 1515 und 1518 des Carcello.

weiter schleppe — dass dem bewährten altmeister hier etwas menschliches passiert ist. er hatte offenbar das exemplar der hofbibliothek 74. X. 76 vor sich, dieses enthält aber die angabe 'Caragoça' 1576 auf dem titelblatt. s. 150 ist die titelangabe von Mexias Sylva variarum lectionum nach Jöchers unrichtigen daten widerholt. das buch [HB.: 210. B. 25] hat den titel: 'Petri Messiae von Sibilia vilualtige beschreibung | Christenlicher vnnd Heidnischer Keyseren | Künigen | ... Jetzt neüwlich auff dass fleißigest verteütscht .. Basel durch Henrichem Petri vnnd Petrum Pernam 1564'. in der widmung erklärt Lucas Zoleckhofer, er habe das buch 'mit gantzem Fleiß aus Frantzösischer und Italienischer spraach .. auff daß verständlichest translatiert'.

Für die bearbeitungen von Gracians Oraculo manual s. 156ff ist folgende italienische übersetzung, die Sch. nicht anführt, von wichtigkeit: 'L'huomo di corte. Tradotto dallo spaguuolo nel francese idioma e comentato dal signor Amelot de la Houssaie nuovamente tradotto dal Francese e comentato dall' abbate Francesco Tosques. Roma, Luca Antonio Chracas, 1698' [HB.: *28. S. 38].

S. 277 ist bei der übersetzung der Celestina das 'unbekannt' durch Christoph Wirsung zu ersetzen; er nennt sich ausdrücklich in der vorrede des buchs [58. V. 42]. vgl. auch Allgem. deutsche biographie 43, 521.

Von werken, beziehungsweise artikeln, die in Sch.s buch gar nicht behandelt sind, erwähn ich zunächst einen interessanten beitrag zu der (bekanntlich jüngst von Farinelli [Guillaume Humboldt] behandelten) Montserrate-litteratur: 'Libro de la Historia y Milagros hechos a invocation de nuestra Señora de Montserrat. 1556'. am ende, nach der tabla: 'Excudebat Barcinone Claudius Bornatins 1556' [HB.: 41. M. 12].

Eine übersetzung dieser von F. Gundisalvus de Soyo (vgl. Nic. Antonio BN. I, 560) verfassten Historia, jedoch nur bis zum cap. VIII, in der ausgabe fol. 25ᵛ, bieten die hefte: Warhafftige vnd gründliche historia | Vom ursprung | auch zunemung des hochheiligen Spannischen Gotteshauß Moutis Serrati .... auß Hispanischer sprach | durch einen Catholischen Patricium Augustanum in hochteutsche gebracht. München, Adam Berg 1588' [HB. *35. E. 148] und 'Von Ursprung deß Hochheiligen Spanischen Gottesbauß Montis Serrati ... Prag, in deß Ertz-Bischöfflichen Seminari Druckerey | in Emmaus | im jahr 1687' [HB. 41. L. 40].

Von andern ergänzungen, welche unser hiesiges material an die hand gibt, seien noch angeführt: 'Consuelo de affligidos en el qual se trata de los fructos, y remedios de las tribulaciones .... Compuesto por el Reverendo padre Gaspar Loarte, Doctor Theologo, de la Compañia de Jesus, Valencia 1578' [HB.: 17. J. 42] — hiezu die verdeutschung: 'Trostspiegel | Vor die Betrübten | Darinnen der Nutz | Vnnd die Früchten so auß auß

den Betrübnussen volgen | angezeigt werden. Durch den Ehrwürdigen | hochgelehrten Herrn P. Casparum Loart . . . beschrieben 1610' [HB. : 32. Z. 33] (als anhang zu Androzzis Cathol. Carwochen. Freyburg im Br. 1609).

Ferner die übersetzung von Juan Gonzalez de Mendozas Historia de las cosas mas notables, ritos y costumbres del gran reino de la China (Madrid 1586. 8°) : 'Ein neuwe, kurtze, doch wahrhaftige Beschreibung deß . . Königreichs China etc. In Hispanischer Sprach beschrieben, auß derselben in die Italienische und nunmehr in Hoch-Teutsch gebracht etc. Frankfurt am Mayn. S. Feyerabend 1589' [HB. : 65. S. 28(3)].

Ich breche hier mit der aufzählung der nachträge zu Sch.s bibliographie ab, um einer allgemeinen bemerkung raum zu geben. die angedeuteten lücken, wie eine reihe anderer, hier nicht erwähnter mängel sind bei einer bibliographischen zusammenstellung, die ein möglichst vollständiges bild liefern soll, gewis bedauerlich, es wäre aber m. e. verfehlt, den herausgeber allein hierfür verantwortlich machen zu wollen. ein derartiges urteil hat gerade das gegenteil von dem im gefolge, was eine gesunde kritik im auge haben muss. wie es einen mut gibt zu irren, so ist es unter umständen auch ein mutiges unterfangen, unvollständiges zu bieten. wer das verkennt, wer insbesondere übersieht, dass bei ausarbeitung einer solchen bibliographie eine reihe äufserer umstände helfend hinzutreten muss, der schreckt einfach davon ab, in zukunft sammelergebnisse zu veröffentlichen, denen zumindest das verdienst brauchbarer vorarbeiten nicht abzusprechen ist. solange man behufs notwendiger vervollständigung solcher bibliographien in den grofsen büchersammlungen des continents nicht bestimmt auf ausreichende unterstützung seitens des staates oder gelehrter gesellschaften rechnen kann; solange ein arbeitsbehelf von universeller bedeutung, der generalkatalog sämtlicher deutscher bibliotheken, noch ein pium desiderium bleibt, ist es ungerecht, mängel in bibliographien, die ein mit bescheidensten mitteln arbeitender privatmann veröffentlicht, allzustark hervorheben zu wollen. weit zweckmäfsiger wär es, die dringende notwendigkeit einer deutschen gesamtbibliographie mit allem nachdruck zu betonen, die mit einem male zahllose arbeiten vor den heute fast noch unvermeidlichen defecten schützen könnte. und man sage nicht, dass bei uns in Deutschland unmöglich ist, was die trustees des Britischen museums schon vor jahren begannen und Léopold Delisle für die Pariser nationalbibliothek eben mit staunenswerter energie ins werk setzt.

Zu den mängeln in Sch.s buch, die nur systematische durchforschung der grofsen deutschen bibliotheken beheben konnte, gesellen sich allerdings auch noch andere, die durch gehörige ausnützung leicht zugänglicher gedruckter hilfsbücher wol zu vermeiden gewesen wären. eine übersichtliche zusammenstellung

der quellenwerke für die spanische litteraturgeschichte, etwa in der art, wie sie Engelmann und Hübner für das classische altertum boten, besitzen wir freilich noch nicht; das 'litteratur-verzeichnis', das Sch. seiner arbeit vorausschickt, begreift wol das allerwichtigste, ist aber doch vielfach zu ergänzen. ich habe, speciell zu dem zwecke, um studien, wie die Sch.s, zu erleichtern, vor einigen jahren die bedeutendsten bibliographischen und biographischen hilfswerke für Spanien zusammengestellt[1]; darunter finden sich solche, die Sch. neues material geboten und gar manche seiner biographischen und litterarischen angaben berichtigt hätten. als beispiel nenn ich Picatoste 'Biblioteca cientifica Española del siglo XVI' (Madrid 1891), ein Buch, dessen verwertung für den vorliegenden zweck sich durch den beigegebenen index : 'Autores españoles comprendidos en este libro, cuyas obras fueron traducidas á otras lenguas' besonders empfohlen hätte. die angabe Picatostes s. 188 bei besprechung von Pedro de Medinas 'Arte de navegar' : 'la tradujo . . . al aleman Miguel Coignet, en 1576, haciendose nuevas ediciones aumentadas por el mismo Coignet en 1577, 1580, 1581, 1628 y 1633' beruht zwar auf einem irrtum; 'scripsit et instructionem de Arte navegandi gallice Antver. 1581 4° apud Jac. Henrici' heifst es bei Foppens, Bibliotheca Belgica II, 890, und Coignet starb bereits 1623 (vgl. a. Biographie nationale p. p. l'Ac. roy. de Belgique IV 274). dagegen führt Picatoste durch seine notiz über die verdeutschung der Historia natural de las Indias des José Acosta zur ermittelung der bei Sch. nicht verzeichneten ausgabe: 'New Welt | Das ist : Volkommen Beschreibung von Natur | Art vnd gelegenheit der Newer Welt | die man sonst America oder West- Indien nennet | in zwey theil abgetheilt . . . Erstlich durch den Hochgelerten Herren Josephum de Acosta, zu Latein in Truck außgeben | folgents dem gemeinen Mann zum guten in Teutsch vbergesetzt. Gedruckt zu Cölln, Johan Christoffel 1600' [HB.: 61. c. 3*]. In der vorrede heifst es, herr Joseph de Acosta habe *'ein Buchlein lassen aufsgehen in Lateinischer Sprach, welches er intitulirt DE NATVRA NOVI ORBIS | welches seiner furtrefflichkeit halben wol werth gewesen das es vor lengst vbergesetzt were. Da sich aber sulches bifsher verzogen | hat sich ein liebhaber der Historien daruber gesetzt | vnd aufs der Lateinischen Spraach in die Teutsche gebracht'.*

Auch sonst hätte auf Picatostes (allerdings mit vorsicht aufzunehmende) angaben wenigstens hingewiesen werden sollen: das todesdatum des Bernardino de Mendoza (vgl. bei Sch. s. 109): 21 jan. 1605; das geburtsjahr Pedro Mexias : beginn 1500 (Sch. 'ums j. 1496'); sein todesjahr vor 1545 (nicht 1552). überhaupt

[1] 'Der stand der biographischen studien in Spanien', Biograph. blätter bd I h. 3. nachträge, die sich seit dem erscheinen dieses versuches einstellten, werden wol bald in einer zweiten ausgabe verwertet werden.

hätte Sch. für die lebensgeschichtlichen einzelheiten neben den älteren autoren wie Nic. Antonio, Capmany usw. die modernen biographien, die sich in der oben erwähnten arbeit gesammelt finden, in ausgedehnterem mafse benützen sollen.

Mit den vorstehnden bemerkungen könnte die besprechung von Sch.s buch schliefsen, wenn allein der umfang des in der vorrede angedeuteten programms — aufnahme der nachweislich in Deutschland gedruckten litterarischen werke nebst angabe der spanischen originale und der vermittelnden übersetzungen — in betracht käme. ein buch, das über 'Spaniens anteil an der deutschen litteratur des 16 und 17 jhs.' handelt, erfordert aber weiteren ausblick: es genügt nicht, die resultate des einflusses in trockenen listen vorzuführen, sondern auch die fäden blofszulegen, welche auf litterarischem gebiete von dem einen lande zu dem andern hinüberführten, kurz, den intellectuellen einfluss Spaniens auf Deutschland während jener zeit bei seiner wurzel zu fassen. dass Sch. dies unterlassen, dass die — übrigens viel zu knapp gehaltene — einleitung die genesis der wechselwürkung zwischen beiden ländern kaum gestreift hat, ist um so überraschender, als sowol Ebert wie auch Farinelli in den oben erwähnten aufsätzen den weg angedeutet haben, der hier einzuschlagen war. ohne dass ich irgendwie den anspruch erhebe, sämtliche einschlägigen fragen zu berühren, möcht ich der historischen entwicklung des einflusses Spaniens auf Deutschland hier etwas näher treten; vielleicht ist es hiebei möglich, schwer zugängliche oder bisher unbekannte daten der weiteren forschung über den gegenstand zuzuführen.

Die vorzüglichste (wenn auch, wie noch später gezeigt werden soll, auch für die ältere zeit gewis nicht allein aufschlussreiche) quelle zur feststellung der spanisch-deutschen beziehungen sind bekanntlich die reisen nach der iberischen halbinsel. man hat ihnen frühzeitig beachtung geschenkt; abgesehen von den älteren grofsen sammlungen von reisen[1] wird schon 1743 in Zedlers Universal-lexicon s. v. 'Spanien' (bd. XXXVIII, sp. 1107 ff) unter den 'Schrifften, welche zur Erläuterung dieses ansehnlichen Reichs gute dienste tun' der reisewerke gedacht und insbesondere in dem 'Versuch einer litteratur deutscher reisebeschreibungen', Prag 1793 in der abteilung 'Spanien' eine reihe solcher itinera (auch übersetzungen ins deutsche) mitgeteilt. aber erst die letzten jahre brachten uns zwei arbeiten, welche den gegenstand auf breiter grundlage behandeln. R. Foulché-Delbosc hat in seiner Bibliographie des voyages en Espagne et en Portugal (Revue Hispanique III, 1896) nicht weniger als 858 originalausgaben solcher reiseberichte zusammengestellt; davon sind 123 in deutscher sprache geschrieben. wie reichliche nachlese selbst

[1] Sammlung der besten und ausführlichsten reisebeschreibungen, Berlin 1764 ff usw.

diese so umsichtig gearbeitete sammlung zuliess, hat in allerjüngster zeit Arthur Farinelli in seinen von staunenswerter belesenheit zeugenden Apuntes sobre viajes y viajeros por España y Portugal (Revista crítica de historia y literatura españolas, II, 1898) gezeigt. die üppigkeit des spicilegiums erklärt sich zum teil durch den umstand, dass Farinelli nicht bloſs eigentliche und vollständige reisebeschreibungen in den bereich seiner nachträge einbezog, sondern auch, und zwar mit recht, briefsammlungen, einzelnen schreiben, notizen über stattgefundene reisen, gleichviel ob handschriftlich oder gedruckt, seine aufmerksamkeit zuwante. nicht bloſs derjenige, welcher der litterarischen wechselwürkung zwischen Spanien und den übrigen europäischen ländern nachgeht, auch der historiker von fach, der kunst- und culturhistoriker werden diese eben veröffentlichten bibliographien mit groſsem nutzen zu rate ziehen. ich halte vorläufig mit einem allgemeinen urteil über plan und zweck dieser arbeiten zurück und möchte zunächst eine seite derselben näher ins auge fassen, die sich hier, wo wir über den anteil Spaniens an dem deutschen schrifttum sprechen, von selbst in den vordergrund schiebt. unter der groſsen zahl von reisen kommen für den vorliegenden zweck naturgemäſs jene in betracht, bei denen als folgeerscheinung sich ein einfluss auf deutsches schrifttum beziehungsweise deutsches denken entweder sicher erkennen oder doch mit einiger wahrscheinlichkeit voraussetzen lässt. einige beispiele, die hier folgen, mögen dartun, in welchem sinne ein derartiger einfluss würkte oder würken konnte. es ist nicht nötig, erst zu versichern, dass hier vornehmlich solche daten berücksichtigt wurden, die weder Farinelli noch Foulché-Delbosc ihren sammlungen einverleibt haben.

In einem Chronicon von Cardeña, dessen abschluss noch in die erste hälfte des 14 jhs. fällt (herausgegeben von Enrique Florez, España sagrada XXIII [1767] s. 370ff) finden sich folgende zwei eintragungen: *Era de* MCCXCII (1254) *años entró en Burgos la Infant fija del Rey de Noruega è tomola por muger D. Felipe hermano del Rey, è D. Felipe era electo de Sevilla è dejó el Arzobispado. — Era de* MCCXCV (1257) *entraron los Alemaños en Burgos para dar el Emperazgo al Rey D. Alfonso fijo del Rey D. Ferrando en el mes de Junio.*

Die beiden nachrichten gehören zu den ältesten documentarisch beglaubigten zeugnissen für die beziehungen Castiliens zu den germanischen völkern — beziehungen, die durch bedeutsame missionen nach Spanien veranlasst wurden. an der reise der norwegischen prinzessin Christina, tochter könig Håkons IV im j. 1256 (nicht 1254) nahmen auſser dem bischof Peter von Hamar nicht weniger als 120 personen teil[1]. der zug, den im

[1] vgl. Adam Kristoffer Fabricius La connaissance de la Péninsule Espagnole par les hommes du Nord, Lisbonne 1892, 8°. auf die ältern aao.

frühling des jahres 1257 der bischof von Speier, der propst von SGuido derselben stadt, Conrad von Steinach, ferner der bischof von Constanz und der abt von SGallen unternahmen[1], um Alfons x die kunde von seiner wahl zum deutschen Könige zu überbringen, war für jene zeit gewis ein ereignis ersten ranges. hier kommt nun besonders ein punct in betracht, der m. w. bisher noch nicht hervorgehoben wurde. das endziel beider missionen war Burgos, und wir wissen, dass sich die sendboten, die reichsdeutschen wie auch die nordischen, längere zeit in der alten castilischen hauptstadt aufgehalten haben. die fremden gäste sahen gewis das haus des Cid, das man in Burgos heute noch zeigt, man mag sie auch in das benachbarte kloster Cardeña geleitet haben, wo die irdischen überreste des helden und seiner gattin Ximena, ja auch der cadaver seines streitrosses Bavieca begraben worden waren. es scheint undenkbar, dass man gerade den geistlichen würdenträgern aus fernen landen die merkwürdigen erinnerungszeichen an den Cid, an den vorkämpfer der christenheit auf spanischem boden — als solcher erscheint er ja schon im Poema und womöglich noch mehr in der alfonsinischen chronik — sollte vorenthalten haben. um so gewisser ist es, dass sich damals — zum ersteumale — vertretern des gebildeten standes aus unseren ländern der historische kernpunct der glänzendsten spanischen epopöe erschloss. inwieweit diese eindrücke einer fremden, aber darum gewis nicht minder anziehenden heldensage nach der rückkehr der boten in die heimat fortwürkte, ist heute ebenso schwer zu controllieren, wie die spur der xenia, die den gästen von seite Alfonsos gewis geworden sind. ich denke hier nicht blofs an gastgeschenke von materiellem wert, sondern, wie es sich bei dem 'rey sabio', dem fruchtbarsten schriftsteller seiner zeit, annehmen lässt, auch an litterarische. ganz ausgeschlossen ist es ja nicht, dass in Speier oder Constanz sich noch ein oder das andere object findet, das die bischöfe von jener fahrt nach hause gebracht; in SGallen, besonders in der bibliothek, die ich etwas genauer kenne, dürfte leider ein nachforschen vergeblich sein. der abt, um den es sich hier handelt — Berthold vFrankenstein (1244—1271) —, war allerdings, so schildert ihn wenigstens Weidmann[2], ein gar streitbarer herr, dem ein ordentliches rossgeliger höher stand als selbst das schönste messbuch. die hoffnung, greifbare erinnerungszeichen an jene reise deutscher sendboten heute noch auf deutschem boden zu finden, ist freilich umso geringer, als die urkundlichen zeugnisse für eine ganze reihe von gesantschaftsreisen, die im darauffolgenden jahrhundert von

besprochenen reisen norwegischer führer kann hier nur kurz verwiesen werden. [1] so Arn. Busson Die doppelwahl des j. 1257 und das röm. königtum Alfons x von Castilien, Münster 1866, s. 37 f. vgl. aber Böhmer-Ficker Regesta imperii v s. 1027 f. [2] Geschichte der bibliothek zu SGallen s. 26.

Wien aus nach Spanien, speciell nach Aragon erfolgten, sich nicht bei uns erhalten haben, sondern — im kronarchiv von Barcelona. es ist ein verdienst des kürzlich verstorbenen historikers Heinrich vZeifsberg, das umfangreiche register, das die notariellen urkunden über die werbung Friedrichs des Schönen um die hand Isabels, der tochter könig Jaimes II. enthält, diplomatisch getreu veröffentlicht und erläutert zu haben [1]. der ersten reise des sendboten Friedrichs, Konrad vVerhebang [so Zurita; urkdl. 'Conradus dom. nove civitatis', also von Wiener Neustadt], welche Farinelli (Apuntes s. 8) anführt, folgten noch weitere gesantschaften von Wien nach Barcelona, um die heiratsverhandlungen zu ende zu führen: die bedeutendste war natürlich jene, welche die einholung der braut bezweckte. aufser dem abt Otto vSLamprecht, dem kämmerer Rudolf vLiechtenstein, dem hauptmann ob der Enns Heinrich vWalsee und dem hofmeister Hervord vSimaning nahmen an dieser gesantschaft, wie berichtet wird, noch 'andere ehrenwerte personen des geistlichen wie des laienstaudes teil'. jenes in der folgezeit so unglückliche aragonesische königskind weilte lange jahre in Wien, in verschiedenen städten Niederösterreichs und der Steiermark, und während dieser zeit, namentlich aber bis zum tode ihres zärtlich besorgten vaters blieb der verkehr zwischen der königin und ihren angehörigen aufrecht erhalten [2]. der fremdartige zauber, welcher die aragonesische königstochter umgab, ihre anmut, ihr mildes wesen, nicht minder auch ihr tragisches geschick lassen es erklärlich erscheinen, dass Johann vVictring ihrer in seinem Liber certarum historiarum widerholt und ausführlich gedenkt; an manchen dieser stellen erhebt sich der alte chronist sogar zu einem gewissen schwung, aus anderen lässt sich erraten, dass ein augenzeuge spreche, der die schöne Spanierin persönlich kannte. auch über die oben erwähnte gesantschaft nach Barcelona verdanken wir Johann vVictring einige anderweitig nicht überlieferte einzelheiten; es ist dies umso bemerkenswerter, als sonst derlei berichte über Spanienfahrten deutscher reisender in jener zeit nur sehr sporadisch auftreten. ja eigentlich erst die zweite hälfte des 15 jhs. bietet uns umfangreichere beschreibungen von reisen, die von unsern gauen aus nach Spanien unternommen wurden. über den mehrmals publicierten trocknen bericht, den Georg vEhingen über seine fahrt nach Spanien (1457) lieferte, ist hier nichts zu sagen. auch 'Des böhmischen herrn Leos von Rożmital ritter- hof- und pilger- reise durch die abendlande 1465—1467. beschrieben von zweien seiner begleiter' [3] ist schon seit geraumer

[1] 'Elisabeth von Aragonien, gemahlin Friedrichs des Schönen von Österreich (1314—1330)'. WSB. phil.-hist. cl. bd 137 nr VII (Wien 1898).
[2] vgl. die publication vZeifsbergs aao. bd 140 nr I.
[3] es sind dies der Böhme Schaschek und der Nürnberger Gabriel Tetzel. der erste beschrieb die reise in lateinischer, der zweite in deutscher sprache.

zeit mehrfach veröffentlicht, sodass ich mich begnüge, auf eine wol zu beachtende einzelheit, das bekanntwerden spanischer sagen in deutschen landen eben durch diese beschreibung aufmerksam zu machen: die von teufeln in einer nacht erbaute brücke von Segovia (der aquaeduct), das wunderbare crucifix von Burgos (eine art gegenstück zu dem crucifix von Oviedo, von dem aber die begleiter Rożmitals nichts erzählen)[1]; der reiche kranz von sagen, die sich um die person des apostels Jacob bildeten und deren mitteilung sich besonders der böhme Schaschek angelegen sein liefs, während bei dem berichte Gabriel Tetzels der passus über den Jacobstein (s. 178 der ausg. Schmellers) vorzüglich bemerkenswert erscheint; die abenteuerliche und an wunderbaren zufällen reiche fahrt der schiffer, die, für vier jahre verproviantiert, von Finisterrae aus nach den 'regiones desertae' geschickt werden, ein wol an legenden üppiger, aber in seinem erfolge weniger glücklicher zug als die 30 jahre später erfolgte expedition Colons (vgl. auch s. IX bei Schmeller); die ganz den alten ritterromanen nachgebildete erzählung von der unglücklichen jungfrau von Merida; die erblindung des königs und des ganzen gesindes bei der belagerung des heiligtums zu Guadalupe — ein unverkennbarer anklang an die auf spanischem boden mit solcher vorliebe erzählten Marienlegenden, die schon zwei jahrhunderte früher, zur zeit Berceos und Alfons des gelehrten, reiche pflege fanden — diese und andere stoffe aus der bekanntlich überaus reichen spanischen sagen- und legendendichtung fanden durch Rożmitals begleiter bei uns eingang[2]. unsere kenntnis von berichten über ältere deutsche reisen nach Spanien ist durch Farinellis nachträge zu Foulché-Delboscs Voyages in wünschenswerter weise bereichert worden. zu den wichtigsten

den citierten titel führt die ausgabe Schmellers, Bibl. des litt. ver. in Stuttgart, bd VII, 1844.

[1] eine kurze erwähnung dieser 'croix faicte des angles' in dem Premier voyage de Philippe le Beau, Chroniques Belges inédites, Collection des voyages des souverains des Pays-Bas p. p. Gachard vol. I (1876) s. 157.

[2] auf das abenteuer, das Rozmital und seinen gefährten bei Cantalapiedra begegnete — sie sahen einen einsiedler, den man für den könig von Polen hielt —, hat Farinelli bereits aufmerksam gemacht. hinzuzufügen wäre, dass die merkwürdige, von Schaschek erzählte erkennungsscene, die huldigung seitens eines untertanen usw. wol blofs eine legende ist, die eben nur so mitgeteilt wird, als hätte sie sich vor den augen der reisenden würklich zugetragen. hält man hiermit die tatsache zusammen, dass Johannes Dantiscus, der gesante Sigmunds I von Polen, eine übersus einflussreiche rolle am spanischen hofe spielte und — auch in verwantschafts- und anerkennungsfragen — eine weitreichende tätigkeit entfaltete, so ergibt sich, dass, wie hier gelegentlich bemerkt sein mag, Calderons berühmte comedia: 'La vida es sueño' rücksichtlich der einkleidung der ursprünglich morgenländischen erzählung nicht durchaus jenes nur der erfindung des dichters entsprungene phantasiestück zu sein braucht, für das sie gewöhnlich gehalten wird.

beschreibungen, auf die Farinelli aufmerksam machte, gehört das itinerarium des Hieronymus Münster aus Nürnberg (1494—1495), handschriftlich in einem codex der Münchener hof- und staatsbibliothek erhalten und bis jetzt unveröffentlicht (inhaltsangabe und ein kurzer auszug in den Apuntes s. 14 und 128 f). bei dieser gelegenheit sei erwähnt, dass zu zwei wertvollen alten reiseberichten, die von Foulché-Delbosc zwar verzeichnet, ihrer überlieferung nach jedoch nicht eingehend geprüft wurden, gleichfalls nachträge zu liefern sein werden: ich meine die fahrt des ritters Nicolaus vPopplau nach Portugal und Spanien in den jahren 1484 und 1485 und die relationen des Johannes Dantiscus, — Dantiscus vHöfen — polnischen botschafters am hofe Karls v während der jahre 1519—1531. über dem berichte des Nicolaus vPopplau hat ein eigner unstern gewaltet. das original gieng verloren, nur eine copie hat sich in der Elisabethbibliothek zu Breslau erhalten und nach dieser wurde der bericht in der zs. 'Schlesien ehedem und jetzt' v. j. 1806 veröffentlicht. diese deutsche ausgabe ist aber unauffindbar geworden. weder Foulché-Delbosc noch Farinelli haben sie gesehen, und auch meine bemühungen, sie aufzustöbern, blieben erfolglos. so kommt es, dass wir den deutschen bericht in der spanischen übersetzung benützen müssen: 'Viages de extrangeros por España y Portugal en los siglos xv xvi y xvii. Coleccion de Javier Liske. Traducidos del original y anotados por F. R. [Felix Rozański] Madrid, s. a.' in dieser sammlung nimmt die reise des ritters Nicolaus vPopplau die erste stelle ein. die beigegebenen noten, welche hie und da auch stellen des deutschen textes bieten, legen nun so manche schäden der überlieferung blofs. bald heifst es, das deutsche original sei unverständlich oder ob seines urwüchsigen ausdruckes unübersetzbar gewesen; bald werden stellen willkürlich weggelassen, bald wird schlechthin eine lücke constatiert, wobei wider unentschieden bleibt, ob die hsl. copie oder der abdruck hieran schuld trägt. diese schäden empfindet doppelt, wer in Nicolaus vPopplau einen der bedeutendsten, sicher den originellsten aller mittelalterlichen berichterstatter, die hier in frage kommen, schätzen gelernt hat. der selbstbewuste ritter liebt es zwar, sich auf ein piedestal zu stellen, vornehm zu posieren, aber von seinem seis auch etwas eigenmächtig erhöhten standpunct aus beurteilt er land und leute mit einem freimut, einer sicherheit und unabhängigkeit, die ihm alle ehre machen. ein realist im schauen und jedem legendarischen beiwerk abhold, ist er knapp im ausdruck und besonders treffsicher in sinnfälliger darstellung seiner vielen merkwürdigen erlebnisse. es bedarf nicht erst der versicherung, dass eine correcte neuausgabe des deutschen berichtes in hohem grade wünschenswert wäre. auch für die sehr umfangreichen relationen des Johannes vHöfen führt Foulché-Delbosc die oben erwähnte

sammlung der 'Viages' als alleinige quelle an. da Farinelli in seinen Apuntes auf diese angabe nicht zurückkommt, sei erwähnt, dass die originalberichte dieses ungemein tätigen polnischen sendboten am spanischen hofe in den 'Acta Tomiciana ... resgestae Serenissimi principis Sigismundi ... scriptae per Stanislaum Gorski ... Petri Tomicii secretarium ...' Posen 1852ff nachgelesen werden müssen, da Liske in den 'Viages' aus der fülle der einschlägigen relationen nur kurze auszüge bietet; dass endlich nach publicierung der Viages noch ein weiterer teil (bd. x) der 'Acta' in druck erschienen ist, der gleichfalls eine stattliche reihe von Dantiscusrelationen bietet, daher denn diese ergiebige quelle von berichten über spanische zustände zu beginn des 16 jhs. noch nicht ausgenützt erscheint.

Bei diesen und so manchen andern alten berichten über Spanien fällt vornehmlich ein umstand auf. die deutschen reisenden erzählen nicht nur von gefahren und abenteuern, schwierigen zügen und anderm ungemach; sie geben auch kunde von sitten, festen, aufzügen, von sehenswürdigkeiten aller art, ja selbst — hier steht unser Nicolaus vPopplau an der spitze — von industriellen und commerciellen verhältnissen. nur die litteratur existiert für sie nicht, am allerwenigsten die nationale. es ist eine ausnahme, wenn der Nürnberger Gabriel Tetzel aus Toledo berichtet: *In der stat sahen wir sant Johans Baptistae haubt und vil kostlichs heilthum und sahen die kostlichsten Bibel die man meint, die in der Cristenheit sey. Es sind großer Bücher drey, der text und die gloss ist geschriben mit gulden buchstaben und an der andern seiten die figur gemalt. Man meint auch, es sey der kostlichst maler gewesst, als er in der welt gewest sei*[1].

Allein ein fehlschluss wär es, wenn man annehmen wollte, die deutschen reisenden berichteten nichts von litterarischen schätzen, weil eben solche nicht zu sehen waren. die anfertigung und sammlung von hsl. texten der classischen, mittellateinischen wie auch der nationalen litteratur hatte in der zweiten hälfte des 15 jhs. auf spanischem boden den höhepunct erreicht, ja sogar — man braucht da nur an die memoiren des Ambrosio de Morales zu erinnern — vielfach bereits überschritten. ich kann auf diesen punct hier nicht eingehn und muss, was speciell die texte nationaler litteratur in mittelalterlichen bibliotheken Spaniens anlangt, auf meinen einschlägigen aufsatz in der beilage zur Münchner Allgem.

[1] das ms. gehörte offenbar zu den kirchenbüchern der kathedrale, welche bischof und capitel unter ansehnlichem kostenaufwand zu beginn des 15 jhs. schreiben und illuminieren liefsen, vgl. meine Handschriftenschätze Spaniens s. 473 f. als vielbeschäftigter schreibkünstler erscheint Pero Sanchez, 'cantor, vecino de Toledo'. die oben geschilderte ausstattung lässt übrigens berechtigte zweifel zu, ob das schaustück würklich eine bibel und nicht vielmehr eines der liturgischen werke war, von denen in den rechnungen die rede ist.

zeitung 1895 nr 297 verweisen [1]. das, was den tiefsten einblick in das geistesleben des fremden volkes vermittelt hätte, bleibt nun unsern reisenden so gut wie unbekannt: Schaschek rühmt zb. in Guadalajara die 'aedes magnifice exaedificatas' des marques de Santillana, erwähnt aber die für jene zeit einzig dastehnde bücherei desselben mit keinem wort. Nicolaus vPopplau, der über geringfügige dinge bescheid weifs, von der sitte des besa-manos beim könige, von den tohnwaren, die in der nähe von Valencia gefertigt werden, von kornfrucht und wein ausführlich erzählt, geht an Poblet und Monserrate mit der bemerkung vorbei, dass die mönche dieser beiden klöster Benedictiner seien, und dass den fremden besuchern mit wein und brot aufgewartet werde: über die herlichen bücherschätze, die in Poblet wie in Montserrate aufbewahrt wurden und — heute zt. verloren, zt. verstreut — gerade damals einen besondern anziehungspunct für den wissbegierigen reisenden bilden durften, schweigt er sich völlig aus. wenn hierfür vielleicht ein erklärungsgrund in dem umstand ligt, dass unser ritter Titus Livius und Valerius Maximus in Córdoba geboren sein lässt (Liske s. 51), so bleibt gleichwol bemerkenswert, dass weder Nicolaus vPopplau noch, soweit ich sehe, die zeitgenössischen reisenden den viel sinnfälligeren äufserungen scenischer kunst auf spanischem boden genügend aufmerksamkeit schenkten. dass im 15 jh. in Castilien wie in Catalonien dramatische repräsentationen keineswegs zu den seltenheiten gehörten, ist ja bekannt, und es bedarf nicht erst des hinweises auf die einschlägigen abschnitte bei Schack und Denk [2].

Vom 16 jh. angefangen, ändern sich die verhältnisse vollständig. das würksamste mittel, die kenntnis spanischen geisteslebens im allgemeinen, des schrifttums insbesondere, im ausland zu verbreiten, wird der buchhandel, der spanische originalwerke in unsre lande bringt und übersetzungen derselben veranlasst. doch ist die schwarze kunst nicht so allmächtig, dass sammlung und sichtung ihrer erzeugnisse — selbst im weitesten umfange — genügte, um über die litterarischen beziehungen zwischen Spanien und Deutschland in der neuzeit klarheit zu schaffen. darin ligt der oben gerügte grundsätzliche fehler des Sch.schen werkes; Farinelli hatte recht, bei behandlung des themas in den eingangs

[1] die genaueren angaben in den Handschriftenschätzen Spaniens unter den betreffenden bibliotheken. hierzu kommen noch die bücherei des Gomez Manrique, in der sich nach dem 1490 angelegten inventar 40 hss. — darunter mehr als die hälfte mit vulgärtexten — befanden (vgl. Cancionero de Gomez Manrique, [Madrid 1885] II 332 f), und die erst vor kurzem von Paz y Melia glänzend commentierte bücherei des grafen von Haro (1455), die gleichfalls an schätzen nationaler litteratur reich war (vgl. Revista de archivos 1897, 18 ff).

[2] für dramatische kunst und poesie Cataloniens im ma. vgl. ua. Sanpere und Miquel Barcelona en el año 1492, Barcelona 1893 s. 96, wo die 'momerias' mit den aus späterer zeit bekannten 'entremeses' identificiert werden, sowie den aufsatz 'Autos sacramentals del sigle XIV' in der Revista de la asociación artistico-arqueológica Barcelonesa II (1898) nr 9 s. 673 ff.

erwähnten aufsätzen auch späteren reisen, wie die von Anton Kaufhold, Chr. Aug. Fischer, Heinrich Friedrich Link uaa. volle aufmerksamkeit zu schenken, und in demselben sinne werden die einschlägigen nachrichten der bibliographie von Foulché-Delbosc und der Apuntes Farinellis für unsre aufgabe wichtig. jede ergänzung in dieser richtung ist willkommen zu heifsen, nur wird notwendigerweise eine gewisse arbeitsteilung platzgreifen müssen. wir Deutsche haben für uns allein hier genug zu tun; das einschlägige material ist weit gröfser, als man glauben sollte, und gerade für das 16 und 17 jh. lassen die erwähnten sammlungen von reiseberichten noch zahllose ergänzungen zu. die zt. äufserst umfangreichen relationen, speciell die botschafteracten aus jener zeit sind für unsern zweck fast noch unbenutzt. ganz wenige, kurze hinweise, die teilweise aus jüngst zugänglich gemachten quellen geholt sind, mögen dies erhärten.

Schon bei der fahrt Maximilians II nach Spanien im j. 1548 haben in Barcelona und an andern orten spielleute '*Gaugler Tanntzer und Hofierer*' eine gewisse rolle gespielt — wenigstens werden in dem kürzlich publicierten reisejournal (ed. FMenčik im Arch. f. österr. gesch. 36 I 293ff) ganz achtenswerte ausgaben für dies fahrende volk verzeichnet. bedauerlicherweise sind die weit umfassenderen berichte eines ganzen geschlechts, nämlich der Khevenhüller-Frankenburg über reisen nach Spanien nur in sehr kargen auszügen bekannt geworden. die spärlichen proben, die aus dem — die jj. 1552—1577 umfassenden — tagebuch des Bartolomaeus Khevenhüller, grafen von Frankenburg, vorliegen, zb. über die erfahrungen, die er mit der spanischen inquisition machte, lassen darauf schliefsen, dass der bericht über seine reise nach Spanien (1559) gar merkwürdige kunde von dem lande nach Deutschland brachte. in noch viel höherem mafse gilt dies von den gesantschaftsrelationen, die von zwei andern mitgliedern des geschlechts verfasst und erhalten sind. Johan graf vKhevenhüller vertrat die interessen seines vaterlandes durch mehr als dreifsig jahre (1571—1605) in Spanien. seine während dieser zeit an den kaiserhof gerichteten amtlichen schreiben und acten (concepte) füllen sechs mächtige foliobände und bilden eine der wichtigsten quellen für die kenntnis der österreichisch-spanischen beziehungen während jenes zeitraumes. Noch eingehender sind die botschaftsprotokolle Franz Christophs I. grafen vKhevenhüller — des verfassers der Annales Ferdinandei — aus den jahren 1617—1625: sie enthalten mehr als 3000 briefe und berichte, unter ersteren solche von trägern tönender namen, wie Lerma, Osuna, Olivarez. in einem andern, fünf foliobände umfassenden werke: 'Allgemeine vnd Particulargeschichten vnd negotia in form eines Prothocols Herrn Franz Christoph Khevenhüller' (1617—1623) 'gruppiert der verfasser in lichtvoller, diplomatisch geschulter darstellung um seine persönlichen erlebnisse und erfahrungen

die damaligen ereignisse, deren hauptschauplatz der würkungskreis Khevenhüllers, Spanien, gewesen'. alle diese acten, ferner die sammlung der urkunden betreffend das verlöbnis erzherzog Ferdinands III mit der infantin doña Maria, bei dessen zustandekommen graf Franz Christoph eine hervorragende rolle zufiel, dann die 'Epistulae hispanicae', mehr als 1000 briefe aus den jj. 1581—1604 (von und an Philipp II, herzog Alba, marques de Castillon) sowie eine reihe anderer ähnlicher urkunden bildeten den hauptschatz des archivs der Khevenhüller-Frankenburg, wurden vor wenigen jahren durch ein Wiener antiquariat verkauft und finden sich heute leider zerstreut in verschiedenen sammelstätten zu Wien und Nürnberg[1].

Besser steht es um die einheitliche erhaltung der hier in frage kommenden acten des archivs der grafen Harrach, das von dem beamten der k. k. hofbibliothek Ferdinand Menčik sorgsam verwaltet und in zuvorkommender weise der forschung zugänglich gemacht wird. die tagebücher des grafen Ferdinand Bonaventura Harrach über seine reisen in Spanien in den jj. 1665 und 1673 bergen eine fülle der merkwürdigsten nachrichten, darunter auch solche, die unmittelbar für den litteraturhistoriker von belang sind. graf Harrach, ein eifriger theaterfreund, macht sorgfältige notizen über den spielplan und fügt auch gelegentlich sein urteil über die darstellung bei[2]. man wende nicht ein, dass dieses

[1] vgl. Der Wiener antiquarische büchermarkt, hrsg. v. SKende nr 1 (1893).

[2] man vergleiche folgende auszüge, die ich der güte des herrn Menčik verdanke:

1674. 9 *Jan. umb drey bin ich in die Comedi al Coral de la Cruz gefahren, alwo sie eine von der Geburt Christi repraesentirt haben, die nit vbel war, das thema war, wie die Invidia undt der Teufel dieses Misteria zu verhindern gesuecht, und doch alles durch die Lieb Gottes gegen den Menschen vollbracht worden.*

〃 27 *Jan. Nachmittag al coral de la cruz in die Comedie gangen, alwo sie die batalla de Pavia y prison del Rey Francesco I. de Francia repraesentirel und sehr guet gemacht haben.*

〃 10 *May. Ich bin Nachmittag in die Comedie, alwo sie eine repraesentirt haben genandt la carbonera de Sevilla von dem könig Don Pedro el cruel, so nichts absonderliches gewesen.*

〃 20 *July. Nachmittag in die Comedi, allwo sie eine repraesentirt haben intitulirt : Dios haçe justicia a todos, so wohl hingangen.*

〃 22 *Juli. Nachmittag mit meinem Carl in die Comedi gangen, alwo sie repraesentirt haben, tambien entre las damas ay duelo. Die Comedie ist von D. Pedro Calderon sehr guet, aber gar schlecht durch die neue Compagnia exhibirt worden.*

〃 10 *Aug. Nachmittag bin ich in die Comedi, alwo sie die repraesentirt haben, welche man zu der konig Namenstag gehalten. Ist die Fabel von den 2 Brüedern — die sich nie vergleichen können, als einer den anderen zugleich umbgebracht und dise korper zugleich auf einem Scheiterhaufen verbrendt werden.*

〃 24 *Aug. Nachmittag bin ich in die Comedi, alwo sie repraesentirt haben las dos Estrellas de Francia war die Fundation de la orden Trinitana redemption de cativos.*

persönliche interesse für die spanische litteratur, das von einem einzelnen, sei es auch von einem botschafter und so nachdrücklich bekundet wurde, ohne weitere nachwürkung geblieben sei. es soll noch gezeigt werden, dass in jener zeit die bedeutung der spanischen litteratur, besonders der bühnenwerke am kaiserhofe zu Wien ebenso gewürdigt wurde wie von dessen repräsentanten in Madrid, ja dass der litterarische einschlag, den die damaligen diplomatischen beziehungen hatten, deutlich und oft genug zur geltung kommt. vorläufig sei, was die kenntnis spanischer bühnenkunst in deutschen landen eben zur nämlichen zeit anlangt, auf ein interessantes zeugnis hingewiesen. Schack, dessen unermüdlicher sammeleifer berichte über das spanische theater allenthalben ausfindig zu machen wuste, hat den wert der nachrichten, die in der beschreibung der reise des François van Aerssen, 'Voyage d'Espagne cvrieux, historiqve et politiqve', Paris 1665. 8⁰ enthalten sind, wohl erkannt, und in seinem classischen werke (II 115ff) eine übersetzung jenes abschnittes aus dem französischen texte geboten. es entgieng ihm aber ein umstand, der gerade für die vorliegende frage von besonderer wichtigkeit ist. die eben erwähnte französische reisebeschreibung wurde kurz nach ihrem erscheinen ins deutsche übersetzt: 'Reyse-Beschreibung nacher Spanien .... anjetzo in das Teutsche übergesetzet durch Johann Mackle', Franckfurt 1667 [HB. : SA. 48. F. 9] und die angezogenen abschnitte gehören wol zu den ausführlichsten berichten, die in deutscher sprache damals über spanische theater kunde gaben [1].

1674. 31 *Aug. Nachmittag bin ich in die Comedie, alwo di Compagnia des Valesso, so ein Zeit abwesend war, die Comedi dicha y desdicha del hombre repräsentirt, so sehr guet an sich selbst, und gar wohl exhibirt wurde, dann sich die Compagnia verändert und umb viel verbessert hat.*

" 2 *Sept. Nachmittag bin ich in die Comedie, alwo sie repraesentirt haben, Hermosura y discretion,*

" 7 *Sept. in die Comedi gangen, weillen schon ein Balcon bestellt war, haben repraesentirt die Fabel Philomena und Progne, so gar guet gewesen.*

" 15 *Sept. Ich bin Nachmittag in die Comedi, alwo sie Pachecos y Palomecos repraesentirt, so wol hingangen.*

[1] dies, wie der umstand, dass der eben verzeichnete deutsche druck schon recht selten geworden sein mag, veranlasst mich, hier eine probe aus dem betreffenden teil (cap. 18 s. 126f) mitzuteilen : *Den Nachmittag umb fünff Vhr stellete man die Autos vor. Es seind geistliche Schauspiele | mit underschiedlichen und recht lächerlichen Streichen untermenget | umb zu versüssen | was das ernstliche von dem Stück verdrießliches an sich hat. Die zwey Hauffen der Schauspieler welche zu Madrid | beschliessen zur selben Zeit ihre Schaubünen und vertreiben einen gantzen Monat mit dem Vorstellen dieser geistlichen Stücke. Auff andern spielen sie offentlich | welche darzu insonderheit auff den Gassen zu bereitet sind. Sie seind verbunden täglich eine vor eines Raths Präsidenten Hauß zu halten. Sie fangen an bey deß königs seinem Ort | eben auff den Tag des Festes | und haben hierzu eine auffgerichtete Büne mit einem Himmel | unter*

Nicht alles, was sich, mitunter recht anspruchsvoll, als 'spanische reise' gibt, wird in gleicher weise für uns aufschlussreich, wie die botschaft Harrachs oder die fahrt Aerssens. gleichwohl erscheint, es sei dies nachdrücklich widerholt, die genaue berücksichtigung der reisen für die abschätzung der wechselseitigen litterarischen einflüsse zwischen Spanien und Deutschland unerlässlich, und die vorhandenen einschlägigen bibliographien laden zu erneutem studium des gegenstandes, beziehungsweise zu weiteren ergänzungen ein. der rahmen dieser besprechung gestattet nicht, noch auf andre, als die eben angedeuteten nachträge hinzuweisen [1]. ein wort gebürt aber den, wie es scheint, bei der vorliegenden frage noch wenig beachteten anlässen, die schon in früher zeit regen geistigen austausch zwischen Spaniern und Deutschen gestatteten, ich meine die kirchenversammlungen. in Basel zb. safsen in der ersten hälfte des 15 jhs. vertreter der natio Hispanica und der natio Germanica fast zwei jahrzehnte hindurch beisammen. leuchten der iberischen halbinsel, wie der cardinal Cervantes, waren daselbst erschienen. der grundgelehrte Juan de Segovia entlockte Enea Silvio ausdrücke der bewunderung und begeisterte noch in viel späterer zeit den Basler professor Iselin zu einem panegyricus; das monumentale geschichts-

welchem sich ihre Mayestäten niedersetzen. An dem Fuß dieser | ist der Schau-Platz; und weil die Spieler den Rucken gegen der Versamlung | so auff dem Platz ist | kehrend spielen | so rollet man kleine Häußlein hinzu | da sie sich mögen kleiden | hinauß gehen und wieder kommen nach jeglichem Stück des Spiels. Man treibet dieses etliche Tag lang | und ein jeglicher Präsident hat das seinige | die obere und den SchauPlatz vor seinem Hauß. Ehe man diese Autos vorstellet | tantzet und springet da alles Possenwerck der Procession | und die RiesenWercke erlustigen das Volck. Was mich in dem | so ich von fernem auff dem alten Prado gesehen | bestürtzet | ist dieses | daß man in der gassen | und in der Lufft zu diesen stücken Fackeln siehet | und daß auf denen zugeschlossenen und täglichen Schaubünen | man nicht bey der Liechter | sondern bey der Sonnen Klarheit spielet.

[1] zu den phantastischen reisen gehört die erzählung von der überführung der reliquien aus Jerusalem nach Oviedo, titelloses stück des 12 jhs., aus 2 hss. herausgegeben von ChKohler Revue de l'Orient latin v (1897) 1 ff; ferner: 'Seltzame Begebenheiten | Eines vornehmen Spanischen Kauffmanns-Sohn | Nahmens Domingo aus Cadix, Bestehend in verschiedenen galanten Liebs-Geschichten und wunderlichen Abentheuern. Aus dem Spanischen in das Teutsche übersetzet. Wien, Johann Gabriel Grahl 1709' [HB.: 240. D. 14]. auf ziemlich reiche nachträge zu Foulché-Delbosc und Farinelli stöfst man, wenn man den indexband der Revista de España (118) auf die zahllosen kleinern spanischen Boletines und Revistas durchsieht. auch aus der Revue de Paris hab ich zt. wertvolle ergänzungen notiert. ich erwähne diesen umstand überhaupt nur aus dem grunde, weil er abermals beweist, dass hier eine arbeitsteilung nach ländern platzgreifen muss; um so mehr, als man sachlich an dem begriff 'reise' nicht engherzig festhalten darf. der sehr interessante brief, auf den mich college Arnold aufmerksam macht: 'Von der spanischen Kleidungsart. Auszug eines Schreibens an den Herrn geheimen Rath von Gemmingen in Stuttgart', datiert Madrid 25 juni 1776 (Deutsches museum 1776, s. 769 ff), sagt über den gegenstand mehr als ein paar dutzend reisebeschreibungen.

werk Juans über das Baseler concil (mit manchem bericht über spanische dinge) findet sich in je zwei abschriften in Wien und in Basel [1].

Es heifst nur einen schritt weiter auf dem vorgezeichneten wege gehen, wenn man auch den reisen der Spanier nach Deutschland und den sich hierdurch ergebenden einflüssen aufmerksamkeit schenkt. der gegenstand ist m. w. bisher noch nicht in zusammenfassender weise bearbeitet worden : ein derartiges gegenstück zu den bibliographien Foulchés und Farinellis existiert nicht. manches hierher gehörige material findet sich an einer stelle, wo man dergleichen nicht vermuten sollte, nämlich in dem anlässlich der Columbusfeier 1894 erschienenen prachtwerk : El Centenario Bd. IV, 427ff wo Cánovas del Castillo u. d. t. : 'Doña María Cristina de Austria, su matrimonio y su regencia con noticias referentes á las relaciones antiguas entre Austria y España' auch über einige spanische reisen und expeditionen nach deutschen landen handelt (vgl. insbes. abschn. VI)[2].

Den persönlichen mittlern zwischen Spanien und Deutschland stehn gewisse unpersönliche dolmetsche, in erster linie die sprachbücher, grammatiken und lexica, zur seite. Farinelli, dem auch dieses für die erleichterung der litterarischen beziehungen zwischen beiden ländern sehr wesentliche moment nicht entgieng, nennt, die einschlägigen abschnitte in des grafen Viñaza Biblioteca histórica de la filologia Castellana (Madrid 1893) ergänzend, einige solcher opuscula, zb. die von Bahrdt (1778), Wagner (1795) uaa.[3] älter sind — um von einigen anonymen werken, wie den mir nur aus einem antiquariatskatalog bekannten 'Colloquia cum dictionariolo sex linguarum, teut. latin. germ. gall. hispan. et ital., Antwerpiae, apud H. Henricum, 1583' abzusehen — die arbeiten des heute fast vergessenen Spaniers Juan Angel Sumaran, der zu beginn des 17 jhs. als sprachlehrer in Ingolstadt lebte. Nicolaus Antonio Bibliotheca nova I 634 gibt einige nachrichten über ihn, ohne auf Sumarans hauptwerk, den Thesaurus linguarum, Ingolstadii 1626, einzugehn. erst graf Viñaza bot aao. sp. 556f, 2045ff genauere aufschlüsse über diese mit rücksicht auf die zeit ihres erscheinens gewis bedeutende grammatikalische leistung [4].

[1] näheres hierüber in meinem aufsatze : Urkundliche beiträge zu Johannes de Segovias geschichte des Basler concils, Wien 1897 (WSB. phil.-hist. cl. bd 135).

[2] Spanische zeitungsflugblätter (widerholt unter dem titel : Noticias generales de Europa venidas à Barcelona por el correo de Francia erschienen) finden sich schon gegen ende des 17 jhs. häufig und beschäftigen sich mit deutschen angelegenheiten. der codex der bibliothek Trivulzio zu Mailand nr 940 s. XVI (Porro s. 280) enthält in journalistischer form die schilderung eines feierlichen einzugs des 'Rey de Romanos' zu Worms, 1495, in spanischer sprache.

[3] vgl. Zs. f. vgl. litt.-gesch. n. f. 8, 350f.

[4] die widmung ist an 'Don Francisco Moncada Conde de Ossona . . . del Consejo Supremo de su Mag.d Catholica y su Embaxador acerca la Mag.d

Der umstand, dass die weseutlich erweiterte ausgabe des Sumaranschen Thesaurus 1665 in Wien erschien, dass schon fünf jahre später ebendas. Nicolaus Mez de Braidenbachs 'Diccionario muy copioso de la lengua española y alemana hasta agora nunca visto' gedruckt wurde, ist ungemein bezeichnend. soll man die stätte angehen, wo während des von Sch. behandelten zeitraums der litterarische einfluss Spaniens am nachhaltigsten zur geltung kam, so wird unbedenklich der hof kaiser Leopolds I zu nennen sein. '*Cómo queréis*' bemerkte der kaiser einmal, als man die correctheit seines spanischen ausdrucks bewunderte '*que no lo hable asi, cuando he vivido usándolo por el dia y por la noche*'? (Cánovas aao. 450). zieht man auch von dem inhalt der äufserung, die ja tatsächlich gefallen sein mag, eiue gewisse, wol durch äufsere umstände veranlasste hyperhel ab, so bleibt doch genug an historischer wahrheit übrig, um Leopold I als einen der grösten verehrer spanischer sprache und litteratur zu erkennen, den es damals in deutschen landen gegeben hat. diese neigung war nicht sowol durch des kaisers abstammung bedingt — seiue mutter die infautin Maria Anna, eine tochter Philipps III, verlor er schon, da er im alter von 6 jahren stand — als durch seine heirat mit Margaretha Theresia, der tochter Philipps IV, die er 1666 heimführte; auch mochte der widerwille, den er gegen das französische empfand, ihn die beiden andern romanischen hauptspracheu umso eifriger haben

Cesarea en Alemania etc.' gerichtet und klärt über die art, wie das werk veranlasst wurde, anf : *Estando yo el aña passada en Viena en casa del Sr. Conde y General Marradas, tuue suerte de affrecer mi Persona, y servicios á V. Ex.ª la qual par su salita cortesia me estimó y favareçiá mucho, mandandome campusiesse algunos principios y reglas de la lengua y pranunciacian Alemana* usw. der titel : 'Thesaurus linguarum, in quo facilis via Hispanieam, Gallicam, Italieam attingendi etiam per Latinam et Germanicam sternitur . . editio post Monaceuses duas tertia' weist auf frühere ausgaben, die sowol Antonio wie Viñaza unbekannt blieben. tatsächlich besitzt die k. k. hofbibliothek : 'Das Newe Sprachbuch — Liure et instruction ponr apprendre les langues — Libro fondamentale per le lingue — Libro muy proueehoso para aprender las lenguas. Monachii Apud Viduam Bergianam 1621' [HB. : 90. F. 27], die vorrede schliefst 'Datum München den 15. Deeemb. Anno 1620' und der leser wird apostrophiert wie folgt : *du weist wol | wie fast heutiges Tags die Erkantnuß der Sprachen allen stands Persanen wol vannöthen thut | damit sie inn vnderschidlichen Nationen kauffen vnnd verkauffen können | ohne einiges Dalmetschers hilff | welches zwar die Niderländer vnd der Teutsche Adl wol betrachtet haben | vnnd darumb ziehen sie inn Welschland | Franckreich vnd Hispanien | nicht allein die Sprachen | sander auch ihre gute gebräuch vnnd sitten zu lernen u. s. w.* die vorrede einer spätern ausgabe von Sumarans Thesaurus (Viennae Austriae, 1665, HB. : 73. V. 61) erhebt sich zu einem förmlichen Panegyricus auf die erlernung der romanischen sprachen : . . . . *es ist zwar nit weniger | daß | welcher die Lateinische Sprach allein wol verstehet, allenthalben viel gelten thuet | vnnd den nechsten Staffel zu Ihren dreyen Töchtern hat : Ist es aber nit viel fürtrefflicher, wann man die frewdige Mutter, mit den verainigten Kindern hat | vnd mit ihrer aller Zierde herrlig und wolbeklaidet heranziehet?*

pflegen lassen. so wenig die österreichische culturgeschichte unter Leopold I (die musikgeschichte ausgenommen) bisher durchforscht ist, so war doch bekannt, dass an seinem hofe spanische bühnenwerke in ihrer originalsprache aufgeführt wurden, und Ebert hat aao. auf diese auffallende tatsache hingewiesen. hiezu bemerkt nun Farinelli (Beziehungen zw. Sp. u. Deutschl. I 58) 'welche spanische stücke er meint, weiſs ich nicht. sie sollen sich in der k. k. hofbibliothek finden'. auf diese fragen hat nun Alexander vWeilen erst kürzlich eine befriedigende antwort gegeben. er weist nach (Die theater Wiens I 102 f), dass nicht nur das berühmte drama Calderons : 'Darlo todo y no dar nada' mit einem zwischenspiel : 'Los alcaldes' bei hofe gegeben wurde (1668), sondern auch 1671 ein drama von Cardona : 'Del mal lo menos', 1672 'La flecha del amor', 1673 Moretos 'Primero es la honra' über die Wiener bez. die Laxenburger bühne giengen [1]. wenn Weilen nun bemerkt, dass kaiser Leopolds zarte aufmerksamkeit seiner gattin das fremde land hiedurch zur heimat zu machen suchte, so ist das ganz richtig, es stimmt hiemit auch die anderweitig bezeugte nachricht, dass kaiser Leopold, dem bibliothekar Lambeck seinen und der kaiserin besuch in der hofbibliothek ankündigend, dem schreiben das postscriptum anfügte: '*nec obliviscaris, ut inter hispanos libros ponas comedias a Lope de Vega olim iam compositas*'. aber verschiedene anzeichen sprechen dafür, dass die vorliebe für spanische sprache und litteratur damals in Wien tiefere wurzel gefasst hatte. '*die mujeres Españolas wollen meinen hof ganz spanisch machen*' schrieb einmal der kaiser halb im scherz halb im ernst (Weilen aao. 58), aber nicht bloſs das schöne geschlecht stand im banne Spaniens. auſser den bereits genannten sprachwerken wurden noch eine ganze reihe spanischer bücher zu jener zeit in Wien gedruckt [2]. der mittelpunct dieser hispanophilie war, wie sich unschwer zeigen läſst, der kaiser selbst. schon früher wurde angedeutet, dass der

[1] die bibliographischen nachweise bietet Weilen in dem aufsatze : Zur Wiener theatergeschichte, Mitteilungen d. österr. ver. f. bibl.-wesen 1898, nr 3 ff (vgl. bes. die nrr 76. 82. 104. 108. 120). Weilen ergänzt so die daten, welche Joh. Schwarz in seinem buch Die kaiserliche sommerresidenz Favorita auf der Wieden in Wien 1615—1746 (Wien 1898) s. 32 ff geliefert hat.

[2] zunächst einige oben nicht genannte theaterstücke : 'Aun vencido vence el amor ó el Prometeo Comedia en musica escrita en estilo ytaliano 1669' [*38. V. 17]; 'Teofilo : Los amores de Clodio y Pompeya comedia compuesta en ital. puesta en música por A. Draghi y traducida por Juan Silvestre Salva 1669' [*35. H. 78]; dann : Castillo-Calderon, Francisco : 'Oracion flaminia meditada à la luz de la proteccion Mariana 1671' [19. V. 63]; 'Panegyrico de la inefable dignidad de Maria 1671'; 'Sgambata, Scipio Resumen de la vida y milagros de S. Francisco de Borja, duque de Gandia, compuesto primero en Italiano 1671' [41. Mm. 3]. diese daten sind der sorgfältigen, leider bisher unveröffentlichten bibliographie Wiener drucke des 16 und 17 jhs. entnommen, die mein amtsgenosse dr Franz Schöchtner auf grund des materials der k. k. hofbibliothek angelegt hat.

diplomatische vertreter Österreichs am spanischen hofe auch eine art litterarischen wachpostens inne hatte; tatsächlich hatte graf Pötting, Leopolds bevollmächtigter botschafter in Madrid, vollauf zu tun, um dem drängenden ansuchen des kaisers um einsendung von musikalischen werken und bühnenstücken zu genügen (Weilen aao.). ein litterarisches ereignis ersten ranges war der ankauf der bibliothek des marques Gabrega zu Madrid. der hofbibliothekar Peter Lambeck hat hierüber nur ganz kurz berichtet[1]; die nachfolgenden daten sind den noch unveröffentlichten briefen Lambecks an den kaiser (codex der k. k. hofbibliothek no. 8010[2]) und dem gleichfalls bisher noch unbekannten handschriftlichen katalog der bibliothek (codex no. 12601) entnommen. aus dem schreiben Lambecks geht hervor, dass die erwerbung nicht nur unmittelbar auf die initiative des kaisers hin erfolgte, sondern dass dieser auch weiterhin der kostbaren sammlung das gröste augenmerk schenkte. durch ihn erhält Lambeck anfangs 1671 den katalog der sammlung und gerät bei der durchsicht der verzeichneten dritthalbtausend werke (drucke und handschriften) förmlich in verzückung: durch den ankauf werde die hofbibliothek, so schreibt Lambeck an den kaiser 'an reichtum spanischer bücher alle ähnlichen anstalten Italiens, Frankreichs, Deutschlands viele parasangen weit hinter sich lassen'[3]. als die erworbenen bücher tatsächlich eintrafen, ward Lambeck durch den grofsen zuwachs um so mehr in verlegenheit gesetzt, als der kaiser sehr häufig nach spanischen büchern verlangte, insbesondere aus der noch

[1] PLambeckius Cammentariorum de Augustissima bibliotheca Caes. Vindob. lib. VII (Vindab. 1675) p. 407 : *Additamentum XII de insigni Bibliatheca Hispanica Illustrissimi Domini Marchionis Gabregae, quae anno hac* 1675 *Augustissimae Bibliothecae Caesareae Vindabanensi feliciter accessit.* den ankauf liefs kaiser Leopold I durch Franz Eusebius grafen von Pötting, aufserordentlichen gesanten zu Madrid, vermitteln. die bibliothek kam '*viginti tribus cistis inclusa*' am 23 august 1674 in Wien an. das versprechen, über hss. und drucke dieser sammlung später 'accuratissime' zu berichten, hat Lambeck m. w. nicht gehalten.

[2] einige wenige proben aus diesen 'memoralien' bei ThGvKarajan: 'Kaiser Leopald I und Peter Lambeck', Almanach d. kais. ak. d. wiss. XVIII, 1868, s. 101 ff. leider ist gerade der auf die spanischen studien des kaisers bezügliche teil der schwächste dieser sanst so lehrreichen arbeit. Karajan spricht zwar von einem katalog spanischer bücher, den der kaiser besessen, weifs aber nicht, dass es sich eben um das verzeichnis der bibliothek Gabrega handelt.

[3] Cod. 8010 fal. 33 : *Remitta S. Caes. Majestati vestrae Catalogum librorum in Hispania emptarum, et pra benigna communicatiane humilimas ago gratias. Perlegi enim illum incredibili cum desideria et delectatione, ideoque sine mora per amanuensem meum curavi describi, quemadmodum ex ipso apographa hisce literis praeter Autographum adjuncta, videre est. Perutile prafecto et valde Gloriasum hoc erit incrementum Augustissimae Bibliothecae Caesareae, quippe cuius beneficio ea omnes Italiae, Galliae, Germaniae et Angliae bibliothecas numera, varietate et praestantia librorum Hispanicorum indubitate multis parasangis superare poterit .....*

Vindabanae d. X Mart 1671. *Petrus Lambecius.*

nicht recht geordneten sammlung Gabrega, die er im katalog angezeichnet hatte[1]. diese tatsache, die vorträge Lambecks über eingesendete spanische bücher[2] beweisen im verein mit andern überlieferten nachrichten[3], dass Leopolds I hispanophilie sich durchaus nicht blofs bei prunkvoll ausgestatteten, seiner gemahlin zu liebe veranstalteten schaustellungen äufserte, sondern vielmehr auf ernstes studium spanischer dichter und denker gegründet war. es darf nicht übersehen werden, dass die bibliothek Gabrega (576 drucke in folio, 1176 in quarto, 723 in kleineren formaten) in vortrefflichen ausgaben (auch incunabeln) das erlesenste bot, was Spanien damals an wissenschaftlichen und litterarischen werken aufzuweisen hatte, und dass ihre anschaffung dem kaiser namhafte opfer auferlegte. eine sammlung von achtzehn comedias des Lope de Vega zb. kostete allein 540 realen.

Mit dem hier geführten urkundlichen nachweis für den ursprung des wichtigsten spanischen bestandes jener bibliothek, die es mir ermöglichte, nachträge zu Schneiders werk zu liefern, ist die geschichte der Hispanica Palatina — dieses weit vorgeschobenen litterarischen vorpostens Spaniens, inmitten deutscher lande — keineswegs erschöpft, doch kann auf einzelheiten hier nicht weiter eingegangen werden[4]. ist es aber richtig, dass die geschichte spanischer fonds in unseren bibliotheken die litterarischen beziehungen Deutschlands zu Spanien schon in verhältnismäfsig

[1] Ibid. fol. 79 : *Catalogum Bibliothecae Hispanicae Gabregianae cum adiunctis clementissimis literis recte accepi et omnem adhibebo diligentiam ut transmissione librorum qui pro usu in sacro itinere Cellensi desiderantur et peculiaribus notis signati sunt S. Caes. Maiestati vestrae desiderio quam primum satisfaciam . . . Interim igitur mitto inpresenti alios aliquot libellos sacro itineri Cellensi haud incongruentes.*
Ex museolo meo d. 17 *Junii a.* 1676 *P. L.*

[2] Ibid. fol. 74ᵛ : *Cum S. Caes. Maiestati vestrae abhinc quatriduo Vitam Christi a. R. P. Christophoro de Fonseca Hispanice conscriptam, cum adiunctis humilimis literis meis iam transmiserim, mitto nunc porro et demississime Eidem offero etiam alios sex libros sacros, ad Hebdomadem Sanctam itidem pertinentes.*
Ex museolo meo d. 8. *Aprilis A.* 1677. *P. L.*

[3] einmal nimmt der kaiser auf die reise nach Mariazell mit den roman Lope de Vegas El Pelegrino en su patria Brusselas 1608°. 12° und Juan de Espinosa Dialogo en laude de las Mugeres Milan 1580. sonst noch wird als reiselecture erwähnt Pedro Mexia Silva de varia lecion Venetia 1558. 8°. vgl. Karajan aao.

[4] schon kaiser Ferdinand I liefs 1550 durch vermittlung des licenciaten Gamiz liturgische werke in Toledo abschreiben und nach Wien senden (vgl. meine Handschriftenschätze Spaniens 475 f). weit weniger spanische bücher, als man zunächst erwarten sollte, fanden sich in der bibliothek des erzbischofs von Valencia, Cardona (Mosel Geschichte der k. k. hofbibliothek s. 114 irrig : Cordona), die dieser kirchenfürst dem dortigen Franciscanerkloster vermacht hatte und die Karl VI 1724 für die hofbibliothek erwarb. auch in der abteilung 'Oratores' und 'Poetae' sind, wie der noch erhaltene handschriftliche katalog (cod. 11890, index dazu cod. 11899) zeigt, die lateinischen und griechischen classiker besser vertreten als die spanischen.

früher zeit aufhellen, dass sich ferner auf die kenntnis eben dieser bestände die quellenforschungen betreffs zahlreicher bearbeitungen und übersetzungen stützen, so ergibt sich die notwendigkeit von selbst, diesen fremdsprachlicheu bücherschätzen in unsern sammlungen gröfsere beachtung zu schenken, als dies bisher geschah. als Léopold Delisle seiu classisches werk : Le cabinet des manuscrits de la bibliothèque impériale (1868 ff) schuf, wuste er, dass er damit nicht blofs einen grundlegenden arbeitsbehelf beim studium der Pariser manuscripte, sondern auch einen bedeutsameu beitrag zur geschichte der mittelalterlichen litteratur überhaupt lieferte. wir wünschen nun jeder deutschen bibliothek ein solches cabinetswerk über ihre bestände — nicht blofs der handschriften — und unter besonderer berücksichtigung fremdländischeu gutes[1]. wie aufschlussreich solche untersuchungen auch bei kleineren büchereien sein können, hat erst kürzlich dr. Adolf Schmidt in Darmstadt in einem aufsatz Die bibliothek Moscheroschs (Zs. für bücherfreunde 1899) gezeigt — allerdings handelt es sich da um das litterarische rüstzeug eines schriftstellers 'dessen ganzes schaffen', wie Schmidt hervorhebt, 'auf der aneignung und umbildung fremden gutes beruht'[2].

Den soeben in allgemeinen umrissen angedeuteten gröfsern aufgaben behufs klarlegnug der weit ausgreifenden beziehungen zwischen Deutschland und Spanien schliefsen sich einige kleinere, specielle gebiete betreffende an. noch immer fehlt uus eine erschöpfende darstellung der wallfahrten nach Compostella[3], ebenso eiue bibliographie der hierhergehörigen, dh. Deutschland und Spanien betreffenden reise- und sonstigen geographischen

[1] als treffliches beispiel für die art, wie solche untersuchungen methodisch zu führen sind, darf die arbeit von EGigas über die spanischen bestände der kgl. bibliothek zu Kopenhagen (Centralblatt f. bibliothekswesen 2 [1885] s. 157 ff) hingestellt werden.

[2] in der bibliothek Moscheroschs bildeten die libri Hispanici eine eigne abteilung, wie sich aus gewissen nachträgen zu seinem handkataloge ergibt; dieser selbst konnte von ASchmidt nicht benutzt werden. doch wäre gerade bei der spanischen abteilung zu ersehen, in welchem mafse sich Moscherosch für die originale, nicht blofs für die französischen bearbeitungen interessierte. vgl. Schneider s. 265 ff.

[3] [vgl. jetzt KHäblers neuste publication Das wallfahrtsbuch des Herm. Künig von Vach und die pilgerreisen der Deutschen nach Santiago de Compostella, Strafsburg 1899.] das kürzlich erschienene werk von Camille Daux Le pèlerinage à Compostelle et la confrérie des pèlerins de monseigneur Saint-Jacques (Paris 1898) bereitet einigermafsen enttäuschung. wir lernen einige routen nach Compostella (von Frankreich aus) kennen, aber der verf. hat nicht einmal den versuch gemacht, die reisen nach dem berühmten wallfahrtsort vom allgemeinen, culturhistorischen standpunct aus darzustellen. es wäre dies übrigens eine dankbare aufgabe der so trefflich geleiteten Biblioteca Gallega, diesem gegenstande aufmerksamkeit zu schenken. nur ganz weniges hierher gehörige im 45 bande der sammlung : Galicia en el último tercio del siglo XV por ALopez-Ferreiro, I cap. XIV Viaje de los reyes católicos à Galicia; vgl. a. p. 124.

werke[1]. dagegen ist auf einem andern, seit Gallardo und Mendez ziemlich vernachlässigten gebiet in jüngster zeit viel gearbeitet worden: wir meinen die geschichte der ältesten — zumeist deutschen — drucker Spaniens, denen Konrad Häbler gründliche studien gewidmet hat[2]. baldiger veröffentlichung harrt eine andere untersuchung: 'Über die spanischen drucke des 16 und 17 jahrhunderts der Niederlande' welche der gegenwärtige spanische botschafter am Wiener hofe José Gutierrez de Agüera nach mehrjährigen forschungen in den bedeutendsten bibliotheken Europas auf grund eines erstaunlichen bibliographischen materials im manuscript vollendet hat. arbeiten, wie die eben erwähnte zeigen deutlich den weg der verbreitung, den das spanische schrifttum gleichsam durch eine vorgeschobene provinz genommen hat, sie erleichtern aber auch die bibliographischen sammlungen, welche die ausbreitung bestimmter schriftwerke vor augen führen; unter diesen sind gerade in jüngster zeit einige sehr beachtenswerte leistungen zu verzeichnen, die von S. zt. nicht mehr benutzt werden konnten[3].

'Wenn je eine litteratur befruchtenden einfluss auf andere zeitgenössische litteraturen ausgeübt hat, so ist es ohne zweifel die spanische in der zweiten hälfte des 16 und im laufe des 17 jhs.

[1] vgl. zb. 'Sommaire description de la France Allemagne, Italie et Espagne .... A quoy est adiousté vn recueil des foires plus celebres presque de toute l'Europe ... Le tout recueilli pour la commodité des voyageurs. s. l. 1591 von Mayerne Turquet [HB.: 47. Z. 14]. auf s. 279 Foires d'Espagne. ferner: Martin Fernandez Enciso's Suma de geographia que trata de todas las partidas y provincias del mundo Sevilla 1519' [HB.: 72. S. 9]. auch hier (auf bogen d i[v]) über '*la gente de Austria*': '*es gente dada a deleytes*'. im übrigen vgl. für die ältere zeit Zedlers schon erwähnte collectanea.

[2] The early printers of Spain and Portugal, London 1897 (Illustrated monographs nr IV). — Spanische und portugiesische bücherzeichen des XV und XVI jhs., Strafsburg 1898 (Die büchermarken oder buchdrucker- und verlegerzeichen bd 5). — 'Iter Ibericum' im Centralbl. für bibliothekswesen jan. febr. 1899.

[3] vgl. zb. 'Obras completas de Don Francisco de Quevedo Villegas, edición crítica .. por D. Aureliano Fernández Guerra y Orbe. t. I (1897) Aparato biográfico y bibliográphico'. darin: 'Traducciones Alemanas' p. 520 ff. — HSAshbee An iconography of Don Quijote 1605—1895, London 1895 (Illustrated monographs III). vgl. p. 152 supplemente enthaltend 'A list of editions of Don Quijote, illustrated, or with a portrait of Cervantes, not noticed in the preceding articles, extracted from a table given in La Ilustración Artistica año XIV, núm. 680 Barcelona'. [das gleichfalls hierher gehörige werk von Rius Bibliografia critica de las obras de Miguel Cervantes Saavedra 2 bde. Barcelona 1895—1899. 4°. (mit textillustrationen und tafeln) ist eben, da ich diese zeilen corrigiere, zur ausgabe gelangt.] endlich möcht ich hier noch die — allerdings nur ein theaterstück behandelnde — arbeit von Arthur Peter Des Don Francisco de Rojas tragödie Casarse por vengarse (Jahresber. d. gymn. zum h. kreuz in Dresden 1898) nennen, und zwar aus dem grunde, weil hier der einfluss des spanischen originals in den andern litteraturen (von Marco Napoleone bis JBvZahlhas) sorgsam dargelegt wird.

gewesen'. so urteilt (etwas hyperbolisch) APeter [1] mit rücksicht auf die anregung, die Franzosen, Italiener und Engländer aus Spanien erhielten. Sch.s buch zeigt deutlicher als irgend eine frühere arbeit, dass sich den genannten culturvölkern in der aufnahme spanischer schriftwerke auch die Deutschen eifrig anschlossen. durchaus zutreffend bemerkt Sch., dass das von ihm behandelte gebiet der litteraturgeschichte 'ein sehr vernachlässigtes sei'. tatsächlich hat man sich um diesen teil echter weltgeschichte lange nicht gekümmert, und die klaffenden lücken, auf die in den vorstehnden blättern nur hingewiesen werden konnte, werden sich erst dann schliefsen, wenn den romanischen litteraturen jene stelle im gelehrten studium eingeräumt ist, welche die antiken längst besitzen. in welch tiefgehnder weise unsere altvordern und unser geistesleben durch jene litteraturen beeinflust wurde, wird man auch erst dann recht erkennen. ob Sch.s buch in diesem sinne fruchtbar weiter würken wird, ist nicht vorherzusagen. sein verdienst bleibt es, nach kräften hiezu anstofs gegeben zu haben.

Wien, august 1899. RUDOLF BEER.

Der junge Eichendorff. ein beitrag zur geschichte der romantik von HERM. ANDERS KRÜGER. Oppeln, Georg Maske, 1898. 8°. 172 ss. — 3 m.

Wer das büchlein Krügers mit der erwartung in die hand nimmt, nach dem wortlaute des titels über die geschichte der romantik näher belehrt zu werden, der wird sich wahrscheinlich enttäuscht finden. es wird ihm nur eine darstellung der werke und des lebens eines dichters in einer sehr eng begrenzten lebensperiode gegeben, noch dazu in einer periode, wo der dichter in erster linie receptiv erscheint. zu der geringen Eichendorfflitteratur, welche K. in der einleitung zusammenstellt, ist aber zweifellos ein nicht zu übersehendes neues werk hinzugekommen. nicht als ob uns hier etwas zusammenfassendes, abschliefsendes geboten wäre, aber die wichtigste quelle für Eichendorffs jugendleben, ein fragmentarisches tagebuch, das bereits Hermann vEichendorff kannte und benützte, ist hier zum erstenmale voll ausgeschöpft und zum teil — leider nicht vollständig — abgedruckt. bis zum abschlusse des tagebuchs, 1808, reicht die biographische darstellung wie die litterarische untersuchung K.s. sie erscheint an sehr vielen stellen polemisch gehalten gegenüber der darstellung HvEicheudorffs, der nach K.s meinung das tagebuch gegenüber den späteren autobiographischen aufzeichnungen seines vaters ungebührlich zurücksetzte, noch schärfer gegenüber der Eichendorffbiographie Keiters, die 1887 als dritte vereinsschrift der Görres-gesellschaft erschienen ist. es wird K. insbesondere Keiter gegenüber auf der sicheren grundlage des tagebuchs leicht, irrtümer und übertreibungen, die meist eine leichte katholisierende

[1] aao. einleitung.

tendenz zeigen, zu berichtigen. im wesentlichen kommen wir durch K. selbst wenig über den sohn hinaus.

So sehr wir für die mitteilungen aus dem tagebuch dankbar sein müssen, in seinen schlussfolgerungen ist K. nicht immer glücklich. so ist es ein ganz seltsamer irrtum, wenn er in einem bisher unveröffentlichten entwurf aus den Berliner nachlasspapieren eine Goethe nachgeahmte schilderung der umstände bei der geburt des dichters erblickt, also augenscheinlich den anfang einer selbstbiographie. freilich, zeit und ort stimmen, die schilderung der constellation erinnert an Goethe, alles andere ist aber so wunderlich, dass es K. wol hätte stutzig machen müssen; er hätte sich leicht überzeugen können, dass ein grofses stück dieses entwurfs in der novelle 'Die Glücksritter' (1841) wörtlich widerkehrt, dass also nur eine variante vorligt.

In der litterarhistorisch wichtigsten frage: wann, wo, durch welche persönlichkeiten wird Eichendorff der romantik gewonnen? — hat K. an der hand des tagebuchs manches bisher angenommene zweifelhaft zu machen, ja ganz zu widerlegen versucht. so leugnet er den frühzeitigen einfluss von Steffens, von Görres, Arnim und Brentano und will in den kreis der letztgenannten Eichendorff erst später eintreten lassen. in diesen puncten hat ihm Reinhold Steigs anzeige in der DLZ. (18. febr. 1899) einige ungenauigkeiten nachgewiesen, ferner unwiderleglich festgestellt, dass noch in Heidelberg, nach einer kurzen Pariser reise, sich ein näheres verhältnis zwischen Eichendorff und den genannten anbahnte, dass ferner bereits in Paris die beiden jungen barone für Görres Volksbücher arbeiteten. stärker wie bisher wird aber jedesfalls der einfluss des grafen Löben auf den jungen dichter angenommen werden müssen.

Der zweite teil des werkchens beschäftigt sich mit den jugendwerken Eichendorffs. es ist seine ersichtliche tendenz, den lebenseindrücken und ansichten des dichters eine möglichst breite stellung neben den unzweifelhaften litterarischen einflüssen zu erkämpfen. leider gibt K. zu wenig vom tagebuch, um überall auch nur halbwegs sichere schlüsse zu gestatten. wenn er etwa ganz kurz den namen eines 'Philippinchens' erwähnt, das Eichendorff ein paar tage lang verehrte, und eine einwürkung dieser 'reizenden Philippinchenepisode' in 'Ahnung und Gegenwart' widerfinden will, so muss man diese behauptung einfach hinnehmen, nachprüfen kann man nicht. soviel ist indes klar, K. legt viel zu viel gehalt in diese jugendwerke, insbesondere in die gedichte, aus deren reihe er übrigens eines, 'Italien', endgiltig entfernt und einem jugendfreunde Eichendorffs, Werner, zugewiesen hat. er will für eine ganze anzahl dieser offenbar nachempfundenen poesien — die zum unglück grofsenteils einem nachempfinder wie Löben nachempfunden sind — bestimmte motive finden; dann gibt er sich wider mühe, den einfluss der

verschiedenen chorführer damaliger dichtung im einzelnen nachzuweisen. dies wird besonders für den jugendroman 'Ahnung und Gegenwart' nicht gut angehen, in dem sich die einflüsse aller romantiker kreuzen und verwirren. K. war augenscheinlich nicht ganz in der lage, das netz der handlungen dieses romans zu entwirren; es widerfährt ihm, dass er aus der Mignonfigur des romans, die freilich ihre erscheinung wechselt, zwei personen macht. da ist es denn auch völlig vergebliche mühe, reinlich Eichendorffs eigentum von den entlehnungen aus andern dichtern sondern zu wollen. richtig bleibt, was K. sagt, dass das erste buch des romans sich zu seinem vorteil von den andern unterscheidet und augenscheinlich in anderer stimmung und in anderer zeit, schon 1808, entstanden ist. darum braucht man doch nicht anzunehmen, dass in der prosa Eichendorff mit höchster meisterschaft begann, um dann an kraft zu erlahmen. das erste buch zeigt eben noch wenig romanhafte verschlingung, zu deren glücklicher durchführung es dem dichter an conceptionskraft gebrach. als er das später einsah, schuf er in seinen novellen erst seine meisterwerke. übrigens finden sich in dem späteren roman 'Dichter und ihre gesellen' ebensoviel, vielleicht noch mehr und noch deutlichere anklänge an die Lubowitzer zeit; wer uns Eichendorffs jugendzeit schildert, der hätte solche nachklänge wol verfolgen sollen.

Indes gibt uns K. in den vielen stellen des tagebuchs, besonders in der schilderung der studentenjahre in Halle und Heidelberg, so viel anmutendes, dass wir ihm danken müssen, wenn auch nicht ohne den gedanken: mehr Eichendorff, weniger Krüger, und das buch hätte nur gewinnen können.

Wien, im mai 1899. VALENTIN POLLAK.

Justinus Kerners briefwechsel mit seinen freunden. herausgegeben von seinem sohn THEOBALD KERNER. durch einleitungen und anmerkungen erläutert von dr ERNST MÜLLER. mit vielen abbildungen und facsimiles. Stuttgart und Leipzig, Deutsche verlagsanstalt, 1897. 2 bände. x u. 584 und vi u. 554 ss. 8°. — 12 m.

Uhlands Tagbuch 1810—1820. aus des dichters handschriftlichem nachlass herausgegeben von J. HARTMANN. mit einem bild Uhlands nach dem gemälde von Morff aus dem jahr 1818. 2 auflage. Stuttgart, JGCotta nachf., 1898. viii und 338 ss. 8°. — 3 m.

Zugleich mit der zweiten auflage von Theobald Kerners buche 'Das Kernerhaus und seine gäste' sind zwei bedeutende litterarische erscheinungen aus Schwaben dargeboten worden: Justinus Kerners briefwechsel mit seinen freunden und Uhlands tagbuch. Theobald Kerner, dem wir die veröffentlichung des lang erwarteten briefwechsels verdanken, hatte einige der im Kernerarchive lagernden zahllosen briefe schon für sein erstes buch, das uns den bunten schauplatz des Kernerhauses mit seinen genrebildern so liebenswürdig schildert, stillschweigend herangezogen. der ge-

samte briefwechsel durfte nach des feinfühlenden Justinus Kerners eigner bestimmung erst 30 jahre nach seinem tode herausgegeben werden. das ganze briefmaterial ist herrn Ernst Müller in Tübingen übergeben und ihm volle freiheit in der bearbeitung zugestanden worden, sodass er allein die verantwortung für diese ausgabe trägt. der hier veröffentlichte briefwechsel reicht von 1805—1861 und umfasst 852 gedruckte und 26 in facsimiles widergegebene briefe. sie sind chronologisch geordnet und in 10 abschnitte eingeteilt; jedem abschnitte geht eine historische einleitung voraus. den einzelnen briefen sind erklärende anmerkungen beigefügt, am schlusse jedes bandes findet sich ein verzeichnis der briefe nach ihren absendern, am schlusse des 2 bandes folgt noch ein personenregister. das werk ist reich mit abbildungen und facsimiles ausgestattet.

Die litterarischen und historischen rücksichten, die M. bei der bearbeitung geleitet haben, die grundsätze, nach denen er diese ausgabe veranstaltet hat, gereichen ihr nicht zum vorteile. M. hätte an der monumentalen sammlung der briefe Schillers durch Jonas lernen können und sich diese vorteffliche leistung zum muster nehmen sollen. diese briefe Kerners und seiner freunde, in denen sich ein halbes jahrhundert schwäbischer romantik entrollt, durften der wissenschaft niemals in einer spärlichen auswahl übergeben werden. hier trifft die schuld die Deutsche verlagsanstalt, die sich nur zur herausgabe von 2 bänden mit ca. 70 bogen entschlossen hatte, dieselbe verlagshandlung, die gegen 7 bände Schillerscher briefe in rechter erkenntnis ihrer bedeutung nichts einzuwenden hatte. auch hier war möglichste vollständigkeit am platze. gegen die rücksicht auf weitre kreise, die M. zu üben sich bemüht hat, verstöfst er auch schon mit diesen 2 bänden. aufser specialisten wird kein mensch diese 1200 seiten briefe, die zum grofsen teile redactionell-geschäftlicher art sind, lesen. das 'Kernerhaus und seine gäste' muste jeden fesseln. diese briefe — darüber wollen wir uns nicht täuschen — reizen nur den forscher. sie bieten mehr ein bibliographisches, litterarhistorisches interesse. von 3000—4000 briefen erhalten wir nur ca. 878. allen andern hat der herausgeber 'eine wesentliche bedeutung für die litteraturgeschichte' abgesprochen. er übernimmt mit dieser entscheidung eine gewaltige verantwortung. ich bin der ansicht, dass in diesem briefwechsel nicht nur alle im Kernerarchiv vorhandenen briefe lückenlos zum abdruck kommen musten, sondern dass der herausgeber es sich sogar hätte angelegen sein lassen müssen, die bereits veröffentlichten briefe Kerners in sein werk aufzunehmen und ihnen auch die übrigen an andrer stelle aufbewahrten briefe, die noch nicht bekannt sind, anzuschliefsen. hier bot sich die gelegenheit zu einem monumentalen sammelwerk. so hätten zb. Kerners umfangreiche berichte aus Hamburg und Wien, die für seine jugend-

dichtung so wertvolles material liefern, aus Mayers Uhland-werk herübergenommen werden sollen. ist doch die Lenau-Kernersche correspondenz, die zuerst Schurz 1855 in Lenaus leben mitgeteilt hat, gegenwärtig in diesem briefwechsel widerholt. ich billige das durchaus und wundre mich, dass Geiger in seinem aufsatze 'Lenau als corrector Kerners' in der beilage zur Allgem. zeitung 1898 nr 173 es für überflüssig hält, er, der in einem vortrage 'Zu Justinus Kerners briefen' in der gesellschaft für deutsche litteratur zu Berlin am 16 februar 1898 (vgl. jetzt Zs. f. d. phil. 31,251 ff) die unvollständigkeit dieser briefsammlung selbst scharf getadelt hat. Geiger wies nach, dass aus der Radowitzschen und Varnhagenschen sammlung auf der königlichen bibliothek zu Berlin sehr viel zu ergänzen sei. dort finden sich allein 73 briefe Kerners an Varnhagen aus den jj. 1809—57, ferner solche an Helmine vChézy, einer an Achim vArnim. ferner gibt es aus dem nachlass von David Assur briefe Kerners und seiner braut an jenen und an Varnhagens schwester Rosa Maria. das alles ist unberücksichtigt geblieben. M. hat aber nicht nur zahllose briefe ausgeschieden, er ist nicht einmal davor zurückgeschreckt, briefe in unvollständigem, verkürztem abdrucke zu geben!

Ich hege starke zweifel, dass der gebotene wortlaut der briefe immer zuverlässig sei. der druck des briefes des nationalökonomen Friedrich List an Kerner vom 7 nov. 1824 im 'Kernerhaus' (s. 44) weicht bedenklich von dem druck im vorliegenden briefwechsel I 560 ab. auch der druck des gedichts 'Glück und glas, Wie bald bricht das!' von Joseph vLassberg (II 416) stimmt mit dem beigefügten facsimile nicht überein. es liefsen sich noch andre beispiele nennen. das gefühl der zuverlässigkeit zum wortlaut, das so sehr in Jonas ausgabe der Schiller-briefe beruhigt, muss aber auch verloren gehn, wenn M. offen erklärt: 'geändert habe ich nichts, höchstens einige offenbare schreibfehler oder sonstige unbedeutende versehen. die schreibung der briefe ist nach neuern vorgängen modern, zumal da der unterschied nur ganz gering ist, wie die facsimiles zeigen'. abgesehen davon, dass ein vergleich des druckes mit dem facsimile zuweilen erhebliche unterschiede aufdeckt, ist ein kritischer herausgeber zur änderung der orthographie und zur verbesserung sogenannter versehen durchaus nicht befugt. leicht wird als versehen betrachtet, was sich bei näherem studium als bewuste stilistische härte oder eigenheit herausstellt. solche schlimmbesserungen machen eine untersuchung des stils ganz unmöglich; man glaubt den urtext zu lesen, und hat ihn doch nur gereinigt vor sich.

Die einleitungen zu den einzelnen abschnitten sind sehr reizlos geschrieben, auf die sachlichen erklärungen und anmerkungen, die leider statt an den schluss des bandes wider einmal unter den seitentext gebracht worden sind, ist mehr sorgfalt verwant. hier ist sogar oft des guten zu viel getan. M. hat sich, in der mei-

nung, 'der briefwechsel dürfte auch weitre kreise interessieren', zb. dazu verleiten lassen, bei erwähnung des Wunderhorns (I 8) die anmerkung zu geben: 'eine sammlung älterer deutscher volkslieder gab Achim vArnim mit Clemens Brentano in drei bänden (Heidelberg 1806—1808) heraus. das werk wurde öfters neu gedruckt', und bei nennung Hölderlins (I 10) zu erklären: 'der lyrische dichter Friedrich Hölderlin (1770—1843) lebte von 1806 bis zu seinem tode in völligem wahnsinn in Tübingen'! aus demselben grunde sind auch die lateinischen und französischen stellen in den briefen verdeutscht worden! glaubt M. würklich, dass jemand diesen briefwechsel zur hand nimmt, der nicht weifs, dass *ombres chinois* 'chinesische schatten' heifst? hochkomisch würkt es, wenn in eckigen klammern erläutert wird, dass: *deus ex machina* — 'Gott aus der maschine' bedeute, *ni fallor* — 'wenn ich nicht irre', *fides historica* — 'geschichtliche treue', *in summo gradu* — 'im höchsten grade', *vale et fave* 'lebe wol und bleibe mir gut', *ego* — 'ich'! merkwürdigerweise ist aber in dem briefe der gräfin Kielmannsegge an Kerner vom 30 mai 1843 (II 229) ein langes citat aus einem briefe der George Sand nicht übersetzt worden. und wenn der briefwechsel in der tat für das grofse publicum berechnet wäre, dann konnte der herausgeber in seinen anmerkungen nicht so oft auf keineswegs populäre bücher verweisen. ganz unverständlich bleibt es, weshalb personennamen zu widerholten malen erst bei ihrem zweiten, dritten, ja vierten vorkommen eine erklärende anmerkung erhalten, und sogar an stellen, wo wir ihnen zum ersten male begegnen, auf die bei ihrem spätern vorkommen gegebene anmerkung verwiesen wird.

Gegen die äufsre ausstattung lässt sich nur einwenden, dass die beigegebenen porträts (wie wir das aber leider bei der Deutschen verlagsanstalt gewöhnt sind) nicht auf der höhe der heutigen technik stehn, und dass es ratsam gewesen wäre, bei allen den namen des malers oder stechers vielleicht auch das entstehungsjahr anzugeben.

Eine gediegene ausgabe hätte diesen so bedeutenden briefwechsel Kerners zu einem monumentalen sammelwerk ausbauen können, das durch die vollständigkeit des materials ein unentbehrliches hilfsbuch für die durchforschung schwäbischer romantik geworden wäre. alle schwäbischen dichter, daneben aber auch Tieck, Lenau, Freiligrath, Geibel, Löben, Fouqué, Varnhagen, Rückert, Dorothea Schlegel, Amalie Schoppe, Carriere, Görres, sind mit briefen vertreten. das gröste interesse nehmen natürlich Kerners und Uhlands briefe in anspruch, jene weich, gefühlvoll, diese verschlossen, spöttisch, oft sogar schroff, oft aber auch von einem bei Uhland ganz ungeahnten humor. Kerner, der in der politik wol seinen eigenen weg geht, erkennt in der poesie Uhland unbedingt als seinen meister an, dem er neidlos folgt.

Wie ergiebig dieser briefwechsel ist, hat Reinhold Steig ge-

zeigt, der aus ihm seinen aufschlussreichen aufsatz über die beziehungen zwischen der Arnimschen und schwäbischen dichtergruppe zusammengearbeitet hat. es ist dies der 2 teil der in der Schwäbischen chronik vom 16 und 20 oct. 1897 veröffentlichten untersuchung Steigs über Achim vArnims schwäbische reise im j. 1820, der ein sehr eingehnder brief Arnims an Bettina zu grunde ligt, in dem dieser sich sehr ausführlich über seine besuche bei Kerner und Uhland ausspricht. auffallend ist, dass sich bei Kerner kein brief von Arnim, der mit ihm im briefwechsel stand, kein brief von Brentano vorgefunden haben sollte. hat sie M. vielleicht als unwesentlich für die litteraturgeschichte unterdrückt?

Dieser aufsatz Steigs gibt zugleich einen commentar zu Uhlands eintragung in sein tagbuch vom 22 oct. 1822: '*Besuch von Arnim*'. solcher commentare bedürfen sehr viele der zusammenhangslosen notizen in dem tagbuche dieses schweigsamen schreibers, das uns mit seinen flüchtigen, scheinbar rein geschäftlichen tagesanmerkungen zunächst gar nicht zu fesseln vermag und das uns doch bald gar nicht mehr loslässt. diese erste gabe aus der reichen dichterischen hinterlassenschaft Uhlands erweist sich als ein unschätzbarer beitrag zur kenntnis des dichters und menschen. das tagbuch umfasst nur die jahre 1810—20, es beginnt mit der Pariser reise und endet mit der hochzeitsreise in die Schweiz. aber diese 11 jahre sind wol des dichters fruchtbarste zeit, und er hat über sie so peinlich genau buch geführt, dass wir einen tiefen einblick in seine bildungsgeschichte, in die werkstatt des dichters und des gelehrten, in die tätigkeit des politikers erhalten, seine lectüre und sein schaffen verfolgen, seine leiden und freuden mitdurchleben. Uhland war kein freund schöner worte. was geht vor allem die welt sein inneres leben an! das lebte er allein. er mied es, dem papiere seine geheimnisse anzuvertrauen, und darum zeigt sich seine zurückhaltung besonders in herzenssachen. erst am tage der verlobung spricht er von seiner braut; nach der hochzeit eine lücke, und dann fasst das kurze wort 'häusliches glück' das ganze junge eheleben zusammen. es ist selten, wenn er, von Richard Ohnefurcht hingerissen, die übliche zurückhaltung vergisst und ins tagbuch schreibt: '*Apollo, wirst du diese Glut noch lindern!*' am ausführlichsten sind die berichte über die Pariser und über die hochzeitsreise. überall in diesen zusammenhangslosen notizen enthüllt sich für den, der zwischen den zeilen zu lesen vermag, wol ein wortkarger, aber ungemein weicher, lyrischer mensch, der das unbedeutendste in der natur entdeckt, in dem die ganze natur leben gewinnt, der alle gestalten festhält, die ihm begegnen, alle gespräche mit leuten, die ihm auf der reise in den weg kommen. wir lernen einen tiefen empfindungsmenschen kennen, der einen versöhnenden gegensatz bildet zu dem spröden, steifnackigen advocaten. ja, das

tagbuch enthüllt uns in Uhland einen träumer, der eigenartig träumte und wert auf seine träume legte, es enthüllt uns einen menschen, der von atmosphärischen erscheinungen abhängig war, der zb. das herannahen eines gewitters lange vorher durch einen druck auf dem kopfe merkte. davon hat Kerner, der so oft des freundes spott erdulden muste, nichts geahnt.

Das tagbuch gibt uns auch über die entstehung vieler gedichte aufschluss und nennt für einzelne die quellen. die genesis der Uhlandschen gedichte war freilich schon immer ziemlich deutlich zu verfolgen, und Holland hatte sie bereits mit grofser genauigkeit zu datieren gewust, aber das tagbuch lehrt nun oft noch genaueres. Hermann Fischer hat in der beilage zur Allgem. zeitung 1898 nr 209 eine ergiebige auslese von tagbuch-notizen zur entstehung einer grofsen zahl von gedichten gegeben. eine fülle neuer aufschlüsse spendet das tagbuch über Uhlands tätigkeit im altfranzösischen bereich. und die vielen einträge hier können belebt und ergänzt werden auf grund eines Tübinger sammelbandes, der zahlreiche eigenhändige entwürfe des dichters aus sehr verschiedener zeit, darunter altfranzösische stücke, vereinigt, die Holland nach und nach von der witwe geschenkt erhalten hat. an der hand dieses sammelbandes und jener tagbuchaufzeichnungen hat Erich Schmidt seine arbeit über Uhlands geplantes 'Märchenbuch des königs von Frankreich', wie es am 15 nov. 1812 genannt wird, geschrieben (Sitzungsberichte d. kgl. preufs. ac. d. wiss. zu Berlin vom 11 nov. 1897).

Oberstudienrat Julius Hartmann ist der herausgeber dieses tagbuchs. er, der selber im besitze einer menge persönlicher erinnerungen ist, vermochte in ausgezeichneter weise die lakonischen einträge zu erläutern. er hat auch knapp das altschwäbische erklärt. aber was er gibt, sind nur nähere bestimmungen der personen, örtlichkeiten und begebenheiten. litterarischen erörterungen ist er aus dem wege gegangen. dadurch ist der text nicht durch den commentar erdrückt, und es bleibt dem leser die freude, sich selbst einen commentar zu schaffen.

Posen. Georg Minde-Pouet.

Litteraturnotizen.

Forelæsninger og videnskabelige afhandlinger af Konráð Gíslason udgivne af kommissionen for det Arnamagnæanske legat (Efterladte skrifter, andet bind). København, Gyldendalske boghandel, 1897. xxiii und 331 ss. 8°. — wir erhalten hier zunächst vorlesungen Gíslasons 'over hensynsformen i oldnordisk'. in der einleitung erwähnt G. den alten aufsatz von Dietrich Zs. 8, 23 ff. s. 9 ff handeln über das grenzgebiet von dat. und acc. in fällen wie *Hǫskuldr sat á miðjan bekk* oder *bjartr á hár* zeigt der acc. die richtung des blickes an. verwant ist *vega á pundara* (acc.), wo der act des hinbringens zur wage und des anhängens an den

haken angedeutet wird. so wird auch in *binda boð yfir miðjar dyrr* die bewegung, dagegen in *binda boð yfir miðjum dyrum* die ruhe zum ausdruck gebracht. oder *váru seglin at sjá við hafi* und *váru seglin at sjá við haf* bedeuten das gleiche : 'die segel zeigten sich am horizont', nur gehn beide ausdrucksweisen von verschiedenen arten der beobachtung aus; der dat. drückt das verweilen in der richtung des himmelsrandes, der acc. die berührung mit dieser linie aus.

S. 25ff handeln über den dativ als objectscasus in fällen wie *bana hánum, afla því, aka heim viði, brynna nautum.* G. wendet sich gegen die auffassung des dat. als instr. wenig überzeugend wird *bana hánum* mit *ausa vatni á,* wo ein verb. der bewegung vorligt, gleichgestellt; *bana hánum* soll eigentlich bedeuten 'ihn aus dem leben in den tod, ihn über die grenze zwischen leben und tod bringen'.

Die vorlesungen über die altnordische metrik sind auf den Sieversschen untersuchungen aufgebaut, doch nennt G. Sievers nur gelegentlich, um gegen ihn zu polemisieren. zu neuen ergebnissen hat diese nachprüfung nicht geführt. ihr hauptwert scheint mir in den zusammenstellungen von versen zu liegen, welche sich den Sieversschen typen nicht fügen wollen, so auf s. 97ff die fälle, wo die verszeile in der 4silbigen runhenda zu lang scheint. recht einleuchtend ist die besserung auf s. 98 von Höfuðlausn 8 *beit bengrefill | þat var blóðrefill,* wo G. *es* statt *vas* list. also ein fall von 'tilsagt', von erklärung einer keuning. s. 99 meint G., dass es verkürzte formen wie *heyrð* oder *minst* = *heyrðu, minstu* gegeben habe.

Es folgen bemerkungen über das sogenannte Málsháttakvæði, oder die Fornyrðadrápa, welchen titel G. vermutet : wegen des verses *færa ætlum forn orð saman* in der ersten strophe. das stef

Ekki var þat forðum farald —
Finnan gat þó ærðan Harald
(hánum þótti sólbjǫrt sú) —
slíks dæmi verðr mǫrgum nú

übersetzt G. s. 139 : 'Det var fordum (just) ingen omgangssyge — skønt man véd, hvorledes det gik Harald —, men hænder nu ofte, at kærlighed forvirrer hjernen'. diese deutung scheint mir nicht wahrscheinlich. die grundbedeutung von *farald* ist offenbar = ags. *fareld* 'iter'. daneben aber weisen stellen wie *mátti þat engi maðr vita, hverju f. þangat mundi farit hafa* auf die bedeutung 'seltsame begebenheit' hin; also ein bedeutungsübergang, ähnlich dem bei *aventure,* vgl. *fara* 'sich ereignen'. diese letztere bedeutung ligt hier vor : 'in alter zeit war das nichts aufsergewöhnliches — die Finnin hat ja (*þó*), wie ihr wisst, den Harald verrückt gemacht —. aber auch heute noch kommt so etwas vor'.

Eine hübsche deutung bringt G. auf s. 140:

Varla sýnisk allt, sem er,
ýtum þeim, er bægir drer

'diejenigen, welche an star leiden, sehen nicht alles, wie es ist'. G. stellt *drer* zu *driusan* und vergleicht zu dem bedeutungswandel 'tropfen' > 'star' die romanischen sprachen, in welchen das lat. *gutta* auch die bedeutung 'star' angenommen hat.

Die vorlesungen über die ältesten rímur sind ungemein sorgfältig ausgearbeitet. G. gibt eine vollständige grammatik (laut- und formenlehre) dieser auf der grenze zwischen an. und isl. stehenden denkmäler, weiter auch eine syntax und metrik. das wörterverzeichnis auf s. 184 ff bringt eine reihe von wörtern, die in den wörterbüchern noch fehlen. in Grímn. 24 *Fimm hundruð gólfa ok um fiórum tøgum svá hygg ek Bilskirni með bugum* fasst FJónsson *með bugum* = *með hringum* 'vollständig, alles in allem'. s. 184 bringt G. einen beleg für diese auffassung aus den Konráðs rímur.

Die 'Strøbemærkninger' behandeln skaldenstellen, die zt. schon im ersten bande der Efterladte skrifter besprochen sind, und bringen weiter grammatische und lexikalische bemerkungen. den schluss des bandes bilden auszüge aus G.s vorarbeiten zu Cleasbys Dictionary, welche den anteil G.s an dieser arbeit nachweisen gegenüber einigen absprechenden bemerkungen in der vorrede zum Dictionary.

Der zweite band der Efterladte skrifter steht an wert des gebotenen hinter dem ersten zurück, da hier das, was die hauptstärke G.s ausmacht, das feine sprachgefühl und die intime vertrautheit mit der skaldischen dichtung ungleich weniger zur geltung kommt.

Zum schlusse mach ich auf das von Finnur Jónsson herausgegebene Register til Njála andet bind og K. Gíslasons andre afhandlinger, Kobenhavn 1896, 40 ss. 8° aufmerksam, das die auffindung einzelner stellen in den sehr zerstreuten G.schen arbeiten leicht macht und namentlich für alle, die sich mit skaldischer poesie beschäftigen, eine recht willkommene gabe ist. F. Detter.

Cynewulfs Elene. mit einem glossar herausgegeben von Julius Zupitza. vierte auflage. Berlin, Weidmann, 1899. xi und 89 ss. gr. 8°. 2 m. — Zupitzas ausgabe der Elene ist bei ihrem ersten erscheinen vor 22 jahren als ein vortreffliches hilfsmittel für den ags. unterricht begrüfst worden und hat sich, von der kritik lebhaft gefördert, in jeder neuen auflage vollkommener gezeigt. an einem derartigen studentenbuche darf die arbeit nicht rasten, wenn es fortdauernd in gebrauch und respect bleiben soll, und bei Z. sorgte vorurteilslose lernbereitschaft neben conservativer grundstimmung dafür, dass dem werkchen alle gesicherten fortschritte der ags. philologie zu gute kamen. der neue herausgeber dr Albert Herrmann huldigt einer pietät, wie sie

schwerlich im sinne seines lehrers, gewis nicht im interesse des buches ligt, wenn er (nach 11 jahren!) einen unveränderten abdruck der dritten auflage mit 'berichtigung einiger weniger druckfehler' und ergänzung der litteraturangaben liefert. ob ein handexemplars Z.s benutzt wurde, erfahren wir nicht. man kann es nicht billigen, dass dem texte so einleuchtende besserungen wie die interpunctionsvorschläge von Swaen (Anglia 17, 123ff) zu vv. 66—68. 106 vorenthalten bleiben, und auch am sprachlichen gewande der dichtung muste weiter gesäubert und geputzt werden. ich versteh es und es ist mir nur sympathisch, wenn Z. nach dem erscheinen der Sieversschen untersuchungen, deren bedeutung für die sprachliche kritik ags. texte er freudig anerkannte, doch anfangs zögerte mit der durchführung der synkopen wie gewisser neuer längezeichen und durch häkchen hier durch unterpungierung dort eine vermittelung anstrebte. aber ich kann mir nicht vorstellen, dass Z. an diesen notnägeln des übergangs noch heute festhaken würde, wo wir also beispielsweise mehr als ein dutzendmal *hālige* gedruckt finden, während doch auch die hs. selbst 10 mal *hálga, hálgan* schreibt, ebenso *wērągan* 357, *-wērige* 560, denen ein hsl. *wērge* 387 gegenübersteht usw. der zaudernde möge doch bedenken, dass die Exeter-hs. die von historischer grammatik und metrik verlangten zweisilbigen formen noch weit häufiger bietet; so heifst Juliana stets *sēo hálge* : 315. 345. 567. 589. 696. 716. Z selbst ergänzt 834 *reonian* der hs. (die la. steht versehentlich unter 836) nicht zu *rēonigan*, sondern schreibt *rēongan*. ähnlich ligt es mit der behandlung der dehnung vor *r* bei ausfall eines *h* : *mearh-mēares*, *fīra* (Sievers Beitr. 10, 487f und Ags. gr. § 218). Z. konnte sich 1888 noch nicht entschliefsen, hier die quantitätsveränderung innerhalb des paradigmas zu crassem ausdruck zu bringen und schrieb darum (vgl. vorw. s. IV) *sæmearʿas* (228) *fīrʿa* (898. 1078. 1173) was sein nachfolger beibehält. der studeut erhält dadurch ein bild, für das kein lebender anglist einzutreten gewillt ist. im übrigen ist der druck sorgfältig, ich habe mir nur notiert : 293 l. *hwæt.* 430 l. *stęn.* 694 l. VII. 1212 l. *bisceophād.* EDWARD SCHRÖDER.

Die quellen der beispiele Boners. von CHRISTIAN WAAS aus Friedberg in der Wetterau. Dortmund 1899. druck von Fr. Wilh. Kuhfus. (inaugural-dissertation . . . der universität Giefsen.) VI und 77 ss. gr.8⁰. — nachdem der verfasser kurz den bisherigen gang der forschung über die vorlagen Boners dargelegt hat, untersucht er (s. 8—39) die hauptquellen, nämlich die aus dem Anonymus Neveleti und aus Avian geschöpften stücke. er bedient sich bei seiner methodisch und vorsichtig geführten untersuchung des grofsen vorteils, den es ihm gewährt, dass während der letzten jahrzehnte verschiedene, besonders mittelalterliche fabelsammlungen in guten ausgaben, mit einem umfänglichen hss.-apparat ausgestattet, erschienen sind; am wichtigsten natürlich Les fabulistes

latius von LHervieux, jetzt in 2 auflage fünf bände befassend. Waas vergleicht nun dieses bequem zugängliche material mit den fabeln Boners und ist in der angenehmen lage, dass er vielfach genauer die vorlagen des deutschen dichters feststellen kann. so ermittelt er für die Anonymusgruppe die erste Lyoner hs., für die nach Avian gearbeiteten stücke eine hs. b. nur gebraucht er dabei zuweilen eine wunderliche ausdrucksweise; so sagt er s. 38: 'Schönbach und Hlulet haben (wegen einer differenz zwischen Boner und Avian) sofort nach einer andern quelle für seine fabeln gesucht. ein blick in das variantenverzeichnis der hss. hätte ihnen diese mühe ersparen können.' das wäre nun doch ein kunststück gewesen, wenn ich 1875, als ich meine abhandlung über Boner schrieb, die varianten der Avianausgabe von Ellis, die 1887 erschienen ist, hätte einsehen wollen! was würde wol der verfasser sagen, wenn ich ihm vorwerfen wollte, er habe 1896 es (s. 40) auffallend gefunden, dass Berthold von Regensburg so spärlich von exempeln gebrauch mache, indes meine 1890 veröffentlichten mitteilungen aus der Grazer hs. 730 (ebenso wie alle übrigen hss. der ungedruckten lateinischen aufzeichnungen) das gegenteil bezeugen? — der hauptwert der studie von W. ligt in ihrem zweiten teil (s. 39—76), wo er aus einer sehr ansehnlichen belesenheit die quellen für jene fabeln Boners bestimmt, für die sie bisher (besonders von Gottschick) nicht genau oder gar nicht nachgewiesen werden konnten. ich halte diese aufgabe für nunmehr so ziemlich erledigt. bei Boners 4 fabel *Von einem boume ûf einem berge* hatte ich vermutet, der dichter habe sie erfunden. W. sucht zu erweisen, dass die fabel auf einem von Hieronymus gebrauchten vergleich beruhe. das würde nicht viel ändern, denn sobald ein poet aus fünf worten (*radicis amaritudinem dulcedo fructuum compensat*) 64 verse macht, dann wird wol der gröste teil davon ihm gehören. es tritt hinzu, dass diese 4 fabel die einzige unter den 100 nummern Boners ist, bei der das präsens gebraucht wird, nicht das präteritum. dadurch allein tritt sie völlig aus der reihe nud stellt sich als ein paradigma dar, das gemäfs dem nachweise von Waas, wahrscheinlich aus dem satze des Hieronymus entwickelt wurde. — die 'Bonerforschung', wie Erich Schmidt das nannte, ist noch nicht abgeschlossen. es fehlt uns ein guter text, der den mangelhaften Pfeiffers ersetzen soll, und es muss eine neue charakteristik des deutschen dichters aus der vergleichung seiner arbeit mit den vorlagen gestaltet werden. die lösung dieser letzten aufgabe hat Waas erheblich gefördert. ANTON E. SCHÖNBACH.

Geschichte des minnesangs. von EDUARD STILGEBAUER. Weimar. Felber, 1898. 295 ss. 6 m. — wenn es ein bedürfnis war, die an verschiedenen allgemein zugänglichen orten niedergelegten nachrichten und darstellungen der geschichte des minnesangs in einer leidlich glatt geschriebenen fortlaufenden erzählung zu ver-

einigen, so hat Stilgebauer einem bedürfnis abgeholfen. er hätte dann allerdings die ADB nicht ganz und gar zu ignorieren brauchen, die doch ganz beachtenswerte artikel über einige minnesinger enthält; auch hätte er etwa für Reinmar vZweter (s. 292) von Roethe vielleicht nicht blofs die dissertation citieren mögen. es ist würklich schade, dass der I band von Goedekes erneuertem Grundriss, auf den alles bücherwissen oder wol richtiger titelwissen des verf.s zurückgeht, schon 1884 erschienen ist. dass St. sich gelegentlich in autorschaftsfragen (kaiser Heinrich s. 29, vgl. s. 31) oder allgemein litterarhistorischen bemerkungen (s. 119 über den Mariencultus; er schreibt 'Marieencultus') den anschein einer gewissen selbständigkeit gibt, wird ihn gewis in seinen augen ebenso sehr gehoben haben wie die phrasen über Morungens 'geradezu moderne detailmalerei der natur draufsen' (s. 60) oder neologismen wie (s. 27) 'einstrophischbkeit.' ein leidlich gelungenes zusammenstellen von gedichten Walthers vdVogelweide und Goethes (s. 130) fehlt auch nicht. somit lässt sich das buch den mädchenpensionaten von Lausanne, woselbst verfasser an der universität dociert, um so lebhafter empfehlen, als selbst der böse Neidhart (s. 187) leidlich discret geschildert wird. als wissenschaftliche leistung aber steht das buch etwa so hoch wie das auf s. 155 abgedruckte gedicht von Günther Walling als poetische tat; nur ist es nicht so harmlos. Richard M. Meyer.

Das Ifflandische rührstück, ein beitrag zur geschichte der dramatischen technik. von Arthur Stiehler. [= Theatergeschichtliche forschungen. herausgegeben von Berthold Litzmann. XVI.] Hamburg und Leipzig, verlag von Leopold Voss, 1898. IX und 157 ss. 4⁰. 3,50 m. — wenn in diesem buche nicht eine erweiterte dissertation zu vermuten wäre, so wüste ich sonst keinen grund aufzuspüren, warum der verfasser für gut befunden hat, es zu schreiben. in der 11 seiten langen einleitung wird bemerkt, dass Iffland ein wenig bahnbrechender geist war, kein genie, kaum ein talent, dass er sich in seinen dramen mit rührseliger empfindsamkeit begnügte, da es ihm nicht gelang, 'die befreiende, erlösende, reinigende würkung der tragischen empfindung zu erreichen.' in der 'schlufsbetrachtung', für die sich die bescheidenheit des autors nur eine halbe seite gestattet hat, wird dasselbe noch einmal widerholt als eine 'erkenntnis, welche diese arbeit zu beweisen, zu erklären und zu vertiefen suchte.' von diesen beiden betrachtungen werden einige tausend citate aus Ifflands stücken eingerahmt, mit denen der verfasser, der sich einen litterarhistoriker nennt, seine erkenntnis zu beweisen, zu erklären und zu vertiefen sucht. das geschieht folgendermafsen:

I) einleitung. II) stoffe und gestalten. 1. familienverhältnisse. der gerührte familienvater. die zärtliche hausmutter. rührendes verhältnis zwischen eltern und kindern. conflict zwischen eltern und kindern. glückliche ehegatten. die unglückliche ehe.

geschwister. grofselternglück. onkel, neffen und nichten, vormund und mündel. die witwe. waisen. kinderscenen. — — — VI) scene und sprache. . . . rührende gesten. das weinen. die arten der trähnen. die verborgene trähne. beweggründe zum weinen. sonstige verwendung von trähnen. 'es finden sich heifse trähnen, innige trähnen, fromme trähnen, laute trähnen, ewige trähnen, helle trähnen, stille trähnen, unzählbare trähnen, herzliche trähnen — — gewohnheitsmäfsige trähnen, bezahlte trähnen, heuchlerische trähnen' usw. nichts als mechanisches, sinnloses citieren. auf diese weise kommt ein buch zu stande. dass der verfasser es für nötig hielt, ein buch zu machen, ist sache seines persönlichen ehrgeizes und seiner sonstigen privaten neigungen. wie kommt aber dieses gänzlich nichtige, schülerhafte machwerk in eine sammlung, die von Litzmann herausgegeben wird, und in der es die theatergeschichtlichen forschungen eines Bolte uaa. durch seine nachbarschaft compromittiert? A. Eloesser.

Shakespeares Hamlet nach der übersetzung von A. W. von Schlegel und L. Tieck. herausgegeben von Eduard Cossmann. Paris, Firmin-Didot et cie. s. a. [1899] 8°. 199 ss. — 'der herausgeber hat es sich zur aufgabe gestellt, darzutun, dass die übersetzung von Schlegel und Tieck, neben ihrer trefflichkeit, mehrfache, auf misverstandenem texte beruhende, bisher beibehaltene mängel enthält, dieselben hervorzuheben, zu motivieren und zu berichtigen, somit eine textgetreue übertragung herzustellen. nebst bemerkungen und erläuterung der dunkeln stellen des textes'. diese wenigen geleitworte gibt C. seiner arbeit auf den weg mit. dass er die sache etwas obenhin behandelt und nicht zu viel zeit auf das studium des problems, noch weniger auf eine peinlich genaue wahl seiner worte verwendet hat, erhellt aus der art, wie er auf dem titel und hier von zwei übersetzern spricht, als ob Tieck irgendwie an der übertragung des Hamlet beteiligt wäre. allein solche kleinigkeiten beirren den herausgeber wol nicht, der mit ironischem lächeln auf die Shakespearephilologen des 19 jhs. herabblickt (s. 151 f uö.), der auch auf das philiströse beiwerk von verszählung, seitenüberschriften usw. verzichtet, dafür den text mit anmerkungssternchen durchspickt und obendrein eine fortlaufende reihe von anmerkungsnummern an den rand hinsetzt (die anmerkungen selbst stehn hinter dem text und umfassen 55 splendid gedruckte seiten). betrachten wir indes die berichtigungen. I 1, 45 '*It would be spoke to*'. vor- und nachher vertritt Schlegel '*to speak to*' durch *sprechen mit*, wo es gleichfalls durch 'anreden' zu vertreten ist'. Sch. v e r t r i t t? wo es zu v e r t r e t e n ist? es erweckt wenig zutrauen zu einem übersetzer, der Schlegel verbessern will, wenn er gleich am anfange mit solchem deutsch aufwartet. dieselbe unkenntnis deutschen sprachgeistes macht sich geltend, wenn II 1, 63 *in hartem Zweisprach* ('*in an angry parle*') zu 'in zorn'gem zwiesprach' geändert wird, weil *angry* 'zornig' be-

deute. ebenso ist I 1, 86 *schlug diesen Fortinbras* (*'did slay this Fortinbras'*) zwecklos zu 'erschlug den Fortinbras' verbessert, während doch niemand Sch.s übersetzung im sinne einer prügelei deuten wird. — I 1, 93 *'comart'*. C.s 'abschluss' ist mindestens unplastischer, wenn nicht unverständlicher, als Sch.s *Handel*. — I 1, 112 *'A mote it is to trouble the mind's eye'*. Sch.s übertragung *Ein Stäubchen ist's, des Geistes Aug' zu trüben* gibt allerdings *'mote'* und *'trouble'* nicht ganz genau wider. Gosche setzt für *'mote'* 'spukbild' und bleibt so noch in dem von Sch. gewählten bilde; C.s katachrese 's'ist ein atom, des geistes aug' befangend' scheint mir eine unzweideutige schlimmbesserung. — I 2, 65 *'A little more than kin, and less than kind'*. Sch. sucht das wortspiel festzuhalten : *Mehr als befreundet, weniger als Freund.* C., principieller gegner der Shakespearschen wortspiele (s. 195), erklärt : 'Hamlet sagt, er sei mehr als ein bloſser verwanter, durch des königs blutschänderische ehe mit seiner mutter, und aus demselben grunde . . . ihm weniger freundlich', und übersetzt : 'mehr als verwant und weniger als freundlich'. ist das nötig? — I 2, 187 sollen wir würklich Sch.s uns so geläufige übersetzung aufgeben für C.s 'er war ein mann — vollkommenheit in allem'? vgl. III 3, 36 C., der übersetzt : 'o meiner tat geruch dringt bis zum himmel', findet Sch.s *stinkt* geradezu widerlich; 'es verhält sich zum texte wie gestank zu geruch'. allein Shakespeares *'My offence is rank'* scheint doch schon auf weniger empfindliche nasen berechnet, und eben dieses *'rank'* kommt bei C. nicht zur geltung. — I 3, 49 *'A puff'd and reckless libertine'*. trifft C.s 'aufgeblasner loser wollüstling' näher zu als Sch.s *frecher, lockrer Wollüstling*? — I 4, 57 soll Sch. übersehen haben. und doch hat MBernays (Zur entstehungsgeschichte des Schlegelschen Shakespeare, Leipzig 1872, s. 180f) längst diesen vers aus der hs. ergänzt. C. scheint von Bernays bemühungen und von seiner ausgabe der Shakespeareübersetzung überhaupt nichts zu ahnen; vgl. III 4, 60 (C. : 'vers von Schlegel ausgelassen, von der Ulr. ausg. hergestellt') zu Bernays aao. s. 182. gegen Bernays ausdrückliche erklärung (s. 228 n. 158) nimmt er auch die beiden ausgelassenen verse IV 7, 171f auf. — II 2, 160 *'I could be bounded in a nutshell'*, Sch. : *Ich könnte in eine Nuſsschale eingesperrt sein.* ist C.s 'in einer nussschale abgegrenzt' nicht unplastischer, und besagt es würklich etwas andres? —

Ich begnüge mich mit diesen stichproben, die von C.s exactheit und übersetzerfähigkeiten kein glänzendes bild geben. ob er gelegentlich einen brauchbaren beitrag zur erklärung des Shakespearischen Hamlet beigebracht hat, überlass ich andern zur entscheidung. I 1, 19 scheint mir Horatios vielgedeutete antwort auf Bernardos frage *'Is Horatio there?'* durch eine bühnenanweisung, die ihn mit den worten *'A piece of him'* dem freunde die hand reichen lässt, glücklich interpretiert. OSKAR F. WALZEL.

Schriften der königlichen Vlamischen akademie.

Die errichtung einer vlamischen akademie für sprache und litteratur war ein hauptwunsch der vertreter des germanischen teils der Belgier seit der ablösung von dem Königreich der Niederlande 1830. von der geschichte des sprachenstreits in Belgien gibt eine gute darstellung A Prayon-van Zuylen in dem von der akademie preisgekrönten buche: De belgische taalwetten, 1 afl., Gent 1892 (476 ss.)

Die KVA. wurde am 10. oct. 1886 in Gent eröffnet. sie zählt statutengemäfs 25 tätige mitglieder, höchstens 25 auswärtige ehrenmitglieder (meist Holländer), höchstens 10 inländische correspondierende mitglieder, und als niederländische ehrenmitglieder solche mitglieder, welche früher tätig gewesen sind, sich aber wegen alters oder krankheit zurückgezogen haben.

Eine beständige commission von 10 tätigen mitgliedern hat die aufgabe, das studium der altgermanischen sprachen und der mittelniederländischen sprache zu befördern, mnl. werke herauszugeben und das studium der dialekte zu betreiben und zu unterstützen.

Die akademie veröffentlicht:

I. reeks Verslagen en Mededeelingen, berichte über verhandlungen, darunter auch poetische beiträge, insbesondere von dem in Brüssel lebenden [inzwischen verstorbenen] dichter Emmanuel Hiel. von den vorträgen wird zb. der von Jan ten Brink 'Over den oorsprong van den Graal' (1897, 54—86), worin namentlich das allmähliche zunehmen der mystischen richtung innerhalb der Grallitteratur verfolgt wird, auch deutsche leser anziehen;

II) ein alljährlich im januar erscheinendes Jaerboek, das ua. die biographieen der verstorbenen mitglieder enthält;

III) Middelnederlandsche uitgaven;

IV) Uitgaven der commissie voor geschiedenis, bio- en bibliographie;

V) Uitgaven der commissie voor nieuwere taal- en letterkunde;

VI) Bekroonde werken.

Es möge gestattet sein, die publicationen der vier letzten abteilungen in einer etwas anderen reihenfolge aufzuzählen, wobei die ordnungsnummer nach dem system der akademie in klammer angegeben wird.

A. Sprache. a) allgemeines: 1. H Temmerman 'De Moedertal eenig doel- en redematig voertuig der gedachte in opvoeding en onderwijs' 1898 (VI 1); 2. Hippoliet Meert 'Het voornaamwoord *du*' 1890 (VI 3); b) altgermanisch: 1. P. H. van Moerkerken 'Over de verbinding der volzinnen int gotisch' 1888 (VI 2); 2. J. van de Ven 'Gebruik der naamvallen, tijden en wijzen in den Heliand' 1893 (VI 8); 3. P Tack 'Proeve van

oudnederfrankische grammatica' 1897 (vi 14); c) mittelniederländisch: 1. Felix Leviticus 'De klank- en vormleer van het mnd. dialect der StServatiuslegende van Heinrijc van Veldeke' 1892 (vi 4); 2. L Roersch 'Woordenboek op Alexanders Geesten van Jacob van Maerlant', 1. afl. 1888 (iii 3, wird wol nicht fortgesetzt?); d) dialecte : L Simons 'Het roermondsch dialect getotst aen het oudsaksisch en oudnederfrankisch' 1889 (iii 5); e) neuniederländisch : 1. Jan Broeckaert 'Bastaardwoordenboek' 1895 (vi 10); 2. Vak- en kunstwoorden [diese abteilung ist mit abbildungen ausgestattet] : i. Th. Coopmann 'Steenbakkerij' 1894 (v 3); ii. Josef Vuylsteke 'Amhacht van den smid' 1895 (vi 11); iii. J. en V. van Keirsblick 'Ambacht van den temmerman' 1898; iv. Alfons van Houcke en Josef Sleypen 'Ambacht van den metselaar' 1897 (vi 13); 3. Jef Cuvelier en Camiel Huysmans 'Toponymische studien over de oude en nieuwere plaatsnamen der gemeente Bilsen' 1897 (v 4).

B. Sprach- und litteraturdenkmäler : a) altgermanische : 1. Beowulf angelsaksisch volksepos vertaald in stafrijm en met inleiding en aanteekeningen voorzien door L Simons 1896 (iii 13); b) mittelniederländische : 1. 'Dit is die Istory van Troyen van Jacob van Maerlant naar het vijftiendeeuwsche handschrift van Wessel van de Loe met al de middelnederlandsche fragmenten diplomatisch uitgegeven door N. de Pauw en Edw. Gailliard' i—iv 1—3 1889—92 (iii 7; mit guten facsimiles. einleitungen und anmerkungen sollen die 4. lieferung des iv teiles, das wortverzeichnis den v und vi teil bilden); 2. 'Madelghijs kintsheit, al de gekende fragmenten critisch uitgegeven en vergeleken met het duitsche handschrift door N. de Pauw' 1889 (iii 6); 3. 'Van de vii vroeden van binnen Rome, een dichtwerk der xiv^e^ eeuw uitg. d. K Stallaert' 1889 (iii 4). dazu : 'Klank-en vormleer van het gedicht van den vii vroeden van binnen Rome' door E. de Neef 1897 (vi 12); 4. 'Hennen van Merchtenens Cornicke van Brabant (1414) uitg. d. Guido Gezelle' 1896 (vi 14); 5. 'De sevenste bliscap van Maria, mysteriespel der xv^e^ eeuw, uitg. d. K Stallaert' 1887 (iii 1). dazu : 6. 'Byvoegsel van de sevenste bliscap van Maria, Woordenlyst' 1888 (iii 2); 7. 'Middelnederlandsche gedichten en fragmenten [meist religiösen inhalts] uitg. d. N. de Pauw', 1—3 afl. 1393—97 (iii 8); 8. 'Middelnederlandsche geneeskundige recepten en tractaten, zegeningen en tooverformulen uitg. d. W. C. de Vreese' 1894 (iii 11); 9. 'Kalender en gezondheidsregels getrokken uit het handschrift der boekerij van de hoogeschool te Leuven getiteld Lib. orat. Fland. ms. uitg. en vergeleken by eenige andere deels ongedrukte kalenders en gezondheitsregelen d. P. Alberdingk Thijm, 1893. [der kalender auf dem beigegebenen facsimile erinnert in anordnung, ausschmückung und selbst in der form mancher zeichen sehr merkwürdig an die skandinavischen bauernkalender mit runen] (iii 9); 10) 'De keure

van Hazebroek van 1336 met aanteekeningen en glossarium d. Edw. Gailliard', 3 deelen, 1894—96 (III 10); c) neuniederländisch : 1. 'Rederijkersgedichten der XVIe euw uitg. d. J Broeckaert' (V 2).

C. Litteratur- und culturgeschichte. a) quellenkunde : 1. 'Beschrijving van middelnederlandsche en andere handschriften die in Engeland bewaard worden' d. K. de Flou en Edw. Gailliard 1895—96 3 bd (III 12); 2. 'Catalogus van de bibliotheek der KVlAc. te Gent' 1898; 3. 'Vlaamsche bibliographie. lijst der boeken vlug- en tijdschriften, muziekwerken, kaarten, platen en tabellen, in Belgie van 1830 tot 1890 verscheenen, d. F. de Potter', 1—3 afl. 1893—97 (IV 2); 4. 'Alphabetische lijst van de voorloopig verzamelde namen der in Belgie geboren Nederlandsche schrijvers, dienende tot het samenstellen van de Biographie der Zuidnederlandsche schrijvers d. F. de Potter' (IV 1). b) darstellende werke : 1. 'Historisch en critisch overzicht van het vlaamsch tooneel in de XVIIe eeuw d. O. van Hauwaert' 1893 (VI 6); 2. 'De trol van het booze beginsel in het middeleeuwsch tooneel d. E Soens' 1893 (VI 7); 3. 'Antwerpen in de XVIIIe eeuw voor den inval der Franschen : godsdienst, zeden, gebruiken, vermaken. kunstwinning, handel, nijverheid, onderwijs, geneeskunde, gerecht d. Edw. Poufé' 1895 (VI 9); 4. 'Prudens van Duyse zijn leven en zijne werken d. J Micheels' 1893 (V 1).

Mehrere werke ähnlichen inhalts sind noch im erscheinen begriffen oder in vorbereitung. die reichen mittel, die der akademie zu gebote stehn, gestatten ihren arbeiten eine ausstattung zu geben, welche wir in Deutschland zu beneiden vielfach ursache haben. — —

Seit ich das vorstehnde zu anfang 1899 schrieb, sind noch folgende werke der KVA. erschienen, die ich nach dem obigen schema geordnet anführe:

Aa) A. en Th. van Heuverswijn 'Eene vreemde spraak als overtaal van 't onderwijs' (VI 17); Ac) J. Jacobs 'De verouderde woorden bij Kiliaan' (VI 22); Ad) P. Jozef Cornelissen en JBVervliet 'Idioticon van het Antwerpsch dialect', 1 afl. (VI 21); Ae) AHNBiltris en AJJVan de Velde 'Inleiding tot de studie der analytische scheikunde'; Ae) J. en V. van Keirsblick 'Ambacht van den metselaar : vak-en kunstwoorden' nr 5 (VI 18); Bb) 'De keure van Hazebroek van 1336 met aant. en gloss.' d. EGailliard 4. deel (III 10); Bb) 'Jehan Froissart's Cronyke van Vlaenderen, getranslateerd uuten Franssoyse in duytscher tale bij Gerijt Potter van der Loo, in de XVe eeuw', uitg. en toegelicht d. Nde Pauw 1. deel (III 15); 'Ypre jeghen Poperinghe, gedingstakken der XIVe eeuw nopens het laken', uitg. en toegelicht d. Nde Pauw.

Strafsburg, 15 mai 1900. E. MARTIN.

Hermann Kurz und Franz Pfeiffer.

Es ist den fachgenossen nicht unbekannt, dass Hermann Kurz (1813—1873) neben seinen poetischen arbeiten auch studien aus dem gebiete der germanischen philologie veröffentlicht hat. am meisten geschätzt sind wol die aufsätze über Shakespeare, die in den sechziger und siebziger jahren von ihm veröffentlicht worden sind und über die er von 1860 an einen nicht uninteressanten briefwechsel mit Karl Elze geführt hat. auch mit deutscher philologie hat er sich zu tun gemacht, freilich mit ungleichem glück. schon im vierundzwanzigsten jahre hat er sich das verdienst erworben, den richtigen namen des verfassers des Simplicissimus zu finden in einer recension der kurzlebigen zeitschrift 'Der Spiegel' vom jahr 1837. ein paar jahre später, 1844, erschien seine übersetzung von Gottfrieds Tristan, die erst viel später in Hertz meisterwerk eine gefährliche concurrenz finden sollte. daran schloss sich die controverse mit Oswald Marbach, die Kurz mit viel witz, aber nicht ohne einen bösen schnitzer im mhd. führte. noch 1868 wollte Kurz die person Gottfrieds in einem 'Godofredus rotularius de Argentina' gefunden haben, als Karl Schmidt nachwies, dass nicht 'rotularius', sondern 'zidelarius' in der urkunde stehe. andres, was er geschrieben hat oder schreiben wollte, ist zu vereinzelt, um hier erwähnt zu werden.

Kurz war ein jahr jünger als Adelbert Keller und aufs engste mit ihm befreundet. von seiner sehr reichhaltigen und geistreichen correspondenz bilden die briefe an Keller nach zahl und bedeutung einen besonders hervorragenden teil. aber gerade diese briefe an Keller, besonders häufig, besonders umfangreich und inhaltsreich in der jugend, als auch Keller noch mehr belletristische ziele verfolgte, in den letzten jahren 1863—1873, als beide den wohnort teilten, sich meist auf blofse notizenzettel beschränkend, sind für philologische dinge wenig ausgiebig. mehr die kleineren briefwechsel mit Bartsch, von 1866 an gehend, und mit Barack, von 1868 an. schon früher aber hat Kurz mit Franz Pfeiffer correspondiert, und es mögen ein paar zeugnisse dieses verkehrs hier folgen. ich kenne im ganzen 3 briefe von Pfeiffer an Kurz und 14 von Kurz an Pfeiffer; die erstern befinden sich in Kurz handschriftlichem nachlass, Cod. hist. Q. 344 der k. öffentlichen bibliothek Stuttgart, die letztern hat Pfeiffers sohn, der kunsthistoriker dr Bertold Pfeiffer in Stuttgart, mir freundlich mitgeteilt.

Beide waren im alter nicht weit auseinander, Pfeiffer, am 27 febr. 1815 geboren, fünf vierteljahre jünger als Kurz. sie haben sich in Stuttgart kennen gelernt, wo Pfeiffer seit anfang 1842 als privatgelehrter lebte, Kurz schon länger. eine zeit lang wohnten sie sogar im selben haus in der Sophienstrafse, und der häufige freundschaftliche verkehr scheint namentlich auch der Tristanübersetzung zu gute gekommen zu sein. zu ende 1844 siedelte Kurz nach Karlsruhe über, wo er bis zum februar 1848

blieb, und aus dieser zeit sind 4 briefe an Pfeiffer. von interesse ist wol nur die stelle in dem ersten briefe vom 12 jan. 1845: 'Wie es auch mit St. Gallen werden mag, ich fühle und weifs gewifs, dafs auch Sie noch Ihren verdienten Platz erlangen werden'. es handelt sich offenbar um die stelle des stiftsbibliothekars in SGallen, auf die sich Pfeiffer, da er katholisch und Schweizer war, wol rechnung machen konnte. die stelle war 1845 frei geworden, ist aber dann zwei jahre lang unbesetzt geblieben. statt ihrer erhielt Pfeiffer ein jahr später die bibliothekarstelle in Stuttgart, die er über elf jahre inne hatte. von 1848 an waren beide wider längere zeit in Stuttgart beisammen. nicht ohne interesse mag der erste brief sein, den Pfeiffer dann von Wien aus an Kurz geschrieben und mit dem er die zusendung seines aufsatzes über Gottfrieds Lobgesang (Germania 3, 59ff) begleitet hat.

Lieber Freund! Wien 1. Mai 1858.

„Gleichzeitig mit diesen Zeilen schicke ich Ihnen unter Kreuzband einen kleinen Aufsatz von mir, der Sie an das Tristans-Jahr [1] 1843/4 erinnern soll, das wir Sophienstr. nr. 12 unter einem Dache, Sie im ersten, ich im dritten Stock, zusammen verbrachten. Es wird Sie belustigen, wenn Sie, vielleicht zuerst durch mich, erfahren, dass man unsern Gottfried nicht nur zu einer männlichen Maria Magdalena, sondern gar zu einem Franciskanerbruder zu machen neulich sich bemüht hat. Diesem Herrn Watterich [2] und mit ihm noch andern frommen Seelen hoffe ich einen rechten Strich durch die Rechnung gemacht zu haben. Wenn Sie zwischen den Zeilen zu lesen verstehen, so werden Sie da und dort merken, welche Überwindung es mich gekostet hat, dem Spotte nicht die Zügel schiefsen lafsen zu dürfen. Meine Stellung hier erheischt aber Vorsicht in solchen Dingen und es wäre unklug, wollte ich mir ohne Noth Ungelegenheiten bereiten. Schon dass ich, obwol streng auf dem Boden des wissenschaftlichen Beweises stehen bleibend, das süfse und verlockende Phantasie-Gebilde unbarmherzig zerstört, wird mir vielleicht zum Vorwurf gemacht werden. Doch das kann mir gleichgültig sein, glaube ich doch für immer Gottfried von dem Lobgesang befreit zu haben. Es würde mir lieb sein von Ihnen gelegentlich zu hören, welchen Eindruck meine Beweisführung auf Sie gemacht hat.

Wie es mir hier geht? werden Sie fragen. Die unsinnige Müh und Arbeit, die meine Vorlesungen mir machen, abgerechnet, ganz gut, obwol gerade die Anstrengung auch meiner Gesundheit nicht zum besten bekommt. Vor zwei Jahren werde ich, das sehe ich voraus, zu einer einigermafsen menschlichen Existenz nicht kommen; dann aber, d. h. wenn ich die für meine Vorlesungen nöthige Grundlage gewonnen habe, wirds hoffentlich besser werden und dann erst werde ich meines Lebens und meiner neuen Stellung froh werden können. Unter den

[1] im jahr 1843 war nicht nur Kurz übersetzung im erscheinen, sondern erschien auch Mafsmanns ausgabe, mit der Pfeiffer als redacteur der 'Dichtungen des deutschen mittelalters' (s. Briefwechsel zwischen Lassberg und Uhland s. xxxvIIf) jedesfalls zu tun gehabt hat. [2] JMWatterich Gotfried vStrafsburg, ein sänger der Gottesminne. Leipzig 1858.

jungen Leuten herrscht für die altd. Studien viel Eifer und Lust. Im Wintersemester las ich Litt.-Geschichte vor 44, das Nib. Lied vor 36, in diesem Semester deutsche Grammatik vor 38 Zuhörern[1]. Das ist mehr als irgendwo einem deutschen Philologen zu Theil wird.

Über die hiesigen geselligen Verhältnisse weifs ich wenig zu sagen, da ich noch gar keine Zeit fand, über das was ich in dieser Beziehung gegen Stuttg. verloren, nachzudenken. Doch sind, soviel habe ich allerdings schon bemerkt, die grofsen Entfernungen der Geselligkeit und dem öftern Zusammenkommen von Freunden und Bekannten nicht besonders günstig. Wenigstens hörte ich schon vielfach darüber Klage erheben. Ich verkehre bis jetzt meist mit Landsleuten, d. i. Schwaben, die den einen Sonntag bei mir, den andern bei meinem Schwager Reg. Rath Müller[2] sich einzufinden pflegen. — — — — Schliefslich noch meinen herzl. Dank für den 1. Band der Erzählungen[3], womit Sie mich erfreut haben. Leben Sie wohl und bleiben Sie freundich gesinnt

Ihrem

Pfeiffer.

Darauf antwortete Kurz:

Lieber Freund, Stuttgart, 5. Mai 1858.

Ihre Sendung hat mich mit unsrer Abendpost angenehm überrascht. Holtzmann hatte mir vor einigen Wochen (bei Kober[4] alten Andenkens) mitgetheilt dafs das nächste Heft der Germania etwas von Ihnen über unsern gemeinschaftlichen Freund Gottfried bringen werde. Ich meinte nun schon, Sie werden unter irgend einem Umhang der Vergessenheit ein Stück Leben von ihm hervorziehen. Das ist es zwar nicht, aber Sie können sich mein Gaudium denken, die Franciscanerkutte, womit ihn dieser Herr Watterich behängen wollte, in so säuberliche Fetzen zerrissen zu sehen — —. Sie haben nun — — für alle Zeiten bewiesen, dafs der Lobgesang nicht vom Dichter des Tristan sein kann. Ob aber darum nicht dennoch von Gottfried, das ist eine andere Frage. Hören Sie denn, wie es mir vorigen Sommer gegangen ist.

Um für eine meiner Erzählungen[5] mich wieder etwas ins Mittelalter hineinzuhören, hatte ich meinen Gottfried aufgeschlagen, und befand mich richtig bald ganz und gar in der Sophienstrafse Nr. 10 (nicht 12), wäre auch recht gern einmal ums andere die Treppen hinaufgesprungen, um mich bei der oberen Instanz Raths zu erholen oder naseweise Fragen zu stellen. — — — Bei diesem Anlafs nun stiefs ich auch wieder auf den Lobgesang und hätte Ihnen gern eine quæstio tusculana vorgetragen, die sich jetzt freilich nach Ihrer Untersuchung noch lustiger macht. Dieser LG., den ich früher sehr bewundert hatte, weil er eben mhd. war, als er mir jetzt in der Hagen'schen Ausgabe, die mein Verleger Becher mir vorwurfsvoll als die

[1] Lassberg-Uhland s. LXIV steht: Nib. vor 37, geschichte der neuern litteratur vor 43, deutsche grammatik vor 46, Walther ('wo indessen collisionen mit andern collegien störend einwürkten') vor 15 zuhörern.
[2] einem Württemberger. [3] Stuttgart, Franckh 1858. [4] damals viel besuchtes Stuttgarter kaffeehaus. [5] 'Das weifse hemd', Erzählungen I 221 ff.

erste Uebersetzung des Tristan vorwies, wieder vor die Augen kam, da erschien er mir als ein rechtes Musenalmanachgeklingel, — — des Tristan durchaus unwürdig. Und doch klang mir, wie ich so weiter las, etwas Urgottfriedisches heraus. Ich kam also auf den Gedanken, unser liebenswürdiger Freund könnte den frommen Leich [!] als liebes junges Blut, vielleicht als Klosterschüler, gemacht haben, denn das ganz eigenthümliche Spielen und Klingeln hat er ja auch im Tristan nicht lassen können, und der LG. kam mir mehr und mehr wie ein kindisches Vorspiel vor. — — Der Hauptspafs bei der Folgerung wäre, dafs dem Hrn. Watterich der Untergrund nicht blofs unter den Füfsen weggezogen, sondern auch gleich über den Kopf gestülpt würde. Das Hindernifs, das (abgesehen von den innern Gründen) die von Ihnen so reichlich aufgezählten Reime und Sprachformen jeder weiteren Annahme einer nach-tristanisch-gottfriedischen Autorschaft in den Weg legen, scheint mir keines für meine Hypothese zu sein. Man wird ganz eben so in unserm Jahrhundert Poeten genug finden, die, in Platen's Zucht gerathen, eine spätere Periode in der Form zeigen, die der frühern so unähnlich ist, dafs man nicht glauben sollte, es sei derselbe Mann. Das Resultat also wäre, zum Schrecken aller frommen Seelen, dieses, dafs Gottfried nach einer amaranthenen Jugend seinen Styl auf Kosten seiner Seligkeit verbefsert habe, ein Gang der Entwicklung, der leider in unsrem gottlosen Deutschland nichts Seltenes ist.

Diese Grille ist mir über dem Lesen Ihrer Blätter nur um so lebhafter wieder aufgestiegen — —. Ich hätte nicht übel Lust, über die Sache Laut zu geben, aber da Ihr Aufsatz dabei doch mehr oder weniger in dem Lichte stehen könnte, diese böse Saat getragen zu haben, so will ich meinen Eifer zügeln. Ohnehin hat es mir eine Art grimmiger Genugthuung gewährt, am Schlufs Ihrer Blätter „das frühere undurchdringliche Dunkel" zu finden, denn ich sehe Schiller und Goethe auf ihren goldenen Stühlen so beducht wie Bendemanns trauernde Juden sitzen, wahrhaft endlose Höllenstrafen erleidend durch das commentatorische Epigonenpecus. Wie müfsen Sie den Meister Gottfried beneiden! Ihn haben jene Olympischen, die er zwar nicht ganz ordonnanz- und reglementmäfsig, aber nicht erfolglos anrief, in ihre ambrosischen Wolken gehüllt und ihm zu Theil werden lafsen, was er laut und leise gewünscht hat, nämlich dafs ihm diese Welt gestohlen werden möge. Oder sollte vielleicht eher der Gegenstand des jugendlichen LG. (um nach Art wissenschaftlicher Taktik jetzt gleich feste Stellung zu nehmen) trotz alledem und alledem, wie in so mancher Legende, den Schleier über ihn gebreitet haben? Wie dem sei — der Einzige, der seine Ruhe zu stören wagte, ist von Ihnen vor der Kanone weggeblasen worden, und meine Hypothese bleibt ungedruckt. Sie würde auch zu viel Streit erregen, ob Gottfried das Lied im 15. oder 18. oder 20. oder 24. Jahr seines Alters gedichtet habe. — —

Aus Kurz folgenden briefen, deren letzter am 7 juni 1867, also etwa ein jahr vor Pfeiffers tode, geschrieben ist, hebe ich ein paar stellen heraus.

4 aug. 1858 : Ein Gedanke, mit dem ich mich seit Jahren trage, scheint jetzt von der Hauptseite, von der verlegerischen, zu reifen [1]. Ich will ihn sub rosa beichten: deutsche Volksbücher, in einem ausgedehnten und zugleich freien Sinn, also etwa Nr. 1 Siegfried mit einer Verbindung der skandinavischen und deutschen Elemente, Nr. 2 Dietrich von Bern, mit freier Auswahl des Bedeutendsten aus der zum Theil grotesken Masse, Nr. 3 vielleicht Beowulf, u. s. w. Wenn mirs ganz wohl dabei werden sollte, so müfste die Behandlung in Reimen sein, d. h. NB. kein Versuch eines Epos, dafs, wie bei Simrock, nach zwei gelungenen Stücken alles Andre im Stoff ertrinkt, sondern ganz schlicht, jedes einzelne Volksbuch für sich, ohne moderne Schnörkel, aber auch ohne knechtische Gebundenheit an das verworrene Material. — — Saxo dürfte auch noch durchzupeitschen sein, wie ich denn überhaupt noch ein wenig protervioris ingenii invidentiorisque studii bedürftig bin. Es wäre doch ein hübscher Spafs, noch einmal das Volk und (durch eine leidliche Reimform) die Gebildeten um diese Volksbücher zu sammeln, die in den schlechten Bearbeitungen von Schönhuth und Marbach Auflage um Auflage erleben. Auch wäre es eine schöne grüne Bucht für mich, der ich des Romanschreibens und des Marktgetümmels von Virtuosen, Taschenspielern und Taschendieben entsetzlich müde bin.

Am 2 juni 1862 teilt Kurz die von ihm, so viel ich sehe, nicht veröffentlichte, aber von der neuern localforschung [2] gutgeheifsene entdeckung mit, dass die burg, wohin der kammerbote Erchanger 914 den bischof Salomo brachte, nicht beim Hohentwiel herum, sondern in der Diepoldsburg, vulgo 'Rauber', hinter der Teck zu suchen sei, wofür er auch den populären namen der ruine anführt.

14 februar 1862 über Berthold von Regensburg : Was man in der sonstigen Literatur jener Zeit mit wenigen Ausnahmen (wie Meier Helmbrecht etc.) kaum zu Gesicht bekommt, das Menschenthum, das Volk, das Leben, wird durch jedes Wort des Predigers in wimmelnden Schaaren vor das Auge gebracht. von sich selber berichtet Kurz, er habe beschlossen, es wider mit der poesie zu versuchen. „Das Versemachen nun, wenn man es nur nebenher treiben kann, ist, besonders nach langer Entwöhnung, ein etwas schüchternes Ding, und so bin ich ganz natürlich auf den Gedanken gekommen, mich zunächst am Tristan zu versuchen, der doch schon etwas Gegebenes mitbringt und doch zugleich freie Bewegung nicht blofs gestattet, sondern verlangt. Im Gewand des 13. Jahrhunderts, zumal in linearer Uebersetzung, ist er nur noch halb geniefsbar und bedarf einer Umformung. Ich habe nun angefangen, in der Weise des Ihnen bekannten Schlufses [3] das Ganze zu bearbeiten, wobei aber die besten Bestandtheile von Gottfried beibehalten und aufs liebevollste meist neu übertragen wer-

[1] ist nicht zu stande gekommen.

[2] Württembergische vierteljahrshefte 1, 33. 3, 247; neue folge 1, 301.

[3] seiner übersetzung; das von Gottfried selbst nicht gedichtete hatte Kurz dort, im freien anschluss an die alten fortsetzer, selbst hinzugefügt.

den [1]. Mittelalterlicher Plunder, wie Drachenkampf u. dgl., wird ganz weggeschnitten, so dafs die Erzählung streckenweise selbst geändert wird. Ein eigenthümlich Stück Arbeit — frech rebellisch und wieder jedem schönen Worte des Meisters gehorsam, für den Kenner des Originals die allerwunderlichste Lectüre! Die Kritik wird natürlich die Operation für verfehlt schon darum erklären, weil es ja doch nichts Eigenes (!) auf diese Weise sei, und wenn man im gelehrten Lager davon Notiz nimmt, so bin ich darauf gefafst, dafs die äufserste Rechte auf Baumfrevlerstrafe erkennt, das Centrum auf die Hurt, und geht der mildeste Antrag durch, auf Schlegel und Barte, so ists reine Gnade. Da aber die Feierstunden langsam tragen, so währt es schon noch eine gute Weile, bis ich geköpft werde. Heute hoffe ich den zweiten Abschnitt vollends fertig zu bringen, und bin zufrieden mit der Aussicht, der Welt einmal einen lesbaren Tristan zu hinterlassen, mit dem sie vorlieb nehmen mufs, bis wieder einmal ein ganzer Gottfried kommt.

Dazu aber am 15 sept. 1864, nach andern klagen: Am schlimmsten steht es mit dem Tristan. Der Abschnitt „Riwalin und Blancheflur" ist unter L. Seeger's [2] Papieren verloren gegangen (so darf man jetzt wohl sagen), und ich habe nur noch den in Seeger's Dichterbuch abgedruckten Schlufs, dem der Berner „Bund" die Ehre erwiesen hat, ihn für Gottfriedisch zu halten.

7 juni 1867, mit dank für die zusendung der sammlung 'Freie forschung': Ein literarisch-biographisches Cabinetstück ist die Untersuchung über den Titurel. Schade dafs der Marienhymnus nicht als eine Jugendarbeit Gottfried's festgehalten werden kann. Der Gegensatz der beiden Sterne würde äufserst pittoresk: beide in Rectascension und zugleich rückläufig sich an einander vorbei bewegend, der eine vom Parnafs zum Himmel, der andre umgekehrt.

Tübingen, im september 1899. HERMANN FISCHER.

[1] eine probe davon gab K. 1863 in Ludwig Seegers 'Deutschem dichterbuch aus Schwaben' s. 66—90: 'Riwalin und Blancheflur'.
[2] der am 22 märz 1864 in Stuttgart gestorben war.

Am 27 märz d. j. starb im 96 lebensjahre der altenburgische geh. kirchenrat dr theol. et phil. JULIUS LOEBE, der uns in den jj. 1843—1846 gemeinsam mit vdGabelentz die erste kritische ausgabe des Ulfila geschenkt hat.

In Greifswald habilitierte sich dr ERNST ZUPITZA für vergleichende sprachwissenschaft.

Der professortitel wurde verliehen: dem oberlehrer dr J. BOLTE und dem bibliothekar dr G. KOSSINNA in Berlin; den privatdocenten dr AVWEILEN in Wien, dr A. E. BERGER (aus Bonn) in Berlin, dr O. L. JIRICZEK in Breslau.

Der professor dr GUSTAV KETTNER in Schulpforta wurde zum director des gymnasiums zu Marburg i. H. ernannt.

Der seitherige 'lecturer' dr K. BREUL wurde zum 'reader in Germanic' an der universität Cambridge ernannt.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXVI, 3 juli 1900

Jakob Bächtold, Kleine schriften, mit einem lebensbilde von W. von Arx, herausgegeben von Theodor Vetter, mit porträt und bibliographie. Frauenfeld, JHuber, 1899. 330 ss. — 4,80 m.

Man ist heutzutage mit der ausgabe 'kleiner schriften' von gelehrten schnell bei der band. allzuschnell. was den brüdern Grimm, was Lachmann und Scherer gebührt, das taugt darum noch lange nicht für — doch wozu namen nennen? es braucht schon eine sehr starke oder sehr fesselnde persönlichkeit, um eine sammlung von tagesaufsätzen, gelegenheitsschriften, recensionen, wissenschaftlichen einzelheiten und gar hinterbliebenem ungedruckten zu rechtfertigen. wer das andenken eines geliebten freundes oder lehrers würklich ehren will, der sage sich, dass tact und urteil da weit wichtiger ist als pietät. ich darf mit freude bekunden, das der herausgeber des anspruchslosen bändchens, das vor mir ligt, verstanden hat zu wählen uud fortzulassen; als ich die bibliographie am schlusse durchmusterte, hab ich bedauert, dass nicht noch so manches andre aufgenommen war; grade solch bedauern war in diesem falle das beste lob. und tiefer als früher hab ich beklagt, dass es mir nie vergönnt war, dem trefflichen manne ins auge zu sehen, der aus den blättern der sammlung spricht. diese wärme verbreitende eigenwärme, dies humorvolle behagen, diese derbe und liebenswürdige gesundheit, wie sie zumal in der zweiten abteilung des bändchens zu tage tritt —, wen sollte sie bei dem vieljährigen freunde Gottfried Kellers überraschen? und doch — Bächtolds bücher hatten jene eigenschaften dem fremden nur sehr sparsam gezeigt.

Wenn mir in Weimar die männerkundigen schatzhüter des Goethearchivs abends einmal von ihren erlebnissen erzählten, von all der philologen wechselnden geschlechtern, fleifsigen und neugierigen, lästigen und minder lästigen, die sie an sich hatten vorbei wallen sehen 'und verzogen kein gesicht', kam dann auf Bächtold die rede, nun, dann verzogen sie das gesicht doch: 'das war schön! ja, wenn sie alle so wären!' und wenn mir verehrte, höchst urteilsfähige Göttinger collegen von dem Zürich Gottfried Kellers aus eigenster anschauung dies und das berichteten, es dauerte nie lange, so trat Bächtolds breite gestalt in den vordergrund, mit erquicklichsten erinnerungen unlöslich verwebt. die tonart, in der ThVetters schlichter nekrolog, in der B.s naher freund W. vArx

über den geschiednen sprechen, klingt natürlich anders, als wo es sich um warme augenblickseindrücke des lebens handelte; aber die bilder vertragen sich gut, vertragen sich auch mit den kräftigen, vertrauenerweckenden zügen, die uns am eingang der 'Kleinen schriften' begrüfsen. ich glaube fast, man muss B. gekannt haben, auch um seiner wissenschaftlichen tätigkeit ganz gerecht zu werden.

'Ich wollte ein lesbares, manchmal sogar ein kurzweiliges buch schreiben': so heifsts im vorwort der schweizerischen litteraturgeschichte, des lebenswerkes. die freunde zweifeln nicht, dass es gelungen: ich würde mit der zustimmung zögern. sprach die wohlbekannte stimme zu ihnen, wenn sie ihn lasen? und half ihnen das weiter? offen gestanden: ich habe in B.s schweizerischem mittelalter — und ich rechne das 16 jh. litterarisch dazu — stets ebenso an dem eindringenden blick in die, freilich nicht leicht zu fassenden, dichterischen persönlichkeiten etwas vermisst, wie an der vergegenwärtigenden gestaltung anschaulicher gesamtbilder: der einleitenden epochenzeichnung gliedert sich die besondere figur nicht recht ein; eine imponierende gelehrsamkeit legt sich in einzelheiten fast mechanisch auseinander, von den ewigen ermüdenden inhaltsangaben, von dem übermafs der ausgeschütteten tatsachen gar nicht zu sprechen. ganz wohl ist mir immer erst geworden, wenn ich bei vater Bodmer anlangte: da war ein mittelpunct da, um den sich, dem leser deutlich, das ganze gruppiert; und die enthaltsame trockenheit des gelehrten berichts wird Gott sei dank saftiger durch eine woltätige beimischung halb von localpatriotischem stolz auf den mann, der Zürich zeitweilig zur litterarischen grofsmacht erhob, halb von belustigtem ärger über diesen gar nicht tot zu machenden alten, verdriefslichen langweiler. B. selbst hatte das gefühl, dass die gelehrsamkeit zu sehr herrin geblieben sei; Vetter erzählt, dass B. an 'eine völlige umarbeitung des hauptwerks' gedacht habe. es lag aber doch nicht nur an der massenhaftigkeit des materials: ich traue B. unbedingt die kraft zu, die erdrückende last zu bewältigen. ihm war leider Uhlands handhabung der beschreibenden litteraturgeschichte vorbildlich, die m. e. nur einer frühern orientierungsphase unsrer wissenschaft entspricht. B. hat wol auch, nicht ganz frei, geglaubt, nach jener vielgepriesnen und vielgeforderten 'objectivität' streben zu müssen, die, wenn sie keine harmlose selbstverständlichkeit sein soll gut zur erziehung von füchsen, als forciertes erstes gebot der methode die besten erkenntuis- und gestaltungskräfte lähmen wird; dazu eine zarte persönliche sprödigkeit und scham, die uns bei Alemannen nicht selten entgegen tritt, — kurz, die litteraturgeschichte leidet auf weite strecken an dem mangel, dass B., reichstes wissen ausbreitend, doch von seinem eigensten selbst zu wenig hineingelegt hat, wählend, ordnend, verbindend, beleuchtend. das nachschaffen braucht beim philologen wie beim

künstler das medium eines kräftigen und fruchtbaren subjects: an die rampe freilich braucht es nicht zu treten.

Ich zweifle kaum, hätte B. das buch zum zweiten male herausgehn lassen, fortgeführt bis auf die gegenwart, wie er das wollte, ich hätte nicht zu schreiben, was ich eben schrieb. die lebendige kenntnis Gottfried Kellers, die er grade ganz sich selbst, nicht seinem gelehrten ich verdankte, die beziehungen zu Leuthold, die nach der bekannten vorrede zu urteilen nicht ohne ein reiben widerstrebender geister sich abgespielt hatten, ganz besonders auch das tief persönliche verhältnis, das B. mit der poesie Eduard Mörikes verknüpfte — schon in den feldzugbriefen von 70 fehlt das 'schuurbartsbewustsein' und die 'sommerweste' nicht —, das alles muste, dem litterarischen zusammenhang einverleibt, verlebendigend zurückwürken auch in reformationszeit und mittelalter. denn was B. in der kunst nachbildender charakteristik konnte, wenn er nur wollte, das zeigt die zarte und doch so zwingende zeichnung Eduard Mörikes, die Vetter mit bestem rechte aus der ADB auch in diese sammlung verpflanzt hat.

Eröffnet wird sie, recht hübsch, durch die einleitung der Lanzeletdissertation: so harmlos die mit einer der liebenswürdigen naivetäten meister Sepps einsetzt, so präludiert sie mit fug dem lebenswerk dieses ganz schweizerischen litterarhistorikers. der habilitationsvortrag über die germanistischen verdienste der Züricher gibt eine angemessene probe jener rein tatsächlichen aufreihenden art, in die B.s wissenschaftliches schriftstellern so leicht verfällt, und das bild des lexikographen Josua Malers macht gute folie in seinem chronikartigen nacherzählen zu dem freien nachschaffen der Mörikeskizze. die 'litterarischen bilder aus Zürichs vergangenheit', mir bisher unbekannt, decken sich zum teil, selbst wörtlich, mit dem Bodmer gewidmeten abschnitt der litteraturgeschichte, haben aber vor ihr eine deutliche, rundende beleuchtung, eine behagliche zuständliche ruhe voraus, die auch kennenswerten nebenfiguren wie Hartm. Rahn ein freundliches verweilen gönnt; ihre genrehaften züge sind dem inhalt sehr angemessen, und sie gewinnen sich einen bessern abschluss als das grofse werk, da sie nicht mit der 'veralteten welt' schliefsen, sondern mit hellem aufblick zu der alles durchwärmenden mittagssonne unsrer classischen zeit. — nun aber die zweite abteilung: kriegsbriefe, reiseberichte, festbeschreibung: das klingt wenig lockend, und dabei ists eine pracht! der 22 jährige feldjournalist, dem man die leisen nachwehen frischer Heine- und Börnelectüre freilich anspürt, schaut doch so helläugig und selbständig um sich und weifs uns mitten in jammer und graue trübsal des krieges so drastische figuren und bilder hineinzustellen, zum entzücken: vor allem die weinbudike in Courcelles lässt fast bedauern, dass der gelehrte schliefslich den schriftsteller doch geschädigt hat. die beiden seelen schaffen in schönster eintracht an den Walliser schilderungen: ein bischen

geschichte und sage und litteratur und kunst, aber ohne jeden schatten von lehrhaftigkeit: das gute, kluge, beschaulich-behagliche lächeln des erzählers scheucht den leisesten hauch von didaktischer pedanterie: doppelt rühmlich bei diesem vieljährigen schulmeister. und dann am schönen Bozener Walthertage — ein herzensfäserchen zuckt doch: schade dass es nichts mit dem Thurgau ist! —, da wird der germanist wol laut, wie sichs ziemt, auch zu ernster wärme, das pathos freilich andern überlassend; das beste ist schliefslich doch die sonnen- und bergfreudigkeit, die ihn hier überkommt zu füfsen des leuchtenden Rosengartens: ich muste an Hans Hoffmanns Bozener novellen gedenken, die auch verraten, dass nur der germanist Bozen ganz würdigen kann; ich muste an das Batzenhäusl gedenken, wo ich voriges jahr auf Bächtolds spuren wehmütig stiefs, wo er sich einst den trocknen humor mit ernstprüfender zunge zu feuchten wuste.

Ich danke dem herausgeber ganz besonders, dass er auch diese seite Bächtoldscher schriftstellerei anklingen liefs. er hat dem freunde damit unzweifelhaft einen dienst getan. der ton wird weiterklingen, bei mir und bei andern, und ich denke, künftig hör ich ihn auch da leise mitschwingen, wo der spröde gelehrte sein bestes schauen für sich behielt. wissen wir jetzt doch, wie er schauen konnte! und er sollte die helden seiner forschung nicht gleichfalls geschaut haben mitsamt ihrer umgebung? vielleicht lags doch auch an mir, der ich nicht feinhöriger war.

ROETHE.

Einleitung in die geschichte der griechischen sprache. von PAUL KRETSCHMER. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht, 1896. 428 ss. 8°. — 9 m.

Da Kretschmers buch auf den ss. 1—170 fragen von allgemeinem interesse behandelt, hat dieser teil mit recht auch die aufmerksamkeit der germanisten auf sich gezogen. die absendung der besprechung, welche die redaction des Anzeigers von mir gewünscht hatte, hat sich mehr verzögert, als mir lieb, und das durch umstände, die zu erörtern hier nicht der platz ist. die späteren capitel berühren uns an dieser stelle nicht. zuerst eine kurze inhaltsangabe und heraushebung der wichtigsten sätze.

Einleitung s. 4 sagt K., neben das grammatische handbuch müsse eine darstellung treten, welche die entwicklung der sprache in ihrer ganzen breite schildert und den zusammenhang mit dem culturleben nachweist. diesen versuch mache er fürs griechische.

1 cap. 'Die indogermanische ursprache'. diese war nicht dialektlos. so zb. hat es keine einheitliche idg. bezeichnung der einzahl gegeben: ai. *êka*, aps. *aiva*, ab. *aêva*; gr. *οἰνή*, lat. *oinos*, air. *oen*, got. *ains*, lit. *vënas*, asl. *inŭ*; gr. *εἱς*, lat. *sin-guli* usw. K. trennt dann vor allem die begriffe gemeinindogermanisch und urindogermanisch. ein gemeinidg. wort zb. **ŏvis* 'schaf' kann

sich auch nach der 'ersten trennung' der Indogermanen noch über das ganze sprachgebiet verbreitet haben, muss also nicht ursprachlich gewesen sein. relativsätze sind nicht gemeinidg. aber sind sie deshalb nicht ursprachlich? waren sie vielleicht in einem teile der ursprache vorhanden? oder haben sie sich erst nach der ersten trennung von einem puncte verbreitet? jedesfalls sind sie altindogerm. die wörter für meer **mari*, für salz **sāld*, **salnés* sind nicht bei allen Indogermanen belegt, trotzdem machen sie den eindruck hohen alters. sie sind altidg., vielleicht schon in einem teile der ursprache vorhanden gewesen, aber nichts spricht für die annahme, dass die wörter jemals gemeinidg. waren. man muss also drei begriffe scheiden: gemeinidg., altidg. und ursprachlich.

Die ursprache war dialektisch differenziert. so sind die *m*-casussuffixe im germ. und slav.-lit. gegen die *bh*-suffixe der andren sprachen zu erklären, zo erklärt sich gr. locativsuffix *σι* gegen arisch-slavisch-litauisch *su*, so die differenzen in der bildung des genetivs sg. der *o*-stämme. ein ursprachlicher unterschied lag bereits in dem a u s d r u c k für 'hand' (got. *handus*, lat. *manus* usw.), vielleicht im lautwert von *ē*. daraus ergibt sich, dass es nicht erlaubt ist zwischen ursprache und einzelsprachen einen strich zu ziehen.

II cap. 'D a s i n d o g e r m a n i s c h e u r v o l k' (s. 20—47). die linguistische paläontologie ist nicht geeignet, die cultur des urvolks aufzuschliefsen. die gleichung ai. *yugám*, gr. *ζυγόν*, lat. *jugum* usw. beweise nur, dass einmal von irgend einem puncte sich das wort **jugom* vermutlich mit dem gegenstande selbst verbreitet hat. auch nach der sprachlichen und politischen trennung konnte sich das wort noch über alle idg. völker ausbreiten. dasselbe gelte etwa von **ǵ^{u}ōus* 'rind', **mūs* 'maus' uaa. 'es ist aber von wichtigkeit festzuhalten, dass auch die sogen. urverwanten wörter nur auf dem wege der entlehnung gemeinindogermanisch geworden sind, denn in andrer weise verbreiten sich sprachneuerungen überhaupt nicht, als dass sie von einer oder wenigen personen ausgehend von individuum zu individuum, von volk zu volk weitergegeben werden'. auch der lautwandel konnte noch dialektische grenzen überspringen. K. weist auf die bekannte erscheinung der verbreitung des *F*-schwunds in den griech. dialekten hin.

Sind die idg. stämme aus einem verhältnismäfsig kleinen und im wesentlichen dialektlosen stamme hervorgegangen? alle sind geneigt, diese frage zu bejahen. ein versuch, der die ähnlichkeit der idg. sprachen aus der ähnlichkeit der klimatischen und geographischen verhältnise herleiten zu können glaubte, ist ganz misglückt. wie kann aber ein kleiner stamm sich zu einer so grofsen völkergruppe entwickelt haben? sind vielleicht andre völker aufgesogen worden? was lehrt die anthropologie? die folgende auseinandersetzung über die ergebnisse der physischen anthropologie (s. 29—47) gehört zu den dankenswertesten teilen

des buches, weil K. nicht die mühe gescheut hat einzudringen und weil es ihm geglückt ist, klare kritik zu üben. s. 45: 'also weder die schädelformen noch die haarfärbung haben sich als geeignet erwiesen, licht über die älteste geschichte der Idgg. zu verbreiten'. s. 46: 'ein so sichres factum wie die idg. spracheinheit, eine so scharfe ethnische abgrenzung, wie dieselbe gegen die nachbarvölker erlaubt, hat keine der anthropologischen theorien, die sich mit der idg. frage beschäftigen, aufzuweisen vermocht'.

im cap. 'Die ältesten culturzustände der Indogermanen' (s. 48—92). eine idg. altertumswissenschaft auf blofs linguistischer basis ist unmöglich. Hehn hat diesen fehler im gegensatze zu AKuhn bis zu einem gewissen grade vermieden. aber die ergebnisse der prähistorischen forschung hat auch er ignoriert sowie die sich daraus ergebenden zoologischen und botanischen folgerungen. der grund dieses fehlers ist, dass man meinte, die Idgg. seien in verhältnismäfsig junger zeit aus Asien nach Europa eingewandert. von seiten der anthropologie steht aber nichts dagegen, dass die neolithischen menschen idg. idiome gesprochen haben (s. 51). zwischen der paläolithischen zeit und der neolithischen klafft aber der sogen. hiatus. trotzdem hält man heute schon die annahme der einwandrung einer ganzen, neuen bevölkerung im beginne der neolithischen zeit nicht mehr für nötig. weder von anthropologischer noch von archäologischer seite ligt ein anlass vor, die gesamte neolithische und vielleicht sogar paläolithische epoche samt und sonders den Indogermanen abzusprechen. das führt zur frage nach der urheimat. die linguistische paläontologie wollte die frage mit hilfe des idg. lexikons lösen. der versuch ist gescheitert. auch JSchmidts versuch, die spuren des sexagesimalsystems in den idg. sprachen in bezug auf die urheimat zu verwerten, wird von K. abgelehnt (s. 58). man hat sich eben das ziel zu weit gesteckt. 'wenn man unter urheimat der Idgg. die ältesten wohnsitze jenes urstämmchens versteht, aus welchem der grofse, vielverzweigte baum der idg. völker erwachsen ist, dann müssen wir, meine ich, zunächst darauf verzichten, diese urheimat bestimmen zu wollen'. die historischen und bekannten geologischen verhältnisse führen uns auf ein maximalgebiet von Frankreich bis Iran, einen schmalen und langgestreckten streifen, weil wegen der eisverhältnisse der norden und süden ausgeschlossen sind. auf die urheimatfrage: Europa oder Asien? ist also zu antworten: Europa und Asien. man hat ganz übersehen, 'dass die lexikalischen verhältnisse der idg. sprachen im grunde am besten auf die wohnsitze passen, die die träger dieser sprachen in historischer zeit einnehmen, dass sie also nicht notwendig eine sehr bedeutende verschiebung ihrer wohnsitze voraussetzen' (s. 64). wenn der name der buche den Slaven ursprünglich fehlt (ahd. *buohha*, lat. *fāgus*), so hat das seinen grund darin, dass die Slaven erst in den zeiten der

völkerwandrung in die buchenregion einzogen. für das meer haben Italiker, Kelten, Germanen, Litauer und Slaven eine gemeinsame bezeichnung.

Nach K. waren davon die Kelten die einzigen, welche am meere safsen, und von ihnen gieng das wort zu den andern stämmen über (s. 65). K. meint, man könnte gegen seine annahme des ursitzes der Idgg., der sich nach ihm über die südrussischen steppen hingezogen hat, anführen, was man gegen die annahme der urheimat in den russischen steppen überhaupt einwendete, dass sie nämlich den bär, die birke und einen frühling nicht kennen. K. zeigt, dass das nicht ganz richtig sei (s. 66). dass Indern und Iraniern das idg. wort für salz fehlt, ist bei jeder urheimattheorie auffällig; das salz muss den alten Iraniern des Avesta bekannt gewesen sein, und doch wird es nicht im Avesta erwähnt. 'wenn man aus dem fehler seines westidg. namens bei den Indoiraniern schliefsen wollte, dass diese das salz nicht gekannt haben, dann müste man aus dem fehlen einer gemeinidg. bezeichnung der milch folgern, dass die alten Indogermanen nicht mit muttermilch gesäugt wurden!' (s. 68). 'sind die vorgetragenen anschauungen über die älteste ausbreitung der Idgg. richtig, so kann es niemandem mehr einfallen, aus den blofsen wortgleichungen culturgeschichte herausdestillieren zu wollen, wo uns die reste altidg. cultur selbst in reicher fülle vor augen liegen' (s. 68). mit zurückhaltung bespricht K. die frage, ob die Idgg. nomaden oder ackerbauer gewesen seien (s. 70 ff). wahr ist, dass das indisch-iranische mit den europäischen sprachen nur sehr wenige agrarische ausdrücke teilt, aber die zahl der auf viehzucht bezüglichen gemeinidg. wörter ist auch nicht sehr grofs. nicht einmal für 'melken' gibt es eine einheitliche bezeichnung. man kommt nirgendwo auf unbedingte einheitlichkeit, weder auf sprachlichem noch auf culturellem gebiete. am wenigsten auf dem gebiete der vergleichenden mythologie. der german. *Ziu-Týr* wird von ai. *Dyaús* abgetrennt, wie schon Bremer getan hat; nur Dyaus *Ζεύς* Juppiter bleiben beisammen. ferner asl. *bogŭ*, aps. *baga*, av. *baya-*, ai. *bhága-*; av. *spenta*, lit. *szveñtas*, asl. *svętŭ*, got. *hunsl*; ai. *brahmán-*, lat. *flāmen*; lat. *victima* 'opfertier', got. *veihs* 'heilig'; lit. *Perkúnas*, an *Fjǫrgynn*, alban. *perεndi*, 'himmel' (asl. *Perunŭ* entlehnt aus dem Illyrischen s. 82). andere gleichungen beweisen religionsgeschichtlich für die urzeit garnichts: ai. *Ushás*, gr. *Ἠώς*. dagegen kann man zugeben, dass die vorstellung vom *ἱερὸς γάμος* des 'vaters himmel' mit der 'mutter erde' uralt sei (s. 90), aber ungewis ist, ob sie gemeinidg. ist. an einen idg. herdgott glaubt K. nicht (s. 91) im gegensatze zu EdMeyer.

IV 'Die verwantschaftsverhältnisse der indogermanischen sprachen' (s. 93). die wellenförmige verbreitung teilen die sprachlichen veränderungen mit allen ethnologischen

(besser wol 'culturellen') neuerungen. darin ist K. mit dem ref. derselben meinung. aber mit einer theorie wird man die sprachlichen erscheinungen nie völlig verstehn können. auch sprachspaltungen mögen vorgekommen sein und vermischungen. die antwort auf die frage nach der verwantschaft mehrerer sprachen ist nur die ganze älteste geschichte dieser sprachen selbst (s. 97). das mittel, die historischen beziehungen der einzelsprachen zu erkennen, bieten ihre partiellen übereinstimmungen (s. 98). solche können rein theoretisch genommen zufällig sein, aber man kann in vielen fällen praktisch unmöglich an zufall denken. das ist der fall bei den palatalen, welche in einer geographisch zusammenhängenden gruppe (arisch, baltisch, slavisch, thrakisch, phrygisch, armenisch und albanesisch) als zischlaute erscheinen, im griech., italischen, keltischen und germanischen durch explosivlaute vertreten sind. die über mehrere benachbarte einzelsprachen sich erstreckenden übereinstimmungen weisen in eine epoche zurück, in welcher die sprachgrenzen noch weniger scharf waren als in historischer zeit. K. bemerkt hier gelegentlich, dass babyl. *pilakku*, gr. *πέλεκυς*, ai. *paraçú-s* — wo also der übergang von *k* zu *ç* klar vorliege — einen unumstöfslichen beweis liefern, dass die palatalen zischlaute ursprünglich explosivlaute gewesen seien (s. 107). aber man darf sich die grenzen zwischen den *k̑*- und den *ç*-stämmen nicht tief einschneidend denken, denn vor und nach dem übergange der palatalen explosiva in zischlaute auf ostidg. gebiet haben austauschungen sprachlichen gutes stattgefunden. vor dem angegebenen zeitpuncte erfolgte austausch von got. *gulþ* — asl. *zlato*, got. *galga* — lit. *žalga*, ahd. *wurgen* — lit. *veržiù* 'schnüre ein', ahd. *lahs* — russ. *lososĭ*, ahd. *harmo* — lit. *szarmů*, got. *hilpan* — lit. *szelpiù* 'helfe', welche alle auf slavolettischem gebiete zischlaute zeigen, ohne dass man aber daran denken könnte, dass diese wörter einst gemeinidg. gewesen seien. aber auch nach dem palatalwandel fand austausch sprachlichen gutes über die germanisch-lit.-lettische grenze statt (s. 108). K.s tellt hierher got. *faihu* — aprss. *pecku*, lit. *pekus* trotz ai. *paçú*; got. *hunds* — lettisch *kuna* 'hündin' trotz lit. *szů̃*, ai. *çúnas*; ahd. *hlosēn* (das K. anzuführen vergisst) — aprss. *klausiton* trotz asl. *slyšati*, ai. *çrushṭi*; got. *svaihra* — asl. *svekrŭ* trotz lit. *szeszuras*, ai. *çvaçura* usw.

Zu den german.-lituslavischen gleichungen gehören dann noch das zahlwort für 1000 und der dual der personalpronomina, die bildung des dat. plur. mit einem *m*-suffix statt des *bh*-suffixes der andern sprachen. bei einer anzahl von fragen lässt es K. offen, ob und in wieweit zusammenhang anzunehmen ist. überall mit ausnahme des italischen, griechischen, indischen sind die mediae aspiratae *bh dh gh* in mediae übergegangen, im german. über die zwischenstufe tönender spiranten. möglich wäre also, dass wenigstens der übergang zu den med. aspir. von Iran bis

Gallien gemeinsam vollzogen wurde. weiter ist im indisch-iranischen, slavisch-baltischen, germanischen und albanesischen kurzes *o* zu *a* geworden. auch hier denkt K. an gemeinsamen ursprung trotz des *o* von *Hario-baudus*, *Lango-bardi* usw. (115). Italiker, Kelten, Germanen und Letten haben den hauptton auf die erste silbe verlegt. wider enger berühren sich keltisch und germanisch. das vorhistorische latein betonte in der verbalen composition die präposition : **cónfacio*, *conficio*, das irische und germ. aber die erste silbe des verbums air. *do-mélim* 'vescor', got. *du-ginna* (s. 116). dieselben völker : Italiker, Kelten, Germanen haben das suffix *-tū-t*, *-tū-ti*. von ital.-kelt.-germ.-lituslavischem sprachgut ist aufser der bezeichnung des meeres das wort für 'gemeinde, volk' hervorzuheben: osc. *touta*, air. *tuath*, got. *þiuda*, aprss. *tauto* 'land', lett. *tauta* 'ausland'.

Nirgends führen die partiellen übereinstimmungen zu der annahme einer spaltung. deshalb ist auch der versuch, die Idgg. in *satem*- und *centum*-stämme zu sondern, abzulehnen (s. 119).

Eine principiell andre erklärungsart als die von innen heraus hat Hirt (und vor ihm Penka) aufgestellt. 'die grofsen dialektgruppen der idg. sprachen erklären sich in der hauptsache aus dem übertragen der sprache der idg. erobrer auf die fremdsprachige unterworfne bevölkrung' sagt Hirt (vgl. s. 120). K. meint, das sei für das Armenische anzunehmen, ja er macht sogar für die beiden deutschen lautverschiebungen die Kelten verantwortlich.

v cap. 'Partielle übereinstimmungen zwischen nicht benachbarten sprachen'. auffallend sind die übereinstimmungen zwischen arisch und italisch-keltisch. nur hier erscheint die gleichung für 'herscher, könig': ai. *rāj*, lat. *rēx*, gall. *rīx*, air. *rī*. das dazu gehörige verbum ist über sämtliche sprachen verteilt, heifst aber nur dort 'herschen', wo sich auch das nomen **rēǵ* in der entsprechenden bedeutung findet. weiter lat. *flāmen*, ai. *brahmán*- 'priester'; der name 'Arier' hat dieselbe verbreitung, da durch *Ario-vistus* keineswegs das element **arjo*- auch als german. erwiesen wird, weil es entweder gallisch sein kann, oder aus **harjo*- zu erklären ist (s. 131). dann gibt K. noch die andren belege von ital.-keltisch-arischen übereinstimmungen s. 132 b. 137. schwerwiegend sind die flexivischen übereinstimmungen (s. 137 ff): die ausbreitung des ablativ-*d*, die feminina von 'drei' und 'vier', die personalendung auf *-r*. auch lat. und germ. haben ihre sonderbeziehungen (s. 144): lat. *bīni*, *terni* und *trīni*, *quaterni* usw. zu aisl. *tuenner* 'je zwei' aus **twizna*- (vgl. mhd. *zwirn* 'zweidrätiger faden'), *þrenner* 'je drei' aus **þrizna*. 'in den german. bildungen ist das suffix- *no*- an die zahladverbia **twiz*- 'zweimal' (wie es in aisl. *tvisvar* 'zweimal', got. *tvis*- vorligt) aus **dvis*-, **þris* 'dreimal' aus **tris* angetreten'. da auch *terni*, *quaterni* deutlich mit *ter*, *quater* zusammenhängen, so ist es wahrscheinlich, dass auch *bīni*, *trīni* aus **bis-ni*, *tris-ni* entstanden und mit den

aisl. bildungen identisch sind. dann muss aber die annahme nächsten zusammenhangs von *bini* mit lit. *dvynù* 'zwillinge' abgelehnt werden. zu diesem gehört nur ags. *twin* 'zwirn'. die Italiker teilen mit den Germanen drei ausdrücke für jahreszeiten (s. 145 anm 1): 1) lat *annus*, got. *aþn*, 2) *annōna* (für **ānōna*) zu got. *asans* 'erntezeit', 3) *vēr* zu an. *vár* 'frühling'; K. meint, dass schon in uralter zeit **vesr* zu **vēr* geworden sei. das italisch-lituslavische sprachgut stellt K. s. 146 ff zusammen. der name des goldes *aurum* ist frühzeitig auf dem handelswege von Italien über keltisches nnd germ. gebiet zu den Ästiern gelangt (s. 150).

Wie diese kreuzungen zu stande gekommen sind, ist im einzelnen nicht zu sagen. urzeitliche völkervermischungen und völkerverschiebungen sind nicht aus der berechnung zu lassen (s. 152). uns unbekannte zwischenvölker können wandernd sprachlicheu austausch vermittelt haben (vgl. namentlich s. 142 mitte). —

Dies ist der inbalt jenes teils des buchs, welcher den germanisten direct mit angeht. man wird auch aus dem auszuge erkennen, dass K. ruhig und sachlich ans werk geht, mit kritik, die nicht ergebnislos ist. neue, selbständige und hedeutende gedanken wird man allerdings nicht finden. die nüchterne art K.s hätte noch vor zwei decennien, in den zeiteu des sturms und dranges, wenig gewürkt, heute und in hinkunft kann sie auf die dankbare zustimmung der leser rechnen.

Es ligt in der natur dieses teils des buches, dass es mehr schutt wegzuräumen galt, als eigentlich zu bauen. es bleibt die frage, ob K. nicht mit vielem würklich wertlosen auch wertvolles verworfen hat. K.s ausführungen entsprechen dem allgemeinen nihilismus in allen höheren fragen unsrer wissenschaft, sie entsprechen einem gewissen tiefstande unsrer hoffnungen in bezug auf diese letzten und schwierigsten fragen unsrer disciplin, und ich muss gestehn, dass ich glaube, wir werden unsre erwartungen noch tiefer herabstimmen müssen. den keim zu dieser weitern entwicklung hat K. selbst gelegt und ihn mit zweifeln reichlich befruchtet. wo er selbst führen will, treffen ihn alle seine eigenen bedenken.

Er geht über JSchmidt hinaus und legt den partiellen übereinstimmungen der idg. sprachen besondern wert bei. die ganze alte geschichte der sprachen könne blofs die antwort geben auf die frage der nähern verwantschaften. wie sollen wir aber die — sozusagen — prähistorische geschichte erforschen? K. meint, dass eben die partiellen übereinstimmungen sie uns kennen lehren.

Es existieren zb. zwischen dem äufsersten osten und westen solche sprachliche übereinstimmungen, die sonst nicht vorkommen. also muss nach K. einstmals ein volk zwischen Kelten und Ariern gewandert sein, das sprachliches gut von einem ende zum an-

dern brachte und dann aufgesogen wurde und verschwand. eine solche annahme kann ich mit K.s sonstigen ansichten schwer in zusammenhang bringen. bei andern forschern tadelt es K., dass sie zu irgend einer hypothese extra ein volk 'erfinden', was er doch hier selbst tut. sehr merkwürdig ist auch, dass dieses volk auf der langen wanderstrecke just blofs dem endvolke sprachliches material überliefert haben soll, ohne ein einziges zwischenglied im norden oder süden zu beglücken. das letztere ist um so auffallender, als die Indogermanen nach K. in einem langen, schmalen streifen zwischen dem Atlantischen ocean und Iran safsen, sodass schwer abzusehen ist, wie zwischen norden und süden so viel platz für unbehinderte völkerwanderungen gewesen sein konnte.

JSchmidt hat die verwantschaftsverhältnisse der ungefähr schon in historischer art angeordneten idg. völker m. e. endgiltig bewiesen und seine hypothese der wellenausbreitung beweist jeden tag die lebendige erfahrung dem culturforscher — gewis ein glänzender triumph von Schmidts ansicht. auch K. hat dagegen nichts einzuwenden. nur die partiellen übereinstimmungen nicht benachbarter völker will er deuten: er legt ihnen so viel wert bei, dass er — ohne es zu merken — Schmidts theorie carikiert und ad absurdum führt. mit dem steigenden wert und der bedeutung der sprachlichen beziehungen aufserhalb Schmidts kette fällt aber das zwingende der verwertung von übereinstimmungen benachbarter sprachen. wenn K. zb. wichtige übereinstimmungen zwischen arisch und keltisch findet, dann ist der logische schluss doch nur der, dass auch die übereinstimmungen benachbarter sprachen gar nichts beweisen. Schmidt wird nun wol doch recht behalten, aber eben mit der einschränkung, dass, wie bereits angedeutet, die idg. ursitze in Europa zu suchen sind. ich muss auch jetzt noch sagen, dass mir wellentheorie und asiatische urheimat unvereinbar zu sein scheinen. Schmidt hat meine zweifel nicht beseitigt [1], und mich dünkt, dass man gegen Schmidts theorie von der asiatischen urheimat gar nichts besseres einwenden kann, als Schmidts nachweis der verwantschaftsverhältnisse der idg. völker — seine wellentheorie. die partiellen übereinstimmungen nicht benachbarter teile der Indogermanen muss man entweder durch verlust des sprachguts innerhalb der zwischenvölker erklären oder man muss überhaupt bei dem jetzigen stand unsers wissens auf eine erklärung verzichten. Brugmann hat schon auf die möglichkeit von zufällen hingewiesen. ist es denn aber ein zufall zu nennen, wenn zwei oder mehrere sprachen in einem halben oder ganzen dutzend erscheinungen auf dieselbe neubildung kommen? oder wär es nicht umgekehrt der gröfsere zufall, wenn sich solche

[1] vgl. JSchmidt Die urheimat der Indogermanen, Abhandlungen d. kgl. preufs. akad. d. wissensch., Berlin 1890, ss. s. 19.

dinge nicht ereignet hätten? was soll es beweisen, dass osten und westen allein in der gleichung *rēks 'könig' zusammentreffen, da doch das primitive wurzelverb gleichmäfsig dort und da zu dieser bildung führen konnte?

Weil K. von der europäischen urheimat überzeugt ist, folgt für ihn weiter, dass auch für die erschliefsung der urcultur der Indogermanen die europäischen prähistorischen überreste zu verwerten seien, denn mit recht legt K. dem 'idg. lexikon' zur erforschung dieser tatsachen wenig wert bei. leider ist es auch K. nicht gelungen, den geringsten beweis dafür zu erbringen, dass die prähistorischen europäischen funde den Indogermanen selbst zuzuschreiben seien. eine bestimmte antwort auf die frage, welcher teil dieser überreste der cultur der idg. völker zuzusprechen ist, scheint bis heute noch nicht möglich zu sein. ich komme darin mit K. überein, dass auch ich möglichst viel davon unsern idg. ahnen zuweisen möchte.

Ich heb es nochmals hervor, dass die ähnlichkeiten der sprachlichen tatsachen zwischen benachbarten völkern mir nur wie K. an eine urheimat in Europa und etwa in den nächsten teilen Asiens zu glauben gestatten, und bin schon früher der jetzt von K. ausgesprochenen meinung gewesen, dass uns zur erschliefsung einer noch ferner liegenden urheimat jedes wissenschaftliche kriterium fehlt.

Zu diesen allgemeinen darlegungen seien noch einige bemerkungen zu einzelnen stellen erlaubt.

'Aber neben das grammatische handbuch hat, meine ich, eine darstellung zu treten, welche die entwicklung der sprache in ihrer ganzen breite, von periode zu periode, schildert und den zusammenhang mit dem culturleben und der nationalen entwicklung der träger der sprache nachweist — eine würkliche sprachgeschichte' s. 10. dass das endziel der sprachgeschichte ist, die zusammenhänge sprachlicher entwicklung mit den ganzen geschichtlichen schicksalen und den culturellen fortschritten zu begreifen, ist gewis kein neuer gedanke. das wort 'national' möcht ich aus dem satze K.s streichen. worauf man aber billich gespannt sein kann, ist, wie K. sich die praktische durchführung dieser erkenntnis denkt. in der vorliegenden 'einleitung' seh ich noch keinen ansatz zur durchführung eines ähnlichen planes. jedesfalls bin ich aber auch überzeugt, dass spracherklärung die kenntnis der sachen voraussetzt, des sinnes und des mit den wörtern gemeinten culturmaterials. es wäre nicht der mühe wert, solche dinge zu sagen, wenn man nicht der allein formalistischen sprachbetrachtung gewöhnlich zu viel, oft ausschliefsliche bedeutung beilegte.

K. hält es für unwahrscheinlich, dass es je eine idg. bezeichnung für 'eins' gegeben hat (s. 11). das ist eine so tapfere bemerkung, dass sie sofort den leser für den autor einzunehmen

im stande ist. in der tat weichen **oino-*, **oiuo-*, **sem* genug von einander ab. aber K. wird doch gerade so gut wie die andern forscher annehmen müssen, dass es doch einmal eine gemeinsame bezeichnung gab, und wär es auch nur bei jenem gewissen idg. urstämmchen, von dem wir gar nichts wissen (s. 59). mit demselben rechte kann man nachweisen, dass die Idgg. keine gemeinsame bezeichnung für 'zweiter' hatten (ai. *dvitíya*, lat. *secundus*, gr. *δεύτερος*, got. *anþar*), natürlich auch für 'erster' nicht, ebensowenig für 'elf, zwölf' uam., während doch die sache so steht, dass gr. *οἰνή* 'ass' das gr. *εἷς* schon als das jüngere erscheinen lässt und dann nur mehr **oino-* **oiuo-* zurückbleiben (welche beide schon recht nahe liegen), weil ai. *éka-* sich wider durch aps. *aiva*, av. *aēva-* als das jüngere erweist. ähnlich verhält es sich doch — nach allgemeiner annahme — mit *dvā́daça*, *δώδεκα*, *duodecim* gegen got. *tvalif*, lit. *dvýlika*, dh. niemand leugnet eine urform, man sucht nur den grund der abweichung, der wider durch beeinflussung aus andern sprachen (so in diesem falle) oder durch vorgänge derselben sprache sich ergeben haben kann. K. sieht nun wol, dass schon zahlen wie 11. 21 usw. die existenz einer 'eins' voraussetzen, aber er bleibt dabei, dass das zahlwort für 'eins' jünger sein müsse, als die für 2—10, was wenige ihm werden nachfühlen können.

K.s kritik des wortes 'urindogermanisch' führt ihn dazu, drei sachliche bedeutungen daraus zu entwickeln : ursprachlich, gemeinindogermanisch und altindogermanisch (s. 12ff). diese drei begriffe sind wohl auseinanderzuhalten, denn ein ursprachliches wort kann ja auch blofs einem teile dessen angehört haben, was wir schon 'ursprache' nennen können, muss also nicht 'gemeinindogermanisch' gewesen sein, dagegen muss ein gemeinindogermanisches wort, dh. ein wort, bei dem die grösstmögliche verbreitung historisch beglaubigt ist, noch nicht ursprachlich sein, weil es sich auch später bei schon bestehnden leichten dialektgreuzen noch verbreitet haben kann, und endlich kann ein wort sehr alt sein, 'altindogermanisch', ohne je ursprachlich oder gemeinindogermanisch gewesen zu sein.

Das ist alles richtig, ist auch nichts andres, als das, was die andern ja auch glauben, aber irgend eine praktische consequenz folgt daraus nicht. Brugmann wird, wie bisher, in allen drei fällen 'uridg.' schreiben, die andern werden 'idg.' setzen, und das genügt auch vollständig. auch 'gemeinindogermanisch' anzuwenden, werden wir uns hüten müssen, weil doch niemand weifs, ob irgend ein soust überall belegtes wort auch dort vorhanden war, wo wir nur sehr wenig oder so gut wie gar kein material vorliegen haben. wenn K. s. 21 sagt, aus der gleichung ai. *yugám*, gr. *ζυγόν*, got. *juk*, asl. *igo*, lit. *jùngas* folge noch nicht, dass die Indogermanen das j o c h gekannt haben, so braucht man sich noch nicht bange machen zu lassen. auch wenn das wort

bei einem teile nur entstanden ist mit der sache selbst und sich zu den andern teilen verbreitet hat, so ist es jedesfalls so alt, dass wir es weiter ruhig den Indogermanen zuschreiben werden, wie 'rad', 'achse', 'nabe', zumal ja K. selbst glaubt, dass schon das urvolk dialektische differenzen hatte. die linguistische paläontologie, die gewis einen berechtigten kern hat, wird sich durch diesen schreckschuss K.s schwerlich ins bockshorn jagen lassen.

S. 95 bezieht sich K. auf meine schrift 'Versprechen und verlesen' und nennt die sprechfehler 'individuell', während ich ihm ruhig, ohne ihn je gesehen zu haben, hiermit die versicherung senden kann, dass auch er sich nach den von mir gegebenen regeln verspricht und dass sich jeder so verspricht. ich komme auf K.s worte vielleicht noch in dem bald erscheinenden II bd von 'Versprechen und verlesen' zurück. gerne stimm ich K. s. 105 zu, wenn er sagt, 'für das lautphysiologisch mögliche gibt es eigentlich keine grenzen', was auch mir den wert der lautphysiologie für die historische sprachbetrachtung sehr herabzusetzen geeignet erscheint.

Zu der angeblich Italikern, Kelten, Germanen gemeinsamen verlegung des haupttons auf die erste silbe des wortes vgl. jetzt wider HHirt Idg. f. 9, 290. ich möchte vorläufig noch die ganze frage als nicht spruchreif ansehen.

So viel ich sehen kann, ligt gar kein ernster grund vor anzunehmen (s. 123), dass die hochdeutsche lautverschiebung 'auf der verschmelzung keltischer elemente mit den Germanen im südlichen und südwestlichen Deutschland beruht'. K. selbst sagt klar und deutlich s. 121 : 'natürlich haben wir aber nur da das recht, einen solchen vorgang anzunehmen, wo der sprachwechsel würklich erwiesen ist und die sprachliche veränderung in der richtung des alten idioms ligt'. die letzte forderung ist die selbstverständliche, und da hätt ich allerdings gerne den gesehen, der nachweist, dass die zweite lautverschiebung in der richtung des keltischen ligt! ich glaube, dass HHirt, der bei allen grofsen sprachlichen veränderungen an mischung denkt, arg in der irre geht, was übrigens auch K. meint.

Den germanisten werden noch folgende details interessieren. K. setzt s. 74 anm. 2 zu an. *hvalr*, ahd. *wal* das lat. *squalus* 'meersaufisch, art haie'. über die sprachlichen beziehungen zwischen Germanen und Griechen vgl. K. s. 167. daselbst citiert er *χανθύλη* : got. *gunds* 'geschwür', ahd. *gund* 'eiter', *κάλη* ion. *κήλη* : an. *haull*, ahd. *hōla* 'hernia'. auch in einem **ak-ous-* 'ein scharfes ohr habend', dh. in dem davon abgeleiteten denominativum lässt K. Germanen und Griechen zusammentreffen. die übereinstimmung bleibt auch dann, wenn man zusammenhang mit w. **ak* 'scharf sein' dankend ablehnt. zahlreich oder besonders wichtig sind diese griechisch-german. übereinstimmungen gewis

nicht. die Italiker stimmen nur mit den Germanen in drei ausdrücken für jahreszeiten überein (s. 145 anm.): *annus*, got. *aþn*; *annōna* (für **ānōna* mit angleichung an *annus*), got. *asans*; *vēr*, an. *vár*. gegenüber lit. *vasarà*, gr. *ἔαρ* meint K. an einen alten übergang von **vesr* : **vēr* denken zu dürfen, etwa wie Kluge **vēro-* 'wahr' aus einem **vesr-* hergeleitet hat. die 'sacralgeschichtlich wichtige lat.-germ. gleichung' lat. *victima* 'opfertier' : got. *veihs, veihan* nimmt auch K. ebenda an.

Druckfehler sind leider genug stehn geblieben. s. 64 steht ein unverständliches 'einer so grofsen a n s c h a u u n g der Indogermanen', s. 83 steht '*αἰ̹ώς* aiol. *ὔως*', s. 108 'skr. *páçu*' für *paçú*, 'skr. *çunás*' für *çúnas*, s. 172 sind die nummern der anm. verdruckt, s. 145 steht in anm. 1 unten *st* für *ist* usw.

Wien [Graz] 1899. RUDOLF MERINGER.

Die schwellformen des verstypus A in der altsächsischen bibeldichtung. von HERMANN SAFTIEN. Bonner diss. Bonn, universitätsbuchdruckerei von Carl Georgi, 1898. 53 ss. 8°.

Es ist nicht leicht, über diese schrift zu berichten; denn sie ist im grunde ein einzelnes capitel mitten aus einem gröfseren ungeschriebenen zusammenhang heraus. der verf. verhehlt nicht, dass zeit und raum seiner arbeit grenzen gesteckt haben, die sich mit dem gegenstande nicht recht vertragen. die widerkehrenden bemerkungen, dass dies noch zu untersuchen wäre, jenes noch einer vorarbeit bedürfte, geben dem ganzen das gepräge des provisorischen. man fragt sich mit unbehagen: wird die gesamtrechnung auch stimmen — schon nur innerhalb der altsächsischen dichtung? und dann das draufsen liegende: kaum ein paar mal wird der hier behandelte ausschnitt von versformen in flüchtigem zusammenhang gezeigt mit versen des Beowulf; von den andern ae. epen, die für die vergleichung viel ergiebiger wären, ist nicht die rede, ebensowenig von hd. und nord. stabreimversen; ganz zu schweigen von einem ausblick auf die uns näher liegenden, sichrer zu fassenden versgebilde. neben diesem verzicht, das einzelne ins ganze einzufügen, will es weniger besagen, dass S. seinen standpunct dem altgermanischen verse gegenüber nur kurz andeutet, ohne jede begründung, obwohl er von allen vorhandenen theorien nicht unerheblich abweicht. denn was S. zu erweisen sucht, ist wenigstens bis zu einem gewissen grade neutral: manches liefse sich mutatis mutandis in verschiedene auffassungen vom stabreimvers eingliedern. S. sieht denn auch von allgemeineren folgerungen ab; die fragen erster ordnung bleiben in ruhe. aber ich kann doch nicht finden, dass die schrift durch sich selbst den versuch rechtfertige, auf diesem unsichern erdreich eine so eng umgrenzte frage in angriff zu nehmen.

S. geht von viertactigkeit des kurzverses aus. er sucht der übergrofsen silbenzahl im auftact und im 1 verstact der as. dichtung

aus dem wege zu gehn. er kommt s. 11 zu der ansicht, dass zweisilbige senkung im A-verse (′ ‵ ′ ‵) im allgemeinen nicht überschritten werde. darnach ist nicht zu betonen

Críst an enero cópstèdi
skénkeon endi scápuuàrdòs,

sondern

Críst an ènero cópstèdi
skénkeon èndi scápuuàrdos;

also nicht typus D, sondern A 'mit abweichendem versausgang'. wie man sieht, befreit sich S. hier von dem alten axiom der vierhebungslehre, dass ⏊ ⏑̲ keinen schlusstact füllen könne. — auch 'A 3'-verse (: mit stabreim nur in der dritten hebung) können diese form haben; vom standpunct der zweihebungslehre ausgedrückt: der stabreimtypus xa ist nicht auf den ausgang ⏊ ⏑ beschränkt. hiebei werden wider silbenreiche erste tacte bezw. (bei 2-tactiger messung) auftacte vermieden. S. betont

than skéðid he thèa fardùanan màn

usw. (s. 24). auch den geraden kurzversen ist diese stellung des stabes zuzuerkennen. anderseits gelangt man auch dazu, ungerade verse mit stabender 3 und 4 hebung zu lesen:

èr scalt thù thi símbla gesónien

u. ähnl. (s. 30). 'die eigentlichen schwellverse' kennzeichnet der schluss ⏊ × (×) ⏊̲ ×. jene A-typen mit abweichendem ausgang wären als 'schwellverse zweiten grades' (s. 42) zu benennen. eine 'scharfe natürliche grenze' zwischen diesen beiden gruppen und den gewöhnlichen versen gibt es nicht (s. 42f.). S. bringt noch eine reihe 'hilfsmittel', um die einordnung mehrdeutiger verse zu ermöglichen. dabei wird gewicht gelegt auf die nachbarschaft der betreffenden zeilen; die grenzen der senkungssilben werden zt. noch enger gezogen. gewisse einzelheiten erschliefst S., indem er in beachtenswerter weise formelhafte wortgruppen nach ihrem ungleichen auftreten im 1 und 2 kurzvers verfolgt.

Eine auseinandersetzung mit S.s ansichten könnte nur von einer der vierhebungstheorien aus, wie sie Koegel, Kaluza, Trautmann ua. dargestellt haben, mit nutzen unternommen werden. mit der zweitacttheorie, zu der sich ref. bekennt, hat S. einige specielle berührungen: die annahme sogen. akatalektischer verse (s. o.); messungen wie

hófuuàrd hérren sìnes

und manche andre; auch die meinung, dass sich die 'schwellverse' nicht durch verlängertes grundmafs, sondern durch gedrängtere füllung auszeichnen, find ich immer noch die wahrscheinlichste. dass die stabform xa auch im geraden kurzvers zu recht bestehe, wird zweifellos durch manche as. (und ae.) verse nahegelegt; die sache scheint mir discutabel, aber durch S. nicht bewiesen. unmöglich dagegen kommen mir messungen vor wie

thàt thar uuàrd gúmono bàrnun
iu hàbad geuuìhid sélbo

usw. (s. 28. 30. 35). indem hier die beiden gipfel der wortreihe in die zweite vershälfte hinausgedrängt werden und nachdruckslose glieder sich breit über die erste hälfte ausdehnen, entsteht ein misverhältnis der gewichtsverteilung, das dem innersten gesetz des stabreimverses, so wie ich ihn fasse, zuwiderläuft. aber dies rührt an einen punct, der von der vierhebungslehre überhaupt misachtet wird: das verhältnis zwischen dem rhetorischen gehalt der satzteile und dem zeitlichen mafs, das sie als versteile erlangen; die eigentliche disposition der massen.

Durch die entfernung der überlangen auftacte und senkungen kommt sicherlich ein rhythmus heraus, der an unsre zungenfertigkeit geringere ansprüche stellt und dem flusse mancher reimverse viel näher ligt. aber die anknüpfung an die übrigen stabreimverse, die ae., ahd., an., auch diejenigen as., die sich mit weniger silben behelfen, wird im grunde bei S.s verfahren unmöglich. die eigentlichen und uneigentlichen schwellverse erscheinen nicht mehr als eine weitgehende, aber stufenweise zu verfolgende steigerung, eine hypertrophie gewisser seit alters vorhandener ansätze. es tritt an einer stelle ein bruch ein: geht es über eine bestimmte silbenmenge hinaus, so wird, bei sonst übereinstimmendem sprachrhythmischem bau, plötzlich anders rhythmisiert. diese bedenkliche wendung müste bei einer umfassenden vorführung und gliederung des stoffes klar hervortreten.

Berlin, 30 september 1899. ANDREAS HEUSLER.

Kleinere altsächsische sprachdenkmäler mit anmerkungen und glossar herausgegeben von ELIS WADSTEIN. [Niederdeutsche denkmäler. herausgegeben vom verein für niederdeutsche sprachforschung. band VI.] Norden und Leipzig, Soltau, 1899. XV und 250 ss. 8°. — 7,50 m.

Es gereicht mir zu lebhafter befriedigung, dass meine kritik von Gallées Alts. sprachdenkmälern Anz. XXII und der dort geführte nachweis ihrer totalen unbrauchbarkeit so rasch den anstofs für vorliegende sammlung abgegeben hat, welche die bei Gallée vereinigten stücke (s. ihr verzeichnis Anz. aao. 267 f) mit recht um die nru 10. 12. 18. 23. 25. 26 kürzt, dagegen um einen abschnitt aus dem ältesten Werdener heberegister (zuletzt abgedruckt MSD³ II 371), um die Leidener Vegetiusgll. (Ahd. gll. II 625), ein Wiener Vergilfragment (Ahd. gll. II 719) und vier Gandersheimer gll. (Ahd. gll. IV 374 anm.) vermehrt. denn der neue bearbeiter besitzt gerade diejenigen eigenschaften in seltenem mafse, welche Gallée schmerzlichst vermissen liefs: peinliche gewissenhaftigkeit in der widergabe des handschriftlichen befundes und minutiöse sorgfalt bei der correctur. in folge dessen hat er den bruchstücken des Psalmencommentars (MSD LXXI. Gallée 14) und den Düsseldorfer Gregorgll. (Gallée 3) eine so völlig ver-

änderte gestalt geben können, dass alle künftige beschäftigung mit ihnen von seinen lesungen ausgehn muss. aber seiner rastlosen mühe danken willkommene besserungen und ergänzungen im einzelnen auch die meisten übrigen texte. unter ihnen gehören einige der zusammenhängenden denkmäler und der gröste teil der gll. sowol der alts. wie der ahd. litteratur an. in keiner sammlung der kleinern ahd. sprachreste wird man das Taufgelöbnis, den Beichtspiegel, die segen gegen würmer und pferdelähme, das Abecedarium nordmannicum entbehren können. die mehrzahl aber der alts. gll. geht zurück auf hd. vorlagen : sie müssen darum in einem ahd. wb. volle berücksichtigung finden. ein solches wird bekanntlich von mir geplant. um dort nicht genötigt zu sein, die citate zu häufen, will ich hier darlegen, was W.s buch für den ahd. sprachschatz an neuem bringt.

Im Abecedarium (MSD v) setzt W., gewis richtig, z. 4 *is themo* statt *ist himo* ein.

Ganz unwahrscheinlich dünkt mich hingegen seine lesung des ersten wortes im Taufgelöbnis (MSD LI) als *forsaichistu: ai* soll bezeichnung des umlauts sein. der kleine strich oben zwischen *a* und *c* ähnelt nach den facsimilibus einem *i* durchaus nicht. dies zeigt sonst einen nach unten zu sich verjüngenden ductus und starke biegung des obern endes nach links, während jenes übergeschriebene zeichen unten stark und oben ohne neigung gebildet ist. ich möchte darin eher einen vorzeitigen ansatz zum folgenden *h* erblicken.

SPeterer[1] gll. (Ahd. gll. I. II. IV). I 617, 17 *scenkio* (bei mir druckfehler *skenkio*). II 353, 16 *astę*. 494, 36 *hizihti* (verschrieben für *bizihti*, obwol diese lesung statt der meinen *Inzihti* noch nicht über allen zweifel erhaben scheint). 497, 65 *thruth* (bei mir druckfehler *truth*). 497, 67 *Specculum*. 498 anm. 17 *décoris* ab.

Düsseldorfer Prudentiusgll. (Ahd. gll. II 575ff). vor 575, 1 *Inuitatorium* [*librum*] *spanandelica* 1^a — Gennadius De viris illustribus. 575, 5 *s. me dara dar*(*a*)[2]. nach 575, 38 *Fundit hie* 2^d—51. 575, 39 unter *girvnnunon* steht noch *quagul* (dies wort belegt Diefenbach s. v. *coagulum* aus zwei jungen glossaren). 575 anm. 13 *ana* (deutsch) *ruit* (lat.) statt *anabatut* ist ganz unsichre vermutung. nach 576, 18 *Liquesce, id est euanesce. uersuint* 5^c—146. 577, 6 *bigéngitha*. nach 578, 23 *Nuntia sia* 14^c—399. *Audiit thé* 14^c—424. nach 578, 63 *Subtacitam uegniun* (eingekratzt) 21^d—174. 579, 36 *Rath. rath.* 582, 34 *thégnos*. 582, 51 *hóp*. 583, 26 *scérsáhssón*. 583, 49 vielleicht *té*. nach 584, 26 *Infrequenti filo* 59^c—218. 585, 32 dürfte mein *dogal-*

[1] W. nennt sie SPetrier. dem Schweden verzeiht man diese misbildung. aber der Deutsche Holthausen hätte nicht in seinem Alts. elementarbuch sie weiterverbreiten sollen.

[2] runde klammern bei W. schliefsen unsichre buchstaben ein.

nussion vor W.s *dogalnussion* den vorzug verdienen. 585, 73 ergänzt W. *gi . . . úuua* zu *gigarúuua*. 586,44 zieht er nach Heynes vorgang *ovarmódigo* zum nächsten wort *turgida* : aber *ovarmódigo* kann auch adverb sein, parallel zu *únilo*, das W. im glossar unbegreiflicher weise für einen gen. plur. des substantivs *uvil* ansieht. 587, 66 *ácáldóda*. 587 anm. 1 ist die lesung resp. ergänzung *fiurgard* 'feuergabel' sehr wenig glaublich. 588, 1 *laudǒuo* (bei mir *lantǒuo* druckfehler). 588, 6 *gisiahá*. 588, 34 *gránon*. 588, 76 *méthértiklika* (-*ca* bei mir druckfehler). 588, 80 *só* (das zweite mal). 589, 7 *bescermian*. nach 589, 26 *Ut so* 65ᵈ—21. 589, 65 *óf*. nach 590, 35 *Uirgulas u(a)ldon* (eingekratzt) 67ᵈ—78.

Pariser Prudentiusgll. (Ahd. gll. II 595). nach 595, 12 *Calathos senkiphatu* 151ᵃ—327. *Lora sel* 151ᵃ—335. nach 595, 16 *Cesariem loci* 151ᵇ—358. nach 595, 35 *Fuluis brunrad* 155ᵃ—470. nach 595, 36 über *baculo* v. 485 auf bl. 155ᵇ ein sehr zweifelhaftes *nul*, das W. gleich Gallée für *mid* nimmt. nach 595, 44 *Coreis motsandium* 161ᵇ—688 : im glossar ändert W. zu *motfandium* und erklärt 'art contertanz'. mir erscheint ein dat. pl. auf -*m* bei den sonst stark geschwächten endungen dieser glossatur unglaublich. anm. 2 *gisomuuard* wird richtig als *gisomuuard* = *gisamuuardon* gedeutet.

Für die Oxforder Vergilgll. (Ahd. gll. II 716ff) konnte von mir nur eine copie Madans benutzt werden. die collationen Kluges (Zs. 28, 260), Gallées, Napiers (bei W. s. 152) und W.s selbst (s. XIV) ergeben nun folgendes : 716, 4 *uiuhtan*. nach 716, 23 *Ubere udere* 7ᵇ—G. III 309. 716, 24 *gederun*. nach 716, 24 *Stiria cakeli* (*k* aus corr.?) 8ᵃ—366. 716, 36 *drana*. nach 716, 45 *Crateras bikerias* 111ᵇ—724. *Proluit big(a)t* 111ᵇ—739. 716, 52 *uuirthiganeu*, *an* unterstrichen. 716, 56 *murbraca* 116ᵇ. vor 717, 1 *Lucifer dagsterra* (vielleicht stand ein buchstab zwischen *g* und *s*) 117ᵃ—801. nach 717, 5 (*Notas*) *notun* 121ᵇ—444. vor 717, 19 *Dotales uuithumlica* 125ᵃ—104. 717, 26 *scridscos*. nach 717, 32 (*Fama*) *imarida* 131ᵇ—v 106. nach 717, 34 ( ) *Contos st(an)ge* (davor etwas verwischt) 132ᵇ—208. nach 717, 42 ( ) *Cęstus coluan* 134ᵇ—379. nach 718, 10 (*Colo*) *colus uuakka* 159ᵃ—409. (*Penso*) *dis(e)ne* 159ᵃ—412. nach 718, 15 (*Tela*) *spin* 167ᵃ—489. nach 718, 26 *Quin neuan* 170ᵃ—X 23. nach 725, 10 *Renones cursing* 73ᵇ—383. 725, 23 l. 83ᵇ. 24 *ungeldan*. 726, 9 *hulis*. nach 726, 21 *Mistica. quasi mundantur palea. a frumento cum uuanna* (falls da nicht lat. *vanno* vorligt) 87ᵇ—166. 726, 46 f *chrāpho*. 726, 79 *rūphusla*. endlich hat der schreiber des codex nicht *Tibericus* (Ahd. gll. IV 588, 15), sondern *Tidericus* geheifsen. nicht aber scheinen mir deutschen ursprungs zu sein die worte *uidere theathe* über *scena ut uersis* 5ᵃ G. III 24 : ich vermute, dass darin eine verderbnis von *theatrum* steckt. ebenso wenig kann ich W. s. XIV beistimmen, wenn er in *forths* bl. 119ᵇ etwas deutsches

sieht. als randgl. zu *proluuies* steht dort nach Madans abdruck und abschrift *forthseffusio* und darunter *i. gesscod est.* da damit nichts anzufangen war und der Serviuscommentar *sordis effusio* bot, so hielt ich *forths* für eine graphisch leicht begreifliche corruptel von *sordis* und setzte letzteres 717, 2 in den text. anders vermag ich auch jetzt die sache nicht zu beurteilen. denn was soll W.s nach *gesscod* vorgenommener ergänzungsversuch *forthscod* bedeuten? *gesscod* ist substantiv zu *gescon* 'oscitare', ein substantiv, das ich auch Ahd. gll. III 508, 59 als übersetzung von *singultum* widerherstellen konnte; W.s erklärung im glossar *gesscod* = *gi-skod* — also zu *skietan* gehörig? — ist die denkbar unwahrscheinlichste.

Essener evangeliengll. (Ahd. gll. IV 286 ff). 287, 2 *gimerkta*; *b(e)quam* .. 22 *iam*] *tamen*. 23 *mág*; *gi uúnnian*. 30 f *doctrene*. 288, 38 *guodi*. 289, 52 *biuuérida*. 289, 53 *niátanna*. nach 289, 58 ( ) *Cum so sia* 48ᵇ—15, 24. nach 290, 8 ( ) *Quam filu m(i)kila* 50ᵃ—16, 26. 292, 33 *fleonthi*. nach 292, 48 *Prophetiza rad nu* 65ᵃ—26, 68. 294, 41 *uuírthid*, *d* aber unsicher. 295 anm. 1 *afth* nimmt W. für *afthe* und bezieht es auf *si homo* in einer marginalnote zu 4, 27. 295 anm. 4 *bi themo* gehört hinter *mittit* am schluss einer randgl. zu 4, 26. nach 296, 35 *Habraham is* 104ᵃ—3, 8. 296, 60 *fefra* (bei mir druckfehler *febra*). 297, 17 *kerduom*. nach 298, 33 ( ) *Insinuat meind(a)* 126ᵃ—17, 37. 298, 37 fällt die von mir, weil sie meiner abschrift fehlte, Gallées text entnommene gl. (*Timui*) *ec hopada* fort, dgl. anm. 15 *Terre motus erdon uuagi* sowie 299, 23 ( ) *Satane est, froon proprium*. 298, 66 *al.s(o) gilesti*. 298, 68 *lūb*. 299 anm. 4 *endi thia* gehört vielleicht zu 22, 24 *eos*. nach 299, 36 ( ) *Orauit prolixius so* 133ᵃ—22. 43. 299, 54 *tha* (bei mir druckfehler *tho*). 299, 64 zieht W. zu der marginalgl. für *quod sibi inmerito arrogaret regiam potestatem*, 300, 19 zu 23, 23. 301 anm. 2 *te*, ohne dass davor etwas erloschen wäre. 301, 36 *gimeudon*, kaum *gimendun*. 301, 38 bezieht W. auf 4, 7. nur eine scheinbare differenz ligt 301, 30. 302, 14. 303, 10 vor: das *sign̄* der hs. löste W. in *significauit* auf, ich, gestützt auf 301, 49, in *significat*. vor 299, 31 las W. noch ein *at* über *sacculum* 22, 36, das er dann höchst unwahrscheinlich zu *atsac* (speisesack) ergänzte: dies *at* kann sehr wol zb. supplierte vorsatzpartikel für das folgende *tollat* sein. wer von uns 299, 33 (W. *nohu(an)*, ich *nohuo*: :), 299, 57 (W. *is*, ich *ist*), 299, 66 (W. *iudeon(o)*, ich *iudeon*), 300 anm. 4 (W. *(o)thes vuas*, ich *so . . . o . . . ches vuas*), 300, 35 (W. *uuerth(lico) angeld(ad)*, ich *uuerthi . . . angeld . .*, ergänzt zu *uuerthid angeldid*) recht hat, steht dahin. in anderen fällen bietet aber mein abdruck, den W. noch nicht benutzen konnte, da seine texte bereits fertig vorlagen, als im mai 1898 der vierte glossenband erschien, das richtigere, wie für einige W. selbst im glossar anerkannt hat: 289, 21 f *sán*, *dǒma*, *látan* (bei W. fehlt überall der accent),

290, 9 *húttia* (W. *huttia*), 290, 14 *sam uurdig* (W. *samuurdig*), 296, 28 *sí* (W. *si*), 297, 28 *gi huuit sce pia* (W. *g(i)huuit(s)c(e)pi*), 298, 1 *faruúarta* (W. *faruuarta*), 298, 23 *precingit* (W. *percingit*; die hs. hat *p̃cingit*), 298, 24 *suliches* (W. *suli thes*), 299, 50 *lucikerv* (W. *lucikeru*), 299, 53 ein *is* mehr, 300, 27 *gibáron* (W. *gibaron*), 302, 50 *deuor§* (W. *deuorat*), 304, 25 *tethiv* (W. *te thiu*).

Düsseldorfer Prudentiusfragment (Ahd. gll. IV 345). 345, 17 *ménfúlligó*.

Sehr bequem allerdings hat W. die benutzung seiner texte nicht gemacht: es fehlen alle columnenüberschriften; marginalzahlen finden sich nur auf den äufsern spalten und mangeln selbst dort, sobald sie mit den gleichfalls vorgerückten blattangaben der hss. in conflict geraten: darum entbehrt ihrer gänzlich zb. s. 88. recht störend würkt auch die reproduction der handschriftlichen verweisungssiglen in randnoten der Essener gll.: wert hat sie höchstens für einen nachvergleicher des codex, der auf diese weise rascher die stellen finden kann, welchen die gll. angehören.

Die den zweiten abschnitt des buches einnehmenden anmerkungen (s. 119—153) geben knappe beschreibungen der hss., orientieren über die bisher erwachsene litteratur und setzen sich mit den ansichten früherer herausgeber auseinander : alles durchaus verständig, aber ohne dass neues dabei zu tage träte.

Der dritte teil bringt zwei glossare. zunächst ein kurzes verzeichnis der vorkommenden orts- und personennamen (s. 157 bis 165), das mir zu keinem notat anlass gibt. dann ein sehr ausführliches wörterbuch (s. 166—250). und dies misfällt mir in hohem grade. sein zweck ist ein doppelter. einmal soll es alle vorkommenden wörter und wortformen registrieren. dann sieht man aber nicht ein (denn raumgründe können schwerlich mafsgebend gewesen sein), warum bei gewissen partikeln, präpositionen, pronominibus nicht sämtliche stellen angegeben wurden, sondern neben vereinzelten beispielen nur die summe der vorkommenden fälle vermerkt ist. mehrfach bleibt man jetzt im zweifel, wie W. bestimmte worte verstanden hat, ob er zb. das *te* 59ª, 8 über *in presenti* für eine präposition nimmt, oder welcher beurteilung er *is* 54ᵇ, 26 und *(o)thes vuas* 58ª, 27 unterwirft. recht lästig ist auch, dass innerhalb jedes ansatzes die gleichen flexionsformen nicht beisammen stehn, sondern nach den denkmälern ausgeschieden sind: will ich wissen, welche belege für die 3 p. pl. präs. ind. des verbum substantivum existieren, so muss ich unter *uuesan* an 13 verschiedenen orten nachschauen. der andere zweck des glossars besteht, weil innerhalb der meisten glossaturen auch hd. formen auftreten, in der sonderung des alts. sprachguts von dem hd. sie geschieht vorwiegend in der weise, dass die hd. stichworte mit eckigen klammern umgeben werden. die folge davon aber ist, dass nun niemand, der das glossar nicht vom anfang bis zum ende durchliest, über das volle material verfügt. denn

dasselbe wort erscheint, je nach dem es der text in hd. oder sächsischer oder sächsisch gefärbter gestalt enthielt, an sehr verschiedenen stellen des glossars, ohne dass im allgemeinen verweise stattfänden. so bilden zb. *alātan* und [*arlāzan*], *āthumtuht* und [*ātumzuht*], *binitin* und [*binizzin*], *hrōt* und [*hruoz*], *sōkjan* und [*suochen*], *swēgeri* und [*sweigeri*], selbst *kolvo* und [*kolbo*] ansätze für sich. ja diese trennung erstreckt sich auch auf vocalisch differierende formen alts. wörter: *drāno* und *dreno*, *errislo* und *irrislo* sind geschieden, bei *irrislo* wird allerdings auf *errislo* verwiesen. uud wer soll gar in einem alts. wb. *kevagon* unter *k* suchen? es wäre gewis ein leichtes gewesen, auch bei vereinigung der zusammengehörigen wortformen und worte für unterscheidung zwischen sächsischem und hd. ursprung zu sorgen. doch wenigstens für die SPeterer gll. ist diese sonderuug W. überhaupt nicht gelungen, weil er sich das verhältnis der Carlsruher hs. (a), welcher wir ihre kunde verdanken, zu der SGaller hs. (b) nicht klar gemacht hat (s. 148). dass beide mss. in einem nahen verwantschaftsverhältnis stehn, folgt daraus, dass ihnen in ihren vergleichbaren teilen 375 gll. gemeinsam sind, während 242 nur a, 173 nur b angehören[1]. scheidet man aber zwischen den glossierten büchern, so zeigt sich (uubeschadet minimaler rechenfehler, die mir untergelaufen sein können) folgendes verhältnis: bibelgll.: a + b 113, a 161, b 23. Prudentiusgll.: a + b 129, a 58, b 80. übrige gll.: a + b 133, a 23, b 70. besonders lehrreich ist innerhalb dieser dritten gruppe der abschnitt De virtutibus apostolorum: a + b 66, a 1, b 28; zudem trägt hier keine der in a vorliegenden 67 gll. ein ausgesprochen sächsisches gepräge. daraus erhellt doch, dass die sächsische redaction, welche von a repräsentiert wird, nur besonders gelesene schriften traf, in erster reihe die bibel, in zweiter den Prudentius, während für das buch De virtutibus apostolorum (und ähnlich für die Vita SMartini) a nur eine mehr oder minder treue copie der nicht sächsischen, möglicher weise südfränkischen (dafür spricht auch die herkunft des dritten vertreters der sippe, des Pal. 288, aus Frankental) vorlage darstellt. bei so bewanten umständen ergibt sich, will man aus a den sächsischen bestand ausheben, als kritische norm: ein a mit b gemeinsames wort darf nur dann für sächsisch erklärt werden, wenn seine form specifische saxonismen aufweist. wider diesen grundsatz verstöfst aber W. sehr häufig, der zb. *Denni* 75ᵃ, 32 (*denne* b), *hangilla* 75ᵇ, 16 (ebenso b), *circil* 76ᵇ, 31 (ebenso b), *ieda* 76ᵇ, 32 (ebeuso b), *piliri* 77ᵇ, 33 (*piliri* b), *craa*

[1] Moureks zählungen im Budweiser programm von 1873 (es ist übrigens nicht čechisch geschrieben, wie W., verleitet durch den von Holder Germ. 22, 405 citierten haupttitel, s. 148 angibt) sind, abgesehen davon, dass sie veralteter ausgaben sich bedienen, darum nicht brauchbar, weil sie die b gänzlich fehlenden abschnitte De SSebastiano, De SDionysio, Cura pastoralis, Regula SBenedicti, Dialogi, Seqnentiae, Lex Ribnariorum, De diversis auctoribus mitrechnen und zu gunsten von a in anschlag bringen.

78^{b}, 9 (ebenso b) uneingeklammert aufführt. und in gleichem sinne müste gegenüber den blofs in a belegten gll. vorgegangen werden; nur solche worte, welche lauteigentümlichkeiten zeigen, die dem sächsischen idiom allein, nicht auch dem südfränkischen zukommen, dürften als sächsisch gekennzeichnet werden. denn die parallelhs. c (Pal. 288) enthält in der partie, wo sie die controle gestattet (sie reicht leider nur bis III Regum 6, 8), von den 35 gll. a + b 30, von den 6 gll. b 5, von den 78 gll. a 30 vollständig, 4 teilweise, beweist also, dass sehr viele der jetzt nur in a vorfindlichen gll. der gemeinsamen quelle zuzuschreiben sind. demgemäfs hätten bei W. als nicht sächsisch eingeklammert werden sollen zb. 73^{b}, 20 *butticlari* (*buttigilari* c), 74^{b}, 28 *huuuo* (*huwo* c), 74^{b}, 31 *horodumil* (*hordumel* c), 74^{b}, 36 *euuidehsa* (*ouuede^h ssa* c), 75^{a}, 8 *lura* (*lûrun* c).

Auch sonst hat die nichtberücksichtigung der SGaller hs. b oder mangelnde vertrautheit mit ahd. gll. überhaupt W.s glossar geschädigt. wir finden s. 240^{b} den ansatz: '*flat* adj. flach, nicht tief, seicht. P ns *flat* (*f. scip* cymba) 87^{a}, 7'. aber *flātscip* entspricht genau dem *flozscif* der hs. b, nur mit demselben *ā* für *ō*, das in *brādbaccari* 73^{b}, 21 erscheint. zwei zeilen hinter *flatscip* bietet W.s text des SPetrinus 87^{a}, 9 *mancus. manube : lamer :* zu *manube* wird in der anmerkung ein fragezeichen gesetzt. dies würde sich W. haben ersparen können, wenn er zunächst Holders abdruck Germ. 22, 403^{b}: *manc'. manube.* (*ceptus. la mer* above the line) und dann Hattemer I 276 eingesehen hätte, wo die gl. lautet *mancus. manu deceptus.* das wort *linimenta* 90^{a}, 20 ist nicht gesperrt und nicht in das glossar aufgenommen, scheint also nicht für deutsch angesehen worden zu sein. aber meine verweiszahlen Ahd. gll. II 576, 1 konnten W. auf 502 anm. 14 und den dort angeführten aufsatz Francks aufmerksam machen, der hinreichende belege für die deutsche qualität des wortes an die hand gibt. vgl. jetzt auch noch Ahd. gll. III 716, 40.

Doch ich muss noch einen andern einwand gegen das glossar erheben. W. rühmt s. IX f als einen vorzug desselben, dass es die bedeutungen der deutschen worte genau dem speciellen sinn entsprechend angebe, welchen jeweils ihre lateinischen äquivalente besäfsen. ich sehe darin keinen vorzug, sondern einen nachteil, sowol in pädagogischem betracht, wie schon vor jahren ich gegen Kelle, der ähnliche bahnen in seinem Otfridglossar gewandelt ist, hervorhob, als auch in wissenschaftlichem, weil derartige specialisierungen der bedeutung leicht kühne sprachvergleicher zu bodenlosen etymologien oder altertumsforscher zu luftigen combinationen verleiten. und im grunde beruht W.s verfahren nur auf der vorgefassten meinung, dass unsre glossatoren männer von tiefem verständnis aller feinheiten der lateinischen sprache gewesen seien. 110^{a}, 22 heifst es *coturno calciamento uenatricio quod*

alii dicunt periscelidas. aut hoson. darauf hin wird im glossar angesetzt '*hosa* schw. f. art jagdschuh'. ich versteife mich nicht darauf, dass *hoson* an der stelle wol nur *periscelidas* übersetzen soll; aber das ist klar, dass die gleichung *hosa : coturnus : calciamentum uenatricium* nur auf der durch alle drei bewürkten bedeckung des schienbeins beruht und dass nur der sinn von 'gamasche' oder 'jagdstrumpf' dem deutschen worte gemäfs ist. neben dem subst. *scīmo* wird für 106ᵇ, 10 ein solches mit kurzem *i* postuliert, weil es dort *umbra* übersetzt. ist aber ein schatten nicht auch ein schein? da *vela* 86ᵃ, 27 nicht 'segel', sondern 'vorhänge' bezeichnet, erklärt W. seine glossierung *segela* für ein st. femininum mit der bedeutung 'leinener vorhang', und construiert für *carbasea segelahti* 85ᵇ, 17 aus ähnlichem grunde gar ein masculinum *segelāth* 'kostbarer stoff, feine leinewand'. ich brauche kaum zu sagen, dass das adj. *segelaht, segelahti* 'mit einem segel versehen' sich ebenso zu *segal* verhält, wie *carbaseus* zu *carbasus*. weil lat. *zizania* ein plural ist und *lolium* 84ᵃ, 31 *zizaniorum* glossiert, fasst W. hier und 50ᵃ, 11 *radan* als nom. pl. des sg. *rādo*. aber wenn Ahd. gll. III 111, 59. 264, 56 *zizania* mit *rato*, wenn es häufig mit *turd*, nie mit *turda*, widergegeben wird, so brauchen wir schwerlich anstand zu nehmen, für unsere stellen den ahd. mhd. neben *rato* weit verbreiteten sg. *ratan* anzusetzen. das gleiche gilt für *abdomina ámbón* 96ᵇ, 26. 105ᵇ, 4: W. construiert einen sg. *ambo*. nur Ahd. gll. II 348, 20 *abdomine ābin* könnte so gedeutet werden: an allen andern fast zahllosen stellen, an denen *abdomen* oder *abdomina* erscheint, lautet die gl. stets *amban* oder *ambana*. *hodscohc* 88ᵇ, 9 wird unnützer weise geändert in *hodscohe*, weil *manicis* plural ist: vgl. aber in derselben glossatur die singulare *speca* und *slinderi* neben den lat. pluralen *radiorum* und *ganearum* 88ᵃ, 9. 10. für *gifadiman* gibt W., wenngleich zweifelnd, als bedeutung an 'durch umarmung adoptieren', weil es 83ᵃ, 34 *affatimire* übersetzt. ich meine, der glossator hat den altfränkischen rechtsterminus, in begreiflicher unkeuntnis seiner etymologie, mit dem ihm geläufigen wort *fadem* 'filum' zusammengebracht und dem gemäfs verdeutscht. auch die begriffsverengerungen von *clauum helta* 111ᵃ, 6 als 'griff am steuerruder', von *felgian cognoscere* 46ᵃ, 26. 48ᵃ, 11. 12 als 'beschlafen' und andere mehr kann ich nicht billigen.

Auch sonst begegnen in dem glossar auf schritt und tritt anstöfse. nur einige will ich namhaft machen. 46ᵃ, 13 wird *collatione* ganz wörtlichchübersetzt durch das compositum *tesamnabrahti*, welches die Ahd. gll. I 708, 15 (*zisamenebrahti*). 1, 719, 21 = IV 293, 12 und IV 294, 24 (*cesamaneprahti*) bestätigen: ich versteh daher nicht, warum die nachträge s. XV *brahti* fragweise für einen cj. prät. ansehen. *heccor* 92ᵇ, 8 stellt das glossar unter *elkor*; richtiger scheint mir, das wort unverändert mit *ekir* und ahd. *eccorôdo* zu verbinden. für *usáro gódo rástun puluinar no-*

strum 98ᵃ, 20 setzt W. ein compositum an *godorasta*, das hier im acc. sg. stände. dann begreift man aber *usáro*, das im glossar s. v. *ūse* fehlt, nicht. ich habe die glosse stets als gen. plur. 'nostrorum deorum pulvinar' gefasst. dunkel bleibt mir, weshalb für *grabon fossis* 86ᵇ, 26 ein nom. sg. *grab* statt *grabo* statuiert ist. *háthilinon pannis* 101ᵃ, 2 deutet W. nach Heynes vorgang als adj. im sinn von 'hadern, lumpicht'. aber der lat. text gibt doch ein subst. an die hand, und ich wüste nicht, was gegen das deminutiv *hathilīn* (vgl. *hadel* im DWB IV 2, 109) einzuwenden wäre. demselben gelehrten folgend schreibt W. *huo* 107ᵃ, 24 statt des überlieferten *huc:* indessen gerade die form mit der gutturalis ist nd., s. Ahd. gll. I 352, 49. III 22, 37. 86, 18. 364, 57. 458, 3. IV 197, 42. 256, 22 und Mnd. wb. II 328ᵃ. ebenfalls mit Heyne wird, allerdings zweifelnd, *tálhéd pernicitas* 106ᵃ, 30 als *tālhēd* 'gefährlichkeit' genommen; aber ahd. *gizal* 'levis, alacer' ligt gewis näher. denn accentuierung weist in den Strafsburger gll. keineswegs immer auf länge, vgl. *ándod, stafuúrt, umbiuérbi*. *in rámon in catastis* 81ᵃ, 8 verzeichnet das glossar unter dem stichwort '*hrama* ein foltergerät (?)'. ob dem wort ein anlautendes *h* zukommt und ob es mit got. *hramjan* verwant ist, steht dahin; aber wenn W. durchaus die bedeutung specialisieren und sich nicht mit der angabe 'gestell' begnügen wollte, so konnte wenigstens das fragezeichen gespart werden: s. DWB VIII 66. für *íngimedodera conducta* 114ᵇ, 19 f findet sich *in-mēdon* angesetzt: die bedeutung 'einmieten' würde jedoch schlecht für den zusammenhang passen, zweifellos ist *in* präposition. *hehhring orbis* 108ᵃ, 14 stellt W. sehr unwahrscheinlich unter *hegi-hring:* ich vermute *herhhring* = *erthhring* mit vorgeschlagenem *h* wie bei *hettaruurtia* und mit *h* für *th* wie bei *uuegsceh* derselben gll. *negagan cassari* 82ᵇ, 15 erklärt W. als *ne hagan* 'nicht passen, nicht nützen'. das ist eine der vielen mühselig zusammengequälten, nach der lampe riechenden und aller überzeugenden kraft baren conjecturen des buches: denn 1) wäre der ausdruck 'nicht nützen' statt 'zu nichte werden' ein sehr matter, 2) weist sonst der SPetrinus für die negation nur die form *ni* auf. wahrscheinlich ligt gar kein deutsches,
ne
sondern ein entstelltes lat. wort vor, zb. *gagari*. zur deutung von *cáclereri Thascius* 103ᵇ, 5 wurde früher von mir auf das *caclari* der Trierer gll. (Ahd. gll. II 590, 9) aufmerksam gemacht. ich glaube jetzt, dass wir es mit einer verderbnis von *calstereri* zu tun haben. aber was soll W.s vermutung 'oder ist *caclereri* = *gaclereri*, erklärer, ausleger'? hoffentlich denkt er nicht an eine bildung von *clâr!* in dem satz *nisi granum frumenti cadens in terram mortuum fuerit* wird *mortuum* 60ᵃ, 27 durch *endi tekina* glossiert. dies fasst W. als *te kīna* 'zum keim'. in den Essener evangeliengll. sehen wir öfter eine deutsche gl. durch *et* oder *endi* eingeführt: 48ᵃ, 18. 49ᵃ, 30. 50ᵃ, 39. 51ᵇ, 16. 52ᵃ, 30. 54ᵃ, 2. 7. 55ᵃ, 4. immer ent-

spricht dann das deutsche wort der form nach genau dem von ihm glossierten lateinischen. ich suche darum auch in *tekina* ein participium. da *giburia* 61ª, 27 f ein *n* verloren hat, kann auch *tekina* ein solches eingebüfst haben. *tekinan* aber wäre das ahd. *zekinan*, mhd. *zekinen* 'zerkeimt', 'geplatzt', vgl. auch DWB v 455. ein schwaches *lazo* darf nicht angesetzt werden: die form des SPetrinus 85ᵇ, 27 geht mit *laze* des SGallensis auf *laze* zurück, welchen dativ dem lat. *amento* gemäfs alle Prudentiushss., in denen überhaupt die gl. vorkommt, ausnahmslos aufweisen. für *ufuuanizenti librans* 87ᵇ, 19 lautet der ansatz des glossars '[*ûfwânizen*] sw. v. erwägen (?)'. die composition erscheint eigentümlich; mit *ufuuarazenti* von b weifs ich vollends nichts anzufangen; ich vermute daher, dass wir es mit einer ableitung von *huenjan* 'quatere, vibrare' zu tun haben. *firiwiz* 75ª, 6 muss als selbständiges wort im glossar entfallen, da meine conjectur *firiwizgerni* jetzt durch den Pal. 288 (Ahd. gll. ɪv 259, 11) gestützt wird. *werthirian* 46ᵇ, 26. 48ᵇ, 11 hat Holthausen Elementarbuch § 179 anm. richtig zu *widar* gezogen (vgl. ahd. *werdar* für *wedar*); möglich, dass auch W. derselben ansicht ist, geäufsert aber hat er sie nicht. *uuirebrûn* 109ª, 23 scheint mir fehler statt *uuirtbrûn*, s. Ahd. gll. ɪɪɪ 684, 36.

Ich resumiere: den texten gebührt der ruhm einer wesentlich fördernden, hochverdienstlichen leistung; der anmerkungsteil genügt allen billigen ansprüchen; aber dem glossar mit seinen meist recht problematischen ansätzen gegenüber ist gröste vorsicht unbedingt geboten, niemals darf ohne philologische prüfung aller angeführten stellen eine grundform oder eine worterklärung blofs auf W.s autorität hin für gesichert erachtet werden.

Mai 1900. STEINMEYER.

---

1. Mitteilungen aus altdeutschen handschriften. von ANTON E. SCHÖNBACH. sechstes stück : Über ein mitteldeutsches evangelienwerk aus SPaul. [Sitzungsberichte der kais. akademie der wissenschaften in Wien, phil.-hist. cl. bd cxxxvɪɪ, v.] Wien, CGerolds sohn, 1897. 116 ss. 8°.
2. 3. 4. Miscellen aus Grazer handschriften. von ANTON E. SCHÖNBACH. erste, zweite und dritte reihe. sonderabdrücke aus den Mitteilungen des hist. vereins für Steiermark, xʟvɪ. xʟvɪɪ. xʟvɪɪɪ heft. Graz, verlag des verf.s, 1898. 1899. 1900. 70. 64 und 132 ss. 8°.
5. 6. Studien zur erzählungslitteratur des ma.s. von ANTON E. SCHÖNBACH. erster teil : Die Reuner relationen. zweiter teil : Die Vorauer novelle. [Sitzungsberichte der kais. akademie der wissenschaften in Wien, phil.-hist. cl. bd cxxxɪx, v. cxʟ, ɪv.] Wien, CGerolds sohn, 1898. 1899. 139 und 94 ss. 8°.

Schönbach behandelt in der an erster stelle genannten schrift ein umfangreiches mitteldeutsches, genauer oberhessisches reimwerk aus der ersten hälfte des 14 jhs., eine zu beginn unvollständige bearbeitung der vier evangelien, die uns in einer hs. des benedictinerklosters SPaul im Lavanttale erhalten ist. bereits Hoffmann vFallersleben hatte über diesen codex Altd. bll. ɪɪ 83 f

eine kurze notiz gegeben, die bisher aber keine weitere beachtung fand. Sch. analysiert sorgfältig überlieferung, sprache und versbau des werkes, geht der dichterischen tätigkeit des verf.s sowie den litterarischen beziehungen seiner arbeit nach und verzeichnet schliefslich die seltneren worte und wortbedeutungen in alphabetischer anordnung. die resultate der Sch.schen untersuchung sind in kürze folgende.

Die hs. ist von zwei schreibern geschrieben, nach denen dann noch ein corrector tätig war, der vielleicht nach dem exemplare des autors besserte; die vorlage war in abgesetzten versen aufgezeichnet. methodischen wert besitzt ein vom schreiber zweimal geschriebener passus von sechzig versen wegen mehrfacher nicht rein graphischer varianten (s. 6f). wol wegen des fehlenden eingangs wissen wir nicht den namen des übersetzers. er war ein geistlicher, in dem man genauer einen ordensgeistlichen wird vermuten dürfen; für einen 'minoriten' (s. 52) lässt sich würklich beweisendes nicht beibringen, und Sch. selbst deutet es auch nur hypothetisch an. vollständig erhalten sind die übertragungen der evangelien des Marcus, Lucas und Johannes, jedem evangelium ist ein gebet als poetisches vorwort beigegeben — sie sind s. 33ff zum abdruck gebracht — und zweifellos war es beim Matthäusevangelium ebenso. dass der verf. für seine übertragung die gebundene form wählte, erhöhte die schwierigkeit des problems, und es erklären sich daraus auffallende wortstellungen und compliciertere satzgefüge. im allgemeinen aber hat der verf. genau übersetzt, nur wenige misverständnisse weist Sch. ihm nach (s. 44f). lehrreich ist die vergleichung einzelner textpartien mit den texten andrer übersetzungen, insbes. mit dem md. evangelienbuch des Matthias vBeheim unter zugrundelegung der von Walther in seiner Deutschen bibelübersetzung des ma.s s. 463ff mitgeteilten proben: Sch. sucht wahrscheinlich zu machen, dass der verf. des SPauler reimwerkes die Vulgata bearbeitete, dabei jedoch häufig eine md. prosaische übersetzung der evangelien, welche die nähere oder entferntere vorlage des Beheimschen evangelienbuchs bildete, zu rate zog und fleifsig benutzte; der dichter habe die vorlage von Beheims evangelienbuch in einem zustande gekannt und verwertet, für den die von Walther nachgewiesene beeinflussung durch die München-Grazer evangelienharmonie (Cgm. 532. Zs. 36, 233) noch nicht in frage kam. im wortschatz berührt sich das reimwerk nahe mit andern md. geistlichen dichtungen: namentlich hebt Sch. die auffallende übereinstimmung mit den hessischen gedichten von der Erlösung und hElisabeth hervor, man sei aber aus sprachlichen und metrischen gründen nicht berechtigt, für die drei werke einen gemeinsamen verf. anzunehmen. das evangelienwerk ist jünger, seine metrik weist es der übergangsepoche zu. der verf. hat die genannten werke vorbildlich genommen. das ist, allgemein gefasst, gewis richtig, ich glaube

aber, so wenig ich die wortverwantschaft der dichtungen unterschätze, dass Sch. darin zu weit geht, wenn er von einer 'mit vollem bewustsein' vorgenommenen ausnutzung gerade dieser vorbilder redet; verzeichnet er doch selbst nicht selten auch aus dem Passional und aus Jeroschin übereinstimmungen, die noch wesentlich hätten vermehrt werden können. erwähnenswert ist eine gewisse buntscheckigkeit des wortschatzes, die dem evangeliendichter allein eigen ist: er macht gelegentlich anleihen beim alemannischen und nd., ob aus reimnot? Sch. nimmt es an, doch könnte sich der dichter das ober- und niederdeutsche sprachmaterial auch durch längeren oder kürzeren aufenthalt in jenen gegenden, in die er im ordensinteresse geschickt worden wäre, angeeignet haben. auf jeden fall verdient das werk unsre teilnahme, weil es 'einem wichtigen litterarischen zusammenhange bestimmt eingegliedert werden kann', und mit recht betont Sch. (s. 66 f. 69) bei diesem anlass die notwendigkeit, die von Josef Haupt in seinen Beiträgen zur litt. der deutschen mystiker angeregten, aber bisher meist unberücksichtigt gebliebenen studien über die md. evangelienbearbeitungen wider aufzunehmen und weiter zu verfolgen, sowie an die sichtung des weitschichtigen materials der deutschen plenarien des ma.s heranzutreten.

In den Miscellen berichtet Sch., meist aus hss. der Grazer universitätsbibliothek, über eine reihe von werken des 14 und 15 jhs., 'um den uns immer noch dunklen geistigen horizont der Steiermark in dieser zeit etwas zu erhellen'. an erster stelle beschreibt er ein in seinem besitze befindliches pergamentdoppelblatt aus dem 14 jh., das einer hs. von Heinrichs vMügeln verdeutschtem Valerius Maximus angehörte. die sorgfältige schrift, vor allem aber die durch farbenschmuck prächtige ausstattung lässt vermuten, dass das fragment einem dedicationsexemplar des werkes entstammt. nachdem Sch. über die schriften des gerade neuerdings wider mehr beachteten Heinrich vMügeln bibliographische notizen gegeben, insbesondre sich eingehnder über die 1369 zu ehren des steirischen landmarschalls Hertnid vPettau verfasste bearbeitung des Valerius Maximus ausgelassen, die art der übersetzung und ihr verhältnis zum lateinischen text charakterisiert hat, druckt er vorrede, einleitung und schlusswort zur Mügelschen übersetzung nach der Wiener hs. 2811 ab, dann das Grazer fragment mit den varianten und ergänzungen aus W und den entsprechenden partien im lat. original. — vom Processus Belial des Jacobus de Teramo (1382), einem werke, das in alle damaligen culturspracben übersetzt worden, bes. aber in Deutschland beliebt gewesen ist — bis zum j. 1508 sind 21 drucke der deutschen bearbeitung nachgewiesen, die reiche hs.liche überlieferung (allein 17 hss. befinden sich auf der Münchner staatsbibliothek, vgl. auch Germ. 31, 224 f. 37, 66) ruht ungenutzt in unsern bibliotheken, obwohl schon der bilderschmuck zu gründ-

licherer beschäftigung reizen könnte — besitzt die Grazer universitätsbibliothek zwei hss. der deutschen fassung. Sch. teilt aus ihnen die interessante sachverständige vorrede mit. die deutsche übertragung kürzt das original, aber mehr in seinen religiösen und theologischen stellen: das rein juristische tritt dadurch in der übersetzung fast mehr hervor als im original. ein vorläufer des Processus Belial ist der gleichfalls viel gelesene und mehrfach bearbeitete (s. noch Herrmann Die reception des humanismus in Nürnberg s. 104 anm. 3), auch ins drama aufgenommene (PMeckel ADB 21, 162) Processus Sathanae, auf einen andern lenkt nun Sch. unsre aufmerksamkeit. es handelt sich um ein bisher nur vorübergehend citiertes deutsches gedicht, einen dialog zwischen Sathan und Gott, Christus und Gabriel, *die ansprach des teufels gegen unseren herren*, die hs.lich sich in der fürstlich Auerspergischen fideicommissbibliothek zu Laibach befindet und Otto den Raspen zum verfasser hat. das werk, gegen schluss unvollständig, ist von Sch. s. 35ff ausführlich analysiert und uns durch einflechtung einzelner interessanter stellen näher gebracht. der dichter hat den stoff des Processus Sathanae selbständig — von einer besondern lat. vorlage erfahren wir nichts — fortgebildet, dagegen blieb ihm der Processus Belial wol unbekannt, sonst würde diese schnell populär gewordene schrift wol sicher in dem gedicht einen eindruck zurückgelassen haben. dieses wird der zweiten hälfte des 14 jhs. zuzuweisen sein, wofür auch sprache und metrik, die roh gehandhabt ist, sprechen; entstanden ist die arbeit in Österreich, genauer in Innerösterreich. für die nähere bestimmung des verf.s konnte Sch. mitteilungen des herrn AvSiegenfeld benutzen (s. 52—61): danach war er ein Kärntner aus einem in der gegend von Friesach seit dem 13 jh. nachweisbaren geschlechte, der als Brixner domherr und pfarrer zu Vellach in den jj. 1342 und 1347 urkundlich begegnet. — an dritter stelle (s. 62ff) bespricht Sch. zwei Sündenspiegel. der eine ist aus Heinrichs vLangenstein Tractatus de confessione ausgehoben, nach der Grazer hs. nr 675 (s. Zs. 18, 80. 20 (nicht 23), 193ff), und bietet, der alten Bamberger beichte vergleichbar, ein grofses, an merkwürdigen worten reiches sündenverzeichnis als übersetzung der nebenstehenden lateinischen ausdrücke. es hat wol ursprünglich nicht zum tractate gehört, weil es auch anderswo selbständig (s. im Bair. wb. an verschiedenen stellen, Cgm. 658 bl. 205) sich belegen lässt. ein zweites, kleineres sündenregister, aus der Grazer hs. 742 s. 68ff mitgeteilt, stammt aus der gleichen quelle, doch sind hier die einzelnen laster in bekannter art als töchter der sieben hauptsünden betrachtet und dem entsprechend geordnet. [s. dazu den nachtrag Miscellen III 126ff].

Im II heft der Miscellen gibt Sch. einen beitrag zur deutschen bibelübersetzung. er bespricht fünf vollständige psalter, 'unter

denen vier sich den bereits von Walther bestimmten übersetzungen anschliefsen, eine aber ganz selbständig gearbeitet' ist. dieser letztern wendet Sch. zuerst sein augenmerk zu. der früher Mahrenberger, jetzt Grazer codex 1593 enthält, von zwei händen des 15 jhs. geschrieben (eine dritte hat das ganze durchcorrigiert), ein deutsches gereimtes psalterium, in dem md. und oberdeutsche, spec. bairisch-österreichische mda. sich mischen. aus misverständnissen in der aufzeichnung darf geschlossen werden, dass das md. original im 14 jh. entstanden ist. eigenartig ist die reimbeschaffenheit des werks, in zahlreichen fällen kann man nur von assonanzen reden. 'der verf. — er hiefs Petrus — hat keine verse gemacht, sondern nur die kola seiner prosaischen übersetzung gereimt', dh. eine reimprosa geschrieben, die gelegentlich rhythmisch ausströmt. die eingeflochtenen erklärungen sind einem psalmencommentar entnommen und zwar dem berühmtesten der zeit, der bekannten Glossa des Nic. vLyra (1325), die auch Heinrich vMügeln für seine psalmenübersetzung benutzte; doch zeigt die übersetzung des Petrus weder mit HvMügeln, noch mit jener andern, aus der Walther in seiner Deutschen bibelübersetzung des ma.s s. 579 ff aus 16 verschiedenen deutschen hss. eine probe aus dem 67 psalm gegeben hat, irgendwelche verwantschaft. s. 17 ff hat Sch. den ganzen 67 psalm aus des Petrus bearbeitung abgedruckt und ihm den text der Vulgata mit NvLyras glosse, so weit sie von Petrus verwertet wurde, gegenüber gestellt, s. 25 ff eine auswahl interessanter, in unsern mhd. wörterbüchern meist fehlender worte verzeichnet. — s. 38 gebt Sch. zur Grazer hs. 194 aus der zweiten hälfte des 14 jhs. über, in ihr ligt eine ganz alte überlieferung der zwischen 1345 und 1370 (?) verfassten psalmenübersetzung Heinrichs vMügeln vor. Sch. vergleicht die Grazer fassung, zur zeit die beste unter den zahlreichen hss. der Mügelschen arbeit, mit der Reuner hs., aus der Khull 1884 mitteilungen machte und die auch von Walther aao. s. 588 f besprochen ist. sein resultat ist folgendes: 'die Reuner und die Grazer hs. sind unabhängig von einander aus einer vorlage abgeschrieben, die entweder das original Heinrichs vMügeln selbst war oder ihm ganz nahe stand. in bezug auf einzelheiten der einrichtung hat sich der schreiber des Reuner codex getreuer an seine vorlage gehalten als der des Grazer; den wortgehalt und die lautbezeichnung überliefert die Grazer hs. zuverlässiger, wie denn sie auch den bairisch-österreichischen dialekt bewahrt hat, indes der Reuner codex egerländisch schreibt' (s. 42 f). des weitern erklärt sich Sch. wol mit recht gegen Walthers annahme (aao. s. 589 ff. 718 f) einer entzweiung Heinrichs vMügeln mit Karl IV, die Walther als eine folge der nicht streng genug den scholastisch gelehrten standpunct wahrenden, sondern mehr popularisierenden übersetzertätigkeit am psalter erklären zu müssen meinte. — zu Walthers 18 psalter (aao. s. 624 f)

stimmt der Grazer codex 1631 aus dem 14/15 jh. (s. 49ff), der die sprachlich modernisierte, bairisch-österreichische gestalt einer ältern, dem anfang des 14 jhs. angehörenden md. psalterübersetzung enthält. ein von derselben hand geschriebener, dem psalter voraufgehnder kalender wird s. 52ff im einzelnen charakterisiert und scharfsinnig aus dem heiligenverzeichnis auf die herkunft und entstehungszeit der Grazer hs. geschlossen : sie dürfte im j. 1407 für das frauenkloster Altomünster im bistum Freising hergestellt sein, geschrieben von einem sich Chunrat nennenden mönch oder geistlichen, 'der entweder in der Passauer diöcese lebte oder wenigstens einen Passauer calender dem seinen zu grunde legte'. dazu passt vortrefflich, dass der Walthers 18 psalter bietende cgm. 182 aus Altomünster stammt. das gegenseitige verhältnis wäre noch näher zu untersuchen; eine genauere behandlung der wegen seiner lautlichen und grammatischen eigenheiten wichtigen Grazer hs. behält sich Sch. vor. — die gleichfalls bairisch-österreichische aufzeichnung der psalmen und cantica im Grazer codex 961 stimmt mit dem von Walther s. 632f besprochenen psalter nr 23, bes. mit der überlieferung in der Wiener hs. 3079 überein, die Grazer hs. 1225 mit Walthers psalter nr 10 (aao. s. 618ff). — über hs. 1377 aus dem j. 1424 mit deutschen episteln und einer deutschen prosaübersetzung des Schachbuchs des Jac. de Cessolis s. s. 63f.

[Soeben (28 juni 1900) geht mir die III reihe der Miscellen zu, über deren inhalt gleich hier noch kurz berichtet werden soll. die fortlaufende nr 5 ist Potho vPrüm gewidmet, der um die mitte des 12 jhs. lebte; ob im benedictinerkloster Prüm in der Eifel, ist nicht so sicher, wie meist angenommen wird. unsre einzige, nicht zuverlässige quelle über ihn ist der bekannte humanist Brassicanus, der 1532 Pothos schriften herausgab, nach seiner irrigen behauptung aus der originalhs. die von Brassicanus benutzte hs. besitzen wir nicht, wohl aber eine Grazer, die einzige, die sich bis jetzt hat nachweisen lassen. s. 14ff teilt Sch. den allein im Graecensis, nicht aber bei Brassicanus enthaltenen, an den pabst gerichteten prolog zu Pothos hauptwerk De domo Dei mit; aus ihm lässt sich immerhin einiges über des verf.s persönlichkeit entnehmen (s. 17); sodann gibt er s. 18ff eine collation der Grazer hs. auf grund des druckes in der Bibl. maxima patrum 21, 489ff und macht s. 24ff wahrscheinlich, dass zunächst nur buch 1—3 geplant waren, die sich, doch selbständig, an die mystische theologie der Victoriner auschliefsen; ihnen wurde dann nachträglich das 4 und 5 buch De celestibus ordinibus angegliedert : für diese handelt es sich, was bisher übersehen war, nur um eine umordnende bearbeitung des Liber de celesti hierarchia des Dionysius Areopagita in der übersetzung des Joh. Scotus Erigena, mit dessen schriften Potho auch sonst bekanntschaft zeigt. — nr 6 befasst sich mit dem Schweizer dominikaner

Jacob vLausanne aus dem letzten drittel des 13 jhs. seine predigten, Sermones dominicales et festivales, die sehr beliebt waren und 1530 gedruckt worden sind, stehn auch in der Grazer hs. 838 (14 jh.), die wol eine authentische, durch den verf. hergestellte redaction vertritt. sie liefern weiteres material für die streitfrage, ob die mittelalterlichen prediger sich vor dem volke der lat. sprache oder ihrer nationalsprache bedienten. die Grazer hs. enthält mehrfach französische phrasen und sätze, eine passionspredigt beinahe ganz in französischer sprache. sie sind wie die deutschen einträge in Bertholds von Regensburg authentischen lat. aufzeichnungen als versuche des autors aufzufassen, 'den lat. ausdruck zu verdeutlichen und damit dem prediger zu helfen, der später die vorlage sich für seine tätigkeit in der volkssprache zurecht machen will' (s. 37). Jakobs predigten verdanken ihre beliebtheit den zahlreich eingestreuten beispielen, die entweder der gelehrten überlieferung entnommen oder aus eigner beobachtung des täglichen lebens geschöpft sind. s. 38ff schildert Sch. die entwicklung dieses verfahrens, durch einschübe den sermon zu beleben, und gibt aus einer Grazer hs. des 12 jhs. einige ältere beispiele für die verwertung gewöhnlicher profaner zustände und vorgänge. aus Jacob vLausanne sind solche exempla, unter moralische schlagworte geordnet, als Compendium moralitatum mehrfach auch selbständig hs.lich gesammelt, 1528 sogar gedruckt worden. für die brauchbarkeit dieses predigerhandbuchs im 14 und 15 jh. sprechen allein sechs Grazer hss. Sch. geht sie s. 43ff einzeln durch und teilt aus dieser reichhaltigen excerptensammlung sowie aus cod. 838 allerlei für die culturgeschichte des ma.s an der wende des 13 und 14 jhs. wichtiges und charakteristisches in sachlicher gruppierung mit (s. 47—97). ich mache besonders auf die nrr 128. 129. 131. 148. 175. 180. 183 aufmerksam, die sich sachlich mit MFr. 127, 34f; 9, 5ff, Parz. 281 (nicht 221), 23, Hartmanns *selpwege* (Büchlein 352ff), MFr. 120, 18, Boner und Gerhard vMinden berühren. auf eine reihe merkwürdiger einzeichnungen in einer der hier behandelten hss. des compendiums, unflätig-erotischer 'äufserungen des grobianismus' lenkt Sch. nebenher (s. 97ff) unser augenmerk. — nr 7 bespricht eine lat., aber für deutsche zuhörer bestimmte jagdpredigt, in der der hirsch des Jacobssegens über Nephtalim (Gen. 49, 21) auf Christus gedeutet wird; Sch. commentiert sie im einzelnen, insbes. die eingeflochtenen deutschen technischen ausdrücke des jagdwesens unter berücksichtigung der einschlägigen deutschen litteratur des ma.s (zb. Gottfried, Hadamar vLaber, Pleier, Jagd der minne); vgl. dazu noch meine anm. zu HvNördlingen 45, 24f. — unter nr 8 (nicht 9) behandelt Sch. den zuerst von JGrimm erwähnten und seitdem öfter genannten tractat De superstitionibus des mag. Nicolaus vJauer (c. 1355—1435), sowie die incunabel De laniis (statt lamiis) et phitonicis mulieri-

bus Teutonice vnholden vel hexen, von Ulrich Molitor vConstanz 1489 dem erzherzog Sigmund dem Münzreichen vTirol gewidmet; zu den historischen voraussetzungen vgl. noch KKirchlechner Aus den tagen herzog Sigmunds des Münzreichen und k. Maximilians I, Linz 1884, bes. s. 42f.]

Den glücklichsten fund, mit dem uns Sch. jüngst beschenkt hat, enthalten unstreitig die beiden studien hefte (oben nr 5 u. 6), selbst wenn der verf. in der freude des findergllücks den wert des uns erschlossenen gedichtes, der Vorauer novelle, ein wenig überschätzt. um den in ihr behandelten stoff richtig zu würdigen, schickt er im ersten hefte seiner ausgabe eine umfangreiche abhandlung voraus, die von seiner reichen belesenheit in der scholastischen litteratur des ma.s abermals zeugnis ablegt. Sch. untersucht die geschichte von den beiden klosterfreunden, von denen der eine stirbt, einem einander bei lebzeiten gegebenen versprechen gemäfs aus dem jenseits zum freunde zurückkehrt und diesem zu dessen eigner besserung von den schrecken der hölle erzählt. Sch. verfolgt das motiv, mit der antike anhebend, durch die litteratur des ma.s, insbesondere in seiner ersten reicher ausgestalteten, auf französischem boden sich abspielenden fassung bei Wilhelm vMalmesbury, Helinand und Vinceuz vBeauvais. bei Wilhelm vMalmesbury findet sich bereits der gegensatz zwischen mönchtum und weltclerus tendenziös hervorgehoben; aber dieser gegensatz hat auch noch in andrer weise litterarisch ausdruck gefunden, und zwar als conflict zwischen askese und wissenschaft. vertreter dieser tendenz ist ein sermo des Odo vCheriton, der den einen der genossen an eine historische person anknüpft, an einen magister Serlo; gemeint ist der Pariser professor Serlo vWilton, über den Hauréau näheres mitgeteilt hat. Sch. sucht wahrscheinlich zu machen, dass diese identificierung in cisterzienserkreisen vollzogen wurde. eine reihe ähnlicher erzählungen aus dem laufe des 13 jhs. geht insgesamt auf Pariser überlieferungen zurück, und noch im 17 jh. war die geschichte bekannt.

In der sammelhs. nr 69 des cisterzienserstiftes Reun bei Graz, in französischer schrift aus dem anfang des 13 jhs., ist die erzählung unter dem titel De duobus sociis gleichfalls enthalten, zusammen mit einer andern wundergeschichte De juvene rege a socio occiso. Sch. hat beide s. 43—75 abgedruckt. sie werden, ebenso wie der in der hs. ihnen unmittelbar folgende Liber miraculorum des spanischen cisterziensers Herbert in cisterzienserkreisen entstanden und für diese bestimmt gewesen sein. angefüllt mit zahlreichen citaten aus der ganzen heiligen schrift und kirchlichen autoren, den wortvorrat aus classikern schöpfend, bekunden sie einen geistlichen verfasser von hervorragender bildung. die erste Reuner relation basiert auf der geschichte der beiden genossen in der fassung des Wilhelm vMalmesbury, weiter ausgestaltet zu einem kleinen roman, doch muss dem verf. von R die

Serlofassung schon irgendwoher nahegebracht worden sein, vielleicht auf mündlichem wege, denn R ist älter als alle vorhandenen aufzeichnungen dieser variation. R ist eine tendenzschrift aus dem ende des 12 jhs. im interesse der cisterzienser gegen die cluniacenser, sie will für die jüngern cisterzienser gegen die ältern cluniacenser propaganda machen, wie Sch. s. 91f im einzelnen anschaulich und mit grofser sachkenntnis, wie wir dies bei ihm gewohnt sind, darlegt; auf die feinsinnige charakteristik der beiden ordensrepräsentanten Petrus Venerabilis und Bernhard vClairvaux sei hier besonders aufmerksam gemacht. benutzt hat Caesar vHeisterbach die erste Reuner relation sowol in seinem Dialogus miraculorum wie in seinen homilien (s. 116ff), aus ihm gieng die geschichte in verschiedene spätere sammelwerke (s. 120ff) über; ich verweise noch auf eine gekürzte, an Wilhelm vMalmesbury anlehnende fassung des mirakels in einer Königsberger hs., die auch Caesars Dialogus und eine Vita bHugonis ord. cisterc. enthält (Germ. 16, 310f).

Die erste Reuner relation ist nun aber auch die vorlage der Vorauer novelle, der Sch. das zweite heft seiner studien gewidmet hat. das deutsche gedicht steht in der Vorauer sammelhs. nr 412. Sch. hat sie in ihren einzelnen teilen ausführlich, unter zugabe von proben, beschrieben. es sind überwiegend, wenn auch unvollständig überliefert, lat. predigtsammlungen verschiedenster art aus dem 12 und 13 jh., 'eine musterkarte der ma.lichen predigt', fast alles arbeiten von benedictinern, minoriten, namentlich aber cisterziensern sowol in Frankreich wie in Deutschland. besonders interessant ist nr 1, deren fehlerhaftes und unbehilfliches latein sich wie übersetzung aus dem deutschen ausnimmt, so dass man mit Sch. an lat. nachschriften deutsch gehaltener predigten denken möchte. der volkstümliche ton dieser stücke lässt sie als eine art vorläufer Bertholds vRegensburg erscheinen, von dem nr 2 den rest eines bisher unbekannten jugendwerks enthält; Sch. behält sich darüber weitre mitteilungen vor. die hauptmasse der hs. wird aus einem cisterzienserkloster stammen, auf beziehungen zu diesem orden führte auch die geschichte des in R behandelten stoffs. die Vorauer novelle, die deutsche, leider unvollständige bearbeitung von R, steht in der Vorauer hs. auf bl. 81^b—84^a, auf dem ursprünglich für die fortsetzung von nr 4 freigelassenen raume (s. 25). Sch. giebt im 2 cap. (s. 42ff) einen kritisch gereinigten text, hat aber unter demselben die überliefrung genau nach der hs. zum abdruck gebracht. im 3 cap. 'schreiber und dichter' (s. 68ff) steht die sprachliche untersuchung, die das gedicht der alemannischen mundart zuweist, nicht immer im einklang mit der vorangehnden textgestalt (zb. s. 71 z. 2f von unten). einige sonstige sprachliche irrtümer mögen gleich hier berichtigung finden. die auffassung des 1 conj. prät. *büge* als 'unechter' umlaut (s. 69) ist irre leitend. die schreibung

sciere 319 (s. 70 z. 9) konnte ich nicht auffinden. die an allen stellen überlieferte form *himelslichen* (s. 70 z. 10) zeigt nicht versetztes *s*, war vielmehr beizubehalten, vgl. Weinhold Al. gr. s. 268. Mhd. gr. § 295. DWb. IV 2, 1351. in *lîcham*, das 463. 564 im text zu belassen war, ist doch nicht *n* im inlaut ausgefallen (s. 70 z. 25). *die zäher* 648 wird ebenso wie 605 als plur. des masc. und nicht als fem. aufzufassen sein (s. 70 z. 2 v. u.). wenn 417 würklich *ain sunf(t)en* überliefert ist, wie die lesarten schreiben (s. 71, 3 schreibt Sch. aber *aine*), dann ist das 7 mal vorkommende nomen auch in der Vorauer novelle nur als masc. belegt. s. 71, 22: der reim *sîn : hîn* steht v. 559 (nicht 591). wenn Sch. (s. 72) die dreimal im reim erscheinenden schwachen präteritalen participialformen mit angefügtem *e : verworhte* 24. 434, *unbekande* 76 unter verweisung auf Al. gr. § 371 als der alemannischen mda. angehörend aufführt, so versagt zunächst das citat, Sch. meint vielleicht den § 372 (s. 381), wo aus dem 15 und 16 jh. je ein beleg beigebracht ist. aus dem luxemburgischen belegt sie JMeier Jolande s. XVIII f, ebenfalls erst aus jüngrer zeit neben den häufigeren formen mit angeführtem *en*, doch möcht ich deshalb nicht ohne weitres jenes *e* als aus *en* hervorgegangen ansehen; auf jeden fall sprechen diese reime in der Vorauer novelle, die besser von einem vierten *Gabriêle : sêle* 447 zu trennen waren, gegen die erste hälfte des 13 jhs.; ich vermag aber selbst aus der zweiten hälfte trotz einigem suchen keinen weiteren beleg zu geben.

Die art, wie der deutsche dichter seine lat. vorlage verwertet hat, wird s. 72 ff durch eine genaue vergleichung veranschaulicht. ich habe, an Sch.s lehrreichen ausführungen nur auszusetzen, dass er mit der beeinflussung von V durch R — sie ist evident — gelegentlich doch zu weit geht, so bei s. 94 f 100 f 266. 288. 289. 290. 299, wo m. e. kaum von einem abhängigkeitsverhältnis die rede sein kann. der dichter von V wird sich betreffs des stoffes überwiegend auf sein gutes gedächtnis verlassen haben, sonst würde er nicht gerade an stellen, wo nichts von dem von ihm gesagten in seinem text stand, sich auf diesen als auf seine quelle berufen haben, s. aufser v. 548 (Sch. s. 83) noch v. 28. indem ich die ergebnisse der Sch.schen von vers zu vers fortschreitenden untersuchung hier kurz zusammenfasse, gestatt ich mir gleichzeitig einige ergänzungen auf grund einer seminararbeit meines zuhörers dr Mechau. nach stoff, anordnung und geist beruht V ganz auf R, dagegen verfolgen original und nachdichtung verschiedene tendenzen und auch hinsichtlich der form tritt V selbständig auf. R zeigt eine zweifache tendenz, sie steht im dienste theologischer und kirchlicher propaganda. ihre theoretisch-theologische tendenz ist die betonung der augustinischen prädestinationslehre. auf diesen leitenden gedanken kommt R bei jedem anlass zurück, was Sch. noch bestimmter hätte hervorheben sollen (vgl.

seine äufserungen I 85. II 74 f 77. 80 gegenüber I 87. II 83. 89), wenigstens fällt diese tendenz ebenso stark ins gewicht wie die zweite, die kirchliche, die verherrlichung des cisterzienserordens auf kosten der congregation von Cluny (I 91). beide tendenzen gehn V ab. V hat jeglichen prädestinationsgedanken in R sorgfältig ausgemerzt, ja v. 373 ff scheinen sich ausdrücklich gegen dies fatalistische dogma zu wenden (Sch. s. 80). ebenso fehlt in V jede bezugnahme auf Cluny und den cisterzienserorden. das deutsche werk steht unter einer höheren tendenz, indem es die grofsen, allgemein menschlichen angelegenheiten ins auge fasst; es verfolgt keine parteizwecke, sondern will sittlich-religiös fördernd würken. V ist aber auch der form nach selbständig. der deutsche dichter hat mehr getan als die lat. prosa in deutsche verse umzusetzen, er ist ein würklicher poet, der lebendig und anschaulich darzustellen weifs. seine lebendigkeit findet dramatischen ausdruck in seiner abneigung gegen alles unpersönliche, in seiner vorliebe für die gesprächsform (vgl. v. 16): ein drittel des gedichtes verläuft in directer rede (224 von 649 versen). der dichter lässt den leser den charakter der personen allein aus deren handlungen erkennen. dagegen sind die mittel, durch die V die darstellung anschaulicher macht, spec. epische: V ergeht sich in poetischer schilderung phantastischer örtlichkeiten wie hölle und himmel oder volkstümlicher anschauungen über sterben und gericht, über seligkeit und verdammnis; originelle und kühne, aber nicht unschöne bilder und charakteristische vergleiche stehn manigfach zu gebote. die bilder verteilen sich auf drei stellen (8—23. 94 bis 108. 262—291), kaum findet sich ein bild allein. ist die phantasie des dichters einmal angeregt, dann drängt ein bild das andere, ein vergleich den andern; s. noch v. 55—63. 417—421. auch in einzelheiten erweist sich V als durchaus selbständig. so hat V alles reintheologische beiwerk der vorlage ausgeschieden, insbes. die gehäuften bibelcitate des lat. textes, in dem dr Mechau 47 bibelstellen und 112 anspielungen auf solche zählt. von den 32 bibelsprüchen und 45 anspielungen, die R bis zu dem puncte aufweist, wo V abbricht, bietet V kein einziges citat und nur acht stellen, die mehr oder weniger erinnerungen an schriftstellen zeigen. auch flicht V eine reihe psychologisch wahrer, charakteristischer kleiner züge ein, die direct dem leben abgelauscht sind, von guter beobachtung der würklichkeit zeugen. vage andeutungen in R endlich werden in concreter gestalt widergegeben.

So erscheint uns V, wenn wir alles zusammennehmen, trotz seiner lat. vorlage doch wie eine originaldichtung. der dichter hat würklich das latein seiner quelle 'zerbrochen' (v. 8), es eingeschmolzen 'in der esse seines herzens' (v. 11), und es ist daher bedauerlich, dass der schreiber grade an jener stelle abbricht, wo dem talente des dichters, der in der Vorauer novelle nicht zum ersten male das wort ergreift (*aber* v. 1), eine ganz besonders

dankbare aufgabe gestellt war. wie mag er sich mit ihr abgefunden haben?

Man wird Sch. ohne weitres zustimmen, wenn er meint, der dichter könne wol wegen seiner religiösen tendenz ein geistlicher gewesen sein, aber er müsse es nicht; mit besserem rechte wird man in ihm, der sich als kenner und freund höfischer sitte und redeweise zeigt, einen gebildeten laien vermuten dürfen, einen frommen, gutgeschulten, weltkundigen, scharf beobachtenden mann, einen poeten von bedeutender formgewantheit aus der schule Gottfrieds. wenn Sch. dann aber unser gedicht der ersten hälfte der 13 jhs. zuweisen will, so kann ich ihm darin nicht folgen. nach Sch. (s. 89) sollen die hs.liche überlieferung, die sprache und poetische technik dazu nötigen. über erstere vermag ich ohne directe einsicht natürlich nicht sicher zu urteilen, aber das was Sch. s. 22. 25 über ductus und art der aufzeichnung vorbringt, enthält zunächst nichts beweisendes. auch die sprache zwingt nicht zu so früher datierung. mögen immerhin worte wie *gotes tougen* (116, vgl. Kraus zu Dtsche ged. d. 12 jhs. 11, 47), *hantgetât* (383), *heiliggeist* (407), *weizgot* (375. 457, vgl. Kraus zu 8, 14) ältres gepräge tragen, so weist doch anderes mit entschiedenheit in eine jüngere zeit, vgl. *adelære* 617, *diemzuc* 467, *schiuzlich* 366, *schuolherre* 143, die sparsame verwendung der negation *en-* (s. unten zu v. 377), das epithetische *e* im reimwort (s. oben s. 219), *enbæret* (im reim auf *beswæret*) von *enbarn* 214 (Sch. s. 71), *drizegen* 520 als 'volkstümliche verkürzung (?) von *drizegesten*' (Sch. s. 70). die charakteristik des versbaus (s. 86) spricht m. e. grade eher für die zweite hälfte des 13 jhs.; im einzelnen wäre hier folgendes zu berichtigen: s. 87, 1 spricht Sch. von vier reimen mit dem ausgang ⏑́⏑⏑, ich zähle nur zwei (204. 238); zu 87, 15: mein reimlexikon zählt 34 zweimal und 2 dreimal vorkommende reimpaare; 88, 4 lis *helleviure* : *ungehiure* 305. 395. *riuwe* : *triuwe* 573. 643 und streiche das in parenthese stehnde. im gegensatz zu s. 89, wo Sch. sich mit bestimmtheit für die erste hälfte des 13 jhs. entscheidet, drückt er sich s. 88 vorsichtiger und, wie ich glaube, richtiger über die kunstübung des dichters und ihre zeitliche wertung aus. Sch. betont stark den einfluss Gottfrieds. gewis, er ist vorhanden, aber daneben hebt Sch. selbst die verwantschaft mit Rudolf vEms und Konrad vWürzburg, auch sprachliche berührungen mit der Martina hervor. es durften noch Walther vRheinau und Reinfrit vBraunschweig genannt werden. wir müssen uns, wie mich eigne sammlungen belehren — ich möchte Sch. nicht vorgreifen, s. seine bemerkung auf s. 90 — einstweilen damit bescheiden, den alemannischen dichter der Gottfriedschen schule eingereiht zu haben. ich halte ihn für mindestens so stark von den beiden hauptepigonen Gottfrieds als von diesem selbst angeregt. die ähnlichkeit des eingangs von V mit dem in der Goldnen schmiede

hat Sch. s. 91 erwähnt, er hätte noch hinzufügen können, dass die schilderung der freundestreue und die tendenz, zur abkehr von der weltlust zu mahnen, auch die leitenden gedanken in Der Welt lohn und im Engelhard sind.

Ich schliefse mit einigen bemerkungen zum text des gedichtes. v. 15 lis *durchstæche.* 16 warum nicht mit der hs. *ein süeze gespræche*? 40 einem *daz joch ûf binden*, vgl. Ludwigs Kreuzfahrt 3813. Renner 11405. 42 vgl. Heinzel zum Priesterleben 127. 53 lis *überladen.* 85 *nâch der werlde süeze* bezieht sich auf 82. 83, worauf 84 gleichsam in parenthese folgt; jedesfalls scheint mir die construction *verderben nâch* unmöglich. 86 vgl. Erec 8976. 92. 328 *gotlichiu beschöude* vgl. Hahn zu Strickers Kl. ged. 12, 233. 99 *muotkür* vgl. Grimm gr. II² 446. 107 u. 433 in der hebung wird doch besser *gên* geschrieben. 111. 287 in *ze tac ze tac ie baz und baz* erscheinen zwei beliebte formeln vereinigt; der zusatzvers in der hs. nach 287 ist widerholung von v. 112. 113f *merken* mit dem acc. der pers. ist sonst nur aus junger zeit nachweisbar (vgl. DWb. VI 2096. Schweiz. idiot. IV 408), lis *nû merket — an mich*? 116f. vgl. (*er*) *hât die tougenheit entaht* Heinzelin vKonstanz 127, 55. 117 nach *entdecke* steht besser ein komma, desgleichen 119 nach *sünde*; 118f hängen ab von 115—117, während 120f mit 115 correspondiert. 118f scheint besserungsbedürftig, da man den sünder doch nicht *in tiefe riuwe der sünde* wecken kann; vielleicht stand *dâ mit ich sünder* (*dem s.*?) *wecke intiefe riuwe der sünde*; *wecken* mit dem dat. wie bei *erwecken*; zum intensiven *in-* in *intiefe* vgl. Wilmanns D. gr. II 571. Germ. 15, 61. Schweiz. idiot. I 292; das nomen *intiefi* steht Myst. II 669, 33; da der wortschatz in V manches mit Gottfried vStrafsburg gemein hat, sei auch an das viermalige *ingrüene* im Tristan erinnert. 128 *stic.* 136 würde ich die anführungszeichen streichen, da ich *sus* auf 135 beziehe: 'um diesen preis', *der sêle unheil* nämlich; anders, aber nicht überzeugend, Sch. s. 75. 145 lis *schâchenden.* 157f wol besser *kêren muot, sin unde g u n s t ûf nigromancie k u n s t.* 159 *der meister lachende* (hs. *lachet*) *began*, doch wol *lachen*, wie denn Sch. v. 218 auch *vrâgen* statt überliefertem *fragende* geschrieben hat. 184 *ze suoche* 'als gewinn', 'zur beute'. 193 vgl. alleinr. 1122. Parz. 298, 14. Nib. 2282, 2. 206 *der*] *diu*? 209 zu Marner I 50. mit 294 beginnt wol ein neuer absatz, vgl. 28. 306. 396 lässt sich die verbindung von *wilde und ungehiure* noch anderwärts belegen? 331 lis *mîne.* 334 *mit.* 336. 496 ist *diser* überliefert; die änderung in *dirre* war durch 327 kaum geboten. 364 der reim *sorgen : worgen* erscheint besonders bei alemannischen dichtern: Burkhard vHohenfels, Ulrich vWinterstetten, Steinmar (s. ANeumann Leben und gedichte Steinmars s. 79f. 102), Hugo vLangenstein (Sch. s. 91); auch jTit. 5414. 377 lehrt, dass der dichter die negation schon durch einfaches *niht* ausdrückte; es

lag deshalb m. e. kein anlass vor, an andern stellen das überlieferte *niht* durch *en* zu ersetzen (355, aber 315 geschah es nicht, obwohl es hier eher zu begründen gewesen wäre) oder dem *niht* der hs. noch die negation *en* hinzuzufügen (167. 243. 332. 338. 359. 393. 437); nur 384 ist *en* neben *niht* auch in der hs. überliefert und 410 scheint es mit Sch. würklich geboten. anderseits ist im abhängigen satze willkürlich mit der negation verfahren, vgl. 379. 420 mit der hs.lichen überlieferung. 401 *vil.* 431 ist der punct zu streichen. 451 l. mit der hs. *vrî vor missewende.* 458ff l. möcht ich vorschlagen zu lesen *gedenke daz dû hâst gelesen, daz nie kein riuwe ze spæte wart, wan an der lesten hinevart so gewinne ein siufte* (darauf führt Sch. selbst s. 69, 3. 71, 2) *hulde* usw. der lat. text (s. Sch. s. 82) spricht nicht dagegen, da er nur den ausgangspunct für V bietet. 479 *ich*; nach *hin* komma und 480 nach *bin* punct (trotz Sch.s ausführungen s. 88). 500. 614 warum nicht mit der hs. *mit klagelîchem smerzen*? vgl. 185; ebenso war 505 *daz ich dich* (Sch. list *dîn*) *ie ze vriunde gewan* unbeanstandet zu lassen. 530 ist die interpunction zu streichen. 554 l. *ein trüebe(z) gehilwe? wolken*, das in der hs. zwischen *ain* und *trûb* steht, könnte in der vorlage als erläutrung zu *gehilwe* am rande gestanden haben. 605 ist im bsl. apparat ausgefallen. 617 *reht.* — im text der abhandlungen I. I 75 unten 'hergestellt wurden'. zu II 11 vgl. Zs. f. d. phil. 11, 253. Anz. VIII 220. II 20 z. 8 l. *cecus*, z. 8f *phreneticus.* II 41 l. Publius Syrus. II 77 z. 9 ist nach 'anm. 17': 'vorweg' ausgefallen; ebenda z. 18 l. '294'. II 83 z. 17 'ein verlebendigender zusatz' ist recht unschön. II 85 z. 18 l. '548'.

Halle a/S., jan. und mai 1900. PHILIPP STRAUCH.

Beschreibung des geistlichen schauspiels im deutschen mittelalter. von RICHARD HEINZEL. [= Beiträge zur ästhetik, hsg. von TH. LIPPS und R. M. WERNER, IV.] Hamburg und Leipzig, LVoss, 1898. VIII und 354 ss. 8°. — 9 m.

WScherer hatte schon vor vielen jahren einen kanon für die beschreibung poetischer kunstwerke verlangt, in dessen fachwerk alles, was wir an ihnen zu beobachten vermögen, so vollständig aufgenommen sein sollte, wie die eigenschaften der natürlichen organismen in ihre systematik. darin lag ein fingerzeig für RHeinzels buch. der hinweis auf die systematik der naturwissenschaften ist dabei nicht so mafsgebend, sondern vielmehr die beschreibung. wenn auch in den naturwissenschaften die beschreibung einem höhern zwecke diente und wir durch sie auf inductivem wege zu einem ganzen logischen bau, zu einer vollen systematik gelangt sind, so haben wir darnach bei poetischen kunstwerken zunächst kein bedürfnis, denn hier kennen wir bereits die gattungen, arten . . . es handelt sich also nur um eine genaue, planmäfsige beschreibung, die einen kanon abgeben könnte für beschreibung

poetischer kunstwerke überhaupt. H. wählte sich zu dieser beschreibung geistliche schauspiele vom 11 bis ende des 15 jhs. aus, deren kunstcharakter genau beschrieben werden soll. die anwendung systematischer naturbeschreibung auf poetische kunstwerke ist freilich nicht so einfach. die verhältnisse liegen beiderseits nicht gleich. bei den naturwissenschaften haben wir es zumeist mit einer concreten aufsenwelt, mit dingen in einem räumlichen nebeneinander, bei dramen nur zum kleinern teil mit solchen zu tun, zum gröfsern teil zeigen die handlungen ein zeitliches nacheinander und würken von aufsen nach innen, wo sie neue geistige verbindungen eingehn. dort ist mehr anschauung und empfindung mafsgebend, hier vorstellung, phantasie, gefühl. der verf. bespricht weder den plan seiner beschreibung eingehend noch sein verhältnis zu vorgängern genauer, um (s. 9) 'das ohnehin schwerfällige buch nicht noch mehr zu belasten'. ref. glaubt nun, dass eine genauere philosophische auseinandersetzung in dieser richtung das buch nicht merklich belastet, wohl aber dessen verständnis sehr erleichtert hätte. der verf. lässt also fast nur den plan seiner beschreibung selbst sprechen, und so müssen wir uns auch zumeist daraus allein ein urteil bilden.

Der ganze plan der beschreibung verrät aber im allgemeinen nicht weniger philosophisch-theoretische als praktische anschauung. die eigenschaften sind so zusammengestellt, dass dabei der physiologisch-psychologische werdegang vom ding an sich bis zum vollen ästhetischen bewustsein zur geltung kommt. H. unterscheidet zunächst die ersten und zweiten eindrücke.

Beim ersten eindruck ist das publicum noch nicht zum bewustsein über die wahrgenommenen gesichts- und gehörseindrücke gekommen, als ob es die im stücke gebrauchte sprache des monologs, dialogs, der chöre nicht verstände, wenn auch die schälle der sprachlaute und ihrer gruppen, der metren, der musik an sein ohr schlagen, ihre tonstärke, -höhe, -farbe, ihre dauer und widerholung aufgefasst wird. bei den zweiten eindrücken handelt es sich dann um jenen geistigen process im publicum, der das volle verständnis des dargestellten und den entsprechenden ästhetischen genuss zur folge hat. H. will also mit diesen eindrücken auf dem wege vom sinnlichen eindruck bis zur vollen geistigen auffassung zwei stadien unterscheiden, die wir psychologisch ungefähr als empfindungs- und vorstellungsleben bezeichnen könnten. unter den ersten eindrücken sind aber nicht blofse sinnenreize, nicht die aufsenwelt an sich, sondern wahrnehmungen zu denken, die bereits von ästhetischen eindrücken begleitet sind, mag auch von gesichts- und gehörseindrücken die rede sein (s. 9), die noch nicht zum bewustsein (!) des zuschauers gekommen sind. man sieht schon hier, dass es schwer wird, die ersten und zweiten eindrücke zu sondern, dass sie und mit ihnen auch die beschreibungen vielfach ineinander fliefsen werden. die

gliederung der ersten eindrücke scheint sich dann zunächst an die kategorienlehre anzulehnen. wenn wir nämlich bei dieser praktischen beschreibung vom dingbegriff (οὐσία) absehen und die dinge hier gleich nach: I qualität (ποιόν), II quantität (ποσόν), III ordnung, einteilung: beziehung (πρός τι) der dinge untereinander und IV ästhetische würkung: beziehung der dinge zum auffassenden zuschauer berücksichtigen, so erlangen wir H.s vierteilung für die ersten und — zugleich für die zweiten eindrücke. im besondern lässt sich dann weiter für die ersten eindrücke der qualitätsbegriff (I) entwickeln, inwiefern das ding in: A) zustände gerät, B) vorgänge aufweist, und zwar: a) sichtbare oder b) hörbare, überall mit mehreren unterabteilungen. der quantitätsbegriff (II) kann beantwortet werden auf die fragen: A) quantum? B) quoties? C) quot? für ordnung, einteilung (III) und ästhetische würkung (IV) hat H. keine weitern unterabteilungen mehr, da auch III und besonders IV bei den ersten eindrücken wenig zur geltung kommen. wenn es nicht der systematischen vollständigkeit wegen wäre, hätten III und IV hier ganz weggelassen werden können. die beschreibung der ersten eindrücke ist also planmäfsig, nach logischen principien geordnet, formell fällt höchstens auf, dass gegenüber a) sichtbare vorgänge unter b) hörbare keine numerierten abteilungen mehr sind, wie man es bei einem kanon der beschreibung erwarten möchte.

Bei den zweiten eindrücken erwartet man zunächst beziehungen, in welchen die sichtbaren dinge und handlungen der spiele zu unserem 'ich' stehn, also zumeist logische, psychologische und ästhetische beziehungen. es wird daher nicht jedem leser gleich einleuchten, wieso hier wider dieselben unterabteilungen (qualität, quantität, ordnung, einteilung, ästhetische würkung) wie bei den ersten eindrücken begegnen. freilich sind vorstellungen wie empfindungen immer sich gleichbleibende symbolische zeichen der aufsenwelt, die nach qualitativen und quantitativen verhältnissen beurteilt werden können. überdies wird hier die qualität (I) nach: A) dramatische darstellung und B) dramatische ansprachen untersucht. die dramatische darstellung (A) gliedert sich, nachdem die spiele nach stoffen (passionen, weihnachtspiele . . .) unterschieden sind, dann in: a) zustände und b) vorgänge wie bei den ersten eindrücken, nur dass hier orte, personen, tiere, sachen . . . nicht mehr nach ihrer ursprünglichen sinnlichen auffassung, sondern jetzt nach ihrer durch das spiel und den zusammenhang bestimmten geistigen bedeutung beschrieben werden. während zb. früher (s. 23 f) unter den ersten eindrücken die schauspieler nur nach ihrer äufseren erscheinung beschrieben wurden, werden sie hier nach geschlecht, alter, rang und den geistigen eigenschaften als personen unterschieden. unter b) vorgänge werden I vorgänge

als reden (gespräche, gesänge) und II vorgänge als veränderte zustände und handlungen, mit und ohne rede, und zwar 1) einzeln oder 2) im zusammenhang betrachtet. unter B) dramatische auspracben erfahren wir nun, was diese im stücke bezweckten, während wir sie früher nur nach ihrer qualitativen verschiedenheit kennen gelernt hatten. die quantität (II) antwortet auch hier auf die gleichen fragen, aber während wir zb. unter den ersten eindrücken die gröfse der bühnen, die länge der stücke, sceneu, reden, rollen usw. kennen lernten, werden wir hier von ihrer eingebildeten gröfse und länge unterrichtet, von chronologischen und synchronistischen reihen usw.

Bei den ersten eindrücken war die ordnung bereits bei besprechung der verschiedenen gesichts- und gehörseindrücke hervorgetreten, und es erübrigte nur, unter III ordnung, einteilung nochmals auf die verschiedenen glieder der reihen, ihre unterbrechung, ihre gleichartigkeit und ungleichartigkeit . . . hinzuweisen, bei den zweiten eindrücken werden aber unter ordnung reihen berücksichtigt, die höhere anforderungen an die vorstellungskraft stellen, so parallelismus der reihen, durch verknüpfungen und parallelen bewürkte steigerungen, der dramatische aufbau, spiel und gegenspiel. die einteilung der spiele nach scenen, vor-, nach- und zwischenspielen ist oft schon äufserlich kenntlich und darum auch früher schon besprochen worden, hier ist nur weniges abweichende nachzutragen.

Die ästhetische würkung setzt bereits ein intensiveres vorstellungsleben voraus, daher erst bei den zweiten eindrücken von einer eigentlichen ästhetischen würkung die rede sein kann. diese wird zuerst im allgemeinen und dann im besondern behandelt. durch das volle verhältnis des dargestellten werden beim publicum und leser lust- oder unlustbetonte vorstellungen und später seelenbewegungen erzeugt, die nach H. ästhetisch 'im engeren sinne' sind. was nun H. unter ästhetisch im engeren oder weitern sinne versteht, erfahren wir wider nicht aus dem buche. es wäre hier, wo die ästhetische auffassung mafsgebend wird, am platze gewesen, auch den philosophisch-ästhetischen standpunct genauer festzustellen. der leser wird denn doch schon sehr neugierig, ob wir es hier mit Schellings ästhetischem idealismus oder Hegels concretem idealismus, ob mit Herbarts ästhetischem formalismus oder einem ästhetischen dualismus zu tun haben. man möchte wissen, ob hier die reale welt von der ästhetischen zu trennen, ob form und inhalt des schönen allein in der ideenwelt zu suchen ist. wenn wir schon von ästhetischer würkung bei den ersten eindrücken und im engeren sinne hören, so müssen wir, was Schiller weitausschauend schon erkannt hat (Briefe über die ästhet. erziehung), das naturschöne bereits als eine subjective erscheinung im menschlichen bewustsein gelten lassen, das auch ästhetischer schein ist, wenngleich durch unsre unbewust produ-

cierende phantasie hervorgebracht. die durch das volle verständnis erzeugten vorstellungen und seelenbewegungen führen dann das eigentliche kunstschöne, durch die bewust producierende phantasie hervorgebracht, mit sich. der sitz des sichtbaren schönen lässt sich im augenschein, der des hörbaren schönen im ohrenschein, der des poesieschönen im phantasieschein suchen. wenn wir nun die wahrnehmungskünste wie den klang der worte, die sprache nur als etwas secundäres, gleichsam blofs als sinnliches material des dramas gelten lassen, so dürfte sich das wahrscheinlich mit H.s auffassung von ersten und zweiten eindrücken und ästhetisch im engeren und weiteren sinne decken. auch das mittelalterliche schauspiel erregt nach H. dem augen- und ohrenschein nach unmittelbares gefallen und misfallen, ist also hereits von ästhetischer würkung, aber so, dass die betreffenden vorstellungen entweder nur durch sich selbst oder auch noch durch mitwürkung der miterregten nebenvorstellungen ästhetisch würken. lust oder unlust kann aber auch von den nebenvorstellungen selbständig ausgehn, ebenso von andern noch weiter entfernten vorstellungen, bei welchen aber dann die ästhetische würkung aufhört. eine landschaft erregt zb. ästhetische lust, und diese kann durch die nebenvorstellung des eben hörbaren vogelsanges u. dgl. erhöht werden, nicht aber ist die ästhetische würkung vom gedanken an die geliebte, mit der man hier sonst vielleicht lustwandelt, abhängig. die geliebte kann allerdings auch wider für sich ästhetisch würken, aber erst durch die vorstellung ihrer person, für die ästhetische würkung der landschaft ist diese nebenvorstellung bereits zu entfernt und unabhängig, weil für sich fähig, wider der träger ästhetischer würkung zu werden.

Noch stärker betont als vorstellungen sind dann die seelenbewegungen, die dann ästhetisch sind, wenn sie gleichfalls durch einen gegenwärtigen, vollkommen aufgefassten moment einer bestimmten tatsache lust oder unlust erwecken. fernergelegenes, vergangenes oder künftiges, das nicht unmittelbar zur verdeutlichung der vorliegenden tatsache mithilft, trägt nicht mehr zu dieser ästhetischen würkung bei. ästhetische seelenbewegungen können auch durch suggestion bewürkt werden. gelungene nachbildungen von zuständen und vorgängen erregen für sich lust und sind unabhängig wie entferntere nebenvorstellungen. wenn sie aber verdeutlichenden nebenvorstellungen entsprechen, tragen sie auch zur erregung ästhetischer seelenbewegungen bei. diese unterscheidungen beleuchtet H. an vielen und verschiedenen beispielen. der philosophische charakter des buchs kommt hier und bei besprechung des planes am anfange am meisten zur geltung.

Um ferner die ästhetische würkung im besondern darzulegen, hält H. an der unterscheidung von vorstellungen und seelenbewegungen fest. die schauspiele erwecken vorstellungen und

seelenbewegungen, die sich auf das stück, die aufführung, den dichter beziehen und verschieden betont sind. bei den vorstellungen wird die beziehung auf diese drei objecte ohne weitere unterabteilungen durchgeführt, bei den seelenbewegungen mit den formell merkwürdigen unterabteilungen: auf das stück und zwar 1) durch die schauspielerisch dargestellten zustände und vorgänge usw. a) die im leben durchaus erfreulich sind b) die im leben mit schmerz verbunden sind — dann: auf die aufführung — auf den dichter . . . nun folgt erst 2) seelenbewegungen durch suggestion erregt, nach mannigfachen affecten behandelt. die unästhetischen, durch das kunstwerk nebenher erregten vorstellungen und seelenbewegungen werden unter der bezeichnung 'association' nebenbei eingefügt.

So schliefst das buch ab, ohne einen überblick über das gewonnene, ohne jedes schlusswort. man greift dem zufolge gierig nach dem inhaltsverzeichnis, um einen bequemen überblick über den ganzen plan der beschreibung zu gewinnen, allein auch hier sind nicht alle unterabteilungen aufgenommen, vgl. 'ästhetische würkung' s. VII und s. 342 f. ein genaueres inhaltsverzeichnis, das zugleich ein register ersetzt, wäre nicht nur insofern von grofser wichtigkeit gewesen, als es einen einblick in und einen überblick über dieses schwierige buch gestattete, sondern auch insofern, als dadurch das nachsuchen einzelner merkmale bei so vielen spielen leichter geworden wäre. wir haben hier eine grofse zahl geistlicher schauspiele, in alle teile zerlegt, vor uns. bei so eingehnder beschreibung vieler individua vertieft sich der blick für den kunstcharakter, und es treten so viele merkmale heraus, dass wir bei sonstiger lectüre oder betrachtung nie in dem mafse auf sie aufmerksam würden. darin ligt ein hauptwert dieser beschreibung. nur ist es schwer, mit diesem inhaltsverzeichnis sich zurecht zu finden, zumal da auch die formelle gliederung des planes noch einghender und genauer hätte sein können. für einen kanon einer systematischen beschreibung ist das eine hauptsache. aber auch so wird jeder, der sich irgendwie mit dramatischer dichtung eingehender beschäftigt, aus der lectüre dieses buches grofsen gewinn ziehen. — störende druckfehler begegnen sehr selten. s. 329 z. 19 vu. fehlt ein relativpronomen, s. 176 z. 8 vo. ist 'nicht' zu streichen, s. 202 z. 6 v. u. l. Johannes.

Nun bleibt noch die letzte und wichtigste frage zu erörtern: haben wir in dieser beschreibung H.s würklich den von WScherer verlangten kanon für die beschreibung poetischer kunstwerke? — die wissenschaft ist dem verfasser jedesfalls für die grofse und schwierige arbeit dank schuldig. wenn sie sich für die zukunft nicht bewähren sollte, so ist der fehler nicht in dieser arbeit, sondern in der natur der sache begründet. in der systematik der naturwissenschaften haben wir freilich einen ausgezeichneten behelf für erkenntnis und unterricht, und es wäre gewis ein

gleiches auf dem felde der kunst höchst wünschenswert, allein hier ist die betrachtung aus der aufsen- in die innenwelt zu verlegen, und dabei verliert sich auch die realität, fassbarkeit und volkstümlichkeit. die vorstellungswelt hat nicht mehr das lebhafte der empfindungen, und die enge und einheit des bewustseins widerstreben einer anschaulichen zergliederung des gedanklichen. ein philosophisch gebildeter wird sich nur mühsam durch eine solche beschreibung durcharbeiten, ein praktisches, allgemein brauchbares werkzeug wird sie darum kaum werden. das scheint der verfasser am ende selbst gefühlt zu haben.

Krummau, october 1899. J. J. Ammann.

Gerstenbergs Ugolino. ein vorläufer des geniedramas. mit einem anhang: Gerstenbergs fragment 'Der Waldjüngling'. aus der handschrift veröffentlicht von dr Montague Jacobs. [= Berliner beiträge zur germanischen und romanischen philologie. veröffentlicht von dr Emil Ebering. xiv, germanische abteilung nr 7.] Berlin, EEbering, 1898. 2 bll. und 147 ss. gr. 8°. — 3 m.

Der vf. sucht mit der vorliegenden studie 'die enge verwantschaft des Ugolino mit der dramatischen dichtung des sturm und drangs aufzuzeigen'; so sagt er selbst (s. 2). er gibt aber bedeutend mehr, denn er behandelt in einem eigenen capitel die stoffgeschichte, dh. das allmähliche bekanntwerden der Ugolinoepisode aus Dantes comödie, ihre verschiedenen verarbeitungen in den litteraturen und analysiert überdies Gerstenbergs drama sehr förderlich vom standpuncte der ästhetik. mich will bedünken, dass der zweite teil ansprechender sei, als der erste. hier wird nachgewiesen, dass Gerstenberg aufser der genannten episode und dem in landläufigen Dantecommentaren enthaltenen keine quellen benutzt habe. dann bespricht J. die veränderungen, die Gerstenberg auf Lessings rat am texte seines dramas vornahm. nach Redlichs andeutungen (Lessings briefe, Hempel xx 2, 239 anm.) muss das drama früher etwa dort geschlossen haben, wo es heifst: '*(er wirft sich heftig neben Anselmo hin)* . . . . *(er spreizt seine Arme über den Boden aus* . .', wenigstens bietet das von Redlich gerettete fragment: '*Ugolino spricht wie träumend vom Geschrei der Sterbenden, Da er Anselmos Leichnam sieht, verflucht er die Stunde seiner Geburt* [in der ersten fassung heifst es kurz vor der citierten stelle: '*Verflucht sey das Weib, das mich gebar! Verflucht die Wehemutter, die das Wort aussprach: Der Knabe lebt.*'] *Entkräftet sinkt er zu Boden, streckt sich auf dem Boden aus, als ob er die Erde umarmt, der er sich vermählt.*') der jetzt den beschluss bildende monolog Ugolinos scheint erst später hinzugesetzt. mir ligt das original freilich nicht vor, sondern nur der neudruck im '16 band der familienbibliothek der deutschen Classiker' (Hildburghausen und Amsterdam, Bibl. institut 1841), der auf die späteren veränderungen keine rücksicht nimmt. die ver-

schiedenheiten im einzelnen berücksichtigt J. nicht weiter, nur die einschneidenden umbildungen werden erwähnt. das wichtigste bietet der vf. in dem abschnitt über Ugolinos verhältnis zu Shakespeare. hier entwirft er mit berücksichtigung der Schleswigschen litteraturbriefe ein umfassendes bild dessen, was Gerstenberg bei Shakespeare lernte, was er aufnahm, worin er dabei den geniemännern gleicht, worin er sich unterscheidet. besonders zu erwähnen ist, dass J. wenigstens flüchtig auch auf das deutsche drama des 17 jhs. einen blick wirft; es wäre wol der untersuchung wert, wie weit es nachwürkt, ob wir kenntnis bei den stürmern voraussetzen dürfen usw. J. bemerkt sehr richtig, dass Gerstenberg die handlung des dramas vollständig in das innere seiner person verlegt, und sieht darin ein übertrumpfen Shakespeares. es hätte sich vielleicht empfohlen, bei dieser frage auch die parallele des epos zu streifen. Klopstock brachte die grofse neuerung, dass er im Messias nicht äufseres geschehen, sondern innere handlung vorführte, dass er dem objectiven epos der antike die neue, subjective, psychologische, innere epik entgegensetzt. Klopstock begann jene zerfasernde darstellung des seelenlebens, die sich seither immer mehr vertieft, entwickelt, verfeinert hat, die sich in immer mehr gattungen der poesie ausdehnte, die zuerst auf das drama angewendet zu haben das verdienst Gerstenbergs ist. wie Klopstock das 'innere leiden' seines helden, so stellt Gerstenberg das innere leiden Ugolinos dar; das äufsere geschehen, das was man sonst handlung nannte, drängen beide zurück. aber wenn Klopstock, da er dem 'tatsachenepos' ein modernes psychisches epos folgen liefs, bei dem gefühle und gedanken als handlung erschienen, immer unter dem druck der tradition stand und dem früheren geschmack concessionen machte, so verfiel auch Gerstenberg trotz seiner viel gepriesenen neuerung dem weiterlebenden einfluss des antiken dramas. in beiden fällen entstanden zwittererscheinungen. übrigens brauchte es sehr lange, bis die keime für das epos und das drama völlig zur entwicklung kamen; wir sehen eigentlich erst in unserer zeit den versuch, mit aller consequenz die psychologische art durchzuführen selbst auf die gefahr hin, toll zu erscheinen, man nehme zb. für die epik St. Przybyzewki und fürs drama Maeterlinck. Gerstenberg ist für das drama etwa das, was Klopstock fürs epos, nur blieb die würkung des Ugolino natürlich weit hinter jener des Messias zurück. im einzelnen weist auch J. den einfluss Klopstocks für den Ugolino nach, besonders für die zeichnung des heldenknaben Anselmo; er macht zudem auf das drama 'Bonduca' von Beaumont und Fletcher aufmerksam, das Gerstenberg gekannt und benutzt zu haben scheint. in dem abschnitt über die kindersceneu, der im ganzen auf meine darstellung verweist, ist die zusammenstellung der shakespearischen kinderfiguren wertvoll. es hätte hier übrigens des contrastes wegen auf das schle-

sische drama zurückgegriffen werden können, wo uns kinder, abgesehen von Gryphs übersetzung der Felicitas von Caussinus und der Gibeoniter von J. van den Vondel, hauptsächlich bei Hallmann begegnen, im 'Theodoricus Veronensis', in der 'Mariamne', der 'Sophia', wo die drei töchter Fides, Spes und Charitas, 12, 10 und 9jährig, der mutter im glaubenseifer nicht nachstehn, endlich in der 'Catharina'; sie sprechen freilich so unkindlich wie nur denkbar.

Shakespeares einfluss auf motive und stil wird vorsichtig erwogen, nur an zwei stellen nimmt J. eine übereinstimmung im wortlaut an. eine dritte scheint mir auch nicht abzuweisen; ich meine den wahnsinnsausbruch bei Anselmo im 4 aufzug, der an könig Lear III 4 erinnert. '*Die da auf dem Stroh, ich habe zu thun . . . Hinweg!*' . . . '*What art thou that dost grumble there i' the straw? Come forth . . . Away!*' Eschenburg übersetzt: '*Wer bist du denn, der dort auf dem Stroh murmelt? Hervor! . . . Hinweg!*' man ziehe jedoch auch das weitere, besonders Edgars lied herbei, um zu erkennen, wie unbewust Gerstenberg bei der ausführung des wahnsinns von Shakespeare abhängt.

Anregend sind zb. beobachtungen über den stil, zumal der vergleich mit Klopstocks sprache, mit Lessing, mit Ossian, mit den geniemännern. die manier der personen, von sich in dritter person zu sprechen, ist schon dem schlesischen drama eigen; so sagt zb. Seleucus in 'Antiochus und Stratonica' von Hallmann (s. 64): '*Seleucus ist nun alt, sein Leben läufft zu Ende*', wo wir unbedingt die erste person erwarten. ebenso ist dem 17 jh. die vorliebe für gefängnisscenen eigen.

Nichts vermochte J. über die Berliner aufführung des Ugolino zu erkunden; bei Plümicke wird ihrer überhaupt nicht gedacht. den stimmen über das drama, die J. bespricht, kann noch Wittenberg angereiht werden; im Beytrag zum Reichs-post-reuter 1768 vom 28 november (92 stück) bewundert er das stück aufs lebhafteste, tadelt nur, dass man die geschichte kennen müsse, wenn man alles verstehn wolle, und findet manches blofs des zuschauers willen gesagt. EEBuschmann (vgl. Goedeke v[2] 256 und ADB 9, 64) schreibt aus Stralsund den 18 februar 1769 (so statt 1768) über den eindruck, den die 'Kritischen wälder' auf ihn machten, und über seine verwunderung, dass man den vf. nicht erraten könne, an Nicolai; er nennt Herder als mutmafslichen vf. und fährt fort: *Ich kenne den Herrn von Gerstenberg nicht genau genug, sonst ist mir eingefallen, ob er es seyn könnte, doch dies Räthsel wird sich noch wohl auflösen. — Gerstenbergs Ugolino hat mir im ganzen sehr gefallen und nicht wenig gerührt. Just vieles, was die Klotz-Bibl. tadelt, dünkt mich ausnehmend rührend zu seyn, z. E. wenn Gaddo sagt: du hast wohl gethan, Madonna, denn deinen armen Knaben hungerte sehr*'. für die würkung auf Schiller vgl. Minor I 573.

Nicht den gleichen günstigen eindruck macht der erste teil von J.s schrift. hier wird eine reihe von werken hintereinander vorgenommen, die nur in dem einen zusammenhang stehn, dass sie denselben stoff behandeln; es ist gar kein versuch gemacht, im wege der vergleichung resultate sei es für die verschiedenen nationen oder die verschiedenen zeiten zu ziehen; darum erscheint mir der wert dieser zusammenstellungen recht fraglich. notizen über Chaucers 'Erzählung des mönchs', dann über ein Münchner jesuitendrama von 1675, dessen programm J. aufgefunden hat, dann über Bodmers 'Hungerturm in Pisa' (1709), Ducis verballhornung des 'Romeo' durch das Ugolinomotiv (vgl. jetzt JJusserand Shakespeare en France sous l'ancien régime, Paris 1898), LPhHahns 'Aufruhr', ein anonymes italienisches drama von 1779 usw. bis zu einem epos von Reuleaux (1878) herunter werden aufgetischt. zwar ist ein solches aneinanderreihen von zettelsammlungen mode, aber wir lernen bei J. höchstens das éine, dass vor Gerstenberg, so viel wir wissen, nur ein einziger versuch gemacht wurde, den Ugolinostoff zu dramatisieren, während sich später solche versuche widerholen; sie gehören doch gewiss in das capitel 'aufnahme'. übrigens konnte J. auch nur jene drei auftreiben, die ich für den 'Aufruhr zu Pisa' heranzog, die von Bodmer, Hahn und Schack.

Andere bedeutung hat die ähnliche, nur viel flüchtigere skizze in der einleitung zu Gerstenbergs fragment 'der Waldjüngling', weil es hier darauf ankam, die geistige richtung zu kennzeichnen, aus der das werk erwächst. mit dem abdruck dieses bruchstücks hat J. unsere kenntnis Gerstenbergs bereichert. allerdings hat sich nur eine scene erhalten, die aber durch verschiedene notizen ergänzt wird. Gerstenberg wollte darnach (wol im jambischen trimeter, nicht in rhythmischer prosa!) unter Rousseaus einfluss einen naturmenschen in seinem verhältnis zur cultur darstellen. ein waldjüngling ist unter den tieren aufgewachsen, hat vieles von ihnen gelernt, während ihm alles menschliche fremd blieb; wir haben also etwas ähnliches wie in Kiplings Dschungelbuch vor uns. die liebe vollzieht am waldjüngling die metamorphose vom tier zum menschen. wie der conflict, den die exposition andeutet, sich entfalten sollte, das geht aus den notizen nicht hervor. im ausgeführten teil finden wir starken einfluss der idyllendichtung; mir ists darum recht zweifelhaft, ob wir das fragment würklich nach dem Ugolino anzusetzen haben, trotz dem briefe Boies vom 8 januar 1771. Redlich bemerkt (ADB 9, 61), dass Gerstenberg 1759 die altnordische geschichte studierte und in ihr stoffe zu dramatischen entwürfen fand. wie im Waldjüngling ein bezähmter wilder, so wird in den Tändeleien die bezähmung der Phyllis durch den kuss (Amors triumph) dargestellt; wie dort der preis der jagd von Cindis und Hilde gesungen wird, so hier von den einzelnen liebesgöttern der triumph Amors. auch die

nymphe Danaes könnte genannt werden, um darzutun, dass 1759 motive des Waldjünglings bei Gerstenberg begegnen. es ist bei unserem mangel an quellen für Gerstenbergs entwicklung allerdings mislich, solche datierungsfragen aufzuwerfen, aber mir scheint doch die übereinstimmung mit den dichtungen um 1760 mafsgebend. bei der schweigsamkeit des dichters über seine begonnenen arbeiten ist, wie auch J. bemerkt, aus briefen nichts zu gewinnen. auch Weifse, der Gerstenbergs erstling 'Turnus' in händen gehabt hatte, erwähnt in seinen briefen an Nicolai nur noch 'kleine gedichte'; er schreibt am 6 januar 1759 : *Hier hat mir ein junger Mensch, der Verfasser der kleinen Anakreontischen Erzählungen, die bey Dycken unter dem Titel Tändeleien herausgekommen sind, etliche kleine Gedichte zugeschickt; ich habe nichts als die Satyre über die Mittelmäfsigkeit der Dichter gelesen, und diese ist in der That nicht schlecht: ich bitte mir sie bald wieder aus: er hat mir auch unlängst eine Tragödie zugeschickt, die er an die Verfasser der Bibl. übersenden wollte; es waren sehr schöne Stellen darinnen, aber das ganze taugte nichts.* die beschäftigung mit der nordischen geschichte fällt aber erst in die zweite hälfte des jahres 1759. J. erwähnt die mahnung Schützes vom 16 november 1759, Gerstenberg möge einen altnationalen stoff wählen.

J. hat sich mit diesem hefte gut eingeführt; hoffentlich gibt er uns später eine vollständige monographie über Gerstenberg, die endlich an der zeit wäre.

Lemberg, 14 juni 1899. R. M. Werner.

Goethestudien von Max Morris. zweiter band. Berlin, Conrad Skopnik, 1898. 236 ss. 8°. — 3 m.

Dem ersten bändchen seiner Goethestudien (vgl. Anz. xxiv 306 ff) hat Morris in jahresfrist ein zweites folgen lassen. dieselbe mischung von eifrigem, oft von erfolg gekröntem spürsinn, scharfsinniger combinationsgabe und irreführender zuversichtlichkeit, wie in der älteren arbeit, finden wir hier wider.

In den beiden ersten aufsätzen beschäftigt sich M. mit der herzogin Luise und Christiane Vulpius in Goethes dichtung. auf die erstere bezieht er nicht nur Lila und das ballet Amor, sondern auch den Triumph der empfindsamkeit (Mandandane), Proserpina, Tasso (prinzessin), Wilhelm Meister (gräfin), die Jagd (fürstin) und das Märchen (lilie); ein abbild Christianens findet er — abgesehen von den dichtungen, die allgemein auf sie bezogen werden — in Alexis und Dora, dem Neuen Paris (Alerte) und der Neuen Melusine. seine ausführungen geben jedoch zu manchen zweifeln aulass. M.s auslegung des Märchens bleibt gezwungen, und die alten bedenken werden durch das neue material, das er beigebracht hat, nicht gehoben. in andern fällen sind seine deutungen jedesfalls um nichts besser als frühere hypo-

thesen; das vorbild für Proserpina hat man in Glucks nichte, das von Dora in der schönen Mailänderin sehen wollen — und gewis mit ebensoviel recht, wie M., wenn er auf die herzogin und Christiane hinweist. und dass für die prinzessin im Tasso frau vStein die hauptzüge geliefert hat, ist doch wol keinem zweifel unterworfen. bestechend ist M.s deutung des Triumphs der empfindsamkeit : das fürstliche paar erinnert in manchen zügen an Carl August und Luise, und die beobachtung, dass der prinz im letzten act mit seinen ernsten worten eigentlich aus der rolle fällt, ist gewis zutreffend; im ganzen stück sieht M. ein verhülltes liebesgeständnis Goethes für die junge herzogin. wenn nur diese angebliche liebesleidenschaft nicht gar so unwahrscheinlich wäre! für eine warme und tiefe verehrung der herzogin sprechen Goethes briefe an frau vStein allerdings; ist es aber überhaupt denkbar, dass er in der zeit seiner ersten glühendsten liebe für diese der gleichen leidenschaft für eine andre frau fähig gewesen sein soll? auch werden wir beim aufspüren von modellen nie vergessen dürfen, was Goethe am 8 aug. 1776 an frau vStein schreibt : *Ich hab an meinem Falcken geschrieben, meine Giovanna wird viel von Lili haben, du erlaubst mir aber doch dafs ich einige Tropfen deines Wesen's drein giefse, nur so viel es braucht um zu tingiren.* so mögen im Triumph der empfindsamkeit noch manche andre persönlichkeiten modell gestanden, manche andre ereignisse eingewürkt haben. es ligt nahe in Lenz und seiner unseligen leidenschaft für die herzogin ein vorbild des prinzen zu suchen; ja man könnte sich versucht fühlen, in einigen stellen des Triumphs der empfindsamkeit (bd 17 s. 62, 11—15, s. 65, 4) anspielungen auf Lenzens 'Tantalus' zu entdecken. — im Neuen Paris glaubt M. in den drei schönen Friederike, Lotte Buff und Lili zu erkennen — und was er dafür anführt, ist recht ansprechend —, während Alerte ein abbild Christianens sein soll; das würde aber doch gar zu sehr aus dem rahmen von Dichtung und wahrheit fallen; eher ist wol ein weibliches idealbild darunter zu verstehn, wie es sich der phantasie des knaben darstellen mag. — auch die Neue Melusine, die Lucius so glücklich auf Friederike gedeutet hat, ist nach M. ein abbild Christianens. und die entstehungsgeschichte des märchens (1797 concipiert, 1807 ein jahr nach der kirchlichen trauung ausgeführt, 1817 ein jahr nach Christianens tode veröffentlicht) scheint für M. zu sprechen. es lässt sich aber schlechterdings kein zeugnis dafür anführen, dass Goethe 1807 ein verlangen nach einem 'durchfeilen des rings' gehabt, und selbst 1797 in der elegie Amyntas spricht sich das gefühl der unzertrennlichkeit von Christiane ergreifend aus, obwohl Goethe hier bekennt:

Ja, die Verrätherin ist's! sie schmeichelt mir Leben und Güter,
Schmeichelt die strebende Kraft, schmeichelt die Hoffnung mir ab.

ferner wissen wir garnicht, ob das Märchen, wie es uns vorligt,

noch dem plan von 1797 entspricht, der der überlieferten, Goethe längst vertrauten sage näher gestanden zu haben scheint (denn unsre Melusine könnte er nicht ein 'undenisches pygmäenweibchen' nennen; an Schiller 12—14 aug. 1797). es ist sehr wol möglich, dass das Märchen im j. 1812, als Goethe es für Dichtung und wahrheit neu dictierte (Tageb. 24—29 sept.), noch eine umgestaltung erfahren hat; aber auch 1807 könnte Goethe, angeregt durch Bettina Brentanos besuch im april (RSteig Achim vArnim und Clemens Brentano s. 218 u. 359), bereits im hinblick auf Friederike das motiv vom durchfeilen des ringes erfunden haben; wissen wir doch aus Riemers tagebüchern, wie gern sich Goethe damals in gedanken mit seiner jugendzeit beschäftigte und auch mancherlei daraus erzählte. vielleicht erhalten wir durch die Weimarer ausgabe (ein schema ist ja Tageb. 3, 440 erwähnt) neue aufschlüsse. — nicht vergessen will ich anzuführen, dass M. die einwürkung italienischer märchen, die Goethe 1798 für den Benvenuto Cellini excerpieren liefs (bd 44 s. 414; vgl. s. 358 f), auf Goethes eigne märchendichtungen wahrscheinlich gemacht hat; es wäre dankenswert, wenn er diesen spuren weiter nachgehn wollte.

Manigfache anregungen und auch sichre positive ergebnisse verdanken wir M.s studie über die Faustparalipomena. schätzbar sind zunächst zwei wichtige quellennachweise. für die classische walpurgisnacht wird eine weitergehnde benutzung von Lucans Pharsalia erwiesen, als man bisher angenommen hatte; über den einfluss Miltons, der durch Loeper und Sprenger (Engl Stud. 1893 s. 304/6) bekannt war, werden glückliche beobachtungen mitgeteilt. Par. 131 wird durch briefstellen gut erläutert, für Par. 115. 146. 190 die richtige beziehung ermittelt, die identität von Par. 111 und v. 5588/9 richtig erkannt; in der erklärung von Par. 162 hat M. irrtümliche vermutungen der Weimarer ausgabe und Niejahrs berichtigt und noch manche beachtenswerte anregung gegeben. einige resultate, die er als neu vorbringt, sind ihm allerdings bereits von andern vorweggenommen: schon Harnack hat in Par. 1 die formeln für die Wagnerscene richtig erkannt (VLG. 4, 169), für den grösten könig in Par. 67 hat bereits ESchmidt auf Friedrich den Grofsen hingewiesen (Anz. xx 289 f), Par. 164 hat schon Strehlke zu 8984 ff gestellt, und Strehlke hat auch für Par. 175 vor M. dieselbe erklärung wie dieser gegeben. immerhin wird man eine klare und sachliche recapitulation über Par. 1 gern lesen, weniger gern überall den zwar geistreichen, aber überkühnen reconstructionen früherer pläne, wie M. sie versucht, zustimmen. nach Par. 123 schliefst Mephisto mit der Enyo ein bündnis, 'dessen offenkundige bedingungen nichts heifsen wollen, die geheimen aber desto merkwürdiger und folgenreicher sind'. auf grund der worte des Par. 127, die Mephisto angeblich zu Enyo sprechen sollte:

Das mufs dich nicht verdriefsen
Wer kuppelt nicht einmal um selber zu geniefsen.

erklärt M. die geheimen bedingungen des vertrags: '1) Enyo befördert die vereinigung Fausts mit Helena. 2) sie, die urhässliche, in der schönheitsfreudigen Griechenwelt vom liebesgenuss ausgeschlossen, darf dafür Mephistos reelle gunst in anspruch nehmen'. in die scenen zwischen Mephisto und Enyo setzt M. ferner die Paralipomena 140. 143. 150. 129. 152 u. 132. auf noch bedenklicheren grundlagen baut sich M.s erklärungsversuch von Par. 204 auf:

Mir grillts im Kopf kan ichs erreichen
Der listigste von meinen Streichen.

Par. 199 gibt ihm die lösung:

Willst du zu deinem Zweck gelangen
Mufst dir nicht selbst im Wege stehn
Die Griechen wufsten wir zu fangen
Wir machten uns auf eine Weile schön.

wie die Griechen (nach anschauung der kirchenväter) durch teufel, die sich 'für eine weile schön machten' und ihnen als götter erschienen, um ihr seelenheil betrogen wurden, soll Mephisto hier den heiligen frieden der engel durch anreizung zur sinnlichkeit stören, ihre rosen würkungslos machen und sie der gnade verlustig gehn lassen. so vieldeutige verse wie die des Par. 199 sind wenig geeignet, kühnen deutungen zur stütze zu dienen. — besonnener und in der hauptsache gewis richtig erörtert M. die verschiedenen pläne für den abschluss des Faust; nur geben die daten, die ohne jede begründung geblieben sind, zu zweifeln anlass. Par. 94 u. 95 sind nach ESchmidt freilich erst 1824 geschrieben, von ihm aber mit gutem grunde der ältesten phase zugewiesen. Goethe hat nämlich am 3 aug. 1815 auf SBoisserées frage nach dem ende des Faust geäufsert: *Das sage ich nicht, darf es nicht sagen, aber es ist auch schon fertig und sehr gut und grandios gerathen, aus der besten Zeit . . . Faust macht im Anfang dem Teufel eine Bedingung, woraus Alles folgt* (Biedermann III 192). aber auch der dritte plan (appellation Mephistos, gericht) wird weiter zurückzudatieren sein, da Goethe die verse der rosenstreuenden engel schon in einer hs. vom 6 april 1825 an Boisserée schickt (bd 15, 2 s. 149).

Freier noch kann sich die combinationslust bei der ausdeutung der Weissagungen des Bakis ergehn, wo ich auf einzelheiten nicht mehr eingehn kann. das verfahren ist dasselbe wie im ersten band. wenig vertrauenerweckend ist es, dass er zwei seiner frühern deutungen hier zurücknehmen muss. wo M.s erklärungen am einleuchtendsten erscheinen und er gute belege beibringt (spruch 2. 21. 29. 30), nähert er sich ältern auslegungen (von Viehoff, Ehrlich, Baumgart).

Unter den Miscellen heb ich die untersuchungen zum Ewigen

juden und zur Natürlichen tochter hervor. hier erklärt M., das 'schema zur fortsetzung' schematisiere nicht nur die fortsetzung, sondern auch das ausgeführte stück, und versucht dieses schema zur aufhellung des plans auszunutzen. dort wird der entwurf über Pius VI gut erläutert.

Berlin, februar 1899. CARL ALT.

Novalis sämtliche werke. herausgegeben von CARL MEISSNER, eingeleitet von BRUNO WILLE. Florenz und Leipzig, Eugen Diederichs, 1898. XCII und 237. 313. 368 ss. 8°. — 7,50 m.

'Genau hundert jahre nach der drucklegung der ersten fragmente von Novalis, mehr als fünfzig jahre nach dem erscheinen der letzten auflage seiner gesammelten werke haben verleger und herausgeber gemeint, sei es an der zeit, Novalis litterarisches schaffen zum ersten mal ganz vollständig und übersichtlich angeordnet, zu veröffentlichen'. ein schöner vorsatz, unseres wärmsten beifalls wert! wir benötigen dringendst eine modernen anforderungen entsprechende ausgabe der schriften und briefe von Hardenberg. von allen seiten regt sich das interesse für den seelisch tiefsten und künstlerisch begabtesten genossen der ältern romantischen schule. die schriften, die sich mit dem rätselvollen seher beschäftigen, mehren sich rasch. gerade ihnen wäre eine verlässliche grundlage höchst notwendig.

Die erwartungen, die durch jene ankündigung erweckt werden, stimmen sich alsbald herab, wenn der vorbericht fortfährt: 'keine philologisch-kritische ausgabe mit einer überlast von fufs- oder schlussnoten, sondern eine ausgabe für den ästhetischen geniefser, den gegen wolweisheit empfindlichen litteraturfreund sollte geschaffen werden'. gewis, zum ästhetischen genusse laden die vom verleger reizend ausgestatteten und doch so wohlfeilen bände ein. die originalausgaben der deutschen romantiker sind im allgemeinen viel schöner als die neuern drucke. WSchlegel und Tieck, Arnim und Brentano, Hoffmann und Chamisso stehn längst wider in einem sympathischen gewande vor uns; allein Novalis leidet unter der form, in die ihn GReimer gebracht hat, — freilich nicht nur äufserlich. zur neuen ausgabe greifen wir gerne; anspruchslos und praktisch, leicht lesbar und auf gutes papier gedruckt würkt sie durchaus ästhetisch, es sei denn, dass der 'talmisecessionistische' umschlag (so nennt man es ja wol) den feinfühligeren beleidige.

Leider umhüllt er auch ein ganz dilettantisches machwerk. keine 'philologisch-kritische ausgabe' soll geboten werden. den mund so voll nehmen und verächtlich auf die 'überlast von fufs- oder schlussnoten' hindeuten, ist unendlich bequem. freilich schreibt man sich mit solchen reporterwendungen die pflicht vor, besseres zu liefern. ich aber glaube, dass hier wider einmal dem fuchse die trauben zu sauer waren. es ligt mir fern, ein wei-

teres publicum von geniefsenden mit wissenschaftlichem apparate zu belästigen. doch zuverlässiges wird auch in populärer form nur geben, wer auf streng wissenschaftlichem boden steht. weil dem publicum unsre art philologischer textbehandlung misfällt, ist sie noch lange nicht verwerflich. welche andre wissenschaft liefse sich von laien solche vorwürfe bieten? freilich wird auch auf dem felde moderner philologie die gelehrte arbeit sich besser innerhalb der engsten kreise abspielen, wird, wer ins weite dringen soll, lieber nur die resultate aufzeigen, nicht den weg, auf dem die resultate gefunden worden sind. wer aber diesen weg nie beschritten hat, ja unfähig ist ihn zu gehn, der bleibe auch mit seinen fictiven resultaten daheim. und vollends soll er nicht das handwerk schänden; sonst wird er schlecht und schmählich enden.

Meifsner glaubt, die aufgabe eines herausgebers, der 'Novalis litterarisches schaffen zum ersten male g a n z v o l l s t ä n d i g und ü b e r s i c h t l i c h g e o r d n e t' vorlegt, beschränke sich auf das problem, 'aus den zwei bänden der von Schlegel und Tieck herausgegebenen ersten bis fünften auflage und dem nachtragsband von 1846, den Eduard vBülow unter Tiecks ägide veröffentlichte, ein organisches ganzes zu machen'. er nimmt ferner von dort nicht abgedruckten arbeiten Hardenbergs in seine edition auf: die vier aus Meusebachs sammlung von Hoffmann vFallersleben in den Findlingen i 139 f veröffentlichten gedichte, den fragmentencyclus 'Glauben und liebe' aus den Jahrbüchern der preufsischen monarchie (1798. ii 269—286), den nur in der 4 auflage enthaltenen aufsatz 'Die Christenheit oder Europa'.

M. nennt in seinem vorbericht 'das kluge buch über Novalis lyrik von dr Carl Busse' und bezeichnet es als 'dankbar benutzte grundlage'. natürlich kennt er nicht, was Busse entgangen ist. ich verweise hier nur auf Anz. xxv 318. allerdings ist es mit der bibliographie von Hardenbergs schriften überhaupt böse bestellt. der artikel des neuen Goedeke ist unvollständig; und auch FBlei gibt sich teuschungen hin, wenn er ('Die gedichte des Novalis', Reclams univ.-bibl. 3831, s. 106 ff) seine immerhin dankenswerten zusammenstellungen für vollständig hält.

Von vollständigkeit kann auch bei M. die rede nicht sein. doch viel schwerer fällt ins gewicht, dass er überhaupt die ausgabe von FSchlegel, Tieck und Bülow zu grunde legt. wer nur ein wenig umschau hält, überzeugt sich sofort, unter wie mislichen umständen sie zu stande gekommen ist. Hardenberg ist am 25 märz 1801 gestorben. bis zu diesem tage war von seinen werken nur ein bruchteil veröffentlicht, und zwar: im Neuen Teutschen Merkur 1791 die Klagen eines jünglings, im Athenäum 1798 und 1800 die aphorismensammlung Blüthenstaub, sein anteil an den Athenäumsfragmenten und die Hymnen an die nacht, in den Jahrbüchern der preufsischen monarchie von 1798 der

cyclus Blumen und der aufsatz Glaube und liebe. für das Athenäum bestimmt war der aufsatz Die Christenheit oder Europa; er lag druckreif vor, kam aber nicht zur veröffentlichung. für den Musenalmanach, den AWSchlegel und Tieck zum j. 1802 rüsteten, hatte er das gedicht An Tieck und (vermutlich) die 7 ersten Geistlichen lieder vorbereitet (vgl. Raich Novalis briefwechsel s. 132, Holtei Briefe an Tieck III 245). endlich war der erste teil des romans Heinrich vOfterdingen im mscr. fertiggestellt.

Wie wenig sorgfalt die herausgeber der originalausgabe diesem materiale angedeihen liefsen, erweise die entstehungsgeschichte dieser edition. ich gebe im folgenden die wichtigsten daten aus dem gedruckten materiale und füge aus ungedrucktem einige notizen hinzu, die ich dem künftigen herausgeber von Tiecks briefen, Gotthold Klee, zu danken habe; er stellte mir die einschlägigen briefe Tiecks an Wilhelm Schlegel und Sophie Bernhardi und Tiecks briefe an Reimer freundlichst zur verfügung.

Zunächst sei der abdruck des 'Ofterdingen', also der 1 band der ausgabe, ins auge gefasst.

Zu Hardenbergs lebzeiten noch hatte Wilhelm Schlegel dem freunde einen verleger verschafft (Holtei Briefe an Tieck III 254. 259). als Novalis zu Weifsenfels in Friedrich Schlegels armen verschied, hinterliefs er nur ein fragment des romans; den freunden stellte sich vor allem das problem, in welcher form sie das unvollendete werk des wenig bekannten dichters dem publicum vorlegen sollten. Wilhelm Schlegel, damals in Berlin, scheint mit den freunden [1] die idee ausgeheckt zu haben, 'der Afterdingen müsse von fremder hand vollendet werden', etwa von Tieck. wenigstens bekämpft Friedrichs brief an Wilhelm vom 17 april 1801 mit gewichtigen, einsichtsvollen gründen den verkehrten gedanken: *Mag doch jeder von uns den Krieg zu Warteburg behandeln nach seiner Weise; das thue ich leicht auch einmal ... Aber den Afterdingen* [2] *unsres Novalis wird wahrlich*

[1] zu diesen ist Schleiermacher zu zählen, vgl. Aus Schleiermachers leben in briefen III 268. ferner wol Sophie Bernhardi.

[2] in meiner ausgabe halte ich (1890) die form *Afterdingen* an diesen stellen, der hs. folgend, festgehalten. das inhaltsverzeichnis des Musenalmanachs f. d. j. 1802 spricht gleichfalls (s. IV) von dem roman *Heinrich von Afterdingen*. so viel ich sehe, hat man seither diese tatsache nicht näher in betracht gezogen. die form *Ofterdingen* scheint wol erst nachträglich von Tieck gewählt worden zu sein, da sie doch 1802 im Musenalmanach noch nicht erscheint. noch Erduin Julius Kochs Compendium der deutschen litteraturgeschichte (Berlin 1795) I 98 schreibt: *Heinrich v. Ofterdingen* (*Afterdingen, Efterdingen*); Jördens Lexikon deutscher dichter und prosaisten (Leipzig 1808) III 633: *Heinrich von Ofterdingen* (*Afflerdingen, Efflerdingen*). die namensform Afterdingen dürfte wol auch in den hss. der andern romantischen briefwechsel erscheinen, die im drucke die spätere form *Ofterdingen* festhalten. jene ältere aber scheint mir einen fingerzeig zu geben, wo Hardenbergs quelle zu suchen ist. so viel ich sehe, hat man sich um seine vorlagen

keiner von uns vollenden und keiner fortsetzen und wenn er sich in Kochstückchen schnitte. Und vollends Tieck. Dieser ist in allem Mechanischen dem Hardenberg so weit überlegen, dass alles was da ist, durchaus zerstört und umgebildet werden müsste, wenn das Ganze nur einige Harmonie haben sollte. Aber was der Kern und das Wesen ist in jenem göttlichen Fragmente, das liegt fern ab von allem wenigstens, was Tieck sagt und sagen kann. wie tief blickte FSchlegel beiden in die künstlerseele! er fügte die hochwichtige bemerkung hinzu: *Hardenbergs Mittheilungen über den 2ten Theil können nun vollends gar nichts gelten; noch den letzten Tag sagte er mir, dass er seinen Plan ganz und durchaus geändert habe* (s. 477).

Anfangs mai 1801 traf FSchlegel mit Tieck in Leipzig zusammen (an Wilhelm s. 482); dort wurde über die herausgabe beraten. alsbald wendete sich Tieck zweimal brieflich an Wilh. Schlegel, in dessen händen der erste teil des romans war, und bittet um zusendung des manuscripts (Tieck an WSchlegel, bei Klette nr 13 u. 15 hsl.); er habe eine sehnsucht danach, die er nicht sagen könne. ein späterer brief Tiecks (Klette nr 17, hsl. vom juli 1801) lehrt, wie das manuscript in Wilhelms hände gekommen war. Novalis hatte es an Wilhelm und Tieck nach Berlin gesendet. Tieck nahm es mit, um es dem verleger Unger zu zeigen. er hatte den auftrag, 'die sprache hier und da zu ändern'. Unger gab es Tieck zurück, der es in Berlin bei seiner abreise nach Sachsen in Wilhelms händen liefs, und zwar unter dem versprechen, es Tieck sogleich auf verlangen zurückzustellen. so berichtet wenigstens Tieck. WSchlegel hingegen ist in seinem briefe an Tieck vom 13 juni 1801 (Holtei III 254) wenig geneigt, das manuscript 'in der welt herumreisen zu lassen'. Unger wollte das fragment nicht abdrucken; Wilhelm schützt vor, er müsse, um einen andern verleger zu suchen, das manuscript behalten. er legt wert auf Hardenbergs wunsch, das buch ganz in der gestalt von Goethes Wilhelm Meister drucken zu lassen. sollte kein

bisher nicht gekümmert. Tieck teilt (I[5] s. XXI) mit, dass Novalis in der bibliothek KWFvFunks, der 1791 seine biographie des Hohenstaufen Friedrich II veröffentlicht hatte (vgl. Friedrich an Wilhelm Schlegel s. 181) *in dessen Chroniken schon im Frühjahr* 1799 *auf die Sage von Ofterdingen gestofsen* sei. Wilhelm Schlegel (an Tieck III 259) aber betont, dass Novalis nachträglich durch ihn die behandlung des kriegs zu Wartburg in den Minnesängern kennen gelernt habe. Hardenberg ist also nicht von Bodmers Sammlung von minnesingern aus dem schwäbischen zeitpuncte (Zürich 1758 f) ausgegangen, die (II 1 ff) den Wartburgkrieg nach der Manessischen hs. mit laa. der Jenenser abdruckt. vielmehr wol von Menckens Scriptores rerum Germanicarum, praecipue Saxonicarum (Lips. 1728), die (II 2035 ff) Johannes Rotes leben der heiligen Elisabeth nach der jüngsten Gothaer abschrift abdrucken. hier findet sich die namensform *Afterdingen* (vgl. CTLLucas Über den krieg von Wartburg, Königsberg 1838, s. 6 v. 67 uö.), während Bodmer *Oftertingen* druckt. ich behalte mir vor, die hier gegebenen andeutungen weiter zu verfolgen.

verleger sich finden, so möchte er die kosten des drucks durch eine subscription unter den freunden aufbringen. Tiecks antwort (Klette nr 17 hsl.), das werk einer verdriefslichen stunde, stellt sich punct für punct gegen Wilhelms vorschläge. er will nichts von subscription, nichts von der ausstattung des Wilhelm Meister wissen ('da das buch jetzt eine andre absicht hat'). insbesondre aber schreibt derselbe Tieck, der bis dahin nur seine 'sehnsucht' nach dem buche Wilhelm gegenüber geäufsert hatte: *Du kannst ja nicht wissen, ob nicht zwischen mir und Friedrich eine Abrede wegen der Herausgabe statt findet, ob wir nicht mit* [Novalis bruder] *Carl von Hardenberg einig sind, ob ich nicht das Mskpt, so weit der Ofterdingen fortgesetzt ist, in Händen habe, ob ich nicht mit einem Verleger* [Reimer in Berlin] *so gut wie einig bin. ich sage Dir, dass alles dieses der Fall ist.* ausdrücklich verwahrt er sich, dass es ihm bei der herausgabe des buchs um ehre oder vorteil zu tun sei. und nach all den geschäftlichen beweisgründen der rückgabe meldet eine nachschrift, er brauche den roman, ihn von neuem zu studieren . . . *Er gehört mir zu Böhme, zu dem ich beständige Studien mache.* der brief macht einen unzweideutig unerfreulichen eindruck. gestützt auf die Leipziger verhandlungen mit Friedrich, von denen Wilhelm nichts wissen konnte, sucht Tieck den ältern Schlegel aus dem kreise der herausgeber zu verdrängen. ja, ein blick in Carl vHardenbergs schreiben an Tieck vom 16 juni (Holtei I 315f) offenbart, dass auch Friedrich ausgeschlossen oder wenigstens nach kräften kaltgestellt werden sollte; Carl vHardenberg hatte die versprochne fortsetzung des Ofterdingen gesendet (Tiecks behauptung im briefe an Wilhelm, dass er den Ofterdingen, soweit er fortgesetzt sei, in händen habe, ist also richtig) und bemerkt: *Von seinen* [Novalis] *Papieren schikke ich Fr. Schlegel nächstens einiges von den letzten Aufsätzen, aber mit vieler Auswahl; Sie mein guter Tieck sollen sie ohne Auswahl haben; Sie würden gewifs meine Gründe billigen.* man fühlt: Carl vHardenberg intriguiert mit Tieck gegen das Schlegelsche brüderpaar. Wilhelm merkte denn auch sofort die absicht und erwiderte Tiecks schreiben mit einem langen scheltbriefe (10 juli 1801; Holtei III 258ff). er plädiert nochmals für seine vorschläge, lässt Tieck deutlich fühlen, dass wer sich ohne anlass entschuldige, sein eigner ankläger sei, und weist auf seine herausgeberrechte hin: *Die allgemeinen Ansprüche auf die Herausgabe wären . . . wenigstens gleich; dem Bruder des Verstorbenen steht allerdings das Recht zu, eine nähere Vollmacht zu ertheilen, allein, wenn ich ihr Folge leisten sollte, so musste ich davon wissen.* es empört ihn innerlich, dass über den heiligen nachlass eines von ihm innigst geliebten und betrauerten freundes ein gemeines gezänk entstehn solle, wie Tieck es zu erheben anfange. — tatsächlich ist Wilhelm seit diesem briefe an der ausgabe von Novalis nachlass so gut wie nicht mehr beteiligt; vorläufig zieht er sich gekränkt ganz

zurück. so macht sich auch hier die böse zwiststimmung geltend, die um jene zeit im romantischen lager herschte. verfeindete sich doch auch Friedrich bald darauf mit Wilhelm, wenigstens zeitweilig, um Carolinens willen (Schlegelbriefe s. 487 ff). in dem streite um Caroline steht Tieck auf Friedrichs seite: allein auch Friedrichs händen wurde durch die vereinten bemühungen Tiecks und Carls vHardenberg die edition entwunden. im nov. 1801 ist Friedrich bereits völlig einverstanden, dass Tieck den fertigen ersten teil des Ofterdingen, das fragment des zweiten teils und einen bericht von dem, was Novalis mündlich Tieck über die fortsetzung gesagt, zum abdruck bringe (Holtei III 317). er scheint im november vergessen zu haben, was er im april gewust hatte, dass nämlich Hardenberg zuletzt 'seinen plan ganz und durchaus geändert habe', seine mitteilungen über die fortsetzung also völlig wertlos wären. dem drucke des Ofterdingen aber stand er so fern, dass er am 18 märz 1802 Schleiermacher, der die correctur las, bitten muste, ihm doch ja aushängebogen zu schicken (Aus Schleiermachers leben III 309).

Tieck indes hatte selbst wenig freude an diesem zugeständnisse Friedrichs. im september (?) 1802 — so lange schob er die arbeit hinaus — sendet er an den verleger Reimer 'den bericht vom inhalt des 2 teils von Ofterdingen'. er habe ihn so kurz als möglich abgefasst, 'weil dieser teil doch stärker wird, als der erste, und weil nichts schwieriger ist, als einen solchen geistvollen, originalen und tiefsinnigen plan mitzuteilen'. dieser kleine aufsatz habe ihn mehr mühe gekostet, als es ihm irgend ein leser ansehen könne. im vorbericht zur ersten aufgabe gesteht er dann vollends zu, dass ihm die andeutungen über die fortsetzung selbst problematisch blieben.

Noch weit böser als mit der ausgabe des 'Ofterdingen' steht es mit dem abdrucke von Hardenbergs Fragmenten.

Köpke (Ludwig Tieck I 288) teilt mit: 'in der ahnung eines frühen todes hatte Novalis gewisse papiere bezeichnet, die von Tieck oder FSchlegel eröffnet werden sollten. ihnen allein traute er das rechte verständnis seiner gedanken zu. sie waren zu vollziehern seines litterarischen testamentes bestimmt'. FSchlegel aber schreibt am 6 april 1801 an seinen bruder (s. 475), er habe Carl Hardenberg vorläufig beschworen, von Novalis papieren nichts untergehn zu lassen, und fügt hinzu: *Auf den philosophischen und physikalischen nachlass mache ich nebst Ritter anspruch.* Köpke wie FSchlegel haben ohne zweifel den teil des nachlasses im auge, der in der form der Fragmente später zu tage trat. es handelt sich um die papiere, die Carl Hardenberg (an Tieck 16 juni 1801; Holtei I 315 f) nur teilweise an FSchlegel, ganz aber an Tieck senden will, wie wir schon oben gesehen haben. wie wenig Carl Hardenberg gewillt war, FSchlegel die redaction der papiere zu überlassen, zeigt auch sein weiteres intrigantes gebaren.

anfang november traf er mit Friedrich in Jena zusammen. Friedrich berichtete an Tieck von ihren verhandlungen am 5 november 1801 (Holtei III, 317): *Er war nur eine Stunde bei mir, indessen habe ich doch gleich die Zeit benutzt, um über die Herausgabe von Novalis schriften das Nöthige mit ihm zu reden. Er war Alles sehr zufrieden, wie du es eingerichtet hast, und wie ich es ihm vorschlug'.* gänzlich dieser mitteilung widersprechend schreibt Carl Hardenberg an Tieck (Holtei I 317), er habe nur wenige worte mit Friedrich gesprochen, und weist die arbeit völlig Tieck zu. *'Machen Sie es ganz in ihrem Sinne; Sie guter Tieck, kannten unseren Fritz am tiefsten in Hinsicht seiner litterarischen Arbeit, und Sie können am Besten urtheilen, was dem Druck kann übergeben werden'.* er behält sich nur eine kleine auswahl unbedeutender aufsätze aus früheren jahren vor. Tieck freilich stand dem nachlasse Hardenbergs doch zu fern, um Carl Hardenbergs wunsch vollauf erfüllen zu können; und er überlässt Friedrich die erste redaction, deren principien dieser schon am 5 november 1801 Tieck gegenüber entwickelt hatte (Holtei III 317): man sollte aus dem ungedruckten materiale fragmente auswählen. *Zu diesen denke ich das Beste und Wichtigste aus dem Blüthenstaub, Glauben und Liebe und* [die Christenheit oder] *Europa zu nehmen. Da alle diese drei Aufsätze in ihrer Ganzheit und individuellen Beziehung nur irre leiten würden über den Charakter des Schriftstellers.* mit der durchsicht des ungedruckten materials hatte es aber seine guten wege. zwar bekam Friedrich von Carl Hardenberg im frühjahr 1802 — spät genug — eine auswahl dieser papiere (Schlegelbriefe s. 494); allein der umfang des nachlasses bedingte, dass er an ort und stelle eingesehen werde. am 6 mai 1802 erwartet Carl Hardenberg noch immer FSchlegel in Weifseufels, um mit ihm gemeinsam die redaction vorzunehmen (Holtei I 321). tatsächlich dürfte FSchlegel erst ende mai 1802 in Weifsenfels gewesen sein (Holtei III 323); und zwar auf seiner fluchtähnlichen reise nach Paris. wieviel er in übereilter arbeit dort zu stande gebracht hat, entzieht sich unserer beurteilung. sicherlich hat er später keinen weiteren anteil mehr genommen. ende juli 1802 trägt er von Paris aus Carl Hardenberg auf, Tieck zu bitten, er möge allein den 2 teil der schriften, also auch die Fragmente, besorgen (Holtei I 323). im september schreibt er dem bruder Wilhelm, man solle Tieck treiben, den 2 teil zu schaffen: sonst werde er rasend und komme nach Deutschland zurück, ihn selbst zu machen (s. 497); am 10 november freut er sich der vollendung des werkes (Holtei III 327; vgl. Schlegelbriefe s. 498).

Tieck jedoch war die jetzt allein auf seinen schultern ruhende arbeit nicht leicht geworden; das bezeugen seine hsl. briefe an Reimer. im september (?) 1802 weist er auf die mühe und zeit hin, die ihn die ordnung der Fragmente gekostet hat, widerholt im october (?) dieselbe klage und fügt hinzu: *Ich habe die*

Fragmente selbst mit genauer Prüfung gewählt, und manches weggelassen, was ich wohl aufnehmen wollte, und schon einmal abgeschrieben hatte, aber das Mscpt. würde zu sehr angewachsen sein, dafür kann man nun nicht gut nach meiner Ueberzeugung ein einziges Fragment weglassen ohne dem Verf. und diesem Buche unrecht zu tun, welches doch nun so ziemlich enthält, was er bis zu dieser Lebensperiode wollte, suchte und erkannt hatte. in dem vorberichte der ausgabe meldet er endlich, die fragmente seien teils den sammlungen Blüthenstaub und Glauben und Liebe entnommen (die Christenheit oder Europa wird, obgleich nach Friedrichs anweisung benutzt, nicht erwähnt), teils entstammten sie den zu verschiedenen zeiten niedergeschriebenen nachlasspapieren. die meisten dieser seien dem entwurfe eines encyklopädischen werkes entlehnt, *in welchem Erfahrungen und Ideen aus verschiedenen Wissenschaften sich gegenseitig erklären, unterstützen und beleben sollten.* FSchlegel habe 'hauptsächlich die auswahl getroffen', er selbst den versuch gemacht, die fragmente 'in verschiedenen abteilungen in eine art von ordnung zu bringen'. streng sei die prüfung gewesen, der gröste teil der fragmente nur aus raumrücksichten zurückgeblieben.

Und merkwürdig genug: um diese ausgabe der Fragmente zu stande zu bringeu, konnte Tieck zuletzt doch der hilfe WSchlegels nicht entraten. dieser einst so unschön ausgeschlossene mitarbeiter muss die correcturen für ihn leseu. die hsl. briefe an Reimer und Sophie Bernhardi (vgl. auch Holtei III 274) beweisen, welchen wert Tieck auf diese unterstützung Wilhelms legte. sie kam natürlich auch den übrigen abteilungen des 2 bandes zu gute.

Von diesen übrigen abteilungen ist nur wenig zu sagen. die Hymnen an die Nacht liefs auf FSchlegels wunsch (Holtei III, 318) Tieck unmittelbar aus dem Athenäum abdrucken; er gibt Reimer in diesem sinne seine aufträge. ebenso wurden die Geistlichen lieder I—VII ohne änderung ihrer reihenfolge aus dem Musenalmanach von AWSchlegel und LTieck herübergenommen und ihnen unmittelbar die folgenden acht nrr VIII—XV angefügt, die Carl Hardenberg am 18 januar 1802 (Holtei I 319) Tieck übersendet hatte. die vermischten gedichte umfassen das im Musenalmanach abgedruckte gedicht 'An Tieck' und 5 weitere stücke. auf die Lehrlinge zu Sais scheint FSchlegel Hardenbergs bruder aufmerksam gemacht zu haben; sie galten schon als verloren (Holtei I 318 zu III 317; dann I 320). triumphierend meldete Tieck seiner schwester Sophie Bernhardi im september (?) 1802, das manuscript sei gefuuden, *welches nach meinem Gefühl das schönste ist, was er noch jemals gemacht hat* (vgl. Holtei III 274 und den brief an Reimer v. septb. 1802).

So entstand die erste ausgabe von Hardenbergs schriften. sie erlebte bekanntlich fünf auflagen. der dritten (1815) setzte Tieck eine skizze von Novalis leben vor. der vierten (1826)

fügte FSchlegel den aufsatz die Christenheit oder Europa ein, den Tieck in der fünften (1837) wider beseitigte. zur geschichte dieser contraverse verweise ich auf Raich (Novalis briefwechsel s. 145ff). sein 'törichtes verfahren' (Haym) begründet Tieck in einer besonderen vorrede zur fünften auflage (vgl. auch Hoffmanns Findlinge s. 195ff). seit der vierten auflage finden sich ferner in der Schlegel-Tieckschen ausgabe auch die Blumen, das gedicht Der Fremdling und 3 briefe Hardenbergs.

Offenbart die geschichte der beiden ersten bände, unter wie mislichen umständen die Schlegel-Tiecksche ausgabe von Novalis schriften zu stande gekommen ist, so ist auch der 3 band, den Tieck mit EvBülow 1846 veröffentlichte, ein beklagenswerter notbau. das schwierige werk, die fragmentenmasse des zweiten bandes aus den nachlasspapieren zu ergänzen und die erste auswahl durch sorgsamere zusammenstellungen zu ersetzen, war dem alten Tieck viel zu mühsam. seine auch bei der fortsetzung von AWSchlegels Shakespeare betätigte fertigkeit, andre für sich arbeiten zu lassen, kam ihm zu hilfe. EvBülow, 'ein jüngerer, rüstiger und unermüdeter freund' überhebt ihn der mühe (vorr. s. IV). Bülow wählt einige jugendgedichte unter vielen aus, die ihm der mitteilung nicht wert schienen, vereinigt unter dem titel Verstreute Blätter: Hardenbergs charakteristik seiner braut Sophie vKühn, den dialog Die Naturlehre, den 'Monolog' vom sprechen und schreiben, den ursprünglichen anfang des 2 bandes vOfterdingen, drei entwürfe zu novellen und ein auf die Lehrlinge zu Sais bezügliches notizblatt, macht ferner mitteilungen aus Novalis tagebuche und druckt einige weitere briefe ab. endlich bringt er eine neue auswahl von über 600 fragmenten, die er den schon mitgeteilten für ebenbürtig hält, und ordnet sie in zwei grofse gruppen: Poesie und Kunst einerseits, Wissenschaft und Leben anderseits. sie entstammen dem ungedruckten nachlass und auch wider den gedruckten aufsätzen (vgl. Haym s. 340*). über den weiteren nachlass Hardenbergs gibt er (s. XI) flüchtige notizen: übersetzungen, anfänge zu dramen, unvollendete wissenschaftliche arbeiten fänden sich vor; sie seien durchweg jugendversuche. er weifs auch von der existenz bedeutender briefschätze Hardenbergs, ohne dass ihm geglückt wäre, ihrer habhaft zu werden.

Dem vorworte Tiecks und dem vorberichte Bülows folgt ein abdruck der biographie Hardenbergs, die sein freund Just in Schlichtegrolls Nekrolog der Teutschen für das neunzehnte jahrhundert (Gotha 1805. IV 187—241) gestiftet hatte. Schlichtegrolls — wie mir scheint, nicht uninteressantes nachwort (ebenda s. 241—261) — kam nicht zum neudruck.

Diese WSchlegel entwundene und zuletzt doch von ihm corrigierte, von FSchlegel gegen seine bessere überzeugung inspirierte und in zwölfter stunde beihin angeordnete, von Tieck

mit müh und not zusammengestoppelte, dann von FSchlegel ergänzte, von Tieck wider unvollständiger gemachte, von Bülow endlich mit einem übel ergänzenden anbau versehene ausgabe von Hardenbergs schriften ist von M. zur grundlage gewählt worden! und wie vollends bewegt er sich auf diesen schwankenden unsicheren boden!

Heinrich vOfterdingen eröffnet den 2 band. die obigen ausführungen erhärten wol hinreichend, wie wenig dem nachwort Tiecks zu trauen ist. eine kritische ausgabe sollte sicher nicht in gleichen lettern, nur mit dem vermerk 'von hier ab spricht Ludwig Tieck' (III 237) und ohne einen unzweideutigen hinweis auf seine entstehung und seinen geringen wert dieses nachwort abdrucken. freilich übt auch M. an dem elaborate Tiecks kritik, aber nur ganz versteckt deutet er (I s. VI) auf seinen eingriff hin. das buch 'FvHardenberg (genannt Novalis) eine nachlese aus den quellen des familienarchivs' druckt (s. ²217) ein paar zeilen von einem entwurfe des 2 teiles ab. Tieck benutzte sichtlich dieses nachlasspapier; seine darstellung (Schlegel-Tieck I⁵ 248) schiebt, vermutlich aus einem anderen brouillon, einiges ein und schliefst den absatz: *Mehrere Lieder sollten hier folgen.* in Novalis entwurfe heifst es einfach: *Marienlieder.* M. folgt der ursprünglichen la. und fügt alsdann die beiden Marienlieder *Wer einmal, Mutter, dich erblickt* und *Ich sehe dich in tausend Bildern* ein. wie passt dies vorgehn zu der ankündigung, dass Tieck hier spreche? zum mindesten war anzudeuten, dass Tieck eben anderes hingeschrieben habe.

Noch sonderbarer und noch weit unkritischer ist es, wenn M. den von Bülow aus dem nachlasse (III 122) mitgeteilten Ersten entwurf des anfangs zum zweiten teile des Ofterdingen ganz ungeniert, soweit er neues bot, mit dem tatsächlichen anfange zu einem ganzen zusammenschweifst, dh. die ersten zwei drittel des Entwurfes (II 213) abdruckt und dann auf der nächsten seite erst mit den uns geläufigen eingangsworten *Auf dem schmalen Fufssteige . . .* fortfährt. Bülows mitteilung hat die form eines unausgeführten brouillons, dem gegenüber der anfang des 2 teiles, wie ihn die ausgabe von Schlegel und Tieck bietet, als letzte von dem dichter gewählte form gelten darf. ein kritischer herausgeber soll aber den dichter so herausgeben, wie dieser selbst dem publicum sich zeigen wollte. hier wie im vorhergehnden falle scheint mir zunächst die angst vor dem vielgeschmähten kritischen apparat zu fehlgriffen geführt zu haben. das letze drittel des brouillons wird man nach wie vor in Bülows 3 bande suchen müssen. M. hat ihm keinen platz angewiesen.

Ganz unnötig war es, die 'gedichte aus dem HvOfterdingen, soweit sie losgelöst verständlich sind und selbständigen poetischen wert haben', auch noch als besondere gruppe in die sammlung der gedichte des I bandes einzureihen. zunächst eine über-

flüssige ausdehnung der ausgabe! wenn Novalis selbst, wie etwa Goethe, die lyrischen einlagen seiner erzählenden dichtung zu neuen kunstvollen gruppen geordnet hätte, dann wäre M. ja sicher im recht. das ist indes nicht der fall. M. hatte allerdings noch einen anderen anlass. die von Bülow abgedruckten gedichte Fragment und Das Gedicht hat Busse (s. 127 f) mit einiger wahrscheinlichkeit der fortsetzung des Ofterdingen zugewiesen, ja sogar die stellen in Tiecks nachwort kenntlich gemacht, an die jene gedichte gehören. diesmal wagte indes M. nicht, was er mit den Marienliedern getan; es fehlt ihm aber auch die möglichkeit, den zusammenhang mit dem roman anzudeuten, da er kritische anmerkungen scheut. so mufs denn innerhalb der gedichte eine besondere rubrik der Gedichte aus HvOfterdingen entstehn; und hier bringt er das Fragment und Das Gedicht unter. das verfahren mag logisch scheinen, ist aber verblüffend unkritisch.

Dass die Marienlieder innerhalb der Gedichte auch zu der Ofterdingengruppe gestellt werden, dass also für die Geistlichen lieder statt der 14 nrr Schlegels und Tiecks nur 12 erübrigen, ist kritisch wol unanfechtbar; denn nur die beiden herausgeber (nicht aber Novalis selbst) haben die Marienlieder den Geistlichen gedichten zugeordnet. 'die vermischten gedichte sind, insoweit sich biographische anhälte ergaben, nach diesen, und, wo diese versagten, nach dem dichterischen reifegrad chronologisch geordnet'. im wesentlichen sind der anordnung die ergebnisse Busses (aao. s. 99 ff) zu grunde gelegt. nochmals sei auf die M. wie Busse unbekannten jugenddichtungen hingewiesen (s. oben s. 238). das lied *Was passt, das muss sich runden* (I 227) und das sonett *In stiller Treue sieht man gern ihn walten* (I 233) sind mit Busse den adressaten Tieck und Carl vHardenberg zugewiesen, allerdings mit (sehr notwendigen !) fragezeichen. erstaunlicher ist, dass einzelnen liedern ohne weitres titel geschenkt werden: s. 223 Lebenskunst, s. 228 Frühlingslied, s. 230 Sehnsucht und erfüllung.

Zum abdruck der Lehrlinge zu Sais (II 257 ff) ist nur zu bemerken, dass der von Bülow (III 125) mitgeteilte entwurf der fortsetzung dem texte angefügt ist. allerdings hätten die beiden distichen (I 218) hier oder an der stelle ihres abdruckes mit dem fragmente in beziehung gesetzt werden sollen. sie gehören den Lehrlingen doch wol weit sicherer an, als einzelne der von M. mit Busse angezogenen gedichte dem Ofterdingen (vgl. Busse s. 156).

Die Hymnen an die Nacht (I 79 ff) hätte M. am liebsten in verszeilen abgeteilt, wenigstens die ersten vier; 'umsomehr, da es neuerdings wider von Busse nachgewiesen ist, dass sie ursprünglich von Novalis selbst als freie rhythmen geplant waren' (I s. v). wie es mit diesem nachweis Busses steht, hab ich in dieser zeitschrift (XXV 319) darzulegen versucht. Minors angabe, dass die Hymnen in versificierter form existieren, und dass das Hardenbergsche archiv diese urgestalt der dichtung nebst einem

reichen schatze andrer handschriften von Novalis birgt (DLZ 1888 nr 12), ist auch M. entgangen. und das rächt sich insbesondere an seiner behandlung der Fragmente.

Die oben gegebene geschichte der Schlegel-Tieck-Bülowschen ausgabe beweist zur genüge, unter wie mislichen umständen gerade die auswahl und anordnung der Fragmente zustande gekommen ist. wenn irgendwo, so war es hier nötig, an die originale heranzutreten. vielleicht liefse sich aus dem nachlasse auch heute noch das 'encyklopädische werk' reconstruieren, auf das Tieck im vorberichte hinweist. da M. diesen, einem kritischen herausgeber vorgeschriebenen weg nicht betreten hat, gilt es zu erkunden, was mit dem gedruckten materiale anzufangen war, und wie er mit ihm verfuhr.

Gewis, mit den beiden sammlungen, der auswahl Tiecks und der nachlese Bülows, braucht man nicht allzu zimperlich zu verfahren. sie versinnbildlichen in keiner beziehung Hardenbergs eigne absichten. M. durfte (was er getan hat) die fragmente des 3 bandes denen des 2ten einordnen, er durfte aus beiden gruppen ein neues ganzes machen. er begnügte sich zwei grofse abteilungen herzustellen: Fragmente über ästhetisches (III 1 ff) und Fragmente über ethisches, philosophisches und wissenschaftliches (III 80 ff). beide abteilungen nehmen ihren stoff aus den sammlungen so Tiecks wie Bülows. die erste umfasst im wesentlichen: II[5] 170—193. 218—231. III 163—189, die zweite: II[5] 193—204. 105—169. III 189—206. 212—324. II[5] 232—276. zwischen den beiden gruppen (s. 63 ff) stehn die Dialogen (II[5] 204—218). diese anordnung, über deren reihenfolge ich mit M. nicht zu rechten gedenke, hat er 'nach mancherlei versuchen der parcellierung des schönen urwalds voll eigenartig zarter und starker gedankengewächse' einer 'streng systematischen einfächerung' vorgezogen (I s. VII). 'nur hie und da sind nahestehnde gedanken näher zusammengerückt'.

Ja, aber Tieck und FSchlegel bekennen doch selbst, dass sie die fragmente nicht nur dem handschriftlichen nachlasse des freundes, sondern auch gedruckten aufsätzen entnommen haben? aus gründen, die heute ganz hinfällig geworden sind, aus einer heute völlig unnötigen rücksicht auf das publicum von 1802 haben sie diese von Novalis geschaffnen gedankenformen zerschlagen. die aufgabe eines kritischen herausgebers indes ist, um es nochmals zu sagen, den schriftsteller in der von ihm selbst gewählten form zu veröffentlichen. M. druckt allerdings die aufsätze Glauben und Liebe und die Christenheit oder Europa (III 313 ff. 336 ff) in ihrer urform ab und scheidet folgerichtig die fragmente, die diesen beiden aufsätzen entstammen, aus. freilich wenig sorgfältig! denn etwa s. 269 und 321, beziehungsweise s. 333, dann s. 270 und 315 stehn dieselben sätze als fragmente von Tiecks und FSchlegels gnaden und als bestandteile der von Novalis geformten aufsätze.

der Blüthenstaub jedoch kommt nicht selbständig zur geltung; und doch empfiehlt nicht nur theoretischer, auch praktischer gesichtspunct den unveränderten abdruck. noch immer mufs der forscher das Athenäum aufschlagen, wenn er den Blüthenstaub wissenschaftlich verwerten will. allerdings hat FSchlegel, der vor der ersten veröffentlichung dem bruder schrieb: *Der köstliche Blüthenstaub darf nicht getrennt werden*, sich einige zusätze erlaubt (Schlegelbriefe s. 365f. 375; vgl. Haym s. 901). allein schon Minor (FSchlegel Jugendschriften II s. VIII) hat einem künftigen kritischen herausgeber gezeigt, wie hier zu verfahren war.

M.s aufgabe wäre gewesen, Blüthenstaub, Glauben und Liebe und Christenheit oder Europa an die spitze des III bandes zu stellen. dann konnte er die Dialogen (III 63ff), den von Bülow uns geschenkten Monolog (III 366ff) und den aufsatz Naturlehre (Bülow s. 117) folgen lassen. dieser letzte fehlt, soviel ich sehe, bei M. überhaupt, während M. die jenem bei Bülow benachbarten stücke abdruckt (auch die 'drei entwürfe zu novellen' II 312). der rest der fragmente hätte dann folgen können, unter diesen waren aber die Athenäumsfragmente Hardenbergs irgendwie kenntlich zu machen (vgl. Haym s. 286 und Minor FSchlegels Jugendschr. II s. VIII); es sei denn, man zieht vor, diese Athenäumsfragmente Hardenbergs auszuscheiden und sie vereint vor die fragmentenmasse des ungedruckten nachlasses zu stellen.

Wenn die ausgabe von Novalis schriftstellerischen arbeiten unter dem mangel philologischer methode leidet, so leistet M. doch noch überraschenderes in der widergabe der briefe. 'es empfahl sich', sagt er (I s. V), 'auch das autobiographische in tagebüchern und briefen, soweit es zur verfügung stand, . . . anzuschliefsen'. gewis, 'empfahl sich' das. allein was tut unser mann? sklavisch dem vorgehen der Schlegel-Tieck-Bülowschen ausgabe folgend, druckt er nach III 47ff zunächst das bruchstück 'Aus Novalis tagebuche seiner letzten lebensjahre' ab (I 3ff). das mag noch angehn; oder soll ihm vorgeworfen werden, dass er diesem autobiographischen documente nicht im Hardenbergschen archive nachgegangen ist? allein dann lässt er (I 37ff) die Briefe folgen, die in der originalausgabe III 129ff und II 291ff veröffentlicht worden sind. umsonst suchte der ref. zu ergründen, warum grade diese und keine anderen briefe gewählt wurden. oder sollte M. würklich von den übrigen seither publicierten briefen Hardenbergs nichts wissen? warum ist, um ein beipiel herauszugreifen, Hardenbergs brief an Schiller vom 11 sept. 1791 (natürlich auch noch mit dem falschen datum: 22 sept.) aufgenommen, und nicht auch der vom 7 october desselben jahres (Charlotte vSchiller und ihre freunde III 174ff) und der vom 23 juli 1798 (Morgenblatt 1844 nr 57)? nur weil die originalausgabe sich mit dem ersten schreiben begnügt? ich halt es nicht für meine pflicht, an dieser stelle alle ausgelassenen briefe

zusammenzustellen. bedauern mufs ich nur noch, dass M. nicht den geringsten versuch macht, die adressaten der von ihm aufgenommenen schreiben zu erkunden, ja dass er sogar die angaben der originalausgabe übersehen hat (vgl. M. I 54 mit Bülow III s. IX und Haym s. 327*). der druckfehler 1897 für 1797 (I 67) sei nur beiläufig notiert.

Verwunderlich bleibt noch eins; ein herausgeber, der, blofs um den ganzen inhalt einer schlechten, ungleichmäfsigen edition herüberzunehmen, völlig unvollständige autobiographische documente abdruckt, vergisst zwei wichtige nrr seiner vorlage: erstens Hardenbergs oft citierte schilderung seiner ersten braut (Bülow III 115); dann die biographie Justs mit ihrer erklecklichen anzahl Hardenbergscher briefe.

Von einem so wenig geschulten herausgeber werden wir keine philologische textbehandlung erwarten. nicht für ihn, sondern für wissenschaftliche forscher sei darum das folgende noch angefügt. in den Geistlichen liedern I und II bietet M. folgende lesarten: s. 108 v. 8 *Und Indien muss selbst im Norden Um den Geliebten fröhlich blühn* und s. 111 v. 1 *Fern im Osten wird es helle.* die authentische ausgabe, der Musenalmanach von 1802, list *in Norden, in Osten. Norden* als eigennamen ohne artikel zu verwenden, ist so ungewöhnlich nicht. Lexer (DWB IV 889) gibt belege aus dem 16 jh., aus Brockes und JJEngel. ich verweise noch auf Goethes Faust v. 9448, der auch *Osten* v. 9281 und 9449 in gleicher weise behandelt, allerdings unmittelbar daneben v. 9282 *Westen* mit dem artikel versieht. — in den 'Hymnen an die nacht' druckt M. ferner I 89 z. 9 *Die krystallene Woge, die ... in des Hügels dunkeln Schoofse quillt*; im Athenäum heifst es *dunkeln Schoofs.* dann I 90 z. 2 v. u. *im endlosen Raum zergingst du*; Athenäum: *in endlosen Raum.* M. hält sich beidemal an die jüngern drucke, während er gegen diese im anschluss an das Athenäum I 87 z. 3 richtig list: *Hügel, der in engen, dunkeln Raum die Gestalt meines Lebens barg.* durchaus handelt es sich um die von Petrich § 40 vielfach belegte romantische eigenheit, den casus der bewegung für den casus der ruhe zu setzen. — I 87 z. 1 lis *in Schmerz aufgelöst* für *in Schmerz, aufgelöst.* I 89 z. 1—3 lautet die anapher bei M. *wenn ..., wann ..., wann ...*, im Athenäum durchaus *wenn.*

Die paar kleinen anmerkungen, die M. unter den text setzt, sind viel zu unbedeutend, als dass sie längeres verweilen verlohnten.

Zu M.s ausgabe hat Bruno Wille eine charakteristik Hardenbergs geliefert. sie verfolgt lediglich populäre zwecke und gibt mir keinen anlass zu weitrer erörterung. auf welchem wege die erforschung des romantischen mystikers zu neuen resultaten vordringen kann, hat AHuber jüngst (Euphorion 4, ergänzungsheft 1899 s. 99 ff) erfolgreich gezeigt. Wille hat diesen weg ge-

mieden. wer so rauhe pfade scheut, dem bietet Ricarda Huchs geistvolles buch immer noch eine weit bessere einführung. die mutige dichterin hat bewiesen, dass man nicht seicht zu werden braucht, um romantisches fühlen und denken unseren zeitgenossen verständlich zu machen.

Bern, 17 juni 1900. Oskar F. Walzel.

Litteraturnotizen.

Die antike kunstprosa vom vi jahrhundert v. Chr. bis in die zeit der renaissance. von Eduard Norden, 2 bde. Leipzig, Teubner, 1898. xviii und 969 ss. 8⁰. 28 m. — dies grandiose werk wird wol für immer die erste etappe auf dem kaum betretenen wege der geschichte des prosastils bilden. N. versucht in anregender und schwungvoller (leider für den gegenstand oft zu wenig sachlicher und nüchterner) darstellung die entwicklung der kunstmäfsigen prosa von Heraklit bis Petrarca zu zeichnen. für die kürze der aufgewendeten zeit (2—3 jahre) ist die kenntnis der stilistisch gewürdigten autoren staunenswert und die belesenheit in der einschlägigen litteratur nahezu beispiellos. aber nicht nur die gewaltige receptivität des verfassers, der namentlich in den gelehrten noten einen künftig für alle behandelten fragen unentbehrlichen apparat zusammengetragen hat, auch die gewantheit in der auffassung der stilistischen individualität und das frische urteil fordern meistens hohe anerkennung. indessen hat die eilige arbeitsweise den einzelresultaten erheblich geschadet und übereilte, lose oder schiefe argumentationen reizen zu fortwährendem widerspruch; — und doch wird niemand das buch ohne vielseitige anregung und förderung aus der hand legen.

Die griechische kunstprosa der attischen blütezeit kommt natürlich in einer derartigen wesentlich auf die würdiguug der spätantiken und christlichen litteratur berechneten darstellung zu kurz (für Plato genügen 8 seiten), und noch manches andere wird nur ehrenhalber abgetan; die darstellung des sogenannten asianismus ist inzwischen durch vWilamowitz überholt, — aber wer wird nicht die umfangreichen abschnitte über die zweite sophistik, wer nicht die ganz neue und eigene stilistische behandlung der neutestamentlichen schriften, der kirchenväter, die erörterungen über gnostisches, die untersuchungen über afrikanische prosa, den versuch einer entwicklung des altchristlichen predigtstiles mit freuden begrüfsen!

Das aufserordentliche verdienst, das sich der verf. durch erörterung aller dieser probleme erworben hat, wird nur wenig geschmälert dadurch, dass der verbindende grundgedanke, welcher die gesamtvorstellung durchzieht und vom altertum zum mittelalter und der renaissance überleitet, für jeden, der sich mit der antiken prosa befasst hat, unannehmbar ist. N. sieht, ohne den

begriff 'kunstprosa' scharf zu umschreiben, das wesen der griechischen kunstprosa einseitig in der rhythmisierung, der poetischen diction und den figuren. in der periode des niedergangs der attischen prosa nach 300 v. Chr. kommt der sophistisch-asianische stil in die höhe. der gegensatz zwischen ihr und den vertretern des classischen atticismus setzt sich durch die christliche litteratur und die ganze lateinische prosa bis in die renaissance fort. für das immer wider zu beobachtende auftreten eines pointierten antithesenstils mit kurzen, zerhackten, parallelen gliedern macht N. den sophisten Gorgias, Platos gegner, verantwortlich, ohne auch nur einigermafsen befriedigende beweise für das fortleben seiner in wahrheit ganz ephemeren manier erbracht zu haben. die letzten ausläufer dieses vermeintlichen gorgianischen stiles sieht er in der antithesenprosa des englisch-spanischen euphuismus der Lyly und Guevara. wo findet man denn eigentlich diesen antithesen-stil nicht? die neigung dazu ist in jedem volke vorhanden, N. selbst führt an, dass die Chinesen sich in ihm gefallen. die antithesen und kurzen sätze in der grabschrift des Guevara beweisen ebenso wenig, wie etwa die bekannte grabschrift des holländischen admirals Piet Hein.

Für das mittelalter verlässt der verf., aufser stande, seine falsche hypothese auch hier durchzuführen, zunächst den boden der eigentlichen stilforschung und gibt wichtige excurse über das fortleben der antiken bildung und litteratur, über die artes liberales, den streit zwischen scholastikern und classicisten, woran sich dann eine stilistische würdigung der hauptsächlichen vertreter des classicismus, Einhart, Servatus Lupus, Gerbert, Lambert ua. knüpft. die belesenheit des verf. ist auch hier für einen classischen philologen sehr grofs, aber es will mir nicht scheinen, als ob er über die cultur des mittelalters zu einem immer befriedigenden urteil gekommen wäre. der classicismus Karls des Grofsen, den er in flüchtigen strichen zu schildern versucht, steht zb. in einem nicht genügend erklärten widerspruch mit 'der zu gleicher zeit herschenden anschauung von dem relativen wert und der dienenden stellung der artes liberales und der classischen autoren'. entsprang aber nicht vielleicht der kunstsinn Karls, wie er sich in der begünstigung des baulustigen Ratgar und der bestellung illustrierter messbücher äufserte, seiner innersten überzeugung, während seine äufserungen über den wert der antiken bildung und die stellungnahme der libri Carolini zum bilderdienst mehr kirchenpolitischen zwecken dienten? — ich glaube anderseits, uns classischen philologen ist doch das mittelalter zu fremd, als dass wir mit einem satz wie folgendem auf unbedingten beifall von kennern der mittleren zeiten rechnen dürften : (s. 688) 'ästhetischen genuss gewährten die schriftsteller auch nicht einer generation von menschen, die meist geschmack an dem bizarren und perversen hatte und dem denken und fühlen der antike ent-

wachsen war. besser also man warf den alten plunder in die ecke und begnügte sich mit dem auf flaschen gezogenen bildungsextract der artes'. welche 'generation' meint eigentlich der verf.? die mitte des 12 jhs.? und welche menschen? das ganze deutsche oder französische volk? die scholastiker allein kann man doch nicht eine generation nennen. wie stimmt zu solchen urteilen der satz am eingange des II buches, s. 659: 'als eine der grofsartigsten historischen errungenschaften unsres jahrhunderts darf gelten, dass derjenige, der das mittelalter noch mit den schmähworten der humanisten bezeichet, ähnlicher schmähworte seitens der heutigen forscher gewärtig sein muss'.

Den lesern dieser zeitschrift dürfte noch der angehängte abschnitt zur geschichte des reims besonders willkommen sein. N. nimmt es als selbstverständlich an, dass der deutsche reim aus der lateinischen hymnenpoesie entlehnt ist, und indem er auf eine darstellung dieses lateinischen hymnenreimes gänzlich verzichtet, versucht er nachzuweisen, dass der antike reim, ursprünglich nur in der rhythmischen prosa zu rhythmischen zwecken verwendet, aus der predigt in die dieser verwante hymnenpoesie gelangte. für das griechische ist dieser nachweis nicht überzeugend geführt, da in den spätgriechischen und byzantinischen hymnen der stumpfe reim durchaus nicht das hauptkunstmittel ist, sondern das widerholen derselben verbalform (homoioptoton) und die anapher mindestens ebenso stark in den vordergrund treten. mich dünkt, bei allen untersuchungen über den reim ist das fundament die überall auzutreffende volkstümlichkeit des gleichklangs in feierlichen segen-, zauber- und gebetsformeln. diesen boden des volkstümlichen verlässt N., wenn er den reim in der griechischen kunstprosa actuell werden lässt, wo er in der tat nur eine beschränkte rolle spielt. viel natürlicher ist die annahme, dass der volkstümliche reim, durch die quantitierende oder (bei den Deutschen) allitterierende poesie zeitweilig unterdrückt, entweder gelegentlich oder dauernd wider zu tage tritt.

Marburg. GEORG THIELE.

Ein capitel aus der geschichte der deutschen grammatik von M. H. JELLINEK. [sonderabzug aus: Abhandlungen zur germanischen philologie. festgabe für RHeinzel.] Halle a.S., Niemeyer, 1898. 80 ss. 8°. 2 m. — die vorliegende abhandlung ist ein dankenswerter beitrag zu einem der interessantesten capitel aus der geschichte der nhd. schriftsprache. der verf. führt in chronologischer folge die zeugnisse der grammatiker von Ölinger bis Adelung über die geltung des unbetonten *e* vor. eine geschichte des gebrauchs ist selbstverständlich aus diesen zeugnissen nicht zu gewinnen; dazu sind die bemerkungen dieser lehrbücher zu oberflächlich und flüchtig, bei manchen auch durch das bestreben den unsicheren gebrauch zu regeln beeinflusst oder durch vorgefasste grammatische theorien getrübt; immerhin lassen sie die hauptetappen der bewegung

übersehen und sind auch wol geeignet, als leitfaden einer gründlichen untersuchung, wie sie vBahder in aussicht gestellt hat, zu dienen, wie denn auch umgekehrt erst die genaue kenntnis des gebrauchs das verhalten der grammatiker richtig würdigen lassen wird. — am eingehendsten sind Schottel und Adelung behandelt. der verf. führt überzeugend aus, dass das ablehnende verhalten Schottels gegen das nichtflexivische auslautende *e* aufs engste mit seiner theorie von der einsilbigkeit der stammwörter zusammenhängt; aber dass diese theorie so bedeutenden einfluss auf seine lehre hatte, lässt sich doch nicht allein daraus erklären, dass das ostmitteldeutsche für ihn eigentlich eine fremde sprache war; mehr noch kommt die verbreitung der apokopierten formen in der anerkannten litteratur in betracht, namentlich auch bei Luther; bekanntlich bietet auch noch die letzte bibelausgabe vom jahre 1545 eine menge verkürzter formen, die die spätere schriftsprache abgelehnt hat: nicht einmal das plural-*e* der substantive war anerkannt. ein zielbewuster, siegreicher kampf beginnt erst mit Opitz und den schriftstellern und theoretikern, die sich ihm anschliefsen, dh. als das litterarische leben der östlichen lande mafsgebende bedeutung gewann. auch die ältern süddeutschen grammatiker verfuhren nicht aggressiv gegen das *e*; sie verhielten sich ihrer mundart folgend im ganzen ablehnend, liefsen aber anfangs das zeichen doch als eine berechtigte altbergebrachte eigentümlichkeit der schriftsprache gelten. energische angriffe einzelner erfolgten erst im 18 jh. mit und nach der fehde, die Bodmer gegen Gottsched und alle seine theorien unternahm. die einseitigkeit, mit der Adelung das Meifsnische als musterdialekt hervorhob, war dann wider eine folge der süddeutschen auflehnung und der neigung jüngerer schriftsteller, mundartliche formen der volkssprache in die litteratur einzuführen; in der geschichte der schriftsprache im ganzen war diese einseitige betonung der Meifsnischen nicht begründet. auch die seltsame anschauung Adelungs, dass das euphonische *e* erst eine errungenschaft der letzten jahrhunderte sei, entsprang aus der richtigen, nur falsch gedeuteten wahrnehmung, dass tatsächlich das *e* in der gedruckten litteratur sich allmählich ausgebreitet hatte. aufänge einer untersuchung, wie weit Adelungs euphonische regeln im sprachgebrauch begründet waren, wie weit sie ihn etwa ausgebildet haben, bilden den schluss der abhandlung. — zu hart, wie mir scheint, wird Gottsched und seine grammatik beurteilt; ich vermag nicht den 'typus eines sprachtyrannen' in ihm zu sehen — jedesfalls tat er in dieser beziehung nicht allen seinen zeitgenossen genug — und finde, dass seine grammatik unter den meisten andern büchern, die J. angezogen hat, eine recht respectable stellung einnimmt. ob er so ganz gegen den sprachgebrauch decretiert habe, dass die schwachen verba den imperativ auf *e*, die starken einsilbig zu bilden haben, wird doch näher zu untersuchen sein. der verf.

selbst bemerkt an anderer stelle (s. 31 anm.), dass ihm die prüfung eines teils der Opitzschen gedichte das resultat ergeben habe, dass allerdings die imperative der st. verba fast immer nach alter weise einsilbig sind, auch dann wenn derselbe vocal wie im infinitiv steht, dagegen die der schwachen regelmäfsig *e* haben. auch darin, dass Gottsched dem *e* der masculina und neutra geringen schutz gibt, folgt er der entwicklung der sprache, obwohl ja zuzugeben ist, dass er in seinem streben die ausnahmen einzuschränken das mafs der sprache, die er im allgemeinen als mustergiltig ansieht, überschreitet. genaue auskunft über die apokope bei den Schlesiern geben leider auch die neueren arbeiten (Drechsler, Bäsecke) nicht. — lichtvoller wäre die darstellung vielleicht geworden, wenn der verf. die behandlung der flexivischen von den nichtflexivischen *e* ganz getrennt und im zweiten teil seiner untersuchung die west-mitteldeutschen grammatiker als besondere gruppe neben die oberdeutschen gestellt hätte. W. Wilmanns.

Cynewulfs wortschatz oder vollständiges wörterbuch zu den schriften Cynewulfs von dr Richard Simons. [= Bonner beiträge zur anglistik, hrsg. von prof. dr M. Trautmann, heft III.] Bonn, Haustein, 1899. VI und 163 ss. 8°. 6 m. — ein specialglossar zu den echten werken Cynewulfs oder besser noch eine vergleichende phraseologie der dem autor gesicherten und der von der forschung mit seinem namen zusammengebrachten gedichte mag schon manchem wünschenswert erschienen sein: dass das hier gebotene ein bedürfnis befriedigt, kann ich nicht zugeben.

S. erklärt für gesicherte werke Cynewulfs, ebenso wie Trautmann, aufser der Elene und Juliane und dem mittlern teile des Crist den Andreas, indem er mit Sarrazin die 'Schicksale der apostel' für einen epilog dieser legende ansieht. wenn ich beim Crist die einschränkung auf die 'Himmelfahrt' mit vorbehalt hinnehme, so muss ich um so entschiedener die einstweilige fernhaltung des Andreas verlangen. Trautmanns aufsatz (Angl. beibl. 6, 17 ff) hat mich gar nicht überzeugt, und überhaupt wird mir nur der die echtheit des Andreas plausibel machen, der mir in einer darstellung von Cynewulfs entwicklung den deutlichen abstand dieses werkes von den übrigen zu erklären vermag. S., der die ganze frage s. I—III etwas chevaleresk abtut, äufsert die bestimmte erwartung, eben sein wörterbuch werde durch den nachweis der einheit des wortschatzes die echtheit des Andreas sichern, — ich bin vorläufig ganz andrer ansicht. um mich gleich an die ersten seiten zu halten: wenn der dichter des Andreas 4 mal (s. 3) das prosaische adverbium *ǣninga* 'prorsus' im stabreim (stets an gleicher versstelle) verwendet, so ist das jedesfalls eine differenz von Cynewulf, die durch ein paar dutzend übereinstimmungen im poetischen wortgebrauch nicht aufgewogen wird. für den, der den Andreas dem Cynewulf zuweist, ist es ein durchaus folgerechter schritt, auch den Beowulf auf das gleiche conto

zu setzen. denn, ich widerhole früher geäufsertes : der Andreas steht dem Beowulf sehr viel näher als die sichern dichtungen Cynewulfs.

Aus dem so eigenmächtig (dh. trautmännisch) begrenzten material sind die belegstellen vollständig, aber in knappster form verzeichnet. die sammelarbeit wie der druck machen den eindruck der sauberkeit : ich habe bei über 300 stichproben kein falsches oder fehlendes citat entdeckt. einiges auffällige weist die längenbezeichnung auf, so s. 112 *orhlȳte* und *orlēge*. das adjectivum einerseits vom subst. anderseits vom adv. zu scheiden, hat der verf. nicht für unbedingt nötig gehalten : zu welchen unzuträglichkeiten das führt, zeigen zb. die artikel *torht* [adj. u. subst.] und *torhte* [adv.]. die interpretation gewinnt kaum irgendwo, ja sie macht vielfach rückschritte, da der verf. die bedeutungsangaben in der hauptsache aus Grein übersetzt und das unverhindliche dieser lateinischen umschreibungen zuweilen verkannt hat. mit eignen (?) erklärungen hat S. wenig glück : ich weifs nicht, wie er das für El. 1107. 1053 angesetzte '*gerǣda* m. ratgeber' rechtfertigen will. überlieferung und recipierte emendation sind nicht immer scharf geschieden : so handelt es sich bei *bǣlfȳr* El. 578 um eine conjectur Fruchts. glücklich hergestellt scheint mir Jul. 412 das comp. *mōdgemyrred*, das also Zs. 43, 367 einzureihen wäre.

Aber was nützt uns für litterarhistorische fragen — und um solche in erster linie handelt es sich hier — ein specialglossar, dem nicht nur der hintergrund fehlt, wie ihn uns Grein mit seiner aufnahme des gesamten poetischen sprachschatzes der Angelsachsen bietet, sondern auch jede rücksicht auf die phraseologische und rhythmische verwendung der wörter? ob ein wort in bestimmter umgebung, ob es in der allitteration und an welcher stelle des verses es erscheint, auf alle solche fragen verweigert uns S. die auskunft. mit seinem wörterbuch verbarrt die Cynewulfforschung ganz in dem gleise, in das sie sich seit den ersten bänden der Anglia, dh. seit nun einem vierteljahrhundert, eingefahren hat und aus dem seither nur wenige arbeiten herausgetreten sind. E. Sch.

Die Gesta Caroli Magni der Regensburger Schottenlegende. zum ersten mal ediert und kritisch untersucht von dr A. Dürrwächter. Bonn, Hanstein, 1897. 225 ss. 8°. 6 m. — nachdem ich zu einer ausführlichen besprechung dieses tüchtigen und trotz einer gewissen breite recht lesbaren buches leider nicht die zeit gefunden habe, möcht ich die germanisten wenigstens durch eine kurze anzeige mit seinem für uns keineswegs gleichgiltigen inhalt bekannt machen. schon als quelle des spätmhd. gedichtes von Karl dem Gr. und den Regensburger Schottenmönchen, das Baechtold in seinen Deutschen hss. im Brit. museum (1873) auszugsweise bekannt gemacht und Perry in einer für die litteratur-

geschichte leider unergiebigen Marburger dissertation (1892) sprachlich behandelt hat, ligt uns der 'Libellus de fundatione ecclesie consecrati Petri' (§ 1—5, s. 1—54) nicht fern : durch die untersuchungen D.s über alter und bestandteile des fabulosen machwerks aber wird dies interesse lebhaft gesteigert. das ganze ist eine compilation, der D. nur 'die einheitlichkeit des potpourris' zugestebt, aufgebaut auf einer historischen und geographischen unwissenheit, wie sie auch im ma. nicht mehr normal ist : Rom in Afrika, Karl d. Gr. ein Römer von einer französischen mutter, die alten Baiern mit den Hunnen identisch usw. den wichtigsten bestandteil dieser apokryphen Schotteuchronik, die wahrscheinlich zwischen 1270 und 1278 in einem der beiden Schottenklöster Regensburgs (D. entscheidet sich für Weih SPeter) zusammengebracht wurde, bilden die 'Gesta Caroli Magni' (§ 6, s. 55—119), für sich wider eine compilation, bei der einem fremden litterarischen grundstock allerlei regensburgische localsage angegliedert und das ganze zu den Schotten in beziehung gesetzt worden ist. dieser fremde grundstock nun ist das interessanteste an dem ganzen werke : D. sucht ihn zu erweisen als eine von einem Norditaliener 'zur zeit Karls I von Anjou, königs von Neapel und Sizilien, verfasste und tendenziös auf ihn bezogene Karlslegende', und er erweitert diesen zwar nicht unbedingt zweifelfreien, aber doch recht plausibeln nachweis durch sehr interessante ausführungen zur geschichte der politischen ideen und der öffentlichen meinung in Italien um 1270, ausführungen, die die bekannten arbeiten von Grauert und Kampers lebensvoll ergänzen. — den starken litterarischen erfolg der Schottenchronik bezeugen die zahlreichen hss. (D. selbst kennt 9). das fortleben der auf sie allein gestützten legende von Karl und den Schottenmönchen (§ 7, s. 119—124) führt uns über eine reihe von litterarischen stationen, von denen einige näheres interesse wecken : Konrad vMegenberg, dem zwar durchaus nicht der kern, wohl aber manche einzelheiten bedenken erregen, dann das deutsche gedicht, das sich eng an die quelle anschliefst, später ein volksbüchlein, das in zwei Nürnberger incunabeldrucken vorligt und beziehungen zu KvMegenberg verrät, Ebran vWildenberg und Veit Arnpeckh, die alles gläubig hinnehmen, bis dann Aventin in den 'Origines Ratisponenses vernacule conscriptae' das ganze fabelgespinnst zerreifst.

Für die ausgabe der Gesta Caroli (s. 145—218) hat D. 8 hss. benutzt, darunter 5 Münchner. die notorisch älteste, der cod. Harl. 3973 in London, blieb ihm leider unzugänglich, und er hat sie vorübergehend so weit vergessen, dass er s. 49 einmal behauptet, die gesamte hsl. überlieferung der compilation sei nicht älter als das 15 jh. ich mag über die recensio kein bestimmtes urteil abgeben, da ich zu einer sichern erfassung dessen, was bei dem compilator sprachlich möglich oder wahrscheinlich ist, nicht vorgedrungen bin. anstofs nehm ich einstweilen an

vielem, von dem *ac Ratispona que quarta* gleich im eingang (s. 145) an. aber als quellengrund für die litterarischen und historischen nachforschungen D.s reicht dieser text gewis aus, und als schriftstellerische leistung hat das opus nicht eben hohe ansprüche zu machen. — in den anmerkungen nimmt D. öfter auf deutsche dichtungen bezug und ist (s. 119) geneigt, dem compilator die bekanntschaft mit Strickers Karl zuzuschreiben: ich habe mich zwischen dem alten Rolandslied und der bearbeitung des Strickers nicht entscheiden können.

Zu s. 65 anm. 39ª möcht ich bemerken, dass Kaiserchron. s. 48 n. 2 der hinweis auf das schwäbische *Mendilberch* bei gelegenheit der gleichen widergabe von 'Mons Gaudii' natürlich nur so gemeint war, dass ein in der heimat vorhandener ortsname zur übersetzung eines gleichbedeutenden oder als gleichbedeutend angesehenen fremden verwendet werden konnte; überdies hat D. meine anmerkung zu v. 14573 übersehen. E. Sch.

Über Walther von der Vogelweide. eine jugendarbeit Rudolf Hildebrands, hsg. von prof. Georg Berlit. [sa. aus der Zeitschr. f. d. deutschen unterricht. 13 jahrg. ss. 777 ff.] Leipzig, BGTeubner, 1900. 39 ss. 8⁰. 0,60 m. — Rudolf Hildebrands staatsexamensarbeit, von Moritz Haupt einst hohen lobes gewürdigt und jetzt durch die pietät eines schülers ans licht gezogen, ist 'mitten unter den stürmen' der märzrevolution in 14 tagen erwachsen. es weht frühlingsluft in ihr: 'man kann ja seit kurzem jetzt das specifisch Deutsche wider mit selbstgefühl nennen, es ist ja so herrlich, dass ich nichts dergleichen kenne im ganzen umkreis der dinge'; Walther wird dem jüngling, der sich aus den fesseln des scholasticismus in 'die wellen der würklichen dingewelt' sehnt, der repräsentant eines ganzen und gesunden geisteslebens, das in sich selbst seinen zweck hat. gern vergleicht er ihn mit Goethe und freut sich seiner naiven sinnlichkeit; es jammert ihn, dass dieser herrliche Walther schliefslich auch als opfer des christlichen dualismus fallen muss wie so viele Deutsche. am wohlsten ist ihm bei Walthers politischen gedichten, aus denen er die stimme Luthers und der freiheitsdichter von 1813 heraus hört; die liebeslyrik ist ihm zu gedanklich, und er empfindet deutlich den 'kältlichen anstrich' der schemenhaften tradition, der er ebenso schuld daran gibt, wenn uns heute 'der so viel gepriesene und gesuchte umgang mit frauenzimmern zur last oder wenigstens zur anstrengung wird'. dieser schnelle seitenblick auf das tägliche leben weist inmitten der zuweilen etwas aufsatzmäfsigen darstellung, die von der eminent gesprochnen sprache des reifen Hildebrand noch wenig zeigt, schon deutlich voraus auf die fruchtbare, belebende anschauung, die späterhin alles erquicklich durchdrang, was in den gesichtskreis des unvergesslichen mannes trat. schon in dieser jugendarbeit denkt er, echt Hildebrandisch, bei Walth. 55, 30 *nû wil ich schowen, ob du iht tügest* an den meister, der den lehrbuben controliert,

und 95, 15 *dannoch seit si mir dâbî* fällt ihm sofort die volkstümliche zugabe ein. die liebe zum volke stimmt widerum zur zeit wie zu der person des schreibers: neben Goethe und Schiller gibt das volkslied parallelen her, und der tact, der in der volksstimme ligt, ist ihm damals wie immer für ästhetisch-ethische dinge 'eine art gottesgericht in letzter instanz'. so finden wir gerne in den weichern zügen des jünglings das vertraute und geliebte antlitz wider. wissenschaftlichen ertrag wird niemand erwarten: es hat mich fast überrascht, welche geringe bedeutung in diesem bilde Walthers die künstlerische und menschliche entwicklung gewinnt, wie wenig geschichtliche probleme aufgeworfen werden; Hildebrand war keiner von den frühreifen. die hübsche conjectur *allez* f. *alze* 44, 38 waren wir gewöhnt an Bartsch zu knüpfen. — ich würde dem herausgeber noch dankbarer gewesen sein, wenn er nicht den seltsamen einfall gehabt hätte, die majuskellosigkeit von den lateinischen lettern des manuscripts auch in die fractur der Zs. f. d. unt. zu übertragen, was sehr curios würkt. R.

Beiträge zur geschichte der wissenschaftlichen studien in sächsischen klöstern I Altzelle. von Ludwig Schmidt. der XLIV versammlung deutscher philologen und schulmänner aus anlass der begründung einer abteilung für bibliothekswissenschaft dargebracht von der königlichen öffentlichen bibliothek zu Dresden. Dresden, WBaensch, 1897. 93 ss. gr. 8°. 1,50 m. — diese kleine schrift, die sich erst zwei jahre nach ihrem erscheinen zur besprechung gestellt hat, ist gründlicher, wenn auch nicht immer anmutiger gelehrsamkeit voll. Sch. hat in Jena den bisher für verloren gehaltenen bibliothekskatalog des Cistercienserklosters Altzelle aufgefunden, den Spalatin 1514 anfertigen liefs, um bei der begründung der Wittenberger universitätsbibliothek einen anhalt zu haben; er bringt ihn nach einer orientierenden einleitung auf s. 35—80 mit ausnahme der juristischen und medicinischen abteilungen zum abdruck und weist in einem anhang wenigstens für einen teil der hss., leider nicht auch der incunabeln, den jetzigen aufbewahrungsort nach. eine wichtige vorarbeit bot der der klosterbibliothek gewidmete abschnitt des 1855 erschienenen buches über Altzelle von EBeyer (s. 109—130), wo ohne benutzung des nun von Sch. gefundenen katalogs ein stattlicher teil der alten bücherei auf grund einer sorgfältigen durchmusterung der Leipziger und Dresdner bibliotheken und einer verzeichnung ihres besitzes an ehemals altzellischen büchern reconstruiert ist. Sch. gibt jetzt freilich wesentlich mehr; vielleicht soll man nun aber umgekehrt sich auch nicht zu sehr auf die unbedingte vollständigkeit des jetzt veröffentlichten katalogs verlassen, gegen die zb. die bei Beyer s. 125 unter 1 und 3 angeführten drucke zu sprechen scheinen; auch weist der Dresdner cod. K 277 (Schnorr II 234) darauf hin, dass in dem medicinischen teil des katalogs auch nichtmedicinisches enthalten ist.

So vollständig aber ist er jedesfalls, dass er in mehrfacher hinsicht unsre kenntnisse zu fördern vermag. zunächst die geschichte des bibliothekswesens. ThGottlieb allerdings in seinem grofsen corpus ma.licher bibliothekskataloge (Über ma. bibliotheken 1890) hätte dieses verzeichnis verschmäht (er kennt freilich auch das kurze verzeichnis aus dem 12 jh. nicht, das Sch. s. 10f abdruckt), weil es erst nach 1500 entstanden ist; aber gerade ein katalog wie der von Altzelle zeigt deutlich, wie wenig innere bedeutung diese mit Hains praxis übereinstimmende abgrenzung hat: die einrichtung der bibliothek ist auch 1514 noch durchaus mittelalterlich, und das oft schwer entwirrbare durcheinander von hss. und drucken ist das gleiche in katalogen, die der zweiten hälfte des 15 jhs. angehören.

Dem bildungsgeschichtlichen problem des ausgehnden mittelalters, der frage nach der umwandlung der scholastischen bildung in die humanistische, würde der katalog gewis noch mehr zu gute kommen, wenn er mehr anhaltspuncte für die zeit der erwerbung der einzelnen nummern böte, die sich leider auch anderweitig nur hie und da sicher ermitteln lässt. von Prag aus erhält das schulwesen des klosters im 14 und im beginnenden 15 jh. offenbar bedeutsame anregung; aber nirgends ist zu spüren, dass damit nun auch ein teil des böhmisch-luxemburgischen vorhumanismus nach Altzelle gekommen wäre: das 'Exercitium baccalaureantium' des aus Prag berufenen Vincentius Grüner ist der neuen bildung so völlig fremd wie die werke seines ebenfalls aus Prag kommenden nachfolgers Matthias von Königsaal, und keine einzige der wenigen modernen handschriften der klosterbibliothek geht in so alte zeit zurück. der Altzeller frühhumanismus wird sich vielmehr parallel dem Leipziger frühhumanismus entwickelt haben, der seit den sechziger und siebziger jahren des 15 jhs. langsam zu wachsen beginnt; freilich ist keiner der namen von Leipziger studierenden und graduierten aus Altzelle, die Sch. s. 22ff zusammengestellt hat, in dem namenverzeichnis von GBauchs Geschichte des Leipziger frühhumanismus (1899) nachzuweisen. dass in der bibliothek mehrmals (G 24, O 42, vgl. auch L 42) eine 'Quodlibetaria questio Erphordensis studii' (vielleicht JSchrams Monopolium der schweinezunft v. 1494?) zu finden ist, liefse es wol empfehlenswert erscheinen, auch einmal die Erfurter matrikel (hrsg. v. Weifsenborn und Hortzschansky 1881—99) auf Altzeller studierende hin durchzuarbeiten.

1514 finden wir nun als moderne bildungsmittel die werke fast aller römischen classiker; ihnen gesellen sich einige Griechen: aufser Aristoteles Xenophon, Plato, Plutarch, Lucian und sogar Euripides, natürlich, auch wo es nicht ausdrücklich bezeugt ist, gewis nur in lateinischen übersetzungen. es erscheinen ferner fast alle grofsen italienischen humanisten der gesamten entwicklungszeit; einer der allerkleinsten, Jacobus Publicius, sei hier

herausgehoben, weil er in den sechziger jahren des 15 jhs. persönlich in Deutschland lehrte und weil das vorkommen mehrerer seiner schriften wider auf den zusammenhang der Altzeller studien mit Leipzig oder Erfurt weist. unter den deutschen überwiegen die männer der strengeren richtung. von den auchhumanisten treffen wir GHeimburg und HLeubing, der frühhumanismus ist — ich möchte fast sagen : natürlich — durch Eybs Margarita poetica vertreten; dann folgen Agricola, Wimpheling, Reuchlin, dessen Sergius mehrfach vorkommt, SBrant, dessen deutsches Narrenschiff übrigens samt einer deutschen bibel, deutschen predigten und hsl. 'Ritbmi vulgares de vitis patrum' (G 34, nach ESchröders vermutung wol die jetzige, schon 1826 von Tittmann, 1880 von Franke nach Altzelle gewiesene hs. 816 der Leipziger universitätsbibliothek) das deutschsprachliche schrifttum fast allein vertritt, GReisch, dessen Margarita philosophica freilich ebenso wie die Margarita poetica ohne verfasserangabe eingetragen ist und der daher ebenso wie Eyb in Sch.s autorenregister fehlt, JLocher (Narragonia ua.) und endlich auch Erasmus, der von übersetzuugen und ein paar kleinigkeiten abgesehen, durch seine Adagia vertreten ist. dagegen ist CCeltis aus dem autorenregister zu streichen, denn der magister Conradus Zeltan, dessen 'Lectura super capitulo : Firmiter credimus' mehrfach vorhanden ist, wird schwerlich mit dem erzhumanisten identisch sein. mit Erasmus stand der abt Martin von Lochau (1493—1522), der hauptvertreter des Altzeller humanismus, auch in brieflichem verkehr; vielleicht dient der von Sch. s. 24 anm. 1 wider hervorgehobene nachweis dazu, die Erasmusphilologen auf die spur der verlorenen correspondenz zu führen.

Sch. macht s. 2f darauf aufmerksam, dass in Jena auch die bibliotheksverzeichnisse andrer klöster aus der gleichen zeit aufbewahrt werden; es sind Reinhardsbrunn, Lehnin, Nürnberg (predigerkloster), Leipzig (predigerkloster) und Grünhain, vielleicht auch noch Halle (Servitenkloster) und Nürnberg (Augustinerkloster). von ihnen sind bisher nur das Lehniner und das Reinhardsbrunner herausgegeben. wenn man sich an die anregungen hält, die Sch.s veröffentlichung des Altzeller katalogs bietet, muss man auch den übrigen verzeichnissen kundige und sorgsame bearbeiter wünschen.

Berlin, 31 januar 1900. Max Herrmann.

Laurence Sterne und CMWieland, von dr C. A. Behmer. [Forschungen zur neuern litteraturgeschichte, herausgegeben von dr Franz Muncker, ix.] Berlin, CDuncker, 1899. 62 ss. 8°. 1,20 m. — Behmer hat seine abhandlung, die nur ein kleiner beitrag zur erforschung fremder einflüsse auf Wielands dichtungen sein will, in 3 teile zerlegt: i Laurence Sterne, ii Wielands beschäftigung mit Sternes schriften, iii Sternes einfluss auf Wielands dichterisches schaffen. in einer schlussbetrachtung fasst er sodann die gewonnenen resultate kurz zusammen.

Die beiden ersten teile dienen vortrefflich ihrem zwecke. das bild, das uns B. an der hand des 'Tristram Shandy' und der 'Sentimental journey' von Sterne als dem vertreter des idealistischen humors entwirft, ist in allen zügen klar und sauber, und das 18 jh. mit seiner gefühlsarmut in der ersten, mit seiner empfindsamkeit in der zweiten hälfte bildet einen würksamen hintergrund dazu. — wie B. sodann nachweist, hat Wieland den 'Tristram Shandy' nicht vor sommer oder herbst 1767, die 'Empfindsame reise' gegen ende des jahres 1768 kennen gelernt. und gewis, nur diese romane, nicht die übrigen schriften Sternes haben erkennbar auf sein dichterisches schaffen eingewürkt. — nicht so rückhaltlos anerkennend steh ich dem 3 teile gegenüber, in dem B. die von Sterne beeinflussten schriften Wielands bespricht. es ist zu bedauern, dass B. die aufserordentlich eingehnden untersuchungen von Bauer 'Über den einfluss Laurence Sternes auf ChMWieland' (programme des kaiser Franz-Josef-gymnasiums in Karlsbad, 1898. 1899. 1900) für seine abhandlung noch nicht herangezogen hat. wie er selbst erklärt (zb. s. 36. 38), hat er nicht immer alle übereinstimmungen mit Sterne angeführt, oft sich auf proben beschränkt. dagegen liefse sich nichts sagen, wenn nur nebensächliches ausgelassen, wenn oft widerkehrendes nur einmal angeführt wäre. jedoch erklären sich nicht alle lücken aus diesem princip. hier einige nachträge, die übrigens das verdienst der reichhaltigen, übersichtlichen und gut geschriebenen studie B.s nicht in frage stellen sollen.

In den 'Beiträgen zur geheimen geschichte des menschlichen verstandes und herzens' ist nicht allein im stil, sondern auch im stoff und geist des ganzen werkes ausgeprägte verwantschaft mit Sterne vorhanden. Wieland preist Sternes empfindsamkeit, ja er lässt sich sogar von ihr zu einer wörtlichen übersetzung aus der 'Empfindsamen reise' veranlassen (s. 179). auch bei besprechung der von Sterne besonders stark beeinflussten Dialoge des Diogenes von Sinope muste die empfindsamkeit als ein element der verwantschaft mehr hervorgehoben werden. aus dem Goldenen spiegel vermiss ich den hinweis auf Sternes art, der in Wielands worten (einl. s. 18) ligt: *Warum hatten die ehrlichen Männer die Gabe nicht, der Weisheit ein lachendes Ansehen zu geben? — Oder konnten sie sich nur nicht entschliefsen, ihr zuweilen die Schellenkappe aufzusetzen?* i s. 131: *Während dass der Iman diese schöne Rede hielt, sang der Sultan im Tone der langen Weile und mit halb geschlossenen Augen, la Faridondäne la Faridondon, Dondäne Dondon Dondäne Dondäne Dondäne Dondon* (ebenso s. 143). wer denkt da nicht sofort an onkel Tobys *Lillabullero*? wenn Schach Gebal bei besonders gefühlvollen worten Danischmends regelmäfsig einschläft, so war hier aufser dem hinweis auf den alten Shandy und onkel Toby vor allem ein solcher auf dr Slop am platze (Tr. Sh. cap. 42).

Die ausführungen B.s s. 25 über Wielands inneres verhältnis zu Sterne sind unklar. wenn der brief vom 13 november 1767 uneingeschränkte bewunderung Sternes atmet, Wieland dagegen im jahre 1773 neben höchstem lob scharfen tadel über den Tristram Shandy ausspricht, so hat eben Wieland erst im laufe der jahre kühler über Sterne zu urteilen gelernt. an der stelle, wo B. betont, dass Wieland kein sklavischer nachahmer Sternes ist, vermiss ich die bekannte citatio edictalis des Athenäums (Gruber Wielands leben IV 255; Bauer I 3), die auf die beurteilung Wielands durch die romantiker ein helles licht wirft.

Die 'Grazien' zeigen nach B. und Bauer nur ganz geringe spuren von Sternes einfluss. wenn schon das abfassungsjahr 1769 und die ausdrückliche erwähnung des *lieben Stern' auf seinem Steckenpferd* — *Poor Yorik!* dagegen zu sprechen scheinen, so ist aufserdem nicht zu verkennen, dass die ganze art der erzählung in Sternes manier gehalten ist. schon die einleitung, das gespräch des dichters mit Danae, ferner die lockere art und weise, wie Wieland die erzählung oft unterbricht, erinnern an die zwiegespräche Sternes mit dem leser oder der schönen leserin, an seine anreden an Jenny oder Eugenius. das ganze ist in einen schalkhaft-sinnlichen ton getaucht, der mit vorliebe andeutet, allzu gewagtes scherzend unterdrückt, die erschreckte leserin neckt und beruhigt. auch die empfindsamkeit, die, wie Wieland selbst sagt, die drei schwestern zu grazien macht, ist dieselbe, welche Sternes werke durchzieht. KUNO RIDDERHOFF.

Allitterierende wortverbindungen bei Goethe, I von W. EBRARD. [Beilage z. jahresber. d. kgl. alten gymn.] Nürnberg, MEdelmann, 1898/99. 42 ss. 4°. 2,40 m. — Ebrard gibt eine gute analyse des vorrats allitterierender wortverbindungen bei Goethe; vorzugsweise handelt es sich um jene gruppen, die ich in meiner — von E. nicht benutzten — Altgerm. poesie 'zwillingsformeln' genannt habe. er zeigt, wie gerne Goethe bei der bearbeitung von entwürfen und übersetzungen (s. 11f) stabreime einfügt, untersucht die consonantischen allitterationen (s. 13f) auf vocalverschiedenheit und handelt lehrreich über die art der allitterierenden wortverbindungen selbst: coordination ungleichartiger redeteile (s. 18) und 'schiefe gegensätze' (s. 88), unterbrochene und gemischte allitteration (s. 20) — beide nach gut altgermanischer art besonders beliebt —, art der verbindung (s. 22) und inneres gedankenverhältnis (s. 25f). bei eigennamen (s. 38) und fremdwörtern (s. 40) ist auch bei Goethe die allitteration besonders häufig, was, wie in aller poesie, ihren decorativen charakter deutlich hervortreten lässt. — der versuch, Goethes 'neue' reimpaare herauszuheben, ist nicht immer gelungen: *Kreuz und Christ* (s. 12), *vergeben und vergessen* (s. 15) uaa. sind längst formelhaft. RICHARD M. MEYER.

Volksschauspiele aus dem Böhmerwalde. gesammelt, wissenschaftlich untersucht und herausgegeben von J. J. AMMANN. II teil. Prag,

JGCalve (JKoch), 1899. xi und 168 ss. gr. 8⁰. [Beiträge zur deutsch-böhmischen volkskunde. im auftrage der gesellschaft zur förderung deutscher wissenschaft, kunst und litteratur in Böhmen, geleitet von AHauffen, II bd, 2 heft.] 2,20 m. — das im Anz. XXIV 392 ff begrüfste unternehmen schreitet erfreulich vorwärts. der hg. legt sechs neue volksschauspiele vor, die freilich zum teil ganz junge gestalten zeigen, da Eustachius, Hirlanda und Heinrich vEichenfels nur dramatisierungen nach Christoph vSchmids erzählungen sind (vgl. Mitteilung nr. IX der gesellschaft zur förderung deutscher wissenschaft, kunst und litteratur in Böhmen s. 8 anm). A. selbst zweifelt, ob solche dramen einen platz beanspruchen dürfen, doch wird man wol nicht ungern eine möglichst vollständige sammlung des ganzen vorhandenen materials besitzen, wenn sich die volkstümlichkeit nachweisen lässt. und das hat A. getan. für den Alexius ist die quelle wol irgend ein legendar [ESchröder vermutet Martin vCochem]. interessant ist das 'Türkische sultanspiel', eine mischung von märtyrer- und familientragödie, geplante blutschande zwischen vater und tochter (auch ein motiv der mittelalterlichen legende), gegensatz zwischen heiden und christen, verfolgung um des glaubens willen; manches erinnert an das schlesische kunstdrama, manches an den Johannes von Nepomuk. eine besondere stellung nimmt die Genovefa ein, die mit keiner der bisher bekannt gewordenen fassungen vollständig stimmt, aber an einige zb. die niederöstereichische wenigstens in einzelheiten erinnert. ich will jedoch Ammanns in aussicht gestellter untersuchung nicht vorgreifen, verweise nur zu dem Anz. XIII 55 ff erwähnten material auf die schilderung einer Genovefaaufführung durch Holtei in Kuhs Hebbelbiographie II 433. es wäre sehr zu wünschen, dass die arbeit bald zu ende geführt würde, damit man einen überblick gewinnt. es soll noch ein heft mit texten und dann erst der kritische teil folgen. die gesellschaft, deren energie das erscheinen ermöglicht, verdient den aufrichtigsten dank.

Lemberg, 15 juni 1899. R. M. Werner.

Der privatdocent dr E. Hoffmann-Krayer in Zürich hat einen ruf nach Basel als ao. professor für deutsche philologie mit speciellem lehrauftrag für phonetik, deutsche mundarten und volkskunde angenommen.

Prof. F. Holthausen von Göteborg siedelt als ao. professor der englischen philologie nach Kiel über.

An der universität Wien habilitierte sich dr Robert F. Arnold für neuere deutsche litteratur, an der universität Würzburg dr Robert Petsch für germanische philologie.

Der professortitel wurde verliehen dem privatdocenten dr K. Drescher in Bonn.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXVI, 4 october 1900

Der indogermanische ablaut, vornehmlich in seinem verhältnis zur betonung. von Hermann Hirt. Strafsburg, KJTrübner, 1900. 224 ss. — 6 m.

Seit Hübschmanns Indogerm. vocalsystem (Strafsburg 1885) ist keine zusammenfassende monographie über die indogermanische vocalabstufung erschienen. haben diese fragen in der zwischenzeit auch nicht in dem mafse wie in den siebziger, achtziger jahren das ganze interesse der vergleichenden sprachwissenschaft beherscht, so sind sie doch in den letzten anderthalb jahren sehr wesentlich gefördert worden. eine neue darstellung des stoffes wird daher namentlich denen, die auf dem gebiete einer einzelsprache tätig auch die resultate der vergleichenden grammatik kennen zu lernen wünschen, nicht unwillkommen sein. Hirts buch trägt der veränderung der ansichten seit 1885 in gebührender weise rechnung. nur sollte der verf. nicht den anschein erwecken, als ob diese fortschritte im wesentlichen von ihm herrührten. 'meine ansichten', schreibt er im vorwort, 'haben sich ganz allmälig entwickelt, und noch am schluss konnte ich einen wichtigen punct hinzufügen, der manches erklären wird. meine arbeit gründet sich auf das, was ich in den letzten bänden der Indogerm. forschungen veröffentlicht habe'. nein, müssen wir hier den verf. unterbrechen, sie gründet sich vor allem auf das, was die forschungen andrer an gesicherten ergebnissen zu tage gefördert haben. 'das, was ich dort auseinandergesetzt habe', fährt er fort, 'konnte durch das reiche, neue material, das ich gebe, in einigen puncten modificiert und erweitert werden, in allen wesentlichen hielt es aber stand, und wird stand halten. ich hoffe nicht nur, wie Brugmann Grdr. i² 296¹ meinte, der wahrheit am nächsten gekommen zu sein, sondern hoffe diese selbst gefunden zu haben'. nun, das hoffen so ziemlich alle gelehrten, die etwas veröffentlichen, nur drücken sie es gewöhnlich bescheidener aus oder behalten den gedanken für sich. später wird nur de Saussures 1879 erschienenem Mémoire besondere anerkennung gezollt, in einer weise, als ob Hirt die verdienste dieser arbeit zum ersten mal hervorhöbe. das ist schon längst von verschiedenen anderen seiten in gebührendem mafse geschehen, zb. KZs. 31, 395 oder bei Bechtel Hauptprobleme 193 f. dagegen verdient denn doch auch betont zu werden, dass de Saussures mathematische art und weise zu folgern und seine theorie von

der langen liquida und nasalis sonans auf die folgezeit entschieden schädlich gewirkt haben und dass die fortschritte des letzten jahrzehnts nicht zum geringsten teil auf der beseitigung seiner irrtümer beruhen.

Diese fortschritte liegen hauptsächlich auf dem gebiet der zweisilbigen basen, die denn auch bei Hirt eine hauptrolle spielen. die einsilbigen wurzeln treten bei ihm um so mehr zurück, als er alle thematischen verba sowie die athematischen mit dehnstufe zu den zweisilbigen basen rechnet. nach diesen beiden kategorien ist das hauptmaterial geordnet. voran gehn einleitende bemerkungen, auf die das schlusscapitel zurückkommt. hier bemüht sich Hirt, die ergebnisse der neueren forschungen in ein abgerundetes, möglichst lückenloses system zu bringen; aber es gelingt ihm nur mittelst etwas complicierter hypothesen, die zwar möglich, aber nicht beweisbar sind. er erneuert, wenn auch in veränderter form, Osthoffs theorie von der zweifachen form der tiefstufe, indem er behauptet, dass kurzes *a*, *e*, *o* entweder nur zu lauten, die er mit $_a$, $_e$, $_o$ bezeichnet, reduciert wurden oder gänzlich ausfielen. diese annahme, die ja nicht gerade neu ist, hat ohne frage einen gewissen anhalt in den tatsachen. im griechischen erscheint für *ε* in ursprünglich unbetonter silbe vielfach *ι*: *πίτνημι*, *ἴσθι*, *χθιζός* usw.; für *ο* unbetontes *υ*: *νυκτός*. mit diesem *ι* habe ich KZs. 31, 378 f lat. *a in quattuor* = *πίσυρες*, *pateo* : *πίτνημι*, sowie das *ĭ* von slav. *tĭci pĭci*, lit. *kìpti* verglichen, und Hirt schliefst sich dieser combination an (s. 15 f). ferner ist die doppelform deutlich vor vocalen, in fällen wie gr. *βανά*, air. *ban-*, aisl. *kona* neben skr. *gnā*, air. *mnā*. aber in einer grofsen, vielleicht der gröfseren zahl der fälle ist die doppelform rein hypothetisch. hier zeigen Hirts ausführungen, wie es scheint, durch ein versehen, eine unliebsame lücke. in dem abschnitt, wo er die vertretung des idg. tonlosen *e* in den einzelsprachen behandelt (§ 26 ff), unterscheidet er bei folgendem sonorlaut, *r*, *l*, *m*, *n*, *i*, *u*, zwei fälle, je nachdem der sonorlaut hetero- oder tautosyllabisch ist. dann wird aber unter 1) *α*) — *δ*) nur der erste fall erörtert [1], und wie *e* vor tautosyllabischem sonor vertreten ist, erfahren wir nicht, sondern können wir uns höchstens aus § 24 f und Idg. forsch. 7, 141 ff notdürftig zusammenlesen. danach wäre die reductionsstufe vor *ei*, *eu*, idg. $_e$*i*, $_e$*u* mit der schwundstufe idg. *i*, *u* in allen sprachen in *i*, *u* zusammen-

[1] hierbei bespricht Hirt das *a* vor *v* in lat. *favēre*, *cavus*, *cavilla*, *favissae* gegen *fovea*, *boves* usw. und erklärt Thurneysens gesetz mit der beschränkung für richtig, dass es nur vortonige silben treffe. es scheint ihm unbekannt, dass ich dieselbe ansicht schon vor fünf jahren ausgesprochen habe (Wochenschrift für class. philol. 1895 nr 33/34 sp. 923). eine bestätigung bildet der von Bücheler Rhein. mus. 52, 391 nachgewiesene alte imperativ *fóve* zu *favēre*. man erinnere sich auch, dass im russischen *o* in der silbe vor dem tone (hier aber ohne rücksicht auf benachbarte consonanz) zu *a* wird.

gefallen, dh. sie ist eben nur dem system zu liebe angenommen. als ein argument benutzt der verf. (§ 25) nur den von mir KZs. 31, 339. 467 versuchten nachweis, dass *ei*, *eu* zunächst zu *ī*, *ū* reduciert wurden, die ihre länge festhielten, wenn sie nachträglich den accent zurückerhielten, aber zu *ĭ*, *ŭ* wurden, wenn sie unbetont blieben [1]. aber ein beweis läge doch nur darin, wenn *ī ū* kurzvocalischer reihen auch in unbetonter lage (als reductionsstufe) vorkäme.

Ebensowenig bewiesen ist Hirts ansatz einer idg. reductionsstufe $_{e}r$, $_{e}n$ neben einer schwundstufe *r̥*, *n̥*, der hauptsächlich den zweck zu haben scheint, Brugmanns liquida und nasalis sonans mit JSchmidts annahme von reduciertem vocal + *r*, *n* zu vermitteln (vgl. Idg. forsch. 7, 140). denn im übrigen fehlen durchschlagende gründe für diese annahme durchaus; das s. 13 über *λύκος* vermutete ist doch kein beweis. eher liefse sich dafür das § 24 anm. 2 nur ganz beiläufig und frageweise herangezogene lat. *ar* neben *or* geltend machen. über das verhältnis von gr. *αρ* zu *ρα* geht H. in der vorhergehnden anmerkung — nach einer unüberlegten bemerkung über *αρ* im kretischen [2] — schnell hinweg, indem er eine spätere behandlung der frage verspricht. solche vertröstungen sind allenfalls in einem zeitschriftaufsatz am platze, aber nicht in einem zusammenfassenden buche, das über alle in betracht kommenden wichtigen fragen orientieren soll. ich halte an meiner ansicht (KZs. 31, 391 ff, vgl. JSchmidt Kritik der sonantentheorie 28) fest, dass *αρ* in ursprünglich unbetonter, später aber widerbetonter silbe steht [3].

Was *n* sonans betrifft, so hätte sich H. auch mit der im griechischen und arischen übereinstimmenden vertretung durch *a* auseinandersetzen sollen, die ich Einleit. in die gesch. der griech. spr. 168 f hervorgehoben habe und die bei der discussion der sonantentheorie merkwürdig wenig beachtet worden ist. hält man die übereinstimmung zwischen gr. *α* und skr. *a* nicht für zufällig, so machen besondere schwierigkeit noch die zwischen

[1] trotzdem erklärt H. s. 38 den ansatz von idg. *ōudhr̥* als einsilbige schwere basis wegen *οὖθαρ* für absolut notwendig. skr. *ū́dhar* kann doch auch die widerbetonte wurzelform einer leichten basis *oudh-* enthalten; vgl. KZs. 31, 338.

[2] altes *αρ* sei im kretischen zu *αι* geworden, 'vgl. *μαίτυς*'. bisher hat man *μαιτυρ-* durch dissimilation aus *μαρτυρ-* erklärt, wofür ich ngr. *βαΐβαρος* aus *βάρβαρος* als parallele angeführt habe (Berl. philol. wochenschr. 1897 sp. 694). aus gortyn. *ἀρτύεν*, *Ἄρτεμιν*, *καρπόν* folgt, dass *αρ* in diesem dialekt sonst intact blieb.

[3] analog sieht das verhältnis von *μύρκος ..... ἐνεός, ἄφωνος* zu *βρυκός· ἄφωνος νεκρός*, *βροκός· μωρός* Hesych. (Com. graec. fragm. ed. Kaibel I 201) aus. — ich merke bei dieser gelegenheit an, dass ein im griechischen secundär entstandenes *r̥* vor *j* zu *ιρ* geworden zu sein scheint nach *οἰκτίρω*, aiol. *οἰκτίρρω* aus **οἰκτιρjω* aus **οἰκr̥τjω* zu *οἰκτρός*, da von einem nicht existierenden *οἰκτι-ρ(ο)-* auszugehn mislich ist. *ἐχθαίρω* zu *ἐχθρός* macht dann freilich schwierigkeiten.

Griechen und Iraniern (Skythen) wohnenden Phryger und Armenier mit ihrem *an*[1]: man müste dann als gemeinsame grundlage entweder *a*ⁿ (mit reduciertem nasal) oder (nasaliertes) *ą* ansetzen. beides wäre sowol mit idg. *ₑn* wie mit *n̥* schwer zu vereinigen, man müste denn ein directes umspringen von *n̥* in *ą* für glaublich halten. denn wenn ein reducierter vocal vor *n* sich zum vollen vocal entwickelte, so konnte dabei der nasal selbst doch nicht schwinden: dieser mufs also — wenigstens im südostindogermanischen gebiet — ebenfalls irgendwie reduciert gewesen sein, was H. auch idg. forsch. 7, 156 zugibt, hier aber nicht der erwähnung für wert hält.

In den nun folgenden zwei hauptabschnitten sind die einund zweisilbigen basen in der form, die sie vor der abstufung gehabt haben müssen, zusammengestellt. mehrfach wären bei den reconstruierten grundformen fragezeichen sehr am platze gewesen: zb. bei *khanū* 'unterschenkel' s. 93, *ghorēp* 'fassen' s. 80, *ewen* 'lager' s. 122, *emeg?* s. 132, *ajekw* 'eilen' ebda, *onek* 'verfolgen' s. 130 und vielen andern '*erek*-basen'. in der auffassung der zweisilbigen schweren basen und ihrer abstufung, die für die ganzen ablautsfragen von gröster bedeutung ist, folgt H. den von mir KZs. 31 vertretenen ansichten in allen wesentlichen puncten, dh. in der leugnung der langen liquida und nasalis sonans, an der Brugmann noch jetzt festhält, in der erkenntnis, dass diese basen zwei vollstufen haben, je nachdem die erste oder die zweite silbe den ton trägt (zb. *pélə* und *plḗ* beide aus *pelē*), sowie dass sie in den europäischen sprachen — wie zuerst JSchmidt gezeigt hat — zwei reductionsstufen besitzen (griech. *αρα* und *ρᾱ*), endlich in der ansicht, dass das im sanskrit entsprechende *īr* (*ūr*), *ān*, *ā*, aus *irə*, *amə*, *anə* mit schwund des *ə* und ersatzdehnung des ersten vocals entstanden ist. das verhältnis der ersten reductionsstufe, gr. *αρα*, *αλα*, *ανα*, *αμα* zur zweiten, gr. *ρᾱ*, *λᾱ*, *νᾱ*, *μᾱ* hat H. (ldg. forsch. 7, 209) richtig dahin bestimmt, dass die erste stufe die widerbetonte, die zweite die immer tonlos gebliebene form darstellt. vgl. *ϑάνατος* : *ϑνᾱτός*, *κάρα* : gen. *κρᾱατος*. entgangen ist ihm jedoch, dass dieses verhältnis eine genaue parallele zu dem von *άρ* zu *ρα* bildet, das ich KZs. 31 in derselben weise erklärt habe.

Bei den zweisilbigen leichten basen vom typus *bhere* setzt H. ebenfalls zwei vollstufen an: 1) *bhèr*- bei betonung des ersten vocals, vgl. skr. *bharti*. 2) *bhré*- bei betonung des sogen. thematischen vocals: skr. *-ba-bhra-*. bildungen wie skr. *bhárati*,

[1] phryg. *ματεραν* = dor. *μᾱτέρα* (einl. s. 218), *ονομαν* = *ὄνομα*, *κενεμαν*. dem gr. *αν* vor vocalen entspricht ebenfalls phryg. *αν* : neuphryg. *κνουμανει*; noch nicht aufs reine gebracht ist der vocalismus von altphryg. *βονοκ(αν)* 'frau', womit jetzt *βανεκος* wol = *γυναικός* auf der inschrift Heberdey und Wilhelm Reisen in Kilikien s. 163 zu vergleichen ist, das allerdings wie entlehntes aiol. *βάναικος* aussieht.

jánati ἐγένετο, *cárati* πέλομαι, in denen zwei vollstufenvocale aufeinanderfolgen, erklärt er sämtlich für unursprünglich und auf analogischem wege entstanden. ich gebe zu, dass, wer die von mir aufgestellte annahme progressiver accentwirkung teilt, leicht zu dieser consequenz gedrängt wird, aber bei der ungemeinen häufigkeit jener bildungen ist diese erklärung eben doch allzu kühn und gewaltsam, um zu befriedigen. auch die nominalen *o*-stämme wie φόρος und die neutralen *s*-stämme wie γένος müssen dann sämtlich unursprünglich sein [1].

Im dritten abschnitt werden hauptsächlich die bedingungen für das auftreten der verschiedenen vocalstufen untersucht. abweichend von JSchmidt, der eine stärkere verkürzung annimmt, wenn der accent auf der zweitfolgenden silbe ruht (skr. *turī́ya*- 'vierter' aus **kturī́ya*-), als wenn er unmittelbar folgt (*catvā́ras*), behauptet der verf., dass vor dem tone schwundstufe steh, dagegen reductionsstufe, wenn der accent auf der dritten oder vierten silbe ligt. mit dem gewohnten selbstbewustsein legt er seinem gesetze 'fundamentale bedeutung' bei. wenn man nicht aus rein lautphysiologischen gründen die eine oder die andere annahme vorzieht, ist es schwer, an der hand der tatsachen sich zu entscheiden. fälle wie skr. *catvā́ras*: *turī́ya* oder gr. φαρέτρα (φαρέτρον s. 145 ist hoffentlich nur druckfehler!) sprechen gegen H.; er hat sich freilich für solche ausnahmen einen ausweg geöffnet: im absoluten oder satzanlaut steht auch unmittelbar vor dem ton reductionsstufe.

Die von Mahlow, Fick, Möller uaa. vertretene lehre, dass idg. *e* in der silbe nach dem ton zu *o* geworden sei, sucht H. in einer gewissen beschränkung gegen meine früher erhobenen einwände zu halten. ich gebe zu, dass diese theorie in einer reihe von tatsachen eine gesunde basis hat, aber die widersprechenden fälle schienen mir und scheinen mir noch immer sehr stark dagegen ins gewicht zu fallen; und auch H. hat sie nicht in einleuchtender weise erklärt. wenn man nur einen teil der mit *e* ablautenden *o* unter das gesetz stellt, aber den entsprechenden wechsel zb. in φέρομεν : φέρετε, γένος: γένε(σ)ος auf andere, unbekannte weise entstanden sein lässt, so bleibt immer die möglichkeit, dass die unbekannte ursache auch in den ersteren fällen gewürkt habe. H. erklärt den ablaut von *e* zu *o* für jünger als die vocalschwächungen; anderenfalls müsten wir ja auch vocalschwund oder reduction in der silbe nach dem ton erwarten. aber der wechsel von starkem und schwachem wurzelvocal in βοτήρ : βώτωρ, δοτήρ (neben δωτήρ): δώτωρ, -ετήρ : ἀφήτωρ [2] wider-

[1] zu denken geben da die doppelbetonten ind. infinitive wie *étavái*, *hántavái*.

[2] dass im sanskrit *dātár*-, *sthātár*- usw. nicht ursprünglich sind, sondern ihr *ā* statt *i* von *dā́tar*-, *sthā́tar*- bezogen haben, folgt aus *savya-ṣṭhár*- (avest. -*štar*- im compositum), das mit seiner doppelten schwächung der wurzelsilbe, wie sie in der zusammensetzung regel ist, auf ein simplex **sthitár* hinweist.

spricht seiner annahme; und nach wie vor unerklärt bleiben μάτηρ, φράτηρ, deren lange wurzelvocale (gegenüber dem oxytonon πατήρ = skr. *pitā* mit reducierter erster silbe) beweisen, dass ihre paroxytonierung alt ist.

Wenn es ein verdienst ist, dass H., obwohl ein schüler Brugmanns, in diesen fragen sich mehr den abweichenden ansichten JSchmidts und anderer in denselben bahnen wandelnder forscher angeschlossen hat, so hat sich H. in der tat durch dieses buch ein verdienst erworben, wenn auch mehr um sich als um andere. wo er diese ansichten weiter zu bilden und zum system auszugestalten sucht, sind seine theorien zum teil erwägenswert, aber auch sehr hypothetisch. er selbst freilich scheint seine arbeit für abschliefsend zu halten (wie er gelegentlich [s. 24] sein buch über den idg. accent als grundlegend preist). hoffentlich kommen wir noch recht viel weiter.

Wien. PAUL KRETSCHMER.

Untersuchungen über die zeitrechnung der alten Germanen. von GUSTAV BILFINGER. I. Das altnordische jahr. Stuttgart, WKohlhammer, 1899. IV und 100 ss. 4°. — 3 m.

Diese abhandlung vom altnord. jahr besteht aus folgenden capiteln: 1. Der isl. calender, 2. Der norweg. calender. 3. Das altnord. jahr, 4. Norw. mond-monate, 5. Das wochenjahr, 6. Die osterschaltung, 7. Ostern und sommerbeginn, 8. Ergebnisse; beigefügt ist ein immerwährender jul. calender. der in betracht kommende stoff ist, wie man sieht, vernünftig eingeteilt, und ref. kann sofort aussprechen, dass die behandlung des stoffes überhaupt besonnen ist und durchweg von einer gründlichen einsicht in die mittelalterliche computistik und das alte calenderwesen zeugt.

Im allgemeinen wünscht der vf. den beweis zu liefern, dass das sogen. altnord. jahr nicht ein urnordisches, sondern ganz und gar das allgemein christliche jahr sei und dass auch die einzelnen besonders wichtigen tage (zb. der erste sommer- und wintertag, mitwinter, mitsommer usw.) im christlichen calender wurzeln. soweit ref. sehen und urteilen kann, ist die beweisführung im wesentlichen gelungen. B. hat es klar dargetan, dass das sogen. altnord. jahr, wie es in unsern quellen am meisten angedeutet erscheint, eines ziemlich jungen ursprungs ist. die frage — und es ist eine sehr wichtige frage — bleibt also: wann und wie ist der betreffende calender in Norwegen-Island eingedrungen? auch diese frage hat der vf. zu lösen versucht, aber seine lösung ist, wie wir bald sehen werden, durchaus verfehlt.

In den zwei ersten capiteln gibt B. eine klare beschreibung des altisl.-norw. calenders und der datierungen. hierin ist nur wenig, was ein gegenstand der kritik sein wird. es ist unrichtig, wenn der vf. (s. 6) — nach Weinhold — äufsert, dass 'im neuisl. calender die [alten] monate am 21 tag [unserer monate] beginnen'.

wie ein neuisl. almanach zeigt, beginnen sie (1900) am 18 [februar, juni], 19 [januar, april, mai], 20 [märz. september], 21 [august], 22 [juli], 26 [november, december] und 27 [october]; das jahr 1900 hat den 'sumarauki'; darum die zahlen 26 und 27. dagegen ist (s. 8) die erklärung der namen *einmánaðr* und *tvímánaðr* ('ein monat bis sommerbeginn', 'zwei monate bis winterbeginn') ebenso einfach als überzeugend. B. weist übrigens nach, dass die alten Isländer nur nach jahreszeiten und wochen, aber nicht auch nach monaten gerechnet haben; auch beweist er, dass das wort *sumarmál* stets den beginn (den ersten tag) des sommers bedeute. die unrichtige übersetzung Finsens und die angabe im wörterbuche EJónssons beruht einfach auf der späteren (spätisl.) veränderung im gebrauche des wortes, im heutigen almanach ist *sumarmál* der beginn der letzten woche des winters (oder die letzte woche), und dies ist der heutige sprachgebrauch. wann diese änderung eingetreten ist, kann ref. nicht bestimmt angeben. im wörterbuche GAndrjessons und BHalldorsons wird das wort mit 'initium aestatis' übersetzt [1]. — dass eine enge verwantschaft zwischen dem isl. und norw. calender bestanden habe, dürfte a priori einleuchtend sein, und der vf. hat auch diese klar und unzweifelhaft dargelegt. nur eine unwesentliche abweichung ist es, wenn die Norweger den sommer und den winter am 14 april resp. 14 oct., die Isländer dagegen an bestimmten wochentagen begannen; der grund dazu und der zusammenhang mit dem christlichen calender ist auch in diesem falle genügend erklärt. interessant ist die hier gelegentlich nachgewiesene übereinstimmung des norw. calenders mit der zeitrechnung der heidnischen Lappen (s. 27—28).

Im 3 capitel werden die angaben der sagas über das altnord. jahr durchmustert. wenn diese quellen richtig unterrichtet sind, muss die siebentägige woche bereits vor der einführung des christentums bestanden haben; aber eine solche ist, nach der betrachtung des vfs., nicht heidnisch-germanisch, sondern christlich-kirchlich. eine der wichtigsten stellen in den altisl. quellen ist selbstverständlich das 4 capitel im Isländerbuch Ari frodis, welches über die 'erfindung der sommerverlängerung' (*sumarauki*) berichtet. nach dieser erzählung m u s s die siebentägige woche in Island vorchristlich sein; der vf. aber behauptet und versucht zu beweisen, dass die angabe unrichtig und verwerflich sei; da er auch zu dem resultate gelangt, dass die verfasser der sagas überhaupt, wenn sie von (siebentägigen) wochen vor 1000 sprechen, schlecht unterrichtet sind, und da diese frage die zuverlässigkeit der sagas berührt, müssen wir etwas näher auf die sache hier eingehn.

Ari frodi war nur 67 jahre nach der einführung des christentums geboren; sein pflegevater, Hall im Haukadal, 996 ge-

[1] im ungedruckten lexicon Jón Ólafssons (AM. samml.) heifst es: 'initium æstatis, septimana antecedens, vel dies proximus ante diem Jovis, quo æstas semper ingreditur, et sequens dies Veneris'.

boren, war berühmt für sein vorzügliches gedächtnis; in den jahren 1015—1030 war er auf handelsreisen und hatte Olaf den heiligen selbst zum handelsgenossen. Hall muss die ganze geschichte Islands von ca. 1000 ab genau gekannt haben, gerade er war einer der besten und zuverlässigsten gewährsleute Aris. es ist also von vornherein sehr unwahrscheinlich, dass Ari etwas, was nach 1000 geschehen ist, viel früher angesetzt und an bestimmte personen angeknüpft habe. aufserdem ist die erzählung von Thorstein surt und der erfindung des sumarauki mit Aris eignem geschlecht verbunden; es ist eine familientradition, die hier vorligt. von dem Osvif, der dabei eine rolle spielt, stammte Are in gerader linie (Osvif-Guðrun-Gellir-Thorgils-Ari); auch seinen vaterbruder, Thorkel, nennt Ari als seinen gewährsmann. eine derartig gestützte tradition kann man nicht ohne die triftigsten gründe verwerfen, und solche gibt es hier nicht. denn wenn der vf. meint, dass Osvif nur ein knabe war, als die erfindung ums jahr 960 gemacht wurde, und als solcher keine rolle dabei gespielt habe — wodurch die ganze geschichte sich als erfindung erweise —, ist dies nur eine unbewiesene annahme. wir wissen gar nicht, wann Osvif geboren ist; um 1015 ist er im hohen alter gestorben; er kann also sehr gut um 960 ein dreifsigjähriger gewesen sein, und es hindert also nichts, dass er die rolle gespielt habe, die Ari ihm beilegt.

Was Ari erzählt, ist an und für sich sehr glaubwürdig. er berichtet, dass man bemerkt hatte, dass 'der sommer immer mehr und mehr in den frühling zurücktrat' (Möbius; vgl. die eignen worte des vf. s. 2), und dass es vorgeschlagen wurde, 'jedes siebente jahr um eine woche' zu verlängern, aber wenn es schaltjahr ist, 'da muss man schon das sechste vermehren'. es ist von einem jahre von 364 tagen ($30 \times 12 + 4$ *aukanætr*) die rede. sieben solche jahre + dem siebentägigen sumarauki machen 2555 tage aus und sind sieben julianischen jahren von je 365 tagen gleich. hier ist von dem $^1/_4$ tag, um welchen das jahr länger ist als 365 tage, ganz abgesehen. der vf. versteht nun Aris worte: *it sjaunda hvert* ganz wörtlich, aber das ist augenscheinlich unrichtig. B. selbst hat parenthetisch (s. 37) den richtigen weg eingeschlagen, wenn er sagt: 'man möchte daraus schliefsen, dass das in Island ein, wenn auch unrichtiger, doch herkömmlicher sprachgebrauch war, ähnlich wie man im lateinischen 'septimo quoque anno' im sinne von 'alle sechs jahre gebraucht'. diesen gedanken lässt er freilich sofort fallen, und doch ist es der einzig richtige. Aris worte sind geradeso zu verstehn; im isl. almanach wird der sumarauki alle sechs, resp. fünf jahre eingesetzt; jeder zweifel wird dadurch gehoben. Aris bericht ist also von jeder seite vollkommen glaubhaft und sicher zuverlässig. daraus ergibt sich aber mit unumstöfslicher gewisheit, dass die siebentägige woche auch vor der einführung des christentums in Island (und Norwegen)

vorhanden war. der einfache schluss ist dann wider, dass diese woche etwas früher eingedrungen ist, aber wahrscheinlich nicht viel früher. gerade die von Ari erzählte verwirrung ums jahr 960 möchte als ein beweis dafür gelten, dass es damals sich um etwas verhältnismäfsig neues handelte. man möchte annehmen, dass die einführung der woche (der christlichen zeitrechnung) in der ersten hälfte des 10 jhs. oder ums jahr 900 geschehen sei. der vorgang lässt sich sehr leicht erklären.

Die schlussfolgerungen B.s für die angaben der sagas und die zuverlässigkeit ihrer vff. werden nun ganz hinfällig und die bemerkung über Ari s. 96 schwebt in der luft; er ist gerade im modernen sinne kritisch. — auch das hilft nichts, wenn der vf. die theorien Vigfussons über die zeitrechnung des 10 jhs. gutheifst; denn diese sind längst als ganz haltlos und unmöglich zurückgewiesen (MStephensen in Tímarit hins ísl. Bókmentafjélags 5)[1].

Nach der einführung des christentums wurde der frühere calender ohne zweifel bald verbessert: zb. dadurch, dass das schaltjahr fixiert wurde usw. und so ist die eigentümliche berechnung der Isländer, die in der Rimbegla enthalten ist, allmählich entstanden. über diese gibt der vf. in den folgenden capiteln gründliche und, soviel ref. sehen kann, richtige, in einzelnen puncten auch unser wissen berichtigende auskunft. hierauf geh ich nicht näher ein.

Im ganzen kann die abhandlung als sehr nützlich und klar den computistikern sowol als denjenigen philologen, die sich mit der zeitrechnung wie überhaupt mit fragen der altertumskunde abgehen, warm empfohlen werden.

Zum schluss noch einige bemerkungen über einzelheiten. der vf. braucht vielfach veraltete ausgaben der alten quellen, was nicht immer gut ist. auch benutzt er jüngere abgeleitete sagawerke, zb. die im Flateybuche befindlichen: dies hat mindestens in einem falle ein misverständnis verursacht, indem B. das hammerzeichen (s. 30) als ein zeichen der streitaxt verstanden hat; hätte er die richtige quelle, die Heimskringla benutzt, würde er gesehen haben, dass das zeichen den hammer Thors bedeutete. die citate sind öfters unrichtig; so passen zb. die beiden zahlen s. 21 z. 2 v. u. gar nicht. was s. 74 über die namen *þorra-*, *gói-blót* vorgebracht wird, kann unmöglich richtig sein. nie und nimmer würden die priester es geduldet haben, dass festtage mit dem rein heidnischen namen *blót* eingeführt worden wären. gerade ein solcher name ist der beste beweis, dass solche feste aus dem heidentum stammen. — wenn B. (s. 45) die heutige communication zwischen den einzelnen teilen Islands so beschreibt, dass sie 'meistens über Kopenhagen stattzufinden pflegt', ist das doch

[1] was Vigfusson über die ausdrucksweise der skalden(datierungen) äufsert, ist auch ohne belang, denn es ist überhaupt nur ein einziger skalde, der bestimmte datierungen in seinen gedichten anführt — Sigvat, der skalde des heil. Olaf.

längst antiquiert. nichts ist heutzutage leichter als zb. von einem fjord zum andern zu kommen.

Von druckfehlern notier ich: *kornskurð-mán.* st. *kornskurðarmán.* (s. 7 bis), *holda* st. *holva* (s. 18 bis), *Kiardan* st. *Kiartan* (s. 34 bis), *Nostrar-* st. *Mostrar-* (s. 35).

Kopenhagen, im november 1899. FINNUR JÓNSSON.

Hamlet in Iceland being the Icelandic romantic Ambales saga, edited and translated with extracts from five Ambales rimur and other illustrative texts, for the most part now first printed, and an introductory essay. by ISRAEL GOLLANCZ, M. A. London, David Nutt, 1898. XCVIII und 284 ss. 8°. — 15 sh.

Wir erhalten hier eine ausgabe der Amlóða saga, nachdem vorher schon Jiriczek in den Germanistischen abhandlungen XII (Breslau 1896) uns eine ausführliche inhaltsangabe geliefert hatte.

Der herausgeber hat sich die arbeit ziemlich leicht gemacht. er druckt eine junge hs., die er selbst erworben hat und die zu AM 521 c stimmt, ab. über die entstehung der saga hat jetzt Axel Olrik Arkiv f. n. fil. 15, 360 ff überzeugend gehandelt. Olrik zeigt, dass die isl. volkserzählung zu grunde gelegt, aber aus Saxos bericht erweitert worden ist. die sage, welche der skalde Snæbiǫrn noch in einer im wesentlichen mit Saxos erzählung übereinstimmenden form kannte, war auf Island zu einem derben schwank geworden, der keine beachtung in litterarischen kreisen fand. so erklärt sich das stillschweigen über die sage in der isl. litteratur nach Snæbiǫrn.

In der einleitung zu seiner ausgabe handelt G. über die entstehung der Hamletsage. es ist mir lieb, nach jahren auf dieses thema wider zurückkommen zu können. G. wendet sich gegen meinen aufsatz Zs. 36, 1 ff, wo ich den nachweis versucht habe, dass die Hamletsage aus der römischen Brutussage geflossen sei. ich muss gestehn, dass das, was G. und andere vor ihm gegen meine ausführungen vorgebracht haben, mich noch nicht bekehrt hat.

Auch G. kann natürlich nicht leugnen, dass eine beziehung zwischen Saxos bericht und der Brutusgeschichte bestehe, aber er begnügt sich mit der annahme einer ursprünglich zufälligen ähnlichkeit der sagen. das motiv von den beiden mit gold gefüllten stäben, das einen solchen zufall ausschliefst, soll von Saxo selbst aus der Brutussage eingeführt worden sein. G. unterlässt es aber, diese möglichkeit wahrscheinlich zu machen, denn von vorn herein ist es durchaus nicht wahrscheinlich, dass ein gelehrter schriftsteller, der lateinisch für gelehrte schreibt, sich eine derartige scandinavisierung einer antiken erzählung erlaubte. zum mindesten müsten andere fälle dieser art beigebracht werden.

Mir scheint sich die fassung des stabmotivs bei Saxo ungleich besser zu erklären durch die beteiligung ungelehrter kreise, für

welche Delphi und sein orakel keine geläufigen vorstellungen waren. orakel kannte ja auch die nordische dichtung, und Saxo hätte der Brutussage näher bleiben können. anders ein ungelehrter, der sich für Delphi von vorn herein nicht interessierte, und nur in erinnerung behielt, dass ihm sein gewährsmann etwas von zwei mit gold gefüllten hohlen stäben, welche symbolisch verwendet wurden, erzählte. Saxo s. 462 erzählt die geschichte von Ivar, der von könig Hella so viel land erhält, als er mit einer rosshaut bedecken kann. hier machen Gottfried vMonmouth (vi cap. 11) und die Ragnarssaga (FAS i 288) die annahme unmöglich, dass Saxo es gewesen sei, der der Didosage diese fassung gegeben habe.

Es scheint mir also ziemlich sicher, dass das stabmotiv schon vor Saxo in der sage vorhanden war und das spricht für meine annahme. dazu kommt noch der name, an dessen deutung, wie ich sie Zs. 36 vorgetragen habe, ich gleichfalls gegen meine nachfolger festhalten mufs. ganz richtig sagt AOlrik in dem oben citierten aufsatz 'Amledsagnet på Island', dass das isl. *amlóði* 'tölpel' nicht auf den namen des helden einer fassung der sage zurückgehn könne, wie sie bei Saxo vorligt. der name eines so raffiniert gescheiten menschen, der sich aus klugheit dumm stellt, kann niemals zu einem appellativum 'tölpel' werden. Olrik schliefst daraus, dass isl. *amlóði* auf die isl. fassung der sage zurückgehn müsse, wo der held allerdings ein tölpel ist. aber auch norw. *amlod* bedeutet 'gjæk, nar, stymper, en som ofte gjør fortræd eller plager folk' (s. Åsen u. Ross). Olrik meint weiter, dass das dän. *amlingestikker* < *amledestikker* (?) 'narrestreger, især af sådan art, at andre derved skades eller have fortræd' die dänische sage Saxos voraussetze.

Man sieht, dass norw. *amlod* beide bedeutungen, die des isl. *amlóði* und des dän. *amlingestikker* in sich vereinigt. Olrik überlegt gar nicht die möglichkeit, dass das appellativum das ursprüngliche sein kann, dass also hier ganz dasselbe verhältnis vorliegen kann, wie zwischen dem adj. *brutus* und dem namen. wenn isl. *ama* 'to vex, annoy, molest', *ami* 'vexation, annoyance', norw. *ama* 'gnide, irritare', *amla* 'røre idelig ved noget' belegt sind, so stimmt das doch aufs beste zu *amlingestikker* 'narrestreger, især af sådan art, at andre derved skades eller have fortræd', und zu norw. *amloð* 'en som ofte gjør fortræd eller plager folk'; da weiter auch sonst nord. composita mit *-óði*, wie *steinóði*, *málóði*, *handóði* vorkommen, so kann man wol nicht behaupten, dass 'no etymology hitherto advanced by teutonic philologists commends itself to serious consideration', und es ligt gar keine nötigung dazu vor, zu keltischen wörtern wie *amaideac* 'silly, absurd, foolish, idiotic' seine zuflucht zu nehmen, die übrigens den ausgang auf *-óði* nicht erklären können.

Ich halte also daran fest, dass *amlóði* schon ursprünglich ein

appellativum war und ebenso wie das norw. *amlod* einen böswilligen narren bezeichnete, und ich kann es gar nicht sonderbar finden, dass man das lat. *Brutus* mit *Amlóði* widergab, vielmehr hätte man kaum einen passenderen namen für eine person finden können, für welche 'amlingestikker' charakteristik sind.

Was kann ferner der hinweis G.s auf die übereinstimmung zwischen der anordnung Saxos und der des Livius beweisen, dass nämlich Livius die Brutusgeschichte auf buch I und II verteilt und Saxo auf buch III und IV, wobei nur Saxo III dem I buch des Livius entspricht? ja, wenn sich auch buch II des Livius mit buch IV Saxos inhaltlich deckte!

Meiner herleitung der sage entgegen hält G. an dem Hamletmythus Zinzows fest, obwohl er s. XXXVI zugeben muss, dass die beziehungen zur nord. mythologie gering sind. sie beschränken sich auf *Undensakre,* in welchem G. den isl. *Ódáinsakr* findet, — AOlriks deutung wird in der anmerkung abgewiesen, ohne dass ein wort gesagt würde über die schwierigkeiten, welche der gleichstellung mit Ódáinsakr entgegenstehn — und *Horvendillus* = *Örvandill* (?), welcher name allein schon ausreichen soll, um die beziehung zum Örvandill der Snorra Edda zu erweisen. auch das deutsche spielmannsgedicht wird hier herangezogen, ohne dass Heinzels untersuchungen beachtung fänden.

Für den Amlethus in Saxos buch IV construiert G. eine beziehung zu Havelok the Dane. Havelok ist hofnarr (*jugleur*), er ist ein Däne, er entwickelt sich nachher zum helden und wird könig, er heiratet eine englische prinzessin, wie Amlethus die Hermutbruda, diese hat einen bösen onkel, der G. an den bösen onkel des Amlethus erinnert. die möglichkeit einer beziehung scheint mir allerdings erwägenswert, obwohl die übereinstimmungen gering sind, und auch die beweiskraft der stärksten übereinstimmung, dass nämlich Amlethus wie Havelok die kriegslist anwenden, dass sie die toten an in der erde eingerammten pflöcken aufstellen, beträchtlich dadurch abgeschwächt wird, dass dieselbe kriegslist auch von Fridlevus erzählt wird. bis hierher kann man aber immerhin noch G. folgen, wenn auch mit vorbehalt. alles übrige ist zwar recht geschickt ausgeklügelt, aber schwerlich wahr.

Das historische vorbild Haveloks war der wiking Anlaf Curan. in einem irischen gedicht heifst es nun, dass Niall Glundubh von Amhlaide erschlagen wurde, während sonst Sitric als mörder des Niall genannt wird. folglich ist Sitric identisch mit Amhlaide, und dieser name ist die irische form von Amlóði (?); Amhlaide muss ein beiname des Sitric gewesen sein. nun hat Sitric sonst den beinamen Gale oder Gaile. das darf aber nicht 'krieger' bedeuten, an das jeder zunächst denkt, wegen *gal* 'tapferkeit' und wegen des zweiten gleichfalls irischen beinamens, welchen Sitric hat, nämlich *Caoch* 'einäugig', sondern *Gale* mus das nord. *galinn* sein, damit Amhlaide (Amlóði) und Gale synonyma sein können.

ferner ist dieser Sitric der vater des Anlaf Curan (Havelok). vater und sohn sind also verwechselt worden. so ist der name Amlethus erklärt, denn Havelok ist ja das vorbild für dem Amlethus in Saxos buch IV.

Auch in der erzählung von Brjám will G. irische geschichte finden. Brjám soll seinen namen von Brian Borumha, einem verwanten jenes Sitric und Anlaf Curan, erhalten haben.

Von dankenswerten hinweisen, welche vielleicht späterer forschung von nutzen sein können, erwähn ich: s. LVII mengl. *amlaȝe* oder *amlaugh* in Wars of Alexander 1705: *Thou, Alexander thou ape, thou amlaȝe out of Grece*; die seltenheit des wortes legt den gedanken an entlehnung nahe. aber mit *Amlethus* und *amlóði* hat es wol ebensowenig etwas zu tun, wie die auch anklingenden irischen wörter: *amadán* 'a fool, a simpleton', *amhlair* 'a fool', *amaideac* 'silly, absurd, foolish, mad, idiotic'. der name *Amlaudd* Gollancz s. LX anm. ist, wie mir Much mitteilt, wol componiert aus der negation *an-* und *blawdd* 'active, quick'. im appendix veröffentlicht G. eine stelle aus den Odda annalar, wo sich die reihenfolge Tarquinius, Odinn, Cincinnatus, Ørvendill, Amlóði findet, ein zeugnis dafür, dass man schon früh, die ähnlichkeit der Brutus- und Amlethusgeschichte bemerkt hat.

Mangel an kenntnis der einschlägigen litteratur verrät sich, wenn s. XXX die vermutung geäufsert wird, die Skjǫldunga saga habe etwas von Amlódi erzählt. G. kennt also nicht AOlriks mitteilung in Aarb. f. nord. oldk. 1894.

Prag, januar 1900. F. Detter.

Die variation im Heliand und in der altsächsischen Genesis. von dr Paul Pachaly. [Schriften zur germanischen philologie, hrsg. von dr Max Roediger. IX heft.] Berlin, Weidmann, 1899. 118 ss. gr. 8°. — 4 m.

In seiner wertvollen recension von Sievers Heliandausgabe (Anz. v 267 ff) hatte Rödiger im anschluss an dessen formelsammlung darauf hingewiesen, dass zur genauern erforschung der stilistischen und technischen seite der sprache des Heliand ua. der variation besondre aufmerksamkeit zuzuwenden sei, und hatte selber aus v. 1—2500 eine sammlung von variationen vorgelegt, deren ergebnisse in eine tabelle gebracht und von einigen gesichtspuncten aus kurz beleuchtet. diese so beiläufig veröffentlichte zusammenstellung forderte — zumal nach der entdeckung der Genesisbruchstücke — von selber zur fortführung und vollendung auf. eine solche bietet uns, wunderbar genug erst jetzt, nach 20 jahren, die vorliegende, in Rödigers sammlung erschienene schrift, die wir wol auch directer anregung von seiner seite zu verdanken haben.

Nachdem der vf. in einem 1 abschnitt (s. 2—4) 'begriff und begrenzung der variation' erörtert hat (vgl. unten), gliedert er seine fleifsige und sorgfältige arbeit in einen speciellen (s. 5—100)

und einen allgemeinen teil (s. 101—111). der erstere enthält in abschnitt 2—6 die einzelnen variationen, geordnet zunächst nach wortclassen : zuerst die verba (s. 5—30); dann die adjectiva, adverbia und numeralia zusammen (s. 30—45); endlich die substantiva, diese wider gesondert in abstracta (s. 46—63), concreta (s. 64—80) und lebende wesen (s. 81—100). die in diese gruppen fallenden variationen 'sind vollzählich gesammelt', 'die partikeln mit ausnahme der adverbien .... haben keine berücksichtigung erfahren' (s. 4). zu bedauern ist vielleicht, dass der vf. auch 'von der satzvariation [von der er nur gelegentlich beispiele gibt, so unter nr 203] aus praktischen gründen .... abgesehen hat' (s. 3). an diesem punct bedarf die sonst wol abschliefsende sammlung doch noch der ergänzung.

Innerhalb der genannten abschnitte sind nun die einzelnen variationen in 311 nummern untergebracht, uzw. nach der bedeutung und der verwantschaft der variierten begriffe gruppiert und in capitel gegliedert. dass diese anordnung etwas misslichès hat, ligt auf der hand. denn über die einfügung vieler der variierten begriffe in dies oder jenes capitel werden die meinungen gar zu leicht auseinandergehn, wie auch der vf. selbst mehrmals andeutet. ich zweifle zb., dass viele mit dem vf. die verbalbegriffe *tun*, *gehn*, *fahren*, *fortweisen*, *meiden*, *verbergen*, *geben*, *sehen*, *nennen* usw. unter den hauptbegriff 'volksleben', oder *sich befinden*, *vernachlässigen*, *umwickeln* unter 'häusliches und leibliches leben' bringen oder dort suchen würden. doch wird das auffinden etwas erleichtert durch ein am schlusse beigefügtes 'alphabetisches verzeichnis der variationen' (s. 112—118). dieses heifst aber nur so, in würklichkeit ist es nur ein verzeichnis der variierten begriffe. ein würkliches register der variationen selber mit nebenstehnder angabe des variierten begriffs wäre bei weitem nützlicher gewesen. will ich zb. wissen, ob das in Gen. 174 als variation zu 'Gott' gebrauchte *sigidrohtin* auch im Hel. so verwendet wird — was nicht der fall ist —, so muss ich jetzt entweder sämtliche 70 variationen unter nr 311, vielleicht auch noch die 230 von nr 310 durchgehn, oder ich muss zu andern hilfsmitteln greifen und etwa die in Schmellers glossar für *sigidrohtin* angeführten stellen selbst nachschlagen. ein solches, innerhalb der grofsen durch die wortclassen usw. gebildeten gruppen alphabetisches verzeichnis wäre zwar recht umfangreich geworden, aber es hätte auch den ganzen ersten teil in seinem wesentlichen inhalt — der aufführung der variationen — überflüssig gemacht und wäre besser an seine stelle getreten. als muster einer wahrhaft praktischen anordnung hätte Sievers formelsammlung dienen können.

Bei den einzelnen gruppen und nummern wird die trockne aufzählung der variationen durch zahlreiche ausführungen unterbrochen, die sich teils über die form (unten A), teils über den

begriffsinhalt der variationen und die art ihrer verwendung (unten B) verbreiten. inhalt und wert dieser erörterungen ist leider schwer zu übersehen und zu würdigen; denn sie werden weder in dem knappen, nur aus capitelüberschriften bestehnden inhaltsverzeichnis erwähnt, noch auch in einem index zusammengefasst. folgende zusammenstellung dürfte alles wesentlichere enthalten: A) asyndeton und polysyndeton (nrr 20. 21. 63. 167. 193. 207. 222); verbinduug durch *endi* (21. 25. 34. 63. 167. 207), durch *iac* (22), durch *ac* (107), durch *ge — ge* (193), durch *ne — ne* (154. 235); syntaktische subordination (13. 63); correspondierende var. in chiastischer stellung (167); mehr- und vielgliedrige var. (7. 25. 167. 226). trennung des variierenden vom variierten begriff, verteilung auf langzeilen und stäbe (21. 34. 37. 44. 185. 195. 217. 226. 258. 293. 300. 301). B) die var. ist erklärend (32. 128. 195. 198. 226. 236), schmückend (13. 226), steigernd (25), hervorhebend (89); sie enthält den speciellern begriff (128), den allgemeinern (207. 265), ein hendiadyoin (245); stilistische würkung (69. 125. 130); häufung (63. 89. 125); übertreibung (69); abgrenzung gegen bloßen pleonasmus (13. 36. 166), gegen abwechslung im ausdruck (107. 130); gründe für die häufigkeit oder seltenheit von variationen bestimmter begriffe (36.151.164.192.207.216.222); var. von fremdwörtern (29.217). —

Diese bemerkungen haben aber nicht nur in ihrer räumlichen zerstreuung über rund 100 seiten, sondern, was noch mehr zu bedauern ist, auch sachlich gar zu sehr den charakter des gelegentlichen und beiläufigen. so vielseitig die gesichtspuncte sind, von denen aus der vf. die variation beleuchtet, so wenig erschöpfend sind die ausführungen, die er würklich bietet; abschließsende ergebnisse sind daher in bezug auf all diese dinge kaum gewonnen. er hat ihnen auch offenbar geringere bedeutung beigelegt im vergleich zu zwei andern, oben nicht mit aufgeführten puncten, über die er sich in jenen verstreuten bemerkungen ebenfalls verbreitet, denen allein er aber im II (allgemeinen) teil zusammenfassende erörterungen widmet. eh ich mich zu diesen wende, möcht ich im einzelnen noch folgendes anmerken: der behauptung des vf.s zu nr 170 (s. 45) ist zu widersprechen. in Hel. 5017 steht das adj. *uuirdig* mit dem satz *that ik . . .* nicht im verhältnis der variation, vielmehr nur *under thine gesidos* zu *under thine iungaron*; ebensowenig ist in Hel. 5242 der satz mit *ef* var. zu dem adj. *uuerd.* beide fälle sind unrichtig eingereiht. in Hel. 5971 und Gen. 301 kann ich keine variation sehen (s. 10); da die sätze mit *antat*, *huntat* 'das ziel der bewegung hinzufügen', sind sie nicht 'überflüssig'. . . damit fallen zwei der beispiele für die 'spärlich verwendete subordination der var.' fort, und es entsteht die frage, ob eine solche form überhaupt anzusetzen ist. auch das einzige übrige beispiel, das ich dafür angeführt finde, Hel. 761, ist mir nicht ganz zweifellos. übrigens

wären sowol Hel. 761 als Hel. 5971 und Gen. 301 beispiele für satzvariation, die sonst von der sammlung ausgeschlossen sind. der vf. schwankt, ob er in Hel. 5478 (in nr 107) var. annehmen soll, und entscheidet sich dafür. weder diese entscheidung noch ihre begründung halt ich für richtig. (schon die verbindung durch *ac* macht mich stutzig. gibt es überhaupt zweifellose fälle der var. mit adversativer verbindung? es scheint das dem begriff der var. zu widerstreiten. ich habe mir keine angemerkt; auf solche fragen sollte man bestimmte auskunft in dieser schrift finden; leider fehlt der für solche zwecke unentbehrliche index.) mir will überhaupt scheinen, als ob der vf. den begriff der var. nicht scharf genug umschrieben, ihn öfters zu weit gefasst hat. ist denn *fluhtik scalt thu thoh endi fredig forduuardas nu libbean* .... Gen. 75 oder *Oft sculun gi .... bediu gethologean ge hosc ge harmquidi* Hel. 1896 würklich 'variation'? auch in *hluttar endi hreni corn; hluttar, hreni corn* würde ich schwerlich var. sehen, wie es der vf. (nr 166) tut im gegensatz zu *hluttar hrencorni*, das er mit recht nicht als var. ansetzt. freilich ist die abgrenzung gegen nahverwante stilistische formen schwierig und kaum überall mit sicherheit durchzuführen. anderseits seh ich keinen grund, mit dem vf. die formeln in nr 36 *spracun angegin endi fragodun; habda eft is uuord garu endi sprac* auszuscheiden, in denen ich vielmehr typische var. (mitunter allerdings in satzform) sehen möchte. von einer bestimmten var. zu sagen, dass sie 'logisch' (nr 185) oder 'sachlich überflüssig' sei, ist ganz schief: das gehört doch wesentlich zum begriff der variation! — nicht wenige erörterungen dieses teils gehören nicht zur sache (zb. vor nr 120. in nr 109. 168. 170. 171. 173. 184. 194. 225. 250. 253. 269. 285, wo besonders der schluss recht unangebracht ist — 286. 307) und bringen im übrigen kaum etwas neues; das meiste ist vielmehr 'sattsam bekanntes' (so sagt der vf. selbst einmal s. 93), das er etwas wortreich ausführt. wertvoller ist darunter nur, was P. gelegentlich über lexikalische verschiedenheiten von Hel. und Gen. anmerkt, vgl. zu 309 über *Antikrist*, zu 236 über *middilgard*. irrig ist die bemerkung zu *sudarliudi* (s. 89), worüber vgl. Piper zu v. 3036 seiner ausgabe. vermisst hab ich die allgemein durchzuführende feststellung: 1) des formalen unterschieds, den der vf. nur gelegentlich berührt (s. 56. 82): ob und in wie weit die var. syntaktisch dem variierten worte, satzglied, satze genau entspricht, sodass voller oder annähernder parallelismus der beiden glieder entsteht — was der vf. s. 82 zu Hel. 3224 als die regel (?) bezeichnet —, oder ob sie nur begrifflich variiert in wesentlich abweichender syntaktischer form; 2) der doppelvariation, zb. Hel. 2005 *Uuerod*[1] *blidode*[2], *uuarun thar an luston*[2] *liudi*[1] *atsamne, gumon*[1] *gladmodie*[2]. das in nr 167 gegebene beispiel 'correspondierender variationen' ist andrer art, sie stehn innerhalb desselben satzgliedes. —

Im II (allgemeinen) teil erörtert der vf. im zusammenhang erstens die relative häufigkeit der variationen und zweitens die übereinstimmungen und abweichungen in ihrem gebrauch in Hel. und Gen. im 1 abschnitt dieses teils werden sämtliche variierten begriffe, mit angabe der zahl ihrer var. und nach der häufigkeit dieser geordnet, nochmals aufgeführt. das ergebnis ist zu gering, um diese ausführlichkeit zu rechtfertigen. die zusammenstellung der schon im I teil erwähnten wenigen begriffe, bei denen var. auffallend häufig oder selten auftreten, hätte genügt. der 2 abschnitt ist wichtiger. er gibt eine tabellarische übersicht über die gesamtzahl der var., das verhältnis dieser zahl zu der der variierten begriffe, die zahl der einmaligen und der mehrmaligen var. und ihr verhältnis zu einander. alles getrennt für Hel. und Gen., sodass sich leicht eine vergleichung beider denkmäler anstellen lässt. diese führt zu dem interessantesten puncte der erörterungen : der verfasserfrage. ihr ist der letzte abschnitt gewidmet in ausführlicher beleuchtung aller beobachteten stilistischen und lexikalischen verschiedenheiten im gebrauch der var. des vf.s vorsichtig abwägende beurteilung der tragweite von übereinstimmungen und abweichungen im einzelnen verdient alles lob und kann auf allseitige zustimmung rechnen. doch scheint mir sein zusammenfassendes, rein negatives urteil : 'mehr lässt sich nicht folgern, als dass die verwendung der variation in beiden werken nicht gegen eine einheitliche autorschaft zeugt' (s. 108), doch gar zu vorsichtig, oder vielmehr unrichtig gefasst. es befindet sich auch in offenbarem widerspruch sowol mit der so überaus häufig bei den einzelnen nummern widerkehrenden betonung von nichtübereinstimmung, ja mitunter von auffallender abweichung (vgl. nr 10. 86. 96. 167), als mit des vf.s eignen schlussbemerkungen (s. 111) : 'mithin ist die verschiedenheit im einzelnen weit gröfser als die ähnlichkeit. jene greift in die tiefe, diese haftet an der oberfläche. keine der vielen variationen zwingt zu erklären, so habe nur ein und derselbe dichter schreiben können. folglich ist die wahrscheinlichkeit, dass Gen. von einer andern person stammt als Hel., entschieden gröfser als die des .... gegenteils'. wir haben also vielmehr ein positives ergebnis : die übereinstimmung ist nur genereller art und beweist nur eine einheit des stils, wie sie bei zwei werken fast gleichen stoffes, die derselben dichtungsgattung, derselben periode und mundart angehören, vorauszusetzen war. die abweichungen sind dagegen zum teil individueller art, und wenn sie auch nicht zu einem schlagenden beweise ausreichen, so berechtigen sie doch den vf. — ich stimm ihm darin durchaus bei — zu der behauptung 'der wahrscheinlichkeit, dass wir es mit zwei personen zu tun haben' (s. 111).

Colmar i. E., november 1899. JOHN RIES.

Geschichtliche lieder und sprüche Württembergs. im auftrage der württembergischen commission für landesgeschichte gesammelt und herausgegeben von prof. dr Karl Steiff, 1 lieferung. Stuttgart, WKohlhammer, 1899. 160 ss. gr. 8°. — 1 m.

Die bis jetzt grundlegende sammlung der geschichtlichen volkslieder von RvLiliencron schliefst mit dem jahre 1554. eine neue ausgabe, die für die Monumenta Germaniae vorbereitet wird, muss sich sogar auf die zeit bis 1500 beschränken. in der spätern zeit wird die menge des vorhandenen so ungeheuer und unübersehbar, dass eine vollständige gesamtausgabe eine bare unmöglichkeit wäre; hier müssen teileditionen eintreten, wie sie ja für einzelne zeitabschnitte bereits von Ditfurth uaa. geliefert sind. als eine willkommne ergänzung treten zu diesen die sammlungen für einzelne landschaften; sie haben, abgesehen von der möglichkeit, die ganze geschichte des betreffenden gebietes zu umfassen, und von dem intensiveren interesse, auf das sie innerhalb dieses gebiets rechnen können, noch den vorteil, dass der herausgeber die sprachliche und historische behandlung und erläuterung gründlicher und vollständiger erledigen kann, als dies bei ausdehnung seiner aufgabe auf sämtliche deutschen mundarten und landesteile möglich wäre. von einer solchen sammlung für Württemberg ligt hier die 1 lieferung vor, die sich auf den ersten blick als eine tüchtige, mit grofser umsicht und sachkenntnis ausgeführte leistung erweist. zu einem ähnlichen werke für Baiern wird in München gesammelt. es wäre zu wünschen, dass auch andre gebiete diesem beispiele folgen.

Württemberg ist kein besonders ergiebiger boden: die historische dichtung setzt hier später ein als in den meisten deutschen gauen — die erste nr der vorliegenden sammlung datiert von 1423 — und liefert bis zum ausgang des mittelalters nur wenige, vereinzelte proben, von dem reichtum an derartigen producten, wie ihn namentlich die benachbarte Schweiz, demnächst die mittel- und niederrheinischen gaue, und, wenn wir die meistersinger und spruchdichter mitzählen, auch Österreich aufweist, ist hier keine rede. erst unter der wechselreichen regierung herzog Ulrichs beginnt der strom historischer dichtung voller zu fliefsen. so sind hier dem ganzen mittelalter (bis 1500) nur 74 ss. gewidmet; sie enthalten 26 nummern, von denen mehrere nur aus kurzen sprüchen von 4, selbst von 2 zeilen bestehn. immerhin erhält unsre kenntnis hier wertvollen zuwachs. denn von den 21 nummern stehn nur 8 (1. 9. 10. 11. 13. 17. 19. 20) bei Liliencron, 8 andre waren sonst schon veröffentlicht (2. 5. 6. 7. 8 — dies an sehr abgelegner stelle — 18. 21, dazu von 12 die fassungen a und d), die übrigen waren bisher ungedruckt und meist auch unbekannt (3. 4. 12 b/c. 14. 15. 16). von den 21 stücken aus dem 16 jh., die diese lieferung bringt, waren 14 bei Liliencron, 3 andre (28. 24. 38) sonst gedruckt, während die

nummern 22. 25. 33. 37, dazu die fassungen b und e von 35 hier zum ersten mal aus den hss. mitgeteilt sind. was die innre auswahl betrifft, so hat Steiff im allgemeinen dasselbe princip festgehalten wie Liliencron : er beschränkt sich auf volkstümliche und auf zeitgenössische dichtungen. ausgeschlossen sind daher späte reimereien, wie das schon von Liliencron (I s. XXXVII) verworfene gedicht auf die schlacht bei Weil der stadt 1388 : *Im Württemberger Land ligt ein kleine Statt* (mehrere der art, die vielleicht aus dem 16 jh. stammen, enthält eine hs. des schlosses Zeil, zb. 'Von ursprung und anfenge Premonstrater ordens' 1120), ausgeschlossen ferner kunst- und gelehrte dichtungen, wie die totenklage Bucheins um den Calwer (MSH II 97), die strophen des Marners, Sigehers und des von Wengen an und auf Konradin, Johann vDalbergs gedicht auf einen besuch Friedrichs III in Maulbronn (1473, s. Mone Quellensamml. III) oder des Ulmer lesemeisters Felix Fabri beschreibung seiner reise nach Jerusalem (1483), die ja kaum noch als historische dichtung gezählt werden kann. eine andre schwierigkeit ligt in der localen abgrenzung. hier zwangen äufsere umstände den vf., sich in den grenzen des königr. Württemberg zu halten, die für die zeit der lieder selbst noch keine bedeutung hatten. ein andres bedenken lag in dem umstande, dass viele lieder sich auf ereignisse beziehen, bei denen die beteiligten personen, geschlechter, städte nur teilweise, vielleicht nur zum kleinsten teile, nach Württemberg gehören, wie auf den pfälzischen krieg von 1462, oder den vielbesungenen Schwabenkrieg von 1499. hier hat sich der vf. auf mitteilung des wichtigsten beschränkt. man wird auch dieses verfahren nur billigen können, zumal da das fehlende durchweg bei Liliencron zu finden ist. dank dieser weisen ökonomie glaubt der vf. seine sammlung in 5 lieferungen bis in die neuere zeit herabführen zu können.

Stücke, die man mit recht vermissen könnte, sind mir nicht bekannt. ebenso ist die hsl. überlieferung und die bisherige litteratur gewissenhaft ausgenutzt. bei nr 2 ist dem hsg. die älteste quelle entgangen : der spruch (auf die zerstörung von Hohenzollern) steht bereits, wenn auch entstellt, in der Augsburger chronik von Erhard Wahraus (verf. 1443—45), s. Chron. d. d. städte IV 232, 22 ff. dieselbe quelle enthält auch (s. 221, 8 ff) den ältern spruch auf das erdbeben zu Basel 1356, der die vorlage des erstern gewesen zu sein scheint und daher hätte erwähnt werden sollen. es ist zu beachten, dass an beiden stellen '*ein ringg mit ierem doren*' steht; das fem. des wortes 'ring' in dieser verwendung ist also gesichert : es handelt sich hier gar nicht um das mhd. nhd. *rinc, ring* 'anulus', sondern um mhd. *diu rinke, ringge* 'fibula' (Lexer II 451), vgl. zb. pseudo-Neidhart bei Haupt XLV 35 *glesîn ist diu rinke, von kupfer ist der dorn* (die zunge der schnalle). danach ist auch die deutung des bildlichen chrono-

gramms zu modificieren. vgl. auch DWb. 8, 1257 s. v. *rosseisen.* — zu nr 12 d steht eine weitere fassung in Mones Anz. n. f. 13, 140, 27.

In der behandlung des textes und den beigaben schliefst sich Steiff ganz an Liliencron an; für ausgaben, die auf ein weiteres publicum berechnet sind, wüst ich in der tat keine zweckmäfsigere einrichtung. die geschichtlichen untersuchungen nachzuprüfen, bin ich jetzt nicht im stande. jedesfalls machen die darlegungen des vf.s einen durchaus soliden und verlässlichen eindruck; man kann ihnen um so eher vertrauen schenken, als er an den ausführlichen geschichtswerken von Stälin und Heyd ja ausgezeichnete vorarbeiten hatte. mit grofsem scharfsinn und geschick bemüht er sich, den oft sehr unbestimmten angaben der gedichte anhaltspuncte für genauere datierung und bestimmung abzugewinnen; auch hier sind seine ausführungen überall einleuchtend, wenn auch nicht durchweg überzeugend, und bedeuten mehrfach einen wesentlichen fortschritt gegenüber seinen vorgängern.

Um ein urteil über die zuverlässigkeit der textbehandlung zu gewinnen, hab ich nr 1 mit der handschrift verglichen. hier erwies sich der erste druck von Lassberg ('Ein schön alt lied von grave Fritz vZolre' 1842), trotz der genauen widergabe der hsl. schreibweise, im einzelnen doch recht ungenau. die ärgsten fehler verzeichnet Steiff s. 13; von diesen fünf sind übrigens zwei bei Lassberg s. 31 f. als conjectur gekennzeichnet. aber auch sonst fehlt es nicht an nachlässigkeiten; namentlich ist das übergeschriebene *v* oft verlesen. ganz correct ist allerdings auch Steiffs lesung nicht. so hat auch er wie alle frühern drucke in v. 63 *widerſtritent*, obwol in der hs. deutlich *wid'ſeittēt* steht, was einem übrigens hier ganz von selbst als conjectur in die feder kommen würde, auch wenn es nicht überliefert wäre. von weitern versehen notier ich: *ſchnell es* 21 = *ſchnelles* der hs., *ſchwärlich* 161 = *ſchwůrlich, műsz* 171 = *műsz, weltent* 194 = *wőlttent, hand* 239 = *hănd, tött* 294 = *Tőtt, ſoltent* 312 = *ſőltēt,* v. 375 ist *ſich* ausgelassen, der sinn ist also nicht 'sie warteten', sondern 'sie wehrten sich'. v. 417 enthält die hs. *die* zweimal. manchmal sind fehler der hs. stillschweigend gebessert, wie *ſtůmens* 221, *enbőt* 330. kleine orthographische ungenauigkeiten, wie vertauschungen von *u* und *ů* oder von *-end* und *-ent* in den pluralformen des verbs, werden niemand stören, doch hätte zb. *ů* in *ůrszlingen* beibehalten werden sollen, wenn der ort jetzt Irslingen heifst. ebenso hätte das lautgeschichtlich interessante *dăr* (nom. sg. masc. des art.) in nr 17 v. 38 nicht in *der* geändert zu werden brauchen.

Am ehesten bietet die sprachliche erläuterung zu bedenken anlass. es entspricht dem exoterischen charakter des buches, dass alles, was dem nicht germanistisch gebildeten leser nicht ohne weiteres verständlich ist, auch die elementarsten puncte der mhd. sprache, erklärt wird. weit entfernt, dies zu tadeln, möcht ich

vielmehr wünschen, dass der verf. hier an einigen stellen noch weiter gegangen wäre, besonders wo die lautgleichheit eines wortes mit der jetzigen sprache dem laien leicht einen falschen sinn suggerieren könnte, zb. nr 16, v. 30 *villeicht*, v. 47 *zwar*; oder nr 7, 182 *belangen;* in nr 19: 7, 4 *weist*, 17, 5 *gegofsen*, 21, 8 *rank*. dass sehr viele stellen dunkel bleiben, wird man dem hsg. nicht zum vorwurf machen. — ich stelle zum schluss einiges zusammen, was mir beim durchlesen der ältern lieder (bis 1500) aufgefallen ist; es betrifft teils ungenaue oder (nach meiner meinung) unrichtige erklärungen, teils naheliegende änderungen. nr 1, v. 44: *das was den von Routwil als mär*. St. erklärt: '*mär:* der rede wert, nicht gleichgültig'. aber *alse mære* bedeutet sonst im mhd. stets das umgekehrte ('ebenso lieb', näml. wie das gegenteil, dh. 'einerlei, gleichgültig'). man wird also auch hier übersetzen müssen: 'die Rottweiler liefsen sich dadurch nicht irren, anfechten'. — v. 69 *verrichtet*, 'stellte zufrieden', besser 'versöhnte'. — v. 120 *schmach* 'unedel', hesser 'verachtet'. — v. 222: *unser frowen tag* ohne zusatz ist nach Grotefend Taschenb. der zeitrechnung s. 38 in deutschen quellen stets der 15 aug. — v. 239: *hand si es denn in selber angetragen* bedeutet wol 'sich selbst zugezogen'. — v. 397: *rach* = *rahe* f. 'stange'. — v. 426: *enborn* 'vermieden'. — nr 3, 17, 2: *er sank von onmacht in ein ort*, in eine ecke? (was St. übersetzt, müste doch *in onmacht* heifsen). — nr 4, 12, 6: *spiel gond* 'ihr spielt' im eigentlichen sinne, nach ausweis von str. 13, 1. — 19, 7: *ob irs dů̊nt mer*, natürlich nicht 'ob auch', sondern 'wenn'. — nr 5, 3, 6: *maniger*, *der sie nie hat gedacht*, l. *sin*? — 4, 8: *gelon* kann jedesfalls nicht in *gelônt* geändert werden, da es auf 3, 8 und 5, 8 reimt. was es heifst, versteh ich freilich auch nicht. könnte es zu *lâzen* 'zur ader lassen' gehören? freilich weifs ich hierfür weder die contrahierte form noch den metaphorischen gebrauch zu belegen. — 15, 4: *es sol auch dann nit sein*, l. *euch*? — 26, 6: *zeit* als neutrum ist durchaus unanstöfsig. — nr 6, 1, 5: *but* ist eher präs. (= *biutet*) als prät., welches gew. *bot* lautet. — nr 7, 165: *in gotes namen sprakens an*, l. *spranktens*? — 172 l. *sclůg*. — nr 10, 16, 7: *und welcher nimmer darnach geit*. St.s erklärung '*geit:* ja sagt, sich für besiegt erklärt' versteh ich nicht. es heifst wol: 'wer in zukunft je danach geizt, begierig ist'. — nr 13, 13, 1. über *einem gendden* 'von ihm abschied nehmen' vgl. Schm.[2] I 1726. Frisch I 359[b] '*gnaden*, v. für: gottes gnade empfehlen, salutare, valedicere'. *sie kamen zusammen*, *gnadeten einander*, *und zogen wieder ab*. Stumpf Helv.chr. fol. 673[a]. *er wande sich auf dem richtplatz gegen die stadt, gesegnet und gnadet dieselbe*. Stettler Annal. Helv. p.311'. — nr 16. 14: *so schanten sie gar pillich got*, l. *schaute*. — v. 22, anm. l. 'bewenden'. — v. 57 unklar ist mir, was St. mit *befelen* will; der verlangte sinn könnte doch nie aus dem verse herausgebracht werden, während das überlieferte ganz

verständlich und unbedenklich ist. — nr 17, 22: *als di fürsten halten stat* wird erklärt 'wie die fürsten statthalten oder regieren'. aber '*stat halten* bedeutet doch nur 'jemandes stelle vertreten'. ich lese daher: *halten stât* (: *rât*). *stât* als 'stand, lebensweise, würde' ist nach Weigand II 780 schon 1420 (im sinne von 'aufwand, prunk' allerdings erst 1711) belegt. vgl. auch *fürstenstat* 'gubernatio, regimen, ductus et ratio principis' Stieler 2114. — v. 67f: *als solt kunig Maximilian sein wol nit recht erlanget han*. anstatt des so seltenen und vieldeutigen *wuol* 'thron' möcht ich in *wol* eher *wal* 'wahl' vermuten, vgl. auch v. 64. — nr 19, 4, 8: *wend si darvon nit lan* heifst natürlich 'wollen sie davon nicht ablassen'. wie St. dazu kommt, hier '*wend:* wenn' zu erklären, während er unmittelbar vorher '*wend:* wollen' schreibt, ist mir unbegreiflich. auch müst es dann unbedingt *land* heifsen. — 19, 19, 7: *ir werint sust wol zwüren als vil erschlagen gsin* hat St. sonderbar misverstanden. *zwüren* ist nichts anders als das so gewöhnliche *zwirn* 'zweimal'. — nr 20, 9, 3: *du tûst dich wol erkennen* versteh ich lieber 'du machst dich wol bekannt'.

Diese kleinen ausstellungen sollen die anerkennung nicht verdecken, dass hier im allgemeinen eine tüchtige, ausgezeichnete arbeit vorligt. wie alle veröffentlichungen der Württembergischen commission zeichnet sie sich durch saubere ausstattung und einen ungewönlich niedrigen preis aus. indem ich mir vorhehalte, nach vollendung des ganzen darauf zurückzukommen, wünsch ich ihr die weiteste verbreitung in und aufserhalb der fachkreise, die sie durchaus verdient.

Göttingen. H. Meyer.

Theobald Hock, Schoenes Blumenfeld. abdruck der ausgabe von 1601. herausgegeben von Max Koch [= Neudrucke deutscher litteraturwerke des XVI und XVII jahrhunderts, nr 157—159.] Halle a. S., Niemeyer, 1899. LXII und 144 ss. 8°. — 1,80 m.

Seit jahrzehnten, besonders seit dem erscheinen des bekannten Höpfnerschen programms, spielt in der geschichte der litteratur und metrik Theobald Höck (Hock) eine geheimnisvolle rolle. man rechnet ihn zu jenen männern, die vor Opitz unsre lyrik formal haben verbessern wollen; aber bis heute hat keiner, auch jetzt der herausgeber des 'Schönen Blumenfeldts' nicht, recht sagen können, worin denn eigentlich diese gepriesene reform im einzelnen bestanden habe. ich will deshalb meine besprechung des neudrucks von vornherein so einrichten, dass durch sie jene oft aufgeworfene frage ihre antwort erhält. mir kommt dabei zu statten, dass ich im vergangenen winter das 'Blumenfeldt' zum gegenstand seminaristischer übungen gemacht habe; und ich verzeichne mit dank, dass mir bei dieser gelegenheit für meine untersuchungen einzelbeobachtungen zur verfügung gestellt sind, besonders von den herren Goedecker, Drescher, Stählin, dr Floss-

mann, Riemann, Eichhorn und dr Götze. durch hinweis auf böhmische geschichtsquellen hat mich auch mein college, herr prof. Witkowski, freundlichst unterstützt.

Ein neudruck der selten gewordenen gedichte Höcks war sehr willkommen; und es konnte nur gefragt werden, ob gerade Max Koch der geeignete und genügend vorbereitete herausgeber sei. K. hat dem leser nicht etwa einen kritisch bearbeiteten text vorgelegt, sondern begnügt sich damit, wenigstens vom vierten druckbogen an (für die ersten drei sind auf s. LVII noch zahlreiche druckfehler angemerkt), den wortlaut des 'Schönen blumenfeldts' buchstabengetreu zu widerholen. dagegen ist grundsätzlich nichts einzuwenden, wenn es auch gerade keine schwierige aufgabe war.

Aber!! dem neudruck geht eine einleitung voraus. und in dieser ist der ungereinigte text mit all seinen setzerfehlern und misverständnissen zur grundlage philologischer untersuchungen gemacht worden, die natürlich gänzlich wertlos und für den herausgeber im höchsten mafse compromittierend sind. kein student im zweiten semester hätte so wider das ABC jeder wissenschaftlichen methode sündigen dürfen, wie es hier K. getan. seine ganze einleitung, in ihrem biographischen, ihrem litterarhistorischen, ihrem philologischen teil, ist so nachlässig gearbeitet, wie uns seit jahren nichts in unsrer wissenschaft geboten ist. es ist natürlich meine pflicht, dies urteil zu begründen. das soll denn hier geschehen.

Wir müssen beginnen mit einer kritik des textes; denn sie ist ausgang aller weiteren erörterungen. wie schon erwähnt, hat K. uns das druckbild des Blumenfeldts von 1601 genau widergegeben. an die betrachtung dieses textes muste sich aber nun die frage knüpfen : wie wurden solche verse gelesen? wie klang das, was hier das auge erblickt, dem ohre? geben die einzelnen buchstaben jedes wortes würklich die laute getreulich wider? oder erkennt man vielleicht durch hin- und hervergleichung, dass beim lesen der verse hier eine vollere wortform synkopiert, contrahiert oder dgl. zu sprechen, dort einem verstümmelten worte seine unverkürzte articulation widerzugeben ist? es gab ja freilich gegen ende des 16 jhs. dichter, die ängstlich besorgt waren, durch den druck nicht nur die normalen, sondern auch die aus besondern gründen veränderten wortformen widerzugeben. so ersehen wir zb. aus Jellineks vortrefflicher ausgabe, wie Schede-Melissus peinlich genau *mein'* und *meine*, *ſtę̨t* und *beſtę̨et*, *wölst* und *wöllest*, *gſicht* und *geſicht*, *worn* und *worden*, *Her*, *Herr'* und *Herre*, *wę̨ng* und *wę̨nig*, *'s* und *des* usw. unterscheidet. aber wer bürgt uns dafür, dass nun auch jeder andre poet die niederschrift und den druck seiner werke ebenso treu überwacht hat? für Theobald Höck spricht ja Koch selbst (worauf ich erst später eingeh) s. x die vermutung aus, dass ein Prager drucker die gedichte dieses

Pfälzers verlegt und also wol auch gedruckt habe. wieviel konnte da durch sorglosigkeit des dichters selbst und durch unachtsamkeit oder aberwitz des setzers entstellt werden! dass das buch grobe fehler aufweist, hat K. an ein paar stellen, wo ganze verse ausgefallen sind, ja selbst bemerkt. warum hat er denn nicht weiter geprüft, eh er s. LIVff seine haarsträubenden statistiken aufstellte?

Wir müssen nun hier, so weit der platz reicht, das versäumte nachholen. und dabei geh ich genau so vor, wie wir es in den Leipziger seminarübungen getan haben.

Höcks gedichte sind sämtlich in strophen abgefasst, über deren herkunft später noch einiges zu sagen ist. es ist dabei ganz gleichgiltig, dass einige (cap. 46. 47 uaa.) für den gesang, andre wahrscheinlich für den sprechvortrag berechnet sind (vgl. in der überschrift und v. 1. 6. 19. 55 von cap. 5, auch in der vorrede das wort *lesen*). uns kommt es nur darauf an, festzustellen: wo immer uns strophische gedichte begegnen, da haben sich selbst in zeiten des verfalls die dichter bemüht, die einzelnen strophen eines liedes unter einander formal gleich zu gestalten. in dieser hinsicht unterscheidet sich ein volkstümliches kirchenlied nicht von einem meistersang. wenn wir daher ein lied vor uns haben, dessen sämtliche strophen an derselben stelle klingende reime aufweisen, während eine einzige strophe dort stumpfe reime hat, so ist die vermutung erlaubt, dass an dieser stelle die überlieferung ungenau sei und wir mit möglichster schonung des textes hier das reimgeschlecht, ev. durch conjectur zu ändern haben. aus diesem grunde sind bei Höck 2,61 u.63 die worte *Tadl* und *Adl* zweisilbig, also *Tadel*, *Adel* zu lesen, entgegen dem druckbild. ebenso hat man zu sprechen: 3, 42 *Husseren* (dreisilbig); 6, 5 *außerkoren* (viersilbig trotz der schreibung *außerkorn*); 8, 23 ist statt *Dieb* die (bei Schmeller-Fr. 1479 nur als oberpfälzisch bezeugte) form *Deib* zu lesen, ganz wie es der reim verlangt; 11, 13 sprich *Sporen*; 11, 20f *versuchet* : *verfluchet*; 12, 6f *Schaidn* : *erlaidn*; 14, 14f stumpfe reime *ſtiern* : *Thiern*; 16, 16f ist das als *lernen* : *gern* entstellte reimpaar zu lesen *leren* : *geren* (vgl. 30, 3); 17,30 lis *ſparen*; 17, 31 ist *gehen* einsilbig zu sprechen als stumpfer reim; 18, 3 und 4 müssen klingende reime haben, also *erfahren*, *ſparen*; desgl. 20, 12 *Frewden*; 21, 19. 20 müssen stumpf reimen, also ist *thawrn* : *Bawrn* zu sprechen; desgleichen 21, 27f *gworbn* : *erworbn*, 31f *wegn* : *außgebn*, 33f *jebn* : *betriebn*, 43f *ſagn* : *klagn*; 22, 24 sprich *fern* statt *fernen*; 22, 32 und 34 fordern stumpfe reime, also *vnderſcheid* : *Maid*, ebenso 51. 53 *habn* : *tragn*; dagegen 24, 13 *kheren*; die verse 29, 1—3 fordern klingende reime, also *Meeren*, *Creaturen*, *Heeren*; 31, 27. 28 dagegen stumpfe, also *bekehrn*, *kehrn*; ebenso 32, 6f *offenbarn* : *bewarn*. umgekehrt ist 34, 9 wider klingender reim erforderlich, also *gnennet*. 35, 19f lis *mögn* : *ebn*, 22 *harren*; 36, 13f *Ehren* : *verkehren*, 34f *lebet*

: auffleget; 37, 2 *leben*; 38, 24. 26 *habn : Tagn*, 34. 36 *Gnadn : ſchadn*, 35. 38 *hören : geren*, 45 *erfahren*, 46 *ziern*; 41, 5 f *hewer : Stewer*, 21 f *erſchleget : pfleget*. 42, 5 sprach Höck, wie der reim verrät, die dialektische form *kemmen*[1]. 45, 25 sprich *ſtehn*; 46, 10 f *brawn : trawn*, 22 f *weh : Eh*, 28 f *Trapplirn : Galaniſirn*; 50, 21 f *Bawr : ſawr*; 52, 9 f *Schwalbn : Albn*, 19 f *Schabn : grabn*; 33 *Jahren*; 53, 3 *Thieren*; 54, 14 *Abendthewr*, 35 *Zeugn : leugn*; 55, 1. 3 *pffeifft : greifft*, 8 *ſäſt*; 56, 29 *eh*, 35. 38 *Fabeln : Parabeln*, 52 f *fülln : ſpilln*; 59, 16. 18 *ſät : verſträt*; 61, 17 *Ehrn*. der auffällige unreim *Auffen : krauſen* 65, 30. 32 steht einsam bei Höck da, ist aber inhaltlich unanfechtbar; denkbar wäre nur, dass der dichter *krauſen* in gewagter orthographie für *krauwen* (kratzen) geschrieben hätte. 66, 6. 8 *verkehren : zerſtehren*; 66, 26. 28 *Predign : erledign*, 57 *geht*; 68, 22. 24 *ſparen : erfahren*; 69, 7 *führn*; 70, 22. 24 *obſeruirn : imaginirn*, 29 *vnterſtehn*; 70, 31 muss Höck ganz pfälzisch *ſtaanen* gesprochen haben, was freilich Edward Schröder ihm nicht zutrauen möchte; Schr. sucht den seiner meinung nach unreinen reim zu beseitigen durch die conjectur (v. 33) *Mit Bannen und mit Zeinen*. 70, 32. 34 f sprich *ebn : Segn : legn*; 71, 6. 8 *hoffiern : verliern*, 11. 13 *bezahln : mahln*; 72, 17 *Erden*. nach der gesamten praxis Höcks ist ein reimpaar wie 73, 1 f *Leibe : jeben* unmöglich; aber ich weifs keinen besserungsvorschlag zu machen. 73, 11 sprich *Ohren*; 75, 7 *werdn*, oder genauer noch *wer[d]n*, 55 *jhrn*; 77, 54 *führn*, 55 f *Gſelln : wölln*, 71. 73 *ebn : gebn*; 78, 12. 15 *Jahren : ſparen*; 80, 7 *erfahren*, 29 f *ſchaffet : verſchlaffet*; 81, 9 f *zerſteren : vmbkehren*; 83, 28 *lawrn*, 52 *geren*; 84, 30 *wern*, 34 ist *nit* statt *nicht* zu lesen; 85, 69 f sprich *alln : gefalln*; 86, 4 ist statt *ſtreiten* einzusetzen *ſtritten* (Schmeller II 820), vgl. auch 87, 38; 87, 36 sprich *demſelbn* (*demſelm*); 88, 11 *verwüret*, 79 f *Tagn : ſagn*, 83. 86 *verloren : zoren*; 89, 1 f *ſagn : habn*, 40 *verſteh*; 90, 18 *geren*, 22 *ferden*; 91, 53 f *wurn : ſchwurn*, 75 f und 105 f *Schwabn : habn*, 114 *verlorn*; 92, 31 f *Bawren : trauren*, 59 f *wuren : fuhren*, 63 *lehret*.

Noch einen zweiten fingerzeig, wie Höck gesprochen hat, geben uns seine strophen. sehr oft wendet er nämlich jene im volks- und kirchenlied des 16 jhs. so weit verbreiteten viertactigen verse an, die sich in zwei auf einander reimende zweitacter zerlegen, zb. 3, 4 *Vnd Paſpart auch, nach Landes brauch*. diese 2 × 2 tacter müssen stets zweimal vier silben enthalten; und aus diesem grunde ist 3, 9 statt *zwagen* einsilbig zu lesen : *zwagn*.

[1] Edward Schröder, der diese verbesserung durchaus billigt, schreibt mir noch zu ihrer erklärung : '*kemmen* ist eine analogieform, welche das völlig isoliert stehnde präsens *kommen* beseitigt und zu *kam*, *kämen* ein neues präsens bildet, analog dem *nemmen* (42, 6) zu *nam*, *nämen*. es widerholt sich hier ein vorgang, der schon im gotischen *qiman* statt germ. *cuman* erzeugt hat. ich betone ausdrücklich, dass nicht etwa eine l a u t l i c h e rohheit vorligt, sondern eine analogische n e u b i l d u n g'.

der gleichen ursache wegen muss man sprechen : 3, 19 *scalirn, vexiern*; 3, 24 *ſchneidn, zjhrem*; 3, 34 *ſchreibn*; 3, 39 *beschweren*; 3, 64 wahrscheinlich *dasselb* statt *selb*, weil im ganzen 'Blumenfeldt' *selb* in dieser anwendung nicht vorkommt; 4, 29 *gehe* ist, wie viele verwante formen, bei Höck einsilbig zu sprechen (vgl. später meine beobachtung über *ū[h]e*), 49 sprich *Tadel* (zweisilbig); 12, 14 fordert der rhythmus : *all Menſchen*; 14, 31 *Artzeney*; 15, 3 *Beyfalln*; 15, 13 *obn*; 15, 33 *gebn*; 15, 43 *nebn* : *ebn*; ähnlich 20, 19 *nebn, bleibn*; 20, 34 *gebn*; dagegen muss man 23, 3 *bleibet* (zweisilbig) sprechen; 23, 13 *Junckfrawen* zweisilbig, 28 *habn* einsilbig; 35, 1 sprich *wern*, 31 *lährem*; 38, 17 *ſagn*, 22 *bſtendig*, 57 *erbn*, *ſteht*; 39, 19 *gegm*, 24 *gradt*, 29 *ſchadn*. dem vers 45, 36 weifs ich nur zu helfen durch weglassung des *vnd*. 48, 4 sprich *Glückes*, 14 *Wagn* : *tragn*. 49, 1 wird in der ersten hälfte des verses zu lesen sein : *Es iſt fürwahr*. 49, 26 ist der dialektische reim *Fraw Maimb* herzustellen. 50, 28 muss man sprechen : *heign, ſchneidn vnd ſän* (zusammen als vier silben); 51, 5 *Abndt*, 40 *gſpiert*; 52, 11 *Eyſenn*, 21 *hintragn*; 54, 18 *gſehen*, 28 *ſaget*, 33 *glaubn* : *Augn*; 59, 5 *lebn*, 12 *Bogn*, 19 *Schawr*, 33 *Herren*, 40 *abtreibn*; 61, 23 *Erfarenheit*; 63, 15 muss das wort *ſie* gestrichen werden. um 64, 29 die erste hälfte des verses viersilbig zu gestalten, erscheint es mir als das nächstliegende, in dem worte *Decht* einen lesefehler des setzers zu sehen und zu substituieren : *Da hett*. 75, 7 sprich *wer[d]n*, 63 muss das zweite *da* fortfallen; 83, 26 sprich *taurn* (das weitre sieh bei den conjecturen).

Schon aus diesen zusammenstellungen doch wahrlich unwiderleglicher correcturen ergibt sich nun, wie oft und in wie manigfacher weise das gesprochene wort bei Höck von dem druckbild abweicht, wie also zb. sehr häufig eine synkopierte wortform gemeint ist, wo der dichter oder der setzer die normale vollere form in den text gestellt hat, und umgekehrt. das macht uns stutzig. und wir prüfen weiter, ob nicht noch in andern fällen die lebendige articulation sich von dem buchstabenbilde frei machen muss, und ob nicht dadurch zwanglos eine gröfsere formale congruenz der einzelnen strophen eines gedichts zu stande kommt. ich gebe im folgenden einige proben, um zu zeigen, dass man hier zu ganz sichern resultaten kommen und, auf sie gestützt, verderbnisse heilen kann.

a) Wie flectiert Höck das adjectiv *ander*? im nom. sg. lässt er es, gleichviel ob er es adjectivisch oder substantivisch braucht, in allen drei geschlechtern unflectiert. belege (die natürlich absolut vollständig für jede sprachliche erscheinung sein müssen): masc. 14, 65. 15, 23. 31, 14. 34, 49. 75, 48. 82, 8. 91, 25. 92, 9; fem. 68, 5; neutr. 14, 20. 59, 19. 75, 25. 81, 23. 87, 63. 65, 24. aus diesem grunde ist auch 1, 5 *ander* zu lesen. die obliquen casus natürlich flectiert Höck, und zwar schwach : *andern* gen.

17, 34. 29, 36. 33, 12; dat. 4, 35. 11, 2. 12, 7 (nb. das ist ein dat. sg., wie ich später noch weiter belegen werde). 20, 27. 56, 16. 38. 67, 25. 32, 8. 53, 42. 75, 17. 28; einmal auch aus versnot dreisilbig : *anderen* 82, 44; acc. 28, 5. 46, 41. 47, 30. 48, 16. 68, 9. 75, 45. im plural macht Höck eine scheidung. das adjectiv *ander* ohne artikel flectiert er stark, jedoch so, dass er seinem dialekt entsprechend eine apokopierte form anwendet, also *ander* : masc. 20, 19. 75, 40. 82, 30. 38; fem. 19, 11; neutr. 23, 22. und nun von dieser beobachtung aus können wir neun fehlerhafte verse, die sonst nicht in die betreffenden lieder sich fügen würden, corrigieren. an den stellen 5, 21. 6, 68. 29, 23. 37, 11. 53, 30. 55, 7. 74, 22. 80, 21. 87, 55 nämlich muss die form *andere* ein druckfehler sein; jedesmal haben wir vielmehr *ander* zu lesen, sodass die verse erstaunlich sich glätten. der dat. pl. lautet bei Höck selbstverständlich *andern* : 14, 15. 19, 12. 21, 18. 39, 10. 48, 25. 67, 10. 82, 5. 14. 40. ebenso ist zu erwarten, dass er den plural mit artikel schwach flectiert, also *die andern* 35, 21; und widerum veranlasst uns dies, in dem verderbten vers 17, 42 statt des fehlers *Die ander* das richtige *Die andern* einzusetzen. genau wie *ander* flectiert Höck dann noch weitere adjective, zb. *eigen*.

b) In vielen fällen lässt der dichter das pron. pers., entsprechend der umgangsrede, mit dem verbum oder einem andern satzteil dergestalt zusammenwachsen, dass das pron. als enklitikon seinen vocal einbüfst. am häufigsten geschieht dies mit dem pronomen *es* (1, 33. 3, 32. 4, 5. 4, 27. 4, 28. 4, 36 und so in ungezählten fällen, auch 39, 8), ebenso mit *sie*, sowol im singular (53, 10. 87, 62) als im plural (3, 29. 6, 70. 6, 71. 17, 24. 28, 21. 40, 27. 58, 10. 66, 33. 56. 78, 36. 83, 47 ff. 84, 10. 87, 46. 87, 55). es muss uns daher erlaubt sein, einen regelwidrigen vers, der durch solche verschmelzung geheilt werden kann, dem sonstigen gebrauch Höcks anzupassen, sodass wir also 19, 8 das gedruckte *Wenn sie* als *Wenns* (hier ist übrigens, wie später zu erörtern, noch mehr zu corrigieren), 19, 19 das *Weil sie* als *Weils*, 37, 31 das *ſchieben sie* als *ſchiebens* aussprechen. bei dem pronomen *du* ist nicht immer (vgl. 26, 22) zu entscheiden, ob es mit dem verb zusammengewachsen oder gänzlich ausgefallen ist; die praxis Höcks zeigen die verse 5, 20. 20, 6. 11. 21, 33. 28, 17. 38, 44 f. 42, 28. 46, 36. 47, 31. 48, 27. 51, 4. 31. 45. 52, 6. 35. 56, 36 f. 59, 29. 42. 63, 29. 75, 63. 81, 41. und wider leiten wir aus dieser übersicht das recht ab, 28, 15 und 43, 33 statt *mustu must* zu lesen, während umgekehrt 51, 41 *magstu* zu sprechen ist. nun hatte man bei den genannten drei pronomina *es*, *sie* und *du* schon früher öfter die verschmelzung orthographisch angedeutet. ungebräuchlich dagegen war dies im grofsen und ganzen bei *ich* und *er* geblieben. hier folgt das 'Blumenfeldt' als druckwerk dem gemeinen verfahren, lässt also

den beiden zuletzt genannten pronomina fürs auge ihr selbständiges dasein. aber auch das darf uns nicht hindern, dort, wo sonst keine hilfe sich zeigt, das enklitikon in der aussprache an das vorhergehnde bezw. folgende wort anwachsen zu lassen, also zu lesen 6, 12 *vmbgehe ich* zweisilbig = *vmbgeh'ch*; 6, 66 *Weil ich* = *Weil'ch*; vielleicht 14, 54 *wer ich* = *wer'ch* (doch vgl. zu diesem vers später die conjectur); 47, 21 *thet ich* = *thet'ch*; 57, 2 *daß er alls* = *der alls*, eine contraction, die im mhd. (vgl. L. zu Iw. 504) ja oft genug zu belegen ist.

c) Was bei Höck als die buchstabenverbindungen *u[h]e* und *ü[h]e* gedruckt ist, hat der dichter durchweg einsilbig gesprochen. also es sind trotz dem nachschlag die wörter *thue*, *mühe*, *frue*, *blüet*, *mühet* samt und sonders, wie oftmals (43, 27. 44, 3) auch der reim beweist, als éine silbe im vers zu behandeln; 105 beispiele dafür finden sich. nur eine einzige ausnahme scheint in die quere zu kommen, nämlich 56, 19, wo *Truhen* nach dem erfordernis des rhythmus nicht einsilbig sein dürfte. aber schon der nächste vers, 56, 20, zeigt uns, dass hier wider ein druckfehler vorligt und wir *Trugen* (zweisilbig) an die stelle zu setzen haben.

d) Das pronominalsubstantiv *niemand* ist bei Höck a priori in vier formen möglich : *niemandt*, *niemandts*, *niembt* und *niembts*. von diesen haben wir die erste, gebräuchlichste auszuscheiden, denn sie findet sich nur an den stellen 15, 50 und 40, 14, wo beide male der vers verderbt und das einsilbige *niembt* zu lesen ist. die übrigen drei formen braucht Höck unterschiedslos, je nach dem bedürfnis des versbaues : *niemandts* 2, 61. 15, 23. 32, 21. 33, 15. 37, 14. 40 überschrift. 55, 10. 76 überschrift; *niembts* 2, 62. 8, 29. 41, 16. 58, 20. 60, 41. 63, 46. 69, 28. 87, 51. 81; *niembt* 2, 41. 3, 44. 8, 12. 25. 15, 8. 34. 19, 51. 29, 25. 40, 13. 15. 17. 41, 30. 81, 28. wider aber sind in dem nachlässigen druck verwechslungen vorgekommen, die wir sofort als störungen des verses empfinden und darum ohne verletzung des sprachgebrauchs des dichters so zu ändern haben : 15, 48. 17, 40. 20, 20. 23, 15. 84, 45 ist *niembts* zu lesen statt *niemandts*, 52, 40 *niemandts* statt *niemdts*. und 67, 27 hat man die wahl, die sicherlich falsche form *niembt* zu ersetzen durch *niemandts* oder nach analogie von 3, 44 und 23, 15 durch *niembt nit*.

e) Grofse schwierigkeit machen beim ersten lesen Höckischer gedichte die endsilben *-gen* und *-ben*. soll hier würklich das druckbild den ausschlag geben und sollen diese endungen für die articulation stets die bedeutung selbständiger silben haben? soll der unterschied zwischen *sagen* und *sagn* würklich so sein, wie ihn der setzer bezeichnet hat? unmöglich. schon die betrachtung der reime hat uns wichtige fingerzeige gegeben; und so haben wir weiter aus der congruenz der strophen eines gedichts von fall zu fall zu entscheiden, ob wir die unbetonten en-

dungen würklich als senkungssilben aufzufassen oder das *n* mit synkopierung des *e* dem vorausgehnden labial oder guttural zu assimilieren haben. wie Höck gesprochen hat, verrät er ja zur genüge, wenn er 87, 34. 36 auf *Helm* reimt *demselben* (natürlich zweisilbig : *demselm*), oder wenn er zwar 89, 40 *Buchstabn* schreibt, dagegen in demselben gedicht 4 und 9 *Buchstam*, oder wenn er das wort *vermailigen* 3, 35 dreisilbig brauchen muss und es (nur in diesem einen falle) *vermailling* druckt, also damit etwa den laut *ŋ* hat widergeben wollen.

Es kann nun natürlich nicht meine aufgabe sein, hier noch weiter das gesamte statistische material für jede sprachliche erscheinung bei Höck auszubreiten. ich muss mich damit begnügen, nachdem ich den sprachgebrauch des dichters im ganzen und die speciellen erfordernisse jedes gedichts und jeder strophe im besondern durchgearbeitet, die resultate gruppenweise vorzutragen. an der hand der vollzählichen ergebnisse kann ja jeder leser leicht die nachprüfung anstellen. er muss nur eben zu den fällen, die ich registriere und in denen das gesprochene wort von dem druckbild abweicht, diejenigen in parallele setzen, in denen die beiden mit einander übereinstimmen.

2, 36. 18, 29. 24, 15. 35, 24. 38, 17. 77, 89. 89, 1. 91, 9. 41. 59 sprich *ſagn*; 71, 12 *zuſagn*; 21, 43 f *ſagn : klagn*; 90, 56. 62 *Warſagn*; 3, 9. 11, 14 *zwagn*; 6, 52. 22, 53. 54, 37. 77, 10. 39. 62. 79, 17. 84, 4. 15 *tragn*; 52, 21 *hintragn*; 86, 24 *getragn*; 10, 16 *klagn*; 26, 38 *Fragn*; 38, 26. 87, 46 *Tagn*; 88, 79 f *Tagn : ſagn*; 52, 20 *nagn*; 88, 70 *ſchlagn*; 22, 62. 92, 39 *erſchlagn*; 71, 26 *gſchlagn*; 48, 14 *Wagn : tragn*; 5, 25 *Rollwagn*; 92, 69 *Hörwagn*; 3, 40 *Segn*; 70, 34 f *Segn : legn*; 46, 4 *gſegn*; 22, 52 f. 30, 15. 92, 68 *gegn*; 39, 19 *gegm*; 76, 35 *gegnſpiel*; 59, 7 *Begegn*; 5, 5. 9, 22. 17, 17. 37, 15. 42, 19. 56, 9. 57, 6 *Entgegn*; 21, 31. 38, 16. 89, 15 *wegn*; 91, 9 *Außlegn*; 52, 14 *Regn*; 88, 53 *Regnſpurg*; 22, 69. 33, 5. 35, 39. 45, 30. 79, 26 *kriegn*; 41, 4 *bekriegn*; 36, 10. 54, 40. 71, 4. 17 *liegn*; 28, 2 *anliegn*; 47, 24 *Wiegn*; 52, 43. 59, 12. 63, 8 *Bogn*; 54, 31. 37 *lugn*; 87, 55 *trugns*; 5, 9. 19, 27. 48. 35, 19. 42, 14. 64, 32. 67, 30. 76, 23. 79, 22 *mögn*; 74, 18 *erwögn*; 19, 57 *zügn*; 19, 69. 77, 71 *trügn*; 56, 13 *Gnügn*; 1, 22. 6, 35. 18, 44. 40, 16. 54, 33. 66, 48. 73, 8. 74, 16. 78, 6. 84, 31 *Augn*; 33, 35 *Augnſchein*; 36, 23. 42, 8. 62, 39 *Augnblick*; 26, 24. 91, 84 *aign*; 32, 34 *ſchweign*; 50, 28 *heign*; 54, 34 f *Zeugn : leugn*; 20, 38 *vbrſchwelgn*; 26, 10 *Vertilgn*; 30, 18 *jungn*; 32, 32. 76, 24 *Verbergn*; 6, 53. 30, 12 *Verborgn*; 13, 25. 37, 11. 53, 30 *ſorgn*.

4, 40 *ſettign*; 9, 20. 88, 92. 96 *ewign*; 18, 12. 30, 12 *ewigm*; 13, 37 *geduldigm*; 45, 34 *jetzign*; 53, 3 *vnuernünfftigm*; 56, 2 *geitzigm*; 66, 26. 28 *Predign : erledign*; 74, 8 *Vernünfftign, bſtändign*; 77, 58 *witzign*; 77, 83. 84, 8. 20. 87, 46. 90, 41 *Heilign*; 83, 24 *Demüttign*; 87, 73 *flichtign*; 87, 75 *Maynaydign*; 88, 16 *vbrign*;

89, 10 *einfichtign*; 89, 39. 90, 68 *vorign*; 14, 27. 75, 8. 85, 43 *lebndign* (spr. *lemding*); 76, 10 *lebndig*.

3, 6 sprich *z Venedg* (zweisilbig)[1]; 16, 10 *ewg*; 22, 61 *gmeingklich* (zweisilbig); 66, 32 *einch*; 86, 17 *Sechtzg*; 86, 18. 88, 11 *fibntzg*; 86, 23 *dreyffg*; 87, 26 *zwaintzg*; 71, 12 *weng*; 58, 35 *wenger*; 6, 5 *wengften*.

51, 5 sprich *Abndt*; 15, 21. 65, 27. 66, 39. 91, 93 *gabn*; 65, 49 *gabns*; 6, 34. 11, 26. 15, 54. 18, 30. 19, 1. 21, 40. 22, 4. 51. 23, 28. 24, 21. 25, 2. 8. 24. 28, 11. 31, 22. 35, 18. 22. 37, 28. 38, 24. 40, 12. 27. 28. 42, 32. 45, 8. 52, 30. 54, 20. 60, 1. 37. 61, 19. 69, 24. 71, 10. 14. 29. 75, 32. 77, 21. 78, 10. 79, 12. 83, 32. 52. 87, 41. 90. 92. 88, 35. 39. 51. 79. 89, 2. 35. 90, 67. 91, 4. 9. 15. 92, 33. 62 *habn*; 3, 32. 66, 55. 92, 45 *habns*; 28, 21 *Gerhabn*; 52, 19 *Schabn : grabn*; 91, 75f. 105f *Schwabn : habn*.

19, 47. 35, 20. 60, 5. 70, 32. 75, 20. 41. 82, 8 lis *ebn*; 77, 71f *ebn : gebn*; 15, 33. 20, 34. 52, 35. 65, 50. 77, 4. 66. 82, 43. 90, 46 *gebn*; 21, 32 *außgebn*; 71, 5 *vergebn*; 91, 51 *eingebn*; 92, 21 *zugebn*; 90, 38 *Hebns*; 52, 41 *Auffhebn*; 20, 19. 37, 41. 75, 22. 88, 73 *nebn*; 15, 43 *nebn : ebn*; 59, 24 *Weinrebn*; 1, 7. 2, 44. 6, 75. 9, 9. 20. 25. 10, 15. 15, 25. 17, 39. 26, 11. 20. 29, 6. 11. 30, 35. 32, 11. 36, 35. 38, 35. 40, 2. 44, 4. 59, 5. 62, 26. 63, 37. 86, 5. 90, 5 *lebn*; 2, 37. 24, 11. 21 *Hofflebn*; das wort *lebendig* hat Höck natürlich auf der ersten silbe betont und die form *lebendigen* (s. o. bei der endung *-igen*) daher sehr leicht zweisilbig sprechen können, also wie *lemding* : 14, 27. 75, 8. 85, 43.

3, 3. 25, 27 sprich *liebn*; 3, 17. 83, 28. 86, 26. 88, 2f *fibn*; 91, 102 *fibnt*; 6, 1 *fibntzig*; 86, 18. 88, 11 *fibntzg*; 88, 44. 52 *gfchriebn*; 21, 33f *jebn : betriebn*. — 15, 13. 18, 19. 30, 8 *obn*; 19, 12 *lobn*; 17, 1 *probn*. — 33, 11 *Stubn*; 21, 16 *Rauchftubn*. — 16, 20. 36, 18. 51, 47. 54, 33. 63, 4. 91, 51 *glaubn*. — 3, 34. 19, 57. 47, 17. 89, 22 *fchreibn*; 89, 37 *bfchreibn*; 20, 19. 66, 4 *bleibn*; 59, 40 *abtreibn*. — 17, 31 *Ihrnthalbn*; 52, 9f *Schwalbn : Albn*; 87, 36 *demfelbn*; 19, 34. 88, 39 *Silbn*. — 26, 29. 35, 35. 38, 57 *erbn*; 16, 17. 22. 37. 52. 54. 59. 20, 8. 26, 40. 32, 3. 38, 39. 40, 15. 56, 30. 66, 23 *fterbn*; 70, 42 *erwerbn*; 21, 27f *gworbn : erworbn*. — dagegen fordert der reim 37, 2 *leben*.

3, 17. 26. 21, 7. 35, 1. 45, 3. 50, 12. 60, 22. 75, 7. 76, 3 sprich *wer[d]n*; 42, 12. 65, 37 *wordn*; 3, 24. 50, 28 *fchneidn*;

[1] zu diesem verse teilt mir ESchröder die ansprechende vermutung mit, dass die Prager schule wol erst nach Höcks übersiedlung nach Böhmen interpoliert sei und der vers ursprünglich gelautet habe: *Z Venedig, Rom, Parifer Schul.* dagegen könnte man einwenden, dass das capitel 'An die satiren', dh. Höcks Vale an seine eignen gedichte, wol zu den spätesten producten gehören muss.

3, 63. 71, 5 *leidn*; 6, 11 *geduldn*; 6, 66 *außgſtandn* (sodass auch dieser vers nur drei ausgefüllte hebungsstellen hat); 12, 6 f *Schaidn : erlaidn*; 19, 58 *Schmidn*; 38, 34. 36 *Gnadn : ſchadn*; 39, 29. 56, 12. 85, 53. 55 *ſchadn*; 43, 40. 45, 7. 53, 38. 64, 41. 89, 22 *redn*; 55, 5 *frewdn*; 66, 37. 88, 86. 91, 17 *Judn*; 75, 4. 44 *Ordn*; 90, 38 *ſtundn*. — dagegen des reims wegen 72, 17 *Erden*.

28, 10 sprich *ſchwerm*; 31, 28 *kehrn*; 31, 27 *bekehrn*; 41, 33. 49, 4. 61, 17. 90, 32 *Ehrn*; 3, 19 *ſcalirn, vexiern*; 4, 10 *zſexirn*; 30, 26. 53, 38 *Thiern*; 38, 46 *ziern*; 41, 12 *verliern*; 45, 31 *Fantaſiern*; 55, 20 *Galaniſiern*; 69, 3 *Spatziern*; 70, 10 *regirn*; 70, 22. 24 *obſeruirn : imaginirn*; 71, 6. 8 *hoffiern : verliern*; 88, 45 *Paſſiern*; 91, 114 *verlorn*; 35, 12 *Wurm* (= *wurn*); 90, 58 *wurns*; 91, 53 f *wurn : ſchwurn*; 14, 10. 49. 71, 24 *anrürn* (*anrirn*); 77, 54. 84, 23 *führn*; 21, 19 f *thawrn : Bawrn*. man sieht, wir dürfen uns die synkopierung der endsilbe *-ren* nur nach langem vocal erlauben; und daher ist auch 70, 36 nicht etwa zu lesen: *Hoffen vnd harrn*, sondern dem (übrigens von Höck in hunderten von fällen verletzten) versaccent zum trotz : *Hoffn vnd harren*. — dagegen sprich 2, 9. 13. 33, 34. 38, 45. 80, 7 *Erfa[h]ren*; 19, 4 f *erfahren : ſparen*; 17, 30 *ſparen*; 68, 22. 24 *ſparen : erfahren*; 23, 1 *Waren*; 52. 33 *Jahren*; 78, 12. 15 *Jahren : ſparen*; 31, 2. 35, 39. 74, 26. 76, 47 *Narren*; 35, 22 *harren*; 59, 38 *Beharren*; 24, 13 *kheren*; 66, 6. 8 *verkehren : zerſtehren*; 29, 1. 3 *Meeren : Heeren*; 50, 14 *Ehren*; 36, 13 f *Ehren : verkehren*; 81, 9 f *zerſteren : vmbkehren*; 83, 52 *geren*; 6, 65. 8, 14. 28, 4. 7. 30, 1. 31, 1. 6. 11. 21. 24 f. 32, 9. 14. 34, 7. 37, 3. 27. 39, 6. 44, 17. 33. 59, 31. 33. 66, 27. 69, 13. 29. 83, 2 *Herren*; 50, 4 *zieren*; 50, 32 *Galaniſieren*; 53, 3. 77, 47 *Thieren*; 6, 5 *außerkoren*; 11, 13 *Sporen*; 43, 35. 85, 29 *geboren*; 66, 49. 73, 11 *Ohren*; 85, 4 *Mohren*; 88, 83. 86 *verloren : zoren*; 29, 2 *Creaturen*; 89, 11 *Figuren*; 92, 59 f *wuren : fuhren*; 38, 35. 38 *hören : geren*; 92, 31 f *Bawren : trauren*.

13, 38. 81, 28. 82, 45. 47 *zahln*; 20, 25 *Bezahln*; 71, 11. 13 *bezahln : mahln*; 15, 3 *Beyfalln*; 22. 68 *Zerfalln*; 85, 69 f *alln : gefalln*; 86, 9 *Erzehln*; 8, 23. 30, 3. 84, 37 *ſtelln*; 60, 37 *Bſtelln*; 76, 23 *Verſtelln*; 25, 6. 39, 13. 56, 53 *Gſelln*; 77, 55 f *Gſelln : wölln*; 10, 22. 40, 3. 45, 32. 65, 23. 81, 27 *ſpilln* (*ſpieln*); 16, 26. 30 *willn*; 92, 44 *Mutwilln*; 81, 4 *Prilln*; 91, 76 *Poln*; 16, 18. 19, 26. 41. 66. 35, 34. 37, 25. 43, 40. 70, 43. 77, 44 *ſolln*; 23, 22. 26, 39. 39, 11. 66, 8. 80, 14. 81, 15. 91, 55 *wolln*; 7, 2. 10, 22. 40, 1. 45, 32 *buln* (*bueln*); 13, 35. 19, 3. 25, 2. 36, 6 *wölln*; 66, 33 *wöllns*; 3, 48 *khüln*; 56, 52 f *fülln : ſpilln*; 20, 40 *theiln*.

1, 1 sprich *ghört, gſehen*, 2 *gſchehen*, 3 *außgſtanden*, 18 *Abgwendt*, 36 *Gſchehener* (nicht etwa *Geſchehner*); 3, 36 *gſchworne*; 5, 3 *gſpunnen*; 6, 19 *gweret*, 34 *gſchworen*, 66 *außgſtandn* (zwei-

silbig); 9, 27 *eingrichtet*; 10, 9 *zugniessen*, 14 *ghangen*; 11, 9 (ich citiere nach K.s verszählung, obwohl sie falsch ist) *gſtigen*, 23 *gweſen*; 13, 2 *ghabt*, 14 *gnug*; 14, 29 *zu[g]blasen*, 45 *gwend*; 15, 52 *Gwalt*, 54 *Gwirdten*; 16, 45 *gweſen*; 18, 30 *gſchrey*, 47 *gniessen*; 19, 7 *gſchickligkeit*, 38 *ghalten*, 39 *gſpalten*; 21, 8 *ghört*, 27 *gworbn*, 29 *gmeine*; 22, 41 *gwandert*, 62 *gfehr*, 65 *gmein*; 24, 25 *gſliſſen*, 29 *gwunnen*; 25, 6 *gſelln*; 26, 17 *gſtalde*; 27, 44 *ghauſt*; 28, 24 *gwiß*, 27 *vngrechten*; 29, 9 *gmeine*; 32, 34 *gheimb*, 38 *gwohnheit*, 48 *gſtalt*; 34, 1 *Grechtigkeit*, 9 *gnennet*, 28 *Grichts*; 37, 7 *Gricht*, 9 *gnügen*, 36 *abgfertigt*; 38, 15 *Auffghebt*, 16 *gſtalt*, 54 *gwöhlt*; 39, 1 *Gſell*, 13 *Gſelln*, 24 *gradt*; 40, 15 *gfangen*, 28 *gferdten*; 41, 35 *gwinnen*; 42, 4 *gſchlecht*, 8 *gſchehen*, 20 *gſtaldte*, 28 *glernt*; 43, 8 *gfahr*, 28 *gfehr* (es ist in diesem vers nicht etwa *Sihe* apokopiert zu lesen); 46, 22 *gſchehen*; 50, 10 *ghört*; 51, 2 *Gſundt*, 40 *gſpiert*; 53, 20 *ghorſamb*; 54, 5 *Gwalt*, 18 *gſehen*; 55, 35 *gſellet*; 63, 28 *Gſpenſt*; 68, 14 *zugniſſen*; 69, 1 *gſligelts*; 71, 13 *Angſicht*, 14 *Ghabt*, 27 *gnieſſen*, 28 *gwinnen*; 73, 28 *ghört*; 75, 41 *gſchlecht*, 56 *gzimbt*; 77, 20 *gſaugt*, *gſchrieben*; 77, 33 *gfeldt*, 50 *Gſtirmb*; 78, 16 *grathen*, 26 *gſtürtzt*; 79, 13 *glernet*; 85, 8 *gmeineſt*, 68 *gwalt*; 88, 40 *gmacht*, 51 *geſetzt*, 80 *ghabt*; 89, 26 *Gwiß*, 35 *glert*, 40 *gſetzt*; 90, 12 *ghalten*; 91, 15 *gehrt*; 92, 40 *glegt*. — dagegen 2, 34 *geſtalt*; 27, 29 *Gewalt*; 51, 35 *sGemiedt*; 57, 22 *gefangen*; 67, 28 *geſchicht*; 70, 21 *Geſtirn*; 91, 12 *genandt*, 32 *genendt*, 79 *gehauſt*; 92, 23 *genummen*, 51 *genendt*.

2, 58 sprich *bſchweren*; ebenso 3, 39. 3, 11 *allbreit*; 6, 70 *bſchaffen*; ebenso 10, 29. 13, 17 *braubt*; 15, 5 *bſteht* (einsilbig); 21, 48 *bſchaffen*; 24, 28 *bſunnen*; 25, 16 *bhertzter*; 34, 3 *bſcheidt*, 18 *bzahlen*, 31 *Bſcheid*; 38, 22 *bſtendig*; 39, 18 *Bvelch*; 42, 18 *bſchaffen*; 49, 7 *bſtellet*; 55, 27 *bſchaffen*, 34 *bſtellet*; 57, 9 *bſinnen*; 59, 41 *bhertzter*; 63, 27 *bſtelleſt*; 71, 14 *bhalten*; 79, 21 *bhertztes*; 83, 56 *Bhelt*; 87, 72 *bherbergt*; 89, 37 *bſchreibn*. dagegen 35, 37 *Beſchützt*; 36, 34 *beniegt*; 64, 16 *vmbekhandt*; 90, 8 *beſtellet*.

2, 61. 63 sprich *Tadel*, *Adel*; 3, 21 *Werbel*; 4, 49. 51 *Tadel*; 6, 69 *Adel*; 9, 1 *Mittel*; 13, 34 *Puckel*; 20, 18 *Edel*, 20 *Thadel*; 33, 12 *Beitel*; ebenso 37, 17. 46, 18 *Türel*; 48, 18 *Muſchel*, 28 *Edel*; 54, 24 *Brieffel*; 55, 6 *Hörnel*; 58, 13 *Bächel*, 29 *Maidel*; 61, 19 *Thadel*; 65, 30 *Vögel*; 68, 11 *Körbel*; 69, 6 *Fligeln*; 70, 26 *Vogel*, 38 *Gaugeln*; 71, 29 *mangeln*; 74, 6 *Quadrangel*, 14 *Circkel*; 77, 68 *Körbelkraut*; 82, 51 *mangel*; 83, 47 *Puckel*; 86, 69 *Carel*; ebenso 88, 24. 30. 56; 88, 51 *Tittel*.

1, 34. 16, 44. 29, 27. 60, 32. 68, 14. 92, 42. 60 sprich *widrumb*, wie Höck 14, 54 uö. auch schreibt; 9, 36 *widrummen*; 43, 24 *widrumben*. — 5, 7. 16, 45. 20, 10. 23. 26, 28. 40, 5. 42, 5. 44, 29 *alls*; 36, 21. 75, 24 *allm*; 40, 23. 64, 8, 40. 76, 11. 84, 26. 92, 44 *alln*; dagegen 10, 4 *alles*; 73, 22 *allem*. — 11, 30. 77, 59 *abr*; 12, 10 *vbrall*; 20, 38 *vbrig*; *vbrſchwelgn* (2silbig); 76, 35 *vbrzwerg*; 31, 35. 45, 7. 30. 71, 24. 77, 3.

87, 34. 47 *o'r*; 84, 6 *o'rs*. — 10, 19. 17. 43. 25, 27. 32, 36. 75, 13. 78, 35. 86, 67. 91, 2 *jhrm*; 32, 6 *ſeim*; 43, 17 *Edelm*, 25 *deim*. — 11, 28 *Merdrer*; 65, 38 *Schläprer*; 71, 2 *Hungriſch*, 9 *ſchlaffrig*; 76, 21 *Zaubrer*, 54 *Eyffrer*; 78, 12 *nidrig*; 84, 28 *dapffrer*; 87, 61 *Obrigkeit*; 88, 99 *Fridrich*; 82, 45 *Intresse*. — 13, 4 *Liebs*; 14, 9 *Hültzens*; 18, 27. 42 *Göttlichs*; 20, 35 *deins*; 21, 34 *Göttlichs*; 26, 11 *Menſchlichs*, 29 *künfftigs*; 28, 29 *gutts*; 36, 11 *künfftigs*; 36, 18 *jhrs*; 51, 28 *deins*; 58, 31 *alts*; 65, 31 *Goldtfarbs*; 66, 40 *jhrs*; 75, 21 *Leibs*; 77, 70 *jeds*; 78, 30 *Gotts*; 83, 4 *gutts*; 86, 7 *eygns*; 87, 10 *Gotts*, 37 *ehrlichs*, 96 *jetzigs*; 88, 89 *billichs*; 90, 5 *Erbars*, 42 *jhrs*. — 15, 12. 87, 17 *einr*. — 15, 42 *betteln*; 33, 20 *gwinn*; 43, 24 *diènn*; 51, 34 *eſſn*; 65, 15 *Fechtn*; 66, 44 *wern*; 70, 3 *Wainn*; 84, 30 *wern*; 92, 49 *verbronn*, 59 *erſchlagenn*. — 16, 22 *jrdſch*. — 46, 13 *manch*. — 70, 27 *gern*. — 17, 31 *Ihrnthalbn*; 24, 3 *Edeln*; 30, 5 *ſein*; 36, 17 *jhrn Sinn*; 40, 16 *offen*; 49, 4 *Amptn*, 17 *ein*; 52, 11 *Eyſenn*; 53, 37 *zweyn ſtückn*; 55, 22 *eygenn*, 35 *jhnn*; 56, 35. 38 *Fabeln : Parabeln*; 57, 33 *Sittn*; 64, 8 *Singſchueln*; 68, 18 *ſchönn*; 75, 55 *jhrn*; 77, 65. 84, 16 *Ihrn*; 91, 53 *dEingebenn*. — 18, 41 *wünſcht*; 37, 13 *trinckt*; 38, 13 *Probiert*; 55, 1. 3 *pffeifft : greifft*; 66, 9 *trawrt*, 55 *gwarnt*; 74, 19 *herrſcht*; 78, 22 *wohnt*; 83, 35 *macht*; 86, 36. 44. 63. 87, 1. 88, 7 *herrſcht*; 91, 70 *wohnt*. — 26, 23 *Bleibſt*; 43, 7 *zeugſt*; 51, 1 *Begerſtu*; 57, 26 *ſuchſt*. — 46, 2 *Reutr*; 88, 77 *Waſſr*; 89, 21 *laidr*. — 52, 42 *zreiſſen*. — 68, 24 *ichs*; 84, 33 *dies*; 89, 20 *Wies*. — 89, 35. 91, 1 *vnſre*. — dagegen 5, 4 *gefolget*; 14, 12 *Verzehret*; 15, 32 *hoffet*; 21, 4 *Gepflanzet*; 23, 3 *bleibet*; 31, 9 *verlieret*; 32, 20 *verdienet*; 33, 27 *bſitzet*; 34, 9 *gnennet*; 36, 33 f *lebet : auffleget*; 41, 21 f *erſchleget : pfleget*; 42, 23 *hilffet*; 54, 28 *ſaget*; 64, 24 *verſuchet*; 72, 6 *ſcheinet*; 74, 6 *gſetzet*; 77, 41 *ſaget*; 80, 29 f *ſchaffet : verſchlaffet*; 86, 27 *folget*; 88, 11 *verwüret*; 90, 10 *gſtifftet*. — 12, 12 *deines*; 18, 36 *ſchwaches*; 48, 4 *Glückes*; 75, 43 *Welches*; 91, 90 *Glückes*. — 14, 52 *Bußen*; 58, 28 *Peitſchen*. — 35, 31 *lährem*, 32 *altem*. — 44, 2 *ſchenken*. — 29, 20 *ärmeſt*; 76, 37 *ärgiſt* (wie 78, 16 *euſſeriſt*); 85, 7. 33 *witzigeſt*, 9 *ſchädlicheſt*, 47 *nutzlicheſt*. — 50, 15 *thun es*; 70, 49 *ich es*; 85, 59 *es thut*; 86, 15 *ich es*.

6, 14 sprich *lieb*; 11, 33 *gschehen*; 15, 11 *sorgfeltig*; 19, 56 *Teutsch*, 63 *jhr*, 67 *khrid*; 21, 10 *ein*, 36 *Vollkommen*; 22, 12 *allzeit* (wie 23, 5 uö.); 29, 28 *Menſchlich*; 34, 9 *gröſt*; 38, 31 *gröſſer*; 44, 28 *zeitlich*; 47, 28 *gſegn*; 48, 5. 20 *jhm*; ebenso 49, 13; 50, 7 *edel*; 53, 1 *vernünfftig*; 57, 10 *wuer*; 63, 17 *gröſt*; 66, 32 *einch*; 75, 48 *ein*; 76, 55 *all*; 80, 25 *bleib*; 81, 16 *Feld*; 82, 22 *Sclav*; 86, 49 *Teutsch*; 88, 67 *eygen*; 89, 17 *Deutſch*; 92, 62 *höchſt*. — dagegen 15, 26 *dritte*; 17, 14 *Freunde*; 28, 20 *alle*; 33, 25 *fünffte*; 46, 19 *feine*; 46, 38. 77, 85 *gu[t]te*; 50, 27 *ſtarke*; 77, 34 *rechte*.

6, 66 sprich *drinn*; 8, 15 *drauff*; 16, 26. 34, 12 *dran*; 21, 27. 78, 11. 83, 52 *drumb*. — dagegen 50, 21. 75, 66. 92, 47 *darumb*; 66, 51 *daran*; 90, 57 *darinn*; 91, 26 *darauß*.

3, 24. 23, 2. 36, 16 sprich *z'jhrem*; 9, 18. 59, 3 *z'allen*; 24, 2 *zHoff*; 26, 3 *zTodt*; 35, 17 *zloben*, 33 *zſammen*; 40, 12 *zthun*; *zlaſſen*; 57, 35 *zruck*; 73, 17 *z'aller*, 29 *zmachen*; 82, 2 *zſein*; 88, 8 *zbawen*.

So gewaltsam es ferner uns scheinen mag, es muss nach analogie des *vribel* (46, 6) oder *fridt* (76, 47) die präfixsilbe *ver* an einigen stellen verschleift werden: 16, 22 *v' ſchmächten*; 23, 19 *v' langen*; 28, 5 *v' ſieneſt*; 57, 33 *v' ſtehen*. es ist übrigens diese verstümmelung nicht ärger als die des *bis* 58, 8.

4, 37 sprich *drechte* (wie 45, 17 *dAchßlen*; 73, 26 *dBrust*; 87, 28 *dEhe*; 22, 30 *dferrn*; 22, 7 *dFrantzösen*; 67, 8 *dGfahr*; 19, 52 *dGriechiſch*; 3, 47 *dHende*; 57, 35 *dKrebs*; 6, 73 *dLieb*; 22, 8 *dMaidlein*; 29, 13 *dNatur*, 3, 1 *dRaiß*; 19, 53 *dSingkunst*; 7, 23 *dSchuelen*; 88, 91 *dSchrifft*; 46, 26 *dSporn*; 66, 56 *dStraff*; 75, 11 *dVernunfft*, 3, 1 *dWelt* und viele beispiele mehr); ebenso 10, 14 *DLieb*; 19, 61 *dletzte*; 21, 3 *dNatur*, 26 *dſchon*; 23, 2 *dWelt*; 26, 32 *dgröſte*; 30, 7 *dhöchſte*; 56, 56 *dHöll*; 78, 30 *dwunder*. — 16, 10 sprich *vmbs* (wie 15, 25. 40. 17, 3. 15; 23, 8. 32, 11. 38, 47. 65, 7. 81, 33). 90, 46 *weiters*. — 84, 38 *Im*. — dagegen 16, 51 *wider den*; 64, 14 *in dem* (?).

Analog dem früher über die laute *u*[*h*]*e* und *ü*[*h*]*e* gesagten, ist festzustellen: sprich e i n s i l b i g 4, 29. 37, 41 *gehe*; 5, 47. 32, 49. 37, 21. 66, 57 *gehet*; 8, 29. 17, 4. 31, 30. 57, 34 *gehen*; 6, 75. 17, 3. 24, 16. 36, 26. 37, 28. 47, 10. 56, 29. 79, 13. 87, 26. 28. 88, 20 *ehe*; 38, 57. 44, 39. 48, 11 *ſtehet*; 45, 25 *ſtehen*; 66, 19 *wehe*; 46, 22 *wehe* : *Ehe*; 3, 8 *Ziehet*; 42, 36 *ſliehen*; 25, 22. 32, 42. 49, 26. 69, 17. 92, 13 *Frawe*; 5, 52 *Frawen*; 41, 21. 59, 19 *Schawer*; 45, 17. 54, 34. 73, 7 *ſchawen*; 78, 12 *ſchawet*; 46, 10 f *brawen* : *trawen*; 50, 21 f *Bawer* : *ſawer*; 59, 29 *trawen*; 70, 11 *trawern*; 71, 13 *blawes*; 29, 5 *Freyen*; 91, 94 *Weiher*; 3, 20 *Fewer*; 43, 10 *Fewers*; 23, 9 *newe*; 23, 12. 27 *newem*; 23, 10; 85, 37 *newes*; 24, 7 *rewe*; 53, 8. 81, 35 *ewer*; 53, 16 *ewrem*; 53, 19. 87, 54 *Löwen* (so wird noch bei Gryphius, Leo Arm. I 107 f *löuen*: *dreuen* gedruckt); 50, 28 *ſäen*; 55, 8 *ſäeſt*; 59, 16; 68, 23 *ſäet*. — z w e i s i l b i g lis 12, 23 *anfahen*; 6, 3 *zehenden*; 22, 49. 34, 27 *auffſtehen*; 37, 13 *auffſtehet*; 39, 8 *verſtehen*; 89, 40 *verſtehe*; 62, 6 *Außſtehe*; 23, 23 *angehen*; 50, 27 *Vihemagdt*; 23, 13. 44, 32. 77, 42 *Junckfrawen*; 71, 31 *zuſchawen*; 87, 40 *Moldawe*; 30, 36 *Scheyeren*; 10, 2. 15, 51 *vntrewe*; 15, 16 *getrewe*; 6, 19 *geſträet*; 59, 18 *verſträet* — d r e i s i l b i g 70, 29 *vnterſtehen*; 88, 42 *zuuerſtehen*; 77, 61 *Frawenzimmer*; 54, 14 *Abendthewer*. — dagegen ist 41, 5 f im reim (wie überhaupt die reime oft eine ausnahmestellung einnehmen) *hewer* : *Stewer* zweisilbig zu lesen; ebenso 68, 21 *ewern*.

Über diese anscheinend trocknen zusammenstellungen kann man nur dann ein urteil gewinnen, wenn man die entsagung übt, sie buchstaben für buchstaben durchzuarbeiten, genau so wie sie entstanden sind. und auch dann, glaub ich, wird noch mancher skeptisch sein, ob solch ein exacter leseversuch an einem dichter des ausgehenden 16 jhs. gelingen könne. dem zweifler aber gebe ich zu erwägen, dass hier an den gedichten Hocks ja nicht beliebige, vom geschmack oder ungeschmack eingegebene nivellierungen vorgenommen sind, wie sie Ramler oder Voss liebten, sondern dass sich gruppenweise immer die gleichen erscheinungen ungezwungen einstellten und — was doch auch nicht aufser acht zu lassen ist — dass diese beobachtungen von einem grofsen kreise oppositionslustiger jünger unsrer wissenschaft einen ganzen winter hindurch in stets erneuten einzeluntersuchungen geprüft und endlich rückhaltlos für richtig erkannt sind. soll ich ganz populär zusammenfassen, wie ich mir etwa das verhältnis der gedruckten Höckischen verse zu ihrem würklich gesprochnen wortlaut vorstelle, so kann das durch folgende fassung der ersten strophe von Goethes 'Heidenröslein' geschehen:

Sah ein Knabe ein Röslein ſtehn,
Röſelein auf der Heiden,
War ſo jung und morgen ſchön,
Lief ſchnell es nahe zu ſehen,
Sah's mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heide.

schreibt ein sorgloser dichter in dieser weise seine lieder hin, oder entstellt sie ihm ein abschreiber oder setzer, so ist es ganz wol möglich, dass der autor, zumal wenn ihm eine melodie im ohre klingt, über die fehler ruhig hinliest. prüfe doch jeder sich selbst! wie viele entgleisungen hat er denn beim ersten schnellen lesen jener strophe des 'Heidenrösleins' gespürt? und nun kommt bei Höck ja noch hinzu, dass er kein normiertes schriftdeutsch schreibt, sondern sich im lautstand und der wortwahl als Pfälzer ausweist, seine gedichte aber einem — zunächst einmal ganz allgemein gesprochen — ostdeutschen setzer anvertraut.

Aber wir sind in der beurteilung der gedichte noch lange nicht am ziele. eine ganze reihe von versen ist so verderbt, dass uns hier, wie bei der herausgabe eines antiken dichters, die befugnis zustehen muss, conjecturen zu wagen. von solchen vermutungen, durch die in manche stellen überhaupt erst eine vernünftige deutung kommt, teile ich hier eine reihe mit: 3, 63 möchte ich lesen *der küß euchs punt*, dh. der kann euch den hosenbund (euphemistisch) küssen. — 4, 6 muss zwischen *meinst* und *ſich* die conjunction *daß* eingefügt werden. — 4, 22 dürfte statt *Mit* richtiger *Nit* zu lesen sein, denn der sinn ist: man kann das gute nicht so oft lehren und das böse nicht so oft erleiden wie

es nötig ist, damit andre daraus lernen. — 5, 5 muss man *jedem* verbessern in *jenem*. — 5, 9 ist das erste *wol* zu streichen. — 5, 26 vermut ich, dass nach analogie von 10, 17; 37, 32; 48, 28 und verwanten stellen zu lesen ist: *Die Gartengſellſchaff vnd jhr wunder weſen*. — 5, 32 lis *Den* statt *Der*. — 5, 33 muss man vor *alte* ein einsilbiges wort, etwa *gar* ergänzen, wie solche flickwörter im druck des 'Blumenfeldts' mehrfach fehlen. — 5, 37 dürfte sich das wort *Spitzn* widerrechtlich eingeschlichen haben; doch weifs ich den fall nicht recht zu erklären. — 5, 55 ist nach *mich* vielleicht das wort *vnd* ausgefallen. — 6, 15 ist entweder *mich* vor *het* zu ergänzen oder *ertrencket* zu lesen. — 6, 37 streiche *also*. — 6, 80 muss *der* gestrichen werden. — 8, 9 wird *mehr* nach *nimmer* zu ergänzen sein. — 11, 2 ist nach dem sprachgebrauch des dichters der artikel *dem* ganz wegzulassen; vgl. 16, 11 *mit Munde*; 35, 6 *nach eſſen*; 75, 41 *Mit Menſchen geſchlecht*; 80, 20 *Vor Offen*. — 11, 24 ergänze *ich* nach *gleich*. — vielleicht dass 11, 31 *nur*, 11, 33 *eim* zu tilgen ist; doch scheint die ganze strophe verderbt. — 12, 10 die sinnlosen worte *feins all* müssen durch conjectur beseitigt werden. wenn ich mir die schriftzüge des ausgehenden 16 jhs. vergegenwärtige, so ergibt sich mir als nächstliegende lesart *fein hail*; und damit wäre zugleich sinn und reim hergestellt. — 14, 24 ist zu lesen: *biß das ich gmaldt*. — 14, 45 ergibt das *leyder* gerade das gegenteil des vom dichter gewollten sinnes; ich möchte daher lieber das verstärkende *leyden* einsetzen = wahrlich, bei dem leiden unsres herrn. — die verse 14, 54 f geben keinen anstofs, wenn man, wie ich vorgeschlagen, das *wer ich* zu *werch* zusammenwachsen lässt. wem diese synaloephe bedenklich erscheint, kann auch durch umstellung der beiden reimworte helfen: *Vnd dacht wer ich ein Knäblein frumb, Vnd leg in meiner Wiegn widrumb*. — 15, 29 fehlt nach *künd* ein flickwort, etwa *auch*. — 15, 51 abgesehen davon, dass Höck die schreibung mit *dt* fast nur nach langem vokal anwendet (*schadt*, *Todt*, *radten* usw.), gibt das wort *schüdt* (substantivum? unratplatz?) keinen rechten sinn. die schwierigkeit schwindet, wenn man die conjectur *schnedt* (schnöde) gelten lässt. — 16, 25 nach *wünſchen* fehlt ein einsilbiges wort, etwa *vns*. — 16, 57 vor *dort* wird *vnd* zu ergänzen sein. — 17, 37 fehlt wol nach *noch* irgend ein flickwort, etwa *auch*; ebenso 18, 28 nach *vnd*. — 19, 8 wird nur dann der erforderliche dreitacter, wenn man list: *Wenns nur jhr eygen Sprachen*. — 19, 11 ist das wort *nit* als ganz widersinnig zu streichen. — 19, 13 fehlt eine silbe, etwa *auch* nach *Reimen*. — 19, 23 *ſie* ist natürlich zu streichen. — 19, 42 muss das reimwort statt *gleine* lauten *gleime*, gelîme = fest zusammenhaltend. — 22, 3 lis *Den* statt *Denn*. — 22, 17 lis *Herbrinnet*, eine verbessrung, die doch wahrlich auf der hand ligt. — 25, 25 lis *Conterfeyt*. — 26, 23 ist statt *fernden* des reimes wegen *ferten* zu conjicieren, wie 90, 22. — 28, 5 statt

verſinneſt lis *v' ſieneſt.* — 31, 25 muss nach *Lauberherren* ein flickwort, etwa *auch,* fehlen. — 31, 26 ist nach *gweſt* zu ergänzen *die.* — 31, 31 muss man lesen *In Summ,* wie 15, 1; 34, 35; 38, 49; 75, 65. — 32, 19 ist *haltet* zu verbessern in *huldet* (vgl. 29, 5). — 33, 10 ist *Râth* nach *Klöſter* einzuschieben. — 34, 4 ist die form *künnen* in *künden* (vgl. 16, 29) zu ändern. — 35, 19 der verderbte vers ist vielleicht durch umstellung wider herzurichten: *Darinn ſie ſich bekehren mögn.* — 36, 26 ist zwischen *wolluſt* und *büſſen* ein wort wie *mögen* einzufügen. — 38, 57 lis *ödt* statt *odt.* — 39, 10 lis *befüdern* (Schmeller 1 753). — 40, 17 lis *Tartern,* davor ergänze *nach.* — 41, 1 fehlt wider ein flickwort, etwa *gar* zwischen *nit* und *ein.* — 43, 11 lis *Örter.* — 43, 15 ist nach *Ja* wahrscheinlich *du* einzufügen. — 43, 23 *Land vnd Leuten?* — 44, 16 scheint zu lesen zu sein: *des dings.* — 44, 17 ist *an* einzufügen nach *dAchßlen,* 18 *nit* nach *jhms.* — 44, 29 lis *krönet* statt *könnet,* denn die stelle wird zurückgehn auf psalm 5, 13: *Denn du, Herr, ſegneſt die Gerechten; du kröneſt ſie mit Gnade, wie mit einem Schilde.* — 46, 1 ist *vnd* nach *Larma* zu ergänzen. — 46, 23 ist doch wol *Antregſt* zu lesen. — 46, 34 *nit zu lang?* — 47, 20 das wort *bandirt* ist auszuscheiden; es ist eine in den text geratene randbemerkung, wie in cap. 38 die lateinischen verse, oder wie am schluss von cap. 45 das wort *Galänen* (nicht *Gälanen*). — 49, 17 hat man *befüdern* zu lesen (Schmeller 1 753). — 50, 31 dürfte *fang* statt *ſang* eine plausible vermutung sein. — 51, 34 lis *vom* statt *vorn.* — 51, 43 ist vielleicht *Doch* statt *Da* zu setzen. — 51, 45 muss *zwo Seel* statt *ein Seel* ein fehler sein. der ganze zusammenhang beweist es, und von faustischen zwei seelen in einer brust ist natürlich keine rede. — 52, 38 ergibt sich die verbessrung von selbst: statt *zum maiſten* ist *zum minſten* zu lesen. — 52, 45 lis *ſterk* statt *ſtark.* — 52, 47 ist nach *hoch* vielleicht *könn* einzufügen. — 53, 7 muss nach *Wirtſchafft* ein wort, etwa *Ordnung,* ausgefallen sein; sodann ist das unsinnige *Panien* in *Peinen* (= bienen, vgl. 62, 37) zu verbessern. — 53, 37 lis *vnderſcheiden.* — 55, 33 ist doch wol *des* statt *das* anzusetzen. — 56, 42 ist das sinnlose *Brauch* in *Bauch* zu corrigieren. — in die verse 57, 13f vermag ich nur dann sinn hineinzubringen, wenn ich lese: *Noch* (= dennoch) *luſt mich ſo vermeſſen Nach ergr intreffen* (vgl. 82, 45). — 58, 1 ist statt *heut* zu lesen *heunt,* wie 87, 75. — 58, 18 lis *löſchts.* — 58, 25 lis *Kabzan* (= kappzaum). — um den vers 58, 35 auf die ihm gebührende zahl der tacte zu bringen und um ihm überhaupt einen in den zusammenhang passenden sinn zu geben, bedarf es schon eines zusatzes; ich möchte lesen: *Wirdts morgen wenger, eyl mit weyl.* der gedanke ligt Höck nahe, vgl. 61, 22. — 59, 17 fehlt ein einsilbiges flickwort, etwa *auch* nach *merck.* — 64, 21 muss wol lauten: *Da ſach ich doch.* — 65, 34 muss man, genau wie 85, 68 und 89, 14 statt des sinn und rhyth-

mus störenden adjectivs *fürwitziges* richtiger *fürwitzs* lesen, als genitiv von *fürwitz*, den Höck nach dem vorgang des 'Teuerdank' ebenso personificiert wie 59, 6 den unfall. — 65, 23 ist das compositum aufzulösen: '*Ein vnd Auß' ſpilln.* — 66, 10 ist *vnd* nach *Mond* einzufügen. — 67, 35 scheint ein adjectiv zu fehlen, etwa *die ſchlimmen ſachen.* — ist 68, 1 nach *vnd* vielleicht *auch* zu ergänzen? oder *trew* nach *ich?* — 69, 13 dürfte statt *Gott gab* wol zu lesen sein *Gott geb.* — 70, 1 ist zu lesen *gedencken*, wie 1, 20; die ersten strophen enthalten ja lauter infinitive; auch durfte der herausgeber das *spatziereren* (70, 13) getrost in *spatzieren* verbessern. — 72, 17 vielleicht *auf dieſer Erden.* — 75, 7 *es* statt *er?* — 75, 80 doch *gebs* statt *gebts.* — 76, 37 ist *lehen* druckfehler für *legen.* — 76, 43 ist *Hertzklopffen* éin wort; 45 wird *all* oder *ſein* gestrichen werden müssen. — 77, 8 nach *Sein* muss ein einsilbiges wort, etwa *gross* ausgefallen sein. — 77, 14 statt *dem* lis *der.* — 77, 34 muss *Vellis* druckfehler für *Vlies* sein. — 77, 73 möchte ich statt *jhm ſein* vermuten: *jm ſchein* (wie 82, 8). — wie das sinnlose *Thier* 78, 14 zu verbessern ist, wird später in anderm zusammenhang klar. — 78, 17 statt *Hiemit* lis *Hient.* — 79, 16 dürfte *nur* nach *wirdt* zu ergänzen sein. — 81, 21 muss man *euch* nach *ziecht* einfügen. — 81, 34 wahrscheinlich *euch* statt *auch.* — 81, 40 muss ein flickwort fehlen, vielleicht *auch* nach *vnd*, ebenso wie 82, 48 nach *noch.* — in die ganz verderbte erste hälfte von 83, 26 weifs ich nur sinn zu bringen, wenn ich lese: *Sols einn nit taurn.* — sollte 84, 5 *Pand* statt *Pfandt* zu lesen sein, im hinblick auf den hosenbandorden? — 84, 35 doch wol *mit den Augen.* — 84, 45 *glaubt.* — 84, 46 ist *gröſſerers* druckfehler für *gröſſers.* — 86, 12 lis *Den* statt *Denn.* — 86, 59 fehlt irgend ein einsilbiges flickwort. — 87, 5 lis *Babiloniern.* — 87, 18 lis *bſtaldt* statt *bſteldt.* — 88, 60 fehlt am schluss das reimwort *den.* — 88, 94 ist ohne zweifel *troffen* statt *treffen* zu lesen. — 89, 29 wird *auch* nach *Sondern* einzufügen sein. — 90, 52 muss man *euch* nach *ich* ergänzen. — 91, 22 ist wahrscheinlich *anerkendt* zu lesen. — 92, 47 wird *ſolch* nach *vnd* einzufügen sein; ebenso wie 92, 58 *auch* nach *ſie;* 63 *vns* nach *er;* 71 *vnd* nach *noch.*

Von solchen erwägungen, wie sich wol der gedruckte wortlaut der gedichte zu dem gesprochnen verhalte, und wie beglaubigt der text in allen einzelheiten sei, hat sich K. vorsichtig ferngehalten. trotz alledem wagt er es, auf s. LVI seiner einleitung dem ahnungslosen leser aufzubinden, es sei ein characteristicum Theobald Höcks, dass er *zuthail : all, Künſten : maiſten, geduldet : haltet, ſtreiten : mitten, heut : Feindt* usw. reime. K. nennt das 'bedenkliche reime' und meint, dass sie 'auch für die schwer bestimmbare mda. des in Böhmen lebenden, viel herumgekommnen Pfälzers in betracht kommen'. nein! das sind überhaupt keine reime, sondern druckfehler; und 'bedenklich' ist bei der ganzen

sache nur, dass der herausgeber das nicht erkannt hat. die ganze 'auswahl' der reime bei K. ist überhaupt von peinlicher unzuverlässigkeit, weil die mehrzahl der citate gar nicht stimmt; die reimpaare zählt er bisweilen nach dem ersten, bisweilen nach dem letzten vers, und das zeichen *V.* bedeutet bei ihm abwechselnd 'vers' und 'strophe'. für die feststellung des dialektes, den der dichter gesprochen, haben wir gottlob noch mittel genug; und ich glaube oben in den weitläufigen verzeichnissen von reimen, conjecturen usw. beweise in fülle erbracht zu haben, dass er ganz deutlich in Pfälzer idiom geredet hat. dass K. eine solche untersuchung beiseite gelassen hat, ist nur zu preisen. denn das einzige mal, wo er eine sprachliche deutung unternimmt und s. XLI, z. 5 v. u. das wort *Gerhaben* (cap. 28, 21) ganz lustig als 'gernhaber' erklärt, passiert ihm gleich eine entgleisung. oder soll diese interpretation ein witz sein und spielt K. den wider auferstandnen Abraham a SClara, der allerdings einmal in 'Judas der Erzschelm' sagt: '*Du Gerhab oder Gernhab, wann du dich mit den kleinen Pupillen hast groß gemacht*' usw.?

Nach allem bisher gesagten ist es klar, was man von einer ausgabe des 'Schönen Blumenfeldts' fordern muss. es ist natürlich nicht meine meinung, dass man sämtliche von mir aufgezählten apokopen, synkopen usw. dem dichter in den text hineincorrigieren solle; man soll sie sprechen, wenn auch nicht drucken. wohl aber hätte man den wortlaut, ehe man reimstudien oder andre untersuchungen anstellte, von den zufälligen beschädigungen durch druckfehler befreien müssen. ich kann allerdings nicht leugnen, dass in diesem einen falle ein paralleldruck sehr lehrreich gewesen wäre: links der text, wie ihn der schlechte druck von 1601 bietet, rechts die philologisch bearbeitete fassung, die uns buchstabeugetreu zeigt, wie die verse gesprochen sein müssen. erst aus solcher gegenüberstellung wird nämlich klar, worin der 'reformversuch' Höcks besteht. trägt man sich nämlich die sämtlichen von mir zusammengestellten verbesserungen in das exemplar ein und list nun laut, so merkt man mit staunen, was das druckbild nie verrät, dass Höck zu den ersten dichtern gehört, die am ende des 16 jhs. für strophische gedichte reine jamben anwenden möchten. es gelingt ihm noch recht schwer; er muss sehr viele accentversetzungen sich gestatten und alle dialektischen freiheiten in anspruch nehmen. aber die absicht ist unverkennbar. wenn ich die für mich bis heute unheilbaren verse 5, 49. 6, 4. 8. 25. 44, 27. 30. 35. 46, 36. 47, 11. 53, 11 f. 35 f. 77, 31. 80, 3. 15. 85, 48. 88, 54. 89, 15. 91, 71. 85 f. 92, 35 ausnehme, die man nur mit unerlaubter willkür einrenken könnte, so enthält das ganze buch nur jambische strophen. danach ist der zweite absatz bei K. s. LIII zu berichtigen. wenn man etwas tiefer in den sprachgebrauch Höcks eindringt, als es K. gelungen ist, so ist von einer 'bewusten regelung' sehr wohl etwas zu 'vermerken'. ja, man

kann sogar noch viel weiter gelangen, als mir hier der raum zu gehn gestattet. beachtet man, wie sich die verschiedenen kürzungen und dehnungen der einzelnen wörter sehr ungleich über die capitel verteilen, so kann man aus dieser feststellung sogar eine chronologie der gedichte ableiten und wird — wie ich hier nur flüchtig andeuten will — bald finden, dass Höck in seinen zuletzt entstandnen dichtungen (die die sammlung eröffnen und schliefsen) viel nachlässiger ist, als in den frühern.

Mit den textkritischen erwägungen hängt nun auch eng die frage nach dem verleger und drucker des 'Blumenfeldts' zusammen. es wäre ja möglich, dass der mann sich eingriffe in die gedichte Höcks erlaubt, ihnen etwas von seinem dialekt aufgeprägt oder ihnen zusätze und dgl. gegeben hätte. da entscheidet sich nun K. s. x nach kurzer erwägung und gestützt auf ein gutachten des herrn dr Hippe in Breslau dahin, dass der verleger vermutlich ein Prager gewesen sei. ich kann mich dieser ansicht nicht anschliefsen und halte es überhaupt für angebracht, über ein solches problem nicht einen bibliothekar des 19 jhs., sondern Theobald Höck selbst zu befragen. und da bin ich zu diesen beobachtungen gelangt:

1) Höck braucht stets das deminutivsuffix *-lein* (*Liedlein, Kindlein, Knäblein* usw.) bezw. *-el* (*Scarnitzel, Türel, Körbel* usw.). nur zweimal, und zwar in überschriften zu den gedichten 46 und 72 begegnet uns das suffix *-chen: Neärelgen* (so ist statt *Näerelgen* zu lesen; Neaera ist der bekannte frauenname, zb. Horaz Carm. III 14, 21) und *Epschen.* daraus ergibt sich die gröste wahrscheinlichkeit, dass die beiden überschriften wie auch noch andre überhaupt nicht von Höck herrühren. diese untersuchung ganz durchzuführen, ist hier nicht der ort. in unserm falle würde *Eppes* mit dem suffix *chen* am ersten noch in dem teile Schlesiens zu suchen sein, der Sachsen möglichst benachbart ist.

2) Auf Ostmitteldeutschland dürfte auch eine zweite erscheinung deuten, die wol gleichfalls erst durch den drucker in die gedichte gekommen sein wird: nämlich der brauch, die assimilierung eines auslautenden *m* und *n* an den anlautenden dental, labial und guttural des folgenden wortes auch durch das druckbild zu bezeichnen (vgl. über die verbreitung der erscheinung Baesecke Die sprache der Opitzischen gedichtsammlungen von 1624 und 1625, Gött. diss. 1899, s. 31): a) *m* > *n* vor dental und vocal: 15, 43 *nebn ein Narren*; 6, 28 *in Laberinthe*; 11, 31 *ein leyden*; [titelblatt *Bermeorgiſſchen Secretarien*;] 59, 29 *wenst*; 18, 7 *von ſolchen ſchaden*; 70, 25 *Ihn zritten*; 12, 7 *ein andern*; 16, 6 *von gantzen Hertzen.* die worte 66, 38 *Kein Wunderzaichen* können plural sein. b) *n* > *m* vor labial: 5, 28 *Wendt vmb mut*; 30, 3 *dem Menſchen* (muss wegen des folgenden *jhr* plural sein); 35, 12 *Wurem weiß*; 64, 16 *vmbkhandt.* c) *m* > *n* (in wahrheit *ŋ*) vor *g*: 7, 18 *in mein Gwiſſen*; 46, 17 *meinb gesell*

(hier sieht man an der schreibung *meinb* die ratlosigkeit des schreibers oder setzers; *gesełt* ist natürlich druckfehler).

3) Es scheint K. gar nicht aufgefallen zu sein, dass mehrere gedichte Höcks mit einer strophe enden, die formal nicht zu dem betreffenden liede gehört, sondern wahrscheinlich von wer weifs wem darangefügt ist, schwerlich von dem dichter selbst. ich habe die capitel 11. 17. 34. 38. 46 im auge, bei dem letzten die beiden schlussstrophen[1]. diese zusätze zeichnen sich noch dadurch aus, dass sie der erklärung aufserordentliche schwierigkeiten bereiten; und ich muss gestehn, dass hier meine interpretationsversuche stellenweise gescheitert sind. in die gleiche gruppe solcher zusatzstrophen gehört nun auch der eingang von cap. 65. K. meint hier eine verbessrung angebracht zu haben, indem er diesem liede eine besondere nummer gab. er hätte nur getrost seiner vorlage folgen sollen. 64 und 65 bilden nämlich trotz dem wechselnden rhythmus zusammen ein ganzes; der zweite teil ist die antwort auf den ersten. die strophe aber, die K. leichtsinnig genug als die ersten vier verse von cap. 65 mitgezählt hat, gehört, wie schon das versmafs zeigt, gar nicht in das stück hinein, sondern wird als gesprochenes intermezzo zwischen zwei gesungnen liedern aufzufassen sein. und wider scheint dieser zusatz wie manche überschriften gar nicht von Höck herzurühren; das wort *Prack*[2] deutet abermals auf Schlesien oder Sachsen hin.

4) Die form *eim* ist in der regel contrahiert aus *einem*. an zwei stellen aher (56, 44 und 59, 7) kann *eim* nur für den dat. sg. des personalpronomens, also *ihm*, stehn. diese form aber kann von dem Pfälzer Höck nach seinem ganzen übrigen sprachgebrauch nicht geschrieben worden sein; die muss ihm einer in den text eingeschwärzt haben. vermutlich wird auch das in der offizin des druckers geschehen sein. *eim* für *ihm* aber ist, wie mich Ferdinand Wrede belehrt, schlesisch, genauer mittelschlesisch. die grenzen seines bereichs sind heute diese: im norden werden Trebschen und Rothenburg nicht mehr mit eingeschlossen, gegen w. ist der Bober von Naumburg bis Sprottau scheide, gegen sw. und s. werden von der grenze Primkenau und Lüben noch ein-, Parchwitz, Neumarkt, Breslau, Hundsfeld, Festenburg soeben ausgeschlossen.

Nach diesen vier gruppen von beobachtungen, die sich vermutlich noch vermehren lassen, unterligt es wol keinem zweifel, dass wir den drucker des 'Blumenfeldts' durchaus nicht in Böhmen, sondern in Schlesien zu suchen haben und dass die schlussbemerkung *Gedruckt zur Lignitz* ganz ernst gemeint ist.

Damit sind wir aber schon aus der blofsen betrachtung des

[1] die zusatzstrophe von cap. 34 möchte ESchröder sehr ansprechend für die inschrift aus einem rathause halten, die möglicherweise noch heute nachzuweisen ist. [2] das wort *Prack* 5, 38 scheint mir nur auf einem lesefehler des setzers zu beruhen, sodass es statt *aller Prack kumeter* vielmehr *aller Pracktik mutter* heifsen müste.

textes in die einleitung hineingeraten und müssen uns auch diesen teil der leistung Kochs ansehen. vielleicht dass wir hier günstiger urteilen können.

K. tut sich etwas darauf zugute, dem dichter seine richtige namensform widergegeben zu haben, *Hock* statt *Höck*. ihm selbst ist diese berichtigung offenbar erst spät aufgegangen; so lange er am text druckte, hat er die bogen noch immer bezeichnen lassen mit der namenform *Höck*, selbst noch s. 129. ist nun *Hock* würklich die richtigere lesung? ich glaube nicht. allerdings in der mehrzahl der fälle nennt sich und wird der dichter *Hock* genannt; aber das geschieht immer erst seit seiner übersiedlung nach Böhmen, wo man ihm seinen namen mag umgestaltet haben, gerade so wie es Göschen in England ergangen ist. ausschlaggebend scheint mir vielmehr das titelblatt der einzigen gedichtsammlung Höcks, wo der dichter seinen namen anagrammatisch verändert. hätte er sich würklich *Hock* gesprochen, so würde er seinen namen etwa in *Koch* oder dgl. umgestaltet haben; er anagraphiert ihn aber zu *Öckh*. das sagt genug [1].

Die biographie Höcks, wie wir ihn nur getrost weiter nennen mögen, ist relativ der beste teil von Kochs arbeit. aber das will noch nicht viel sagen. nachlässig genug ist sie noch immer. gleich der erste satz ist so recht bezeichnend: 'Theobald Hock ist nach seiner eignen angabe im 6 gedichte am sonntag den 10 august 1573 geboren, aber das sprichwörtliche glück der sonntagskinder hat ihm nicht standgehalten'. ja, allerdings, von diesem 'sonntag den 10 august 1573' hat er gesprochen, entweder aus dichtereitelkeit oder um seinem künftigen biographen eine nase zu drehn. der 10 august 1573 war aber nach neuem stil, der für einen protestanten natürlich nicht in frage kommt, ein freitag und nach altem stil ein montag. was nun?

Die quellen zur lebensgeschichte Höcks hat K. vermehrt, was wir dankbar anerkennen. wenn er aber s. XIV anm. 1 im Bernburger (jetzt wol Zerbster) archiv bs.liches material vermutet, so hätte er das wichtigste daraus gedruckt finden können in den Briefen und akten zur geschichte des dreifsigjährigen krieges. München 1870. hier bringt ua. der 1 bd. (die gründung der union 1598—1608, bearb. von Moriz Ritter) s. 590f nr 489 aus-

[1] auf mein befragen schreibt mir ESchröder : 'der eigenname *Höck* kann verschiedener herkunft sein : entweder ist er = *Heck*, und dies = 'Am heck', 'An der heck(e)', wie ja die eigennamen *Bach*, *Berg* usw. für 'Am bach' usw. stehn (der übergang *ę* > *ö* ist derselbe wie in *Schröck*, *löcken* usw.); oder aber er ist = *Hock* und bedeutet den höcker, höker, vorkosthändler. das erstere ist wol das häufigere; im Marburger, Frankfurter, Wiesbadener adressbuch haben wir alle drei : *Heck*, *Höck*, *Hock* neben einander. die namen sind offenbar am Mittelrhein sehr häufig, insbesondre aber *Heck*, *Höck*. wenn die form *Höck* auch nur ein einziges mal zuverlässig bezeugt wäre, so würde sie doch als die mafsgebende zu betrachten und *Hock* eben nur eine graphische variante sein. das anagramm *Öckh* entscheidet unbedingt'.

führliche kunde über Höcks gesantschaft nach Heidelberg im jahre 1607, bei der er auch beziehungen zu Marquard Freher anknüpfte (vgl. die dedicatio zu Frehers ausgabe von Cosmae Pragensis . . . . . Chronicae Bohemorum Libri III. Hanoviae 1607).

Was weiter die meinung K.s s. XXXV anlangt, Peter Wock vRosenberg sei durch einfluss seiner gemahlin zu den Pikkarditen übergetreten, so scheint es doch (nach Balbinus, Miscellanea Historica Regni Bohemiae. dec. I, lib. III pag. 179), als ob er schon vor seiner verheiratung Calvinist geworden sei, veranlasst durch Theodor Beza, 'quem Genevae audierat'. derselbe Balbinus ist auch der gewährsmann für jene beschuldigung Bileks, von der K. s. XXXIII, anm. 1 spricht. Balbinus erzählt s. 193, er habe 1657 als gast auf schloss Trebona gewohnt, das wegen nächtlichen spukes verrufen sei. es gehe dort nämlich nach der aussage vieler ein gespenst um, das irgend eine öffentliche urkunde zu suchen scheine und nicht finden könne. er, Balbinus, selber habe das gerücht bestätigt gefunden und führe zur erklärung der geistererscheinung an: *Quid iſtud ſpectri ſit, divinare non poſſum; ſcio id tantum: Theobaldum Hock, et Wenceslaum Brzezan (quorum ille Familiae Roſenbergicae à Secretis conſilijs diu fuit, hic ab Epiſtolis ſcribendis) cùm falſum quoddam inſtrumentum (ut dicunt) confeciſſent, et fallacibus ſigillis muniviſſent (quo inſtrumento tota Roſenbergicae Domûs haereditas ad Ssvvambergicos, velut ex pacto vetere devolvebatur) jubente Caeſare Rudolfo, velut falſarios (ſunt tamen, qui innocentes fuiſſe ſcripſerint, ac revera pactum ejusmodi interceſſiſſe dicunt) damnatos . . . . . Theobaldus Pragae, ut narrat Carafa carceribus clauſus, omnia pro ejus liberatione moventibus hereticis, magnis motibus poſtea cauſſam dedit.* (die stelle, auf die sich Balbinus bezieht, findet man in 'Caroli Carafa Episcopi Aversani Commentaria de Germania sacra restaurata. Colonia Agripp. 1639. p. 58). übrigens ergibt sich aus der spukgeschichte, dass K. mit seiner vermutung s. XLI recht habe: Höck ist nicht erst nach 1658, sondern vor 1657 gestorben, weil er damals schon als gespenst umging. —

Doch ist es zeit, zu dem wichtigsten teil der K.schen einleitung überzugehn. dass es mit der philologie im engern sinne bei ihm nicht zum besten bestellt sei, haben wir zur genüge gesehen. aber die 'vergleichende litteraturgeschichte' war doch bisher sein liebster tummelplatz; den litterarischen austausch unter den völkern hatte er sich zu besondrem studium erwählt. so dürfen wir denn erwarten, dass er uns über die beziehungen Höcks zu der litteratur fremder nationen sicher belehren wird. wir wollen sehn.

Auf seite XLIII erörtert Koch das verhältnis Höcks zu den Griechen und Römern. da heifst es: 'aus Vergil wird nr 28 [soll heifsen: 38] v. 10 ein citat gegeben'. K. meint damit die worte: *Qui mihi in festis et eras secundis Fidus Achates.* allerdings, der

fidus Achates stammt aus Vergil, zwar wol nicht, wie K. meint, aus Aen. I 188 (*fidus quae tela gerebat Achates*), sondern vielmehr aus VI 158f (*cui fidus Achates it comes*). damit ist aber auch die entlehnung aus Vergil schon zu ende; das weitere ist weder nach form noch inhalt von dort inspiriert, sondern wird durch Horaz Carm. II 10, 13 angeregt sein: *Sperat infestis, metuit secundis.* hier haben wir das gleiche fehlen des wortes *rebus*, den gleichen seltnen gegensatz von *infestis* (so ist zu lesen, nicht, wie K. druckt, *in festis*) und *secundis*. dass Höck diese ode des Horaz würklich gekannt hat, wird später noch durch eine weitere entlehnung bewiesen. überhaupt sind die, vielleicht von Höck selbst herrührenden, mangelhaften lateinischen fragmente, die in das gedicht nr 38 eingelegt sind und die K. bei der numerierung der verse nicht hätte mitzählen dürfen, von Horaz beeinflust. die zeilen *Me dies omnis memorem videbit Si vel nebulis opacum, Me latus mundi teneat, vel igni Perpete flagrans* gehn zurück auf Horaz Carm. I 22, 19f: *Quod latus mundi nebulae malusque Juppiter urguet.*

Auf der gleichen s. XLIII führt K. fort: 'während in nr 52 v. 14 ein vergilscher vers (*gutta cavat lapidem non vi sed semper cadendo*) frei übersetzt ist'. dieser 'vers' ist überhaupt kein vers. K. will uns doch nicht glauben machen, dass Vergil jemals solche haarsträubende metrische schnitzer wie *semper cadendo* sich habe zu schulden kommen lassen. Giordano Bruno hatte 1582 in seinem 'Candelaio' doch wenigstens metrisch richtig gesagt: *Gutta cavat lapidem non vi, sed saepe cadendo.* aber auch er ist nicht der verfasser dieses verses, der sich vielmehr als ein im mittelalter verbreitetes sprichwort erweist und dessen erste hälfte zurückgeht auf Ovid ex Ponto IV 10, 5: *Gutta cavat lapidem, consumitur anulus usu Atteritur pressa vomer aduncus humo.* aus dieser stelle aber ist bei Höck nicht nur nr 52 v. 14 (*ein tropffen Regn durchgrabt ein Felss*) geflossen, sondern auch v. 11ff (*Den Eysenn Pflug, die Erdt gar gnug, Alls rogel gleich vnd Sumpffig, So machts jhn doch gar stumpffig*) und v. 21f (*Durch stetten brauch, hintragn wirdt auch Ein Ring von Stein vnd Eysen*).

Weiter belehrt uns dieselbe s. XLIII: 'aus Senecas Medea wird in nr 57 v. 11 eine wendung benützt'. Koch meint die strophe: *Also Medea sagt, das gut ich spüre, Sieh, merck vnd hör, für gut ichs auch probiere, Noch lust mich so vermessen, Noch ergr in fressen* (vgl. meine verbessrung bei den conjecturen) *Kans nicht vergessen.* es wäre zwar hübsch gewesen, wenn der gelehrte forscher als resultat seiner studien uns das Senecacitat auch mitgeteilt hätte; ist aber doch begreiflich, dass ers unterlassen hat. denn die deutschen verse gehn in wahrheit auf Ovids metamorphosen zurück, wo 7, 19ff Medea sagt: *Sed gravat invitam nova vis, aliudque cupido, Mens aliud suadet. video meliora proboque, deteriora sequor.* Höck hat zwar das einfache *video proboque* zu den functionen aller fünf sinne erweitert:

spüre, sieh, merck, hôr, probiere; dennoch ist der lateinische wortlaut klar zu erkennen, wenn das *probo* naiv durch *probiere*, das *deteriora* durch *erger* widergegeben wird, und vor allem, wenn in der nächsten strophe, wenig zu dem sonstigen inhalt des gedichts passend, das Ovidische *aliudque cupido, mens aliud suadet* seinen nachhall findet in den worten: *Begirdt dich zeucht ..... Vernunfft dich helt.* Höck konnte mit der einfachen einleitung *Also Medea sagt* gar keine andere stelle citieren, als die berühmten lateinischen worte; denn die verse 1078ff aus der 'Medea' des Euripides, an die Ovid sich anlehnt, dürfte er schwerlich gekannt haben.

Kehren wir wider zu unserer s. XLIII zurück. dort heifst es im text weiter: 'in dem gedicht *Venus vnd Mars gehôrn zusammen* (nr 25) ist wol eine anspielung auf den achten gesang der Odyssee enthalten, doch braucht sie ebensowenig wie die erwähnung des bettlers Irus 78 str. 3 und die von Ulysses 6 str. 10 und 29 str. 5 auf vertrautheit mit dem original zu beruhen, von dem Hocks verse über Kirkes rückverwandlung der verzauberten gefährten des Ulysses der tendenz des gedichtes gemäfs abweichen'. immerhin leitet doch Koch, auch wenn er tiefere vertrautheit Höcks mit dem Homer leugnet, die anspielungen auf den Irus (cap. 78 v. 17f: *Hient bistu Croesus eben, Vnd morgen frů der Irus gleich dergegen*) und die Kirke (cap. 29 v. 25—30: *Drumb niembt sich auch verwunder, Das Circe den Thiern eben, Alß sie Ulysses bat widrumb jetzunder, Die Menschlich gstalt wolt geben, Vnd sie nit gwôlt, weil sie das elendt wesen, Gschrôckt, drin sie vor sein gwesen*) aus der Odyssee ab. wie stehts aber in wahrheit? der gegensatz *Croesus — Irus* ist im altertum sprichwörtlich, vgl. Properz III 5, 17, Martial v 39, 8f; Höcks unmittelbares vorbild aber war Ovid Tristia III 7, 41f: *Nempe dat id cuicumque libet fortuna rapitque, Irus et est subito, qui modo Croesus erat.* die Kirkestelle aber geht direct oder indirect zurück auf Plutarchs dialog *Γρύλλος, περὶ τοῦ τὰ ἄλογα λόγῳ χρῆσαι.* darin bittet Odysseus die Kirke, ihm seine gefährten wider in menschen zurückzuverwandeln; sie will dies tun, wenn die gefährten selbst damit einverstanden sind. Gryllos allein widersetzt sich und entwickelt in längrer rede, dass das leben als schwein dem leben als mensch bei weitem vorzuziehn sei. [beiläufig sei bemerkt, dass die worte, die den Irusversen in cap. 78 unmittelbar vorausgehn (*Die Windt vnd sWetter mechtig Die hôchsten Thier vnd Baimb vmbstürtzt so prechtig*), wol von Horaz Carm. II 10, 9—12 angeregt sind: *Saepius ventis agitatur ingens Pinus et celsae graviore casu Decidunt turres feriuntque summos Fulgura montes.* alle einzelheiten finden sich wider: *Baimb = pinus, Windt = ventis, Wetter = fulgura, hôchsten = celsae, vmbstürtzt = decidunt.* dann aber ligt es nahe, für *Thier* zu conjicieren: *Thürn = turres*].

Aber unsere s. XLIII ist unerschöpflich; es heifst weiter bei

Koch: 'alle diese geschichten gehörten ebenso wie die klugheitsregeln Catos (nr 33 und 56 v. 41) schon der mittelalterlichen überliefrung vom altertume an'. diese worte von den 'klugheitsregeln Catos' muss jeder kenner mittelalterlicher litteratur dahin deuten, dass K. behauptet, die beiden citierten gedichte seien abhängig von den Disticha Catonis. ich vermag aber bei Höck nichts von solcher entlehnung zu spüren, und unser gewährsmann bleibt denn auch wider vorsichtig den beweis schuldig. die wahrheit ist, dass beide stellen aus Plutarchs Catobiographie geschöpft sind, und zwar die verse 56, 41 ff direct; sie sind eine widergabe des oft citierten satzes χαλεπὸν μέν ἐστι πρὸς γαστέρα λέγειν ὦτα οὐκ ἔχουσαν. daraus erhellt wol auch zur genüge, dass meine oben mitgeteilte conjectur, man habe *Bauch* statt *Brauch* zu lesen, richtig ist. die andre entlehnung, nämlich die des motivs von cap. 32, ist nur als eine indirecte aufzufassen. bei Plutarch findet sich der erste anstoſs; dort erzählt (editio Didotiana, Vitae 407, 42) Cato, er habe drei dinge in seinem leben zu bereuen gehabt. von diesen drei stücken berührt sich jedoch nur eins mit einer der warnungen bei Theobald Höck (offenbare deinem weib kein geheimnis). das motiv aber von den drei lehren hat sich durch das mittelalter in mannichfachen kreuzungen weiter ausgebildet (vgl. AMussafia WSB., phil.-hist. cl., 64, 597 ff; RKöhler GGA 1871 s. 124 ff). sowol vereinzelt, wie combiniert mit fremden elementen, auch über die dreizahl hinaus vermehrt finden wir die lebensregeln weit verbreitet, bis sie endlich bei Hans Sachs (Bibl. d. litt. ver. 149, s. 52) aus dem munde des sterbenden ritters Sophus schon fast so klingen wie bei Höck. völlig decken sie sich inhaltlich mit seiner fassung in einer hs. der Ambrosiana aus dem 15 jh., ed. Cerioni im Propugnatore 2, 401, nur dass hier die lehren in einem buche gefunden werden. den letzten schritt endlich, mit dem der rundlauf sich schlieſst, tut der Livre du chevalier de la Tour Landry, ed. A. de Montaiglon, Paris 1864. hier gibt Cato die drei lehren seinem sohne Catonnet. aber auch dieses buch dürfte noch immer nicht die directe vorlage Höcks gewesen sein; vielmehr haben wir sie mit höchster wahrscheinlichkeit in jener sehr beliebt gewesenen Egenolphischen sprichwörtersammlung zu sehen, die Goedeke n² 15 citiert: 'Sprichwörter, Schöne Weise Klügredenn' (ich citiere nach der ausgabe von 1552). der anonyme compilator fügt jedem sprichwort eine '*gemeyne Außlegung*' bei, die oft in einer würklichen erklärung, oft in einer reihe von parallelsprüchen, bisweilen auch in beweisenden anekdoten besteht. und so erzählt er denn auch s. 114ᵃ bei gelegenheit des satzes '*Einem weib ſage nichts heymlichs, dann ſie können nicht ſchweigen*' die lange geschichte, die der ritter vom Thurn seinen fünf töchtern vorgetragen habe, um sie vor der schwatzhaftigkeit zu warnen. sie beginnt: *Es iſt geweſen zu Rhom ein alter weiſer man, Cato genant, Diſer hat ſeinen ſon, den jungen*

Catonem, an ſeinem todtbeth zu ſich gefordert, vnd geſagt: 'Lieber ſon, ich lige hie vnd werd ſterben, darumm wil ich dir, als dem der mein gut vnnd ehr erben ſol, drei leer geben. Wo du die halten wirſt, ſo wirt es dir in allen dingen glückſelig ergehn. Für das erſt, ſoltu dich in keines herren dienſt begeben, der dein zu leib vnd gut mechtig ist. Zum andern, wann du ein weib überkompſt, dem ſolt du nichts heymlichs vertrawen, du habest dann zuuor erfaren, daß ſie ſchweigen künde. Dann ob es wol ſeltzam iſt, ſchweigen vnder den weibern, ſo findet mann doch auch weiber die ſchweigen künnen. Zum dritten, ſoltu keinen dieb vom galgen, oder einen andern übelthäter vom tod bitten'.

Ein letztes mal noch kehren wir zu unsrer s. XLIII der K.schen einleitung zurück und finden die aufserordentlich tief dringende bemerkung: 'nr 85 erzählt aus dem kreise der sieben weisen'. der satz ist nicht zu widerlegen. aber wir hätten über nr 85 gern etwas mehr erfahren, denn in diesem interessanten, wenn auch traurig misratnen gedichte erkennen wir einmal die arbeitsweise Höcks und sehen, wie der arme poet sich abquält. auch hier fufst er auf Plutarch, und zwar auf dem anmutigen *Συμπόσιον τῶν ἑπτὰ σοφῶν* (Plut. Moralia rec. GNBernardakis I 375). die zusammenstellung zeigt es klar.

— — —

Der (nämlich Bias) *hat es anderſt weite,*	
Außglegt vnd gſagt darbey,	
Das eldeſt nicht die zeite,	*τί πρεσβύτατον;*
Sondern allein Gott ſey,	*θεός·*
Denn der iſt auch geburen nie,	*ἀγέννητον γάρ ἐστι.*
Das gröſt ſey nicht die Welt allhie,	*τί μέγιστον;*
Sondern das Ort, dWelt helt in jhr	*τόπος· τἆλλα μὲν γὰρ ὁ κόσμος,*
All ding das Ort helt ſie darfür.	*τὸν δὲ κόσμον οὗτος περιέχει.*
Das witzigeſt auff Erden	*τί σοφώτατον;* (hier hat H. die reihenfolge verändert.)
Sey nicht die Warheit klar,	
Sondern die zeit thuts werden,	*χρόνος·*
Dann ſie erfindt fürwar,	*τὰ μὲν γὰρ εὕρηκεν οὗτος ἤδη,*
Allzeit was news, das ſchöneſt ſey	*τὰ δ' εὑρήσει. τί κάλλιστον;*
Nicht sLiecht, ſondern der Welt Gebey,	*κόσμος·*
Dann alls was drin iſt ſchon mit heil,	*πᾶν γὰρ τὸ κατὰ τάξιν*
Das iſt von jhr ein ſtuck vnd theil.	*τούτου μέρος ἐστί.*
Fürs gmaineſt nicht verſtehet	*τί κοινότατον;* [*οὐ μὴν οὐδ' ὁ θάνατος καινότατόν ἐστιν·*
Den Todt, den[n] *gwißlich er*	
Die lebndign an nicht gehet,	*οὐ γάρ ἐστι πρὸς τοὺς ζῶντας.*
Sondern die Hoffnung mehr,	*ἀλλ'*] *ἐλπίς·*
Dann wann verlorn ſeyn alle ding,	*καὶ γὰρ οἷς ἄλλο μηδέν,*
So bleibt die Hoffnung doch ſo ring,	*αὕτη πάρεστι.*
Das nutzlicheſt ſey vberall,	*τί ὠφελιμώτατον;*
Die Tugendt die in manch mal: [?]	*ἀρετή· καὶ γὰρ*
Das Vnnutz Nutz kan machen,	*τἆλλα τῷ χρῆσθαι καλῶς*
Mit jhren rechten brauch	*ὠφέλιμα ποιεῖ.*
Das ſchädlicheſt der ſachen,	*τί βλαβερώτατον;*
Sey nit der Teuffel auch,	
Denn er den frommen ſchadn nit kan,	

Sondern die Baßheit jederman	κακία· καὶ γὰρ
Thut ſchadn allding verderbt ſa ſchwār,	τὰ πλεῖστα βλάπτει παραγενο-
Das gut auch ſelbſt aſt bringt in gſāhr.	μένη.
Das ſterckeſt wir nit künnen	τί ἰσχυρότατον;
Nennen das Glück dieweil	
Sa vnſtet es thut rinnen,	[οὐ γὰρ ἂν μετέπιπτε
Wie Waſſer, Fewr vnd Pfeil,	ῥαδίως αὔτως]
Sandern die nath, recht wie man ſpricht,	ἀνάγκη·
Die noth ſucht Bradt, vnd Eyſen bricht,	μόνον γὰρ ἀνίκητον. κτλ.
Der wolluſt kan nit ſein allein,	
Das leichteſt wie man maint in gmain.	

Aus diesen zusammenstellungen ersieht man nun wol, wie sehr K. unrecht hat mit seiner behauptung (s. XLIII), Höck habe 'besondere gelehrte kenntnisse' nicht aufzuweisen. im gegenteil, wenn K. nicht überall bei aufdeckung antiker einflüsse an die unrechten stellen getappt hätte, so wäre er wol zu anderm resultat gelangt. immerhin aber ist er doch noch der ansicht, die reminiscenzen an die antike seien 'viel zahlreicher' (s. XLIII) als die biblischen anklänge. auch das ist falsch und am schnellsten zu widerlegen, wenn ich, auch ohne den wortlaut der heiligen schrift zu citieren, doch eine liste der entlehnungen aufstelle. Höck s. 1 Motto: Ps. 94, 15; H. 2, 2: 1 Petr. 1, 9; H. 1, 24: Ebr. 10, 33; H. 1, 38: 1 Petr. 1, 24 (vielleicht auch Jes. 40, 6); H. 5, 6: 1 Thess. 5, 21 (?); H. 5, 18: Matth. 13, 30; H. 6, 31: Matth. 1, 11; H. 6, 39: Matth. 22, 37; H. 6, 77: Ps. 38, 10; H. 6, 83: Röm. 12, 19; H. 9 überschrift: Weish. 2, 1; H. 9, 1: Weish. 7, 18; H. 9, 10: Sir. 17, 31; H. 9, 17: Ps. 90, 10; H. 10, 28: 2 Cor. 6, 7; H. 12, 14: Sir. 10, 7; H. 12, 21: Ps. 90, 10; H. 12, 25: Ps. 90, 12; H. 14, 1 ff: 1. Cor. 13, 11; H. 15, 1: Ps. 94, 15; H. 15, 4: Offb. 19, 2; H. 15, 16 ff: 1 Cor. 10, 13; H. 16 überschrift: Ps. 90, 12; H. 16, 1 ff: Joh. 8, 51 f; H. 16, 7: Luc. 10, 27; H. 16, 14: Luc. 10, 28; H. 16, 16: Ps. 90, 12; H. 16, 21: 1 Tim. 1, 15; H. 16, 31: Jac. 4, 14; H. 16, 39: Hiob 1, 21 und Pred. 5, 14; H. 16, 41 ff: Ps. 39, 6 und 12; H. 16, 47: Apost. 8, 18 ff; H. 16, 51: Apost. 9, 5; H. 17, 21: Ps. 118, 8; H. 20, 1 ff: Jer. 9, 23; H. 20, 14: Luc. 16, 9; H. 20, 34 f: Röm. 3, 24; H. 26, 19: Hiob 7, 7; H. 28, 4 f: Matth. 6, 24; H. 28, 27: Luc. 16, 9; H. 36, 25: Ps. 90, 12; H. 40, 31 f: 2 Petr. 2, 9; H. 40, 35: Röm. 2, 4; H. 43, 28 ff: Hiob 4, 21; H. 51, 46 f: Ephes. 4, 4 f; (damit ist auch die von mir vorgeschlagene correctur des *zwo Seel* in *ein Seel* begründet); H. 53, 9, 19, 21: Spr. Sal. 30, 25, 30, 28; H. 53, 13 ff: Matth. 10, 16; H. 56, 55: Spr. Sal. 22, 14 und 23, 27; H. 58, 3 f: Matth. 6, 34; H. 59, 4 ff: Sir. 11, 14; H. 66, 29: Luc. 16, 31; H. 66, 41 ff: Luc. 21, 25; H. 66, 49: Matth. 13, 43; H. 66, 59: Luc. 18, 25; H. 78, 12: Ps, 113, 6 und 138, 6; H. 78, 20: Matth. 11, 29; H. 78, 21: Ps. 113, 5; H. 78, 30: Luc. 1, 46 (allerdings nur nach der Vulgata); H. 78, 35 f: Spr. Sal. 16, 18.

Man sieht, dass die reihe erheblich viel länger ist, als es K.

in den 3 zeilen s. XLIIf ahnen lässt. er hat auch dies problem nur obenhin gestreift und dann voreilige schlüsse gezogen. aufserdem mag er sich die zahl der in frage kommenden citate noch dadurch vermindert haben, dass er einige bibelsprüche für sprichwörter hielt. wenigstens ist es ihm s. LII, z. 10 so ergangen bei dem citat: Höck 9 v. 17. sonst ist die dort gemachte beobachtung richtig: Höck greift gern in den spruchschatz des volkes. nur hat K. auch diese anregung zu seinem schaden nicht weiter verfolgt und sich vor allem gar nicht die frage vorgelegt, ob Höck wol aus einer bestimmten quelle wenigstens einen teil seiner 'volkstümlichen redensarten' geschöpft habe und ob sich daraus der ganz besondre wortlaut bei ihm erklären lasse. man kann auch hier zu viel besseren ergebnissen gelangen, als K. sie s. LII, z. 8—12 vorlegt.

Es unterligt keinem zweifel, dass Höck viel den 'Dicteria proverbialia rhythmica doctrinam ethicam complectentia' von Andreas Gartner verdankt, die ebenso wie jene früher erwähnte sprichwörtersammlung bei Egenolph in Frankfurt erschienen ist. dieses buch enthält nämlich nicht nur landläufige deutsche sprichwörter nebst ihrer lateinischen übersetzung, sondern auch lateinische sentenzen und deren oft sehr freie übertragung ins deutsche. und von diesen letzteren, die natürlich nicht gemeingut des volkes gewesen sein können, hat Höck eine ganze reihe für seine gedichte verwertet. ist es schon auffällig, wenn wir durch den vers *Et toga fit talis, si ventus fit borealis* (G. p. 114[b] nach der ausgabe von 1591) lebhaft erinnert werden an die von der landläufigen form (cf. Höck 24, 13 *den Rock nach dem Wind kheren*) abweichende fassung des bekannten sprichworts in Höcks versen 39, 19f *Doch muß er baldt, gegm Wetter kalt, Sein Mantel allzeit kehren*, so dürfte die ähnlichkeit zwischen der übersetzung von *Curia Romana non quaerit ouem sine lana* (G. p. 17[a]) *Ein armer Gesell kan schwerlich zu groſſen Ehren vnd Wirden kommen, wann er nicht zu geben hat* und Höck 39, 1—5 noch weniger auf zufall beruhen, weil es sich bei dieser übersetzuug überhaupt um kein sprichwort handelt. — ebenso beweiskräftig ist die übereinstimmung der verse Höcks 12, 11f (*Deins Nächſten Vnglück dich nit frey, Denk das auch deines blüet darbey*) mit den Gartnerschen sentenzen auf p. 69[a] und 116[a]: *Si videas, aliquem casurum, siue cadentem, Non ride, at potius gere te sibi compatientem*; *Wer ſich eines andern Vnglücks oder Falls freuwet vnd nicht viel mehr mitleiden mit jm hat, dem stehet ſein eigen verderb vnd blühet* und *Vae tibi ridenti, nam mox post gaudia flebis*: *Wer ſich eins andern Vnglücks freuwet, dem ſtehet ſein eigens offen vnd blüet*. — noch überzeugender ist der zusammenhang von Höcks 75 gedicht und den versen bei Gartner p. 120[b]: *Tu supplex ora, tu protege, tuque labora* (Höck 75, 79f *Der Pfaff bett ſchier, der Fürſt regier, der Bawr baws Landt*): *Drey Orden hat Gott gerichtet an, Priester, Regenten vnd*

Underthan, Wann ſich recht helt ein jeder Standt, So ſtehet es wol vmb Leuth vnd Landt. Die Prieſter ſollen beten vnd lehren, Die Bauwren vnd Bürger andere ernehren. Oberkeit dieſe all beſchützen wol, So geht es wie es gehn ſol. — schliefslich muss jede ungewisheit über die bedeutung, die die Dicteria proverbialia für Höck gehabt, schwinden, wenn man die beziehung des lateinischen distichons bei Gartner p. 103ª nebst seiner deutschen übertragung zu dem 50 gedicht des 'Schönen Blumenfeldts' ins auge fasst. hier wird Höck gleich für seine ersten verse (*Soll den ein grober Bawr von Art, Ein ſolche Edle Roſen zart, Abbrechen ſchier* . . . .) sowol die lateinische wie die deutsche fassung Gartners vor augen gehabt haben : *Ruſtice calloſe, cunctis populis odioſe, Cur te formoſae vis ſociare roſae?* und *Was ſoll ein Mägdlin hübſch vnd zart Eim groben dicken Bauwren hart? Eim Bauwren gehört ein Bäuwrin ſtarck, Die jm macht Butter, Käß vnd Quarck* (vgl. Höck 50, 26ff). man sieht, Neidhart von Reuental brauchen wir trotz Koch s. XLV im jahre 1601 nicht mehr zu bemühen.

Bei gelegenheit des motivs von dem groben bauern und dem citat aus s. XLV unsrer ausgabe möcht ich doch episodisch gleich einen irrtum Kochs verbessern. er meint auf jener seite seiner einleitung, es werde in Höcks nr 83 'der herr auch ermahnt, seine bauern nicht so hart zu bedrücken und gerecht zu sein'. da muss wol K. seinen dichter wider einmal gründlich misverstanden oder die druckfehler seines textes für gute lesarten genommen haben. durch Höcks gedichte geht von a bis z nur éine meinung : für den bauern ist der knüppel gut. und ich glaube herauszuhören, dass mit solchen worten doch ein bauernsohn spricht, der sich seines standes schämt. Koch stützt sich bei seiner behauptung offenbar auf die vierte strophe von Höcks 83 gedicht, in dem aber, wie ich bei gelegenheit der conjecturen festgestellt habe, aus rhythmischen und aus inhaltlichen gründen statt des ganz unsinnigen *Sols eins tauren* (was sollte das wol heifsen?) zu lesen ist : *Sols einn nit taurn.* die ganze strophe lautet in neuhochdeutscher prosa : 'mit arbeit und mit prügeln muss man die hochmütigen bauern demütigen und kräftig striegeln. so lange es noch knüppel gibt, darf man kein mitleid empfinden. wenn man dem bauern mit bitten kommt, dann schlottern ihm die hosen, dh. er wird noch furchtsamer (über diese redensart vgl. Schmeller-Fr. I 457). er ist nur gewöhnt, auf die schellensieben, die niedrigste karte, die gröbste behandlung gefasst zu sein'. nur mit diesem wortlaut und sinn passt die strophe in den zusammenhang : den herren nahe man mit dienstfertigkeit, frauen und kindern mit schmeicheleien und den bauern mit grobheit.

Kehren wir nach dieser abschweifung zu Gartner zurück. da eine vertrautheit Höcks mit den Dicteria proverbialia erwiesen ist, so wundern wir uns nicht, noch spuren weiterer einwürkung

zu finden. ich brauche nur die überzeugendsten anzuführen. Höck 20, 1—4 (*Ruehmen darff ſich kein Menſch auff Erdt, Nicht ſeiner Sterck noch Jugent, Daß er ſey Edel, Reich vnd Glert, Es ist ein Rauch* usw.) geht zurück auf Gartner 52ª (*Quid caro? Vilis humus : Quid carnis gloria? fumus. Der Menſch auß Staub vnd Erd ist gemacht, Gleich wie deß Rauchs zergeht ſein Pracht*); H. 21 überschrift (*Jeder ſoll ſeins gleichen nemen*) und 50, 26 (*Zu deines gleichen dich geſell*) auf G. 10ª (*Eligat aequalem prudens ſibi quisque ſodalem, Ein jeder geſelle ſich zu ſeines gleichen*); H. 34, 42 (*Je nåhner zRom, je årger Chriſt*) auf G. 95ª (*Vita peiores ſunt, qui Romae propiores. Je näher Rom, je ärger Schalck*); H. 36, 13 f (*Wie jhr Gſchlecht Ambt voll Ehren Schier jhr Natur vnnd Gmüt auch thut verkehren*) auf G. 32ª (*Fermentat celebres numeroſa pecunia mores. Als bald ein Mann gewinnet Gut, Verkehrt ſich an jm ſein Sinn vnd Muth*); H. 46, 20 f (*Weiſt nit vil Hund an einem Bein, Gar ſelten einig bleiben*) auf G. 31ª (*Dum canis os rodit, ſocium, quem diligit, odit. Zwen Hund an einem Beyn bleiben ſelten ein*); H. 51, 38 f (*Wo drey ſich zſamm ſonſt gſellen, Da muß Narr ſein der dritt*) auf G. 109ª (*E ſocijs tribus ſemper deluditur vnus. In Geſellſchafft muß der dritt ein Narr ſeyn*).

So stellt sich immer wider heraus, dass die quellenstudien zu dem 'Schönen blumenfeldt', die Koch unternommen und in seinem 3 capitel mitgeteilt hat, samt und sonders entweder unzulänglich oder falsch sind. und selbst wo er einmal auf richtiger fährte ist, verdirbt er sich den erfolg durch seine oberflächlichkeit. s. XLIX f bringt er den interessanten erweis, dass Höck die Bayerische chronik des Aventin ausgeschrieben habe. aber offenbar hat Koch in den werken dieses historikers nur flüchtig geblättert, sonst hätte er nicht die anmerkung niederschreiben können : 'so findet sich für Hocks auffallende behauptung, jeder deutsche fürst müsse die deutsche und wendische sprache sprechen können, bei Aventin kein anhaltspunct'. was steht denn in der Bayerischen chronik I, cap. 161 (ausg. d. k. b. akad. bd 4, s. 361)? *Darumb in der gulden bul, in kaiserlichem rechten, in des heiligen reichs ordnung und reformation kaiser Karl des vierten gepoten ist, das ein ietlicher kaiser und teutsch fürst, nemlich die kurfürsten, pėd sprach, w i n d i s c h u n d t e u t s c h mitsamt dem latein künnen und lernen süllen.*

Überhaupt hat Höck den Aventin viel stärker benutzt, als es nach Koch erscheint. es hat das seinen grund in einer wesensverwantschaft beider männer, die in ihrer ernsten, pessimistischen weltanschauung so gut zusammenstimmen, wie in ihrem bemühen um die deutsche sprache. so ist es denn auch nicht nur die Bayerische chronik, die den dichter anzog, sondern er verdankt vieles auch zwei andern schriften Aventins. die erste ist die gelegenheitsschrift 'Ursachen des Türkenkriegs' (S. W. I 171—242).

list man diese abhandlung, die man natürlich als ein ganzes auffassen muss und nicht in kleine fetzen zerpflücken darf, sorgsam durch, so wird es klar, dass aus ihr zunächst die gedichte 41. 80. 81 bei Höck inspiriert sind. denn wenn auch anzunehmen ist, dass der dichter hier persönliche erfahrungen verwertet hat, so sind doch die berührungen mit Aventin so zahlreich, auch ist vor allem die erwähnung der Türken so auffällig, dass das nicht von ungefähr in die gedichte gekommen sein kann. fernerhin wird das cap. 40, besonders in den versen 7ff, erst verständlich, wenn man den abschnitt s. 172ff der 'Ursachen' daneben legt. auch wörtliche anlehnung findet sich, so wenn Aventin Ursachen 188, 23 erzählt : *Kaiser Friderich III. hat etwan disen reim an die stet lateinisch schreiben lassen : felix civitas, quae cogitat tempore pacis ea quae belli sunt; ist dise meinung : sëlig ist die stat, die zur zeit des frides gedenkt des kriegs und richt sich darnach,* und Höck (66, 33 ff) daraus macht : *Glückſelig ſein die Landt vnd Leuth, So aller zeit Im Fried zum Krieg ſich rüſten.* selbst ein sprichwort, wie es Höck 28, 12ff anwendet, schliefst sich in seinem wortlaut treuer an Aventin (Ursachen 179, 27 *kain ampt so klain, es sei henkens wert*) als an die sonstigen von Höck benutzten bücher an. endlich ist zu vergleichen Höck 75, 65—72 mit Aventin Ursachen 229, 5—9.

Die zweite schrift des bairischen historikers, die Koch übersehen hat, ist die Deutsche chronik. die klage Höcks (91, 111 ff), dass die zeit die namen verändere und verwechsle, geht auf Aventin, l. c. s. 341 zurück. und vor allem bringen Höcks 'verse über den hörwagen' nicht nur 'Jakob Grimms mythologische abhandlung über Irmenstrafse und Irmensäule' in erinnerung (K. s. L), sondern sie sind auch eine wörtliche widergabe der schlussworte von Aventins Deutscher chronik (s. 372) : *Daher noch die baurn* (von dem bauernverächter Höck charakteristisch durch *die Alten* ersetzt) *die siben stern gegen mitnacht den herwagen oder Hermanswagen nennen, bei den si die nechtlichen zeit und stund abnemen und unterscheiden. Daselbst soll der Herman sitzen und ruen, daher auch seine Teutschen beschützen.*

Soll ich nun auch noch auf die metrischen belehrungen Kochs eingehen? sie sind von einer papierenheit, die uns in die tage Justi Georgii Schottelii zurückführt. trostlos, diese strophenanalyse, die nur nach zeilenzahl und reimstellung rechnet! und obendrein noch falsch rechnet! K. hat, wie es scheint, gar kein ohr für eine strophe als ganzes, sonst müste es ihm doch aufgegangen sein, dass er in cap. 47 je zwei strophen seiner zählung als einheit zusammenzufassen hatte, sodass das gedicht nur 8 strophen bekommt; und ebenso bei cap. 64, wo die summe nur 6 strophen ergibt. dies gedicht ist denn auch K. s. LIV von z. 3 nach z. 25 zu stellen. K.s schema s. LIV z. 6 ist falsch, es muss lauten *ababb*, ist nach K.s bezeichnung mit einem stern

zu versehen; und aus der gruppe sind sodann die nrr 8 und 55 auszuscheiden und in die letzte zeile dieser abteilung zu a*b*a*bb* zu stellen. die z. 7 derselben seite enthält zwei verschiedene strophenformen durcheinander : 1) aa x͡x *bb* in nr 13. 15. 23. 33; 2) aa x͡x bb in nr 31. 50. 54. 61. in z. 17f sind bei K. nicht weniger als 5 verschiedene gruppen von gedichten durcheinander geraten : 1) nr 67; 2) nr 1. 6. 53. 80. 92; 3) nr 18. 41. 74. 78; 4) nr 5. 36. 42. 90; 5) nr 10. 11. 30. 81. in z. 29 ist die neunzeilige strophe in wahrheit eine zehnzeilige, wie ja K.s eignes schema zeigt usw. usw. ich bin es überdrüssig, alle diese schnitzer dem herausgeber nachzurechnen. die ss. LV und LVI wimmeln noch von fehlern, nicht von kleinen lapsus oder druckfehlern, wie sie jedem einmal unterlaufen können, sondern von nachlässigkeiten, deren jede eine anklage ist. von wissenschaftlichem ernst ist hier überhaupt gar keine rede mehr.

Nur einen fundamentalen irrtum K.s muss ich noch schliefslich aus der welt schaffen. unser herausgeber meint s. XIV und s. LI, dass 'je mehr man sich in die gedichte des 'Blumenfeldts' hineinlese', man um so wahrscheinlicher finde 'einen zusammenhang Hocks mit der dichtung der meistersingerschulen'. das sollte K. uns einmal beweisen. er unterlässt es natürlich wider vorsichtig; es würde ihm auch schwer fallen. wir sind über meistersingerische versprincipien recht gut unterrichtet; bei Theobald Höck findet sich aber von ihren stollen und gegenstollen, ihrer regelung der silbenzahl, ihrem wechsel der verslänge, ihren reimkünsteleien, ihrer strophenausdehnung nichts, und schon gar nichts, wenn Höcks verse so geklungen hätten, wie K. sie druckt. also auch diese entdeckung unseres gelehrten ist wider eine ganz windige behauptung.

Von wannen dem Theobald Höck seine rhythmen zuklingen, spürt jeder kenner der litteratur des 16 jhs. sofort. der dichter ist verhältnismäfsig reich an formen, 26 strophenarten wendet er für seine 92 (richtiger 91) gedichte an. alle aber haben, bei noch so grofsen abweichungen unter einander, das gemeinsam, dass sie, sei es in ganzer ausdehnung, sei es in ihren integrierenden bestandteilen, ihre parallelen finden im volkstümlichen liede geistlichen oder weltlichen inhalts. ich greife beliebig hinein in den grofsen vorrat und stelle neben einander:

Höck cap. 46:	Böhme Altd. liederb. nr 413 (Landsknechtslied etwa aus dem j. 1580):
Larma ⟨vnd⟩ Vnfried in der Welt, *So kriegen Reutr vnd Landſsknecht Gelt,* *Zu Waſſer vnd zu Lande,* *la la la la.*	*Was sol ich aber heben an* *aufs best so ichs gelernet han* *ein neues Lied zu singen* *Faladeridum.*
Höck cap. 2:	Wackernagel Kirchenl. v 12:
Ich der ich hab vor zeiten, *In meinen jungen Jahrn,*	*O Jhesu, trost der armen,* *mein hertz hab ich zu dir,*

Der liebes Laid vnd Freuden,
Auch laider gnug erfahrn,
Kein mühe nach fleiß thet ſparn.

du wirst dich mein erbarmen,
dein gnade schencken mir,
das traw ich gentzlich dir.

Höck cap. 51:

Begerstu lang zuleben,
Gſundt auff der Erden hie,
Zwey ſtuck merck fleiſſig eben,
Kanſt halten wol ahn mich,
Bett margens fru, zum Abndt darzu,
So wirdt Gatt Glück dir geben,
Hie vnd auch dorten rhu.

Ambraser liederb. 176:

Ich stund an einem morgen
heimlich an einem art;
da hett ich mich verborgen,
ich hört klägliche wort,
van einem frewlein hübsch und fein,
das stund bey seinem bulen,
es mus gescheiden sein.

Hier fehlt freilich in v. 5 der binnenreim und v. 6 ist ein waise; aber der rhythmus ist ganz der gleiche.

Höck cap. 77:

Kein Thier iſt nit auff Erdt ſag ich,
Dem die Natur nicht hat,
Zur zier o'r zubeſchützen ſich,
Vergundt vndt gebn auß gnadt,
Beſonder Waffen ſtoltz,
Secht wie der Hirſch im Holtz
Spatzieret, vnd führet
Sein ⟨groß⟩ geſtirmb ſo hoch,
Der Gāmbs, das Rech, der Awrochs wildt,
Tragn alle Khierner noch.

Ambraser liederb. 108:

Mir ist auf dieser erd nicht bas
denn wenn wir beydesam,
Spacieren gan im grünen gras,
in Gattes herrn nam,
Ja wol in seinem schutz,
geschicht uns alles guts
verborgen ahn sorgen
eines dem andern gund,
einen freundlich hertzlichen kuſs,
auff jren raten mund.

Bekräftigt wird dieser eindruck von der verwantschaft Höcks mit dem volkstümlichen liede noch dadurch, dass der dichter sich auch in motiven und wortlaut sehr oft mit der populären geistlichen poesie berührt. das brauch ich hier nun nicht eingehend zu beweisen. denn einerseits ist der zusammenhang Höcks mit der Bibel schon wegweisend; anderseits müste eine grofse schar von citaten aufgeboten werden, weil ja die kirchenlieder dutzendweise wider unter einander verschwägert sind. wer aber einiges beweismaterial prüfen will, der lege neben Höcks cap. 66 Wackernagel Kirchenlied III 1030 str. 2 v. 12f und str. 3—5; 1033 str. 12f; IV 288 str. 16; III 1032 str. 14; 1160 str. 1; 1198 str. 3; oder neben Höcks cap. 27 (vgl. die überschrift!) Wackernagel V 76 str. 1. 2. 4; IV 638 str. 5—7; 989 str. 6; V 712 str. 7 und 9 usw.

Nun ist wol am ende unsrer wanderung kaum mehr nötig, ein zusammenfassendes urteil über Kochs ausgabe des 'Blumenfeldts' zu sprechen. es hat eine zeit gegeben, in der im vorurteil mancher philologen die beschäftigung mit der ältern deutschen litteratur stets für wissenschaftlich und hochachtbar galt, die mit der neuern a priori für minderwertig und halb dilettantisch. nicht ganz mit unrecht! die letzten anderthalb jahrzehnte haben nun zwar intra et extra einen ausgleich herbeigeführt. arbeiten jedoch wie die von K. sind nur dazu angetan, die alte hydra des

vorurteils wider lebig zu machen. denn jetzt kann jeder auf diese stelle zeigen und sagen : seht ihrs? da lag einmal eine glänzende philologische aufgabe vor, ebenbürtig der ausgabe einer alten verderbten handschrift, weitweisend in ihren folgen. und was ist aus ihr unter den händen eines historikers der neuern deutschen litteratur geworden?! — wir müssen ingrimmig schweigen, wenn man so uns fragt.

In der ausgezeichneten sammlung der Hallischen neudrucke macht das 'Schöne Blumenfeldt' so üble figur, dass man sich fragt, ob die nummern 157—159 nicht noch einmal gedruckt werden dürften.

Leipzig. ————— Albert Köster.

'Freygeister, Naturalisten, Atheisten —' ein aufsatz Lessings im Wahrsager. von Ernst Consentius. Leipzig, Eduard Avenarius. 86 ss. 8°. — 1 m.

Die von Mylius herausgegebene kurzlebige wochenschrift 'Der Wahrsager' enthält in ihrem sechsten stück vom 6 febr. 1749 einen aufsatz über verschiedene arten von freidenkern, der sich durch einen gewissen ernst im inhalt und im ton von den übrigen aufsätzen der gleichen zeitschrift unterscheidet. Consentius druckt ihn genau nach der überaus seltenen originalausgabe ab und nimmt ihn in einer durchweg von gründlichem fleiſs und scharfsinn zeugenden untersuchung für Lessing in anspruch.

Dass der aufsatz nicht von Mylius herrührt, macht er allerdings bis zu einem gewissen grade wahrscheinlich. denn Mylius behandelt in seinen übrigen (von C. teilweise wider abgedruckten) plaudereien über freigeisterei die ganze frage mit ironie, ohne viel von einem persönlichen anteil an derartigen angelegenheiten zu verraten, den man dem verfasser unsers aufsatzes kaum absprechen kann. zudem erklärte Voss, der verleger des 'Wahrsagers', am 19 febr. 1749 vor dem adjunctus fisci, bei dem eine beschwerde über die wochenschrift eingelaufen war, Mylius sei nicht der einzige verfasser des blattes; wer ihm dabei helfe, wuste Voss freilich nicht anzugeben. war diese angabe des verlegers richtig — was sich jetzt kaum mehr nachprüfen lässt —, so wird man zunächst wol bei unserm aufsatz an einen solchen stillen mitarbeiter des herausgebers denken müssen. zwar stimmt manches darin auch recht wol zu andern arbeiten von Mylius. namentlich findet sich der schlussgedanke des aufsatzes, dass das dasein gottes aus der wunderbaren ordnung im weltgebäude zu erweisen sei, wie C. selbst zugibt, mehrmals in prosa und in versen von Mylius ausgesprochen; hie und da weitschweifiger oder auch noch entschiedener als in unserm falle, doch ist dies für die frage der autorschaft belanglos. auch braucht Mylius das wort *Naturalist* in der nicht eben häufigen bedeutung eines natur- oder vernunftgläubigen (im gegensatz zum offenbarungsgläubigen) öfters (so zb. in dem von C. abgedruckten beitrag zu den Ermunterungen s. 73);

ja in seinen Gedanken von dem zustande der abgeschiedenen seelen (Vermischte schriften, 1754, s. 131) bedient er sich fast genau derselben zusammenstellung wie im beginn unsers aufsatzes: *mit Naturalisten, Freygeistern und Atheisten.* diese verbindung scheint überhaupt in dem wissenschaftlichen kreise, dem Mylius angehörte, üblich gewesen zu sein; so heifst es, worauf C. mich brieflich aufmerksam macht, in einer anonymen besprechung in den Göttinger gelehrten zeitungen von 1749, s. 858: *der Gottesleugner, Naturalisten und Freigeister.*

Aber mag man auch trotz diesen ähnlichkeiten und obgleich die ausdrucksweise und der stil überhaupt in unserm aufsatze nicht gegen Mylius spricht, doch zugeben, dass ein andrer als Mylius ihn wahrscheinlich verfasst haben wird, muss denn dieser andre gerade Lessing sein? C. betont die übereinstimmung der grundgedanken in dem aufsatze mit den absichten, die Lessing in seinem um dieselbe zeit begonnenen lustspiel Der Freigeist verfolgte. aber er selbst weist mit rühmenswerter vorsicht auf eine gedruckte predigt des consistorialrats Simonetti von 1748 hin, die auch schon die gleichen gedanken enthielt. was hindert uns anzunehmen, dass sowol Lessing als auch der — von ihm verschiedene — verfasser des aufsatzes im Wahrsager, jeder in seiner weise, die anregungen, die er von Simonetti empfangen, selbständig verarbeitet habe? oder, da die frühsten nachrichten, die wir von Lessings lustspiel haben, erst aus dem april 1749 stammen, wie leicht kann nicht Lessing durch den ihm zweifellos bekannten aufsatz im Wahrsager bei der ausarbeitung seines stückes beeinflusst worden sein! das gesteht ja auch C. (s. 26) unumwunden zu; später aber (s. 35 ff) folgert er aus einer äufserung in der Theatralischen bibliothek (Lachmann-Muncker VIII 344 anm.), dass Lessing den gedankengehalt seines lustspiels öffentlich als sein eigentum in anspruch genommen habe, was er nur tun konnte, wenn er zugleich auch den diese gedanken vorher verkündigenden aufsatz im Wahrsager geschrieben hatte. mit derselben logischen berechtigung könnte man folgerichtig weiter schliefsen, er müsse dann auch Simonettis predigt verfasst haben. Lessings worte in der Bibliothek, er habe in seinem Freigeist die fremde erfindung de Lisles *auf eine eigene Art genutzt,* besagen vielmehr allem anscheine nach nur so viel, dass er selbständig gerade in diesen von blofsen liebesverwicklungen handelnden stoff die religiös-philosophische tendenz hineingetragen habe. für die autorschaft unsers aufsatzes beweisen diese worte aber nicht das geringste.

Bei aller übereinstimmung der grundgedanken unterscheiden sich jedoch unser aufsatz und Lessings lustspiel auch in gar manchem puncte. Lessings Adrast entspricht dem 'naturalisten', Lessings Johann dem 'praktischen atheisten' oder dem 'freigeist' des aufsatzes. Lessing selbst aber nennt den Adrast einen frei-

geist; von Johann sagt er nur, er spiele den freigeist. er braucht also diesen namen von dem edel angelegten charakter, dessen tugendhafte gesinnungen er ausdrücklich hervorhebt; im Wahrsager hingegen wird so die schlechteste art der ungläubigen genannt, die keiner sache nachdenkt und wie das vieh lebt. C. meint (s. 23), Lessing habe mit rücksicht auf den auch im Wahrsager gerügten falschen brauch, alle die vom offenbarungsglauben nichts wissen wollen freigeister zu nennen, den titel seines stückes gewählt. für den titel trifft das auch sicher zu; aber nicht für das personenverzeichnis, in welchem Adrast ebenfalls — und zwar nur Adrast — ausdrücklich als freigeist bezeichnet wird. derselbe schriftsteller, der kurz vorher im Wahrsager so scharf zwischen freigeistern und naturalisten unterschieden hatte, konnte wol sein lustspiel, das allerlei arten von freidenkern behandelte, allgemein Der Freigeist taufen; nimmermehr aber hätte er ohne jeden zwingenden grund gerade die person noch ganz besonders als freigeist hervorgehoben, die nach seiner eignen darlegung diesen namen am wenigsten verdiente. Lessing fasste vielmehr augenscheinlich das wort 'freigeist' nicht in dem beschimpfenden sinne, wie es vor ihm die meisten, Gellert zb. und die Bremer beiträger, und mit ihnen auch der verfasser des aufsatzes im Wahrsager verstanden. dieser verlangt, dass man auch den 'praktischen atheisten', den freigeistern vom schlage Johanns mit nachsicht begegne, sie mit gründen widerlege, ihnen besonders die widersprüche in ihren eigenen reden nachweise. in seinem lustspiel schlägt Lessing dieses verfahren aber nicht ein; vielmehr packt Lisette den Johann derb genug an: man gewinnt den eindruck, als ob Lessing sich um Johanns bekehrung überhaupt nicht kümmere, als ob er ihn für unfähig oder unwürdig einer bekehrung halte. ebensowenig hat er es aber auf eine bekehrung Adrasts zum offenbarungsglauben abgesehen, während im Wahrsager doch das ganze auf eine solche bekehrung zum glauben an das dasein gottes hinausläuft. weder Theophan noch Juliane bedienen sich daher in Lessings lustspiel (I 1 und IV 3) ähnlicher beweisgründe, wie Euphronymus in unserm aufsatz; diese beweisgründe selbst sind freilich so billich und abgedroschen, so ganz und gar nicht eigenartig, dass Lessing ihnen gewis nicht die würkung zugeschrieben hätte, die der verfasser unseres aufsatzes durch sie hervorrufen lässt.

Dazu kommen verschiedene bedenken stilistischer art. gleich das wort 'naturalist' findet sich in dem oben bezeichneten religionsphilosophischen sinne bei Lessing m. w. nirgends. unter einem 'naturalisten' versteht Lessing vielmehr stets einen naturforscher oder naturkundigen (so zb. Lachmann-Muncker I 233. VII 453). wenn daher Theophan im anfang des lustspiels (I 1) mehrere gleichbedeutende namen für 'freigeist' aufzählt, nennt er die worte *Freidenker, starker Geist, Deist, Philosoph*, aber nicht

das wort *'Naturalist'*, das der verfasser des aufsatzes im 'Wahrsager' an dieser stelle vor allen andern hätte nennen müssen.

Dagegen finden sich auch in diesem aufsatze der beliebte lessingische ausdruck *Zeit genug* und das wort *schlägefaul*. aber jener ausdruck ist keineswegs, wie C. vermuten möchte, die sichre marke, an der man Lessings hand erkennen kann; er kommt (nach Sanders) unter anderm bei Raheuer, Herder, Forster, Müllner, Anton Wall vor. das wort *schlägefaul* hingegen verwertete Lessing zwar gerade um jene zeit, da er im engen verkehr mit Mylius stand, 1750 zweimal in der übersetzung der Gefangenen des Plautus (III 1. v 1); aber der im 17 jh. mehrfach (bei Coler, Opitz, Logau, Stieler) begegnende ausdruck war damals gewis auch bei andern als bei Lessing noch vereinzelt im gebrauche : keinesfalls wenigstens kann dieses einzige wort als ein kräftiger beweis für Lessings urheberschaft gelten.

Gegen sie scheint der umstand zu sprechen, dass in unserm aufsatze am schlusse der nebensätze die hilfszeitwörter niemals gestrichen sind. in seinen spätern schriften liefs sie Lessing beinahe regelmäfsig weg. auch in den recensionen aus den jahren 1748 und 1749 fehlen sie schon recht oft. dagegen stehn sie vollzählich in den beiträgen zum Naturforscher von 1747 und sehr häufig in den briefen von 1749 und 1750, sodass man für diese frühzeit Lessings aus ihrem vorhandensein oder fehlen kaum etwas mit sicherheit schliefsen kann. wohl aber mutet uns in dem aufsatze des Wahrsagers die nüchternheit der ganzen schreibweise, die klägliche armut an bildlichen ausdrücken, der völlige mangel an antithetischen wendungen, die schulmeisterliche gliederung mit ihren verschiedenen unterabteilungen und besonders auch die schwerfälligkeit der satzbildung, das unbeholfene einschieben und anhängen mehrfacher nebensätze so unlessingisch wie möglich an. und selbst der persönliche ton, der unsern aufsatz von den übrigen stücken des Wahrsagers unterscheidet, hat mit jenem tone, der uns aus den gleichzeitigen briefen Lessings entgegenklingt, sehr wenig gemein. in unserm aufsatz verrät sich der persönliche anteil des verfassers an den fragen, die er behandelt, fast nur durch einzelne kräftige scheltwörter; in jenen briefen hingegen und in den übrigen echten schriftstücken Lessings gibt sich die erregung und persönliche teilnahme des schreibenden vornehmlich in der satzbildung kund.

Aus allen diesen gründen glaub ich den von C. aus der vergessenheit hervorgezogenen aufsatz Lessing absprechen zu müssen. ein mathematischer beweis lässt sich ja weder für noch gegen Lessings urheberschaft führen; ein gut teil der entscheidung wird hier immer dem gefühl des mit Lessings schriften vertrauten kritikers überlassen bleiben müssen. dieses gefühl sträubte sich in mir immer wider gegen die echtheit des aufsatzes, so oft ich ihn auch nach längeren pausen von neuem las. dass auch die gröfsere

wahrscheinlichkeit gegen jene echtheit spricht, geht wol aus der obigen prüfung des einzelnen hervor. C. verweist auch für zwei gedichte im Wahrsager auf Lessing (s. 42). da mir die wochenschrift mit dem wortlaut dieser gedichte nicht vorligt, kann ich über die vermutung nichts sagen. ich weifs nur, dass mir, als ich vor fünfzehn jahren den Wahrsager seite für seite durchsuchte, das lessingische gepräge nirgends auf versen oder prosastücken entgegenleuchtete, wie es ja auch keiner, der sich vor mir derselben mühe unterzog, hatte bemerken können.

München, 28 märz 1900. Franz Muncker.

L. Roustan, Lenau et son temps. Paris, Cerf, 1898. viii und 368 ss. 8°.

Seit dem grundlegenden werk von Schurz ist kaum mehr ein buch über Lenau erschienen, das sich an äufserem umfang mit der vorliegenden französischen dissertation messen kann; es möge auch gleich unverholen der meinung ausdruck gegeben werden, dass der innere wert dieser darstellung sie zu der besten unter allen gegenwärtig existierenden macht. ein enormer fleifs ward zu ihrer vollendung aufgewendet: wie aus einer gelegentlichen bemerkung (s. 329) hervorgeht, hatte der autor bereits zu beginn des decenniums persönliche verbindungen mit allen denjenigen, die zu Lenau in naher beziehung standen und eventuell über unediertes verfügen konnten; er gieng in Deutschland und Österreich den spuren seines dichters nach und teilt als früchte dieser bemühungen etliches ungedruckte mit, varianten zu bekannten stellen, tagebuchnotizen, aufzeichnungen aus der zeit des irrsinns, als bedeutendstes stück das fragment eines an die mutter gerichteten, keineswegs wertlosen gedichtes (s. 236). zu bedauern bleibt, dass einige dieser ungedruckten stücke nur in französischer übersetzung gegeben sind, freilich nicht gerade bedeutende. in diesem geringen neuen material ligt auch gar nicht der wert des buches, sondern in der mit ziemlich lückenloser kenntnis des sehr umfänglichen — seither übrigens vermehrten — materials gearbeiteten darstellung.

R., der Franzose, der immerhin auch einen französischen leserkreis vorauszusetzen scheint, rechnet dennoch auf eine ziemlich genaue kenntnis der werke und der äufseren umstände Lenaus; über wichtige epochen geht er kurz hinweg — manchmal gar zu kurz, wie besonders über das verhältnis Lenaus zu Caroline Unger —, von den werken nimmt er nur einzelne, ihm besonders interessante, um in eingehnder analyse das ihm charakteristisch scheinende zu gewinnen, ohne ganz streng die chronologische anordnung einzuhalten. zweck seiner darstellung ist es, ein bild des geistigen werdeganges Lenaus zu bieten und darüber hinaus ein bild der zeit. 'L' histoire de sa vie et de son oeuvre est en même temps l'histoire de l'évolution littéraire de l' Autriche contem-

poraine' heifst es in der einleitung, und als motto trägt das buch den vers Grillparzers: '*Dich hob, dich trug und dich verdarb die Zeit*'. wer freilich den Grillparzerschen nachruf auf Lenau zur hand nimmt, wird bald finden, dass der vers von R. entweder misverstanden oder etwas mishraucht wurde, denn er soll keineswegs ausdrücken, dass Lenau wesentlich ein geschöpf seiner zeit gewesen sei, sondern der misanthrop Grillparzer macht es dem armen landsmann zum vorwurf, dass er, statt sich auf sich selbst, oder mindestens auf Österreich zu heschränken, verführt durch wenig aufrichtige lobsprüche eine allzugrofse rolle habe spielen wollen, allzusehr sich der öffentlichkeit preisgegehen habe und dadurch zwar über sich selbst eine zeit lang hinausgehohen, schliefslich aher zerstört worden sei. und würklich, bei der lectüre des huches selbst wird man den eindruck gewinnen, dass Lenau gewis 'ein kind seiner zeit' — selbstverständlich —, aher weit weniger organisch aus dieser herausgewachsen war, als andere, dass er durchaus ein pathologischer einzelfall war, hei dem die schilderung des allgemeinen milieus gerade weniger notwendig gewesen wäre. die zahlreichen capitel, welche diesem zweck gewidmet sind, erscheinen nicht recht mit dem ganzen verbundeu, sie durchbrechen — besonders das capitel über die litteratur der österreichischen revolution — sogar chronologisch den zusammenhang, und so sehr die fülle der kenntnis hei einem Franzosen in erstaunen setzen muss, hier wäre eine viel knappere darstellung auch hinreichend gewesen. sollte nicht R. eben durch seine umfassenden studien der versuchung erlegen sein, ihre früchte doch auch zur schau stellen zu wollen, und ehen darum den unhaltbaren hegriff einer zeit Lenaus geprägt haben? neues enthalten diese capitel nirgends.

Weniger wird dagegen einzuwenden sein, dass R. die wurzeln Lenaus in seiner abstammung aufsucht. er stellt die frage nach seiner nationalität, findet starken slavischen einschlag in ursprünglich deutsches hlut und leitet daraus, aus der schlesischen herkunft der Niembsch, vielleicht mehr geistreich als zuverlässig gewisse eigenschaften des dichters ah; er weist das magyarische element zwar durch die familie der mutter nach, doch zerstört er die romantische fabel von dem Pusztensohne Lenau, die so unausrottbar in vielen köpfen spukt, die er leider selbst zu verwerten nicht verschmäht, wenn er von dem orientalischen bilderreichtum 'dieses Magyaren' spricht, seine sprache mit allzureich geschmückten altungarischen waffen vergleicht usw. so trägt er selbst dazu bei, den unahweisbaren schluss zu verdunkeln, der sich aus seinen untersuchungen ergiht, dass Lenau durchaus als Deutscher zu betrachten ist, — als Deutscher schlechtweg. es ist sehr wichtig für das verständnis Lenaus, dass er keinem der deutscheu stämme mit sicherheit zuzurechnen, keineswegs so hodenständig ist, wie Grillparzer oder Hartmann und Meifsner.

was ihn an Österreich knüpft, sind die vielen persönlichen beziehungen und die liebe zu den Alpen; den starken localpatriotismus, der durch alles nörgeln des Österreichers durchschlägt, teilt er nicht, ihm standen zu zeiten die Schwaben fast näher. wenn Lenau hie und da den Magyaren spielte, etwa sich Miklos nennen liefs, während er im familienkreise Franz — nicht Niklas — genannt wurde, so ist das in einer zeit weiter nicht auffallend, wo man die 'interessanten' nationen des ostens im schimmer romantischer verklärung sah, wo es noch Philhellenen gab, indes der Polencultus hell aufflammte. für diese verhältnisse scheint R. jedes verständnis abzugehn, manche seiner behauptungen in cap. XIV, der darstellung der 48er revolution und ihrer litteratur, erhalten dadurch einen geradezu erheiternden anstrich, wie etwa die bezeichnung Meifsners als 'allemand par la race, mais tchèque de naissance'.

Im weitern verlaufe der darstellung ist R. bemüht, das bild einer geistigen entwicklung zu geben, in der ein element unveränderlich bleibt, die dunkle schwermut Lenaus, deren wurzeln er schon in der jugend mit ihren ewig wechselnden, meistens aber düstern eindrücken sucht, in den unglücklichen familienverhältnissen, trüben lebenserfahrungen und nicht zum wenigsten in vererbten einflüssen. darüber hinaus sieht er in Lenau — und darin wird ihm jedermann beipflichten — das geschöpf einer unendlich feinen und leicht erregbaren sensibilität, die jeden eindruck, besonders aber solche düsterer natur, ungemein stark empfindet; eine starke phantasie lässt, verbunden mit dieser sensibilität, eine symbolische anschauungs- und ausdrucksweise zum grundzug seiner poesie werden : seine naturbeseelung, von fast mythenbildender kraft, erinnert R. an die ältesten, der volksauffassung zunächst stehnden dichter, — wobei die frage zu stellen ist, ob nicht gerade bei diesen die persönliche naturempfindung wenig ausgebildet war. gering entwickelt ist bei Lenau der wille; er war wol noch weit schwächer, zeit seines lebens mehr krankhaft afficiert, als R. anzunehmen scheint. wer sich davon überzeugen will, lese Mulfingers bericht über Lenaus amerikanischen aufenthalt im 1 bande der Americana Germanica (1897), aus dem mit erschreckender deutlichkeit hervorgeht, dass bereits zu dieser seiner poetischen blütezeit Lenau geistig in keiner weise normal war. aus der willensschwäche erklärt sich die überall mangelnde selbstzucht; so konnte der dichter es nie zu einem berufe bringen, nie ein auf würklich fester, sittlicher grundlage ruhendes verhältnis zu einem manne eingehn — zu frauen zog ihn seine impulsive, bis zu einem gewissen grade naive natur —; so gewann er nie, was er schmerzlich genug anstrebte, eine feste, klare welt- und lebensanschauung. denn neben der starken phantasie macht sich in Lenaus wesen ein starker trieb zu einem wenig zusammenhängenden denken über die letzten und

höchsten dinge geltend, er ist in hohem grade ein grübler. R., der selbst gern diesen deutschen ausdruck anwendet, verwechselt diesen unruhigen drang des grüblers mit der ernsten bemühung des denkers; er hält allen ernstes Lenau für einen tiefen philosophen. und das war der arme neurastheniker doch gewis nicht, er, dem die fähigkeit ruhiger überlegung immer abgieng. gewis, Lenau hat sich zeitlebens viel mit philosophie abgegeben; wer hätte dies nicht getan in der zeit, da die grofsen philosophischen lehrgebäude entstanden und die studierende jugend es für ihre pflicht hielt, diesem oder jenem lager anzugehören? wurde auch in Österreich nicht so eifrig philosophie getrieben wie draufsen im reich, so gab es doch auch hier Kantianer und Antikantianer, als Lenau noch schulunterricht genoss, wie später Fichte, Schelling, Hegel ihre freunde und gegner fanden. R. belehrt uns über die lehrer des jungen Lenau, er berichtet uns über seine ersten knabenhaften versuche im metaphysischen denken, über die einflüsse eines freidenkerischen oheims und stellt schliefslich eine ganze geschichte der philosophie seines dichters auf. der knabe wächst in streng katholischer umgebung auf, wird aber in seinen Wiener studien, in deren verlauf er sich zunächst mit der philosophie der stoiker, dann mit Voltaire und Kant — wol sehr oberflächlich — bekannt macht, allmählich zum skeptiker; die bekanntschaft mit Spinoza nähert ihn dem pantheismus, persönliche einflüsse der frommen schwäbischen dichter führen ihn wider zum glauben zurück, eine wandlung, die dann durch Sophie und Martensen beschleunigt, ja auf die spitze getrieben wird; die 40er jahre aber zeigen Lenau wider vorgeschritten — in Roustanschem sinne — zu einer dem 'logischen pantheismus' Hegels genäherten anschauung, die insofern auch den pessimismus endlich beruhigt, als sie den dichter an einen fortschritt des menschengeistes glauben lässt.

Diese schwankungen sind unleugbar vorhanden, wenn auch bei betrachtung des gesamten Lenauischen briefwechsels und der werke sich niemals ein reiner pantheismus noch ein reiner spiritualismus, um die schlagworte R.s zu gebrauchen, nachweisen lässt. selbst zur zeit des einflusses Martensens gibt es zweifel, zur zeit der Albigenser aber zeigen genug briefstellen, dass Lenau noch immer an einem persönlichen Gott festhält, was R. mit wenig glücklichem terminus als spiritualismus bezeichnet. es sind eben überall persönliche momente, nicht die logik entscheidend. wer seinen gottglauben in erster linie aus einer mystischen auffassung der liebe gewinnt, dann wider in spöttereien über kirche und glauben verfällt, ohne dafür eine sichre weltanschauung zu erringen, der hat nicht die stärke, die dem philosophen eigen sein muss, der könnte höchstens ein mystiker werden. und vollends die freie richtung der Albigenser, die sich doch meist in phrasen ergehn, ist nicht aus Lenaus innerm entsprungen; gerade hier

war es zeitwürkung, die Lenaus denken in neue bahnen zwang, und gerade hier wär es notwendig gewesen, dem geistigen zustand ganz Deutschlands im beginn der 40er jahre aufmerksamkeit zu widmen, statt sich auf Lenau zu beschränken.

Es muss wol als wahrheit gelten, was Lenau, bereits dem wahnsinn verfallen, zu Emilie sagte, dass er stets im innersten ein christ geblieben sei.

R. geht eben von der falschen voraussetzung aus, Lenau sei ein höchst subtiler denker gewesen, der schliefslich sich zu einer der modernen auffassung gemäfsen philosophie durchgerungen habe; er hat es nirgends hehl, dass er selbst ganz auf evolutionistisch-monistischem standpunct steht. so tut er ganz dasselbe, was nach Bauernfelds meinung einst der fromme Martensen tat, er lässt Lenau sehr vieles sagen, was dieser gewis nicht sagen wollte. hauptsächlich die grofsen werke, der Faust, der Savonarola, die Albigenser ziehen ihn an : da construiert er eine sehr zweifelhafte entstehungsgeschichte des Faust, wonach der dichter erst den helden sich zum pantheismus habe durchringen lassen wollen; bei der zweiten bearbeitung habe dann Lenau den Faust der christlichen auffassung genähert; und von dieser künstlich geschaffeneu basis aus kritisiert er scharf die widersprüche im Faust, ganz vergessend, dass, wer sich dem teufel verschreibt, notwendig an einen persönlichen Gott glauben muss. oder, um die behandlung eines gedichts zu erwähnen, den Raubschützen citiert R. sehr gern als beweis des absoluten skepticismus; das *Es ist halt nichts* im munde des gespenstes soll das jenseits leugnen. hier ligt wol der — übrigens ganz vereinzelte — fall vor, dass R. eine halb dialektische wendung nicht vollkommen verstanden hat : die französische übersetzung 'il n'y a rien' entspricht dem deutschen satz keineswegs ganz. andre auslegungen sind aber einfach aus übergrofser 'subtilität' entsprungen, ein fehler, dessen sich R. übrigens selbst bewust ist.

Hierher gehört auch der versuch, aus einer höchst geistreichen verwertung einiger briefstellen, vor allem aber der briefe, die Sophie beim ausbruch des wahnsinns an Emilie schrieb, die gewisheit eines viel intimeren verhältnisses der liebenden zu gewinnen, als die gewährsmänner zugeben wollen. der beweis ist nicht erbracht : indes gerade die behandlung dieses verhältnisses zeugt von der scharfen psychologischen auffassung R.s und lässt den mann erkennen, der von modernen dichtern wie gelehrten gleichviel gelernt hat.

Damit sei auf die eingangsbehauptung zurückgegriffen, dass diese biographie die beste vorhandene sei. sie wird in jedem leser heftigen widerspruch erregen : selten mit der darstellung der tatsachen, oft genug mit der auslegung und deutung. aber überall wird man den ernsten forscher erkennen, überall den mann von weitem blick und feinem geschmack : es sei in dieser hin-

sicht besonders hingewiesen auf die sehr feine charakteristik der Lenauschen form, die selbst für das metrum — in einer fremden sprache! — ein seltenes verständnis beweist; überall wird man sich an der glänzenden darstellung erfreuen.

Wien, neujahr 1900. VALENTIN POLLAK.

LITTERATURNOTIZEN.

Handschriftenconservierung. nach den verhandlungen der SGalleuer internationalen conferenz zur erhaltung und ausbesserung alter hss. von 1898 sowie der Dresdner conferenz deutscher archivare von 1899 bearbeitet von dr O. POSSE. mit 4 photographischen kupferdrucktafeln. Dresden, verlag des Apollo, 1899. 52 ss. 8°. 2 m. — Anleitung zur erhaltung und ausbesserung von hss. durch zaponimprägnierung von dr E. SCHILL. Dresden, verlag des Apollo, 1899. 17 ss. 8°. 0,60 m. — bekanntlich fand am 30 september und 1 october 1898 zu SGallen ein internationaler congress von bibliotheksbeamten statt, welcher auf anregung des derzeitigen präfecten der Vaticana, des p. Ehrle, sich mit der frage beschäftigte, wie dem fortschreitenden zerstörungsprocess, dem gewisse kategorien alter pergamenthss., in sonderheit die mit reagentien behandelten palimpseste, zum opfer zu fallen drohen, vorgebeugt werden könne. die versammlung einigte sich auf vier resolutionen, welche den wunsch nach photographischer reproduction der am meisten gefährdeten mss. und nach gründlichem studium der bisher angewanten conservierungsmethoden sowol von pergament- wie von papierhss. aussprachen. zur prüfung eines bereits in SGallen discutierten verfahrens, der von dem oberstabsarzt Schill erfundenen zaponimprägnierung, berief nun das sächsische kriegsministerium vertreter der deutschen archivverwaltungen für den 18 und 19 september 1899 nach Dresden. das resultat der verhandlungen darf als ein für das zaponverfahren recht günstiges bezeichnet werden, in so fern diese methode wolfeil, wenig compliciert, überall anwendbar und nach den bisher gemachten erfahrungen auch durchaus unschädlich ist. zapon, ein in Amerika zuerst dargestellter selbstglättender lack, besteht aus nitrierter cellulose, dh. gereinigter baumwolle, welche gelöst wird durch amylacet. ein liter davon, ausreichend für einen ganzen acteuband, kostet bei der chemischen fabrik dr Perl & co. zu Berlin 3 m. indem das zapon in alle poren des papiers eindringt, überzieht es nicht nur dessen oberfläche mit einer völlig durchsichtigen, elastischen, gegen feuchtigkeit unempfindlichen schutzschicht, unterhalb welcher etwa vorhandene schimmelpilze weiter sich auszubreiten unfähig werden, sondern festigt auch vermoderte stellen in dem grade, dass ferneres losbröckeln einzelner teilchen ausgeschlossen ist. nicht mindere bedeutung kann das neue präservativ für drucksachen gewinnen: es vermag bücher, bei deren

herstellung holzhaltiges papier in anwendung kam, wie das in den siebziger jahren mit vorliebe geschah, vor totalem zerfall zu schützen, und wird dem einen oder dem andern exemplar unsrer zeitungen zu dauernder erhaltung für die nachwelt verhelfen.

Freilich beseitigt das conservierungsmittel weder die schlimmen folgen früher gebrauchter reagentien noch besitzt es die fähigkeit, verblichene schriftzüge lesbar zu machen. meiner erfahrung nach würkt jedes reagens schädlich. ich rede nicht von der heillosen Giobertischen tinctur, mit welcher die beiden Mone, vater und sohn, nicht wenige SPauler hss. gründlich verdorben haben, auch nicht von der galläpfelgerbsäure, durch deren anwendung Docen beispielsweise mehrere bll. des Clm. 14689 oder das Indersdorfer stück vom heimlichen boten (Anz. II 238) für alle zeiten ruinierte: selbst der meist als harmlos gepriesene liquor ammonii hydrosulphurati zerstört das pergament, nicht nur wenn er leichtfertig über gröfsere flächen ausgegossen wird (auf diese weise hat Hattemer sich an dem Vocabularius SGalli versündigt), sondern auch bei vorsichtigem gebrauch. denn wahrhaft würksam und zuweilen geradezu verblüffende resultate zeitigend ist dies reagens nur dann, wenn das damit behandelte wort gleichzeitig unter die lupe genommen und die färbung der schriftzüge während des auftropfens der tinctur scharf beobachtet wird. darüber vergehn secunden; je länger aber die flüssigkeit, ohne mittels fliefspapiers aufgesogen zu werden, auf dem pergament stehn bleibt, um so stärker verkalkt sie dasselbe. deshalb war es mir von höchstem interesse, Posses schrift s. 4ff und den ihr beigefügten tafeln entnehmen zu dürfen, dass neuerdings Pringsheim und Gradenwitz ein photographisches verfahren erfunden haben, welches bei widergabe von palimpsesten die spätere schrift ganz verschwinden, die frühere stark hervortreten lässt. darnach steht zu hoffen, dass der fortschritt der photographischen technik allmählich jede verwendung von reagentien entbehrlich machen wird. so schlägt vielleicht dem Arnsteiner Marienleich und der für die geschichte der glossen unendlich wichtigen Lobkowitzschen hs. 434 (Ahd. gll. 4, 603f) noch einmal die stunde der erlösung. St.

Veelderhande geneuchlycke dichten, tafelspelen ende refereynen opnieuw uitgegeven vanwege de Maatschappy der Nederlandsche letterkunde te Leiden. Leiden, voorheen EJBrill, 1899. XXVIII und 218 ss. 8°. 1,50 fl. — die herausgeber, welche sich nur als De commissie voor taal-en letterkunde by de M. d. nl. lk. bezeichnen, haben einen druck (Antwerpen 1600) zu grunde gelegt und die varianten späterer auflagen, am schlusse ein nur in diesen überliefertes gedicht beigefügt. alles auf das entstehn und den inhalt der sammlung bezügliche soll später in der Tijdschrift voor Nederlandsche taal-en letterkunde nachgetragen werden. so begnügt sich auch der ref. mit einem hinweis auf das merkwürdige buch und einigen gelegentlichen bemerkungen. es ligt hier im

original ein halbgelehrtes unternehmen vor, wie ähnliches im 17 jh. öfters ganz in lateinischer form erschienen ist. in bunter mischung wechseln prosa und verse, älteres und jüngeres, ernst-satirisches und possenhaftes miteinander ab. die dramatischen stücke haben die einfache form der 'Tafelspelen', dh. sie sind bestimmt vor einer schmausenden gesellschaft von ein paar eintretenden spielern vorgetragen zu werden : so s. 3 eine scene zwischen mann und frau, erstrer weigert sich beim weg nach hause die laterne zu tragen, wird aber durch eine tracht prügel zu allem willfährig gemacht; dann s. 21 '*Moorkens vel | van de quade wijuen*', eine aus der niederdeutschen dramatik bekannte handlung : das keifende weib wird in eine pferdehaut gesteckt; hier sind aufser dem ehepaar noch die mutter der frau und ein rat gebender nachbar beschäftigt; s. 40 '*Een Boeren Vasten-avonts-spel*' : zwei bauern unterreden sich über ihre marktgaunereien gegen die städter; s. 72 '*Van den ouden ende langhen Aernout*' : Arnout (an *arm* angelehnt?) ist soviel wie Rabau, lump, stromer; die 'Aernouts broederen' bilden einen orden, dessen regeln an weit ältere der vagantengenossenschaften erinnern; selbst die künste Aernouts, der in Paris wahrsagung und zauberei gelernt hat (s. 95), sind dieselben, die den mhd. fahrenden schülern zugeschrieben werden; sogar das *lodderhout* erscheint s. 94; anderseits sind starke berührungen mit Grobianus und Grobiana, sowie mit den spanischen bettlerromanen und den niederländischen genrebildern vorhanden; ferner s. 163 ein '*Dialogus van den Mey ende van den schoone vrouwen*' : der 'meester' rühmt den mai, gibt sich aber überwunden, als der 'klerck' sich auf die jungfrau Maria beruft; endlich s. 195 '*Een sotte vraghe van Claes ende een wijse antwoorde van Jan*' ist ganz im ton der englischen comödianten gehalten. — von den didaktischen gedichten in versen parodieren einige kirchliche formeln und mischen gern lateinische floskeln ein, die frei von fehlern, den gelehrten ursprung bezeugen. ziemlich ernsthaft gemeint ist die prosa s. 126 '*Den rechten weg nae t'Gasthuys*' (spital), worin im ton einer kapuzinerpredigt alle faulen, unüberlegten, die verschwender, die ungehorsamen kinder usw. auf ihr vermutliches ziel hingewiesen werden; nicht witziger ist der poetische bann s. 140, worin alle braven und fleifsigen aus dem spital ausgewiesen werden. das gedicht '*Van Bacchus*' s. 173 gleicht den abschreckenden versen unsrer mäfsigkeitsvereine. am besten sind die rein lustigen stücke. so '*Van t'Luye-lecker lant*' s. 142: es ist die schilderung des schlaraffenlandes, am meisten übereinstimmend mit dem Zs. 2, 568 abgedruckten lied von 1611, das auch zeitlich ganz nahe steht. s. 150 folgt ein gedicht '*Van sinte Niemant*', s. 156 '*Van den Langhen Waghen*', eine auch sonst vorkommende variante zum Narrenschiff; s. 208 ein lügenmärchen; endlich s. 212 '*Een ghenoechlic Refereyn van het Euangelie van den Spinrocken*', eine verspottung des aberglaubens. die verhältnis-

mäfsige reinheit von zoten ist bemerkenswert; andre naturalia, ungeziefer usw. werden allerdings nicht ausgeschlossen. dies gilt auch für die wenigen schwänke, welche eingeschaltet sind. E. Martin.

Theologia deutsch: die leret usw. nach der einzigen bis jetzt bekannten handschrift herausgegeben und mit einer neudeutschen übersetzung versehen von Franz Pfeiffer. 4 unveränderte aufl. Gütersloh, CBertelsmann, 1900. xxxii und 239 ss. 8°. 3 m. — Pfeiffers ausgabe der 'Deutschen theologie' (zuerst 1851, dann 1855) hat das doppelte verdienst, die Bronnbacher (jetzt Kleinheubacher) hs. in bequemer form zugänglich gemacht und das interesse an dem werkchen durch eine sehr reichhaltige und interessante bibliographie der Lutherschen ausgabe gesteigert zu haben. zum zweiten mal erscheint sie jetzt unverändert im Bertelsmannschen verlage: links der alte text in gotischen lettern, leidlich sauber corrigiert, ihm gegenüber in bourgeois-fractur Pf.s neudeutsche bearbeitung. sollte die buchhandlung noch einmal in die lage kommen, zu einem abdruck zu schreiten, so möcht ich ihr zwei neuerungen empfehlen. der vorrede liefsen sich die notwendigen litteraturnachträge leicht anfügen, — auch die bibliographie könnte wol eine revision vertragen. es geht doch heute kaum an, die Weimarer Lutherausgabe (bd i) zu verschweigen, wenn auch Knaakes dort s. 376 citierter neudruck ('Weimar 1883') niemals erschienen ist. im text aber möge man die von Pf. beliebten längezeichen beseitigen. einen prosaiker des späten 14 jhs. mit circumflexen zu bestreuen, dürfte heute kaum noch jemandem einfallen; Pf.s quantitäten sind aber obendrein oft recht anfechtbar: so gewis die circumflexe bei *gedâchte* und *andêchtig*, *lâßen lêßet* und gar *lêst*, *hâst* und *hêst*, *mûß* usw. verspätet sind, so verkehrt ist unter Pf.s princip ihre fortlassung im adv. *zu*, bei *nîmant* usw. und für unsern druck ergibt sich obendrein der übelstand, dass fast alle störenden setzerfehler sich als verirrte circumflexe vorstellen: wortbilder wie *wonûng* s. 52, *gôtlîcher* s. 54. 132, *gloûbet* s. 190, *begerungê* s. 218 sind für den laien verwirrend, für den kundigen ärgerlich.

Im übrigen mag der text so hingehn, bis einer das material oder den mut zu einer kritischen ausgabe findet. ich halt ihn sogar für besser überliefert als Pf. s. xxi, der dem schreiber von 1497 ua. durchgehnde ersetzung von *minne*, *minnen* durch *liebe*, *lieb haben* zutraut. dagegen spricht schon, dass das wort bei unserm autor, der in jeder art von allitteration und annomination schwelgt, überaus häufig mit *liecht* gebunden und in enger umgebung von *leben*, *loben*, *lêren*, *leiten* erscheint, so zb. s. 168 (und ähnlich 174. 176) *Ein igliche liebe muß von eime liechte oder bekentnis gelert und geleitet werden*, und besonders lehrreich s. 180 unten . . . *gelebet wirt in dem waren liecht und in der waren liebe, das ist dass aller edelste . . . leben . . . . . geliebet und gelobet werden uber alle leben . . . . . . Und dise liebe, da von dis edel*

leben geliebet wirt. — freilich begegnet auch eine stelle, wo man nach dem gleichen kriterium *minnen* einsetzen könnte: s. 180 z. 10 v. o. *geliebet und gemeinet.* vielleicht hat der verfasser beide wörter promiscue gebraucht. — s. 58 z. 5 v. u. l. *das ein mensche sich . . . aller dinge vorzige* st. *vorzüge.* — s. 138 z. 2 v. u. ist wol das zweite *ist* zu streichen. E. Sch.

Ioannes Nicolai Secundus 'Basia'. mit einer auswahl aus den vorbildern und nachahmern herausgegeben von Georg Ellinger. [= Lateinische litteraturdenkmäler des XV und XVI jhs. herausgegeben von Max Herrmann 14.] Berlin, Weidmann, 1899. LII und 38 ss. 8°. 1,20 m. — die 'Küsse' des Johannes Secundus gehören zu den wenigen neulateinischen dichtungen, die sich durch die jahrhunderte hindurch einen leserkreis bewahrt und ihren reiz auch auf gröfsere dichter, wie bei uns Goethe und Bürger, nicht verfehlt haben. so haben sie in der sammlung Herrmanns mit recht einen platz gefunden, mag auch das antiquariat bis heute leicht und billich gelegenheit bieten, eine der ältern ausgaben zu erwerben; denn die 'Basia' sind viel gedruckt worden und sogar die ehre einer kritischen ausgabe mit ausgezeichnetem commentar ward den werken des Haager poeten zu teil: durch Petrus Bosscha, der dabei die vorarbeiten des jüngern Burmann benutzte, 1821. Ellinger zeigt freilich, dass die kritische leistung Bosschas nicht einwandsfrei ist, er selbst bringt von den beiden originalausgaben die jüngere (B, 1541 : 5 jahre nach dem tode S.s) zu buchstabengetreuem abdruck, mit jener sauberkeit, an die uns die sammlung gewöhnt hat. die lesarten des erstlingsdrucks werden auf s. XLVI f vollständig aufgezählt, nur zu VIII 18 war die variante genauer zu geben : *est Neaera iniqua*, und wenn eine vereinzelte la. (I 24) als 'offenbarer druckfehler' bezeichnet wird, so war denn doch hervorzuheben, dass von den 84 abweichungen der ausgabe A mindestens noch weitere 18 als druck- resp. lesefehler zu fassen sind : I 5. II 19. IV 11. 14. V 7f. VI 8. VII 3. VII 3. 21. 30. 40. IX 2. 25. X 15. XIII 13. XVI 14. 22. XVII 7. erst nach ausscheidung dieser flüchtigkeiten des setzers 'ist der vergleich dieser lesarten mit B ästhetisch ungemein lehrreich', wie sich E. s. XLVII ausdrückt. dass sich E. sträubt, IV 2 zu der metrisch notwendigen trennung *suave olentes* A zurückzukehren, und dass er ebda v. 9 das einzig richtige *his* Scrivers (*iis* AB) ablehnt, kann ich nicht billigen.

Da die 464 verse der Basia nur knapp einen bogen füllten, so hat E. noch $1^1/_2$ bogen mit 'vorbildern und nachahmern' zugegeben und über dies thema eine ausführliche einleitung geschrieben, die uns zwar nicht ganz so überflüssig vorkommt, wie die recht deplacierte beisteuer Theobald Zieglers zu heft 11, aber doch auch den rahmen einer derartigen sammlung zu sprengen scheint. schmerzlich vermissen wir dagegen diesmal eine bibliographie, wie wir sie seither gewohnt waren : auch wenn sie

für die textgestalt nichts ergab, selbst wenn E. damit über Burmann und Bosscha nicht hinauskam, war sie hier unbedingt am platze. wenn der herausgeber die nachwürkung der Basia durch die neulateinische und durch die litteraturen der landessprachen verfolgt, so ist doch eine bibliographische liste, die uns zeigt, wo, wann, wie oft die originale gedruckt worden sind, erstes erfordernis. — an dem, was E. bietet, mag ich nicht herummäkeln: zweifellos war ihm der stoff bequemer und reicher zur hand als andern, aber ebenso fest steht mir, dass es sich doch vorläufig nur um mehr oder weniger zufällige lesefrüchte handelt. um ein beispiel herauszugreifen: s. XII behandelt E. als letzte neulatein. nachahmung der 'Basia' das 'Erotopaegnion' des Caspar Barth (1623), scheint aber die ältern, übrigens ermüdend lasciven anacreontica dieses dichters (Amabilium libri IV, Hanoviae 1612) nicht zu kennen — sie fehlen allerdings auch bei Goedeke. trotz der gelegentlichen überschrift 'Ingenua doctrina' (II 20) und trotz dem *Nil debeo Catullo, Nil debeo Tibullo, Nil debeo Secundo* (s. 54) wimmelt es hier von reminiscenzen. — zu s. XLVI z. 15ff v. o. bemerk ich, dass die 'Natürlichkeiten der sinnlichen und empfindsamen liebe' (3 bde o. o. 1798) von eben dem JGScheffner herrühren, den E. s. XLIV bespricht, vgl. Arch. f. litteraturgesch. 10, 426 f. E. Sch.

Lessing. von K. Borinski. Berlin, Elfofmann u. cie. 1900. 2 bde. [Geisteshelden, bd. 34 und 35.] IX und 196 ss. XI und 230 ss. 8⁰. je 2,40 m. — um Borinskis buch über Lessing gerecht zu werden, darf man es nicht einfach mit andern biographien des unvergleichlichen zusammenstellen. dabei käm es zu kurz. viel zu erregt, viel zu persönlich ist der vf., als dass er wie Erich Schmidt aus der umfassenden beherschung eines oceans von litteratur die insel aufsteigen lassen könnte, von der dann der fernehin treffende schall seine fahrt antritt; und er fühlt sich mit seinem helden viel zu vertraut, als dass er genügend bedacht darauf nähme, ihn uns so recht von innen aus vertraut zu machen. als ein kampfbuch ist diese lebensgeschichte aufzufassen, als ein energischer versuch, Lessing 'in den dienst unsrer zeit', in den dienst noch enger bestimmter ideale zu stellen.

B. hat sich schon in frühern schriften als leidenschaftlicher parteigänger des classicismus bekannt. nicht nur in ästhetischen, sondern auch in metaphysischen und ethischen fragen will er stehn bleiben, wo Goethe und Schiller standen; jede abweichung von dem ideal, das sich etwa durch die namen Schiller, Lessing, Kant festlegen lässt, — Goethe tritt bei ihm weit zurück — erscheint ihm als verrat an den heiligsten gütern der nation. das ist ein standpunct, den man wie jeden ehrlich gewählten und tapfer festgehaltenen respectieren muss, auch wenn man ihn kaum ganz begreift; denn was kann der sehnsucht unsrer classiker nach nie ruhendem fortschritt ferner stehn, als dies orthodoxe festhalten an der einmal gefundenen 'wahrheit'? was kann weniger les-

singisch sein, als mit der historischen tatsache unsrer classischen dichtung ein für alle mal alle vernunftwahrheit in ästhetischen fragen gegeben zu glauben? dazu kommt noch, dass B. würklich 'orthodoxie' mit allen schwächen der selbstbewusten rechtgläubigkeit zeigt; dass er von der heitern ruhe oder der milden verträglichkeit andrer 'altgläubigen' auch keinen tropfen besitzt. daher die 'unbedingtheit', mit der Lessing immer und jedesfalls recht haben muss, einen einzigen punct im dogmatischen streit ausgenommen; daher vor allem die mafslose heftigkeit, mit der zu jeder zeit und unzeit angriffe auf die 'moderne', auf Ibsen, auf Berlin, auf die heutige presse, auf die schreibenden frauen vom zaun gebrochen werden. allzu logisch ist das nicht. denn B. bemüht sich, Lessing immer wider als opfer der allgemeinen schlechtigkeit, kleinlichkeit, oberflächlichkeit, des cliquenwesens und verwanter erscheinungen darzustellen; wenn denn all dies vor 150 jahren schon so stark war, wie kann man dann in den entsprechenden erscheinungen der gegenwart den beweis unsres tiefstandes und beständigen sinkens sehen? dies aber tut B. unaufhörlich, und oft hat man den eindruck, als sei Lessings leben ihm mehr gelegenheit, von den 'Goezen und Klötzen' (wie Nietzsche sagt) von heute zu reden, als selbstzweck.

Nicht selten tönen auch stark persönliche klänge vor, die hin und wider einer versteckten gleichstellung von held und biograph nahe kommen. das ist menschlich und verzeihlich bei einem einsamen gelehrten, der mindestens in seiner einsamkeit und seiner umfangreichen gelehrsamkeit, vielleicht auch in seiner kampflust sich mit grofsen beispielen über die ungunst der zeit trösten will; aber es dient der sache nicht. dies schillernde ineinanderspielen zweier epochen versetzt uns in eine unbehagliche unsicherheit und bringt den autor selbst zu chronologisch unmöglichen constructionen, wie etwa der, dass der materialismus der aufklärer durch die aufblühende experimentale naturforschung begünstigt worden sei. wann, war eine zeit speculativer? die Lavoisier und Herschel wuchsen aus der aufklärung hervor, nicht sie aus ihnen. ganz besonders aber hat dies ineinanderdeuten von jetzt und damals dem buch geschadet, wo es sich um die frage der toleranz handelt. der vf. nimmt zu dem antisemitismus unsrer tage eine selbständige stellung ein, deren berechtigung hier nicht zu erörtern ist; nun aber trägt er diese seine anschauung auch in die tage des 'Nathan' und bringt so höchst seltsame deductionen hervor, zb. dass die aufklärung überall aus dem judenhass geboren sei, oder dass Lessing selbst Nathan sei. und durch dies unaufhörliche herüberblicken von einst auf heute, durch dies unhistorische gleichsetzen werden alle dimensionen gedrückt. man möchte dem tagesgezänk entgehn, indem man 'ein gedankenbad in Lessing nimmt', wie der grofsherzog von Baden einmal zu Berthold Auerbach sagte; statt dessen wird man immer wider in kleinliche mo-

derne auseinandersetzungen über antisemiten und materialisten, symbolisten und exacte hineingerissen.

Schon aus dem gesagten geht wol hervor, dass B., so eifrig er sich seinem helden annähern möchte, im stil der anschauungen ihm gar zu fern bleibt. die hohe gabe, aus einer winzigen einzelfrage über münzen oder dogmen ein besitztum für immer entstehn zu lassen, fehlt ihm gar zu sehr. und noch mehr ist er — um einen seiner gesuchten ausdrücke zu gebrauchen — ein 'Lessingvoller Anti-Lessing' im stil der sprache. in diesen dunkeln, anspielungsvollen, nicht selten geradezu unverständlichen sätzen, mit diesen eigentümlichen neologismen wie 'versühnt', 'aburteil', 'gewürfelter höfling', mit diesen groben schimpfworten wie 'La Mettries viehischer witz' mag man über Hamann schreiben — Lessing verlangt klarheit, bestimmtheit, vornehmheit.

Es entspricht auch schwerlich der tapfern gründlichkeit Lessings, wenn jemand, der den 'oberflächlichen' Locke stolz bei seite schiebt, Swift 'edel' und Temple einen 'helden' nennt, Perrault, Reimarus oder den 'ackerbaulehrer Thaer' feuilletonistisch behandelt, Knigge für einen höfling und Marinelli — für einen übermenschen im sinne Nietzsches erklärt. das ermüdende spiel mit den 'er und sie' beim drama, die sucht, etwa bei dem bekannten umschlag des tons im fragmentenstreit eine gute überzeugende erklärung, lediglich weil sie zu oft widerholt sei, durch eine höchst unwahrscheinliche hypothese zu ersetzen, das zurückschieben aller vorarbeiten und die seltsamen urteile in der bibliographie — zb. über RMayrs in seiner art ausgezeichnetes buch — sind ebenso viel kleinlichkeiten, die dem grofsen stil Lessings und dem mächtigen wurf seiner gedanken gegenüber doppelt verletzend würken.

So haben wir denn ein monument des grösten litterarischen bahnbrechers aller zeiten nicht erhalten. einseitig verweilt B. bei dem 'philosophen des dramas' und dem dogmatiker; der künstler kommt völlig zu kurz — vor allem auch der lebenskünstler. denn war der unglückliche, unpraktische, einsame improvisator nicht dennoch ein meister in der kunst, das sprödeste lebensmaterial zu einem heroischen schicksal umzubilden? lag nicht unbewuste weisheit, geheimer kunstverstand in seiner art, die gegner, die methoden, die schauplätze des kampfes so zu wechseln, dass er immer höher stieg, vom pastor Lange zu Nathan dem weisen und vom geheimrat Klotz zu der Erziehung des menschengeschlechts? in diesem buch aber verdeckt der gelehrte zu sehr den künstler, man sieht zuviel das opfer und den meister zu wenig.

Und dennoch! dass 1900 eine ringende und eine für ihre ideale kämpfende seele keinen bessern helfer und vorfechter weifs als Lessing, ist das nicht das überzeugendste zeugnis seiner macht und gröfse?

RICHARD M. MEYER.

Berichte über GWenkers Sprachatlas des deutschen reichs.
XVIII.

80. *gefallen* (satz 4).

Zum präfix vgl. *gelaufen* Anz. XXIV 115 ff. im obd. war es dort ungefähr ebenso weit zu *g*- synkopiert, wie es für *gebrochen* durch assimilation geschwunden war (eingehnderer vergleich beider grenzen bleibt einer spätern gesamtbetrachtung vorbehalten): hier bei *gefallen* reicht die synkope nördlicher und gilt zb. auch für die gegenden, die bei *gelaufen* und *gebrochen* (vgl. Anz. XXII 97 u.) *ga*- zeigten; man ziehe daher diese nordgrenze des süddeutschen *g*- in *gefallen* ungefähr mit der grenze zwischen Elsass und Lothringen bis östlich von Bitsch, dann über das Haardtgebirge, bei Worms über den Rhein und hinüber an den Main bei Klingenberg, dann über Spessart und Rhön und von Bischofsheim grade ostwärts his zum Erzgebirge. die südscheide des nd. gebietes, das das präfix ganz aufgegeben oder zu *e*- reduciert hat, stimmt zu *gelaufen* bis auf die unwesentlichen änderungen *Hagen, Attendorn*, Loburg, Zehdenick, Angermünde, *Schwedt*.

Stammsilbe und endung waren (wegen *gefann* uä.) schwer zu trennen und sind deshalb auf derselben karte zusammen dargestellt. aus gleichem grunde stell ich hier die endung voran. man geh bei ihrem entwurf von der normalskizze des verhalen *-en* Anz. XXIV 125 ff aus, speciell von 126 z. 10 an, und berücksichtige folgende besonderheiten. Engers, Bendorf, Vallendar haben *gefalle*. von der md. *-en*/*-e*-grenze wird das stück von *Hachenburg* bis *Schwarzenborn* hier ersetzt durch (*-e*-orte *cursiv*) *Hachenburg*, Marienberg, *Westerburg*, Driedorf, *Herborn*, Dilleuburg, Königsherg, *Wetzlar*, *Braunfels*, Butzbach, *Usingen*, Nauheim, Rosbach, *Assenheim, Orteuberg*, Nidda, Schotten, *Herbstein, Lauterbach*, Alsfeld, *Grebenau*, Schwarzenborn; in diesem damit von jener normalskizze abgetrennten sonderstück mit *-n* zwischen Rothaargebirge und Vogelsberg fehlt es freilich nicht an vereinzelten *-e*-ausnahmen, und in einem bezirk von ca. 30 ortschaften an der obern Eder mit dem mittelpunct Berleburg (vgl. Anz. XX 208. XXIV 126) ist *gefalle* sogar das ausschliefsliche. weiter sodann bis *Wassertrüdingen* wie aao. (resp. Anz. XIX 359), nur mit den änderungen Schmalkalden (von wo eine schmale *-n*-zunge gen sw. bis zu den Rhönanfängen sich abzweigt) und *Schillingsfürst*, und gen s. in die Alpen (Anz. XXIV 127 o.). in den *-n*-gegenden ist die synkope *-en* > *-n* viel weiter verbreitet als bei früheren paradigmen, sodass selbst für gegenden, wo sonst auf der karte *-en* als das vorherschende unbezeichnet blieb und die *-n* als in der minderzahl einzeln eingetragen wurden, wie in Brandenburg oder Schlesien, hier bei *gefallen* das umgekehrte verfahren gewählt worden ist; das kürzere *-n* fehlt eigentlich nur zwischen Eder und oberer Lippe. so stimmt denn auch von den *-n*-grenzen des ostens zwar die nd. zu der aao. beschriebenen, aber die südschlesische normal-

linie zwischen *-(e)n* und *-a* versagt grösstenteils : sie stimmt nur in ihrem südlichen teil, von Seiffersdorf (Anz. xxiv 127 u.) oder *Münsterberg* (Anz. xix 360) an, geht jedoch von hier nach w., an Frankenstein, Silberberg, Charlottenbrunn südlich vorbei, auf die reichsgrenze; der übrige sonstige *-a*-bezirk zeigt *gefolla* in vereinzelten ausnahmen, nur im gebirge bei Schmiedeberg, Landeshut, Schömberg herscht es noch; vgl. die anders gestaltete abweichung u. *bauen* Anz. xxii 108 (oder gar *nähen* ib. 331).

Im übrigen vgl. zur endung *gebrochen* Anz. xxii 100. die dort skizzierte grenze des endungslosen gebietes an Nahe, Saar, Mosel gilt auch hier (nur mit der änderung *Pfalzburg*) bis Braubach, dann aber läuft für *gefallen* die linie westwärts und zwar sehr unsicher über *Cochem*, *Daun*, Prüm, also südlicher als jene. enduugslose formen aufserdem öfter am Westerwald; ferner in Mecklenburg und Vorpommern (hier neben *-ll* auch *-l'l*, *-ll'l*: vgl. u. *felde* Anz. xix 287, also nicht endungsabfall, sondern ein assimilationsprocess), dgl. in der östlichsten provinz Sachsen inmitten Seyda-Prettin-Schlieben und vereinzelt noch nördlicher in die mark Brandenburg hinein. übergang in die schwache flexion zeigen zwölf orte zwischen Salzwedel und Dannenberg (*fallt*), zwölf orte nördlich von SVith (*gefält*), 18 orte bei Falkenberg i. L. (*gefōlt*); vgl. *gelaufen* Anz. xxiv 125 o.

Dass in dem oben beschriebenen sonderbezirk zwischen Rothaargebirge und Vogelsberg, statt der sonstigen dortigen endung *-e* < *-en*, bei *gefallen* vielmehr *-n* bewahrt war, erklärt sich natürlich aus dem alter der synkope *gefalln*, die bereits vorhanden war, als *-en* zu *-e* werden sollte. in einem grofsen mittleren teile des bezirks ist diese früh synkopierte form *gefalln* weiter assimiliert zu *gefann* : so im süden innerhalb der gegebenen grenze von *Herborn* bis *Herbstein* und nordwärts etwa innerhalb Herborn-Hatzfeld-Herbstein, doch ist diese scheide sehr unsicher, auch fehlt es nicht an *gefalln*- und *gefalle*-ausnahmen. anders hingegen ist das fehlen des alten *ll* in folgenden fällen zu beurteilen: zwischen Salzwedel und Wittingen hat eine gruppe von ca. 20 ortschaften *fān*, womit man vgl. *soot* u. *salz* Anz. xix 100 u., *bād* u. *bald* ib. 283 u., *fead* u. *felde* ib. 286 o., *twōaf* u. *zwölf* Anz. xxi 275, *kōt* u. *kalte* ib. 279 u.; alle diese stellen (dazu noch u. *alte* ib. 276 f) vgl. ferner für *gefaun gefoun* (gruppe von neun orten zwischen Schwiebus und Bentschen) und in Schlesien versprengte *gefōn*, auch für ganz vereinzelte *gfaua* bei Kissingen und *gefaue* zwischen Meiningen und Zella. zur bair. mouillierung des *l* endlich (*gfoin*, *gfojn*, *gfåōn* uä.) vgl. Anz. xxi 275 und xxiv 261 f.

Der stammsilbenvocal bat dehnung erfahren im gebiet der Haase, besonders um Quakenbrück und Fürstenau (*fālen*), in der mark Brandenburg um Treuenbrietzen uud Luckenwalde und an der Oder um Fürstenberg (*jefāln*), vereinzelt im nördlichen königreich Sachsen (*gefāln*), vor allem aber in eiuem gröfseren gebiete

des westens, das ganz oder teilweise uns schon oft mit dehuung alter kürze in geschlossener silbe begegnet ist (vgl. Anz. XIX 98. 102. 202. 283. 355. XX 208. XXI 163. 266. 276. XXII 99): sein äufserster nordwestzipfel ist das o. erwähnte *gefūl* bei SVith, sonst ist es zu umziehen durch eine curve, die etwa von Prüm über Daun ostwärts an die Mosel läuft und weiter aufwärts durch Mosel, Saar, Nied gebildet wird, wenn auch vereinzelte belege noch darüber hinaus in das gebiet des Hochwaldes greifen (*gefūlen*, *gefūl*, bei Diedenhofen auch *gefaol*, *gefaul*); endlich südöstlicher um SAvold und Falkenberg (*gefōl gefål*, *gefōlt gefålt*).

Im übrigen zeigte ein vergleich der bisherigen paradigmen mit kurzem *a* (Anz. XXV 392), dass seine gestaltung in *gefallen* wider eine grösstenteils individuelle ist; selbst wörter mit folgendem *l* (*salz*, *bald*, *alte*, *kalte*) zeigen nur hier und da gleiche oder ähnliche entwicklung, auch wenn ihr wortkörper durch assimilation (zb. *balle*) dem unseres participiums anscheinend so nahe gerückt war. es ist also sehr die frage, ob ich recht daran tat, die abweichungen zwischen *was* und *salz* lediglich dem *l* des letzteren zuzuschieben (Anz. XIX 100. 282). mithin beschränk ich mich hier am besten wider auf mechanische beschreibung der *gefallen*-karte, da zahlreiche *a*-paradigmen bis zu einer generellen betrachtung noch abgewartet werden müssen.

In Niederdeutschland überwiegt *a*. Oldenburg hat *u* mit ausnahme des Jeverlandes, das öfter *a* als *u* schreibt, und des südteiles um Kloppenburg und Vechta, dem *a* oder *ā* (s. o.) zukommt. das *u* setzt sich rechts der Wesermündung fort, hier mit *o* wechselnd, also wol = *ů*, ungefähr bis Bremen-Rotenburg-Bremervörde-Bergedorf-Travemünde und gilt dann für alles nördlichere land; nur die Probstei bevorzugt *a*. die gezeichnete ecke bei Bremervörde hat bis Rotenburg-Bergedorf *o*; auch der umkreis Bergedorf-Bleckede-Schwerin-Travemünde bevorzugt *o*, in der preufsischen hälfte mit *u* und in der mecklenburgischen mit *a* untermischt. der mecklenburgisch-pommersche ausschnitt Wismar-Müritzsee-Friedland-Misdroy schreibt *o*, daneben vereinzelt *u* und im westlichsten teil öfter *a*. in Pommern hat der bezirk Bublitz-Stolpemündung-Lauenburg-Bütow-Bublitz *u* (seltener *o*), das sich dann in schmalerem streifen gen so. bis gegen Schwetz fortsetzt. das nördlich und östlich sich anschliefsende land hat bis ans Frische haff und an die hochpreufsische grenze *o*, nur zwischen dieser und der untersten Nogat *u*. endlich gilt *o* noch für einen schmalen streifen an der holländischen grenze von Gronau bis Stadtlohn, sowie für die Harzgegend um Hasselfelde, Wernigerode, Blankenburg, Halberstadt, Schwanebeck, Oschersleben, Kroppenstedt. der rest hat *a*, das zahlreicher nur in dem o. frei gebliebenen stück Mecklenburgs mit *o* durchsetzt wird.

Auf hd. boden hat ganz Schlesien *o* (seltener *oa*), das gen w. bis Schwerin a. d. W.-Guben-Muskau-Wittichenau reicht. das

königreich Sachsen schwankt zwischen *a, oa, å, o,* wovon *oa* rechts der Elbe, *a* im n. und sw., sonst *o* überwiegt. das angrenzende Thüringen bevorzugt *o* gen n. bis in die höhe von Naumburg, gen w. bis an die Saale, gen s. etwa bis Saalfeld-Crimmitschau, sonst sind die *å, oa, o* gegenüber herschendem *a* selten. im königreich Bayern wird zumeist *o*, seltener *a* geschrieben nur südlich von Regen und Donau, soweit die endung *-n* galt (s. o.), in allen nördlicheren gegenden herscht *a* und die *o, å* sind ausnahmen. fügen wir noch hinzu, dass diese trübungen (zt. mit dehnung, worüber o.) um Falkenberg und SAvold in Lothringen herschen, vereinzelt im Siegerland auftreten, sowie in der Rheinprovinz bei Waldfeucht und Heinsberg und nördlich von Erkelenz, so bleibt nur übrig, allem andern lande auf der skizze so gut wie reines *a* zuzuteilen.

Als synonyma treten auf *gestürzt* öfter in Westfalen, *geschmissen* einige mal im Siegerland, am Taunus und an der Nahe, vor allem aber das alemannische *kheit* (di. *geheit*, vgl. Wb. d. elsäss. mdaa. I 313), das im Elsass (nur im nordteil bis zur Moder ist es selten), in Baden von Achern an gen s. und in den angrenzenden schwäbischen landschaften etwa bis zum umkreis Freudenstadt-Balingen-Ehingen-Lindau herscht.

Die Dänen schreiben *follen, fällen* (auch mit *-ld-* oder *-ldl-*); die Friesen auf Sylt, Amrum, Föhr *fälen*, auf dem festland gegenüber Sylt *falen* (auch mit *-rl-*), auf der übrigen küste und auf den Halligen *felen*, im Saterland *falen*.

81. *heute* (satz 15. 25. 38).

Zu grunde gelegt ist satz 15, die beiden andern sind überall zu ersatz oder controle herangezogen.

Statt *heute* hat der nordwesten *von tage* uä. die grösstenteils scharfe grenze verläuft zwischen (orte auf der *heute*-seite *cursiv*): *Heinsberg, Dahlen*, Dülken, Viersen, *Gladbach*, Crefeld, *Ürdingen*, Duisburg, *Angermund*, Kettwig, *Ratingen, Gerresheim*, Mettmann, *Höhscheid*, Burg, Remscheid, Rade v. wald, *Hückeswagen*, Wipperfürth, Gummersbach, mit *ik/ich* bis Medebach, dann *Fürstenberg, Corbach, Landau*, Volkmarsen, *Zierenberg, Grebenstein*, Hofgeismar, *Trendelburg*, Borgholz, *Carlshafen*, ungefähr mit der Weser bis *Bodenwerder*, weiter Hameln, Oldendorf, *Münder*, Rodenberg, Wunstorf, *Hannover, Burgdorf, Celle*; von hier an wird die grenze unsicher: will man alle letzten *von tage*-ausläufer mit hineinnehmen, so verbinde man etwa Celle, Ülzen, Hitzacker, Bleckede, Rehna, Travemünde, aber nur bis Celle-Lüneburg-Bleckede-Mölln-Harburg-Stade-Oldesloe-Kiel sind jene formen in der überwiegenden mehrheit. *heute*-eindringlinge sind schon überall in dem gebiet anzutreffen, am seltensten im sw. und in Ostfriesland; ja an der Haase in einem bezirk um Quakenbrück und Osnabrück, der Haselünne, Fürstenau, Ibbenbüren, Versmold, Melle, Diepholz, Vechta, Kloppenburg nicht mehr miteinschliefst, ist *hüte* das üb-

liche, *van dage* ausnahme. aufserdem findet sich zwischen Niederrhein und Weser, besonders in der westlichen hälfte, öfter *nu* (bei Neuenhaus an der Vechte *nouw* uä.).

Von jenem grofsen nordwestdeutschen gebiet ist ein südstreifen abzutrennen durch die linie (südliche orte *cursiv*) Mettmann, Elberfeld, Ronsdorf, *Lüttringhausen, Rade v. wald*, Breckerfeld, Lüdenscheid, *Meinerzhagen, Attendorn*, Plettenberg, Arnsberg, Meschede, Eversberg, Warstein, *Brilon*, Wünnenberg, *Stadtberge, Rhoden*, Peckelsheim, Borgentreich, Borgholz: er hat in seiner gröfseren östlichen hälfte *dün dag*, um Medebach *düön dag*, an der obersten Lenne *düin, düen dag*, um Olpe uud Meinerzhagen *din, dien dag*, bei Wipperfürth und Gummersbach *dissen dag*, um Remscheid *dön dag*. in dem übrigen *von tage*-gebiet beschränke ich mich bei der buntscheckigkeit der schreibungen hier auf folgendes. für die präposition folge man der oldenburgischen landesgrenze von der Wesermündung aufwärts bis zum Dümmersee, dann gen o. der nordgrenze der provinz Westfalen, hierauf der Weser aufwärts: links dieser scheide ist *van* die herschende form und *von* ausnahme, rechts umgekehrt. aufserdem überall versprengt *ven* und *vön*, wol schreibungen reducierter formen, im *von*-gebiet auch *vun*, ferner *vorn, vern, ver* uvä. das substantivum verliert öfter sein *-g-* südöstlich von Hagen-Wunstorf, am regelmäfsigsten in der nachbarschaft von Paderborn, Driburg, Niebeim, Brakel, Borgholz, Peckelsheim (*van dae*); gelegentlich auch in Schleswig-Holstein (*von da*). die dativendung fehlt im allgemeinen innerhalb der üblichen grenzen: im niederfränkischen, rechts der untern Weser und Aller, wenn auch die ufer beider noch genug ausnahmen zeigen, und nördlich von Emden-Varel; schwanken südlich dieser linie und in Westfalen. als besonderheit kommen für das oldenburgische nördlich vom 53 breitengrade zahlreiche *van dag(e)n* hinzu. in Ostdeutschland hat allein das delta der Weichselmündung nebst etlichen küstenorten westlicher bis Danzig *von dog, von doag*.

Bei *heute* vgl. zum schwund des anlautenden *h-* auf ehemals slavischem boden Anz. XIX 106.

Sodann sei die endung vorausgenommen (vgl. zuletzt Anz. XXIII 218). die grenze zwischen geschwundenem und erhaltenem *-e* stimmt in Nord- und Ostdeutschland zu der für *gänse* Anz. XVIII 408 beschriebenen (bis auf die belanglosen änderungen *Wittingen*, Fehrbellin, *Schönfliefs, Soldin, Driesen*, Liebenau, *Kobylin*). die in Mitteldeutschland stimmt von Ilmenau an gleichfalls, während ich den westlicheren teil besser hier in seinem individuellen verlaufe gebe (endungsorte *cursiv*): Hilchenbach, *Berleburg, Laasphe, Biedenkopf*, Dillenburg, *Wetter*, Marburg, *Kirchhain*, Amöneburg, Neustadt, Treisa, *Borken, Homberg*, Schwarzenborn, Rotenburg, *Sontra*, Creuzburg, *Treffurt, Mühlhausen, Schlotheim*, Thamsbrück, Langensalza, *Tennstedt, Gebesee, Erfurt*, Gotha, *Arnstadt*, Ohrdruf, *Plaue*, Ilmenau (vgl. Anz. XX 216. 222 und für das thüringische

stück Zs. 39, 281 f). aber als besonderheit kommt für *heute* hinzu die endung *-e* im preufsischen (ca. vom 36 längengrade an), die nur im w. und s., bis zur hochpreufsischen nordgrenze, mit endungslosigkeit bunt wechselt: dort kann *-e* nur auf *-en* zurückgehn (vgl. mnd. *huden*, mnl. *heden*, *huden*). dies *-(e)n* findet sich ferner an der Oder etwa inmitten Cüstrin, Frankfurt, Fürstenberg, Reppen, Sonnenburg und vereinzelter nördlich der untern Warthe und Netze, sowie in der provinz Posen. endlich *-e* (*-ä*, *-a*) oft im Oberelsass, etwa südlich Kaisersberg-Markolsheim, und vereinzelt auf dem andern Rheinufer, besonders bei Kandern und Lörrach. zur erklärung dieses *-en* vgl. Franck Tijdschr. v. ned. taal- en letterk. 15, 52 ff. 66, 1.

Im ud. stimmt die vocalische gestalt des wortes im allgemeinen gut zu *leute* (Anz. xx 219 f). nur die mecklenburgischen und pommerschen *üe* sind hier ganz vereinzelt; es fehlt der *eu*-streifen bei Wilsnack und Ruppin; das gebiet der westfälischen diphthongierung ist hier eingeschränkter als bei *leute*, sie ist südlich von Trendelburg-Osterode nur noch ausnahme gegenüber herschendem *ü*, und die für das Leinegebiet oberhalb Göttingen dort aufgeführten *eu* fehlen hier ganz; der schmale streifen zwischen dem *dün dag*-gebiet und der *ik*/*ich*-linie hat gegenüber den *lüde* hier bei Corbach und Landau *hüdde*, sonst von Sachsenberg über Fürstenberg, Sachsenhausen, Freienhagen, Wolfhagen, Zierenberg bis Grebenstein und Immenhausen *hödde* (im w. auch *höde*); endlich im w. und s. von Danzig etliche gekürzte *hitt*, sowie *hitt* oder *hitte* vorherschend zwischen Weichsel und hochpreufsischer grenze.

Um so auffälliger geht der nd. consonantismus in *leute* und *heute* auseinander: alle die weiten gebiete, die dort *d* oder *r* oder *j* oder ausfall des dentals zeigten, haben hier bis zur Weichsel (ebenso wie schon oben die *hüte*-eindringlinge im *van dage*-gebiet) consequentes hd. *t*! vereinzelte *d* in der mark Brandenburg fallen dem gegenüber kaum auf. um so mehr aber der oben erwähnte kleine district an der Oder bei Frankfurt, der die endung *-en* aufwies: er hat *d* und erinnert mit seinem *heiden* wider an das dort citierte mnl. *heden*, *huden*. dem entspricht es vortrefflich, dass auch das niederpreufsische mit seiner endung *-e* $<$ *-en* dasselbe *d* combiniert (*hide*; nur der äufserste osten um Gumbinnen und Goldap, der häufig schriftdeutsche einflüsse verrät, hat mehr *hite*, vgl. zuletzt Anz. xxiv 120 o.): ein hinweis auf holländische colonisten von seltener deutlichkeit.

Die unter *eis* Anz. xviii 409 begrenzte nhd. diphthongierung gilt nördlich der Mosel nur so weit, als nicht durch die gutturalisierung des folgenden dentals vocalkürze eingetreten ist (s. u. und vgl. unter *leute* Anz. xx 219); erst zwischen Blankenberg a. d. Sieg und *Altenkirchen* wird die grenze wider der allgemeinen diphthonglinie ähnlich; doch ersetze man das unter *eis* gegebene hessische stück von *Hallenberg* bis *Frankenau* hier durch Halleu-

berg, *Battenberg,* Frankenberg, *Rosenthal,* Frankenau; sonst sind gegenüber *eis* als unmittelbare grenzorte zu ändern Plaue, *Cölleda, Zerbst, Herzberg, Schlieben.* die hochpreufsische diphthongierung (*heit, heite*) stimmt zu *eis.* die scheidelinie der süddeutschen läuft in Lothringen wesentlich südlicher als sonst, nämlich zwischen (diphthongierende orte *cursiv*) *Busendorf,* Bolchen, SAvold, *Forbach, Saaralben,* Buckenheim, *Bitsch,* dann übereinstimmend mit *eis* bis zum Schwarzwald; für den rest vgl. HFischer karte 14.

Die besonderheiten des vocalismus von *heute,* die sich aus dem ursprünglichen umlautsmangel seines alten diphthongs erklären, sind zu vergleichen mit denen unter *feuer* Anz. XXII 103 f (resp. *nichts* XIX 207). dem dortigen *fuer* um Siegen steht hier *hō* gegenüber (im südzipfel *hū*). für seine diphthongierte fortsetzung mag gen sw., s. und so. bis an den Vogelsberg die unter *feuer* gegebene skizze ganz ungefähr auch hier gelten; vom Vogelsberg nordwärts läuft die *au*-grenze (mehr zur *naut*-grenze neigend) zwischen (*au*-orte *cursiv*) Herbstein, *Schotten, Grünberg, Homberg,* Kirtorf, *Kirchhain,* Neustadt, *Rauschenberg,* Gemünden, Rosenthal, Frankenberg, *Battenberg,* Hallenberg; im südwestzipfel des ganzen bezirks mehr *ou* als *au*; aufserdem überall schon *eu*- oder *ei*-ausnahmen, zumal in den städten. die kleine *au*-enklave zwischen Nastätten und Braubach wie bei *feuer* : aber sie bildet hier den rechtsrheinischen ausläufer eines grofsen linksrheinischen *au*-bezirks, der die beiden kleinern *fauer*-districte an der Mosel mit einschliefst. seine südostgrenze stimmt vom Rhein ab, nur die umgegend von Oberwesel und Bacharach noch einschliefsend, im allgemeinen zur moselfränkischen *wat*-linie (Anz. XIX 97), nur im äufsersten sw. hat die nachbarschaft von Bolchen und Falkenberg, nach mafsgabe der oben gegebenen diphthongierungslinie, *hūt,* und hieran schliefst sich noch südöstlich über die *wat*-linie hinaus *hutt* so, dass Saaralben, Finstingen, Saarburg von ihm nicht mehr erreicht werden. die nordgrenze läuft von Boppard nach Mayen, nördlich an Daun vorbei, südwärts auf Trier und westlich von ihm auf die luxemburgische grenze. das so abgetrennte grofse *haut*-gebiet zeigt (neben vielen *eu*- und *ei*-eindringlingen, besonders an den Moselufern von Berncastel abwärts,) in der östlichen hälfte oft *hout* und bei Diedenhofen *hott.* von seiner nordwestecke aus wird noch ein streifen mit *hock* um Prüm und *hockt* westlicher bis an die reichsgrenze vorgeschickt.

Die ähnlichen erscheinungen im obd., die bei *feuer* im schwäb. und bair. eine so grofse rolle spielten (Anz. XXII 103 f), sind hingegen hier bei *heute* zu ganz dürftigen resten zusammengeschrumpft: der grund ist der dortige zusammenfall von *heute* und *heint* (vgl. HFischer karte 25 und Anz. XXIV 264). altes *huit* herscht nur noch in zwei kleinen bezirken, von denen der eine etwa inmitten Balingen, Friedingen, Stockach, Pfullendorf, Sigmaringen, Gammertingen ligt (seine südhälfte war bei *feuer* auffälligerweise gerade

-*ei*-ausnahme), der andre am obern Iller mit Immenstadt als mittelpunct und Kempten, Leutkirch, Isny noch einschliefsend. dazu ein kleiner *huat-*, *huet*-district am Bodensee zwischen Friedrichshafen, Tettnang, Lindau (vgl. unter *feuer*), umschlossen von einem gröfseren bezirk mit *hiat*, *hiet*, *hiöt* uä., der Markdorf und Ravensburg noch umfasst und östlich davon bei Leutkirch an das erwähnte *huit* stöfst (HFischer karte 14). aufserhalb dieser kleinen gebiete findet sich *huit* nur ganz vereinzelt im südlichen schwäbisch (neben ständigem *hait* usw.), im bairischen gar nicht mehr.

Der genannte ersatz von *heute* durch *heint* gilt für das schwäbische sprachgebiet und für das kgr. Bayern mit ausnahme des von der ungefähren linie Rotenburg ob d. T.-Mellrichstadt links gelegenen teils, wo die *heint*-formen ausnahmen sind. sie werden im schwäbischen selten, in Bayern häufiger mit ihrem etymologischen *n* geschrieben; sonst genügt für ihre lautliche gestalt ein hinweis auf *wein* Anz. xix 279 ff. sie verschulden es, dass die Anz. xx 218 versuchte skizze von bewahrtem *eu* gegenüber entrundetem *ei* hier natürlich nicht zutreffen will. über Bayerns nordgrenze hinaus noch vereinzelte *hent* bei Schleiz, *hente* bei Gera, und rechts der Mulde im kgr. Sachsen und in Schlesien etliche *hinte*.

Wir kehren jetzt zu dem vergleich mit *leute* zurück. der zweite absatz dieses artikels (Anz. xx 219 f) erfordert für *heute* mutatis mutandis folgende änderungen. das hess.-thüring. gebiet mit vocalkürze, das dort im gegensatz zu *häuser* (*hisser*) fast ganz fehlte, ist hier bei *heute* wider vorhanden, wenn auch nicht ganz so grofs als bei dem letztgenannten : man ziehe seine nordostgrenze etwa von Worbis nach Cölleda; der gekürzte vocal ist aber nicht wie bei *hisser* fast durchgängiges *i*, sondern westlich von Neukirchen-Rotenburg-Witzenhausen *e* (dh. die entrundete fortsetzung des für den nd. streifen von Sachsenberg bis Immenhausen oben erwähnten *ö*). den vereinzelten *lett*, *lätt* bei Diedenhofen entsprechen hier die oben erwähnten *hott*. zur verteilung von *i* und *ü* im süddeutschen monophthonggebiet vgl. jetzt streitschrift s. 44 f. dem reinen *i* bei *leute* im Elsass steht hier von Markirch-Schlettstadt südwärts wechsel von *e* und *i* gegenüber, zt. mit endung (s. o.), also *hette hidda* usw. : das ist lautlich nicht = *heute*, sondern = ndl. *heden*, worüber Franck Tijdschr. 15, 52 ff.

Auch für den consonantismus beschränk ich mich noch einmal auf das citat Anz. xx 220—222, was ich für diejenigen leser ruhig tun darf, die eine *leute*-skizze zum vergleich bei der hand haben. namentlich der bezirk der ripuarischen gutturalisierung deckt sich bei beiden paradigmen gut; den *leckt* und *leck* an der Schnee-Eifel entsprechen hier gröstenteils die oben erwähnten *hockt* und *hock*. den *leur*, *leir* in der Pfalz um Kusel und Baumholder stehn hier lediglich *heut*, *heit* (resp. *haut*, *hout*) gegenüber.

Bei der hiermit beendigten skizze hab ich nur grobe umrisse geben können; die *heute*-karte ist eine unsrer buntesten und

verlangt mehr wie die meisten andern persönliche einsichtnahme. da ich oben aufserdem vocal, consonant, endung gesondert schildern muste, so empfiehlt es sich vielleicht, den reichtum der md. formen, von den grofsen *heit-* und *heite-*, *heut-* und *heute*-gebieten abgesehen, noch einmal aufzuführen, ohne dass die zahllosen schreibungen im einzelnen berücksichtigt werden können: in Lothringen der reihe nach von so. nach nw. *hitt, hutt, hüt, haut, hott*; *haut, hout* an Saar und Mosel; *hett* an der Sauer, von wo einige *heckt* hinüberführen zu den *hockt* und *hock* an der Schnee-Eifel; *höckt* bei SVith; *höck* das ripuarische kerngebiet; rings herum *hück* bei Montjoie, *hü* um Aachen, *hüt* von Heinsberg bis Gladbach, *hütt* um Düsseldorf, südlicher *hück* bis Köln, *hüt* um Waldbröl, *hü* bei Freudenberg, *hö* um Hilchenbach, *hō* um Siegen, südlicher (westlich von Haiger) *hū*, gen w. bis Altenkirchen *heut*; das hessische *au*-gebiet hat im n. bis etwa zur höhe von Marburg *haure*, im w. bis etwa Hachenburg-Westerburg-Ems *hout, haut*, in der mitte bis etwa Ems-Grünberg-Kirchhain *hau*, im übrigen südteil wider *haut*; im no. folgen *herre* von Frankenberg bis Melsungen und Rotenburg, *hedde* von Wildungen über Waldeck und Cassel bis Witzenhausen und Lichtenau; *hidde* an der obersten Leine, *hitte* von Sontra über Treffurt bis Mühlhausen und von Tennstedt über Erfurt bis Plaue; *hitt* von Fulda über Hersfeld und Eisenach bis Gotha; *hütt* und *hüt* von der obersten Fulda über Schmalkalden bis zum Rennstieg; *hite* von der Hainleite zum Harz und weiter nach no.

Dän. *edav, idav, edau, idau* uä. fries. auf Sylt *delling*, auf Amrum *dalang*, auf Föhr *daling, daleng*, auf den Halligen *delling*, auf der küste gegenüber Sylt *deling, däling*, südlicher *dilling, delling, delleng*, im Saterland *dälig, delig, deilig*. (fortsetzung folgt.)

Marburg i. H. FERD. WREDE.

Am 13 juli starb im 73 lebensjahre KARL AUGUST BARACK, in den fünfziger und sechziger jahren von Nürnberg und Donaueschingen aus ein fleifsiger herausgeber altdeutscher und mittellateinischer texte, seit 1871 kaum minder verdient um unsre wissenschaft als schöpfer und durch fast ein menschenalter leiter der herlichen universitäts- und landesbibliothek zu Strafsburg.

Nach langer leidenszeit ist am 27 juli, 68 jahre alt, prof. CARL CHRISTIAN REDLICH zu Hamburg verschieden, der ausgezeichnete kenner der litteratur des 18 jhs., einer der ersten und einer der besten, die der streng philologischen behandlung moderner autoren zu recht und ansehen verholfen haben.

Am 29 august verschied in der irrenanstalt Feldhof der frühere Grazer professor für vergleichende sprachwissenschaft GUSTAV MEYER.

Prof. KARL D. BUELBRING in Groningen wurde als ord. professor der englischen philologie an die universität Bonn berufen.

Der professortitel wurde dem privatdocenten dr R. M. MEYER in Berlin verliehen.

REGISTER

Die zahlen, vor denen ein A steht, beziehen sich auf die seiten des Anzeigers, die übrigen auf die Zeitschrift.

Oben s. 329 f ist leider übersehen worden, dass aus der betr. sammlung schon JBolte Zs. 36, 295 ff wichtige proben abgedruckt hat.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.